Gottlieb Wilhelm Rabeners.

Satiren.

Zweyte Auflage.

Mit allergnädigsten Privilegien.

Leipzig,
Im Verlage Johann Gottfried Dycks.
1755.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht

vom Misbrauche der Satire.

Einige Ursachen haben mich veranlaßt, diejenigen satirischen Schriften in zween Theile zusammen zu bringen, welche ich seit einigen Jahren in verschiedenen periodischen Blättern einzeln drucken lassen.

Die Gefälligkeit meiner Freunde gab mir Gelegenheit, mich dieses Mittels zu bedienen, um das Urtheil der Welt zu erfahren, und die vernünftigen Critiken der Kenner mir zu Nutze zu machen.

Beides ist mit gutem Erfolge geschehen. Ich bin so glücklich gewesen, daß die meisten meiner Schriften öffentlichen Beyfall gefunden haben, und die verbindliche Nachsicht, welche man gegen meine Arbeiten gezeigt, hat mich auf-

gemuntert, gegen mich selbst desto weniger Nachsicht zu brauchen, und nicht allein diejenigen Fehler auszubessern, welche man auf eine sehr bescheidne Art und mit guten Grunde dabey ausgesetzt; sondern auch denen, so viel möglich, abzuhelfen, welche bey einer strengen Beurtheilung verdient hätten, angemerkt zu werden.

Eine gute Aufnahme gegenwärtiger Sammlung wird mir Muth machen, diese Arbeit fortzusetzen, wofern mich nicht mein unruhiges Amt zu sehr zerstreut, oder andre Vorfälle es hindern.

Vielleicht giebt es Leser, welche eine Rechtfertigung von mir erwarten, wie ich es habe wagen können, Satiren zu schreiben. Ich bin nicht willens, eine Schutzschrift für mich aufzusetzen. Vernünftigen Lesern würde ich nichts neues sagen; für unvernünftige aber schreibe ich nicht.

Ich weis wohl, wie zweydeutig die Begriffe sind, welche sich viele von der Satire machen. Sie sind gar zu sehr gewöhnt, das Pasquill mit der Satire zu verwechseln. Sie haben zwar gelernt, daß ein Pasquill eine Schmähschrift sey, wo man, ohne sich zu nennen, den ehrlichen Namen des andern zu verunglimpfen, und ihm Laster oder Verbrechen anzudichten sucht; Sie wissen auch so viel, daß die Satire nur die Laster der Menschen, und das Lächerliche einer verachten Aufführung durch Spotten lesbar zu machen sucht, um andern einen Ekel dawider beyzubringen, und wo möglich, die Lasterhaften selbst tugendhaft zu machen. Beides wissen sie, und dennoch seufzen sie über einen Satirenschreiber so sehr, als über einen Pasquillanten.

Ich glaube, die Ursachen, dieser ungereimten Urtheile liegen an den Schriftstellern so wohl, als an den Lesern.

Ich will mich bemühen, einige Ursachen aus einander zu setzen, warum viele Leser auf eine so unbillige Art von der Satire urtheilen.

Die vorgefaßte Meinung ist wohl eine der wichtigsten. Man hat es uns in unsrer Jugend gesagt, daß die Satire vom Pasquille wenig oder nichts unterschieden sey. Wir wür-

den

den selbst nachdenken müssen, wenn wir diesen Unterschied finden wollten; vielmals aber können wir nicht selbst denken, und noch öfter sind wir zu bequem dazu. Ohne uns also weiter zu bekümmern, sagen wir in kindlichem Gehorsame nach, was unsre Mutter und Großmutter vor uns gesagt haben; und diese waren doch auch christliche Weiber! Dergleichen Leser sind in der That mehr zu bedauern, als zu bestrafen. Sie können bey ihrer gemächlichen Unempfindlichkeit immer ganz fromme Leute seyn, denn viele Leute sind auch aus Dummheit fromm, und ihre guten Absichten ersetzen das, was ihnen am Verstande fehlt.

Diejenigen sind weit weniger zu entschuldigen, welche auf die Bemühungen, die Laster lächerlich und verhaßt zu machen, unerbittlich eifern, und doch unermüdet sind, vor ihrem unschuldigen Nachbar alles böse zu reden, was ihnen der Neid oder andre Leidenschaften eingeben. Vielleicht halten diese es für einen Eingriff in ihr Amt; denn dazu haben sie zu viel Eigenliebe, daß sie ihre Verleumdungen für Bosheit, und die Absichten eines Satirenschreibers für Menschenliebe halten sollten. Gemeiniglich rührt ihre Wut aus der Quelle so vieler Laster, aus der Heucheley, her. Sie fühlen es, daß ihre Aufführung schändlich ist; sie haben sich zu lieb, als daß sie solche ändern sollten; sie glauben, [illegible] geben. Sie eifern auf die Satiren, um auf die Verleumdung eifern zu können, und unter dieser ehrbaren Maske verfahren sie so lieblos mit ihren Nächsten, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß sie gefährliche Verleumder sind. Denn wie wolte der ein Verleumder seyn, welcher eben um deswillen die Satiren verflucht? Es kann seyn, daß ich diesen niedrigen Geschöpfen zu viel thue. Vielleicht ist die Heuchelen nur in ihren jüngern Jahren die Ursache dieser Ausschweifungen; bey zunehmenden Alter erlangen sie durch die unermüdete Uebung, böses zu reden, eine solche Fertigkeit darinnen, daß sie es wirklich mit Ueberzeugung reden, daß sie glauben, Buße zu predigen, wenn sie lästern,

und daß ihnen die Satire im Ernste verdächtig wird, weil sie allein den Beruf haben, Heyden zu bekehren.

Bey vielen ist die Begierde, auf die Satire zu schmähen, nichts anders, als die Sprache eines bösen Gewissens. Davon sind sie überzeugt, daß die rühmliche Absicht der Satire nur diese ist, die Laster zu verfolgen. Weil sie aber so gar unempfindlich noch nicht sind, daß sie ihre eignen Laster nicht wahrnehmen sollten, so wird ihnen diese Absicht schrecklich. Jeden Streich, der auf die Laster geschieht, fühlen sie auf ihrem Rücken. Können diese wohl etwas bessers thun, als daß sie diese Satire überhaupt verdächtig machen? Wie viel haben sie zu ihrer eignen Sicherheit gewonnen, wenn sie diese grosse Absicht erreichen? Nun mag die Satire wider die Laster eifern; sie ist verdächtig. Man fängt an, Mitleid mit den Lastern zu haben, weil man gehört hat, daß die Absichten der Satire boshaft sind, daß man nicht bessern, sondern nur verunglimpfen, daß man nicht die Laster verfolgen, sondern den armen unschuldigen Nebenchristen um seinen guten Namen bringen will. Hinter dieses Vorurtheil verbergen sie sich, und geniessen ihre Laster geruhig. Sucht man sie in ihrem Hinterhalte auf, entblößt man ihre Fehler; so schreyen sie über Gewalt, und man bedauert sie, an statt daß man über sie lachen sollte. Mit einem Worte, sie sind wie die muthwilligen Knaben, welche die Ruthe verbrennen, um ungestraft muthwillig seyn zu können.

Verschiedne von ihnen sind noch etwas feiner. Sie finden das Lächerliche von ihren Fehlern in einer Satire abgeschildert; sie schweigen hämisch dazu stille, und beseufzen nur das Unrecht, welches andre neben ihnen zugleich leiden müssen. Sie vertheidigen ihre Mitbürger, um unparteyisch zu scheinen, und von diesen wieder vertheidigt zu werden. Können sie gar ihre ungerechte Sache zur Sache des Herrn machen: So haben sie doppelt gewonnen, und für einen lasterhaften Heuchler ist nichts zu ehrwürdig. Ein Mann, welcher die heiligen Lehren seines Amts durch ein

unheiliges Leben entkräftet, findet sein Bild. Er erschrickt, und schweigt. Er sucht mit boshafter Mühe eine Stelle, nur einen Ausdruck, welcher durch eine unbillige Auslegung den Verfasser zum Religionsspötter machen kann. Er findet ein Wort, welches in seinem tückischen Munde zur Lästerung wird. Nun ruft er mit freudiger Rache das Wehe! aus, und verdammt den Verfasser. Sein Pöbel, welchen der Schein blendet, hebt Steine auf, und verfolgt im Namen des Herrn denjenigen, welcher nur, aus wahrer Hochachtung für die Religion, ihren lasterhaften Diener entlarven wollen. In der That sind diese die gefährlichsten Feinde der Satire, aber eben um deswillen verdienen sie kein Mitleid, und die Religion selbst fodert es, daß wir sie, wenn gar keine Besserung zu hoffen ist, ohne Barmherzigkeit vertilgen.

Es giebt noch andre Feinde der Satire. Diese sind die traurigen Leser. Sie sind wirklich nicht untugendhaft; Sie hassen die Laster von Herzen; Sie würden es zufrieden seyn, wenn man alle Lasterhafte dem Teufel mit Leib und Seele übergäbe; aber spotten soll man nur nicht über die Laster. Ich weis nicht, wie diesen engbrüstigen Leuten zu helfen ist; vielleicht weis es mein Barbier. Die Eigenliebe der Menschen wird durch nichts so empfindlich gerührt, als wenn man sie lächerlich macht. Sie bleiben gleichgültig, wenn ich ihnen sage, daß ihre Laster abscheulich sind; wenn es hoch kömmt, so werden sie verdrüßlich. Aber alsdann schämen sie sich, wenn ich ihnen ihre Schoßsünden, wenn ich ihnen ihre Fehler, mit denen sie sich brüsten, auf der lächerlichen Seite zeige. Wir können unsern Kindern die äusserlichen Fehler des Uebelstandes nicht leichter abgewöhnen, als wenn wir solche vor ihren Augen nachahmen; sie sehen alsdann, wie häßlich sie lassen, und schämen sich. Wollen wir erwachsenen Personen weniger Einsicht zutrauen? Wenn ich die Absicht habe, zu bessern, so thue ich am vernünftigsten, ich wähle diejenigen Mittel, welche die Erfahrung bewährt gemacht hat. Inzwischen glaube ich, es wird gut seyn,

wenn ich mit diesen traurigen Feinden der Satire gemeine Sache mache. Sie sollen mit den Lastern zanken; ich will über die Laster spotten. Vielleicht sind wir glücklicher, wenn wir mit zusammengesetzten Kräften unsre Mitbürger tugendhaft zu machen suchen; sie mit Feuer und Schwerdt, ich aber mit Scherze.

Wenn ich sage, daß viele um deswillen Feinde der Satire sind, weil sie nicht wissen, was die Ironie sey, und worinnen deren Stärke und Schönheit besteht, so sage ich wirklich etwas, welches dem guten Geschmacke meiner Landsleute eben nicht zur Ehre gereicht. Inzwischen ist es doch wahr, und alles, was ich thun kann, ist dieses, daß ich mich in ihrem Namen schäme. Spreche ich: „Die wollü„stigen Ausschweifungen der Jugend sind die Ursachen einer „unglücklichen Ehe, eines schimpflichen Alters, und eines „trostlosen Sterbens: „ So verstehen sie mich ganz wohl, und werden diesen Gedanken für gar erbaulich halten. Wollte ich aber sagen: „Glückliche Jünglinge, die ihr die „kurzen Augenblicke einer sinnlichen Wollust dem ungewissen „Vergnügen verzieht, welches die murrische Tugend dem „Alter verspricht; die ihr zu vornehm erzogen seyd, als daß „ihr den gemeinen Mann, um die altväterische Glückselig„keit einer gesegneten Ehe beneiden solltet! Es kostet euch „in eurer Jugend tausend Unruhe, und oft euer ganzes „Vermögen, um einem siechen und beschwerlichen Alter mit „starken Schritten entgegen zu eilen. Fahrt unermüdet „fort! Nur der gesittete Pöbel lebt tugendhaft, um ruhig „zu sterben; sterbt ihr, sterbt ihr auch mit Schrecken, so „wißt, daß Leute von euerm Stande und Vermögen weit „über diesen ängstlichen Gedanken erhaben sind! „ Wollte ich dieses sagen, so würde ich in Gefahr seyn, von diesen unwissenden Richter für einen Verführer der Jugend gehalten zu werden. Was soll man mit diesen Leuten anfangen? Man schicke sie wieder in die Schule! Da mögen sie den Vossius lernen, und sich erklären lassen, was die Figur der Ironie heisse!

Nichts

Nichts ist gemeiner, als die Frage: Wer hat dir aber den Beruf gegeben, Satiren zu schreiben? Das ist leicht zu beantworten. Sagt mir erst: Wer hat euch den Beruf gegeben, mich zu fragen? Uno? Die Begierde dich von deinem sündlichen Vorhaben abzuziehen; das Verlangen, die Unschuld deinen bittern Spöttereyen zu entreissen; mit einem Worte, die allgemeine Menschenliebe: Ist dieses mein Beruf genug? Gut! Und eben diese allgemeine Menschenliebe ist auch mein Beruf, Satiren zu schreiben. Die Laster zu schrecken, die lächerlichen Fehler den Menschen verächtlich vorzustellen, vernünftige Bürger zu schaffen, alle Welt mit mir glücklich zu machen; sind euch diese Ursachen nicht wichtig genug? Brauche ich dazu eine schriftliche Vocation? Ich werde mich weiter verantworten, wenn man eben diese Frage an alle diejenigen thut, welche Bücher schreiben.

Es kommen also diese feindseligen Urtheile, denen die Satire ausgestellt ist, gemeiniglich von solchen Lesern her, welche sich aus angeerbten Vorurtheilen, aus einer übelverstandnen Frömmigkeit, aus eigner Schmähsucht, aus hämischer Heucheley, aus murrischem Eigensinne, aus Unwissenheit, und aus andern Leidenschaften das bittre Vergnügen machen, sich zu Feinden der Satire aufzuwerfen. Ich habe aber oben gesagt, daß die Verfasser eben sowohl, als die Leser, an den übeln Begriffen Ursache sind, welche sich viele von der Satire machen, und ich getraue mir zu behaupten, daß sie die allermeiste Schuld daran haben.

Wer den Namen eines Satirenschreibers verdienen will, dessen Herz muß redlich seyn. Er muß die Tugend, die er andre lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron des Fürsten, und das Ansehen der Obern das Heiligste seyn. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebet seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den

Mitbürger doch, und verabscheut den lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist, und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und lasterhaft zu seyn. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menschen, aber vor allen Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß liebreich seyn, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will. Mit einem Worte; er muß ein rechtschaffner Mann seyn!

Wären alle Satirenschreiber dieses, wie sie es alle seyn sollten, so glaube ich gewiß, die meisten ihrer Feinde würden ihre öffentlichen Freunde werden, und diejenigen, welche nicht dazu gemacht sind, vernünftig zu denken, würden sich, wo nicht vor sich selbst, doch wenigstens vor der Welt schämen, länger ihre Feinde zu heissen. Es ist wahr, wir würden, wenn diese strengen Regeln beobachtet werden sollten, ein paar hundert Satirenschreiber weniger haben. Aber, das ist auch in der That alles, was man dem Vaterlande nur wünschen kann. So lange dieser Wunsch unerhört bleibt; so lange haben die Verfasser die meiste Schuld, daß die Satiren so vielen Lesern verdächtig sind.

Kein Pasquillant ist zu lasterhaft, er flüchtet sich hinter die Satire. Er schämt sich nicht, dem Unschuldigen Laster anzudichten; aber ein Pasquillant zu heissen, schämt er sich doch. Seine Bosheit ist gefährlicher, als die Tücke des Strassenräubers. Er verdient, wie dieser, die Rache der Gesetze, und er ist unwürdig, daß wir weiter seiner gedenken.

Wir sind sehr geneigt, die Fehler an unsern Feinden lächerlich zu machen, und schmeicheln uns, daß wir eine Satire schreiben, wenn wir dieses thun. Ich zweifle daran. Schreiben wir aus redlichen Herzen? Schreiben wir,

unſern Feind zu beſſern? Hat er die Fehler auch wirklich an ſich, die wir lächerlich machen? Drey ſchwere Fragen! Wie leicht betrügen wir uns ſelbſt, wenn wir dasjenige für einen Trieb der Menſchenliebe halten, welches wohl nichts, als eine aufwallende Hitze der Rachbegierde, iſt. Wir ſind beleidigt; unſer Feind ſoll es empfinden, wie gefährlich es ſey, denjenigen zu beleidigen, der ſeine Fehler einſieht, und Witz genug hat, ihn lächerlich zu machen. Wollen wir ihn beſſern? Nein! denn er iſt unſer Feind, und wir verlören zu viel, wenn derjenige durch ſeine Beſſerung ſich die Hochachtung der vernünftigen Welt verdiente, welchen wir bey der vernünftigen und unvernünftigen Welt lächerlich machen wollen. Vielmals hat er keinen Fehler weiter, als dieſen, daß er unſer Feind iſt. Schwachheiten machen wir zu Verbrechen, und was wir bey uns Verſehen heiſſen, das ſtellt uns der Haß an unſern Feinden als die abſcheulichſten Laſter vor. Wie können wir verlangen, daß dasjenige eine Satire ſeyn ſoll, was wir, wenn es wider uns gerichtet wäre, eine rachſüchtige Verleumdung nennen würden? Ich glaube auch, daß es ſehr unvorſichtig iſt, wider ſeinen Feind Satiren zu ſchreiben; geſetzt, daß wir in der That die Abſicht hätten, ihn zu beſſern und geſetzt, daß er wirklich laſterhaft wäre. Unſer Feind gewinnt zu viel über uns. Er darf nur ſagen; daß wir von ihm beleidigt ſind, und daß wir als Feinde ſchreiben: So hat er ſeine Fehler vertheidigt, und kann ganz ruhig laſterhaft bleiben. Er bringt die Leſer auf ſeine Seite, welche ohnedem geneigt genug ſind, an der guten Abſicht der Satire zu zweifeln. Wir werden der Welt verdächtig, an ſtatt, daß wir die Fehler unſers Feindes lächerlich machen wollten.

Wenn wir bey manchen die Urſachen unterſuchen wollten, warum ſie mit ſo vieler Bitterkeit wider die Fehler der Menſchen eifern: So würden wir finden, daß es aus Misgunſt, und aus ihrem ſchwarzen Geblüte herkomme. Ein rechtſchaffner Satirenſchreiber wird ſich freuen, wenn es aller Welt wohlgeht; dieſe aber knirſchen über das Glück

ihres Mitbürgers. Es wäre zu verwegen, ihm sein Glück vorzuwerfen. Was sollen sie thun? Sie vergiften ihm seine Zufriedenheit; sie machen die Quelle verdächtig, aus der sein Glück entsprungen ist, und werfen ihm vor, daß er sich dessen nicht vernunftig bediene. Dadurch schaffen sie sich ein frommes und weises Ansehen, und wollen uns bereden, daß sie dieses Glücks weit würdiger wären. Unter hundert Satiren, wider die Pracht und Verschwendung der Reichen, kommen gewiß funfzig aus der Feder solcher Verfasser, welche innerlich mit dem Himmel murren, daß sie durch ihre Armuth gehindert werden, auf eine so prächtige und verschwenderische Art, wie jene, lasterhaft zu seyn. Sie sind Bettelmönche, welche Mäßigkeit predigen. In ihren Augen ist ein Reicher ohne Unterschied ein ungerechter Mann. Er und sein Vater müssen Wuchrer gewesen seyn; wo kämen sonst die Schätze her? Die Tugend adelt nur, reich macht sie nicht; sagt der Herr Verfasser mit einer bittern Mine, und schielt ganz kleinmüthig auf seinen abgetragnen Rock. Sind dergleichen Scribenten nicht selbst Ursache, daß der Verschwender und der Wuchrer die Satiren verdächtig machen?

Es ist ein Unglück für die Satire, wenn sie denen in die Hände geräth, welche witzig genug sind, Lachen zu erregen, aber nur aus Muthwillen spotten. In der That sind sie weder boshaft, noch neidisch; aber sie sind muthwillig. Sie wollen nicht gern allein lachen; die Welt soll mit lachen. Sie spähen die Fehler des andern aus, nicht, ihn zu bessern, sondern ihn lächerlich zu machen. Sie sind froh, daß es Fehler giebt, sonst könnten sie nicht witzig seyn. Wären alle Menschen tugendhaft; wie sehr würden sie sich ärgern! Sie warten nicht, bis ihr reifender Verstand durch die Erfahrung die gründliche Einsicht erhält, welche nöthig ist, das Herz eines Lasterhaften zu durchforschen, um nur diejenigen Fehler zu züchtigen, welche eine Züchtigung verdienen. Nein; so bald sie vernehmlich reden und leserlich schreiben können, so bald reden und

schrei-

schreiben sie böses. Sie spotten, ehe sie denken lernen, und weil noch immer viel gutes unter dem Muthwillen eines so lebhaften Jünglings verborgen liegt, welches sich gemeiniglich mit den Jahren durcharbeitet: So wird man finden, daß sie aufhören, zu spotten; so bald sie anfangen, zu denken. Inzwischen muß derjenige von ihnen leiden, welcher es nicht verdient hat. Die Satire wird verhaßt, weil sie ihre Spöttereyen für Satiren ausgegeben; und es gehören viele Jahre dazu, ehe sie das Andenken ihres jugendlichen Muthwillens auslöschen; man gebe einmal acht, ob nicht diese eben diejenigen sind, welche in den gelehrten Kriegen das größte Lärmen machen.

Die Schreibart, deren man sich bey der Satire bedienet, will mit einer außerordentlichen Vorsicht gewählt seyn, wenn sie nicht anstößig werden und den Leser wider die Satire aufbringen soll. Viele glauben, recht herzhaft zu lehren, wenn sie recht anzüglich schreiben. Sie murren die Fehler der Menschen an, an statt daß sie mit ihnen lachen sollten; aus Liebe zur Wahrheit schimpfen sie. Sie thun sehr unrecht. Kömmt ihre Herzhaftigkeit nicht aus einem bosen, so kömmt sie wenigstens aus einem groben Herzen her: das ist alles, was man zu ihrer Entschuldigung sagen kann; aber wie viele von den Lesern sind geneigt, diese Entschuldigung gelten zu lassen? Und dennoch sind sie allemal weit erträglicher, als der ungezogne Witz derer, welche nicht satirisch seyn können, ohne unflätig zu seyn. Ich kenne Männer, welche sich einbilden, sehr fein zu denken; welche im Stande sind, einen ganzen Abend lang eine Gesellschaft beiderley Geschlechts mit den gröbsten Zweydeutigkeiten zu unterhalten, ohne ein einzigmal roth zu werden. Sie sind gemeiniglich die ersten, die über ihre satirischen Einfälle lachen, und sie zwingen dadurch wenigstens den Wirth, aus Gefälligkeit mit zu lachen; Vernünftige aber, werden einen so niederträchtigen Witz verabscheuen. Verhängt es nun der Himmel in seinem Zorne, daß ein dergleichen ungesitteter Mensch gar schreibt, und seine Satiren,

wie

wie er es nennt, drucken laßt; was für einen Begriff müssen die Leser von einer Satire bekommen? Hoffen sie etwan zu bessern? Ich glaube nicht, und sie werden es auch nicht gestehen, daß sie für den Pöbel schreiben; ob sie gleich die Sprache des Pöbels reden.

Viele gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menschen zu zeigen, gar zu weit, und verschonen keinen Stand. Es ist wahr, es giebt in allen Ständen Thoren; aber die Klugheit erfodert, daß man nicht alle tadle, ich werde sonst durch meine Uebereilung mehr schaden, als ich durch meine billigsten Absichten nutzen kann. Der Verwegenheit derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürsten dringen, und die Aufführung der Obern verhaßt, oder lächerlich machen wollen. Ist es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß sie in ihrem finstern Winkel schärfer zu sehen glauben, als diejenigen, welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen haben; so ist es doch ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen laßt. Sie haben selbst noch nicht gelernt, gute Unterthanen zu seyn; wie können wir von ihnen erwarten, daß sie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren sollen? Es giebt andre Stände, welche zwar so heilig nicht sind, daß es ein Verbrechen wäre, das Lächerliche an ihren Fehlern zu entdecken; bey denen aber doch die Billigkeit erfodert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend ist ohnedem geneigt genug, das Fehlerhafte an denenjenigen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaume halten soll. Wollen wir sie durch bittre Satiren auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen? Gesetzt, ein solcher Lehrer hat seine Fehler, welche verdienten, bestraft zu werden! Vielleicht ist er eigennützig, vielleicht pedantisch, vielleicht ein elender Scribent. Es kann seyn. Werfe ich ihm diese Fehler vor, stelle ich ihn dem Gelächter seiner Schüler bloß, gesetzt auch, daß ich es aus redlichem Herzen thäte, um ihn zu bessern; so werde ich allemal mehr scha-

schaden, als nutzen. Ihn werde ich vielleicht nicht bessern, und seine Schüler werden glauben, ein Recht bekommen zu haben, demjenigen nicht zu gehorchen, welchen die Welt für lächerlich hält. So oft er sie ihrer Pflichten erinnert, so oft wird ihnen einfallen, daß sie von einem eigennützigen Manne, von einem Pedanten, von einem elenden Scribenten daran erinnert werden. Dieses Andenken macht ihnen die wichtigsten Pflichten verächtlich; und ein Schüler, bey dem dieses Vorurtheil die Oberhand gewinnt, wird selten als ein redlicher Mann sterben. Bin ich nicht Schuld? Einen Pedanten habe ich nicht gebessert, dem Vaterlande aber habe ich an seinen Schülern hundert ungesittete Bürger gezogen. In der That erschrecke ich allemal, wenn ich sehe, daß ein Schulmann unter die Geissel der Satire fällt. Ihn bedaure ich selten, aber die Folgen davon sind mir zu ernsthaft. Und thun dergleichen Lehrer wohl Unrecht, wenn sie der Jugend fürchterliche Begriffe von der Satire beizubringen suchen?

Die Geistlichen haben gemeiniglich das Unglück, daß der Witz satirischer Köpfe auf sie am meisten anprellt. Ich bin sehr unzufrieden damit. Da verschiedne unter ihnen so wenig sorgfältig sind, ihre Fehler zu verbergen; So können sie von uns nicht verlangen, daß wir sie nicht wahrnehmen sollten. Sie sind nicht über die Satire erhaben, das räume ich ihnen nicht ein; viele sind tief unter derselben, wenn man sie nach ihrer unanständigen Aufführung beurtheilen soll, und viele würden gar zu sorglos seyn, wann ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satire schützte. Dennoch glaube ich, daß man nicht vorsichtig genug dabey verfahren könne. Es gilt hier beynahe eben das, was ich oben von den Lehrern in Schulen gesagt habe. Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen. Das Volk ist nicht allemal einsehend genug, einen Unterschied, zwischen der Person desjenigen, der sie lehrt, und zwischen seinen Lehren

selbst

selbst zu machen. Wage ich nicht zu viel, wenn ich einen bessern will, und dadurch in Gefahr komme, das Ansehen der ganzen Religion zu schwächen, welche man dem Volke nicht ehrwürdig genug vorstellen kann? Ist ein Geistlicher wirklich lasterhaft; so überlasse man ihn der Obrigkeit, welche aufmerksam genug ist, dem Aergernisse zu steuern, das seine lasterhafte Aufführung in der Kirche veranlassen kann. Hat er lächerliche Fehler, und wir finden schlechterdings nöthig, diese zu züchtigen; so muß unsre Satire so algemein seyn, daß nur die Fehler lächerlich werden, seine Person aber, so viel es möglich ist, verdeckt und unerkant bleibt. Sind es Kleinigkeiten, sind es gelehrte Schwachheiten, die ihm anhängen, so habe man Geduld, oder mäßige wenigstens die Bitterkeiten mit aller Vorsicht. Ist er ein Ignorant, und doch exemplarisch, (denn es giebt viel exemplarische Ignoranten,) so verehre man ihn wegen seines guten Wandels, und verzeihe ihm seine Unwissenheit. Durch Donatschnitzer kömmt die Kirche nicht in Gefahr, und wir können uns mit der angenehmen Vorstellung beruhigen, daß wir gelehrter sind, als er.

Ich habe bey dem Charakter eines Satirenschreibers gefodert, daß das Ehrwürdige der Religion seine ganze Seele erfüllen muß. Ist dieses, so wird er nicht allein in Ansehung der Geistlichen nach denen Regeln, die ich oben gegeben habe, viele Mäßigung brauchen; sondern er wird auch seine gröste Aufmerksamkeit darauf gerichtet seyn lassen, daß durch seine Satiren das Ansehen der Religion nicht im geringsten geschwächt werde. Wie kann sich derjenige rühmen, daß seine Absicht sey, die Tugend algemeiner zu machen, welcher gegen die Religion leichtsinnig ist? Ein solcher Mensch wird lasterhaft, um nicht lächerlich zu seyn. Von denen will ich nicht reden, welche unter dem gemisbrauchten Namen der Satire sich Mühe geben, den ganzen Bau unsers Glaubens zu erschüttern. Ihre unsinnige Wut, so ohnmächtig sie auch ist, verdient das Tollhaus, und keine vernünftigen Vorstellungen. Ich will nur eines

Mis-

Misbrauchs gedenken, welcher, wenn ich freundschaftlich urtheilen soll, mehr Leichtsinn, als Bosheit, verräth. Es giebt gewisse Gebräuche in der Kirche, welche gleichgültig sind, und zur Religion selbst nicht gehören; sie machen den geistlichen Wohlstand aus. Man hüte sich ja, diese lächerlich zu machen! Ist das Volk abergläubisch, so wird es unsre Schriften verabscheuen; ist es so leichtsinnig wie wir, so wird es bey diesen gleichgültigen Gebräuchen nicht stille stehen, sondern wesentliche Stücke der Religion auch für gleichgültig halten, und endlich über die ganze Religion spotten lernen.

Es war in Deutschland eine Zeit, wo die Satire nicht anders, als auf Unkosten der Bibel, witzig seyn konte. Wenn man recht fein scherzen wollte, so scherzte man aus den Psalmen, und es gab muntre Köpfe, welche so zu sagen, eine ganze satirische Concordanz in Bereitschaft hatten, um in ihrem Witze unerschöpflich zu seyn. Zur Abwechselung brauchten sie die Gesänge der Kirche, und sie brachten dadurch in einer Minute mehr Narren zum Lachen, als Zuhörer der Geistliche durch Bibel und Gesänge in einem ganzen Jahre zum Weinen bewegen konnte. Ich freue mich, daß wir uns von diesem verderbten Geschmacke, das ist der gelindeste Name, den man dieser Thorheit geben kann, wieder erholt haben. Worinnen bestund der Witz? Nicht in dem Gedanken, den man vorbrachte, sondern in der Art, wie er vorgebracht ward. Das kam den Zuhörern lustig vor, daß wir die geschwinde Fertigkeit besassen, den ernsthaftesten Gedanken der Schrift durch eine poßierliche Verdrehung dermaassen zu veranstalten, daß er so abgeschmackt aussah, wie unser eigner Gedanke. Sie fanden dieses Mittel sehr bequem, spaßhaft zu seyn, ohne daß es nöthig gewesen wäre, Verstand zu haben; sie ahmten es mit Freuden nach; und in kurzer Zeit ward dieser Misbrauch so algemein, daß niemand witzig war, als so ein bibelfester Lustigmacher. Hätte man vor dergleichen Scherze auch um deswillen keinen Abscheu haben wollen, weil sie

wirklich dem ehrwürdigen Ansehen der Religion nachtheilig sind: So hätte man sich wenigstens darum ihrer schämen sollen, weil wir dadurch einen Eingriff in die Rechte des niedrigsten Pöbels thaten. Man gebe nur einmal acht! So bald ein Stallknecht sich fühlt, daß er seiner denkt, als die Viehmagd, so wird er sie mit seinem Spasse aus der Bibel, oder einem geistlichen Liede, überraschen. Das ganze Gesinde schreyt vor Lachen, alle bewundern ihn bis auf den Ochsenjungen, und die arme Viehmagd, welche so witzig nicht ist, steht beschämt da. Der satirische Stallknecht! Man lasse ihm seinen angeerbten Witz! Sind wir eifersüchtig darüber?

Darauf bin ich stolz, daß in meinen satirischen Schriften alles mit möglichster Sorgfalt vermieden ist, was einigen Leichtsinn gegen die Religion verrathen, oder als ein Misbrauch der Schrift und Gesänge angesehen werden könnte. Ich habe dieses jederzeit für meine erste Pflicht gehalten; und man wird Stellen finden, wo ich eine wahre Hochachtung gegen die Religion und ihre Diener ernsthaft genug geäussert habe. Desto empfindlicher hat mir es seyn müssen, da ich erfahren, daß man einer von meinen Schriften diesen Vorzug so gar gerichtlich streitig machen wollen. Meine Leser werden mir erlauben, daß ich mich dieser Gelegenheit bediene, etwas zu meiner Vertheidigung anzuführen. Vielleicht lesen sie es mit Vergnügen, denn dergleichen poßierliche Händel kommen nicht alle Jahre vor Gerichte vor.

Der Eidschwur ist ohnstreitig eine der wichtigsten Handlungen im gemeinen Leben, wir mögen den Menschen als einen Christen, oder nur als einen Menschen überhaupt, betrachten. Der Misbrauch der Eidschwüre ist mir vor vielen andern Lastern verabscheuungswürdig vorgekommen. Den Grund dieses Misbrauchs habe ich nicht allein in dem Herzen des Menschen gesucht, welches immer geneigt ist, sich seiner Pflichten, so viel möglich ist, zu entledigen; ich habe auch gefunden, daß die Richter selbst, und wohl vielmals

mals ohne ihren Willen schuld daran sind. Die Vorsicht, mit welcher man in alten Zeiten sich des Eides bediente, war Ursache, daß er sich in seinem wahren Werthe erhielt. Je behutsamer man war, die Eide zuzulassen, destomehr Ehrfurcht behielt man für dieselben im Gerichte. Itzt sind unsre Richter weit nachsehender, und ich weis nicht, ist es die Bosheit der Menschen, oder ist es eine andre Ursache, welche das Uebel beinahe unvermeidlich macht, daß man vor den meisten Gerichtsbänken fast mehr von Eiden, als von Sporteln, reden hört. Ich hatte wahrgenommen, daß ein unverschämter Leichtsinn bey Ablegung eines Eides gewissermaassen zu einer Art des Wohlstandes geworden war. Frauenzimmer, welche sich würden geschämt haben, ihrem Bräutigame vor dem Altar anders, als mit einer ehrbaren und gesetzten Mine die Versicherung ihrer Treue zu geben, hüpften mit dem flatterhaften Leichtsinne einer Coquette vor den Richterstuhl, und schwuren mit lachenden Minen den schrecklichsten Eid. Männer, und Männer deren Amt vielmals erfodert, daß sie selbst andre vor dem Meyneide warnen müssen, verrichteten diese Handlung mit einer so frechen Sorglosigkeit, daß sie um nichts bekümmert zu seyn schienen, als wie sie ihre Füsse wohl stellen, den Huth unterm Arme anständig halten, und den Mantel auf eine galante Art zurückschlagen möchten. Wer sie in dieser Stellung sähe, der würde darauf nicht gefallen seyn, daß sie hier wären, vor dem Angesichte des obersten Richters sich entweder zu rechtfertigen, oder ewig zu verfluchen; er würde haben glauben müssen, daß sie da stünden, vor der anwesenden Gesellschaft einen Scaramuz zu tanzen. Der niederträchtige Eigennutz ungewissenhafter Advocaten ist an den meisten Meyneiden Ursache. Können sie es nur so weit bringen, daß ihr Client zum Schwure kömmt, so haben sie gewonnen. Höhle ihr Client noch einige Regungen der Menschlichkeit; ist er noch nicht ganz ohne Gewissen: So werden sie um einige Thaler beym Processe zu erbeuten, alle ihre Beredsamkeit anwen-

den, ihn entweder eben so verstockt zu machen, als sie sind; oder, weil dieses so leicht nicht möglich ist, ihm wenigstens durch falsche Begriffe vom Eide, und von dessen geheimen Verstande, das Gewissen, wie sie es nennen, zu erleichtern, und ihn zu Ablegung eines ungerechten Eides zu vermögen.

Alles dieses hatte ich wahrgenommen, und ich setzte mir vor, meinen Mitbürgern diesen thörichten Leichtsinn lächerlich zu machen; in der Hoffnung, diejenigen, welche keiner ernsthaften Betrachtung fähig sind, würden sich wenigstens um deswillen schämen, weil diese Aufführung unanständig ist. Ich redete hievon in der satirischen Sprache der Ironie, und sagte von dem Eidschwure: „In den alten „Zeiten kam dieses Wort nicht oft vor, und daher geschah „es auch, daß unsre gesitteten Vorfahren, die einfältigen „Deutschen, glaubten, ein Eidschwur sey etwas sehr wichtiges. Heut zu Tage, hat man dieses schon besser einge„sehen, und je häufiger dieses Wort, so wohl vor Gerich„te, als im gemeinen Leben vorkömmt, desto weniger will „es sagen. Einen Eid ablegen, ist bey Leuten, die et„was weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich „nichts anders, als eine gewisse Ceremonie, da man auf„rechts steht, die Finger in die Höhe reckt, den Huth un„ter dem Arme hält, und etwas verspricht, oder betheuert, „das man nicht länger hält, bis man den Huth wieder „aufsetzt; mit einem Worte, es ist ein Compliment, daß „man Wort macht. Ein Compliment aber gehört unter die „nichts bedeutenden Worte. Etwas eidlich versichern, „heißt an vielen Orten so viel, als eine Lügen recht wahr„scheinlich machen. Van Höken in seinem allezeit ferti„gen Juristen nennt den Eid herbam betonicam, und ver„sichert, einem den Eid deferiren, sey nichts anders, „als seinem klagenden Clienten die Sache muthwillig ver„spielen, und die Formel, sich mit einem Eide reini„gen, heisse so viel, als den Proceß gewinnen, denn „zu einem Reinigungseide gehöre weiter nichts, als drey „gesunde Finger, und ein Mann ohne Gewissen. Jene

„hätte

„hätten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten. Und „wenn auch ja jemand die Vorurtheile der Jugend an ſich, „und ein ſo genanntes Gewiſſen hätte: So würde es doch nir„gends an ſolchen Advocaten fehlen, welche ihn eines beſ„ſern belehrten, und für ein billiges Geld aus ſeinem Irr„thume helfen könnten. Gott ſtraf mich! oder: Der „Teufel zerreiſſe mich! iſt bey Matroſen und Muſ„ketirern eine Art eines galanten Scherzes, und in Pom„mern lernte ich einen jungen Officier kennen, der ſchwur „auch ſo, doch ſchwur er niemals geringer, als bey tau„ſend Teufeln, weil er von altem Adel war. Ich will „nicht zu Gott kommen; Ich bin des Teufels mit „Leib und Seele; iſt das gewöhnliche Sprüchwort ei„nes gewiſſen Narrens, welcher gar zu gern ausſehen möch„te, wie ein Freygeiſt. Er würde es in der That ſehr übel „nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geiſtern ver„mengen, und von ihm ſagen wollte, daß er einen Himmel „oder eine Hölle glaubte, und dennoch ſchwört er alle Au„genblicke, mit der witzigſten Miene von der Welt, bey „Gott und allen Teufeln. Mir kömmt dieſes eben ſo kräf„tig vor, als wenn unſer Münzjude Jeſus, Maria! rufen „wollte. Seinen Eid brechen, will nicht viel ſagen, „und wird dieſe Redensart nicht ſehr gebraucht. Auf der „Kanzel hört man ſie noch manchmal, aber daher kömmt „es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt „ſelbſt. In der That bedeutet es auch nicht mehr, als die „Ehe brechen, und um deswillen iſt ein Ehebrecher und „ein Meineidiger an verſchiednen Orten, beſonders in groſ„ſen Städten, ſo viel als ein Mann, der zu leben weis. „Dieſe Bedeutung fängt auch ſchon an, in kleinen Orten „bekannt zu werden, denn unſre Deutſchen werden alle Ta„ge witziger, und in kurzem werden wir es den Franzoſen „beinahe gleich thun. „

Ich würde meine Leſer beleidigen, wenn ich ihnen nicht zutrauen wollte, ſie könnten, ohne mein Erinnern, einſehen, daß dieſes in der lachenden Sprache der Ironie eben das-

dasjenige gesagt sey, was ich oben von dem Misbrauche des Eides, von dem strafbaren Leichtsinne der Schwörenden, und von der Bosheit derjenigen ernsthaft geschrieben habe, welche ihre Clienten zu einem falschen Eide bereden. Ich lies diese Stelle, nebst andern, in eben diesen ironischen Charakter, unter dem Titel: Versuch eines deutschen Wörterbuchs * in die Monatschrift der neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, einrücken, und ich war so glücklich, daß dieser Aufsatz bey vernünftigen Lesern Beyfall fand.

Ich weis aber nicht, durch welchen unglücklichen Zufall diese Monatschrift den Bauern eines Dorfs im Voigtlande in die Hände gespielt wird. Sie finden in dem Artikel von Complimenten, in dem von Eidschwüren und sonst einige Stellen, die ihnen auch als Bauern gefallen. Der Geistliche des Orts hört etwas davon, und weil er nichts als einzelne Stellen hört, so ist es ihm zu gute zu halten, daß er solche, ausser ihrem Zusammenhange, für verdächtig hält. Auch dieses will ich bey ihm noch entschuldigen, daß er auf der Kanzel sowohl, als bey dem Kindtaufessen, ängstlich wider diese Schrift eifert; wider diese gefährliche böse Schrift, die er noch nicht gesehen hat. Kurz; er macht Lärmen, und der Gerichtsverwalter tritt ins Gewehr. Nun hebt sich das Schreiben an! Richter und Schöppen, Müller, Bauern und Einnehmer werden vorgefodert; man will das böse Buch heraus haben, es kömmt endlich, und man behält's im Arreste! Hätte man es hiebey bewenden lassen, so würde man an diesem Verfahren nichts weiter auszusetzen finden, als allenfalls eine zu hitzig geäusserte Vorsicht. Ich bin wenig damit zufriden, daß dieses Buch den Bauern in die Hände gebracht worden. Es kann leicht geschehen, daß Leute von schwacher Einsicht eine Schreibart nicht verstehen, die ihr eigner Gerichtsverwalter nicht ver[illegible], der doch lateinische Bücher hat. Das gemeine Volk misbraucht gar leicht etwas, wovon

* Siehe diese Sammlung satirischer Schriften, den 2 Theil.

von es die ernsthafte Absicht nicht übersieht, und eine Obrigkeit kann in der That nicht vorsichtig genug seyn, dergleichen Leuten alles wegzuräumen, was ihre Unwissenheit misbrauchen kann. Anfänglich glaubte ich auch, die Bauern hätten einen oder den andern Ausdruck unvorsichtig gemisbraucht, und über die Eide leichtsinnig gescherzt. Wäre dieses gewesen; so würden sie diejenige Strafe verdient haben, welche ein solcher leichtsinniger Misbrauch nach sich zieht; aber nein! Davon findet sich in den Acten nicht die mindeste Spur. Sie haben darinnen gelesen, sie haben mit Vergnügen darinnen gelesen, und das ist ein Verbrechen! Man treibt die Untersuchung weiter; man will alle wissen, die in diesem Buche gelesen haben, Es werden Zeugen vernommen, und das Ansehen der Eide zu vertheidigen, werden vergebne Eide geschworen, weil man alle diejenigen entdecken will, welche sich den Satan haben blenden lassen, das Buch zu lesen. Hatte man wohl eine grimmigere Untersuchung wider Faustens Höllenzwang anstellen können? Also gieng die Verfolgung bloß über die arme Schrift, welche mit öffentlicher Censur gedruckt, und im ganzen Lande orthodox war, nur in diesem Winkel von Sachsen nicht. Die Acten sind voll von beleidigenden Ausdrücken, von solchen Ausdrücken, welche einem Richter unanständig sind, und welche die Gesetze, als Beschimpfungen, gestraft wissen wollen. Man nennt meine Schrift: Verwegen sie Sätze von Geringschätzung der Eidschwüre; gottlose, gewissenlose Lehren; ein ärgerliches Wesen; verdächtige und spöttische Ausdrückungen von Eidschwüren; ausgestreute Lehren vom Misbrauche des Meyneids; öffentliches Aergerniß; Verführung unschuldiger Herzen; skoptische Sätze; Sätze, welche zu nichts geschickter sind, als ein zügelloses Leben zu aller heimlichen Bosheit zu befördern, und so weiter. Und wo kömmt denn Ihnen alle diese Weisheit her, mein Herr, daß Sie in einem Buche so viel giftiges finden, welches vor Ihnen niemand gefunden hat, und nach Ihnen

niemand finden wird. Kann denn ich was dafür, daß Ihre Bauern ein Buch gelesen haben, das weder für Ihre Bauern, noch für Sie geschrieben ist. Muß man denn so ungezogen seyn, wenn man für die Ehre der Religion zu eifern glaubt? Und kann man sein Amt nicht verwalten, ohne grob zu werden? Wie sollte der Herr Gerichtsverwalter gesprudelt haben, wenn er in den Zeiten geboren wäre, wo die Hexenprocesse noch Mode waren! Es ist ein Glück für mich, daß wir in Sachsen kein Auto da Fe haben! Ich sehe im Geiste, wie er aus heiliger Einfalt ein Bündel Holz zu meinem Scheiterhaufen trägt! In der That bin ich überzeugt, daß dieses ganze Verfahren mehr Eifer, als Ueberlegung, zum Grunde hat. Ausserdem würde ich mich empfindlicher rächen. Da ich Gelegenheit gehabt habe, mich zu verantworten: So bin ich geneigt, ihm ein Verbrechen zu verzeihen, dessen er sich, wie ich aus christlicher Liebe hoffe, mit der Zeit schämen wird. Ich wünsche ihm mehr Gutes, als er von mir Böses gesagt hat. Ich will ihm, so viel ich kann, alle Wohlthaten vom Himmel erbitten, et magnum Dei beneficium eſt, ſenſu communi valere, sagt Cominäus!

Ehe ich schliesse, muß ich noch eines Fehlers gedenken, welcher sich bey der Satire sehr oft äussert, und an dem die Verfasser so wohl, als die Leser, schuld sind. Manche sind nicht im Stande, Satiren, und lebhaft zu schreiben, wenn sie nicht einen aus dem Volke herausheben, und seine Laster oder lächerliche Gewonheiten der Welt zur Schau stellen. Sie verfolgen und zerarbeiten ihn so lange, bis er der ganzen Welt verhaßt oder lächerlich ist. Ich setze voraus, daß sie dieses in der That aus Liebe zur Tugend, und andre vor seinen Fehlern zu warnen, nicht aber aus Feindschaft und Verbitterung, nur um sich zu rächen, thun; denn alsdann verdienen sie den Namen eines Satirenschreibers nicht einmal. Gesetzt aber auch, ihre Absicht wäre billig; so glaube ich doch, daß diese verzweifelte Cur nicht eher zu brauchen ist, bis das Laster gar zu gefährlich ist,

und

und zur Besserung sonst keine Mittel mehr übrig sind. Derjenige, welchen wir auf diese Art vom Hasse, oder dem Gelächter Preis geben, ist nunmehr ganz ausser dem Stande, sich zu bessern; sowohl, als ein Missethäter, den man an der Stirne gebrandmarkt hat. Die öffentliche Schande muß ihn zur Verzweiflung bringen, und er wird öffentlich lasterhaft, da er es vorher vielleicht nur heimlich war. Ich glaube aber auch, daß wir selbst bey dieser persönlichen Satire, dieses ist ihr eigentlicher Name, Gefahr laufen, parteyisch zu werden. Aus allgemeiner Menschenliebe fangen wir an, seine Fehler zu tadeln, und aus Eigenliebe fahren wir fort, ihn ohne Barmherzigkeit niederzureissen, so bald er Muth genug hat, sich zur Wehre zu stellen. Ich will diesen Satz mit nichts beweisen, als mit unsern gelehrten Streitigkeiten. Ich glaube, dieser Beweis geht über alle. Ausser der Gefahr, in welche sich auf diese Art ein Satirenschreiber begiebt, sich aus seinen Schranken zu verirren, wird er selbst sehr viel dabey verlieren. Ich habe das Herz nicht, einen Verfasser zu fragen, ob er nicht für die Nachwelt schreibe; wenigstens würde ich sehr betreten seyn, wenn man mich auf mein Gewissen darüber fragen wollte. Wir wollen es also nur aufrichtig gestehen; wir schreiben auch für die Nachwelt. Können wir wohl hoffen, daß wir durch die persönliche Satire diesen grossen Zweck erlangen? Ich glaube es nicht. Unsre Satire wird nur denen gefallen, welche den lächerlichen Menschen kennen, den wir züchtigen. Wollen wir diesen Thoren mit verewigen? Wird die Nachwelt, die von ihm nichts mehr weis, als was wir von ihm gesagt haben, mit eben dem Vergnügen unsre Schrift lesen, wie es allenfalls die jetzt lebenden thun? Hundert kleine Umstände, die uns lächerlich sind, fallen sodann weg, und werden den Nachkommen gleichgültig. Wie viel vermissen wir, eben um deswillen, an den Satiren des Juvenals? Boileau, dessen Witz vielleicht bitterer, als aufrichtig, war, hat einen grossen Theil der Unsterblichkeit seinen Scholiasten zu

danken. Viele Schriften vom Swift kommen uns abgeschmackt vor, weil wir in Deutschland die Originale nicht kennen, und die Gelegenheit nicht mehr wissen, welche seine persönlichen Satiren veranlaßt haben. Thun wir uns also durch dergleichen persönliche Satiren nicht selbst Schaden?

Wie unendlich sind die Vorzüge, welche die allgemeine Satire vor der persönlichen hat! Dadurch, daß ich Laster oder Fehler, welche vielen zugleich gemein sind, zum Gegenstande meiner Satire wähle, vermeide ich bey billigen Lesern den Vorwurf, daß ich aus Privatleidenschaften, aus persönlichem Hasse, aus Begierde, mich zu rächen, schreibe. Gewinnt ein Autor so viel, erlangt er das Zutrauen der Leser, daß seine Absichten tugendhaft, billig und uneigennützig sind: So hat er schon halb gewonnen. Er kann gewiß hoffen, daß seine Satiren besser werden, und da er den Beifal der vernünftigen Welt auf seiner Seite hat, so muß der Lasterhafte sich schämen, ihn anzufeinden. Ich lasse ihm Platz, sich zu bessern, da ich seine Person geschont habe. Noch ist unerkannt; noch weis niemand, daß er dieser Lasterhafte ist; nur ich weis es, und sein Gewissen. Er hat noch Zeit, tugendhaft zu werden; und die Welt soll es nicht erfahren, daß er lasterhaft gewesen ist. Es kann nicht fehlen; eine allgemeine Satire muß eine allgemeine Besserung wirken. Die Thorheit, die in Leipzig lächerlich ist, eben diese Thorheit ist in Lissabon und in Moskau lächerlich. Die Narren sehen, wie die Menschen, alle einander ähnlich, nur einige Züge verändert das Clima. Kann meine Eigenliebe etwas mehr verlangen, als die schmeichelhafte Vorstellung, daß, wenn ich die satirische Geissel wider die Ungereimtheiten meines Nachbars aufhebe, sich alle Thoren eines ganzen Landes bücken, aus Furcht, daß der Streich ihnen gilt? Wird aber dieses geschehen, wenn ich ihnen sage, daß ich meinen Nachbar meyne? Eine allgemeine Satire bleibt der Nachwelt immer neu. Eben die Thoren, die uns lächerlich sind, sind auch die Thoren ihrer Zeit. Schildre ich das Laster allgemein,

so

ſo lieſt der Enkel den Character eines laſterhaften, er vergißt, daß dieſer ſchon vor hundert Jahren geſtorben iſt, und ſucht ihn in ſeiner Stadt.

Ich habe mich vor perſönlichen Satiren in meinen Schriften, mit allem Fleiſſe gehütet. Die Charaktere meiner Thoren ſind allgemein; nicht ein einziger iſt darunter, auf welchen nicht zehen Narren zugleich billig Anſpruch machen können. Zeichne ich das Bild eines Hochmüthigen, ſo nehme ich die unverſchämte Stirne von Bavo, die ſtolzen Augenbraunen von Mävo, die vornehmdummen Blicke vom Gargil, die aufgeblaſnen Backen vom Criſpin, die trotzige Unterkehle vom Kleanth, den aufgeblähten Bauch von Adraſten, den gebieteriſchen Gang vom Meran; und aus dieſen ſieben ſchaffe ich einen hochmüthigen Narren, der heißt Suffen. Können Bav und Mäv, können die übrigen ſagen, daß ich ſie gezeichnet habe? Suffen wird noch leben, wenn ſie alle todt ſind, und ein jeder von ihnen wird wohl thun, wenn er ſich denjenigen Fehler abgewöhnt, welchen er in dieſer Copie lächerlich findet. Habe ich mir auch eine einzelne Perſon zum Originale vorgenommen, ſo bin ich doch ſorgfältig bemüht geweſen, ſo lange an ihm zu arbeiten, bis das Original durch viele fremde Züge unkenntlich, und zu einem neuen Originale geworden iſt.

Ich bin dieſe Vorſicht meiner Pflicht und der allgemeinen Menſchenliebe ſchuldig geweſen. Deſto weniger aber können es diejenigen neugierigen Leſer verantworten, welche ſo vorwitzig ſind, und zu dieſen allgemeinen Charakteren dennoch gewiſſe Perſonen ausſuchen, welche darunter gemeynt ſeyn ſollen. Es iſt dieſes ein ſehr gewöhnlicher Fehler der Menſchen. Darf ich es wohl ſagen, woher er rührt? Wir haben die ungerechten Begriffe von der Satire, daß ſie nicht ſo wohl auf die Fehler der Menſchen, als auf die Perſonen, gehen ſoll. Wir ſuchen daher Perſonen, ſo bald wir eine Satire in die Hände bekommen. Es iſt eine gewiſſe Bosheit in uns, die uns in einer beſtändigen Beſchäfftigung erhält, die Fehler andrer auszuſpähen. Wir

freuen

freuen uns, wenn andre lächerlich gemacht werden, denn wir sind sehr geneigt, mehr über die Fehler andrer zu lachen, als über ihre Tugend uns zu freuen. Mitten unter diesen Entdeckungen sind wir ruhig, daß nicht wir, wir tugendhaften Leute, sondern unser närrischer Nachbar gemeynt ist. Könnten wir wohl so ruhig seyn, wenn wir nicht zu viel thörichte Eigenliebe besässen? Vielleicht glaubt unser Nachbar, die Satire gehe auf uns, und wir lachen wohl zu gleicher Zeit beide übereinander. Verdient nicht unser boshafter Vorwitz die schärfste Satire? Durch unsre Auslegungen wird dasjenige eine persönliche Beleidigung, was der Verfasser in der billigen Absicht geschrieben hat, keinen zu beleidigen, sondern alle zu bessern. Es ist wahr; für den Verfasser ist es sehr vortheilhaft, wenn man an zehen Orten zu gleich den Thoren findet, den er auf seiner Stube geschildert hat! Man gesteht dadurch, daß seine Charaktere sehr allgemein, und die Thorheiten nach dem Leben gezeichnet sind. Aber diese Schmeicheley muß ihm so schätzbar nicht seyn, als der Ruhm, daß er nur die Fehler der Menschen verfolgt, die Menschen aber, als ein vernünftiger Mitbürger liebt. Jener Beyfall kützelt nur seinen Witz, dieser aber macht, daß er ein Recht erhält, auf sein redliches Herz stolz zu seyn.

Da meine satirischen Schriften das Schicksal gehabt, daß andre den Schlüssel dazu gesucht, und sie auf so vielerley Art ausgelegt haben: So nahm ich schon vor einigen Jahren Gelegenheit, die Unbilligkeit dieses Verfahrens lächerlich zu machen, und mich durch einen meiner Freunde rechtfertigen zu lassen. Der Verfasser eines Wochenblatts, so der Jüngling * heißt, hat die Mühe auf sich genommen. Ich brauche zu meiner Vertheidigung weiter nichts zu thun, als daß ich es hier wiederhole.

* * *

Ich bin so glücklich mit meinen Blättern, daß sie Lesern in die Hände kommen, welche eine so durchdringende Einsicht

* Siehe den Jüngling 1. Band. das 17 und 21. Stück.

ſicht und Scharfſinnigkeit beſitzen, daß ſie ſogleich die Originale zu den abgebildeten Charakteren wiſſen. Dieſe Scharfſinnigkeit macht ſowohl denen, welche ſie anwenden, als mir, viel Vergnügen. Ich ſehe daraus, daß die Welt dergleichen Charaktere als Aufgaben anſieht, deren Auflöſung in ihrer Gewalt iſt. Ich habe vor andern Schriftſtellern meiner Art den Vorzug, daß die Welt keinen Schlüſſel zu meinen Arbeiten haben will. Was die lächerlichen Charaktere anbelangt, die ich abgebildet habe; ſo iſt es mir gleichgültig, ob die Leſer die Originale dazu kennen, oder nicht, wenn ich ſie nur nicht kenne. Ich denke, daß ſich allezeit ein Original zu dem Abgeſchmackten finden wird, den man beſchreibt; es fehlt ja in der Welt an ſolchen Leuten nicht. Man mag ſich alſo immerhin in die Ohren ſagen: Ja, ja, das iſt das Frauenzimmer; es iſt nach dem Leben getroffen; es iſt, als wenn ich dieſen Edelmann oder Bürger mit Augen vor mir ſähe; wenn man Recht hat, ſo erfreut es mich, daß ich die Natur ſo glücklich treffe, und ich bedaure den, der das Original zu meiner Copie wird. Was die löblichen Charaktere betrifft; ſo verſichre ich aufrichtig, daß ich alle diejenigen meyne, welche die abgebildeten guten Eigenſchaften beſitzen. Ich bedaure weiter nichts, als daß ſich meine Leſer zuweilen nicht eher, als andre, nennen. Unterdeſſen will ich der Welt dieſes Vergnügen gönnen, und ihnen daher heute einige Charaktere vorlegen, von denen ich gewiß bekräftigen kann, daß ich ſie nicht erdichtet habe. Die abgebildeten Perſonen ſind nach dem Leben gezeichnet. Ich will mich auch mit denen in einen vertrauten Briefwechſel einlaſſen, welche dieſe Perſonen kennen, damit ſie zu einer ganz unſtreitigen Gewißheit in ihren Auflöſungen gelangen können.

Fa** iſt ſchön; das wiſſen wir alle. Sie iſt noch ein unſchuldiges Frauenzimmer. Ja, ja! Sie iſt reich; das läugnet niemand. Allein die gute Fa** lobt, aus groſſer Begierde, gelobt zu werden, ſich ſelbſt allzuſehr. Der Schade, den ſie davon hat, iſt ſehr groß. Nunmehr will

es

es niemand mehr glauben, daß sie schön, daß sie reich, daß sie ein unschuldiges Frauenzimmer ist.

Ich bedaure den armen Dichter: Alle Welt vermeidet seine Gegenwart; wo er hinkömmt, läuft man vor ihm. Er kann das nicht begreifen? Ich will es ihm sagen: Er ist gar zu poetisch. Ein grosser Fehler! Man flieht ihn, wie die Pest. Es ist auch in der That keinem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er so viel ausstehen soll, als man bey dem Herrn C*** auszustehen hat. Wenn ich stehe, so liest er mir seine Gedichte vor; setze ich mich nieder, so liest er sie mir auch vor. Ich fange an zu laufen; er läuft nach, und liest mir immer hinten drein; bis auf den Abtrit verfolgt er mich mit seinen geistreichen Werken. Vielleicht bin ich in der Allee vor ihm sicher? Es hilft nichts; er liest immer vor. Ich eile auf die Reitbahn. Umsonst, er läßt mich nicht einmal auf das Pferd. Mich hungert; ich muß zu Tische; er hält mich immer noch auf. Ich reisse mich los, und setze mich nieder; auch vom Tische jagt er mich weg. Ich werfe mich aufs Bette, und schlafe ein. Er weckt mich auf, und liest mir seine Verse vor. Ist wohl etwas unerträglichers zu denken? Er ist ein billiger, rechtschaffner und braver Mann; ich gebe es zu; allein es hilft ihm alles nichts. Es scheut sich alle Welt vor seinen Versen.

Cliton hat in seinem ganzen Leben nicht mehr als zwo Verrichtungen gehabt, zu Mittage und zu Abend zu essen. Es scheint, daß er nur zur Verdauung geboren worden sey. Er spricht auch nur von Dingen, die dahin gehören. Er erzält, wie viele Gerichte bey dem letzten Schmause aufgetragen, was für Essen, wie viel Essen, was für Braten und Beygerichte aufgesetzt worden sind. Er besinnt sich ganz genau darauf, was man für Gerichte bey dem ersten Aufsatze gebracht hat, und eben so gewiß besinnt er sich auf die Früchte, und Assietten. Er nennt alle Weine und gebrannte Wasser her, von denen er getrunken hat. Er verstehe die Sprache der Küche vollkommen, und er macht mir

Appetit,

Appetit, an einem guten Tische zu speisen, wo er nicht ist. Er ist ein ausserordentlicher Mann in seiner Art, der die Kunst, sich gut zu mästen, zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Er ist auch der Kenner guter Bissen; es wird kein Mensch wieder geboren werden, der so viel, und so gut ißt. Man darf auch selten dasjenige loben, was ihm misfällt. Er hat sich bis auf seinen letzten Hauch zu Tische tragen lassen; er gab eben an dem Tage, da er starb, einen Schmaus. Er mag seyn, wo er will, so wird er essen, und wenn er in die Welt zurückkehrt, so kömmt er zum Essen wieder.

Ra** befindet sich wohl auf, und sieht doch blaß. Er trinkt nicht viel, und sieht doch blaß. Er verdaut gut, und sieht doch blaß. Er hat eine junge artige Haushälterinn, und sieht doch blaß. Wo muß das herkommen?

Gorg**an ist ungemein freygebig gegen abgelebte Greise und verschwendet seine Geschenke an alte reiche Witwen. Verlangt Gorg**an vielleicht, daß ich glauben soll, er thue solches aus Großmuth? Der Niederträchtige! Seine Geschenke sind Netze und Fallstricke, die er ihren Erbschaften legt. Will er seine Großmuth bezeigen; will er ohne Eigennutz schenken, so beschenke er mich; denn ich bin jung und munter, und sterbe ohne Testament.

Unsrer Wuchrer F** ist ein schlauer Kopf! Er hat eine Frau, die so reitzend aussieht, daß ihn niemand zum Hahnreye gemacht haben würde, wenn er auch Geld dazu gegeben hätte. Der Zutritt war allen unverwehrt, und dennoch fand sich kein Mensch, welcher sich selbst so sehr verläugnen können, daß er auf diesen Einfall gekommen wäre. Was hat F** zu thun? Er wird eifersüchtig; er bewacht sie, und läßt sie von andern bewachen. Welcher Lärm! Es wimmelt unter seinen Fenstern von jungen Stutzern, die sich fast zu Krüpeln seufzen, und den halben Wechsel daran wenden, wenn sie nur eine einzige Nacht Herr F** seyn können. Herr F** hat seine Sachen vortreflich gemacht.

Die Madame *** ist vorzeiten verbuhlt und fast ein wenig allzu galant gewesen. Man hat von ihr gesprochen, und dieses hat sie bewogen, sich den allzulärmenden Ergetzlichkeiten der Welt zu entziehen. Sie ist eben noch so empfindlich, aber vorsichtiger. Sie hat eingesehen, daß Frauenzimmer ihre Ehre nicht so wohl durch ihre Schwachheiten, als durch ihre geringe Mäßigung in denselben beleidigen, und daß die Entzückungen der Liebhaber immer sehr wirklich und angenehm sind, wenn sie gleich verschwiegen werden. Sie ist schön, aber ihre Schönheit ist majestätisch, die sich leicht Ehrerbietung zuwege bringen würde, wenn sie gleich kein ernsthaftes Wesen annähme. Sie kleidet sich nicht verbuhlt, aber doch nicht ohne Schmuck. Wenn sie sagt, daß sie nicht zu gefallen suche, so setzt sie sich allezeit in den Stand, zu rühren, und ersetzt dadurch die Reizungen sorgfältig, die ihr ihre vierzig Jahre genommen haben. Sie hat wenig Reizungen verloren, und wenn man die frische Farbe ausnimmt, die mit der ersten Jugend verschwindet, und welche die Frauenzimmer oft noch vor der Zeit verderben, indem sie dieselben blendend zu machen suchen, so darf die Madame *** nichts bedauern, weil sie nichts verloren hat. Sie ist groß und wohlgebildet; sie hat eine angenommene Nachläßigkeit; ihre Gesichtsbildung und ihre Augen sind gezwungen ernsthaft. Wenn sie aber nicht darauf denkt, Achtung auf sich zu geben; so verrathen die Augen ein lustiges Wesen und Zärtlichkeit. Ihr Verstand ist lebhaft, ohne unbesonnen zu seyn, vorsichtig, und ein wenig zur Verstellung geneigt. Ob sie gleich ein sprödes Ansehen hat, so ist sie doch angenehm in Gesellschaften. Ihre Grundsätze verlangen nicht, daß ein Frauenzimmer keine Schwachheiten begehen müsse; sie verlangen nur, daß allein der Geschmack die Schwachheiten der Vergebung werth machen soll.

Herr G** hat sich einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gebahnt. Es giebt eine gewisse Art von Leuten, welche gern die Vornehmsten vor andern seyn wollen und es

nicht

nicht sind; diesen hänat er an. Er läßt sich zwar von ihnen nicht zum Narren gebrauchen; aber er lacht sie selbst freywillig an, und bewundert ihre grossen Geister. Was sie sagen, lobt er; wenn sie es wieder läugnen, so lobt er dieses auch. Verneinen sie etwas, so verneint ers mit. Bejahen sie etwas, so sagt er auch Ja. Kurz, er hat sich das Gebot auferlegt, allen zu schmeicheln; denn das ist izt das einträglichste Gewerbe. Er macht aus Narren Unsinnige. Wo er hinkommt, läuft ihm alles entgegen, Köche, Weinschenken, Gastwirthe und Zuckerbecker. Sie grüssen ihn; sie stellen ihm zu Ehren eine Gostereyan, und wünschen ihm zu seiner Ankunft Glück. Man sehe, was der Müssiggang und fremdes Brod thun kann. Hat Herr C** nicht einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gefunden?

Die Mademoiselle *** zieht einen Handschuh ab, uns eine schöne Hand zu zeigen, und sie vergißt es nicht, einen ganz kleinen Schuh zu entdecken, der einen kleinen Fuß voraus setzt. Sie lacht über lustige oder ernsthafte Dinge, um schöne Zähne zu verrathen; wenn sie ihr Ohr sehen läßt, so bedeutet solches das, das es schön ist, und wenn sie niemals tanzt, so kommt es daher, daß sie, mit ihrer Gestalt wegen ihrer Dicke unzufrieden zu seyn, Ursache hat. Sie kennt alle ihre Vortheile, einen einzigen ausgenommen; die Mademoiselle *** redet beständig und hat keinen Verstand.

Was? Der Madame *** sollte ein einziger Mann genug seyn? Gewiß; nur ein Mann ist für die Madame *** zu wenig. Man wird sie eher dazu nöthigen, daß sie sich an einem Auge begnügen lasse.

Der Herr Professor mag sprechen, oder Reden halten, oder schreiben, so will er citiren. Er läßt von dem Fürsten der Philosophen sagen, daß der Wein trunken macht, und von dem grossen Redner der Römer, daß das Wasser denselben mildere. Wenn er sich in die Moral einläßt, so ists nicht er, sondern der göttliche Plato, welcher versichert, daß die Tugend liebenswürdig ist, und das Laster gehaßt

zu werden verdient, oder daß aus dem einen so wohl, als aus dem andern, Fertigkeiten entstehen. Die gemeinsten und alltäglichsten Gedanken, und so gar diejenigen, die er selbst noch denken kann, will er den Alten, den Lateinern und Griechen schuldig seyn, nicht etwan, um dem, was er gesagt hat, mehr Gewichte zu geben, oder vielleicht mit seiner Wissenschaft sich ein Ansehen zu machen. Nein, er will citiren.

Sie bewundern allein die Alten, mein Herr *** und loben nur die verstorbenen Poeten; allein ich bitte Sie, vergeben Sie mirs, mein Herr; Es ist der Mühe nicht werth, daß man stirbt, um Ihren Beyfall zu erhalten.

Der Herr Doctor liebt die Insecten; er sammlet ihrer alle Tage mehr. In Europa hat niemand so schöne Schmetterlinge von allerley Gestalten und Farben. Ach! zu was für einer Zeit besuchen sie ihn itzt? Er ist in einen tödlichen Kummer versenkt; er ist murrisch und finster; seine ganze Familie leidet darunter. Er hat auch einen entsetzlichen Verlust erlitten. Kommen sie nur näher, und sehen sie das an, was er ihnen auf seinem Finger zeigt. Es hat kein Leben mehr, es ist ihm den Augenblick gestorben! Was ist es denn? Es ist eine Raupe. Was das für eine Raupe war!

Alter Narre! Merkst du nicht, warum dich P*** mit Geschenken überhäuft? Du bist reich, du gehst auf der Grube! Stirb! Verstehst du kein Deutsch?

* * *

Man wird sich vielleicht der Charaktere erinnern, die ich in einem meiner Blätter der Welt, als Aufgaben vorgelegt habe, welche sie auflösen sollte. Ich und mein Verleger haben verschiedene Briefe erhalter, in welchen die Personen angegeben werden, die ich gemeynt haben soll. Ich muß eilen, und diese Briefe beantworten; sonst bin ich in Gefahr, noch mehrere zu erhalten. Ich hätte nicht geglaubt, daß es eine so gefährliche Sache wäre, ein Autor zu seyn. Alle Leute, über die gelacht werden kann, halten einen Autor für ihren Feind,

und

und ich kann bey meinem Vergnügen schwören, daß mir nichts lieber, als Ruhe und Friede, ist. Wenn ich glaubte, daß mein eigner Name bekannt seyn könnte, so traute ich mich nicht auf die Gasse und vor die Stadt. So werden die guten Absichten belohnt! Ich wollte zum Vergnügen der Welt schreiben, und man giebt mir Schuld, daß ich einige aus der Welt lächerlich machen wollte. Ich unschuldiger Jüngling! Doch ich will aufhören, mich zu beklagen. Hier sind die Briefe, aus welchen ich nur die Namen der Personen, die ich abgebildet haben soll, weggelassen habe.

Mein Herr,

Mit ihrer Erlaubniß, daß ich Ihnen die reine Wahrheit sage. Sie sind für einen jungen Menschen zu boshaft. Ich habe Ihr siebzehntes Blatt mit Erstaunen gelesen. Im Anfange fand ich die Abbildung eines Poeten aus dem Martiale, der seinen Freunden mit seinen Gedichten zur Last wird a). Dieses brachte mich auf die Gedanken, daß Sie etwa derer, welche immer die Originale zu

a) Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quocunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quod si scire cupis, nimis poeta es.
Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis
Non et ipsas medio perusto sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos rogo quis ferat labores?
Et stanti legis, & legis sedenti:
Currenti legis, & legis cacanti:
In thermas fugio, sonas ad aurem:
Piscinam peto, non licet natare:
Ad coenam propero, tenes euntem:
Ad coenam venio, fugas sedentem:
Lassus dormio, suscitas [illegible].
Vis quantum facias mali videre?
Vir justus, probus, [illegible] timeris.

Mart. Libr. V. epigr. 89.

Ihren Characteren finden wollen, spotten würden, indem Sie aus den Schriften der Alten lächerliche Characteres überseßten, ohne solches anzuzeigen. Ich wurde in dieser guten Meinung bestärkt, als ich gegen das Ende Ihres Blattes den Gnatho aus dem Terenze fand b); denn ich wußte so wohl die Stelle aus dem Martiale, als die Abbildung des Gnatho aus dem Terenze, noch von der Schule her auswendig. Aber ich fand mich betrogen, nachdem ich alle meine Regiſter von meinen Autoren nachgeſchlagen, und in keinem die übrigen Characteres gefunden hatte. Sie haben es alſo unter dieſem Kunſtgriffe nur verbergen wollen, daß Sie viele groſſe und vornehme Männer lächerlich zu machen ſuchen. Das iſt ſehr boshaft! Wenn ich es nur wüßte, daß Sie mich unter dem Profeſſor, der immer citirt, verſtanden hätten, und mich lächerlich machen wollen, daß ich eine Profeſſur ſuche! Ich wollte Ihrer ſpöttiſche Zunge bald Einhalt thun. Die Univerſität ſollte mir gewiß Recht ſchaffen. Doch ich will meinen Unwillen noch aufſchieben. So viel ſage ich Ihnen, reizen Sie mich nicht. Ich weis wohl mehr, als ſie denken.

Leipzig den 29. April.

Z. A. M.

Dis iſt der liſtigſte unter meinen Correſpondenten! Er hat es gleich gemerkt, daß ich aus dem Martiale und Terenze einige Characteres genommen habe. Er hat Recht, daß die übrigen in keinem Regiſter ſtehen. Der Himmel weis, was ich mir in ſeiner Perſon für einen gelehrten und wichtigen Mann bey der Univerſität zum Feinde gemacht habe.

b) Hoc novum eſt aucupium: Ego hanc primus inveni viam.
Eſt genus hominum, qui eſſe primos ſe omnium rerum volunt;
Nec ſunt. Hos conſector: hiſce ego non paro me, ut rideant,
Sed eis ultro arrideo, et eorum ingenia admiror ſimul.
Quicquid dicunt, laudo; id rurſum ſi negant, laudo id quoque:
Negat quis, nego: ait, aio: poſtremo imperavi egomet mihi,
Omnia aſſentari. Is quaeſtus nunc eſt multo uberrimus etc.
Terentius in Eunuch. Act. II. Sc. I.

habe. Der Professor, den ich meyne, ist ein Franzos c). Bruyere hat ihn in seinen Characteren abgebildet; daß ich keinen jetzt lebenden Gelehrten meyne, bestätigt nachfolgendes Schreiben.

Mein Herr Jüngling,

Da ich fast alle Häuser dieser Stadt kenne, so ist es mir nicht schwer geworden, diejenigen ausfindig zu machen, welche Sie in ihrem siebzehenten Blatte so wohl gezeichnet haben. Ich wollte Ihnen wohl alle Namen schreiben; aber ich befürchte, Sie möchten meinen Brief drucken lassen. Unterdessen kann ich doch nicht errathen, wer der Professor seyn soll, der immer citirt. Ich weis niemanden. Die hiesigen Gelehrten haben nicht darum studiert, daß sie citiren wollen. Sie lieben, so viel weis ich, alle die Alten wegen ihrer Wahrheiten, die sie vertragen, wegen der Schönheiten ihres Ausdruckes, wegen ihrer Kunst, mit der sie geschrieben haben, wegen der Geschichte, die man daraus lernen kann, und wegen andrer solchen Ursache mehr. Ich wüßte hier keinen Pedanten. Unterdessen kann es seyn, daß Sie mehr Gelehrte kennen, als ich. Melden Sie mir doch den Namen dessen, den Sie abgebildet haben, durch einen kleinen Brief, den ich bey Ihrem Verleger abfordern lassen will. Ich wüßte niemanden. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

den 2 May. 1747. Ihr fleißiger Leser.

A.

c) Herille soit qu'il parle, qu'il harangue, ou qu'il ecrive veut citer. Il fait dire au Prince des Philosophes, que le vin enyvre, et a l'Orateur Romain, que l'eau le tempere; s'il se jette dans la morale, ce n'est pas lui, c'est le divin Platon, qui assure, que la vertu est aimable, le vice odieux, ou que l'un & l'autre se tournent en habitude: les choses les plus communes, les plus triviales, et qu'il est même capable de penter, il veut les devoir aux Anciens, aux Latins, aux Grecs. Ce n'est ni pour donner plus d'autorité, à ce qu'il dit, ni peut-être pour se faire honneur de ce qu'il sçait. Il veut citer. *Bruy. p. 440.*

Herr A. weis niemanden ich auch nicht. In Leipzig haben wir keine Pedanten. Das ist gewiß!

Mein Herr Jüngling,

Sie sind ein loser Vogel. Ich habe Ihr siebzehntes Blatt mit Vergnügen gelesen. Sie sind ein Schriftsteller für mich. Da ich mit den hiesigen Frauenzimmer sehr vertraut bin, so hatte ich kaum von dem Charakter der Fa** die erste halbe Zeile gesehen, daß sie schön wäre, so wußte ich den Augenblick, daß Sie die Mademoiselle ** meinten. Es ist andem, daß sie sich sehr gern lobt. Ja darf nur anfangen, ihr etwas von der neuen Art zu sagen, auf die ich meine Haare frisiren lasse, so redet sie gleich von einer neuen Mode, die sie erfunden haben will. Man kann vor ihrem Eigenlobe nicht zum Worte kommen. Wenn ich ihr einige galante Schmeicheleyen sagen wollen, so ist sie oft so unverschämt gewesen, und hat zu mir gesagt: Ich hätte vollkommen recht, und sagte nur noch zu wenig. Und nun sol ich sagte ihr so viel, daß sie hätte sollen roth werden. Habe ich da nicht stumm werden müssen? Kurz: sie haben sie nach dem Leben gezeichnet. Die Madame ***, die vorzeiten verbuhlt, und allzu galant gewesen, ist doch die Madame ** in der ** Straße? Habe ich nicht recht? Wahrhaftig Sie sind in Charaktern sehr glücklich. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

den 4 May 1747. der Ihrige

Jacob Flink.

Herr Flink irrt sich; es kann seyn, daß sich die Mademoiselle ** selbst lobt, weil er zu ihrem Lobe zu ungeschickt ist, und sie seinem unbescheidnen Lobe auf einmal Einhalt thun will. Ich habe aber weder die Mademoiselle ** noch die Madame ** abbilden wollen. Ich kenne sie nicht Fa** ist eine Römerin d); die Madame *** aber, die Madame Lürsay

d) Bella es, novimus, et puella, verum est,
Et dives, quis enim potest negare?

Sed

Lûcſay, eine Franzöſinn, deren Geſchichte Herr Crebillon der jüngere beſchrieben hat c). Allein in meinem ſiebzehnten Blatte iſt aus Verſehen ein Charakter weggelaſſen worden, in welchem ich Herrn Klinken meynte. Weil ich nach ſeinem Urtheile ſo glücklich in Charakteren bin, ſo will ich denſelben izt noch nachholen.

Man ſagt, daß Herr Klink ſchön ſey; es ſagen es viele, und niemand ſagt es ſo oft, als er ſelbſt. Aber warum ſollte er wohl ſchön ſeyn? Warum er ſchön ſeyn ſoll? Sein Lackey friſirt ihm die Haare am beſten; er iſt immer wohlrie-

Seldom te nimium, Fabulla, laudas,
Nec dives, neque bella, nec puella es.
Martial. lib. I. ep. 19.

c) Coquette jadis, même un peu galante, une avanture d'eclat, et qui avoit terni la reputation l'avoit degoutée de plaiſirs bruyans du monde. Auſſi ſenſible, mais plus prudente, elle avoit compris enfin, que les femmes ſe perdent moins par leurs foibleſſes, que par le peu de menagement, qu'elles ont pour elles-mêmes; & que pour être ignorés, les transports d'un amant n'en ſont ni moins reels, ni moins doux. - - Elle etoit belle, mais d'une beauté majeſtueuſe, qui même, ſans le ſerieux, qu'elle affectoit, pouvoit aiſement le faire reſpecter. Miſe ſans coquetterie, elle ne negligeoit pas l'ornement. En diſant, qu'elle ne cherchoit pas a plaire, elle ſe mettoit toujours en etat de toucher; et reparoit avec ſoin ce que près de quarante ans, qu'elle avoit, lui avoient enlevé d'agremens: elle en avoit pas même peu perdu; & ſi l'on en excepte cette fraicheur, qui diſparoit avec la premiere jeuneſſe, et que ſouvent les femmes flétriſſent avant le tems, en voulant la rendre plus brillante, Madame *Lurſay* n'avoit rien à regretter. Elle etoit grande & bien faite; et dans ſa nonchalance affectée, peu des femmes avoient autant des graces quelle. Sa Phyſionomie et ſes yeux etoient ſeveres forcement, et lors qu'elle ne ſongeoit pas à s'obſerver, on y voyoit briller l'enjouement et la tendreſſe. Elle avoit l'eſprit vif, mais ſans etourderie, prudent, même diſſimulé. Au reſte quoique prude elle etoit douce dans la ſociete. Son Syſteme n'etoit point, qu'on ne dût pas avoir des foibleſſes, mais que le ſentiment ſeul pouvoit les rendre pardonnables. *Crebillon dans ſes egarement de l'eſprit et du coeur. p. 17.*

riechend; er ist so lange auf den Tanzboden gegangen, daß er endlich glaubt, er tanze am besten; er ist beständig unter Frauenzimmern, weil sich niemand die Mühe nehmen und ihm die Thüre weisen lassen will; er ist immer sehr vertraulich mit ihnen, und zischelt ihnen beständig etwas ins Ohr; er schreibt Briefe an sie, die er für sehr sinnreich und galant hält, weil ihm niemand darauf antwortet; er weis genau, was ein jedes Frauenzimmer für einen Liebhaber hat; er läuft auf alle Gastereyen. Warum sollte Herr Klink nicht schön seyn? Ich will mich nicht länger bey ihm aufhalten, weil ich noch mehr Briefe mitzutheilen habe.

Leipzig, den 4 May 1747.

Monsieur,

Wenn ich viel esse, so esse ich für mich viel. Er ist ein junger Mensch, was hat er sich um mich zu bekümmern? Wir können freylich nicht alle so gelehrt sprechen, als er. Spreche er von seinen Büchern; ich will von meinen Braten sprechen. Er hat nichts darüber zu lachen. Ich muß den ganzen Tag über genug rechnen, eh ich mich zu Tische setzen kann. Er wird in seinem ganzen Leben doch nicht so viel Geld verdienen, als ich in einem Monate ausleihe. Ich bin der Stadt nützlicher, als er. Ich bekümmere mich wenig um ihn. Ich bin noch nicht todt, wie er in seinem Blättchen von mir spricht, und ich will noch lange leben. Künftig habe er vor Leuten von meinem Alter mehr Respect. Deswegen habe ich an ihn geschrieben. Ich denke, wenn er mit seiner schmähsüchtigen Zunge fortfährt, daß er noch auf das Carcer gesetzt werden soll. Ich will mich einmal so nennen, wie er mich genannt hat.

Cluton.

Mich dünkt, daß zwischen denen, die viel essen, und zwischen den Clitons, welche Bruyere f) beschreibt, noch ein ziemlicher Unterschied sey. Mein

f) *Clitan* n'a jamais eu toute sa vie, que deux affaires, qui est, de dîner le matin et de souper le soir, il ne semble né que pour

Mein Herr Jüngling,

Es ist wahr, Sie haben der Welt in Ihrem siebzehenten Blatte schwere Räthsel vorgelegt. Man kennt ja den guten Herrn, der gut verdaut, und doch blaß aussieht, eine junge Haushälterin hat, und noch immer blaß aussieht, überall. Sie hätten ihn eben dadurch nicht unkenntlich zu machen suchen dursen, daß Sie seine Haushälterin jung und artig nennen. Es ist nunmehr schon eine geraume Zeit, daß er gut verdaut, und doch blaß ausgesehen hat. Konnten Sie nicht zu gleicher Zeit seine Gebieterinn beschreiben? Sie war nicht reizend, und ward Haushälterinn; sie war schmutzig, und ward Haushälterinn; er hat nichts, und sie ist doch reich. Wo mag das herkommen?

Halle, am 3 May.

X.

N. S. Ich irre doch nicht, daß Sie vor etlichen Jahren hier in Halle studiert haben?

Das weis ich nicht. Die Haushälterinn von der ich geredet habe, soll durchaus jung und artig seyn; ich will es so haben. Martial hat mich zu diesem Character veranlaßt g).

pour la digestion: il n'a même, qu'un entretien, il dit les entrées qui ont été servies au dernier repas, ou il s'est trouvé; il dit, combien il y a eu de potages; il se souvient exactement, de quels plats on a relevé le premier service; il n'oublie par le fruit et les assiettes; il nomme tous les vins, et toutes les liqueurs, dont il a bû; il possede le langage de cuisines autant, qu'il peut s'etendre, et il me fait envie, de manger a une bonne table, ou il ne soit point. C'est un personnage illustre dans son genre, et qui a porté le talent, de se bien nourir, jusques ou il pouvoit aller. On ne reverra plus un homme, qui mange tant, et qui mange si bien; aussi est-il l'arbitre de bons morceaux, et il n'est gueres permis d'avoir du gout, pour ce qu'il desapprouve. Mais s'il n'est plus, il s'est fait du moins porter à table jusque au dernier soupir: il donnoit à manger le jour, qu'il est mort; quelque part où il soit, il mange; et s'il revient au monde, c'est pour manger. *Bruyere*, p. 397.

g) Pulcre valet Carinus, et tamen pallet. Parce

Mein Herr Jüngling,

Ich merke, wer Sie sind; Sie mögen Sich verbergen, wie Sie wollen. Sie sind mein Landsmann, und dieses lasse ich mir nicht abstreiten, seitdem Sie Ihr siebzehntes Blatt geschrieben haben. Wie glücklich haben Sie doch einen gewissen Heuchler getroffen, der in unsrer Stadt schon so viele Erbschaften erschlichen hat! Ich lobe Sie, daß Sie einen Mann dem Spotte Preis geben, den die Thränen so vieler Wittwen und Waisen noch nicht zur Reue und Erkenntniß seiner Ungerechtigkeiten gebracht haben. Der Niederträchtige! Er denkt, daß er für alle seine Ungerechtigkeiten genugthue, wenn er einige Stiftungen und Gebetbücher macht, und mit einem grossen Lärmen, alle Jahre einmal Allmosen austheilt. Habe ich den Georg ** an nicht errathen? Ich bin

Mein Herr Jüngling,

Aschersleben,
am 5 May, 1747.

Ihr aufmerksamer Leser,
Michael Gewiß.

Folgender Brief betrifft eben diesen Charakter.

Mein Herr Jüngling,

Fürchten Sie Sich denn vor keinem Processe? Wenn der Herr Licentiat ** keine Erbschaft von Ihnen erschleichen kann, so kann er doch eine Rüge wider Sie machen. Er wohnt auf der ** Strasse. Ich habe mich wohl nicht geirrt. Er ist eben der, welcher einen alten reichen Narren, der kein Deutsch versteht, mit Geschenken überschüttet, damit er sterben soll. Ich möchte sehr gern mit Ihnen bekannt seyn, mein Herr Jüngling. Ich wollte Ihnen auch die kleine kost-

bare

Parce bibit Carinus, et tamen pallet.
Bene concoquit Carinus, et tamen pallet.
Tingit cutem Carinus, et tamen pallet.
Puellam amat Carinus, et tamen pallet.
Mart. lib. I. ep. 78.

bare Person mit der goldnen Uhr nennen, welche nur gern wissen will, ob sie von Ihnen gemeynt worden ist. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Leipzig, am 6 May, 1747. Ihr fleißiger Leser
T.

Nunmehr könnte ich die Welt wieder rathen lassen, welchen unter diesen beiden ich gemeynt haben soll. Bald wird keine Stadt in Deutschland mehr seyn, wo meine Blätter gelesen werden, aus der ich nicht gebürtig bin. Es hat schon zu Martials Zeiten Leute genug gegeben, welche Erbschaften zu erschleichen gesucht haben h).

Leipzig, den 29 April.

Mein Herr,

Ich will Ihnen funfzig Thaler geben, wenn Sie mir den Namen des Verfassers vom Jünglinge nennen. Sie können nichts dafür, daß in diesem gottlosen Blatte rechtschaffne Leute verleumdet werden; das weis ich wohl. Daß ich Ursache habe, auf meine Frau eifersüchtig zu werden, und daß es von Stutzern unter meinen Fenstern wimmelt, ist leider der ganzen Stadt bekannt. Aber daß mich ein junger Mensch einen Wuchrer nennt, das ist eine Injurie! Die muß die Obrigkeit bestrafen! Funfzig Thaler wende ich daran, damit sie sehen sollen, daß ich kein Wuchrer bin. Ich bin

G * *

Herr

h) Munera quod senibus viduisque ingentia mittis:
Vis te munificum, Gargiliane, vocem?
Sordidius nihil est, nihil est te spurcius uno:
Qui potes inedias donas vocare tuas:
Sic avidis fallax indulget piscibus hamus,
Callida hic stultas decepit esca feras.
Quid sit largiri, quid sit donare, docebo,
Si nescis: dona, Gargiliane, mihi.
Martial. libr. IV. ep. 56.

Munera qui tibi dat locupleti, Gaure, senique:
Si sapis et sentis, hic tibi ait, morere.
Martial. lib. VIII. ep. 27.

Herr G** muß mehr bieten, wenn der Verleger seinen Schriftsteller verrathen soll. Der Jüngling läßt sich um einen so geringen Preis nicht nennen. Ich könnte zwar sagen, daß ich den Charakter des G** aus dem Martiale i) genommen. Allein ich will noch einige Zeit mit der Erklärung verziehen, ob er es ist. Denn er versteht ohne Zweifel kein Latein, und kann also nicht wissen, ob ich nicht einige neue Züge hinzugesetzt habe.

Mein Herr Jüngling,

Wenn Sie nur nicht so viel von einem Frauenzimmer mit blauen Augen, und von einem mit schwarzen Augen redeten; so würden Sie ein hübscher frommer Mensch seyn, der es nicht so sehr mit der itzigen argen und verderbten Welt hielte. Dieses habe ich daraus gesehen, daß Sie der eiteln Mademoiselle **, die sich auf ihre schönen Hände und Füsse so schrecklich viel einbildet, und der Madame **, die mehr als einen Mann braucht, den Text so wohl gelesen haben. Ich habe recht meine Freude darüber. Ich sehe alle Tage mit inniger Betrübniß meines Herzens zu, wie viel junge Menschen bey ihnen aus und eingehen. Ich weis nicht, wie der Himmel so lange zusehen kann. Er ist sehr langmüthig. Ach wie schlimm wird es noch werden! Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Am 5 May. Ihre andächtige Leserinn,

Flavia.

N. S. Itzt gehen schon wieder zween Edelleute hin. Was wird noch aus der Welt werden?

Flavia könnte freylich am besten wissen, wen ich meynte, weil sie alt ist, und Neuigkeiten liebt, wenn ich nicht den

i) Nullus in urbe fuit tota, qui tangere vellet
Uxorem gratis, Cacciliane, tuam.
Dum licuit; sed nunc, positis custodibus, ingens
Turba fututorum est. Ingeniosus homo es.
Martial. libr. I. epigr. 74.

den Charakter der Mademoiſelle ** aus dem Bruyere k) und eine Abbildung der Madame ** aus dem Juvenale l) genommen hätte.

Mein Herr Jüngling,

Sie haben einen Mann beſchrieben, der allein die verſtorbenen Poeten lobt. Wollen Sie Sich in einen bekannten Streit wagen?

Am 5 May.

Elias Eilig.

Ich bin zu friedfertig, als daß ich Luſt hätte, mich irgend in einen Streit einzulaſſen. Derjenige, den ich meyne, heißt Vaccera, und Martial hat ihn vor mir gemeynt m).

Mein Herr,

Weil Sie keine Raupen ſammlen, ſollen ſolches darum andre Leute nicht thun? Der Herr Doctor, der die Inſecten ſo ſehr liebt, iſt mein Freund; ich ſuche die Raupen mit ihm, und wenn er ſeine Familie itzt ein wenig leiden läßt, ſo wird es ihr künftig deſto beſſer gehen, wenn er ſein Raupencapinet verkauft haben wird.

Am 8 May. 1747.

Thomas Raupe.

Ob

k) Argyre tire ſon gant, pour montrer une belle main, et elle ne neglige pas, de decouvrir un petit ſoulier, qui ſuppoſe, qu'elle a le pied petit; elle rit de choſes plaiſantes ou ſerieuſes, pour faire voir de belles dents; ſi elle montre ſon oreille, c'eſt qu'elle l'a bien faite, et ſi elle ne danſe jamais, c'eſt qu'elle eſt peu contente de ſa taille, qu'elle a épaiſſe; elle entend tous ſes interets à l'exception d'un ſeul, elle parle toujours, et n'a point d'eſprit. *Bruyere, p.* 118.

l) Unus Iberinae vix ſufficit: ocyus illud
Extorquebis, et haec oculo contenta ſit uno.

Juvenal. Satyr. VI. v. 13.

m) Miraris veteres, Vaccera, ſolos,
Nec laudas nili mortuos Poetas.
Ignoſcas petimus, Vaccera: tanti
Non eſt, ut placeam tibi, perire.

Martials lib. VIII epigr. 6.

Ob ich gleich den Charakter dieſes Doktors aus dem Bruyere n) genommen habe, ſo will ich doch den Freund des Herrn Thomae Raupe ſo lange meynen, bis er ſein Raupencabinet verkauft hat, und bis es ſeiner Familie beſſer, als itzt, geht.

Man wird aus den Stellen der angeführten Scribenten ſehen, wie ſehr ſich diejenigen geirrt haben, welche die Originale zu meinen Charaktern errathen wollen. Ich habe einige gewöhnliche Charaktere in mein ſiebzehntes Blatt eingerückt, und doch haben ſich einige gefunden, welche beſondre Perſonen angegeben, die ich in Gedanken gehabt haben ſoll. Ein Schriftſteller verſpottet die Lächerlichen, ohne darauf zu denken, ob dieſe oder jene unter die Lächerlichen gehören. Ich will mich über eine ſo bekannte Wahrheit nicht mit Anmerkungen ausbreiten, und nur ſo viel ſagen, daß ich künftig allezeit denjenigen gemeynt haben will, der ſo dreiſt iſt, daß er Originale zu meinen Charakteren angiebt. Was meine Leſer denken wollen, das laſſe ich ihnen frey; ich verlange nur, daß ſie ihre Auslegungen nicht auf meine Rechnung bringen ſollen.

* * *

Wie ſehr werde ich nunmehr meinen künftigen Leſern ihre Mühe erleichtern! Sie können es ſicher glauben, ich meyne niemanden, als diejenigen, welche wiſſen, wen ich gemeynt habe.

Leipzig, an der Oſtermeſſe 1751.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

n) Il aime les inſectes, il en fait tous les jours de nouvelles emplettes; c'eſt ſurtout le premier homme de l'Europe pour les papillons; il en a de toutes les tailles et de toutes les couleurs. Quel tems prenez-vous pour lui rendre viſite? Il eſt plongé dans une amere douleur, il a l'humeur noire, chagrine, et dont toute ſa famille ſouffre; auſſi a-t-il fait une perte irreparable; approchez, regardez ce qu'il vous montre ſur ſon doigt, qui n'a plus de vie, et qui vient d'expirer, c'eſt une chenille, et quelle chenille! *Bruyere*, p. 353.

Gotlieb Wilhelm Rabeners

Satiren.

Erſter Theil.

DE

EPISTOLIS GRATULATORIIS

ΕΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗΜΑ-ΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ.

Oder deutlicher zu reden:

Von der Vortrefflichkeit

der

Glückwünschungsschreiben

nach dem neuesten Geschmacke.

Wodurch

Herrn N. N.

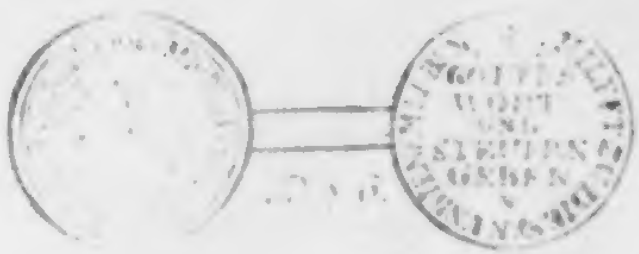
als Derselbe die hohe Schule rühmlichst verließ,

seine Ergebenheit bezeugen wollte

Dessen

aufrichtigster Freund und Diener,

Martin Scribler, der Jüngere.



VIRGILIVS.

. . procumbit humi bos.

Es iſt ein erbaulicher Gebrauch, daß man zum Anfange eines jeden Buchs aus einem alten Schriftſteller einige Worte ſetzet. Wenn in dem ganzen Buche nichts gutes iſt, ſo ſind wenigſtens die Worte des alten Schriftſtellers gut; ich habe es alſo auch nicht unterlaſſen wollen. Ich habe mir wenigſtens angelegen ſeyn laſſen, eine ſolche Stelle ausfindig zu machen, welche mit meinem gegenwärtigen Vorſatze gar kein Verhältniß hat. Denn dieſes iſt nach dem neueſten Geſchmacke.

Mein Freund!

Du hast mir vielmals deutliche Proben von Deiner aufrichtigen Freundschaft gegeben, und hast mich dadurch Dir sehr verbunden gemacht; ich gestehe es anist öffentlich. Ich bekenne aber auch zugleich vor der ganzen Welt, daß meine Verbindlichkeit gegen Dich niemals so groß gewesen ist, als itzt, da du diesen Ort verläßest. Dein Abschied würde mir zwar schmerzlich fallen: Allein, das Vergnügen, Dich mit einem gedruckten Bogen zu begleiten; die Zufriedenheit, meinen Namen auf dem Titelblatte zu sehen; das Verlangen, der gelehrten Welt, wo nicht zu dienen, doch bekannt zu werden; kurz, ein mir und meinen Landsleuten so natürlicher, als rühmlicher, Eifer zu schreiben; dieses sind die Ursachen, warum ich Deinen Abschied so gelassen ansehen kann.

Nur etwas bedaure ich. Dein Abschied kömmt mir zu unvermuthet [1]. Nur vor wenig Tagen habe ich diesen

1) Dieses ist die erste Spur in gegenwärtiger Abhandlung, welche von der Strenge zeuget, die ich in Verfertigung eines Glückwünschungsschreiben, nach der neusten Mode, beyhe. Dein Abschied ist

Deinen Entschluß erfahren. Ich bin also nicht im Stande gewesen, auf gegenwärtige Arbeit den gehörigen Fleiß zu wenden. Sie ist eine unreife Frucht [2] weniger Stunden, und die darin häufig vorkommenden Fehler wird nichts, als Dein Wohlwollen, und meine beynahe ganz unglaubliche Eilfertigkeit entschuldigen müssen. Von der wenigen Musse [3] die ich habe, und der überhäuften Arbeit, wodurch ich auf eine verdrießliche Art gebunden bin, mag ich nicht einmal etwas erwähnen.

Alle diese Hindernisse übersteige ich auf eine muthige Art. Ich liefre dir diese Arbeit, und widme dir eine, wo nicht ganz neue [4] und von mir zuerst erfundne, doch noch nicht sattsam

ist mir gar nicht unvermuthet gekommen. Ich habe ihn vor vielen Wochen gewußt. Schon seit dem Tode des Kaisers bin ich mit dieser Schrift fertig gewesen. Ich habe mit innigstem Schmerzen auf eine Gelegenheit gewartet, sie unter die Presse zu bringen. Es würde aber ein wesentliches Stück weggefallen seyn, wenn ich nicht so bestürzt und eilfertig gethan hätte. Meine werthesten Mitbrüder, die wünschende Gesellschaft, sieht die Schönheit davon vortrefflich ein. Und es würde sehr altväterisch geklungen haben, wenn ich gesagt hätte, daß dieses Werkchen mit gründlichem Vorbedachte, und reifer Ueberlegung geschrieben sey.

2) Dieses Urtheil fälle ich von mir, aus einer gelehrten und allen Autoren gewöhnlichen Schamhaftigkeit; will es aber bey dem geneigten Leser möglichst verbitten. Es widerleget sich auch aus obigem von selbst, und ist nur eine Figur.

3) Ich beziehe mich hier auf obige Anmerkungen. Wenn ich spräche, daß ich nichts zu thun hätte, und allem Ansehen nach so bald nicht mit einem Amte oder überhäufter Arbeit beschweret werden dürfte, so redete ich zwar die Wahrheit; aber ich sagte etwas, quod indignum esset nostris temporibus, indignum autore, indignum gratulante, & fausta quaevis apprecante.

4) Wir leben anitzt, dem Himmel sey Dank, in denen Zeiten, wo alles, was Athem hat, neue Wahrheiten erfindet. Neue Wahrheiten bey dem Richterstuhle, neue Wahrheiten bey dem Krankenbette, ja so gar neue Wahrheiten auf der Kanzel, und ich wäre nicht werth, in diesem Jahrhunderte gebohren zu seyn, wenn ich nicht im Stande wäre, binnen weniger Frist eine ganze Kette neuer Wahrheiten zu entdecken.

sattsam erkannte Wahrheit. Der Nutzen unsrer gelehrten Glückwünschungsschreiben ist zu wichtig, als daß ich denselben mit Stillschweigen übergehen sollte. Ich will denselben angenehm, deutlich, gründlich und so beschreiben, daß mir hoffentlich niemand seinen Beyfall versagen, sondern vielmehr zugestehen wird; gegenwärtige Schrift sey nach dem neusten Geschmacke, und als ein Urbild aller gelehrten und zu unsrer Zeit im Schwange gehenden Glückwünschungsschreiben an zusehen. Besonders werde ich mich der Kürze befleißigen [5].

§. 1. Im Paradiese [6] lebten unsre ersten Aeltern bey der größten Zufriedenheit. Dieses Glück dauerte nur wenige Zeit. Je häufiger sich ihre Nachkommen mehrten, desto heftiger nahm die Unruhe und das Elend der Sterblichen

D 3 zu.

5) Dieses ist eine edle Tugend, welche mir und meinen Collegen, ohne Ruhm zu melden, nebst der Ordnung im Vortrage, und der Bündigkeit im Denken, ganz eigen ist. Sed bono vino hedera non opus est.

6) Ich bin, wie es überhaupt gebräuchlich ist, allemal gewohnt, die Schönheiten meiner Schriften zuerst anzumerken, damit es dem Leser desto leichter falle, weiter nachzudenken. Gegenwärtigen Abschnitt halte ich für ein Meisterstück eines Glückwünschungsschreiben. Ich hatte versprochen, kurz zu schreiben, und fange, aller Kürze unbeschadet vom Paradiese an. Wie schwer sollte es einem andern fallen, die Wörter Paradies, Arche Noah, babylonischen Thurm, Sem, Asien, braune Mohren, Lybien, Japhet, Norden, bemalte Leute und Columbus, auf eine so natürliche, lebhafte und bündige Art mit einander zu verknüpfen? Dieses kann ich und meine Mitbrüder. Was die Natur in einer Weite von vielen tausend Meilen faßt, das stellen wir auf einer einzigen Seite vor, und was in sechs tausend Jahren geschehen ist, das wissen wir in wenig Punkte zu schließen. Noch mehr. Wer hätte meynen sollen, daß ich den Ursprung unsrer heutigen Glückwünschungsschreiben in dem Paradiese zu suchen wüßte? Der folgende Abschnitt wird es weisen, daß ich ihn rühmlichst gefunden habe. Lauter neue Wahrheiten! Es sey vorist genug. Nunmehr weis der Leser, was er sich von mir zu versprechen hat. Und die Folge wird weisen, daß dieses und alle auf solche Art eingerichtete Schreiben nichts anders sind, als [illegible].

zu. Der kleine Ueberrest der alten, und die einzige Hoffnung der neuen Welt, schwammen in einem Kasten. Die Ruhe und Einigkeit schienen wieder hergestellt zu seyn: Es währte aber nicht lange. Die Herrschsucht wollte sich einen Thurm bis in die Wolken bauen: Doch eine höhere Vorsicht zerstörte dieses verwegne Gebäude, und verwirrte die Sprachen. Die Kinder Noah verstunden einander nicht mehr. Sie mußten sich trennen. Die stolzen Nachkommen Sems liessen sich in dem fetten Grunde Asiens nieder. Der braune Mohr erwählte sich die sandigten Gegenden Lybiens. Ob es die Söhne Japhets gewesen, welche sich unsre nördliche Gegend zum Sitze ausgelesen, mag ich nicht untersuchen. Und es bemühen sich die Geschichtsforscher noch bis itzt vergebens, wie die bemalten Einwohner in jenes Land gekommen sind, welches Columbus nach so späten Jahren wieder bekannt gemacht hat. So sehr wurden diejenigen zerstreut, welche allerseits Kinder eines Vaters waren; und so wenig verstehen die Nachkommen einander, deren Aeltern nur eine Sprache geredet haben.

§. 2. Das Gute hat seinen Ursprung vielmals einem Uebel zu danken. Aus der Zerrüttung der Sprachen entstunden Gesellschaften. Diejenigen, welche eine Sprache redeten, verstunden einander, und schlugen sich daher zusammen. Die meisten von solchen Gesellschaften hatten zwar keine andre Absicht, als sich zu schützen, und zu nähren: Viele aber giengen hierinnen weiter. Die Sorge für ihren Leib hinderte sie nicht, an dasjenige zu denken, was noch weit edler war. Sie bemühten sich, ihre Seele und deren Kräfte zu bessern. Sie richteten Schulen auf. Sie erfanden schöne Wissenschaften, und brachten sie in Aufnahme. Aegypten legte den ersten Grundstein zu diesem vortrefflichen Gebäude. Griechenland that es ihm nach, und übertraf seinen Lehrmeister. Rom entriß Griechenland Zepter und Lorbeer, und pflanzte beides auf die fruchtbaren Höhen des Capitoliums. Innerliche Zerrüttung, und fremde Gewalt verjagten die Musen aus dieser angenehmen

Woh-

Wohnung. Sie zogen sich weiter nach dem rauhen Norden, und wir sind nebst unsern Nachbarn so glücklich geworden, ihres Umgangs zu geniessen. Leipzig, das gelehrte Leipzig, hat sich hierinnen vor allen andern hohen Schulen eines besondern Vorzugs zu rühmen. Tausend vortreffliche Werke sind unverwerfliche Zeugen hiervon. Ich übergehe die meisten mit Stillschweigen, und will nur eine Art derselben anführen. Wer [7] thut es uns an Glückwünschungsschreiben zuvor? Wir haben es hierinnen aufs Höchste gebracht. Ein jedes derselben ist ein Innbegriff seltner Schönheit; ein Kern ausbündiger Sachen, und ein Muster, welches die Vorfahren mit stummer Verwunderung verehren würden, die spätesten Nachkommen aber, als unverwesliche Merkmaale unsrer Glückseligkeit rühmen müssen. Dieses alles schreibt sich aus dem Paradiese her, W. Z. E. W. [8]

§. 3. Ich habe also den rühmlichen Ursprung der Glückwünschungsschreiben auf so eine Art dargethan, daß kein vernünftiger Mensch [9] etwas daran auszusetzen haben wird.

7) Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur von denen rede, welche ich mir zum Muster vorgesetzt habe, und denen gegenwärtiges zu einem rühmlichen Exempel dienen kann. Es giebt noch eine große Menge andrer Glückwünschungsschreiben, die aber bey ihrer Trockenheit nur denen gefallen können, die an unsrer itzigen und neusten Art zu denken keinen Geschmack haben.

8) Finis coronat opus. Diese vier Buchstaben wollen mehr sagen, als alle hieroglyphische Figuren der ägyptischen Priester. Sie zeigen an, daß ich fertig bin, daß ich ordentlich gedacht habe, daß mein Beweis unumstößlich ist. Man mag schreiben wie man will! Man setze nur zum Schlusse W. Z. E. W. so schreibt man mathematisch. Diese Buchstaben sind nichts anders, als das alte Plaudite, Der Verfasser bittet sich dadurch den Beyfall des Lesers aus, daß er seine philosophische Rolle so vortreflich gespielet hat.

9) Es ist die löbliche Gewohnheit meiner Brüder, daß man auf einen jeden Beweis einen Einwurf setzet. Im lateinischen klingt es noch männlicher: Cui sanum est sinciput & occiput. In meiner ratiocinatione practica, welche künftige Ostermesse ans

Nunmehr muß ich auch entwerfen, was ich eigentlich unter den nach der neueſten Mode eingerichteten Glückwünſchungsſchreiben verſtehe. Nämlich, ich verſtehe darunter nichts anders, als eine ſauber gedruckte Abhandlung, worinnen viele Worte, auf eine ungefahre Art mit allen nur erſinnlichen Anmerkungen ausgezieret ſind, damit die Beleſenheit des Verfaſſers in die Augen falle, die gelehrte Welt einen tröſtlichen Zuwachs erhalte, und bey dieſer Gelegenheit dem Gönner oder Freunde etwas annehmliches vorgeſaget werde. Hiervon will ich ausführlicher handeln.

§. 4. Mit groſſem Vorbedachte, habe ich oben geſagt, ich wollte, was die Glückwünſchungsſchreiben wären, entwerfen [10]. Ich bin ſo pedantiſch nicht, daß ich eine ordentliche Definition davon machen wollte [11]. Dieſes iſt viel zu verdrießlich, zugeſchweigen, daß es wider die Pflicht eines guten Bürgers läuft, eine Definition zu geben, indem uns die Geſetze ſelbſt davor, als vor etwas gefährlichem, warnen [12]. Nur ehedem gieng es an, da man noch eigenſinnig war, da man genau wiſſen wollte, wovon eigentlich die Rede wäre: kurz, da man noch wenig ſchrieb, und viel dachte. Es iſt dieſes bis itzt ein beſchwerlicher Fehler vieler Gelehrten, welche etwas bey Jahren ſind. Ich und die Herren Scribenten von meinem Alter haben uns dieſer Sklaverey entriſſen. Dieſes unterhält unſre Fähigkeit, daß wir mehr ſchreiben können, als wir denken. Wir entwerfen; und behalten dadurch die Freyheit zu ſagen, was uns einfällt.

Licht treten wird, ſind zwey Alphabethe, ſolcher grundlichen Formeln angemerket, welche aber groſſentheils aus dem Holländiſchen genommen ſind.

10) Ich kann den Unterſchied nicht beſſer ausdrücken, als durch die Diſtinction: Inter definitionem & deſcriptionem.

11) Es kommt allerdings auf mein Wollen an. Denn ich weis ſehr umſtändlich, was zu einer Definition erfodert wird, indem ich mehr als eine Logik eigenthümlich beſitze, und daſelbſt nur nachſchlagen dürfte. Mehr gehöret zu einem rechtſchaffnen Gelehrten nicht.

12) L. 202. D. de R. I. Omnis definitio etc. periculoſa eſt etc.

einfällt. Wer mir nicht glauben will, der lese unsre Glückwünschungsschreiben.

§. 5. Ich nenne die Glückwünschungsschreiben eine Abhandlung. Es sey aber ferne von mir, daß ich dadurch anzeigen wollte, als müsse man dasjenige was auf dem Titelblatte steht, darinnen ordentlich ausführen. Dieses ist schlechterdings wider den Charakter meiner Glückwünschungsschreiben. Man muß etwas sagen, dessen sich der Leser nicht versieht. Das Unerwartete rührt am meisten. Zum Exempel: Man thut, als wolle man von den Regeln der Geselligkeit handeln, und erzählt die Geschichte des Aeneas und Turnus. Man verspricht die Mittel zu zeigen, wodurch man glücklich werden kann, und beschreibt dafür das Wesen des Schwefels und Salzes. Man stellet sich, als wolle man die Vorzüge der heutigen Poesie anführen, und rühmt die Fabeln des Crispinus [13].

§. 6. Diese Abhandlungen müssen sauber gedruckt seyn. Dieses wird hauptsächlich erfodert; darum habe ich es auch zuerst angemerket. Es nimmt den Leser unvermerkt ein, und indem er den schönen Druck bewundert, so übersieht er manchen Fehler. Zum Titel, bey welchem man sich der längsten [14] und fürchterlichsten Wörter zu bedienen hat, nimmt man die ansehnlichsten Lettern. Soll er recht zierlich seyn, so muß er aussehen, wie die Grabschrift eines reichen Müßiggängers, in welche der vergnügte Erbe weit mehr setzen lassen, als der Verstorbne in seinem ganzen Leben

13) Meine Leser werden es bestens entschuldigen, daß bey diesem Abschnitte keine Note ist. Es ist ein Versehen, welches mir, besonders bey gegenwärtiger Abhandlung, beynahe nicht zu verzeihen wäre, wenn ich mich nicht hierdurch anheischig machte, es in folgenden Abschnitten wieder einzubringen.

14) Der Titel, welchen ich dieser Schrift vorgesetzt habe, kann diesen Satz am besten beweisen. Ich hatte eine rechte Freude, als er fertig war, und mancher Dichter empfindet bey denen Versen, die er zur Welt gebracht, die lustelnde Zufriedenheit lange nicht, welche ich bey mir verspürt, als ich den ersten Bogen aus der Druckerey bekam.

zu thun fähig gewesen ist. Daß der Anfangsbuchstabe [15] in einem zierlich geschnittnen Stocke stehen muß, versteht sich von selbst. Und jedermann wird zu Steuer [16] der Wahrheit bekennen müssen, daß eine schlechte Abhandlung weit erträglicher sey, als ein schlechter Anfangsbuchstabe.

§. 7. Die Abhandlung muß aus zusammen verknüpften Worten bestehen. Worte sind also das Hauptstücke unserer Glückwünschungsschreiben. Wenn man diese hat, so hat man alles. Es giebt noch viele unter unsern Gelehrten, deren Namen ich aber aus Mitleiden verschweige, welche in dem irrigen Wahne stehen, man müsse zuförderst wissen, was man schreiben wolle, und alsdann erst um die Worte und Ausdrückungen bekümmert seyn. Verkehrte Meynung! Worte muß man zuförderst haben. Diese muß man mit einander verknüpfen; und alsdann sieht man, was man geschrieben hat. Es ist hier eben, wie mit der Poesie. Wenn ich den Reim [17] habe, so habe ich auch den Gedanken, welcher in den Vers soll; und wenn der Reim fehlt, so ist mir der schönste Gedanke nichts nütze.

Je

15) Videatur mein D. beym Anfange dieser Schrift!

16) Bey dem Worte Steuer fällt mir eine rare Münze bey, welche ich auf den Titel stechen lassen. Ein andrer, der meine Fähigkeit im Denken nicht besitzt, würde nimmermehr darauf gekommen seyn. Weil ich dieses Werk selbst verlegen werde, so habe ich die Kosten nicht gescheut, dieses Kupfer verfertigen zu lassen. Es ist die allerneuste Mode. Es machet ein Buch beliebt. Und was das schönste ist, so wird gar nicht erfodert, daß sich die Münze zur Abhandlung schicke, oder etwas davon in derselben gedacht werde. Wer hatte in meiner Lobschrift auf die Glückwünschungsschreiben, eine Steuermünze suchen sollen? Bloß dem Worte Steuer hat der Leser das schöne Bildchen zu danken.

17) Ich werde hiervon in meinem Poeta in nuce, oder in meiner Sammlung 10000 auserlesner Reime, vermittelst welcher man, besonders bey Magisterpromotionen, auf die leichteste poetische Art, satirische und ernsthafte Gedichte binnen kurzer Zeit zu Papiere bringen kann, ausführlich handeln.

Je fremder die Worte sind, und je weniger sie, ausser der Verknüpfung, Aehnlichkeit mit einander haben, desto schöner wird die Schrift. Es würde sehr gemein lassen, wenn man nichts setzen wollte, als was durch eine natürliche Folge auseinander flösse. Ich will ein Gleichniß [18] geben. Du kennst, mein Freund, jenes Frauenzimmer, welches ihre ganze Nachbarschaft in Verwunderung bringt. Ihre Spitzen nimmt sie aus Holland. Die Ohrgehenke aus Indostan. Peru muß dasjenige liefern, was zum Halsschmucke nöthig ist. Die Kleidung ist ein Werk der Persianer. Ihr Fischbeinrock hat seinen Ursprung dem Nordpole zu danken, und sie würde tausend nöthige Dinge entbehren müssen, wenn nicht die Sorgfalt der Kaufleute solche von dem Süderpole herzuschaffen wüßten. Von ihrem Vaterlande hat sie nichts, als den Körper. Gleichwohl mußt du zugestehen, daß alle diese fremden Sachen auf eine geschickte Art zusammen verknüpft sind; und jedermann die wohl ausgesonnene Pracht mit Hochachtung bewundert. Gleiche Beschaffenheit hat es mit unsern Glückwünschungsschreiben. Sie kommen mir nicht anders vor, als ein prächtig ausgeputztes Frauenzimmer. Asien, Aegypten, Griechenland, Rom, Frankreich, London, Himmel und Hölle haben ihren Antheil daran; alles muß etwas dazu hergeben. Dieses weis der Verfasser auf eine sinnreiche Art zu verknüpfen, daraus verfertigt er seine prächtige Schrift.

§. 8. Diese Worte [19] müssen auf eine ungefähre Art mit einander verknüpft seyn. Was dieses sagen wolle, das

18) Es wollte mir hier schwer fallen, einen ordentlichen Beweis zu machen. Ich bediene mich also mit grossem Nutzen der Freyheit, welcher sich meine wertheisten Mitbrüder vorlanast angemaaßt haben. Daß sie nämlich mit Gleichnissen reden, wenn ihnen die trocknen Schlüsse zu mühsam sind.

19) Die Regeln, welche ich in diesem Abschnitte gebe, werden sich durch ein Exempel am besten erläutern lassen. Es war am 2 Jenner 1740, als ich in die wünschende Gesellschaft trat. Ich mußte eine Anrutsrede halten, um meine Fähigkeit zu zeigen. Der

Vorst

das in dem vorhergehenden Abschnitte gröſtentheils ausgeführt. An diesem Orte will nur einige praktische Regeln geben, welche man bey allen dergleichen Ausarbeitungen mit besonderm Nutzen wird anwenden können. Ich habe die Ehre, ein unwürdiges Mitglied von derjenigen Gesellschaft zu seyn, welche seit geraumer Zeit auf dieser hohen Schule blüht, und sich die wünschende Gesellschaft nennt. Sie besteht aus zwölf Personen, und einem Vorsitzer. Wir kommen alle Wochen einmal zusammen. Ein jeder von uns muß vier Gedanken mitbringen. Diese bestehen entweder, aus einem weisen Spruche eines Gelehrten, oder aus einer Ueberschrift, oder aus einem Stücke des Alterthums und der Historie, oder aus einer kritischen Anmerkung. Sie dürfen nicht mit Fleiß ausgesucht, sondern müssen von ungefähr gefunden, mithin von einander ganz unterschieden seyn. Ein jeder Gedanke wird auf einen besondern Zettel geschrie-

Vorsitzende redete mich zuerst an. Er sagte mir die Regeln und Gesetze seiner Gesellschaft. Ich versprach ihnen nachzuleben. Hierauf gab er mir den Freymaurer, welcher das Jahr vorher geschrieben war, in die Hand, wies mir die über jedem wöchentlichen Blatte stehende Ueberschrift, und sagte, daß ich nach dieser Ordnung alsobald meine Antrittsrede halten sollte. Ich fragte ihn, was für einen Satz ich ausführen sollte. Er besann sich ein wenig, und sagte mir, ich sollte handeln: Von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers. Hierauf hielt ich sogleich eine bewundernswürdige Rede. Als ich mit solcher fertig war, gab ich den Freymaurer dem Vorsitzenden zurück, welcher eine Gegenrede an mich hielt, und darinnen, nach Anleitung und Ordnung eben dieser Ueberschriften, von der damaligen ungemeinen Kälte handelte. Er wendete dieses sehr natürlich auf unsre Gesellschaft, und besonders auf mich an, rühmte dabey wie leicht zu vermuthen ist, meine Rede ungemein, und hielt es nur, als einem Anfänger, zu gute, daß ich mich in der ersten Hälfte derselben zu sehr an den aufgegebenen Satz gebunden hatte: versicherte mich zugleich, daß die andere Hälfte unverbesserlich, und nach ihrem neuesten Geschmacke sey. Man wird die Wahrheit dieses Urtheils selbst erkennen, wenn man sich das Vergnügen machen will, sie zu lesen, zu dem Ende habe ich sie dieser Abhandlung beydrucken lassen.

geschrieben. Auf solche Weise bringen wir auf 52 Zetteln, 52 bündige Gedanken zusammen. Diese wirft der Vorsitzende in seinen Huth, rühret sie wohl untereinander, und legt sie alsdann in einer Reihe auf den Tisch. Der, welchen die Ordnung zu reden trift, steht alsdann auf. Der Vorsitzende sagt ihm einen Satz, welcher ihm zuerst beyfällt. Dieser muß sogleich abgehandelt werden, und in den 52 Zetteln findet er eine unerschöpfliche Quelle desjenigen, wodurch er, aus dem Stegreife, eine männliche, bündige, gelehrte, sinnreiche und lebhafte Rede, ohne Anstoß, vorbringen kann. Es ist dieses nichts unmögliches. Ein jeder Gedanke führt uns auf den andern. Ein zufalliges Wort ist hierzu genug. Will sich auch dieses nicht finden, so suchet man ein Gleichniß, oder ein Exempel. Das bewährteste Mittel ist die Erfindung, welche die Redner a contrario nennen. Sind aber die aufgegebnen Gedanken gar zu hartnäckigt, und wollen sie sich auf keine Weise verbinden lassen, so sagen wir dieselben in ihrer unzertrennten Ordnung her, und schliessen mit einem verwundrungsvollen: Jedoch wo gerathe ich hin! Dieses heißt auf eine ungefähre Art verknüpfen.

§. 9. Wenn ich meine Worte auf eine ungefähre Art verknüpfe, so muß ich sie auch mit allen nur erfindlichen Anmerkungen auszieren, damit die Belesenheit des Verfassers in die Augen falle, und die gelehrte Welt einen tröstlichen Zuwachs erhalte. Wie nöthig, wie rühmlich dieses sey, das werde ich in dem folgenden weisen. *Ex* [a]

vngue

[a]) Es wird dem gemeinen Wesen sehr zuträglich seyn, wenn ich hier anmerke, daß Baratius das Wörtchen Ex besonders hundert und siebenzehnmal mit Nachdrucke anführet. Ecl. 3. Puero syluestri EX arbore lecta Aurea mala decem mis. Ecl. 6. Iniicium ipsis EX vincula ferris. Ecl. 7. EX illo Corydon. Ecl. 10. EX vobis vnus, Georg. L. 1. Collectae EX alto nubes. Ibid. Reuolant EX aequore mergi. Ib. nec minus EX imbri soles. Ib. L. 2. Inseritur vero EX foetu nucis ete Ib. non vllo EX aequore cernes. Ib. EX se ipsa remittit. Ib EX arbore

unguis[21] leonem[22]. Ich geſtehe zwar gar gern zu, daß es eine etwas mühſame Arbeit iſt: Ich weis[23] aber auch, daß wir uns vielmals in andern Sachen keine Mühe verdrieſſen laſſen, welche von ſolcher Wichtigkeit lange nicht ſind, als ein dergleichen loblicher Vorhaben. Dieſe Anmerkungen müſſen aus vielerley Sprachen beſtehen. Hierbey darf man ſchlechterdings nicht ſparſam ſeyn. Man ſchreibt für Gelehrte, und alſo muß man ſie auf eine gelehrte

arbore Plantas. Ib. Oſcilla EX alta ſuſpendent. Ibid. L. 3. Pugnam EX auro. Ib EX hoſte trophaea. Ib. aliam EX alia generando. Wegen der übrigen Stellen beliebe der geneigte Leſer den über Virgilii Opera verfertigten Indicem Nicolai Erythraei aufzuſchlagen, welchen ich hier maſcula imitatione ausgeſchrieben habe.

21) a Graeco ὄνυξ, Terent. in Eun. Act. IV. Sc. 3. v. 6.
Unguibus in os alicui inuolare.
Tibull. Libr I. el. 8. v. 12. Unguium praeſegmina.
Tertull. de Poenit. cap. 10. Repatinare ungues.
Ouid I. de arte amandi:
Et nihil emineat & ſint line ſordibus ungues.
Horat. I. epiſt. VII. v. 51.
Cultello proprio purgantem leniter ungues.
Videatur omnino Fabri Theſaurus, ſub voce Unguis.

22) Ich zweifle gar nicht, daß man nicht bey dem Worte Leo ſchöne Anmerkungen, aus den Alterthümern, Geſchichten, Münzen ſinnreichen Sprüchen gelehrter Männer, der Naturkunde, Sternkunſt, und andern Wiſſenſchaften machen könnte. Es war auch dieſes anfänglich mein loblicher Vorſatz, und es würde dieſem Abſchnitte eine ſonderbare Zierde gegeben haben. Weil ich aber in allen Regalen, die ich beſitze, davon nichts rechtes finden können, ſo bin ich hinlänglich entſchuldigt. Denn es iſt bekannt, daß wir Gelehrte nichts weiter wiſſen, als was in den Regiſtern ſteht.

23. Heſiod. Op. et Dies, v. 178. ſq.
Μηκέτ' ἔπειτ' ὠφελον, ἐγὼ πέμπτοισι μετεῖναι
Ἀνδράσιν, ἀλλ' ἢ πρόσθε θανεῖν ἢ ἔπειτα γενέσθαι.
Νῦν γὰρ δὴ γένος ἐστὶ σιδήρεον, οὐδέ ποτ' ἦμαρ
Παύονται κμάτων καὶ ὀιζύος, οὐδέ τι νύκτωρ
φθειρόμενοι. Χαλεπὰς δὲ θεοὶ δώσουσι μερίμνας.

te Art unterhalten. Dieses [24] heißt aber gelehrt, wenn man viele Sprachen kann. Es ist eine leichte Sache, die Gottesgelahrheit zu fassen, die inländischen, und auswärtigen Rechte zu lernen, die Arzneykunst zu begreifen, und ein Meister der Weltweisheit zu werden. Dazu gehöret nicht mehr, als höchstens eine Zeit von drey Jahren, so ist man darinnen vollkommen. Aber Sprachen zu lernen; dieses ist dasjenige, womit wir in der zartesten Jugend anfangen, vom Morgen [25] bis auf den Abend zubringen, und doch in dem spätesten Alter noch nicht fertig sind. Sollte dieses nicht die wahre Gelehrsamkeit seyn? Sollten dieses nicht

24) Ich muß mich wundern, daß es Leute giebt, welche von einem Gelehrten nicht fodern wollen, als Sprachen. Es ist mir zu verdrießlich, mich in diesen Streit einzulassen. Ich will meine Gegner nur auf den R. Moses Ben-Maimon weisen, welcher sie zur Gnüge beschämt, wenn er in Hal. Sanhedr. c. 2. v. 7. folgendermaßen redet:

וצריך לדשהדל ולרביק שיהיו בילן בעלי מראה נבוני
להש ושידעו כרוב לשונות כדי שלא השמעון
מפי התורגמן:

25) Dieses drückt der Ebräer also aus: ממזרח־שמש־עד־מבואו
Wenn ich nun die Beschreibung der übrigen Morgenländer, als des Chaldäers, ממדנח שמשא עד מטעיה und des Syrers,

ܡܢ ܡܕܢܚܝ ܫܡܫܐ ܘܥܕܡܐ ܠܡܥܪܒܝܗ [illegible]

und des Arabers,

مِن مَشَارِق اَلشَّمس اِلَى مَغارِبِهَا

dagegen halte: So muß ich dem gelehrten Flacius in Claui Scripturae P. II. Tr. VII. p. m. 753. D. Wagenseil in Synopsi Hist. Vniuers. P. I. p. m. 264. seq. beypflichten, welche die ebräische Sprache für die allererste und die Mutter der andern Sprachen halten.

nicht die ſicherſten Merkmaale ſeyn, wodurch man darthun kann, daß man ein würdiger Sohn des Apollo [26] ſey?

Zwar möchte mancher einwenden: Es ſey unmöglich, daß ein jeder eine ſo weitläuftige Wiſſenſchaft in Sprachen beſitze; man habe nicht allemal Gelegenheit ſie zu erlernen; Nicht ein jeder ſey fähig [27], ſolche zu faſſen. Sollte man denn deswegen das reizende Vergnügen entbehren, etwas zu ſchreiben? Keinesweges. Ich ſehe es nicht, als eine unumgängliche Nothwendigkeit an, daß man viele Sprachen verſtehen müſſe. Ich verlange nur, daß die Anmerkungen aus vielen Sprachen beſtehen ſollen. Was man nicht ſelbſt kann, das werden doch wohl unſre guten Freunde können. Dieſe [28] ſind ſchuldig, uns in der Noth zu helfen, und uns aus der Schande der Unwiſſenheit zu reiſſen. Wer wollte mir zumuthen, daß ich Griechiſch, Rabbiniſch, Ebräiſch, Chaldäiſch, Syriſch, Arabiſch, Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch könnte? Ich verſtehe nichts als meine Mutterſprache, und ein wenig

26) Ich kann nicht leugnen, daß es mir ſehr ſauer geworden, den Apollo hier anzubringen, und wer nicht weis, worinnen die Schönheit eines Glückwünſchungsſchreibens beſteht, der dörfte wohl gar glauben, es klänge gezwungen. Allein, es hat ein italiänischer Poet geſagt: Eccoti, benigno Lettore un parto di poche fere, che ſe ben nato di nobile, non è però aborto di tenebre, ma ti farà conoſcere Figlio d'APOLLO con qualche raggio di Parnaſo. Weil ich nun in meine Anmerkungen auch etwas Italiänisches ſetzen wollte, gleichwohl nur nichts anders, als verſtändliches, bekannt war: So habe ich lieber der natürlichen Ordnung ein wenig Gewalt anthun, als dieſe Schönheit miſſen wollen.

27) On voit peu d'Eſprits ſans doute, qui ne ſoient capables de quelque Art ou de quelque Science. Ils ont tous un certain deſir d'apprendre & d'augmenter leurs lumieres, qui ſe peut fortifier par une bonne Methode. Mr. Noble dans l'Ecole du monde.

28) It is a true ſaying, that misfortunes alone prove one's friendships, they ſhow us not only other peoples for us, but our own for them; we hardly know our ſelves any otherwiſe. New Letters of Mr. Al. Pope. p. 207.

wenig Latein. Gleichwohl würde man es mir nimmermehr ansehen, wenn ich nicht so offenherzig wäre, und es anitzt öffentlich bekennte. Ich habe [29] ein halb Dutzend gute Freunde, welche mich von Zeit zu Zeit mit gelehrten und fremden Anmerkungen versehen, und ich habe ihrer Freygebigkeit dasjenige einzig und allein zu danken, was ich in gegenwärtigem Abschnitte dem geneigten Leser mitzutheilet [30]. Es ist dieses gar kein Fehler von mir. Wenn niemand nichts schreiben wollte als was er verstünde, so würde gewiß die Hälfte von den gelehrten Werken wegfallen, welche alle Messen an das Licht treten. Wir haben genug gethan, wenn wir unsre Namen auf den Titel setzen lassen.

§. 10. In unsern Glückwünschungsschreiben pflegen wir unsern Gönnern oder guten Freunden etwas annehmliches vorzusagen.

Es könnte das Ansehen gewinnen, als wäre dieses der Hauptendzweck. Er ist es aber nicht. Wir schreiben nicht darum, weil wir etwas wünschen wollen; sondern wir wünschen, damit wir schreiben können. Die Erfahrung wird dieses am besten beweisen. Man sehe unsre Glückwünschungsschreiben an. Den größten Theil macht eine so genannte Abhandlung aus. Diese steht uns zu Ehren da. Ein kleiner Anhang gehört unsern Gönner oder guten Freunde. In jenem sagen wir ganz ausführlich, ohne uns zu nennen, was für tief-

29) Ich muß hier die aufrichtige Fürsorge meiner guten Freunde öffentlich und mit Danke rühmen. Ich habe durch ihre Beyhülfe einen so schönen Vorrath von Anmerkungen in verschiednen Sprachen, daß ich alle Stunden vermögend bin, ein neues Werk zu schreiben. Nur kann ich noch nicht schlüßig werden, wovon es handeln soll.

30) Herr Prof. Kehr in Petersburg hat mir eine auserlesene Sammlung von Noten in ausländischen, und bey uns ganz unerhörten, Sprachen versprochen. Es ist mir verdrießlich, daß er in Erfüllung seines Versprechens so saumselig ist. Hätte ich sie anitzt gehabt, so würden sie gegenwärtiger Abhandlung ein besondres Ansehen gegeben haben.

tiefsinnige und unentbehrliche Mitglieder der gelehrten Welt wir sind. In diesem aber bedauern wir in möglichster Kürze, daß die Schrift wider alles Vermuthen uns unter den Händen gewachsen, und stärker geworden sey, als unser Vorsatz gewesen. Wir bezeigen unsern Unwillen, daß wir abbrechen müssen; wir beklagen, daß der Raum zu enge, und die Zeit zu kurz ist, und was wir noch alles gleichsam auf der Flucht sagen können, ist dieses: Die Verdienste [31] unsers Gönners oder Freundes wären ohne dieß jedermann bekannt, und wir würden unbillig handeln, wenn wir uns wagen wollten, etwas zu loben, welches wir bloß zu erzählen nicht einmal vermögend wären; empfehlen uns anbey dessen hohem Patrocinio oder Freundschaft, und verharren, bis zu dem letzten Hauche unsers Lebens, Diener und Freunde.

Wünsche von dieser Art schicken sich für alle; und dergleichen weitläuftige Ausdrücke sind darum unentbehrlich, weil wir mit unsern Lobschriften lange vorher fertig sind, ehe wir noch wissen, wen wir loben.

§. 11. Nunmehr habe ich den Ursprung der Glückwünschungsschreiben ganz kürzlich gezeigt. Ich habe gesagt, was ich unter Glückwünschungsschreiben verstehe. Ich bin diesen gemachten Entwurf stückweise durchgegangen. Ich habe Regeln

31) Du wirst also, wertbester Freund, mir nicht zumuthen, daß ich dir itzt einen ausführlichen Wunsch, oder ein wohlgesetztes Lob liefern solle. Ich gönne dir alles gutes. Du besitzest mehr ruhmwürdige Eigenschaften, als sich in ein Glückwünschungsschreiben von dieser Art schicken. Ich liebe dich aufrichtig. Allein: Du wirst mir nicht für übel halten, wenn ich davon gar nichts sage. Ich würde das Gelübde brechen, welche ich bey meinem Antritte in die glückwünschende Gesellschaft gethan: ich würde mir meine Mitbrüder zu Feinden machen. Dieses kannst du mir nicht zumuthen. Zu geschweigen, daß gegenwärtige Abhandlung fertig gewesen, ehe ich an dich gedacht habe. Ich und meines gleichen aber haben für dasjenige, was wir einmal geschrieben, viel zu viel Liebe und Hochachtung, als daß wir etwas ausstreichen oder ändern sollten.

Regeln gegeben, und bin solchen selber gefolget. An Noten, und Anmerkungen wird hoffentlich kein Mangel seyn, und wenn ich nicht gar zu sittsam wäre, so würde ich sagen; daß gegenwärtige Schrift ein Muster aller Glückwünschungsschreiben, eine unleugbare Probe meiner unerschöpflichen Fähigkeit im Denken, ein Inbegriff vieler inn- und ausländischen Schönheiten, und ein solches Werk wäre, welches, wie wir grossen Geister, tiefsinnig zu reden pflegen, wo nicht sich selbst übertreffe, doch seine eigne Parallel sey.

COROLLARIVM*.

Als ich gegenwärtige Abhandlung einem guten Freunde zu lesen gab: So entdeckte dieser gleich anfangs einen gressen Fehler daran. Ich hatte nämlich, sagte er, vergessen, dem Zoilus, beym Einzange meiner Schrift, eines zu versetzen. Ich hätte ihn warnen sollen, daß er sich mit seinem alles begeifernden Zahne nicht an mich wagen sollte. Allein, es ist mit gutem Vorbedachte unterlassen worden. Ich will gar nicht bose werden, wenn sich jemand wider dieses Werkchen auflehnt: es soll mir vielmehr ein besondres Vergnügen seyn. Auf solche Weise bekomme ich wieder Gelegenheit, etwas neues, und vielleicht noch viel zu schreiben. Ich habe mich schon auf verschiedene beissende und satirische Gedanken gefaßt gemacht, womit ich meinen Gegner lächerlich machen will. Hiermit will ich also jedermann, wer es auch sey, zu einem gelehrten Kampfe auffodern. Sollte aber niemand, wie ich fast vermuthe, das Herz haben, sich an mir zu vergreifen: So werde ich mich genöthigt sehen, in dem nächsten Glückwünschungsbriefe, unter verdeckten Namen, selbst wider mich zu schreiben. Ich hoffe hierdurch im Stande zu seyn, in weniger Zeit der gelehrten Welt eine starke Sammlung auserlesener Streitschriften unter dem Titel SCRIBLERIANA, zu liefern. Schreiben muß ich, und zwar viel schreiben. Denn ich bin ein Gelehrter!

* Weil Corollarium nicht mehr, wie bey unsern Vorfahren, eine solche Propositon heißt, die aus denen vorherbestehenden Sätzen durch eine natürliche Folge fließt; sondern vielmehr dadurch dasjenige angezeiget wird, was auf das letzte weisse Blatt gedruckt wird. So bin ich befugt gewesen, diesen Anhang ein Corollarium zu nennen.

Eine Rede,

beym Antritte

in die

Wünschende Gesellschaft,

nach den

im vorstehenden 8 §. und der beygefügten Anmerkung,

vorgeschriebenen Regeln

aus dem Stegreife gehalten

von

Martin Scriblern, dem Jüngern.

Am 1 Januer 1742.

Antrittsrede

von der

wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers.

Meine Herren,

Wir machen uns allerseits ein Vergnügen daraus, wenn man uns für ehrlich und vernünftig hält [1].

Ein solcher Mann wird durch seine Ehrlichkeit ansehnlich, und jeder muß die Verdienste desselben mit Stillschweigen bewundern [2].

Es ist aber auch nichts so gut, es ist zu etwas schädlich. Was ist so nützlich, als das Feuer? Und gleichwohl kann man die prächtigsten Gebäude dadurch vernichten. Was dient mehr zu unsrer Sicherheit, als das Schwerdt? Und oft bringt es uns selbst den Tod [3].

Wer Ehrlichkeit und Verdienste selbst von sich rühmen will, dem glaubt man nicht, der macht sich verhaßt, der schadet sich selbst [4].

Für einen Großsprecher wird man ihn halten [5], und glauben, daß er seine Fehler unter dem scheinbaren Namen der Tugend verbergen wolle [6].

1) Vir bonus, et prudens dici, delector ego, ac tu. *Horat.*
2) Tum pietate grauem, ac meritis, si forte virum quem
Conspexere, silent. *Virgil.*
3) Nil prodest, quod non laedere possit idem.
Igne, quid vtilius? Si quis tamen vrere tecta
Comparat, audaces instruit igne manus.
Et latro, et cautus praecingitur ense viator,
Ille sed insidias, hic sibi portat opem. *Ouid.*
4) Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi. *Horat.*
5) Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu! *Horat.*
6) Fallit enim vitium specie virtutis et vmbra! *Iuuenal*

Wer dasjenige in der That seyn will, was er von sich rühmt, der hat unter allen Regeln besonders viere wohl in Acht zu nehmen [7].

Er muß seinen Beruf wohl abwarten, und nicht eher ruhen, bis er seiner Pflicht eine völlige Gnüge geleistet hat [8];

Er muß das Wahre von dem Falschen vorsichtig zu unterscheiden wissen [9];

Er muß, was seinem Amte wohlanständig ist, auf das genaueste beobachten [10];

Er muß endlich der weisen Vorsicht des Himmels alles ruhig überlassen [11].

Aber wie wenige unter uns thun dieses! Wie wenige kennen ihre eigne Schwäche [12]!

Wie wenige warten ihren Beruf gebührend ab! Man sollte zwar meynen, sie wären in beständiger Arbeit und Unruhe; in der That aber thun sie gar nichts [13].

Fodert ihr Beruf eine Verschwiegenheit, so glauben sie doch, es sey ihnen erlaubt, alles, was sie hören, was in der Nacht der Vergessenheit, was noch so tief versteckt bleiben sollte, in der ganzen Welt auszubreiten [14].

Fälle

7) Quatuor ex omni - - - - *Virgil.*
8) - - - Susceptum perfice munus! *Virgil.*
9) - - - Falsa, dignoscere cautus,
Quid solidum crepet, et pictae tectoria linguae. *Pers.*
10) - - - Rigidi servator lemetti *Lucan.*
11) Permittes ipsis expendere numinibus, quid
Conveniat nobis, rebusque sit utile nostris.
Nam pro jucundis aptissima quaeque dabunt Di
Charior est illis homo, quam sibi. *Juven.*
12) - - - Pigonet me modi.
SY. Pauci istuc faciunt homines, quod tu praedicas.
Nam in foro vix dicimus quisque est, qui ipsus sq noverit.
Plaut.
13) Est ardelionum quaedam Romae natio,
Trepide concursans, occupata in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens. *Phaedr.*
14) - - - loca nocte silentia late

Sit

Fällt ihnen auch zuweilen ihre Pflicht ein, finden sie eine innerliche Regung solche zu beobachten: So reut sie doch dieser Vorsatz gleich wieder. Sie bleiben bey dem ersten Schritte stille stehen, weiter gehen sie nicht fort [15].

Viele stört die Rachbegierde in Beobachtung ihrer Pflichten, und diese verrathen, wie klein, wie niederträchtig ihre unedle Seele sey [16].

Je leichter sie diesen Fehler vermeiden könnten, desto thörichter handeln sie, daß sie es nicht thun [17].

Und wie könnten sie diese Leidenschaft wohl leichter überwinden, als wenn sie bloß die Liebe zum Vaterlande ihr Augenmerk seyn lieſſen [18]?

Die zweyte Pflicht war:

Man muß das Wahre vom Falschen vorsichtig zu unterscheiden wissen.

Man dürfte hier nur der Wahrheit selbst folgen, welche durch ihren Glanz die dickste Finsterniß vertreibt [19].

Dieses ist der erste Grund, worauf diese ganze Wissenschaft ruht; nur diesen dürfte man sich bekannt machen [20].

Allein, man ist zu verdrossen, und dieses macht uns die leichteste Sache beschwerlich [21].

Oft haben wir zu viel Eigenliebe; wir wollen unserm verdrießlichen Hochmuthe nicht entsagen, und eben dadurch wird unsre ganze Vorsicht zu Schanden gemacht [22].

Sit mihi fas audita loqui: sit numine vestro
Pandere res alta terra, et caligine mersas. *Virgil.*

15) Dum licet, et modici tangunt praecordia motus,
Si piget, in primo limine tolle pedem. *Ovid.*

16) - - - quippe animum
Semper et infirmi est animi, exiguique voluptas
Ultus. *Juvenal.*

17) Tu quod cauere possis, stultum admittere est. *Terent.*

18) Vincet amor patriae - - *Virgil.*

19) Noctem flammis funalia vincunt. *Virgil.*

20) Elementa velim vt discere prima. *Horat.*

21) Nulla est tam facilis res, quin difficilis fiet
Quam inuitus facias - - *Terent.*

22) Ingratam - - - pone superbiam

Oft glauben wir dem äuſſerlichen Scheine zu viel [23].

Wenn man drittens in ſeinem Berufe das Wohlanſtändige beobachten will; ſo darf man kein abgeſchmackter Nachahmer alles desjenigen ſeyn, was uns vorkömmt [24].

Es iſt unanſtändig, wenn man ſich ſelbſt groß machen will. Nur diejenigen betrügt man dadurch, die uns nicht kennen; denen, die uns beſſer kennen, wird man lächerlich [25].

Es iſt unanſtändig, wenn ein ſolcher Mann andrer ſpotten, und über ihre Beſchimpfung frohlocken will [26].

Es iſt unanſtändig, wenn man ſich der öffentlichen Gebräuche entziehen will, welche nichts abergläubiſches, nichts eitles bey ſich haben [27].

Kurz: Bey allen ſeinen Handlungen, darf er auch das ſchärfſte Urtheil der ganzen Welt nicht ſcheuen [28].

Die vierte und letzte Pflicht iſt, daß er ſich der liebreichen Vorſorge des Himmels überlaſſe.

Die Welt iſt ein verführeriſches Labyrinth; man muß alles der Leitung des Himmels anheim ſtellen [29].

Je weniger man von ihm verlangt, deſto mehr erhält man von ihm [30].

Es

Ne currente retro ſunis eat rota. *Horat.*

23) Nimium ne crede colori. *Virgil.*

24) Scribere ſi fas eſt imitantes turpia Mimos. *Ouid.*

25) - - - Verbis jactans gloriam,
Ignoros fallit, notis eſt derifui. *Phaedr.*

26) Scit riſiſſe vafer, multum gaudere paratus
Si Cynico barbam petulans Nonaria vellat. *Perſ.*

27) - - - non haec ſolennia nobis
Vana ſuperſtitio - - - *Virgil.*

28) - - - Volet haec ſub luce videri
Iudicis argutum quae non formidat acumen. *Horat.*

29) Vt quondam Creta fertur Labyrinthus in alta.
Parietibus textum caecis iter: anceps temque
Mille viis habuit dolum, qua ſigna ſequendi
Falleret indeprenſus et irremeabilis error. *Virgil.*

30) Quanto quisque ſibi plura negauerit
A Dis plura feret. - - - *Horat.*

Es heißt hier gar nicht:

-- -- cupidine caedis
Vtitur -- et nunc quoque sanguine gaudet [31].

Man thue seine Berufsarbeit, dafür trage man Sorge; für das Uebrige sorgt der Himmel! Was will man weiter [32]?

Eine reiche Erndte wird so dann unsre Belohnung seyn [33].

Wir können dieses thun, wir haben die Fähigkeit dazu vom Himmel erlangt [34], und dieser ist auch der erste Urheber davon [35].

Non omnes arbusta iuuant humilesque myricae [36]!

Man darf nicht einen Augenblick aufschieben, seine Lebensart vernünftig einzurichten [37], und eine Blutegel läßt nicht eher ab, zu saugen, bis sie ganz voll Blut ist [38].

Meine Rede könnte hier wohl manchem unordentlich und verwirrt scheinen [39], wenn man nicht bedächte, daß der Mensch

31) - - - cupidine caedis
Vtitur - - et nunc quoque sanguine gaudet. *Ouid.*

32) Et dubitant homines serere, atque impendere curam?
Quid majora sequar. *Virgil.*

33) Quid faciat laetas segetes *Virgil.*

34) - - Equidem credo, quia sit diuinitus illis
Ingenium - - *Virgil.*

35) - - Horum omnium causa
Constituisse Deum fingunt. - - *Lucret.*

36) Non omnes arbusta iuuant, humilesque myricae.
Virgil.

37) Incipe, qui recte vinendi prorogat horam,
Rusticus expectat, dum defluat amnis; at ille
Labitur, et labetur in omne volubilis aeuum. *Horat.*

38) Non missura cutem, nisi plena cruoris hirudo. *Horat.*

39) - - Farrago libelli. *Iuuenal.*

Mensch um deswillen aufrecht erschaffen sey, damit er den Himmel betrachten solle [40].

Glückselig ist derjenige, welcher von freyen Stücken ohne Zwang thut, was recht ist, und keinen Richter scheuen darf [41].

Dieses geschah in den ersten Zeiten; itzt sind sie viel schlimmer, und die Bosheit nimmt überhand [42].

Die Waffen sind schädlich; Wollust aber schadet weit mehr [43].

Sehr wohlbedächtig hat Horaz gesagt:

> Torquet ab obscenis iam nunc sermonibus aurem
> Mox etiam pectus praceptis formet amicis,
> Asperitatis et invidiae corrector et irae,
> Recte facta refert [44].

Und handelt derjenige nicht am vernünftigsten, welcher nichts thörichtes unternimmt [45]?

Doch wo gerathe ich hin! Ich komme zu weit ab. Ich verliere mich von meinem Zwecke.

Horaz,

40) Os homini sublime dedit, coelumque tueri
iussit, et erectos ad sidera tollere vultus. *Ouid.*

41) - - - - Vindice nullo
Sponte sua sine lege fidem rectumque colebat.
Poena metusque aberant nec vincla minantia fixo
Aere legebantur Nec supplex turba timebant
Iudicis ora sui, sed erant sine iudice tuti. *Ouid.*

42) Quippe aliter tunc orbe nouo coelumque recenti
Viuebant homines - -
Omne aliud crimen mox ferrea protulit aetas. *Iuuenal.*

43) - - Sceuior armis
Luxuria incubuit. - - *Iuuenal.*

44) Torquet ab obscenis iam nunc sermonibus aurem,
Mox etiam pectus praceptis formet amicis,
Asperitatis et invidiae corrector et irae
Recte facta refert. *Horat.*

45) Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte. *Horat.*

Horaz, den ich nun itzt gelobt habe, straft mich selbst, wenn er sagt:

Scrutetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet [46]?

Der Haß gegen die Wollust hat diese kleine Unordnung verursacht. Und gewiß ist dieser Eifer nöthig, denn wer die Schamhaftigkeit einmal verliert, findet sie nicht wieder [47].

Allein es ist mein Vorsatz nicht, die Laster zu richten, und alle Narren durch die Musterung gehen zu lassen [48].

Wenn würde ich fertig mit tadeln? Denn es ist alles voll von lächerlichen Fehlern [49].

Ich handle von den Pflichten eines ehrlichen und vernünftigen Mannes. Ich habe oben vier Regeln gegeben: ich will noch die fünfte hinzuthun:

Man muß friedfertig seyn, wenn man Gelegenheit zu streiten hat; man muß dem Nächsten helfen, wenn man ihm gleich schaden könnte; man muß sich der Tugend befleißigen, wenn es auch erlaubt wäre, lasterhaft zu seyn [50].

Wer diese Regeln beobachtet, von dem kann man wohl nicht sagen, daß er sich mit geringen Kleinigkeiten beschäfftige [51].

Es ist dieses ein wesentliches Stück des Gottesdienstes, welchen die Natur selbst den entlegensten Völkern bekannt gemacht hat, und von welchem Lucrez sagt:

Nunc,

46) - - Scrutetur ad imum
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet. *Horat.*
47) Lacta pudicitia est, deperit illa semel. *Ovid.*
48) - - Huc propius me,
Dum doceo insanire omnes, vos ordine adite. *Horat.*
49) - - O quantum est in rebus inane! *Pers.*
50) Tum certare odiis, tum res rapuisse licebit.
Nunc hinc, et placidum hinc componite foedus. *Virgil.*
51) Rem peragit nullam - - *Martial.*

Nunc, quae cauſa Deum per magnas numina gentes
Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes
Non ita difficile eſt, rationem reddere verbis [72].

Ich weis, meine Herren, Sie haben einerley Meinung mit mir. Ich wünſche, daß dieſe flüchtige Probe den entſcheidenden Beyfall einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft erlangen möge. Dieſes, und die Ehre ihr Mitglied zu werden, wird mich aufmuntern, Sie bis in meinen Tod mit Wünſchen zu überhäufen.

72) Nunc quae cauſa Deum per magnas numina gentes
Peruolgauerit, et ararum compleuerit vrbes
Non ita difficile eſt, rationem reddere verbis. *Lucret.*

Klage
wider die
weitläuftige Schreibart.

Hochedler Herr,

Hochgeehrtester Herr,

Welchergestalt Eure Hochedl. in Ihrer Monatsschrift,

daß alle muntre Köpfe dieses grossen deutschen Reichs die Freyheit haben sollten, Ihre Sammlung durch ihren Beytrag zu befördern,

hochgeneigt, und günstig erlaubt, nicht minder,

daß Denenselben sie die wohlgerathenen Proben von der Stärke ihres Geistes, und der Gründlichkeit ihres Verstandes zur Bekanntmachung anvertrauen möchten.

zugleich ersucht: Solches muß Ew. Hochedl. noch wohl erinnerlich seyn, erhellet auch aus der Vorrede de dato Leipzig, den 1ten Heumonats 1741. pag. 15. allenthalben in mehrerm.

Nachdem nun von meinem hochgeehrtesten Herrn hierdurch ich befehliget zu seyn glaube, dasjenige, so zur Ausbesserung der deutschen Sprache dienet, treufleißigst und pflichtschuldigster Massen beyzutragen, mithin den Vorwurf mit Grunde nicht befürchten darf,

quod culpa sit, immiscere se rei ad se non pertineti, l. 36. D. de R. I.

wenigstens wider den klaren Innhalt der Gesetze laufen würde, wenn jemand, daß ich mir diese Freyheit nehme, übel deuten wollte,

quia, quoties dubia interpretatio libertatis est, secundum libertatem respondendum erit, l. 20. ibid.

und aber in denen bisherigen Monaten obmentionirter Schrift ich misfällig wahrnehmen müssen, daß Dieselben uns zwar von verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit Regeln und Proben mitgetheilet, im Gegentheil, wie die Schreibart männlich und bündig einzurichten sey, nicht alleine geflissentlicher Weise keine Anleitung gegeben,

> eius enim est non nolle, qui potest velle. Vlpianus. l. 1. ad Sabin.

sondern auch zum mehrersten solche Stücke uns vorgelegt, in welchen ostermals die gründlichsten Sachen durch eine widrige Schreibart ekelhaft, die Leser bey denen bündigsten Beweisen durch eine verdrüßliche Weitläuftigkeit müde gemacht, und dasjenige in funfzig Perioden eingehüllet worden, was doch auf die angenehmste und deutlichste Art in einem einzigen Satze vorgetragen werden können, sollen, oder mögen;

> iniustus enim videtur, qui per ambages exponit, quod vna formula comprendere potest. Pyrrhus Mauritius. de Satisd. & fidej.
>
> Et illa actio est optima, quae breuissima. vid. Lanfrancus de Oriano, de dilat. cf. Mantica de convent. it Loriottus de transact. & Caccialupa de off. advoc.

Als habe Ew. Hochedl. solches ich nicht bergen mögen, mit dem Ermahnen, Sie wollen, daß solchem allem abhelfliche Masse gegeben, und die bisherige weitläuftige Schreibart geändert, auch alles in einer beliebigen Kürze abgefasset werden möge, gebührende Sorge tragen, oder, entstehenden Falls, daß ich dieserhalb nach gegenwärtiger Probe eigne Regeln entwerfe, und Denenselben zur Bekanntmachung schierstkünftig übersende, Sich unfehlbar gewärtigen Und Denenselben bin ich übrigens angenehme Freund

schaf-

schaft zu erweisen, vor die Person stets willig. Der ich verharre

Ew. Hochedl.

Meissen,
den 9 Novembr. 1741.

ergebenster
CAIVS IAVOLENVS,
I. V. D. Aduocatus & Not. Publ. Cæs.
con. Reg. El. immatr.

Unterdienstschuldigstes Inserat.

Auch,

Hochgeehrtester Herr,

dürfte zwar manchen aus Eigensinn beyfallen, daß diese meine Schreibart undeutlich, und dennoch weitläuftig sey, ob ich gleich in einem Satze dasjenige sagte, wozu ein andrer eine Ausführung von vielen Perioden gebraucht haben würde, nicht weniger, daß die Einstreuung altväterischer Worte, und die barbarischen Namen fremder Rechtsgelehrten so abgeschmackt, als ihre beygebrachten Zeugnisse wären;

Demnach aber und dieweil einiger Undeutlichkeit ich mit Grunde nicht beschuldiget werden mag, da ich dasjenige, so ich geschrieben, ganz wohl verstehe, einsolglich vor unzählig neuern Schriftstellern einen grossen Vorzug verdiene, anben wider die arithmetische Verhältniß läuft, daß dasjenige, so in einem einzigen Satze gesaget wird, eben so weitläuftig seyn sollte, als das, wozu ich die mühsame Umschreibung vieler Perioden nöthig habe, hiernächst die Beybehaltung geschickter Kunstworter vielmehr eine Lobeserhebung, als Bestrafung, verdienet, über dieses die An-

ziehung alter Rechtsgelehrten und ihrer Zeugniſſe allerdings nach dem neueſten Geſchmacke zu ſeyn ſcheinet, da die eingebildetſten meiner Landsleute zum öftern den Homer, Virgil, Boileau, Milton, und andere Ausländer dasjenige griechiſch, lateiniſch, franzöſiſch, und englich ſagen laſſen, worauf vielmals ein auch nur halbgelehrter Deutſcher von ſelbſt gefallen ſeyn würde;

Als zweifle nicht, Ew. Hochedlen werden ſich meinen Vorſchlag gefallen, und mir dasjenige Recht wiederfahren laſſen, welches Sie einem Patrioten, und Beförderer der deutſchen Sprache ſchuldig ſind. Ich bin

Ew. Hochedlen.

Datum ut in litteris.

ergebenſter

C. IAVOLENVS.

Memoires d'Amourette,

oder

Lobschrift auf Amouretten,

ein Schooßhündchen.

Geneigter Leser!

Die vornehmste Sorge eines Schriftstellers geht dahin, wie er sich des Beyfalls seiner Leser versichern möge. Die meisten schreiben heutiges Tages aus Hunger; viele suchen berühmt zu werden; einige wenige haben die Absicht zu erbauen; alle aber bemühen sich, ihre Schriften beliebt zu machen. Meine gegenwärtige Absicht ist keine von diesen dreyen. Ich schreibe einzig und allein darum, damit ich meine Gedanken will gedruckt lesen. Dieses ist meine vornehmste Leidenschaft. Ich habe dir es schon einmal gestanden; ich will es auch itzt nicht leugnen. Ist es ja eine Sünde, so ist es doch nur eine Erbsünde. Mein Vater ist ein Autor gewesen; mein Großvater hat Bücher geschrieben; von meines Urgroßvaters Fähigkeit habe ich gestern noch eine nicht übelgerathne Probe aus dem Würzladen bekommen; und bloß eine unvermuthete Feuersbrunst ist Schuld daran, daß wir den Fleiß meines Aeltervaters nicht bewundern können. Wird man es mir also wohl übel nehmen, wenn ich dem angebohrnen Triebe, zu schreiben, nicht widerstehen kann? Daß unsre Frauenzimmer noch itzt gern Liebesbriefe abfassen, solches kommt uns gar nicht fremd vor. Denn schon Eva hat sehr zärtlich an ihren Adam geschrieben, wie man den Beweis davon in Zieglers Heldenliebe findet. Hier siehst du also, geneigter Leser, meine Befugniß zum Schreiben. Und ob ich gleich weder

aus Geldgeiz, noch aus Ehrgeiz, noch dem Vaterlande zum Besten, sondern lediglich zu meiner eignen Beruhigung, schreibe: So erachte ich es doch der Höflichkeit gemäß zu seyn, daß ich mir dein Wohlwollen, und eine gunstige Aufmerksamkeit ausbitte.

Ich kann dieses, als eine schuldige Gegengefälligkeit, von dir verlangen. Denn bloß dir zu Liebe habe ich mich überwunden, gegenwärtiger Arbeit den Titel der Memoires zu geben; einen Titel, dessen allgemeinen Gebrauch du nebst vielen dergleichen Wohlthaten dem Gehirne unsrer Nachbarn zu danken hast. Ich kenne die abgottische Hochachtung, welche du für dergleichen Art von Schriften trägst, und weis deine Gütigkeit, welche die abgeschmacktesten Sachen bewundert, wenn sie nur diesen ansehnlichen Namen führen. Was hätte mich wohl sonst hierzu bewegen sollen? Ich bin vielleicht der erste, der von einem Thiere Memoires schreibt. Meine Amourette ist keine Marquisinn; und ich kann nicht behaupten, daß sie aus einer besonders ansehnlichen Familie erzeugt, oder von ihren Aeltern in der zarten Jugend verlohren, und erst nach späten Jahren durch viele Abentheuer wieder gefunden worden sey. Eben so wenig getraue ich mir, dich zu bereden, daß sie ganz gemeiner Hunde Kind wäre, und nur durch ihre blitzende Schönheit, und eisenfeste Tugend einen irrenden Ritter ihres Geschlechts gefesselt habe. Du wirst weder Liebesstreiche noch Entführungen antreffen; und da es nur ein Werk von etlichen Blättern seyn soll, so siehst du wohl, wie wenig Aehnlichkeit es mit deinen Memoires habe, welche die Beständigkeit ihrer Helden nicht eher, als in dem achten, oder zwölften Bande, krönen. Bloß dir zu Liebe, gebe ich meiner Schrift diesen Namen, und du würdest undankbar seyn, wenn du sie nicht mit geneigten Augen ansehen, und mit gebührender Ehrfurcht durchlesen wolltest.

Ich

Ich halte es für etwas überflüßiges, mein Verfahren zu rechtfertigen, daß ich auf einen Hund eine Lobschrift mache. Wer Amouretten von Person kennt, der weis, daß es ihre sonderbaren Eigenschaften wohl verdienen, auf die Nachkommen gebracht zu werden. Wer sie aber nicht kennt, dem will ich sie durch die lebhaftesten Züge bekannt machen. Du kannst dich darauf verlassen, daß mir eine niederträchtige Schmeicheley die Feder nicht führen wird. Ich darf Amourettens Tugenden nur erzählen, so ist auch die Lobschrift fertig. Sollte ich etwan eine Leichenrede halten, oder einen Mäcenaten wegen seiner Freygebigkeit und Verdienste herausstreichen: So würde ich alle Künste der Beredsamkeit anwenden müssen, um meinen Zuhörern eine verdächtige Sache wahrscheinlich zu machen. Aber, weil ich Amouretten loben will, so darf ich nur die Wahrheit reden lassen. Diese brauchet keine Schminke.

Von der Geburt unsrer Amourette, kann ich nicht viel besonders sagen. Sie ist im Jahre 1735 in Cölln, einem Dorfe an der Elbe, auf die Welt gekommen. Ich nenne dieses Dorf um deswillen ausdrücklich, damit ich der Nachwelt einen Zweifel, den künftigen Geschichtschreibern eine mühsame Untersuchung, und den andern Dörfern selbiger Gegend einen hitzigen Wettstreit erspare, welches unter ihnen sich dieser Ehre anzumassen habe. Bey der Geburt selbst hat sich eben nichts merkwürdiges zugetragen. Ein Winzer, ihr Pflegevater, sagte mir, daß sie gleich anfangs sehr gewinselt, und er daher befürchtet habe, es würde ihr in der Welt unglücklich gehen. Allein die Folge hat gewiesen, daß diese abergläubische Meynung ungegründet gewesen ist. Ihre Mutter ist aus einem zwar guten doch gemeinen, Bürgerhause; und ihr Vater soll von einem adlichen Hofe seyn. Es ist eine Vermuthung, welche viele Umstände glaubwürdig machen. Die ganze Sache bleibt freylich eine Ungewißheit. Allein, dieses ist etwas gewöhnliches, und kann Amouretten bey vernünftigen

Leuten nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat noch zween Brüder gehabt, welche gleich nach der Geburt ersäuft worden sind, und meine Amourette würde ein gleiches Schicksal erfahren haben, wenn sie nicht ihre ehrliche und gute Gesichtsbildung davon befreyet hätte. Sie blieb also die einzige in ihrer Mutterhütte; und es wäre daher kein Wunder gewesen, wenn man sie bey ihrer Auferziehung verzärtelt, und in aller üppigen Wollust und eigenwilliger Freyheit gelassen hätte. Allein dieses geschah nicht. Sie ward von ihrer Mutter geliebt, welche sie auch nicht einmal einer Amme anvertrauen wollte, sondern es für ihre Schuldigkeit hielt, sie selbst zu säugen. Bey zunehmendem Alter ward sie zu allen möglichen Hundetugenden angehalten. Ich verstehe darunter die Wachsamkeit, die Treue, ein freundliches Wesen, und die Reinlichkeit. In kurzer Zeit brachte sie es weit, und ihre besondre Fähigkeit, welche sie dabey zeigte, machte ihren Anverwandten manche Sorge, sie dürfte ihr Leben wohl nicht hoch bringen. Diese Sorge ist vergebens gewesen, und es dient solches alten Leuten zum kräftigen Troste, welche daraus abnehmen können, man müsse eben nicht dumm seyn, wenn man zu Jahren gekommen ist.

Kaum hatte sie es so weit gebracht, daß sie sich selbst forthelfen konnte: So trug ihre Mutter Bedenken, sie länger unter ihrer Aufsicht zu behalten. Sie mußte ihre Wohnung verlassen, und ward in ein Haus gebracht, wo man sie mit vieler Gütigkeit aufnahm. Ob ihre Mutter bey dem Abschiede dieser einzig geliebten Tochter sehr kläglich gethan, solches ist mir unbekannt. Dieses hat man wohl aus ihrer nachherigen Aufführung gesehen, daß sie derselben viele gute Lehren mit auf den Weg gegeben haben müsse. Ihr freundliches und dienstfertiges Bezeigen machte sie bey jedermann beliebt, und erwarb ihr den prächtigen Namen, den sie noch itzt führt.

Einen

Einen Umstand darf ich nicht vergessen, welcher in ihrem Leben beynahe der merkwürdigste gewesen ist. Um meine Amourette recht vollkommen zu machen, so war man bedacht, sie auf Reisen zu schicken. So gefährlich dieses zu seyn schien, und so viel Furcht unzählige Beyspiele deswegen erwecken können; so wenig ließ man sich doch davon abwendig machen. Man wußte sich auf ihre Tugenden zu verlassen, und lediglich diesen hat man es zuzuschreiben, daß alles nach Wunsch abgelaufen ist. Sie ward nach Grossenhayn geschickt, einem Orte, wo schon viel junge Hunde verführet worden sind. Amourette mußte ohne Hofmeister dahin gehen. Man hatte seine Ursachen. Sie hielt sich eine geraume Zeit daselbst auf, bis ein unvermutheter Zufall sie nöthigte, wieder in ihre Heimath zu kehren. Es traf ungefähr zu, daß ich gleich bey ihrer Rückkunft gegenwärtig war; und ich kann nicht läugnen, ich ward damals sehr erbaut: Denn Amourette brachte ihr redliches und unschuldiges Gemüthe wieder zurück. Sie hatte ihre Wohlthäter nicht verkennen lernen, und ersetzte mit doppelten Liebkosungen dasjenige, was sie bisher entbehren müssen. Sie hatte ihre Stimme nicht geändert; sie bellte noch eben so, wie vorher; und man merkte nicht die geringste lächerliche Nachahmung der Fremden an ihr. Ich kann nicht begreifen, wie es zugegangen ist, daß sie auf ihrer Reise keine Schulden gemacht hat? Anfänglich wollte man es gar nicht glauben; es befand sich aber in der That so. Ich vermuthe, daß sie keine Liebhaberinn vom Spielen, und von zärtlicher Gesellschaft, sondern lediglich auf die Beobachtung ihrer Schuldigkeit bedacht gewesen ist. Von Moden und andern galanten Neuigkeiten brachte sie gleichfalls nicht das geringste mit. Ich führe dieses um deswillen zu ihrem Lobe an, weil ich gehört habe, daß sich viele Hunde bey ihr nach dergleichen erkundigt haben, und ihr solches für eine Einfalt auslegen wollen.

Gestehe es nur, geneigter Leser, meine Erzählungen scheinen dir fabelhaft zu seyn. Von Reisen zu kommen; ohne Schulden, ohne Moden, mit unverändertem Gemüthe? Dieses sind Sachen, welche wider alle Wahrscheinlichkeit laufen. Ich will dir nicht widersprechen. Ich behaupte aber doch, daß ich die Wahrheit geredet habe. Verlange keinen Beweis von mir. Du mußt mir glauben. Ich würde es ja nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre! Ist dieses nicht Beweis genug?

Ich sehe schon; du wirst begierig, Amouretten genauer kennen zu lernen. Du willst ihre Gestalt wissen. Wie soll ich dir aber diese beschreiben, ohne daß es schmeichelhaft klingt? Wenn es unter den Hunden auch Poeten gäbe: So zweifle ich nicht, der sinnreichste unter ihnen würde sie also abmalen: „Ich soll dich besingen, bezaubernde Amou„rette! Aber flösse du mir zuvor das Feuer deiner Augen „in meine Adern, damit ich mich recht lebhaft ausdrücken „könne! Die Natur hat an dir alle Schönheiten verschwen„det, und sich dergestalt erschöpft, daß sie in langer Zeit „nicht vermögend seyn wird, wieder einen solchen Hund „zu zeugen. Deine Haare, deine anbethenswürdige Haa„re, übertreffen die zarteste Seide des stolzen Persers. Auf „deiner Stirne scherzen die Gratien, und deine zarten Oh„ren würden vollkommen seyn, wenn sie nicht immer bey „unserm seufzenden Bellen taub wären. Deine Augen sind „Sonnen, welche durch ihre freundlichen Stralen beleben, „durch ihre erzürnten Blicke den zitternden Liebhaber Bli„tze, und donnerschwangre Wolken gebären. Deine koralli„ne Schnauze übersteigt den Purpur der prangenden Morgen„röthe. Deine weisse Brust übertrifft an Schönheit den „ewigen Schnee, welcher auf den Gipfeln der unersteigli„chen Alpen liegt. Was Wunder, wenn dein Herz von „Eise ist? Deine wohlgebauten Pfoten tragen einen nied„lichen Körper, welchen die Natur durch braune und weisse „Flecke reizend gemacht hat. Glückselig ist der, welcher die

äuser-

„äusserste Spitze deiner Krallen anrühren darf. Dein zier-
„lich gelockter Schwanz ist der Sitz einer zärtlichen und auf-
„geweckten Seele, welche ihre Regungen durch freudiges
„Wedeln an den Tag legt. Verzeihe mir, Amourette,
„wenn ich mein Rohr niederlege! Meine Muse wird eifer-
„süchtig. Sie verläßt mich! „

Dieses würde ungefähr der Ausdruck eines Hundepoe-
ten seyn, und ich glaube, viele der unsrigen selbst könnten
ihm das Feuer eines Dichters nicht gänzlich absprechen.
Allein dieses ist zu weitläuftig. Ich will dir eine kürzere
Beschreibung machen, wenn ich sage, daß Amourette einen
artigen Kopf, ein weisses Fell mit braunen ordentlich ge-
zeichneten Flecken, und alle Schönheiten eines Schooßhun-
des hat. Was Wunder, wenn in einem so schönen Kör-
per auch eine schöne Hundeseele wohnt!

Amourette weis, daß sie schön ist. Dieses hat sie mit
unserm Frauenzimmer gemein. Allein, ihre Schönheit
macht sie weder hochmüthig noch lächerlich; und hierinnen
ist sie von vielen unterschieden. Sie bringt nicht ganze
Stunden vor dem Spiegel zu: sie schmückt sich nicht, und
nahm es für den größten Schimpf an, als ich ihr nur im
Scherze ein Schminkpflästerchen unter das rechte Auge kle-
ben wollte. Sie hat schon sechs neue Frauenzimmertrach-
ten erlebt, ist aber nicht zu bewegen gewesen, die ihrige zu
ändern, von welcher sie glaubt, es sey die natürlichste.

Sie liebt Gesellschaft, sie stattet Besuch ab, und nimmt
welchen an. Niemals aber hört man sie von ihren Näch-
sten übel sprechen, oder mit einer boshaften Neugierigkeit
nach andrer Hunde Umstände fragen. Sie redet auch nicht
vom schönen Wetter, und ob sie gleich nicht spielt, so wird
ihr doch die Zeit nicht lang.

Mit allen macht sie sich zwar nicht gemein; sie verachtet aber auch niemand. Der Rangstreit ist ihre kleinste Sorge, und ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß sie einem Budel die Oberstelle ließ, von dem stadtkündig war, daß sein Vater nur ein Fleischerhund gewesen.

Aus dem Schmucke, oder andern Kostbarkeiten, macht sie sich wenig. Einige Halsbänder und zwey Betten sind ihre ganze Gerade. Ob der Korb, in dem sie liegt, auch dazu gehöre, das mögen die Rechtsgelehrten unter sich ausmachen.

Die Mäßigkeit, welche sie beobachtet, ist merkwürdig. Sie frißt nicht mehr, als ihr gut ist, und säuft nicht eher als wenn sie durstet. Nur darinnen ist sie den Menschen ähnlich, daß sie eine Liebhaberinn vom Caffee ist.

Dieses sind die vornehmsten Tugenden, welche meine Amourette zieren. Es ist kein Zweifel, daß sie deren nicht noch mehr besitzen sollte. Allein, sie macht so wenig Rühmens von sich selbst, daß ich befürchte, ich würde ihre Sittsamkeit beleidigen, wenn ich sie weiter lobte.

Ich will unpartheyisch seyn. Ich will auch dasjenige von ihr anführen, was Uebelgesinnte für Fehler auslegen wollen. Zugleich aber werde ich zeigen, daß es Verleumdungen sind.

Man wirft ihr vor, sie schlafe zu lange: sie liege beständig im Bette. Ist denn dieses ein Fehler? Ist es nicht vielmehr ein untrügliches Zeugniß, daß sie, wenigstens von väterlicher Seite, aus einem vornehmen Hause sey?

Sie soll verliebt seyn. Man will unschuldige Kleinigkeiten beobachtet haben, aus welchen die Lästerzungen ganze Romane machen. Es geschieht ihr zu viel. Zwar zu gewissen

wissen Zeiten empfindet sie einige verliebte Schwachheiten: Aber, ein kleiner Zwang, und noch mehr ein freundliches Zureden, ist vermögend, sie von allen Unordnungen abzuhalten. Alsdann ist man erst tugendhaft, wenn man einen Trieb, zu fehlen, empfindet, wenn man Gelegenheit hat, solchen zu befriedigen, beides aber großmüthig überwindet.

Sie soll neidisch seyn. Man will es daraus schliessen, daß sie in einen heftigen Eifer geräth, wenn sich ein fremder Hund ins Haus schleicht. Ist denn dieses neidisch? Ist es nicht eine Probe ihrer Wachsamkeit? Jeder Hund muß den andern am besten kennen. Vermuthlich sieht sie, daß diese fremden Hunde nur die tückische Absicht haben, auszuforschen, was in einem Hause vorgehe, um bey der nächsten Zusammenkunft hämische Erzählungen davon zu machen.

Noch eins fällt mir ein. Es wollte vor einigen Tagen ein guter Freund behaupten, Amourette sey dumm. Ich lachte darüber; er aber blieb dabey. Er wollte wissen, daß sie vielmals ganz tiefsinnig, und ohne Gedanken läge, und sich zum öftern so weit vergässe, daß sie nicht einmal auf die Reinlichkeit ihres Felles genugsam bedacht wäre. Du irrest dich, mein Freund, sagte ich zu ihm. Dieses ist kein Zeichen einer Dummheit. Amourette ist tiefsinnig, und denkt vielleicht auf eine Wahrheit. Wer weis, ob sie nicht die Quadratur des Zirkels untersucht, oder gar mit einer philosophischen Spitzfindigkeit beschäfftigt ist? Ich werde in dieser Muthmassung dadurch bestärket, weil sie ihre Gedanken nicht deutlich von sich geben kann, und ich unlängst selber gesehen habe, daß sie mit dem Kopfe wider die Wand anlief. Sind dieses nicht Spuren einer abstracten Gelehrsamkeit?

Es sey genug! Ich habe Amourettens Ankunft, ihre Schicksale, ihre Leibes- und Gemüthsgaben, kurz, ich ha-

habe Amourettens Leben und Thaten beschrieben. Sie lebt noch. Ich wünsche ihren Verdiensten eine Dauer von vielen Jahren. Sie ist es würdig. Allein, sie ist auch sterblich, und stirbt vielleicht eher, als mancher Mensch, der sich so vieler Tugenden nicht rühmen kann. O, ihr Dichter, die ihr so vielmals bey dem Grabe eines Lasterhaften euer eigennütziges Lob verschwendet! Sollte es geschehen; sollte meine Amourette sterben: Verehrt die Wahrheit! Streut nur eine Hand voll Cypressenreiser auf ihre Asche! Besingt ihre seltnen Eigenschaften! Amourette verdient es! Wenigstens werdet ihr von derselben mit gutem Grunde mehr sagen können, als daß sie geboren und gestorben sey.

Martin Scribler, der jüngere.

Lobschrift
auf
die bösen Männer.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Mein herannahendes Alter, und die eigne Erfahrung werden mich hinlänglich rechtfertigen, da ich mir vorgenommen habe, auf die böſen Männer eine Lobſchrift zu machen. Der Spiegel erinnert mich, daß es Zeit ſey, ernſthaft zu werden. Hat man mir in meinen jungen Jahren mit Vergnügen zugehört, wenn ich die unſchuldigſten Handlungen der Mannsperſonen auf eine boshafte Art beurtheilte: So wird man ſich gegenwärtige Schrift, als eine öffentliche Ehrenerklärung gefallen laſſen; da ich mir die Gewalt anthue, und diejenigen lobe, von denen vielleicht die meiſten meiner Mitſchweſtern glauben, daß ſie es am wenigſten verdienen. Ein zwanzigjähriger Eheſtand hat mich die Vortrefflichkeit der böſen Männer einſehen gelehrt; und mein Beweis muß überzeugend ſeyn, weil ich nichts rede, als was ich ſelbſt erfahren habe. Dieſe Gründe ſcheinen mir wichtig genug zu ſeyn; und ich bin verſichert, daß der Beruf desjenigen weiſen Mundes, welcher vor einiger Zeit auf die böſen Weiber eine Lobrede gehalten hat, wenigſtens nicht ſtärker geweſen iſt, als der meinige.

Noch etwas muß ich im Voraus erinnern. Fehlt gegenwärtiger Abhandlung die Deutlichkeit, das Feuer, und die Ordnung im Vortrage: So bedenke man nur, daß ſie ein Frauenzimmer geſchrieben, ein Frauenzimmer, welches das Vorurtheil des Vaters nur in der Küche erzogen, und dem die kluge Vorſicht eines böſen Mannes alle Mittel benommen, deutlich zu reden, und vernünftiger zu denken, als er ſelbſt gedacht hat.

Die unendliche Menge der böſen Männer überhebt mich der Mühe, zu beſchreiben, was ich eigentlich darunter verſtehe. Durch das Gegentheil will ich der Sache zum Ueberfluſſe einige Erleuterung geben. Es befinden ſich noch hier und da Geſchöpfe, welche man vernünftige Männer nennt. Dieſe ſtehen in dem abergläubiſchen Wahne, als erfodre Pflicht und Gewiſſen, daß ſie ihre Weiber ebenfalls für vernünftige Crea-

turen halten, welche nicht zur Sklaverey, oder ihrem herrschsüchtigen Eigensinne zum Besten erschaffen, sondern um deßwillen da sind, daß durch eine aufrichtige Liebe, und beiderseitige Hülfe die Beschwerlichkeit des menschlichen Lebens erleichtert, und durch vereinte Sorgfalt dem Vaterlande nützliche Bürger erzogen werden. Kurz, diese sehen ihre Weiber, als Freundinnen, an. Ich würde den Ungrund dieser Meynung ausführlich widerlegen, wenn ich nicht gewis wüßte, daß die allermeisten Männer schon hinlänglich davon überzeugt wären. Ein Frauenzimmer ist ein Thier, welches vor andern Thieren die Ehre hat, daß es ein Mann zur Frau nimmt; welches bloß des Mannes wegen in die Welt gesetzet ist, und das mit einer blinden Ehrfurcht dem Willen seines Oberhauptes unterwürfig seyn muß. Dieses ist der eigentliche Begriff, den man sich macht. Wer diesen Begriff zur Wirklichkeit bringt, der verdient allererst den rühmlichen Beynamen eines bösen Mannes.

Es erhellt hieraus, daß der Ursprung der bösen Männer in dem Wesen der Sache und in der Natur selbst liegt. Wäre dieses nicht, so würde mir es eben so wohl erlaubt seyn, den Adam an ihre Spitze zu stellen, als es einigen gefallen hat, die Eva zur bösen Frau zu machen. Ich halte aber die Anführung solcher Exempel für allzu leichtsinnig, und ich glaube, ich werde besser thun, wenn ich ohne fernern Umschweif dem Leser zeige, daß ich Ursache habe, die bösen Männer zu loben.

Das Laster der Eigenliebe ist so reizend als gefährlich. Man giebt es dem Frauenzimmer am meisten Schuld. Ich weis nicht, ob man Ursache darzu hat; so viel aber weis ich wohl, daß wir demjenigen unendlich verbunden sind, welcher uns davor schützt. Ich kenne einen Mann, ein Muster seines Geschlechts, die Krone aller bösen Manner. Wäre er nicht so sittsam und bescheiden, so würde ich ihn nennen. Dieser Mann giebt sich alle Mühe, die Eigenliebe seiner Frau zu dämpfen. Er kann nicht läugnen, daß sie vernünftig ist; er will aber doch nicht, daß sie es glauben soll, oder daß sie andre Leute für vernünftig halten. Wie soll er es anfangen? Er tadelt

delt alle ihre Mienen; sie darf kein Wort reden, so weist er, wie abgeschmackt es sey. Er beschämt sie in öffentlichen Gesellschaften, ja er gesteht ihr nicht einmal die Fähigkeit zu, daß sie vernünftige Kinder gebären könne, da er an dem Kinde erster Ehe weit mehr Verstand anmerkt, als an dem ihrigen, ungeachtet er der Vater zu beiden ist. Müssen wir nicht alle diesen Mann loben? Wie unglücklich könnte seine Frau werden, wenn die Eigenliebe ihre Leidenschaft würde? Reißt er sie nicht durch dergleichen Demüthigung aus ihrem Verderben?

Ein Mann ist das Oberhaupt seiner Familie. Dieses erfodern die Rechte, und nach eben diesen Rechten kann er alle Hochachtung verlangen. Will er ein lobenswürdiger Mann seyn, so muß er sich dieselbe zu erwerben wissen. Das geschieht am leichtesten auf die sinnliche Art. Was ist aber sinnlicher, als was der Körper fühlt? Und was fühlt der Körper nachdrücklicher, als Schläge? Ist also nicht derjenige ein lobenswürdiger Mann, welcher bey seiner Frau mit geballter Faust die Rechte der Natur zu behaupten weis?

Wenn ich sage, das Frauenzimmer sey ein schwaches Werkzeug, so sage ich nichts mehr, als was schon alle Welt weis. Diese angeborne Schwäche ist Ursache, daß wir den Lastern am wenigsten widerstehen können. Eine geringe Reizung ist genug, uns lasterhaft zu machen. Niemals aber sind die Reizungen stärker, als wenn wir uns in dem Ueberflusse aller Dinge befinden. Dieser muß uns entzogen werden, wenn wir anders tugendhaft bleiben sollen. Es geschieht nur zu deinem Besten, geliebte Freundinn, daß dein Mann dir allen Ueberfluß benimmt, welcher deine Schwachheit rege machen könnte. Er vertraut deinen Händen nicht einen Groschen Geld an. Du mußt dir an dem elendesten Tranke, an den unschmackhaftesten Speisen, an den schlechtesten Kleidern genügen lassen. Es geschieht nicht aus Geiz; nein, meine Freundinn; es geschieht zu deinem Besten. Genug, daß du dein Leben fristen kannst. Dieses ist die Ursache, warum wir essen, warum wir trinken, warum wir Kleider tragen. Der geringste Ueberfluß würde eine Quelle tausendfachen Unglücks seyn. Ich habe nicht nöthig, dieses genauer auszuführen; du wirst es selbst einse-

Ist die Mäßigkeit eine so grosse Tugend, wie sie es denn wirklich ist, so muß wohl derjenige Mann lasterhaft seyn, welcher sich unmäßig und wollüstig aufführet? Keinesweges! Die Männer geben uns die Gesetze, niemand aber, der Gesetze giebt, ist denselben weiter unterworfen; als er es selbst für gut befindet. Dein Mann verspielt alle sein Vermögen. Wie löblich ist dieses? Könnte dich nicht der Besitz vieles Geldes geizig machen, oder im Gegentheile zur Verschwendung reizen? Er ist niemals nüchtern. Allein, was kann dir wohl einen lebhaftern Abscheu vor der Trunkenheit machen, als ein besoffner Mann? Nur um deinetwillen besauft er sich, damit du sehen sollst, was es für eine edle Sache um die Mäßigkeit sey. Er entzieht sich deinen Armen, und bringt die meiste Zeit bey andern Weibsbildern zu. Er thut recht daran. Der beständige Besitz eines Gutes macht uns dasselbe ekelhaft. Du würdest ihn überdrüßig werden, wenn er niemals von deiner Seite käme. Dein Mann ist lobenswürdig.

Dieses sind die Vortheile noch nicht alle, die wir von unsern bösen Männern haben. Nichts ist empfindlicher, als der Tod eines Mannes, welchen man innigst liebt. Wie sehr wird uns aber dieser heftige Schmerz erleichtert, wenn uns ein wollüstiger, ein harter, ein ehrgeiziger, wenn uns ein böser Mann stirbt! Was ist leichter, als bey dergleichen Falle den Ruhm einer christlichen Standhaftigkeit zu erwerben? Wir trauern, weil uns der Schneider eine schwarze Kleidung gemacht hat; und wenn wir ja weinen, so geschieht es, weil sein Absterben nicht eher erfolgt ist.

Noch tausend Ursachen könnte ich anführen, die uns den bösen Männern verbindlich machen. Ich will aber mit Fleiß abbrechen, um denjenigen Fehler zu vermeiden, welchen man sonst dem Frauenzimmer vorwirft. Es scheint mir überflüßig zu seyn, wenn ich das Alterthum zu Hülfe rufen, und alle vier Theile der Welt ausplündern wollte, einen Satz zu beweisen, den die Beyspiele der meisten Männer unsrer Stadt unläugbar machen. Vielleicht ist mir der Leser verbunden, daß ich dasjenige auf wenigen Blättern sage, was ich mit einer kleinen Ausdehnung in vier Bogen hätte vorbringen können.

Trauer-

Trauerrede

eines Wittwers auf den Tod seiner Frau,

in der Gesellschaft

der geplagten Männer

gehalten;

nebst einer Nachricht von dieser Gesellschaft.

Nachricht
von einer Gesellschaft
geplagter Männer.

Mein Herr,

Sie werden sich der Gefälligkeit noch wohl erinnern, welche Sie gegen diejenige erkenntliche Wittwe gehabt haben, die sich einbildete, sie könnte ihre jungfräulichen Zungensünden nicht schärfer büssen, als wenn sie eine Lobschrift auf die bösen Männer verfertigte. Ich fodre itzt, im Namen unsers Geschlechts, eine gleiche Willfährigkeit von Ihnen, und ersuche Sie, beyliegende Trauerrede, die ich, auf den Tod meiner Frau, in der Gesellschaft der geplagten Männer gehalten habe, bekannt zu machen. Es würde dem männlichen Geschlechte nachtheilig seyn, wenn es von dem weiblichen an Großmuth übertroffen werden sollte; so viel kann ich Sie versichern, daß ich diese Trauerrede aus einem eben so redlichen Gemüthe gemacht habe, als unsre Wittwe ihre Lobschrift.

Ich glaube nicht, daß Sie von dieser Gesellschaft der geplagten Männer einige Nachricht haben werden. Es geht uns nicht viel besser, als den ersten Christen; wir versammlen uns nur bey verschloßnen Thüren, aus Furcht vor den Weibern. Niemand weis die Absicht unsrer Zusammenkunft, nicht einmal der Wirth von dem wir das Zimmer gemiethet haben. Dieser hält uns für Quacker, weil wir allezeit tiefsinnig aussehen, und die Köpfe hängen. Wir kommen wöchentlich einmal zusammen, und erzählen einander die Verfolgungen, welche wir von Zeit zu Zeit ausstehen müssen. Sie können glauben, daß es uns nie-

niemals an Materie zu reden fehle. Es geht in unsrer Gesellschaft zu, wie in den Invalidenhäusern, wo die alten Soldaten, von nichts, als von Feldzügen, von Hunger, von Beschwerlichkeit des Krieges, von Treffen reden, und einander die empfangnen Wunden zeigen. Es ist mir nicht erlaubt, Ihnen von der Einrichtung dieser Gesellschaft nähere Nachricht zu geben; dieses aber darf ich wohl sagen, daß wir einen Vorsitzenden unter uns haben. Hierzu gelangt keiner, der nicht besondre Vorzüge hat. Demjenigen, welcher itzt diese Würde bekleidet, wollten verschiedne unter uns den Rang streitig machen; er behauptete ihn aber dadurch, daß er bezeugte, seine Frau hieße ihn allemal unter den Tisch kriechen, so oft er nicht gut thun wollte.

Der Nutzen, welchen die Mitglieder unsrer Gesellschaft haben, ist augenscheinlich. Ich sage nicht zu viel, wenn ich versichere, daß derjenige der beste Philosoph sey, der eine böse Frau hat. Die Bändigung der Affecten, die Entsagung der Eigenliebe, der Bequemlichkeit, des Vergnügens, und alles dessen, was uns in Ausübung der Weisheit stören kann: dieses, sage ich, bringt niemand so hoch, als ein geplagter Mann. Fällt ihm seine Frau in die Haare, so wird er sich darüber nicht entrüsten; weil er glaubt, sie thue es mit zureichendem Grunde. Geht sie auf Eroberungen aus, und sie ist bemüht den Haufen ihrer Anbeter zu vermehren: So wird er sich mit einer philosophischen Geduld waffnen; denn er weis, es widerfahre ihm nichts, wozu er nicht prästabilirt sey. Schlagen sie alle Schriften der tiefsinnigsten Weltweisen nach, kein einziger wird eine böse Frau zur besten Welt rechnen; unsre ganze Gesellschaft aber ist davon überzeugt.

Vielleicht halten sie diese unsre Glückseligkeit nicht für beneidenswürdig; ich will ihnen den Stand der geplagten Männer auch auf der schönen Seite zeigen.

Niemand kennt den Werth der Gesundheit, der nicht vorher krank gewesen ist; ein Sklave, der zehen Jahr auf den Ruderbänken geschmachtet hat, wird nach seiner Loslassung am besten sagen können, wie edel die Freyheit sey: Und ein Mann, der eine böse Frau begräbt, empfindet einen solchen Grad der Wollust, den niemand beschreiben kann, als wer in meinen Umständen ist.

Ich halte die Gesellschaft der geplagten Männer für eine Pflanzschule, in welcher man die geschicktesten Leute zu den allerbeschwerlichsten Aemtern antrifft. Ich finde hiervon einen starken Beweis in der glaubwürdigen Reisebeschreibung des berufnen Klims, welcher unter andern vernünftigen Gesetzen der Einwohner des Planeten Nazars besonders dieses rühmt, daß sie zu den beschwerlichsten Verrichtungen die geduldigsten Ehemänner nehmen. Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier kein Verzeichniß von dergleichen mühseligen Aemtern mache; dieses einzige muß ich, mit ihrer Erlaubniß, erinnern, daß sich, nach meiner Meynung, niemand besser zu einem Scribenten schicke, als ein geplagter Mann.

Bedenken Sie nur selbst, was ein Autor ausstehen muß. Er stellt sich den Urtheilen aller Welt bloß; er geht durch gute und böse Gerichte, und die letzten sind gewiß häufiger, so lange es mehr Leute giebt, die lesen, als die schreiben können. Wie standhaft wird hierbey ein geplagter Mann seyn! Haben ihn die unfreundlichen und gehässigen Blicke, das Schelten, die Schimpfreden, ja so gar die erbitterten Hände seiner Frau nicht zur Verzweiflung bringen können; so wird er gewiß auch alsdann gelassen bleiben, wenn die Leser seine Schriften mit dem strengsten Eifer beurtheilen. Ich weis nicht, mein Herr, ob sie verheirathet sind; ich sollte es aber fast glauben, und ich bin begierig, ihre Frau kennen zu lernen. Den sparsamen Wachsthum der schönen Wissenschaften, schreibe ich keiner andern

Ursache

andern Ursache, als dieser, zu, daß es unter uns eine so große Anzal Scribenten giebt, welche entweder gar keine, oder doch keine bösen, Weiber haben. Wenn diese schreiben, so haben sie nicht das Herz, bey ihrer guten Absicht standhaft zu bleiben. Die geringste Drohung, ein einziges Blatt erschreckt sie, und reißt ihnen die Feder aus der Hand; sie geben bey dem ersten Feuer die Flucht. Ich finde eine große Aehnlichkeit zwischen den Actien, und den Schriften dieser unabgehärteten Scribenten. Eine Schiffserzeitung, ein Nordwestwind, ein kleiner Seesturm, ein Kaper ist vermögend, zu machen, daß jene auf einmal fallen: Diese aber gerathen gleich ins Stecken, so bald ein Widersacher aufsteht, der ihnen die Zähne weist.

Ich vermuthe, es werde Ihnen diese Erzählung eine Hochachtung für unsre Gesellschaft beygebracht haben. Sie werden mich in dieser Meynung bestärken, wenn Sie die Anstalt treffen, daß ich meine Trauerrede gedruckt lesen kann. Leben Sie wohl.

Trauer-

Trauerrede
eines Wittwers,
auf den Tod seiner Frau.

Meine Herren,

Niemals habe ich die Gesetze unsrer Gesellschaft mit mehrerm Vergnügen beobachtet, als itzt, da ich mit Ihnen von dem Verluste reden soll, welchen ich durch das Absterben meines Weibes erlitten habe. Schon seit vielen Jahren wünschte ich mir diese Gelegenheit zu reden, und dieses bloß darum, damit ich Ihnen in einem kurzen Abrisse die ganz besondern Eigenschaften meiner Frau vorstellen möchte, welche mich ein zehenjähriger Ehestand deutlich genug hat kennen lehren. Sie wissen wohl, meine Herren, daß mir bey ihren Lebzeiten dieses zu thun nicht vergönnt war: sie konnte nichts weniger vertragen, als das Lob ihres Mannes, und alles, was ich von ihren Fähigkeiten erzählte, kam ihr verdächtig vor. Nunmehr befreyet mich ihr Tod auch von diesem Zwange, und wenn Sie bedenken wollen, wie sehr mich dieser Verlust schmerze: So werden Sie auch wohl einsehen können, wie groß mein Vergnügen seyn müsse, da ich Sie von der Wichtigkeit desjenigen unterhalten kann, was ich verloren habe. Finden Sie vielleicht nicht in meinen Augen die Blicke eines bekümmerten Wittwers: So wird Ihnen doch dieser Trauermantel, und dieser lange Flor von meiner Betrübniß zeugen können. Ich bin eben so sehr gerührt, als andre, welche der Himmel in meine Umstände versetzt hat: Nur darinnen unterscheide ich mich von jenen, daß ich meine Regungen durch kein Thun zu verbergen suche. Hierdurch machen Sie mich Ihnen so verbindlich, daß ich

mei-

meine Wünsche verdoppeln werde, Ihnen bey einer gleichen Gelegenheit eben so gefällig seyn zu können.

Meine Liebe hat sich mit einer Krankheit angefangen, womit die meisten unsers Geschlechts befallen werden. Mir ist es einerley, ob man sie Milzsucht, oder Fieber, oder gar den verliebten Schwindel heißt; so viel weis ich noch, daß ich damals meine Freunde beredete, ich sey bezaubert, und dieses war allerdings nicht unwahrscheinlich. Ein Blick, ein einziger Blick von einer Person, die ich meine Grausame nannte, brachte mich in die äusserste Verwirrung. Ich sah, ich seufzte, und auf einmal empfand ich eine Gewalt in mir, welche mich alles Nachdenkens beraubte. Mein Geblüt kam in ein heftiges Wallen, ich ward unruhig, und gieng des Tages wohl hundertmal, diejenigen Hände zu küssen, welche mich, wie ich klagte, gefesselt hielten. Ich küßte sie, und dieses brachte meine Bezauberung aufs höchste. Ich verlor die Sprache, wenigstens diejenige, welche man bey gesunden Leuten hört. Ich redete von nichts, als von Sterben, von Entzückungen, von Cometen, von Blitzen, von Sonnen, von Opfern; ja, ich habe nach der Zeit erfahren, daß ich so gar in Versen geredet habe. Bald verwandelte mich meine Zauberinn in einen Schäfer, und ich beschwur die Felsen; bald dünkte mich, ich sey mehr, als alle Könige, und der Zepter war das geringste, was ich zu den Füssen meiner Gebieterinn legen konnte. Endlich erbarmte sich meine Grausame. Sie gab mir ihre Hand, und dieses endigte meine Bezauberung auf einmal. Meine Gesichter verschwanden, und ich sah meine Frau. Alle schmeichelnde Entzückungen verloren sich. Ich war weder Schäfer, noch König; nichts blieb mir übrig, als eine Gebieterinn. Sie werden es entschuldigen, meine Herren, wenn ich in dieser Beschreibung zu weitläuftig gewesen bin. Sie haben sich vielleicht mehr als einmal gewundert, wie ich mich entschliessen können, eine Frau, wie die meinige, zu heira-

ten:

ten: nunmehr werden Sie einsehen können, daß die Ueberlegung an dieser Wahl keinen Antheil gehabt hat.

Ich habe Ihnen einen ganz kurzen Abriß von den ganz besondern Eigenschaften meiner Frau versprochen; ich will dieses Versprechen erfüllen, und Sie werden finden, daß alles ganz besonders gewesen ist.

Mich dünkt, diejenigen sehen den Nachdruck und Gebrauch unsrer Sprache nicht genugsam ein, welche das Wort, Ehestand, als einen Inbegriff alles desjenigen betrachten, was man durch zärtliche Liebe, durch den höchsten Grad der Freundschaft, durch vernünftigen Umgang, durch eine edle Bemühung eines beiderseitigen Vergnügens, und, ich weis nicht durch was für schöne Benennungen mehr, ausdrückt. Man findet vielleicht diese Bedeutung in den Wörterbüchern, oder in den Schriften philosophischer Junggesellen; dergleichen der Zuschauer gewesen ist; ich glaube aber nicht, daß eine solche Auslegung im gemeinen Leben einen grossen Nutzen habe. Wenigstens war derjenige Ehestand ganz anders beschaffen, in welchen mich das Verhängniß gesetzt hatte. Auch meiner Frau kann ich es nachrühmen, daß sie sich einen ganz andern Begriff davon machte. Sie war meine Frau, weil ich ihr Mann war; sie hatte mich geheirathet, um sich ernähren zu lassen. Dieses hielt sie für ihre Pflichten des Ehestandes; und ich muß es gestehen, daß sie dieselben niemals gebrochen hat.

Ich bewundre ihre Einsicht, wenn ich daran gedenke, wie nachdrücklich sie die Meinung derer zu behaupten wußte, welche glauben, daß die Herrschaft der Männer in den Gesetzen der Natur nicht den geringsten Grund habe. Den Anfang zu ihrer unumschränkten Macht legte sie durch Blicke und schmeichlerische Mienen; ich ward erweicht, und gab mit Vergnügen nach. Sie gieng weiter; sie befestigte ihre Gewalt durch Worte, und ein ernsthafteres Verlangen. Ich schwieg, und ließ mir alles gefallen, um wenigstens den Rest der eingebildeten Herrschaft zu erhal-

ten.

ten. Endlich machte sie ihren Sieg vollkommen; sie befahl, sie drohte, und ich wußte durch nichts, als durch einen blinden Gehorsam, mein Schicksal erträglich zu machen.

Meine Frau war viel zu edel gesinnt, als daß sie ihre Gemüthsruhe durch die Sorgen der Nahrung hätte unterbrechen sollen. Sie überließ sich der Versehung des Gesindes. Sie befürchtete, sie möchte die Natur beschimpfen, wenn sie diejenigen schönen Hände in der Küche besudelte, welche ich ehedem recht abgöttisch geküßt hatte, und von denen ihre Verehrer noch itzt zweifelhaft waren, ob sie den Schnee, oder den Alabaster, übertrafen.

Ich war so glücklich, daß sich beständig Kenner fanden, welche meine Wahl vollkommen billigten. Sie wußten es meiner Frau auf das verbindlichste vorzusagen, daß sie die artigste Person von der Welt wäre. Sie beneideten das Glück desjenigen Sterblichen, welchem vergönnt wäre, eine so anbetenswürdige Göttin zu lieben. Meine Frau nahm Antheil an meinem Glücke: sie konnte diese Schmeicheley wohl leiden, und war allemal erfreut, ich weis aber nicht, ob über ihre göttlichen Eigenschaften, oder darüber, daß man ihr sagte, ich sey ein Sterblicher. Dieses muß ich noch zum Ruhme meiner Freunde erinnern, daß sie dergleichen Lobeserhebungen niemals in meiner Anwesenheit vorbrachten; selbst meine Frau war hierinnen vorsichtig. Eine solche Erklärung hätte mich hochmüthig machen können, und ich würde es nicht ohne Erröthung angehört haben, wenn man dieses in meiner Gegenwart hätte sagen wollen.

Meine Frau war bemüht, ihre natürliche Schönheit durch einen prächtigen Aufputz noch mehr zu erheben. Sie wußte, daß die Kleidung noch zu etwas weiter, als zur Bedeckung der Blösse, dienlich wäre. Ich kann nicht läugnen, daß mir diese ihre Einsicht sehr theuer zu stehen kam. Ich weis, wie viel es mich gekostet hat, nur ihren Reifenrock in häuslichem Wesen zu erhalten, und es ist mehr als einmal geschehen, daß sie dasjenige an einen einzigen

Kopf

Kopfputz gewandt, was ich binnen vier Wochen, nicht ohne saurer Mühe erworben hatte. Sie hatte etwas gelesen, das sie für einen sinnreichen Scherz hielt, und mit Vergnügen auf sich deutete, wenn sie sagte: Es wären ihr alle vier Theile der Welt zinsbar: der Perser spinne für sie; der Mohr fange ihr die Perlen; der Amerikaner durchwühle die Erde, ihr den nöthigen Putz zu schaffen; der Europäer wage sein Leben, alles dieses herzubringen; ihr Mann aber sey nur um deswillen erschaffen, daß er die nöthigen Kosten dazu verdiene. Ich weis nicht, ob dieser Gedanke wohl ausgesonnen ist; daß er aber allerdings gegründet gewesen, solches habe ich merklich genug empfunden.

Sie dürfen nicht denken, meine Herren, als wäre der Endzweck dieses prachtigen Aufputzes der gewesen, daß sie ihrem Manne hätte gefallen wollen. Keinesweges. Hierinnen war sie unbesorgt, und sie gehörte unter die Zahl derjenigen Weiber, welche alles für überflüßig halten, was ihren Männern zu gefallen geschieht, und welche in ihrem Anzuge alsdann am unachtsamsten sind, wenn sie niemanden; als ihre Manner, um sich haben. Die ganze Stadt sollte Zeuge von ihrer wohlausgesonnenen Pracht seyn. Sie besuchte Gesellschaften, welche ihr zu dieser Absicht dienlich waren, und kehrte allezeit mit einer triumphirenden Miene zurück, wenn sie merkte, daß sie den schmeichlerischen Beyfall eines artigen Herrn erhalten, und eine eifersuchtige Nachbarinn in Unruhe gesetzt hatte.

So kostbar dieser Aufwand war, so sorgfältig war meine geschickte Frau, denselben durch verschiedne Arten der Sparsamkeit einigermaassen zu ersetzen. Niemals schien ihr das Gesinde boshafter zu seyn, als wenn die Zeit herankam, da es seinen Lohn fodern konnte. Sie war recht sinnreich in Erfindung der Ursachen, solche zu verkümmern, und konnte es mit einer wunderbaren Standhaftigkeit ansehen, wenn ein Dienstbothe mit leeren Händen von ihr ziehen mußte. Nichts auf der Welt war ihrer Natur so zuwider, als die flehende Stimme eines Armen. Hierin-

nen erzeigte sie sich, als eine gute Bürgerinn, indem der Befehl wider die Bettler dasjenige Gesetz war, welches sie am liebsten mit einer unverbrüchlichen Sorgfalt beobachtete. Ich habe es nicht, ohne gerührt zu werden, anhören können, so oft sie einen Dürftigen, der um eine geringe Gabe bat, mit dem heftigsten Eifer über seine Faulheit, sein liederliches Leben, und seine niederträchtige Aufführung von sich stieß. Wenn ich zuweilen dieses Bezeigen für unfreundlich halten wollte: So wußte mir meine gute Wirthinn die schweren Zeiten sehr lebhaft zu Gemüthe zu führen.

Aus dieser Erzählung können Sie wohl sehen, daß unter den Tugenden meiner Frau das thätige Christenthum nicht die kleinste gewesen ist. Ich kann Sie, meine Herren, das im Ernste versichern, daß ihre Andacht jedermann in die Augen fiel. Die ganze Woche hindurch war nichts vermögend, ihre erquickende Ruhe zu unterbrechen, und sie schlief ungestört so lange, bis sie ihre Berufsarbeit zum Caffeetische nöthigte. Desto munterer hingegen war sie an den Feyertagen. Sie bereitete sich etliche Stunden lang vor dem Spiegel zu ihrer Andacht, und wußte ihren Anzug so einzurichten, weil, wie sie sagte, die geringste Unordnung ihren Nebenchristen in der andächtige Beschäfftigung stören könnte. In der Kirche waren ihre Augen ohne Unterlaß in Bewegung. Sie hat mich versichert, es geschähe dieses nicht aus Neugierigkeit, sondern darum, weil sie ein Vergnügen empfände, an einem Orte so viel gläubige Seelen beysammen zu sehen, welche allerseits mit ihr aus einerley Absicht dahin gekommen wären.

Es erfodern, wie Ihnen bekannt ist, die Statuten hiesiges Orts, daß das Frauenzimmer des Nachmittags, nach geendigter Andacht, zusammen komme. Wer niemals die Ehre gehabt hat, dabey zu seyn, der könnte glauben, es geschähe dieses wegen des Coffees und des Spielens; allein, diese Meynung ist falsch; es geschieht lediglich in der Absicht, dasjenige zu wiederholen, was man in der Kirche gehört und gesehen hat. Auch hierinnen übertraf meine

Frau

Frau ihr ganzes Geschlechte. Ich habe bey dieser Gelegenheit mit Verwunderung gehört, wie aufmerksam sie in der Kirche gewesen war. Ihre Beredsamkeit war erstaunend, wenn sie den Innhalt desjenigen beurtheilte, was an heiliger Stäte geredet worden war. Sie machte die ganze Gesellschaft dadurch aufgeräumt, und hätte wegen ihrer witzigen Spötterey billig den Namen eines starken Geistes verdient, wenn sie eine Mannsperson gewesen wäre. Die reichste Materie wird endlich erschöpft, und die Ordnung der Gedanken führte meine strenge Richterinn auf die andern Personen, welche zugegen gewesen waren. Es schien etwas übernatürliches zu seyn, wenn man sie die geheimsten Nachrichten ihrer Nachbarn erzählen hörte. Sie erklärte die verstohlnen Blicke jener Freundinn, welche die Eifersucht ihres Mannes so behutsam gewöhnt hatte. Sie wußte von dem Fächer eines Frauenzimmers, welches ihr gegen über gesessen, einen weitläuftigen Roman zu erzählen, und schwur, daß vier wohlhabende Männer vergebens seufzten. Sie stellte ihren Feinden mit einer ungemeinen Zuversicht die Nativität, wobey sie mit vieler Wahrscheinlichkeit anzeigte, warum es dieser oder jener unglücklich gehen müßte. Der sündliche Hochmuth einer Frau, welche ihr acht Tage vorher den Rang streitig gemacht, war die einzige Ursache, warum sie der Himmel zween Tage darauf augenscheinlich gezüchtigt, und durch einen Verlust gedemüthigt hatte, welchen ihr Mann in seiner Nahrung erlitten. Jedes Strafurtheil, das sie fällte, endigte sich mit dem christlichen Seufzer; sie wolle niemanden nichts Böses nachgeredet haben.

Nunmehr wird mir es leicht fallen, Ihnen einen genauern Begriff von der Kinderzucht meiner verstorbnen Frau beyzubringen. Sie wissen, meine Herren, daß ich der Vater einer Tochter bin, und wenn Sie es nicht glauben wollen, so kann ich es Ihnen aus dem Kirchenbuche beweisen. Diese Tochter hat mir in den ersten sechs Wochen mehr, als die ganze folgende Zeit über, gekostet. Ich

will von dem prächtigen Aufputze des Wochenzimmers nichts gedenken, welcher allerdings verschwenderisch würde gewesen seyn, wenn er nicht zu Ehren meiner Frau, und ihrer Nachkommen, also eingerichtet worden wäre: nur dieses muß ich erinnern, daß mir damals die guten Wünsche unzähliger neugieriger Freundinnen mehr Schaden an meinen Einkünften gethan haben, als jemals die Flüche meiner Feinde. Meine Frau hatte diese Tochter zur Welt gebracht, und also alles verrichtet, was man von einer Mutter fodern kann. Der Wohlstand nöthigte sie, eine Amme zu wählen, welche die Pflichten der Ernährung über sich nähme. Schon im zweyten Jahre zeigte das Kind, zum unaussprechlichen Vergnügen seiner wertheſten Mama, die deutlichsten Proben eines durchdringenden Verstandes, da es mit der gröſten Heftigkeit dasjenige verlangte, was ihm einfiel, und mit Händen und Füssen seinen Unwillen bezeugte, wenn jemand so unbedachtsam war, und ihm widersprach. Schläge gehören nur für die Kinder gemeiner Leute; meine Frau hielt es für eben so grausam, ihr Kind zu schlagen, als wider ihr eignes Eingeweide zu wüten. Man war sehr sorgfältig, meine Tochter zu unterweisen. Das erſte, was sie von ihrer Mutterſprache lernte, war dieses: Sie sey ein artiges Kind, und wenn sie fromm wäre, so sollte sie auch einen hübschen Mann bekommen. Diese wichtige Vermahnung war nicht ohne Nutzen. Die Hoffnung einen Mann zu bekommen, hatte so vielen Nachdruck in dem Gemüthe dieser Tochter, daß sie alles faſste, was meine Frau für Tugenden ihres Geschlechts hielt. Im vierten Jahre verſtund sie die Wirkung des Spiegels; im fünften erlangte sie einen Geschmack von schönen Kleidern; im sechsten war sie vermögend, über ihre Gespielinnen zu spotten; im siebenten faſste sie die Regeln des Lombers, und andern Zeitvertreibes; im achten unterwies man sie in der Kunſt, zärtlich zu blicken, und artig zu seufzen, und nunmehr war meine Frau eben im Begriffe, ihr eine kleine Kenntniß von demjenigen beyzubringen, was der gemei-

ne Mann Christenthum und Wirthschaft nennt, als eine unverhoffte Krankheit diese sorgfältige Mutter von ihrer hoffnungsvollen Tochter trennte.

Ich komme itzt auf denjenigen Umstand meiner Ehe, an welchen ich nicht ohne die empfindlichste Rührung gedenken kann. Was bey einem Trauerspiele die Aufwickelung des Knotens heißt, das ist in dem Ehestande der Tod unsrer Weiber. Je verwirrter, ie betrübter bey jenem das widrige Schicksal der aufgeführten Personen vorgestellt wird, desto wichtiger scheint uns die Aufwickelung. Ich sehe dem Tode meiner Frau getrost entgegen, weil ich dadurch aufhöre, eine beschwerliche Rolle zu spielen, und weil ich ihr diejenige Ruhe von Herzen gönne, welche die Weltweisen so lebhaft zu rühmen wissen. Meine Frau fiel in eine Krankheit, wobey gleich die ersten Anzeigen tödtlich waren. Sie nahm ihre Zuflucht zum Arzte, welcher sie in seiner Sprache sehr umständlich versicherte, daß sie sich nicht wohl befände. Er hatte Recht; denn das Uebel nahm in wenigen Stunden dergestalt zu: daß er an nichts weiter gedachte, als sie nur nach gehöriger Ordnung zu ihren Vätern zu versammlen. Man kann das Gemüth eines Menschen niemals besser einsehen, als in demjenigen Augenblicke, wenn die Seele anfängt, sich von der Beschwerlichkeit des Leibes frey zu machen. Dieses habe ich an meiner sterbenden Frau beobachtet. Sie foderte einen Spiegel; sie sah sich an, und erschrack. Ich sterbe, rief sie, ich sterbe zu früh! Meine Schuldigkeit war, sie zu trösten. Ich redete ihr zu; sie solle nur freudig sterben. Aber ein zorniger Blick unterbrach meine Vermahnung; sie stieß mich mit den Worten von sich: Schweig, Verräther! Dieses war ihr letzter Wille, welchen sie in dem Augenblicke mit ihrem Tode versiegelte.

Ich bin nicht vermögend, meine Herren, Ihnen dasjenige deutlich genug zu beschreiben, was ich damals in meinem Gemüthe empfand. Stellen Sie sich einen Menschen vor, welchen ein fürchterlicher Traum beunruhigt. Er be-

findet sich auf der See, wo ihn ein heftiger Sturm von der gröſsten Höhe in den tiefſten Abgrund wirft; sein Schiff scheitert; er glaubt, nun sey alles verloren, und erwacht. Mein Eheſtand hat zehen Jahr gedauert, die schärfſten Proben einer strengen Geduld hatte ich ausgehalten, noch sah ich nicht die geringſte Hoffnung, als meine Frau ganz unvermuthet starb.

Dieſes wird genug seyn, Ihnen, meine Herren, einen hinlänglichen Begriff von den ganz beſondern Eigenſchaften meiner Frau beyzubringen. Nunmehr werden Sie überzeugt seyn, daß ich der Ehre, Ihr Mitglied zu heiſſen, nicht ganz unwürdig geweſen. Ich beſcheide mich deſſen gar wohl, daß ich nur die unterſte Stelle verdiene, da mir diejenigen Vorzüge nicht unbekannt ſind, welche Ihre Weiber noch vor der meinigen haben.

Ein Auszug
aus der Chronike des Dörfleins
Querlequitſch,
an der Elbe gelegen.

Geneigter Leſer,

Du wirſt mir nicht zumuthen, daß ich dir ſagen ſoll, wie ich zu dem Manuſcripte gekommen ſey, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug liefere. Wenn ich ſpräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer gefunden: So würdeſt du es vielleicht, als ein ſchätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchleſen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es gehörte in eine Bibliothek, und, weil ich ein Gelehrter bin, ſo würdeſt du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein, ich bin nicht geſonnen, dir eine Unwahrheit vorzuſagen; du ſolſt aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sey zufrieden, daß ich dir ein Werk mittheile, welches allen Geſchichtſchreibern zur Vorſchrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den eigentlichen Verfaſſer dieſer Chronike, und die Zeit, wenn ſie geſchrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatte ſteht an ſtatt des Namens ein M. welches der Verfaſſer ſonder Zweifel um deswillen gethan hat, daß er den Leſer neugierig machte, und deſto bekannter würde. Meine Vermuthung geht dahin, es habe es ein ehemaliger Pfarrer daſelbſt geſchrieben. Ob ich recht habe, wirſt du aus denen Umſtänden urtheilen, die in dem Auszuge ſelbſt vorkommen. Wenn aber dieſer Pfarrer gelebt, und die hiſtoriſchen Nachrichten geſammlet hat, ſolches iſt ungewiſſer. Ich vermuthe, daß es kurz nach des Kanzlers Crells Tode geſchehen ſey; ich will aber niemanden meine Meynung aufdringen.

Das Werk ſelbſt iſt von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, in Folio, vier Alphabeth ſtark. Die Schrift iſt ſehr klein und unleſerlich, auch hin und wieder, ich weis nicht aus was für Urſachen, Platz gelaſſen worden. Der Auszug, den ich geben will, ſoll deſto kürzer ſeyn, und mit

Ausfüllung der leeren Stellen mögen sich diejenigen belustigen, welche in Ergänzung verstümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet sind.

Gleich durch den ersten Anblick des Buchs wird man überführt, daß der Verfasser von einem besondern Geschmacke, und kein abgesagter Feind seiner Verdienste, müsse gewesen seyn. Man findet daselbst ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künstlich, doch ziemlich deutlich, gerathen ist. Es stellt die fliegende Fama vor, die zwo sehr dicke Backen und eine Trompete kenntbar machen. An dieser hängt ein Tuch, worinnen man eine menschliche Figur mit einer Pechmütze, einem Ueberschlägelchen, und einer so genannten Harzkappe erblickt. Es ist eine Umschrift dabey, von der ich aber nichts, als die beiden ersten Buchstaben errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und wie ich glaube, Pastor loci, heissen, wiewohl sie auch Poeta laureatus heissen könnten. Aus den Wolken ragt eine Hand hervor, welche eine zusammengekrümmte Schlange, und noch etwas faßt, das vermuthlich ein Lorbeerkranz seyn soll. Unten fesselt ein Genius die Zeit an einen Baum, in den die Buchstaben gegraben sind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, so zielen diese auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. Dabey stehen sehr viele Leute, welche mit Verwunderung, und aufgehabnen Händen, nach dem Bilde sehen. Sie sind alle sehr undeutlich gemalt, bis auf einen einzigen! den ich für den Schulmeister des Dorfs halte, weil er das Maul schrecklich aufsperrt. Die Aufschrift stellt eine Landschaft, und darinnen das Dorf Qverlegvitsch, vor, über dem ein offnes Buch schwebt, das sonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronike selbst bedeuten soll. Ich finde diese Worte darinnen: Nil sine me. Dem Bilde gegen über ist ein Blatt leer gelassen, auf welchem steht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber seine Erfindung selbst nicht verstanden hat; oder von dem Tode an der Erklärung verhindert

hindert worden ist; das weis ich nicht. In Beschreibung dieses Bildes bin ich um deswillen weitläuftig gewesen, damit man das Alterthum des Buchs daraus abnehmen könne; denn heutiges Tages, und schon seit vielen Jahren, sind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

Hierauf folgt der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums; und so weitläuftig ist, daß man ihn, ohne eine recht gesunde Lunge zu haben, in einem Athen nicht durchlesen kann. Ich will ihn ganz hersetzen; Hellgeblasene Kriegstrompete und Friedensposaune! Das ist; eine kurz gefaßte Chronik des weit berühmten Dörfleins Querlequitsch an der Elbe, worinnen dessen beliebte, aber zuweilen betrübte, Geschichte, von den ältesten, mittlern und neuern Zeiten, aus zuverläßigen Nachrichten, alter Leute Munde, und andern Urkunden genommen, zugleich auch die darinnen einschlagende Geschichte der assyrischen, persischen, griechischen, und römischen Monarchien, nebst denen merkwürdigen Veränderungen der Kaiserthümer, Fürstenthümer und Reiche, Leben und Thaten der Päpste, Kaiser, Könige, Fürsten ꝛc. nebst ihren guten und bösen Eigenschaften, vorgetragen, die unergründlichen Wunder der Natur an Sonne, Mond und Sternen, ingleichen an Pflanzen, Bäumen, kriechenden und fliegenden Thieren, so wohl auf der Erde, als im Wasser, auch was sonsten lebet, webet und Odem hat, lehrreich beygebracht, und dadurch die verderblichen, abscheulichen und verteufelten Meynungen der Socianer, Arrianer, Pelagianer, Manichäer, Wiedertäufer, Molinisten, Syncretisten, Atheisten, Indifferentisten, und aller Ketzer, die sich in Isten endigen, heftig und kräftig widerlegt, zur Warnung und Vermahnung, besonders aber zum Troste des christlichen Häufleins in Querlequitsch, mit beliebter Kürze, und eilfertiger Feder entworfen durch M.

Auf der 1 Seite steht die Zueignungsschrift an seinen lieben Schwiegervater und Gevatter, George Klunkern, Bürgermeistern in Merane, auch des löblichen Schneider-

hand-

handwerks daselbst Oberältesten. Er weiset darinnen die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Merane mit dem alten Rom habe, und nachdem er seinem Herrn Schwiegervater durch viele lateinische Stellen gewiesen hat, wer Cicero gewesen sey, so fragt er ihn und die ganze Bürgerschaft, ob Herr Klunker nicht ein andrer Cicero sey? Er beweist es durch Exempel, und unter andern daraus, daß er den Stadtschreiber daselbst, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejagt: so daß man billig ausrufen können: excellit! enatit! erupit!

Auf der 5 S. schreitet er näher zu seinem Vorhaben, und führet die Ursachen an, die ihn bewogen haben, zu schreiben. Er erzählt dieselben nach der Reihe, und hält darunter die für die wichtigste, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen seiner Freunde, Gönner und Vorgesetzten mit gutem Gewissen nicht länger widerstehen, und lieber der gelehrten Welt dieses Buch mittheilen, als Anlaß zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

Von der 9 bis 12 S. weist er die Einrichtung des ganzen Werks;

A. d. 13 S. aber dessen grossen Nutzen und

Von 15 bis 19 erklärt er sich auf sechs Seiten, daß er wegen seiner vielen Amtsverrichtungen abbrechen, und diese Zueignungsschrift schliessen müsse, worauf a. d. 20 und 21 S. ein herzlicher Seufzer folgt.

A. d. 22 S. stehen diese Worte: Ungeheuchelte Lobschriften und schuldige Ehrendenkmaale auf den T. T. Herrn, Herrn N. . . Verfassern der Chronike des Dörfleins Overlegvitsch, aufgerichtet von nachbenannten gelehrten Männern. Es hat aber der Herr N. solche vermuthlich nicht erlebt, weil bis p. 40 leere Seiten in dem Manuscripte sind.

A. der 40 S. fängt sich endlich die Chronike selbst mit grossen Buchstaben Q. B. D. V an.

Gott aber schuf nur ein Männlein, und ein Fräulein, sind seine ersten Worte, und er weist sodann, wie wunder-

bar,

bar, durch so viele Jahrhunderte: Länder und Orte, sich das menschliche Geschlecht fortgepflanzet, so daß anitzt nur allein in Querlequitsch neun und achtzig vernünftige Seelen zu befinden wären, wobey er wünscht, daß sie möchten für Krieg, Pest und theurer Zeit behütet werden, welches sie zwar mit ihren Sünden gar wohl verdienet hätten.

A. d. 46 S. geräth er auf den Einfall, wie es wohl vor tausend Jahren in Querlequitsch ausgesehen habe? Er ist der Meinung, daß die dasige Gegend zu der Zeit ganz und gar unbewohnt gewesen, und vielleicht an dem Orte, wo anitzt die Kanzel stehe, nichts als Rohrdommeln in der Wüsten gehört worden sind. Hierauf legt er seine ganze Gelehrsamkeit aus, und redet von einem Cherusker Fürsten Arminius, von den Hermunduren, und Musen. Die Thracier und Scythen fallen ihm ein. Er erblaßt, wenn er an den Attila gedenkt, und bewundert das Schicksal, welches die Vandalen aus dem kalten Norden in das heisse Italien geworfen, um die schönen Künste und Wissenschaften zu zerstören. Er besinnt sich auf die Longobarden, und zieht zwölf gelehrte Männer an, welche diesen Namen von den langen Bärten herleiten.

Auf der 59 S. kömmt er wieder zu sich selbst, und erinnert, er hätte um deswillen in seiner Erzählung ausgeschweift, weil er beweisen wollen, wer ihre Vorfahren in dasiger Gegend gewesen wären. Die ganze Sache aber hält er für ungewiß, und will lieber gar nichts, als etwas zweifelhaftes, sagen, indem ein vernünftiger Mann nichts reden müsse, als was er mit gutem Grunde behaupten könne. Er beseufzt den verderblichen Hussitenkrieg, in welchem vermuthlich die schönsten Urkunden von diesem Dorfe verbrannt, oder mit nach Böhmen geführt worden wären. Bey dieser Gelegenheit fällt ihm ein, daß Huß eine Gans heisse, und lacht recht herzlich über die laudem simplicitatem des Bauers, welcher in Costnitz ein Bündel Holz zum Scheiterhaufen getragen, diesen theuren Märtyrer zu qvälen.

A. d.

A. d. 66 S. will er, um mit Ehren und unbeflecktem Gewissen aus diesem Krame zu kommen, einem jeden hierinnen seine Meynung lassen. Genug, spricht er, daß wir müssen Vorfahren gehabt haben; denn wo ein effectus ist, da ist auch eine causa; atqui, schließt er weiter, ich und alle Bauern im Dorfe sind ein effectus, ergo müssen wir eine causam gehabt haben, und diese sind eben unsre Vorfahren, welche ich im Vorhergehenden so mühsam suchte. Durch eine ausführliche Note zeigt der Herr Autor in welchem modo dieser Schluß sey, und verwünscht den Aristoteles in den Abgrund der Hölle, weil er durch seine Sophisterey die ganze Welt mit Blindheit geschlagen habe. Am Rande stehen die Worte: O Vernunft! wie schädlich bist du! Die Dinte ist aber ganz frisch, und die Züge sind nach der heutigen Art; daher ich vermuthe, diese Randglosse müsse nur etwan vor zwanzig Jahren gemacht seyn.

A. d. 68 S. dankt er dem Himmel mit einem innbrünstigen Ach! daß er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus diesem Labyrinthe der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu setzen. Er beschreibt sodann mit ziemlicher Deutlichkeit, die Lage, den Umfang, Grösse, Zäune, Graben, und Eintheilung der Gassen des Dörfleins Qverlegvitsch, welches ich aber alles unberührt lasse, weil der Ort jedermann bekannt, und noch auf diese Stunde dessen äuserliche Beschaffenheit unverändert ist.

A. d. 80 S. besinnt er sich, daß er in der Eil vergessen habe, zu sagen, wo der Name Qverlegvitsch herstamme. Er hat aber so einen löblichen Abscheu vor alten Untersuchungen bekommen, daß er sich dabey nicht aufhält. Seine Meynung geht dahin, es sey, wegen seiner anmuthigen Lage, in dem Papstthume querelarum quies genant worden. Es kömmt ihm dieses höchst wahrscheinlich vor, weil man nur die Buchstaben e und arum wegwerfen, und ics in itsch verwandeln dürfe. Er beweist dieses auch nachdrücklich, indem er sagt, man müsse keine gesunde Vernunft

nunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einsehen wolle.

A. d. 81 S. wird gehandelt von des Dörfleins Querlequitsch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtsamen, Gerichten und Privilegien. Des gestrengen Junkers Rittersitz wird zuerst vorgenommen. Es ist keine Mauer, keine Stube, kein Fenster, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht nach seiner Länge und Breite beschreibt, ja den Einfältigen zum Besten, hat er so gar einige Risse nebst dem Maasstabe beigefügt. Es gehört eine ziemliche Geduld dazu, wenn man alles will durchlesen. Doch darf ihm dieses nicht als ein Fehler ausgelegt werden, weil er nichts gethan hat, als was unsre Scribenten mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorwege entdeckt er eine alte steinerne Figur, welche nach dem verfertigten Entwurfe vermuthlich nichts anders ist, als eine Verzierung von Laubwerke, er will es aber für ein hochadeliches Wapen ansehen, woraus er verschiedene Verbindungen des gestrengen Junkers mit andern Familien, und zugleich einige rechtsgegründete Ansprüche auf sechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängnisse dienen muß, hält er für besonders merkwürdig. Er nennt ihn ein Schrecken der Widerspenstigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvoigt aber sacerdotem iustitiae, und zeigt bey dieser guten Gelegenheit, den gegründeten Unterschied zwischen dem geistlichen und weltlichen Arme.

Das Gemeindehaus kann er mit Stillschweigen nicht übergehen. Er machet eine beynahe eben so lebhafte Abbildung davon, als von dem Rittersitze; über die daben stehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zusammen kommen, bezeigt er eine herzliche Freude, weil sie ihn auf die Geschichte der alten abgöttischen Linden, und die Gewohnheit, unter freyem Himmel Gerichte zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt diese

Ma-

Materie mit vieler Beleſenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften geſehen, welche es ihm nicht gleich thun.

A. d. 140 S. folgen die geiſtlichen Hauptgebäude. Sie beſtehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bey jedem aber machte er eine lange Erzählung, und die Bilder ſind auch nicht geſpart. Ich will dem geneigten Leſer mit einem Auszuge davon nicht beſchwerlich fallen. Einige Umſtände aber kann ich nicht unberührt laſſen.

Wie lange die Kirche geſtanden habe, weis er eigentlich nicht; wohl aber, daß ſie ſchon im Papſtthume geweſen. Die Geſchichte der Reformation nimmt hier viele Seiten weg, und es kömmt mir wahrſcheinlich vor, daß Seckendorf ſich dieſes Manuſcripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weihkeſſel, welcher noch in der Kirche eingemauert iſt, kann er ohne Thränen niemals anſehen, und er hält ſolchen für etwas, das zum papiſtiſchen Sauerteige gehöre. Den wohl angerichteten Beichtſtuhl aber nennt er einen Schmuck und eine Zierde des ganzen Tempels. Bey einem vorgehabten Kirchenbaue hat ſich hinter dem Altare etwas gefunden, welches der Herr Verfaſſer, als eine alte Münze, ſehr hoch hält, und nicht allein einen Abriß davon, ſondern auch die Münze ſelbſt beygefügt. Anfänglich hat er gar nicht gewußt, was er daraus machen ſolle. Aber durch eine unermüdete Unterſuchung, und Beyhülfe einiger gelehrten Freunde, hat er auf einer Seite ein Roß im Waſſer, auf dem andern aber eine Figur gefunden, welche bey nahe als ein gekröntes Bruſtbild ausgeſehen, mit der zwar etwas undeutlichen Umſchrift: vedkend. Seine Freude über dieſen Fund iſt ganz unausſprechlich. Er beweiſt, daß dieſe Münze Carl der Groſſe auf Wittekinds Taufe habe prägen laſſen. Er beſchreibt die ganzen Kriege der Sachſen, und ihre endliche Bekehrung, und dankt dem Himmel mit gefaltnen Händen, welcher ſolchen groſſen Schatz ſo lange erhalten, und ihn mit dieſer koſtbaren Münze beſeligt habe. Ich ſchickte ſie unlängſt dem berühmten Herrn Profeſſor Köhler zu, um ſeine Meynung darüber

zu

zu vernehmen, er schrieb mir aber, es sey nichts anders, als ein alter verrosteter Deckel von einer Mithridatbüchse.

Er rühmt ferner den schönen Büchervorrath, womit die Sacristey ausgezieret sey, welche er deswegen armamentarium sacrum nennet, und versichert, es wären so viele praktische Bücher, Sterne und Kerne, und andere biblische Rüstzeuge darinnen, daß man sich binnen einer halben Stunde mit einer trostreichen Predigt bewaffnen könne.

Das bey der Kirche angemachte Halseisen soll ein untrügliches Merkmaal guter Policeyordnung seyn. Er wünscht, daß alle diejenigen daran geschlossen würden, welche sich nicht schämten, ihrem Pfarrer, an statt des guten Deceme, Wicken und Treyde zu geben, da ihnen doch dieser das Wort Gottes lauter und rein predige.

Des Pfarrers Studierstube kömmt ihm nicht anders vor, als das trojanische Pferd. Aus diesem spricht er, wären so viel tapfere Helden gestiegen, welche das hochmüthige Troja in die Asche gelegt hätten; aus jener aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das stolze Babel bestürmte.

Doctor Luthers Hauspostille, nennt er sein Palladium, dessen ganze Geschichte er aus dem Alterthume hervorsuchet.

Von der 203 bis 279 S. ist das Geschlechtregister der gestrengen Junkern von N. Erb-Lehn- und Gerichtsherrn auf Querlequitsch. Ich will nur einige davon anführen, und mich, so viel möglich, seiner eignen Worte bedienen.

Hanns von N. ward gebohren 1429 und lebte fünf und sechzig Jahr. Man weis von ihm gar nichts weiter, als daß er einen sehr dicken Bauch gehabt hat.

Hanns Ulrich von N. des vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unsäglich liebte. Als der Hund starb, schickte er dem Pfarrer eben so viel an Leichengebühren, als wenn ein Sohn gestorben wäre. Es mag ein löblicher Herr gewesen seyn.

George von N. aß, trank, und vermählte sich dreymal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber

spinnefeind. Er wollte nicht leiden, daß ihm dieser auf der Kanzel die derbe Wahrheit sagte, da es doch an einem so privilegirten Orte geschah. Von undenklichen Jahren her hatte der Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhof gespeist, dieser George aber brachte es ab. Es war ein rechter Atheiste, ohne Gottesfurcht und Gewissen, und wie er lebte, so starb er auch; denn er fiel vom Pferde, und brach den Hals. Nach dem Tode hat es heftig auf seinem Grabe getobt, und des Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, daß es nicht anders gewesen sey, als wenn sich die Katzen gebissen hätten. Er starb ohne Kinder, und das Guth fiel an seinen Vetter Casimir von N.

Von der 280 bis 326 S. sind die Leben der Kirchen- und Schuldiener daselbst beschrieben. Es ist dieses mehr ein Zusammenhang vieler Lobschriften, als eine historische Erzählung; und wie dergleichen besondre und nach Befinden geheime Nachrichten, nur wenigen Leuten gefallen können, den meisten aber ekelhaft sind: So ist auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu leugnen, daß derjenige schlechterdings Pfarrer in Overlegwitsch seyn muß, der ein Vergnügen daran finden soll. Ich will also die Geduld meines Lesers nicht misbrauchen, und nur etwas weniges daraus anführen.

M. Heinrich Quad, ein ehrwürdiger Mann, predigte alle Wochen einmal, und starb. Er hat ein Buch geschrieben, welches den Titel führt: πρὸς ἑαυτὸν, oder wohlgemeynter Unterricht, für die einfaltigen Pfarrherren, wie sie sich auf der Kanzel züchtig geberden sollen. Mit Holzschnitten.

George Voigt, verstund das Hauswesen vortreflich, und predigte ziemlich.

M. Curt Sandius. Er war ein starker Zelote. Er ward allemal braun im Gesichte, wenn er an den Papst gedachte, und hat sechs und funfzig neue Ketzer gemacht. Er

lebte

lebte in grosser Uneinigkeit mit seinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdruß mit der Gemeinde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingstbier hat er sich sehr ereifert, woran er auch starb.

M. Heinrich Bockstaudius sollte des Kanzlers Crells Ordonanz unterschreiben, dessen er sich weigerte, und des Amts entsetzt ward. Der Herr Autor sieht diesen Umstand für merkwürdig an, weil er glaubt, dieser sey der einzige unter allen Gelehrten, welcher lieber das Amt verlieren, als etwas schreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchendiener, und sind alsdann einige Blätter leer gelassen, welches mich, wie ich im Eingange erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daß gegenwärtige Chronike nach Crells Tode geschrieben sey.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig namhaft macht, will ich nur eines einzigen erwähnen. Er hieß ihn Gall Veidt den Grossen. Es kam mir Anfangs lächerlich vor, daß er einem Schulmeister diesen prächtigen Vornamen giebt; er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich schreiben und lesen können, die Kinder fleißig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glocken wohl geläutet, eine gute Paßion singen können, und alles vollkommen gethan, was einem rechtschafnen Schulmeister gebührt. Mithin sey er zwar kein grosser Held, aber doch ein grosser Schulmeister gewesen.

A. d. 336 S. findet man verschiedene gesammelte Nachrichten von gelehrten Querlequitschern, unter denen etwa folgende die berühmtesten zu seyn scheinen.

George Greif, ein Bauers Sohn, legte sich auf die Rechte, und advocirte in einem Städtlein, ohnweit Magdeburg. Man hat, als etwas besonders an ihm wahrnehmen wollen, daß er sehr lange Finger, und im Gesichte eine so dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden ist.

Antonius Tunz, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Docter werden, und disputirte deswegen de capillamento Vlpiani, wobey er auf dem Catheder die Wichtigkeit seines Sayes mit solcher Hestigkeit vertheidigte, daß er sich etwas im Leibe zersprengte, und kurz darauf starb.

Balthaser Wurzel, ein Arzt und geschickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, so wußte er gleich, wie sie auf griechisch hiessen. Er erfand viele Universalmedicinen und Lebenstincturen, starb aber in seinen besten Jahren, und vermachte der Bürgerschaft zu Zwenca einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhose.

Martin Pinsel, ministerii candidatus, war des alten Martin Pinsels, Pfarrers zu Overlegvitsch, Herr Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerschaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben würde, so sollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunsch ward zu allerseits Vergnügen erfüllt, und der gute Pinsel von seinem Herrn Vater zu allen guten Wissenschaften und Künsten angehalten. Er hatte aber einen schweren Kopf, eine stotternde Sprache, und ein langsames Gedächtniß, bezeigte auch wenig Lust zum Studiren, sondern wollte schlechterdings ein Grobschmied werden. Allein die Mutter prügelte ihn so lange, bis er seinen Beruf erkannte, wobey er auch blieb, und im neun und funfzigsten Jahre seines Alters als Informator zu Dresden sanft und selig entschlief.

Ilgen Pape, ein Meistersänger und possierlicher Mann. Er hatte sehr hohe Absätze an seinen Schuhen, und gieng beständig, als wenn er im Sande wadete. Er schnaubte hestig, wenn er redete, und sang alles ab, was er sagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Ursache weinen und zittern gesehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und sah, ohne, daß es ihm etwas schadete, in den Blitz. Er starb an der Schwulst, und schrieb: das blinde Alter, oder: Tobias ein Trauerspiel.

Zacha-

Zacharias Pape, des vorigen Bruder, und auch ein Meistersänger, doch von jenem ganz unterschieden. Er schminkte sich dergestalt, daß man niemals seine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wusch er sich in Rosenwasser, und kaute beständig süß Holz. Sein Wamms war mit Knöpfen von buntem Glase besetzt, und an dem Halse trug er ein ordentliches Pferdegeläute. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; diese hatten ihn gelehrt, wie er seine Glieder auf eine erstaunende Weise ausdehnen, in einem Augenblicke aber wieder zusammen ziehen konnte, daß er nicht gröser war, als ein Igel. Er war sehr ungesund, und hatte immerzu Anfälle vom hitzigen Fieber. Seine Gedichte sind zusammengedruckt unter dem Titel: Caniculares. Er schrieb ein Sinngedichte auf seine Leyer, und lachte sich darüber zu tode.

Endlich machen auf der 384 Seite allerhand vermischte Merkwürdigkeiten einen erwünschten Schluß. Die Züge sind hier in dem Manuscripte von den vorigen ganz unterschieden, und ich glaube, daß des Verfassers Ehefrau diese Merkwürdigkeiten niedergeschrieben habe. Meine Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich, die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung ist noch itzt nicht altväterisch geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von dessen Chronike man schworen sollte, daß seine Großmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertigt habe.

Ich weis nicht, ob ich mich um meine Leser verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben sie sich zufrieden, wenn sie auch nicht wissen, wie oft Soldaten daselbst im Quartiere gelegen, und des gestrengen Junkers seine Feuereisse gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrecken und schmerzlichen Beyleide aller Anwesenden, den Unterrock versengt habe. Eben so erbaulich ist es, wenn man liest, wie oftmals die Bauern in Querlequitsch mit dem Durchfalle heimgesucht worden sind. Die Geschichte von einem Pferdedie-

be, deſſen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung, und erfolgter Strafe, machet viele Seiten aus, und die Unterredungen des Herrn Pfarrers mit dieſem Diebe ſind von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, an und für ſich aber ſehr erbaulich. Des Schulmeiſters älteſter Sohn, ein Kind guter Art und groſſer Hoffnung, iſt Anno 1542 jämmerlich in die Miſtpfütze gefallen, aber zu gutem Glücke, ohne Schaden. Wer dieſe und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wiſſen will, dem kann ich das Original ſelbſt zeigen. Eine Frau, die den Drachen gehabt hat, könnte zwar viele leichtſinnige Gemüther aus ihrem verſtockten Irrthume reiſſen, und das Himmelszeichen, welches man im Jahre 1541, als eine gewiſſe Vorbedeutung der ſechs Jahre darauf erfolgten Mühlberger Schlacht, geſehen, ſollte wohl vermögend ſeyn, die Hartnäckigkeit unſrer Atheiſten zu beſchämen. Allein mein Beruf iſt nicht, Heiden zu bekehren; meine Schuldigkeit aber erfodert, den geneigten Leſer nicht länger aufzuhalten. Ich ſchlieſſe alſo mit denjenigen Worten, die am Ende meines Manuſcripts ſtehen!

Exegi monumentum aere perennius.
Non omnis moriar.

Ein

Schreiben

von

vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen.

Mein Herr,

Man hat mir gesagt, Sie wären seit etlichen Monaten mit einer Sammlung verschiedner deutscher Schriften beschäfftigt. Bey dieser Gelegenheit bekommen Sie vermuthlich viele Briefe von gelehrten Männern zu lesen. Ich zweifle aber doch nicht, Sie werden Sich auf mein Bitten die kleine Gewalt anthun, und einen Brief eines jungen Menschen ansehen, welcher nur vor wenig Wochen die niedern Schulen verlassen hat, und im Begriffe steht, auf eine hohe Schule zu ziehen, um gewöhnlichermaassen, längstens binnen drey Jahren zu absolviren. Daß ich mir diese Freyheit nehme, dazu veranlaßt mich ein Umstand, von dessen Wichtigkeit ich Sie bald überführen will.

Ich habe mich sechs Jahr lang in einer Schule aufgehalten, welche vor allen übrigen Schulen einen Vorzug, und zugleich den billigen Ruhm hat, daß viele grosse, und gelehrte Männer den Grund ihres Glücks darinnen gelegt haben. So bald ich die ersten Jahre überstanden, und mich geschickt gemacht hatte, die Sache mit einer reifern Ueberlegung einzusehen; so ließ ich bey einem unermüdeten Eifer diejenigen Wissenschaften mein Hauptwerk seyn, zu denen ich den gröſten Trieb empfand, und welche ich für die edelsten unter allen hielt. Ich traue Ihnen die Einsicht zu, daß sie von selbst errathen können, worinnen also meine vornehmste Bemühung bestanden habe.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältere und neuere Geschichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie, und andre davon abhangende Wissenschaften. Man bemühte sich, uns einen kleinen Vorschmack von den Rechten eines jeden Reichs, und hauptsächlich unsers Vaterlands

beyzubringen. Es wurden auf Kosten der Obern Leute gehalten, welche die Jugend in der französischen und italiänischen Sprache unterrichten sollten. Ja, welches beynahe unglaublich ist, so gar in der deutschen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematischen Wissenschaften wurden getrieben, so viel es auf Schulen möglich ist. Von der Maleren, Musik, und Tanzkunst will ich nicht einmal etwas erwähnen, so wenig, als von der Anweisung, wie man die Buchstaben leserlich und schön schreiben soll.

Was meynen Sie davon, mein Herr? Ich weis, Sie lassen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, und trauen mir zu, daß ich die kostbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbt habe. Es wäre dieses ein Fehler gewesen, welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer Jugendsünde hätte entschuldigen können; und ich glaube, meine Enkel würden sich dereinst schämen müssen, wenn man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten von ihrem Großvater vorwürfe.

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateinisch, Griechisch, Ebräisch, die Redekunst, und die Logik, dieses sind die Wissenschaften, worauf ich mich mit einem unersättlichen Fleisse, und mit Ausschliessung aller andern gelegt habe.

Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zu Erlernung der Geschichte, und besonders unsrer gegenwärtigen Zeiten anhält. Dieses vermehrt ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohne dem mehr als zu geneigt ist. Aus dieser Ursache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eiteln Ruhm nachsagen, daß mir dasjenige, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter ist, als die Unruhe, worein Deutschland durch den Tod des Kaisers gestürzt seyn soll. Wozu die Geographie, und die zugehörigen Wissenschaften nützen, das kann ich nicht einsehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimath gewußt, ich will ihn auch wohl

wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weis die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrschaft; ich weis, daß unser Herr Pfarrer einen Todtenkopf mit einem Kreuze in seinem Petschafte hat; dieses hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geschlechte, und alle Wapen des Kaisers von Fez und Marocco auswendig könnte. Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlands lernen soll, solches scheint mir ein verwegnes Unternehmen zu seyn. Es sind Geheimnisse, welche man nicht erforschen, sondern den Regenten überlassen muß; zu geschweigen, daß man niemals an den Höfen selbst nicht weis, was Rechtens ist; wie will man es in den Schulen wissen? Die flatterhafte Eitelkeit der Franzosen, und die Gemüthseigenschaften der Italiäner haben mir jederzeit einen Abscheu vor ihren Sprachen gemacht. Deutsch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unser Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutsch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrstunden kam, und meine Mutter verstund mich allemal, wenn ich um Geld schrieb. Ich habe zwar gegenwärtigen Brief von einen meiner guten Freunde durch sehen, und die Schreibart ändern lassen; dieses geschieht aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerlichen Ueberzeugung, daß es nöthig sey. Daß die mathematischen Wissenschaften auf Schulen getrieben werden, das lasse ich eher gelten. Es kommen doch immer griechische Wörter darinnen vor. Die Malerey, Musik, und das Tanzen schicken sich am besten für Frauenzimmer, und die Kunst leserlich und schön zu schreiben, für den Pöbel. Denn gelehrte Leute müssen schlecht schreiben; dieses ist ein altes Herkommen.

Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, wie gefällt Ihnen dieser Beweis? Nicht wahr, vortreflich? Sollten Sie wohl in einem jungen Menschen so viel Verstand, und einen so guten Geschmack suchen?

Die lateinische Sprache kam mir so einnehmend und reizend vor, daß ich mich schäme, ein gebohrner Deutscher zu seyn. In der griechischen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig sage, wenn ich spreche, daß es reizend und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man sie nicht bey Hofe einführt, und ich bin gewiß versichert, ein Frauenzimmer würde bey einer griechischen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben können. Daß ich ebräisch ohne Punkte verstehe, das ist das wenigste, dessen ich mich rühmen kann. Die Redekunst hatte mich recht bezaubert. Die Regeln und Muster, die ich mir erwählte, waren zwar nach dem neusten, jedoch nach meinem Geschmacke. Besonders in den Figuren war ich sehr stark. Ich wußte alle ihre Vor- und Zunamen, und meine Reden, die ich hielt, bestunden in nichts, als Fragen und Anmerkungen. Die Erlernung der Logik war meine ernsthafteste Beschäfftigung. Zwar die gemeine Art, zu denken, hat mir niemals gefallen wollen. Sie ist gar zu deutlich, und die Kunstwörter sind zu sehr gespart. Wenn ich jemanden, als ein Gelehrter, überzeugen will, so muß meine Ueberzeugung kunstmäßig seyn, und ich mag denken, was ich will, ja denke ich nichts. Meine Aufschneiderey kann ich mich ohne einige Selbstliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen, und insonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieselbe eigentlich gehalten habe; solches kann ich Ihnen nicht sagen. Wenn ich ihre Ohren nicht beleidigte, so würde ich sie Ebraico-Latino-Graecam nennen. Dieses letzte Meisterstück meiner Fähigkeit mochte wohl Ursache seyn, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und also die Ehre haben, Ihnen Brief und Siegel über meine Geschicklichkeit zu zeigen.

Bis hieher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden den wichtigsten Umstand noch nicht einsehen können, welcher mich bewogen hat, an Sie zu schreiben. Sie sollen ihn gleich erfahren.

Von

Von der Schule gieng ich nach Hause zu meinem Vater, welcher im Gebürge ein adliches Rittergut gepachtet hatte. Meine Absichten erfoderten, daß ich unserm gnädigen Herrn sogleich meine Aufwartung machte. Er erkundigte sich nach der Einrichtung der Schule, und besonders meines bisherigen Studirens. Ich erzählte ihm alles, was ich itzt geschrieben habe, und ich glaube, ich erzälte ihm noch mehr. Seine Aufmerksamkeit machte mich beredt, und ich versprach mir schon im voraus die Anwartschaft auf eine Pfarre. Allein, wie sehr betrog ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen Sie selbst von meiner Bestürzung, die ich empfand, als mir derselbe mit einem ernsthaften Gesichte ungefähr also antwortete: „Gewiß, „mein Freund, ich bedaure ihn, sein Vater hat das Geld verloren, und er die Zeit verderbt. Er hat studiert, und ist keinem Menschen zu etwas nütze. Wäre es nicht vernünftiger „gewesen, wenn er sich auf diejenigen Wissenschaften etwas mehr gelegt hätte, von denen er geglaubt, daß sie „so verächtlich und überflüßig sind? Muß er sich nicht schämen, daß er in Griechenland zu Hause, und in Sachsen „ein Fremdling ist? Daß er die Gesetze seines Solons verlacht, und nicht die geringste Erkenntniß von den Rechten „seines Vaterlandes hat? Hätte er sich nicht die Sprachen „der Ausländer wenigstens nur in etwas bekannt machen „sollen; wenn er sie auch allenfalls nicht besser gelernt hätte, als die deutsche? Wie viel brauchen wir lateinische, „und griechische Sprachmeister? Ich tadle deswegen nicht „an ihm, daß er lateinisch, und griechisch gelernt hat. „Dieses muß seyn, und ein Gelehrter, der es nicht kann, „kömmt mir eben so abgeschmackt vor, als er, da er seine „Muttersprache nicht besser verstehet. Was glaubt er wohl, „daß ich mit meinem Schneider anfangen sollte, wenn er „nichts arbeiten könnte, als solche Kleider, wie sie Seneca, und Socrates getragen haben? Würde der Kerl nicht „Hungers sterben müssen, wenn er sonst nichts gelernt hätte? „Mit seiner Redekunst lockt er keinen Hund aus dem Ofen, „geschweige, daß er die Gemüther der Zuhörer rühren sollte,

„te, und ſeine ganze Logik beſteht aus Worten ohne Ge„danken. Hat ihm denn niemand auf der Schule geſagt, „wie unentbehrlich es heutiges Tages ſey, daß man die ſo„genannten gelehrten Sprachen und Künſte, mit den neuern „Wiſſenſchaften verknüpfe?„ Ich konnte dieſes nicht läugnen. Ich geſtund, daß einige meiner Lehrer mich deswegen vielmals getadelt, und mir meine Bemühungen, als unnütze, vorgeworfen hätten. Ich ſagte aber auch! daß andre meinen Eifer aufgemuntert, und mir mit groſſer Zuverſicht prophezeihet hätten, ich würde dereinſt die Zierde ihrer Schule, eine Bruſtwehr wider die einreiſſende Barbaren und eine Stütze des Vaterlandes ſeyn. Er ſchüttelte den Kopf, und ließ mich mit vielen derben Vermahnungen von ſich gehen.

Wie meynen Sie wohl, mein Herr, daß mir damals zu Muthe geweſen iſt? Wahrhaftig, ſo ſehr hat ſich wohl Plato kaum geſchämt, als ihn Diogenes durch einen nackigten Hahn, wegen ſeiner irrigen Meynung, lächerlich machen wollte. Ich gieng ganz beſtürzt nach Hauſe.

Allein, das war noch nicht genug. Dieſer Tag ſchien recht zu meiner Demüthigung auserſehen zu ſeyn. Ich fand unſern Hofmeiſter, welcher ſeinen Sohn mit vielem Eifer ausgeſcholten hatte. Ich hörte nur noch ſo viel, daß er zu ihm ſagte: „Du biſt mir ein braver Kerl! Du ſchickſt dich „zu allem, wie der Eſel zum Lautenſchlagen. Ein Narr bleibe ein Narr, und wenn man ihn im Mörſel zerſtieſſe. „Du kannſt nichts, du haſt nichts gelernt, du willſt „nichts lernen, was ſoll denn endlich aus dir werden? „Halte dein Maul, oder . . ! Fort! Packe dich! Geh „mir aus den Augen!„ Ich erſtaunte, als ich dieſes hörte. Wie? dachte ich. Unſer Hofmeiſter, ein Bauer, ein Mann, der weder leſen noch ſchreiben kann; der verſteht die Redekunſt! Sarkaſmus, Diaſyrmus, Pleki, Ana-

Anaphora, Ellipsis, Asondeten, sind dieses nicht alle die Figuren, die ich itzt von ihm gehört habe? Und der Kerl hat nicht studiert! Wie geht das Ding zu? Ich redete ihn an. Ich fragte ihn, warum er sich so ereifert hätte? Was! sprach er, das ist mein Junge, und ich soll mich nicht ärgern, daß sich der Schlingel auf die faule Seite legt? Neue Wunder! Unser Hofmeister versteht auch die Logik. Ist dieses nicht der bündigste Schluß in Darii? War es nicht eben so viel, als wenn er gesagt hätte: Wer einen ungerathnen Sohn hat, welcher sich auf die faule Seite legt, der muß sich ärgern; Atqui, ich habe einen solchen ungerathnen Sohn, Ergo muß ich mich ärgern.

Ich muß es Ihnen gestehen, mein Herr, ich war damals ganz ausser mir. Die empfindlichen Reden unsers gnädigen Herrn machten mich nur unruhig, dieser Hofmeister aber ganz und gar kleinmüthig. Gehört zu einem Gelehrten heutiges Tages mehr, als Lateinisch, Griechisch, und Ebräisch; kann auch der einfältigste Bauer in Figuren und Schlüssen reden, ohne daß er weis, wie sie auf griechisch heissen, oder in welcher Forme sie sind: Wozu nützt denn mir mein Fleiß? Warum habe ich mir so viele schlaflose Nächte gemacht? Sollte es wohl in der That vernünftiger seyn, wenn man auf Schulen sich die Sprachen der Gelehrten zwar bekannt macht, zugleich aber auch in den neuern Sprachen, und wie man sie nennt, in den galanten Wissenschaften sich übt? Sollte es wohl lächerlich seyn, wenn man sich einbildet, die Erlernung einiger Kunstwörter machte uns zu Rednern und Philosophen?

Nein, ich kann mich dieses nicht bereden. Ich gehe von der einmal gefaßten Meynung nicht ab. Das sey fern von mir. Und ich werde Ihnen, mein Herr, ungemein verbunden seyn, wenn Sie mich zu meiner Beruhigung in diesem Urtheile bestärken wollen. Ich

werde

werde dafür ohne alle Figur in der beſten Forme verharren,

Dero

ergebenſter Diener

Irenäus Maſtigopherus,

ſonſt

Friedrich Geißelmann genannt.

P. S. Ich habe bey müßigen Stunden des Hieronymus Comitem ſine Lectionarium denen zum Beſten in griechiſche Verſe überſetzt, welche der lateiniſchen Sprache nicht mächtig ſind. Weil ich nun glaube, daß es eine beſondre Beluſtigung des Witzes abgeben kann: So überſende ich Ihnen dieſe Ueberſetzung zu beliebigem Gebrauche.

Lebenslauf

eines

Märtyrers der Wahrheit

Es ist in Gesellschaften nichts gewöhnlicher, als daß einer dem andern mit beständigen Erzählungen von sich selbst, und seinen Fähigkeiten unterhält. Wir sind uns die nächsten; und weil wir schuldig sind, von unserm Nächsten alles gutes zu reden, so glauben wir, es erfodere die natürliche Pflicht, uns selbst zu loben. Ich will die wahrhaften Ursachen dieser thörichten Eigenliebe nicht untersuchen; weil ich nicht gesonnen bin, mir auch nach meinem Tode Feinde zu machen. Ich führe solches nur um deswillen an, damit ich mein gegenwärtiges Vorhaben einigermaassen rechtfertige. Bezeigst du so viel Geduld, andre anzuhören, welche sich bey lebendigen Leibe rühmen: So gönne mir deine Aufmerksamkeit, wenn ich dir nach meinem Tode sage, wer ich gewesen bin. Das habe ich mit andern Menschen gemein, daß ich meinem Namen die Unsterblichkeit wünsche, wenn auch gleich der Körper verwesen muß. Wolltest du mir aber verwehren, meinen Lebenslauf zu erzählen: So würde ich vor vielen unglücklich seyn, an deren Verdienste man wenigstens so lange gedenkt, als die Erbtheilung währt. Die Liebe zur Wahrheit hat mich in so geringe Umstände gesetzt, daß meinen Tod beynahe niemand, als der Leichenschreiber, erfahren hat. Hätte ich ein ansehnliches Vermögen besessen, so würden meine schmerzlichbetrübten Erben durch eine verhüllte Frau der ganzen Stadt haben ansagen lassen, daß ihr Herr Vetter in Gott selig verschieden sey; oder ich würde mir noch auf meinem Todbette einen glaubwürdigen Redner haben miethen können, welcher der christlichen Gemeine die ewige Wahrheit bewiesen hätte, daß unter allen erschrecklichen der Tod das erschrecklichste, und meine tugendhafte Seele noch viel zu frühzeitig aus ihrem drey und sechzig jährigen Körper gefahren sey. Allein, mein Armuth hat mir nicht verstattet, einen so prächtigen Abschied aus der Welt zu nehmen. Ich bin gestorben als ein Märtyrer der Wahrheit, das ist, arm und

unbeweint; und wenn die Nachwelt etwas von mir erfahren soll, so muß ich ihr solches selbst sagen.

Daß ich im Jahre 1674, den 17 September, zu Mühlberg, einem Städtchen an der Elbe, geboren bin, solches scheint kein Umstand von besondrer Wichtigkeit zu seyn, und ich kann eben so wenig dafür, als es ohne mein Verschulden geschehen ist, daß mein Vater nicht ein Hochedelgebohrner, Hochedler, Vester, und Hochgelahrter Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf drey Rittergütern, sondern nur, wenn ich anders der Erzählung meiner Mutter glauben darf, Meister Zellinger, Bürger und Schneider daselbst, gewesen ist. Ich brachte zwo Zähne mit auf die Welt, und lernte gleich im ersten Jahre reden, und schon im andern war ich vermögend, durch mein Plaudern Vater und Mutter zu übertäuben. Meine Aeltern hielten dieses für eine vergnügte Vorbedeutung, ich würde mit der Zeit ein grosser Rechtsconsulent werden. Sie irrten sich aber, und die Folge hat gelehrt, daß es unglückliche Anzeigen meiner Liebe zur Wahrheit gewesen sind. Ich fieng frühzeitig an, solches merken zu lassen. Kaum hatte ich vier Jahre erreicht, als ich bemerkte, daß mein Vater in seinem Berufe nicht gar zu gewissenhaft war. Ich verwies ihm solches auf eine zwar kindische, doch empfindliche, Art: und weil ich es oft that, so gab er mir endlich, durch einen derben Schilling, die ersten Früchte der Wahrheit zu schmecken. Jedoch ward ich dadurch nicht furchtsam. Mein Vater starb, und hinterließ meine Mutter, als eine junge Wittwe: mich aber, als einen unerzognen Knaben. Meine Mutter that über diesen Tod recht jämmerlich. Sie heulte und schrie; sie verstreckte sich hinter einen grossen Schleyer; sie wünschte mit ihrem Manne zu verwesen, und schwur der ganzen Welt ab. Ich dachte auch nach meiner kindischen Einfalt, es wäre ihr Ernst, und ich blieb zwölf Wochen lang in meinem Irrthume. Nach deren Verlaufe ward sie aufgeräumt; sie scherzte, sie lachte, sie besuchte ihre Nachbarn, und ich sah verschiedne junge Leute aus- und eingehen, ohne daß sie böse darüber

ward.

ward. Kurz, sie hatte ihren Mann vergessen, und die Lust war ihr vergangen, mit ihm zu verweilen. Ich fragte, warum sie mich und andere so betrogen hätte? Ein Paar Dorfeigen aber waren die ganze Antwort. Einsmals sah sie in dem Spiegel, und fragte mich, ob sie nicht schön wäre? Ich sagte: Nein; und dieses brachte mich um alle mütterliche Liebe. Sie konnte mich nicht länger um sich leiden, und es ward beschlossen, mich auf eine Schule zu thun. Es geschah auch, und ich kam an einen Ort, wo ich etliche Jahre lang die Gründe der Sprache lernte. Man fand es für gut, mich auf eine andre Schule zu bringen; ich folgte willig, und man war anfänglich wohl mit mir zufrieden; es dauerte aber nicht lange. Einige meiner Mitschüler waren faul: ich verwies ihnen ihre Faulheit. Einige legten sich mit grossem Eifer auf die Erlernung solcher Wissenschaften, von denen ich glaubte, daß sie abgeschmackt, und einem Gelehrten nur zur Last wären. Einige waren hochmüthig, weil sie auf lateinisch und griechisch zu sagen wußten, wer sie erschaffen hatte. Diese versicherte ich, daß ich sie ohne Lachen nicht ansehen könnte. Keiner aber dankte mir wegen meiner Freymüthigkeit, und alle machte ich mir zu Feinden. Der Zorn eines meiner Lehrer, von dem ich das ungegründete Urtheil fällte, er habe mehr Stärke in der Faust, als in der Gelehrsamkeit; dieser Zorn, sage ich, war so nachdrücklich, daß ich alsbald die Schule raumen, und in einer öffentlichen Abbitte mich bedanken mußte, daß man mich ohne weitern Schimpf gehen ließ.

Dieser unvermuthete Streich hätte mich bald zum Mammelucken gemacht. Im ersten Schrecken nahm ich mir fest vor, die Wahrheit nimmermehr wieder zu reden. Es gieng mir aber, wie denjenigen Dichtern, welche die Verse verschwören. Ich zog auf die hohe Schule, von der ich mir einen sehr edlen Begriff gemacht hatte, wodurch ich aber meine Unerfahrenheit verrieth. Leute, welche ihre einzige Sorge seyn liessen, wie sie den Pflichten gegen ihr Vaterland Genüge leisten, die Hofnung ihrer Aeltern erfüllen, und deren

saure Mühe, und aufgewandte Kosten vergelten könnten; Leute, welche diejenigen Wissenschaften mit Ernste ausübten, nach denen sie sich nennten: solche Leute dachte ich zu finden. Ich irrte mich. Gleich den ersten Abend erschreckte mich eine Gesellschaft trunkner Menschen, welche unter Schreyen und Wetzen nach ihren Wohnungen eilten. Anfänglich glaubte ich, es sey ein Auflauf, oder wenigstens Feuer in der Gasse. Ich sah durchs Fenster; in dem Augenblicke fiel ihr Anführer in den Koth, und ich hörte aus den Reden der andern, daß sie sich bemühten, einem Meister der Weltweisheit wieder auf die Beine zu helfen. Diese Begebenheit machte mich aufmerksam. Ich beobachtete die Sitten meiner Mitschüler genauer. Ich lernte einen kennen, welcher der Gottesgelahrtheit eifrigst Beflißner war, und sich rühmte, er habe sich in der Schenke zweymal fest gesoffen, wie er es nannte. Ein Landsmann von mir wollte sich die Würde eines Lehrers beider Rechte erstehen, weil er sich innerlich überzeugt fand, daß nimmermehr etwas aus ihm werden würde. Eine Summe von zwölf Thalern machte ihn zum Autor und Respondenten: und weil ich ihm, zu mehrerer Sicherheit, seine Disputation ins Deutsche übersetzen mußte, so versprach er mir zur Verachtung ein ansehnliches, welches er aber noch an demselben Abende verspielte, und mich auf seine bevorstehende Heirath vertröstete. Mein Stubennachbar erlernte die Medicin, gieng aber lieber mit fleischigten Körpern, als eselhaften Gerippen, um, und verfluchte den abgeschmackten Eigensinn seiner Lehrer, welche ihn mit so vielen griechischen Wörtern martern wollten. Diese und hundert dergleichen thörichte Exempel fielen mir täglich in die Augen; und ich sollte schweigen? und ich sollte die Wahrheit nicht reden? Ich that mir alle Gewalt an, meinen Schwur nicht zu brechen, und manche, die einen schönen Gedanken, oder artigen Einfall haben, solchen aber nicht an den Mann bringen können, empfinden das innerliche Nagen und den unruhigen Schmerz lange nicht so sehr, als ich ihn dazumal empfand. Endlich überwand die Natur allen Zwang. Ich sagte

es ungescheut, daß das Verfahren der meisten meiner Mitschüler unverantwortlich und unsinnig wäre. Bey aller Gelegenheit stellte ich ihnen ihre Thorheit so wohl ernsthaft, als lächerlich, vor. Ich schilderte zu verschiedenenmalen nicht allein die Laster, sondern auch die Personen, auf eine satirische Art in Versen ab; und wenn ich dieses that, so empfand ich bey mir selbst eine doppelte Wollust. Allein, meine Ehrlichkeit, mein Eifer für die Wahrheit, meine billigsten Absichten wurden schlecht belohnt. Man mied meine Gesellschaft, man verachtete, man verspottete, man verabscheute mich, und ich erfuhr, daß einige sich verschworen hatten, mich öffentlich zu beschimpfen. Es wäre auch gewiß geschehen, wenn ich nicht bey Zeiten die Versicht gebraucht, und mich an einen andern Ort begeben hätte, um die angefangnen Studien zu vollenden.

Das Schicksal führte mich zu einem Manne, der mir freyen Unterhalt gab, und mir grosse Gefälligkeiten erwies. Er glaubte, seine Gemüthsneigung habe mit der meinigen viele Aehnlichkeit; und dieses bewog ihn zum Mitleiden. Ich kann nicht sagen, daß er ein hitziger Verehrer der Wahrheit gewesen wäre. Seine grosse Leidenschaft bestund in der Begierde, Recht zu behalten, seine vorgefaßte Meynung zu vertheidigen, und mit allen aufs unbarmherzigste zu verfahren, welche anders urtheilten. Er war einer von denen Gelehrten, welche die Fähigkeit nicht haben, selbst etwas nützliches zu schreiben, aber mit desto grösserm Vorwitze die Schriften andrer durchwühlen. Ein Comma, ein Punkt, ein einziger Buchstabe war vermögend, ihn in die grosste Wuth zu bringen, und diejenigen in den Bann zu thun, welche ihm widersprachen. Er besas einen erstaunenden Vorrath von Büchern nach seinem Geschmacke; wie er denn glaubte, der sey kein rechtschaffner Gelehrter, welcher nicht wenigstens sechs bis acht Pfund Bücher geschrieben habe. Es fiel ihm ein, mich zu fragen, was ich von ihm hielte? Ich erblaßte über diese Anfrage. Sollte ich sprechen, er wäre ein geschickter und dem gemeinen Wesen nützlicher Mann, so würde er mich

mit neuen Wohlthaten überhäuft haben. Aber alle diese muſte ich verlieren, wenn ich die Wahrheit redete. Ich redete ſie aber doch. Ich ſagte, daß Männer von ſeinen Fähigkeiten bey dem Baue der Gelehrſamkeit unentbehrlich wären; indem ſie den Schutt wegführen müſten, welcher den Bauleuten hinderlich ſey. Mehr brauchte ich nicht zu ſagen, mich zu verderben. Ich muſte auf der Stelle aus dem Hauſe, unter Begleitung tauſend lateiniſcher Schimpfwörter, welche ich vorher mein Tage nicht gehört und erſt lange hernach in Burmanns Schriften geleſen habe.

Der Verluſt dieſes Mäcenaten ward mir durch einen Rechtsgelehrten reichlich erſetzet. In den Landesgeſetzen war er ganz unerfahren, deſto geübter aber in den römiſchen Rechten. Es gieng mir wohl bey ihm: weil man ihm aber hinterbrachte, ich hätte mich verlauten laſſen, daß er mehr Geſchicklichkeit habe, eine Rede pro roſtris zu halten, als eine Rüge zu machen: ſo hub er ſeine Wohlthaten gegen mich auf, und bewies mir ex l. 1. C. de donat. reuoc. daß ich ihm nicht wieder unter die Augen kommen ſollte.

Ein unverbeſſerer Zufall brachte mich in eine Stadt, wo es ſchien, ich würde den Grund zu meinem künftigen Glücke legen. Es gieng mir alles nach Wunſche, und ich weis nicht ob die Leute daſelbſt die Wahrheit beſſer vertragen konnten, oder ob es daher kam, daß ich nicht alles öffentlich ſagte, was ich bey mir ſelbſt dachte. Man gab mir ein Amt, welches nicht anſehnlich, aber doch auskömmlich, war. Ich hatte es etliche Jahre verwaltet, als eine Gelegenheit erfoderte, einen Glückwunſch zu verfertigen. Ich handelte darinnen von der Vernunft, und lies ihn drucken, ob ſich gleich meine Freunde mit allen Kräften dawider ſetzten. Ein Mann, welchen ſein Amt ehrwürdig machte, fand ſich dadurch beleidigt. Es würde verdächtig gelaſſen haben, wenn er ſeine Perſon hätte vertheidigen wollen, er vertheidigte alſo Schrift und Religion. Auf eine unſchuldige Art hatte ich das Wort Profanen mit einflieſſen laſſen. Dieſes war genug, Himmel und Hölle zu bewegen. Ein Verächter der Schrift,

ein

ein Religionsspötter, ein Atheist; dieses waren die gelindesten Namen, die man mir gab. Einige glaubten gar, ich sey der Antichrist. Kurz, ich sollte mich öffentlich auf den Mund schlagen, oder Amt und Stadt meiden. Ich wählte das Letzte, und mußte zwölf Jahr in der Irre gehen, ehe ich den heiligen Zorn meiner Feinde verwinden konnte.

Endlich schien mein widriges Schicksal versöhnt zu seyn. Man bot mir ein Amt an, mit dem Bedinge, ein Frauenzimmer zu heirathen. Hunger und Armuth überwanden allen Zweifel. Meine bisherigen Umstände hatten mich so schüchtern gemacht, daß ich mir vieles gefallen lies, welches mir ehedem unerträglich gewesen seyn würde. Meine Frau liebte Gesellschaft; sie spielte. Vermögen und Einname ward auf Putz verwendet, die Haushaltung versäumt, und mir zugemuthet, vieles zu übersehen, wozu mehr, als eine ordentliche Geduld, gehört. Meine Geduld ward ermüdet. Ich sagte, ein Weib müsse sich bemühen, ihrem Manne zu gefallen, alle übermäßigen Ausgaben vermeiden, der Wirthschaft vernünftig vorstehen, und sich keiner Herrschaft anmaassen, welche Schrift und Ordnung nur den Männern gelassen hätten. Aber, wie unglücklich machten mich diese Wahrheiten! Ich empfand, daß der Zorn eines Weibes schädlicher sey, als der Zorn aller andern Creaturen. Man hieß mich einen nackichten Bettler, einen verlaufnen Kerl, den man auf der Straße aufgelesen hätte, der nicht werth sey, daß er durch die Heirath eines liebenswürdigen Frauenzimmers in eine so ansehnliche Schwägerschaft aufgenommen worden; ja, es fehlte wenig, daß ich nicht meiner Frau eine kniende Abbitte hätte thun müssen, welche aber, ich weis nicht, ob zu meinem Glücke oder Unglücke, unvermuthet starb. Die Menge meiner Feinde verfolgte mich alsdann unaufhörlich. Hatte ich keines Menschen geschont, so war auch nunmehr niemand, der sich meiner annahm. Man wußte meine Vorgesetzten auf eine tückische Art zu gewinnen, und mir Verbrechen aufzubürden, an denen ich gar keine Schuld hatte. Ich sollte mich verantworten, und meine Fehler gesle-

hen; ich behauptete aber, ich wäre unschuldig, meine Feinde wären Lügner, und meine Vorgesetzte geblendete und parteyische Richter. Dieses war Ursache genug, mich zu verdammen. Die Entsetzung von meinem Amte, die Entziehung meines wenigen Vermögens und ein achtjähriges Gefängnis waren die Belohnungen meiner offenherzigen Redlichkeit. Ich ward endlich freygelassen, und man legte mir auf, Stadt und Land zu räumen. Ich that es, und seitdem ist es mir unmöglich gewesen, irgendswo mein Glücke zu finden; vielmehr sah ich mich gezwungen, den Rest meiner Jahre auf eine so niederträchtige Art hinzubringen, daß ich Bedenken trage, solches der Nachwelt wissen zu lassen. Ich bin elend nackend und bloß, ohne Freunde, in der äussersten Verachtung, jedoch zu meiner Beruhigung, als ein Märtyrer der Wahrheit, im Jahre . . . gestorben, und hat mich gleich die ganze Welt verabscheut, so bin ich doch mit mir selbst zufrieden gewesen.

* * * * * *

Der Lebenslauf dieses so genannten Märtyrers der Wahrheit hat mir merkwürdig zu seyn geschienen. Er ist wirklich im Jahre 1738 in seiner Wohnung todt gefunden worden, wo man vermuthet, daß er vor Frost und Hunger gestorben sey. Sein Körper ward auf die Anatomie verkauft, um die nöthigsten Schulden zu bezahlen, und ich glaube, daß sein betrübtes Beyspiel allen denen zur nachdrücklichen Warnung dienen kann, welche sich einbilden, es sey ein großmüthiger Eifer für die Wahrheit, wenn sie ohne Ansehen der Person, ohne Freunde und Vorgesetzte zu schonen, dasjenige mit einer unverschämten Stirne andern unter die Augen sagen, was ihnen oftmals Eigenliebe, Hochmuth, Undank, und Unvernunft in den Mund legen.

Send-

Sendschreiben
von der
Zulässigkeit der Satire.

Mein Herr,

Sie verlangen meine Gedanken von der Satire zu wissen. Ich soll Ihnen sagen, ob ich solche für zulaßig halte, und was vornehmlich bey deren Verfertigung zu beobachten sey. Vielleicht konnte ich der Mühe, davon zu schreiben, überhoben seyn, wenn ich Sie auf diejenigen Bücher wiese, welche von beiden umständlich gehandelt haben. Ich nehme aber dennoch diese Arbeit mit Vergnügen auf mich, weil ich glaube, der Unterricht eines Freundes werde hierinnen mit noch mehrerem Nachdrucke bey Ihnen wirken, als die Regeln fremder Personen. Sie haben mich gebeten, Ihnen meine Gedanken davon zu schreiben; Sie dürfen Sich also um so viel weniger wundern, wenn Sie keine philosophische Abhandlung erhalten; und weil es ein Brief ist, den ich an Sie schicke, so bin ich hoffentlich entschuldigt, wenn ich keine systematische Ordnung dabey beobachte.

Von der Zulaßigkeit der Satire weitläuftige Gründe beyzubringen, scheint mir überflüßig zu seyn. Ich kenne Ihre angebohrne Neigung zu dieser Art von Schriften, und ich glaube, es würde mir schwerer fallen, Sie zu überzeugen, daß sie verwerflich wären, als zu beweisen, daß ich sie allerdings für ein nöthiges Stück der Sittenlehre halte. So lange eine Satire diese Absicht behalt, daß sie die Laster lächerlich machen, und den Menschen einen Abscheu davor beybringen will: So lange sehe ich nicht, warum sie tadelhafter seyn soll, als die tiefsinnigste Abhandlung eines moralischen Satzes, welchen man durch eine Kette von Beweisen bündig, und durch die Zeugnisse berühmter Manner, oder gar der göttlichen Schrift ansehnlich machen will. Ich getraue mir so gar, zu behaupten, daß sie bey unterschiednen Fällen, und bey einer gewissen Art von Lastern beynahe nützlicher sey; als die ernsthafteste Strafpredigt. Wenn wir die Laster lächerlich machen; so greifen wir die Menschen an demjenigen

Orte

Orte an, wo sie am empfindlichsten sind. Ihre Eigenliebe leidet darunter, und wenn sie nicht schon gar zu sehr verwildert sind, so müssen sie einen Abscheu vor derjenigen Angewohnheit bekommen, welche sie bey Vernünftigen zum Gespötte macht. Ein Exempel wird meinem Satze ein mehreres Licht geben. Ich will es aus demjenigen Theile der Belustigungen nehmen, welchen Sie mir zugeschickt haben *. Wenn ich zum Harpar sagen wollte: Schämst du dich nicht, du Geizhals, daß du mit so ängstlicher Sorge, mit so ungerechten Händen, unter so vielem Seufzen der Armen, eine Hand voll Erde, ein beschwerliches, ein vergängliches Gut an dich zu bringen suchst, welches du doch in der Welt lassen mußt, welches dir dein Leben kummervoll, und den Tod erschrecklich macht! Was meynen Sie, daß dieses beym Harpar für einen Eindruck schaffen dürfte? Spräche ich: Bedenke doch, Harpar, was du thust! Der Geiz ist ja eine Wurzel alles Uebels, und die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und viel thörichte und schädliche Lüste, welche die Menschen ins Verderben, und Verdammniß versenken! Ja, ja, würde Harpar sprechen, unser Pfarrer sagte es am Sontage auch. Er würde gähnen, und dieses wäre der ganze Nutzen von meiner Sittenlehre. Erzählen Sie ihm aber die Fabel vom kranken Hunde, welcher nur um deswillen bey seinem Sterben unruhig und ängstlich ist, weil er die verscharrten Beine nicht noch vor seinem Ende fressen, oder mit sich nehmen soll, welcher gegen seinen vertrautesten Freund argwöhnisch ist, welcher sich seine besten Knochen herzuschleppen läßt, um solche wenigstens noch einmal anzuriechen, welcher mitten unter Seufzern und Gelübden für ein längeres Leben seine geizige Seele von sich bläst. Erzählen Sie ihm, sage ich, diese Fabel; was gilts, Harpar wird sich schämen, und wenigstens eine innerliche Ueberzeugung empfinden, daß seine Leidenschaft thöricht ist.

Aber;

* S. die Belustigungen des Verstandes und Witzes 2 B. 2 St. a. d. 170 S.

Aber; wer hat euch den Beruf gegeben, andre zu tadeln? Seyd ihr selbst ohne Fehler, daß ihr euch um die Mängel des Nächsten bekümmern könnt? Schreibt ihr wohl eure Satiren aus Liebe, zu bessern, und nicht vielmehr aus Begierde, zu lachen? Dieses sind gemeiniglich die Einwürfe, die man macht. Sie sind leicht zu beantworten. Wer mir, als einem Liebhaber der Weltweisheit, die Macht gegeben hat, Sittenlehren zu schreiben, von eben dem habe ich auch den Beruf, Satiren zu verfertigen. Daß ich selbst nicht ohne Fehler bin, solches benimmt dem Werthe der Sache nichts. Mancher zeigt den Menschen den Weg zum Himmel, den er vielleicht selbst nicht geht, und dennoch bleibt sein Vortrag eine göttliche Wahrheit, welcher ich zu folgen verbunden bin. Die Erbauung muß allezeit die Hauptabsicht einer Satire seyn. Daß ich aber über die Fehler lache; daß ich sie andern lächerlich mache; dieses ist ein unschuldiges Vergnügen, welches man mir wohl gönnen kann.

Auf solche Art würde ich die Einwürfe beantworten: wir wollen aber doch auch denjenigen kennen lernen, welcher sie gemacht hat. Es ist niemand anders, als der, welcher sich getroffen merkt. Prüfen Sie diese Grundregel, Sie werden sie allemal wahr befinden. Ich will bey meinem obigen Exempel bleiben. Wer wird über die Fabel vom Hunde schreyen? Gewiß nicht ein junger Herr. Dieser wollüstige Verschwender hält einen Geizigen für seinen Todfeind. Er würde darüber gelacht haben, wenn er auch seinen eignen Vater darinnen abgeschildert gefunden hätte. Harpax sieht sein Bildniß: er erblickt sich in seiner natürlichen Gestalt; diese kömmt ihm abscheulich vor. Er schmäht auf den Spiegel; er flucht demjenigen, der ihm solchen vorhält. Harpax ist der einzige, welcher Ihren Beruf hierzu wissen will, welcher Ihnen Ihre eignen Unvollkommenheiten vorwirft, welcher Ihre Absichten tadelhaft macht.

Allein, die Satire hat noch andre Feinde, welche behutsamer gehen. Sie loben die Einrichtung und Absicht derselben; sie geben aber nicht zu, daß jemals ein lasterhafter dadurch

durch gebessert worden sey. Ich weis nicht, ob diese Wahrheit allgemein ist. Bessert die Satire nicht allemal den Lasterhaften; so hält sie doch vielleicht andre ab, lasterhaft zu werden. Fiele aber auch gleich beides weg; so muß die Satire doch in ihrem Werthe bleiben. Nicht in ihr, sondern in den Gemüthern der Menschen wäre der Fehler zu suchen. Wenn die Schaubühne so eingerichtet ist, wie sie seyn soll: So verdient sie alle diejenige Hochachtung, welche man einer Sittenschule schuldig ist, und dennoch halte ich es für mühsam, die Beyspiele derer beyzubringen, welche durch die Schaubühne gebessert worden sind. Wir stehen dabey; wir lachen über die Thorheiten wir haben Mitleiden mit der unterdrückten Tugend; wir können uns kaum der Thränen enthalten, wenn wir das standhafte Christenthum der Zayre sehen: Werden wir aber allemal tugendhafter? Werden wir beßre Christen? Wenigstens liegt der Fehler nicht an der Schaubühne.

Man könnte noch sagen: Durch die Satire erregen wir den Zorn andrer gegen uns; wir machen uns Feinde; wäre es nicht also den Regeln der Klugheit gemäß, sich mit einer so gefährlichen Arbeit gar nicht zu vermengen? Ich weis beynahe nicht, was ich hierauf antworten soll.

Die Wahrheit, so edel sie ist, macht dennoch auch Feinde. Es würde unbedachtsam seyn, wenn man bey aller Gelegenheit die Wahrheit sagen wollte, und ich glaube, wer Satiren schreiben will, der muß seine Umstände wissen, und allerdings vorsichtig seyn. Vielleicht habe ich im Nachfolgenden Gelegenheit, mehr davon zu reden.

Dieses sind ungefähr meine Gedanken von der Zulässigkeit der Satire. Die Lehre, von dem, was bey ihrer Verfertigung zu beobachten sey, ist von einem viel weitläuftigern Umfange. Ich will die umständliche Abhandlung davon bis zu einer andern Gelegenheit, oder bis zu unsrer mündlichen Unterredung aussetzen, voritzt aber nur etwas erinnern. Es würde schon genug seyn, wenn ich hier bloß dasjenige wiederholte, was ich oben von der Absicht der Satire gesagt habe. Soll diese Absicht vernünftig seyn, so muß sie suchen;

die

die Laster lächerlich zu machen, und den Menschen einen Abscheu davor beyzubringen.

Was also kein Laster ist, mit dem hat die Satire nichts zu thun. Lisette schielt. Ein muthwilliger Kopf, welcher gern sinnreich heissen, und in einer Gesellschaft die lustige Person abgeben wollte, beobachtet an Lisetten diesen natürlichen Fehler. Wäre er vernünftig, so würde er hier eine Gelegenheit finden, an denjenigen mit dankbarem Gemüthe zu denken, welcher ihm gesunde und muntre Augen gegönnt hat; allein er ist zu leichtsinnig dazu. Er will lachen; er will andre zu lachen machen, und Lisette muß der unschuldige Gegenstand seiner ausschweifenden Einfälle seyn. Aber Lisette thut verliebt, sie wirft ihre schielenden Blicke mit einer wollüstigen Frechheit in der Kirche herum. Nunmehr wird sie lächerlich; nunmehr giebt sie die schönste Gelegenheit zu einer Satire.

Eine der gemeinsten Regeln ist diese: Die Satire soll die Laster tadeln, nicht aber die Personen. Ich muß dieser Regel Beyfall geben, und sie scheint aus demjenigen Satze zu fliessen, welchen ich oben zum Grunde gelegt habe. Dennoch aber halte ich auch diejenigen nicht für strafbar, welche ihre Gedanken bey Verfertigung der Satire auf eine gewisse Person richten. Meine Begriffe, meine Ausdrückungen, meine ganze Arbeit wird viel lebhafter seyn, wenn ich ein Urbild vor mir sehe. Ich tadle alsdann nicht die Person, ich tadle das Laster, welches diese an sich hat. Lese ich den Abriß, welcher von dem leonischen Doctor in den Belustigungen gemacht worden ist: So werde ich vielmehr gerührt, wenn ich an Arganten denke; und vielleicht hat der Verfasser auch an ihn gedacht, um das Bild eines leonischen Doctors* recht nach dem Leben zu schildern. Deswegen aber darf ich nicht sagen, daß dieses eine Satire auf Arganten sey. Sie geht auf alle diejenigen, welche eben so, wie unser Argant, ihre faule Unwissenheit unter dem Doctorhuthe verbergen wollen.

Gemeiniglich verstehen wir unter dem Worte Laster nur die drey Hauptfehler, den Ehrgeiz, Geldgeiz, und die Wollust. Ich glaube, es giebt noch einige Sachen, welche man so gar füg-

* Siehe Belustig. des Verst. und Witzes 1 Th. 125 S.

lich unter eines von dieſen dreyen Laſtern nicht bringen kann, und mit denen die Satire doch auch zu thun hat. Ich weis nicht, ob ich es werde ehrgeitzig, geldgeizig oder gar wollüſtig nennen können, wenn das Frauenzimmer Ihres Orts in der gröſten Kälte mit dem Fächer geht, oder ein artiger Herr im Sturme und Regen den Hut unter dem Arme trägt. Dergleichen Gewohnheiten ſind nicht laſterhaft, aber vielleicht lächerlich; und es bleibt einem Satirenſchreiber unverwehrt, über beide zu lachen. Mit einigen Dingen der Gelehrſamkeit hat es gleiche Bewandniß. Ich will nur ein einziges anführen. Wer über diejenige Schreibart ſpotten wollte, die in öffentlichen Gerichten eingeführt iſt, und die man den Stylum curiae nennt, der würde unrecht handeln. Wenn aber Javolenus an ſeine Schöne ein Schreiben ſchickt, das einer Rüge ähnlicher ſieht, als einem Liebesbriefe; ſo iſt Javolenus ein Pedant. Er iſt nicht laſterhaft; er verdient aber doch, daß man ihm ſeine Thorheit vorrückt.

Wenn die Satire die Laſter der Menſchen ſtraft: So vertritt ſie die Stelle der Wahrheit. Gleichwie aber dieſe keine Verſtellung, noch einiges Anſehen der Perſon, leidet; alſo könnte es auch ſcheinen, daß die Satire keines Menſchen ſchonen dürfe. Wenn ich dieſes behauptete, ſo würden ſonder Zweifel ſehr viele, und vielleicht die meiſten jungen Leute, auf meine Seite treten. Ich bin aber ganz andrer Meynung. So verhaßt mir die Lügen iſt, ſo unbeſonnen ſcheint es zu ſeyn, wenn ich allemal die Wahrheit reden wollte. Kann ich durch ein vernünftiges Stillſchweigen ſo wohl meinen Pflichten, als der geſelligen Klugheit, Gnüge thun, ſo thue ich am beſten, wenn ich ſchweige. Ich bin verbunden, eher mein Leben zu laſſen, als meinen Glauben zu verläugnen. Würden Sie aber denjenigen nicht für unſinnig halten, welcher ſeinen Glauben ohne Noth nur darum bekennte, damit er ſterben möchte. Die Pflichten gegen uns ſind ſtärker, als die Pflichten, welche wir andern ſchuldig ſind; und der Schade, welchen wir durch eine unüberlegte Freymüthigkeit uns ſelbſt augenſcheinlich zuziehen, iſt wichtiger, als der ungewiſſe Nutzen, den wir durch eine unbedachtſame Satire zu ſchaffen ſuchen. Ich mag hier nicht unterſuchen, ob wir auch allemal

die

die vernünftige Absicht haben, zu nutzen. Vielleicht ist es eine Begierde, bekannt zu werden; vielleicht ist es nur ein Muthwille, der uns die Feder in die Hände giebt. Wie unvermerkt kann man sich selbst betrügen! Es giebt Personen, welche ihre Gewalt gefährlich, und ihr Stand ehrwürdig macht, welche wir als Gönner und Beförderer verehren müssen. Sie haben vielleicht ein tadelnswürdiges Laster an sich; aber hüten Sie Sich dieses Laster anzugreifen. Es bleiben noch tausend andre Fehler übrig, womit sich Ihre Satire beschäfftigen kann. Wer wollte die Trunkenheit nicht für strafenswerth achten? Stellen Sie Sich aber zween Söhne vor, welche ihren trunknen Vater auf der Erde und entblößt liegen sehen. Der eine lacht darüber, er ruft die Nachbarschaft herzu; er zeigt ihr an seinem Vater, wie schändlich die Trunkenheit sey, er weist ihr dessen Blösse. Der andre wendet sein Gesichte ab, er bedeckt den entblößten Vater. Welcher von diesen beiden Söhnen ist wohl der vernünftigste?

Von der Schreibart, deren man sich in der Satire zu bedienen hat, will ich nur noch ein paar Worte sagen. Mein Vortrag muß ordentlich seyn; denn ich will andre überzeugen. Er muß nicht ausschweifend seyn, und meine Ueberlegung muß mehr Antheil daran haben, als meine Einbildungskraft. Aber dunkel darf er auch nicht seyn; denn ich will den Verstand meiner Leser nicht ermüden, sondern belustigen. Alle niederträchtige, alle anstößige Schreibart muß ich sorgfältig vermeiden: sonst werde ich mehr schaden, als erbauen. Viele glauben, recht beissend zu schreiben, wenn sie schmähen und schimpfen. Allein dieses schickt sich für einen Sittenlehrer nicht, welcher die Laster und Fehler der Menschen lächerlich machen will. Vielmehr könnte man sie unter die muthwilligen Jungen zählen, welche die Vorübergehenden mit Kothe werfen.

Ich muß noch etwas erwähnen, welches besonders Ihnen nützlich seyn kann. Sie haben eine Lebensart erwählt, worinnen Sie, wie ich hoffe, künftighin Gelegenheit haben werden, öffentlich und an heiliger Stätte zu reden. An diesem Orte müssen Sie die Laster strafen; aber hüten Sie Sich, daß Sie sie nicht alsdann lächerlich zu machen

suchen. Sie werden mir diese Warnung zu gute halten. Ich weis Ihre Neigung, und kenne grosse Männer, welche ihre Lebhaftigkeit in diesen Fehler gebracht hat. Oftmals vergeht man sich wohl gar so weit, daß man auf der Kanzel über solche Sachen eifert, welche nicht einmal wider die Wohlanständigkeit sind, geschweige wider das Christenthum laufen. Ich habe in meiner Jugend eine um die Kirche sehr verdienten Lehrer gekannt, welcher dem Volke die Pracht der grossen lächerlich machen wollte, und mit dem Poeten sagte, sie hätten

. . . . . sechs Viehe vor dem Wagen
Und sechse hinten drauf.

Redete er aber von den Feinden unsers Glaubens, so wußte ich vielmals nicht, ob ich über die Ketzereyen weinen, oder lachen sollte? Dergleichen Vortrag ist allenfalls annehmlich, aber gewiß nicht erbaulich. Ich will Ihnen ein andres Muster geben, da ich wohl wünschen wollte, daß Sie es, wie in andern Sachen, also auch darinnen nachzuahmen Sich bemühen möchten. Die Religionsspötter sind Leute, welche wegen ihrer abgeschmackten Meynungen wohl verdienten, nicht überführt sondern lächerlich gemacht zu werden; aber wie ernsthaft, wie beweglich, wie nachdrücklich weis nicht der berühmte Mosheim ihnen ihre Thorheiten in seinen heiligen Reden vorzuhalten! Dieses ist die wahre Sprache eines geistlichen Redners. Wenn er von eben dieser Sache an einen vornehmen Mann schreibt, oder in andern Schriften handelt, so ist sein Ausdruck schon aufgeweckter, und in vielen Stellen satirisch.

Ich will die weitere Ausführung dieses Satzes bis zu einer andern Zeit versparen, und ich werde alsdann Gelegenheit nehmen, meine Gedanken von den Stachelschriften überhaupt, und insonderheit von der Kanzelsatire durch neuere Exempel zu erläutern.

Von

Unterweisung der Jugend.

Ich habe unsern gestrigen Unterredungen weiter nachgedacht, mein werther Herrmann. Wir bemühten uns, ausfindig zu machen: Warum es so schwer sey, eine gründliche Gelehrsamkeit zu erlangen? Und woher es komme, daß so wenig unter den Gelehrten den ansehnlichen Titel verdienen, mit welchem sie ihre Blösse sorgfältig zu bedecken wissen?

Die von dir angeführten Ursachen sind wichtig genug. Die blinde Liebe der meisten Aeltern geht dahin, ihre Kinder zu ansehnlichen Mitgliedern des gemeinen Wesens zu machen. Der Sohn muß studieren, damit er Doctor werden kann. Er hat weder die Fähigkeit, noch den Willen, etwas rechtschaffnes zu lernen. Er lebt also sich zur Last, und dem Vaterlande zum Schimpfe. Wäre dieser ein Schneider geworden, so würde er gewiß sein Brod verdienen, da er anitzt von der Sparsamkeit seiner Vorfahren, oder dem Einbringen seiner Frau leben muß.

Du hast recht, mein Freund; vielleicht aber giebst du mir auch Beyfall, wenn ich eine Ursache anführe, welche noch allgemeiner ist.

Erwäge nur einmal, wie die Anführung unsrer Jugend zu der Gelehrsamkeit beschaffen ist. Bis in das zehende Jahr überläßt man uns der Aufsicht der Frauenzimmer, welche glauben, sie haben genug gethan, wenn sie uns reinlich halten, wenn sie uns lesen lehren, und allenfalls einige Fragen aus dem Catechismus ins Gedächtniß bringen. Nunmehr ist es Zeit, daß man uns der Aufsicht eines Hofmeisters übergiebt. Ob er von guten Sitten, ob er fleißig, ob er gelehrt ist; darnach fragt man eben nicht. Aber wie viel verlangt der Herr für seine Mühe? Das ist unsre erste Sorge. Der Wohlfeilste bleibt allemal der Beste. Dieser führt uns eben den Weg, welchen er selbst unter so vielen Seufzern und Thränen gegangen ist. Ein Gelehrter muß die lateinische Sprache verstehen. Die

Sache hat ihre Richtigkeit. Man wählt also eine Grammatik, welche die beste zu seyn scheint. Durch eine unermüdete und oftmals nachdrückliche Unterweisung fassen wir eine Menge dunkler Kunstwörter und weitläuftiger Regeln, welche wir gewiß noch weniger verstehen, als die Sprache selbst, die wir daraus erlernen sollen. Endlich überwinden wir diese Schwierigkeit. Man giebt uns des Cicero Schriften, nebst andern Büchern, zu lesen, und unsre Väter weinen vor Freuden, wenn sie sehen, daß ihre Kinder im zwanzigsten Jahre dasjenige begriffen haben, was zu des Cicero Zeiten, in Rom, ein Junge von fünf Jahren verstund. Nunmehro zieht der gelehrte, oder besser zu sagen, der lateinische Sohn auf hohe Schulen. Du darfst von ihm nicht verlangen, daß er in den alten und neuern Geschichten, in der Geographie, Genealogie, Zeitrechnung, Wapenkunst, und dergleichen erfahren seyn, und einen Vorschmack von der Mathematik, Weltweisheit und andern Wissenschaften erlanget haben sollte. Dazu hat er nicht Zeit gehabt; er hat müssen Latein lernen. Es würde lächerlich seyn, wenn du ihn fragen wolltest, ob er deutsch verstünde? Ob er einen guten Brief schreiben könnte? Er ist ja ein Deutscher; er ist in Meissen geboren; sollte er nicht deutsch verstehen? Von der griechischen Sprache hat er noch zur Noth so viel begriffen, als er auf der hohen Schule, binnen drey Jahren zu verlernen gedenkt. Wie geschwind verlaufen diese! Er muß eiligst nach Hause. Sein Vater verlangt es, weil ein Amt, und eine reiche Frau auf ihn warten. Nunmehr ist unser Gelehrter fertig!

Sage mir, mein Freund, ob nicht dieses die gewöhnlichste Art sey, unsre Jugend zu unterweisen? Du wirst es nicht läugnen können; du wirst aber auch zugleich gestehen müssen, daß solches die wahrhafte Ursache sey, warum nur so wenige sich eine rechtschaffne Gelehrsamkeit erwerben. Der ganze Fehler beruht meines Erachtens darinnen, daß wir glauben, wer die lateinische Sprache verstehe, der sey ein

Gelehrter; und daß wir durch eine weitläuftige Erlernung derselben, diejenige Zeit verſäumen, welche wir zugleich auf nützlichere Sachen wenden ſollten.

Aber ſoll ein Gelehrter kein Latein verſtehen? Dieſes iſt meine Meynung keinesweges. Ich behaupte vielmehr, daß er in dieſer Sprache eben ſo ſtark ſeyn müſſe, als in ſeiner Mutterſprache. Nur das kann ich nicht begreifen, warum wir der Jugend die Erlernung derſelben ſo ſchwer machen?

Der alte Richard, welcher geſtern in unſrer Geſellſchaft war, ſoll mir zum Beweiſe meines Satzes dienen. Du kennſt ſeinen Sohn, der anitzt durch wirkliche Verdienſte unter den Gelehrten eine anſehnliche Stelle bekleidet. Kaum hatte dieſer das ſechſte Jahr erreicht, als ihn ſein ſorgfältiger Vater der Aufſicht eines jungen Menſchen anvertraute, welcher ihm die nöthigſten Gründe unſers Glaubens beybringen, und ihn zu einer wohlanſtändigen Aufführung angewöhnen ſollte. Alles, was er mit dem Knaben redete, was ihn dieſer fragte; das mußte, ſo viel es möglich ſeyn wollte, in lateiniſcher Sprache geſchehen. Jede Sache, die im Hauſe, auf der Gaſſe, in der Kirche, oder im Garten vorkam, die gemeinſten Geſchäffte, welche täglich vorfielen, wurden auf Lateiniſch benannt. Dieſe Bemühung gieng glücklich von ſtatten. Nach Verlauf einer Zeit von vier Jahren war der junge Richard ſchon vermögend, ſich in der lateiniſchen Sprache ordentlich und deutlich auszudrücken, und regelmäßig zu reden, ohne zu wiſſen, warum er ſeine Worte eben ſo, und nicht anders, ſetzen müſſe. Nunmehr glaubte man, daß es Zeit wäre, ihn die vornehmſten Regeln der Grammatik zu lehren, und weil er die Sprache ſchon verſtund, ſo faßte er dieſe in wenigen Monaten. Die griechiſche Sprache war ihm, als einem künftigen Gelehrten, zu wiſſen unentbehrlich. Weil aber ſein Vater meynte, es ſey eine gelehrte Eitelkeit, griechiſch zu reden, oder dergleichen Schriften und Gedichte zu verfertigen: So ſchien es genug

zu seyn, ihn nach den ordentlichen Regeln so weit zu bringen, daß er alles verstunde, was griechisch abgefaßt ware. Er erlangte auch solche Geschicklichkeit wirklich in wenigen Jahren. Weil man dieses nicht zu einem Hauptwerke machte: So blieben noch Stunden genug übrig, ihm in andern Künsten und Wissenschaften Unterweisung zu geben. Nach unsrer heutigen Einrichtung ist es eine bekannte Sache, daß die französische Sprache vielmals weit unentbehrlicher ist, als alle todte Sprachen der Morgenländer. Man nahm also einen Franzosen an, welcher ihn, durch Unterricht und fleißigen Umgang, zu der gehörigen Vollkommenheit brachte. Hatte ihm sein Hofmeister schon in den ersten Jahren, bloß durch Gespräche, wo nicht eine Kenntniß von der Historie, dennoch eine Lust dazu beygebracht: So war es nachher um so viel leichter, auch darinnen weiter zu gehen. Die ältern Geschichten wurden nicht vergessen; die neuern aber, und besonders die Geschichte seines Vaterlandes, blieben allemal der Hauptzweck. Die grössern Schriften der lateinischen Redner und Poeten wurden zuerst sorgfältig durchgegangen, nicht so wohl die Redensarten daraus zu erlernen, als vielmehr ihren ganzen Bau, und die Bündigkeit des Vortrag einzusehen. Hierdurch lernte unser Richard die Zärtlichkeit einer Ode, die Stärke eines Heldengedichts, und diejenigen Ursachen kennen, welche den Cicero zu einem Redner gemacht haben. Was konnte ihm auf eine solche Art wohl leichter fallen als auch in seiner Muttersprache die Geschicklichkeit zu erlangen, die einem Gelehrten so wohlanständig ist? Man brachte ihm einen Begriff von der Weltweisheit bey, so weit er nämlich bey seinem damaligen Alter vermögend war; und man brauchte zugleich die Vorsicht, die Kräfte seines Verstandes und Nachdenkens durch die mathematischen Wissenschaften zu schärfen und in Ordnung zu bringen. Zu seiner Gemüthsergetzung ward ihm ein Tanzmeister und ein Zeichenmeister nebst andern Künstlern gehalten, und Richard ist dennoch ein Gelehrter, ob er gleich wider die bisherige Gewohn-

wohnheit gelernt hat, wie man leserlich und zierlich schreiben müsse. Wenn ich davon noch nichts gesagt habe, wie sorgfältig man ihn von Zeit zu Zeit in seinem Christenthume unterwiesen; So darf man darum nicht denken, als ob dieses verabsäumt worden wäre. Du kennst seinen vernünftigen Vater, das ist schon genug. Auf solche Weise ward der Grund zu derjenigen Gelehrsamkeit gelegt, welche Richard nunmehr besitzt. Nur dieses muß ich noch erinnern, daß man ihn erst im neunzehnten Jahre auf die hohe Schule that, ungeachtet er die Kräfte vielleicht eher gehabt hätte, den Degen zu tragen.

Das Beyspiel dieses gelehrten Mannes überhebt mich aller Mühe, einige Regeln von der Unterweisung unsrer Jugend in den ersten Jahren zu geben. Vielleicht zweifelst du aber, ob diese Art, die Jugend zu unterweisen, auch allgemein, und bey andern ebenfalls mit Nutzen anzuwenden sey? Ich getraue mir, solches zu behaupten.

Ist es wohl schwerer, die lateinische Sprache zu erlernen, als die französische, oder die deutsche? Das kannst du nicht sagen. Wie alt bist du gewesen, als du deutsch reden konntest, und entsinnst du dich wohl, daß du schon im achten Jahre mit deiner Französinn zu plaudern vermögend warst? Der Umgang, eine fleißige Uebung, und der Mangel einer verwirrten Methode und ekelhafter Regeln, brachten dich so zeitlich zu dieser Geschicklichkeit. Eben das verlange ich bey der lateinischen Sprache. Wo findet man aber diejenigen, welche geschickt sind, die Jugend auf solche Art zu unterweisen? wie viele giebt es nicht, die zwar wissen, wie sie auf den Catheder, aber nicht, wie sie in der Küche lateinisch reden sollen. Wir beide haben studiert; wir lassen uns beide Gelehrte nennen, und dennoch sollte es uns schwer fallen, die gemeinsten Handlungen der Menschen auszudrücken. Ich gebe dieses zu, mein werther Herrmann; ich glaube aber, daß dein Einwurf die Wahrheit meiner Meynung nicht wiederlegt, sondern nur noch mehr bekräftigt. Wären wir, wären andre in

ihrer Jugend beſſer angeführt worden: So würde es uns und andern an der Geſchicklichkeit nicht fehlen, welche man allerdings bey wenigen antrifft. Unterdeſſen will ich dir doch verſchiedne aufweiſen, welche dieſe Geſchicklichkeit wirklich beſitzen, noch mehrere aber, welche gar wohl fähig wären, ſolche zu erlangen, wenn man nur ihre Bemühung durch billige Vergeltungen aufmunterte. Die Schuld fällt allemal auf die Aeltern zurück, welche die Art, ihre Kinder zu unterweiſen, entweder ſelbſt nicht verſtehen, oder aus Geiz die nöthigen Koſten ſcheuen. Du kennſt jenen Vater, welcher mehr auf ſeine Pferde wendet, als auf ſeinen Sohn. Er ſcheut keine Koſten, ſeinen Budel recht abzurichten zu laſſen: wenn er aber dem Lehrmeiſter ſeines Sohnes ein Quartal bezahlen ſoll, ſo geſchieht es niemals ohne innerlichen Widerwillen. Bedächten wir nur, daß das Glück unſrer Kinder, daß unſre eigne Ehre auf eine vernünftige Unterweiſung derſelben ankäme, ſo würden wir hierinnen eher verſchwenderiſch, als karg ſeyn, und ich weis gewiß, es würden ſich viele finden, welche vermögend wären, alles dasjenige zu leiſten, was ich von einem Lehrmeiſter gefodert habe. Bedächten wir aber auch, daß ſich von unſern Kindern nur diejenigen den Studien widmen ſollten, denen die Natur die Fähigkeiten dazu verliehen hat: So würden wir ſehen, daß es ſehr leicht ſey, die Jugend nach derjenigen Art zu unterweiſen, welche mir die vernünftigſte zu ſeyn geſchienen hat.

Irus.

Eine

lucianische Erzählung.

Irus, der verlaſſne Irus, deſſen Nahrung in Brod und Waſſer, die Kleidung in einem zerriſſnen Mantel, und das Lager in einer Hand voll Stroh beſtund; dieſer ward auf einmal der glücklichſte Menſch unter der Sonne.

Die Vorſicht riß ihn aus dem Staube, und ſetzte ihn den Fürſten an die Seite. Er ſah ſich in dem Beſitze unermeßlicher Schätze. Sein Auge erſtarrte vor dem ungewöhnlichen Glanze des Goldes. Sein Pallaſt war weit prächtiger ausgeputzt, als die Tempel der Götter. Purpur und Gold waren ſeine ſchlechteſte Kleidung, und ſeine Tafel konnte man billig einen Inbegriff alles deſſen nennen, was die wollüſtige Sorgfalt der Menſchen zur Unterhaltung des Geſchmacks erfunden hatte. Eine unzählbare Menge ſchmeichelhafter Verehrer folgte ihm auf allen Schritten. Würdigte er jemanden eines geneigten Blickes, ſo hielt man denſelben ſchon für glückſelig, und wer ſeine Hand küſſen durfte, der ſchien allen beneidenswürdig zu ſeyn. Er glaubte, der Name Irus ſey ihm ein beſtändiger Vorwurf ſeiner vormaligen Armuth; er nannte ſich alſo Ceraunius oder den Blitzenden, und das ganze Volk frohlockte über dieſe edelmüthige Veränderung. Ein Dichter, welcher ihn vormals nur zum Spotte den armen Irus genannt hatte, dieſer hungrige Dichter entdeckte eine Wahrheit, die bisher jedermann unbekannt geweſen, itzt aber von allen mit einem ſchmeichleriſchen Beifalle angenommen wurde: Jupiter hätte ſich in des Ceraunius Mutter verliebt, und in einen Ochſen verwandelt gehabt, um ihrer Liebe zu genieſſen. Nunmehr baute man ihm Altäre; man ſchwur bey ſeinem Namen, und die Prieſter waren beſchäfftigt, in dem Eingeweide des Opferviehes zu finden, daß der groſſe Ceraunius, dieſer würdige Sohn des Jupiters, die einzige Stütze von ganz Ithaka ſey. Tolario, ſein ehemaliger Nachbar, ein Mann, welchen das Glück, ein unermüdeter Fleiß, und eine vernünftige Sparſamkeit

zu einem reichen Bürger gemacht hatten, war das erste Opfer seiner ungezähmten Begierde. Er hatte ihn schon damals beneidet, als er noch Irus hieß; und nunmehr war es Zeit, daß er ihn empfinden ließ, was derjenige vermöge, dessen Vater den Donnerkeil in Händen trage. Es traten Zeugen auf, welche behaupteten, Torario habe die Götter geläugnet, die Tempel beraubt, die Priester verspottet, und durch ungerechtes Gut seine Schätze vermehrt. Er ward ins Gefängniß geschmissen, und zu einem schmählichen Tode verdammt. Seine geängstigte Frau, seine unschuldigen Kinder warfen sich mit Thränen zu den Füssen unsers unempfindlichen Tyrannen; aber umsonst. Torario mußte sterben, und alle, die ihm angehörten, mußten ins Elend gehen. Irus blieb sein einziger Erbe. Noch etwas fehlte ihm an seiner Glückseligkeit. Er wollte sich vermählen. Die Vornehmsten des Landes waren bemüht, in seine Verwandtschaft zu kommen. Menippus war allein so glücklich, daß Irus auf seine Tochter, Euforbia, die Augen warf. Er hoffte durch eine nähere Verbindung mit dem angesehenen und reichen Menippus sein eignes Glück noch mehr zu befestigen; und war Euforbia schön genug, sein Herz einzunehmen. Ihr lockigtes Haar, ihre erhabne Stirne, ihre feurigen Augen, ihr reizender Mund, ihre bezaubernde Brust, ihr majestätischer Gang, kurz ihre ganze Gestalt, hatten den hochmüthigen Irus gefesselt, und alle Dichter in Ithaka schwuren, daß Venus mehr als einmal über diese Schöne eifersüchtig geworden wäre. Die Vermählung geschah. Der grosse Sohn des Jupiters eilte, seine Geliebte zu küssen. O! sprach er, indem er sie umarmen wollte, o, wie vergnügt . . . . . .

Hier erwachte Irus; seine Glückseligkeit war nur ein Traum gewesen. Er lag noch auf eben dem Strohe, wohin er sich gestern gelegt, noch unter eben dem zerrißnen Mantel, womit er sich den Abend zuvor bedeckt hatte. Ceraunius war verschwunden, und der unschuldige Torario lebte noch.

Eine

Eine

Todtenliſte

von Nicolaus Klimen,

Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen

in Norwegen.

Ich habe unter dem Büchervorrathe meines Vaters den Aufsatz gefunden, welchen ich itzt meinen Lesern mittheile. Unser berühmter Klim hat ihn geschrieben; ich kenne seine Hand genau, und es wird wohl niemand zweifeln, daß es seine eigne Arbeit sey, wenn man nur dieses bedenken will, daß er ein Mann war, welcher auf seinen unterirrdischen Reisen die Gemüther der Menschen vollkommen einsehen gelernt hatte. Als Küster besaß er noch eben die Fähigkeiten, durch welche er sich als Kaiser in Quama ansehnlich und beliebt gemacht hatte. Ich berufe mich auf seine unterirrdische Reisebeschreibung, in welcher man die deutlichsten Spuren finden wird, daß er als ein Philosoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufsatz ist ein Verzeichniß unterschiedener Personen, welche Zeit seines Küsteramts in Bergen gestorben sind. Er sagt von einer jeden seine Meynung, und die Liebe läßt uns hoffen, er werde in seinen Characteren unpartevisch gewesen seyn. Es wäre zu wünschen, daß in allen Städten dergleichen Todtenlisten gehalten, und beym Schlusse des Jahres zum Drucke gegeben würden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele seiner Mitbürger nach ihrem Tode besser kennen zu lernen, als man sie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als hochedle, hochgelahrte, hochweise, ehrsame und tugendbelobte abgekündigt, welche bey ihrer Unwissenheit, bey ihrer niederträchtigen, und lächerlichen Aufführung, keinen von diesen Titeln verdient haben. Es ist unbillig, daß wir denjenigen im Grabe loben, welcher sich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekümmert hat. Durch eine Todtenliste von der Art, wie gegenwärtige ist, würden wir die Ehre der Wahrheit retten; und ich zweifle nicht, daß unsre Bürger dadurch wenigstens eben so sehr erbaut werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten gewesen, oder unehliche Kinder

geboren worden. Ich will es dem Urtheile der Leser überlassen, ob meine Hoffnung gegründet sey. Vielleicht bedauern sie mit mir, daß gegenwärtige Liste nicht vollständig, sondern durch die Unachtsamkeit der klimischen Erben, der Anfang, und vermuthlich ein grosses Stück davon verloren gegangen ist.

Bergen in Norwegen
am $\frac{1}{12}$ des Wintermonats 1742.

V. Abelinson.

. . . . . geizig,
. . . . . geizig;

er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Ansehen seines langen Rocks zu danken, daß niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an andern würden unerträglich gewesen seyn.

Gustav Trolle. Durch den Tod dieses Mannes verlor unsre Stadt mehr, als sie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüthe; er nahm jederzeit an dem Glücke und Unglücke seiner Mitbürger vielen Antheil, und wünschte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nannten ihn nur spottweise den Gratulanten. Kein Namenstag oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmaale seiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhörlich ließ er die Häuser seiner Gönner und Freunde mit Freude und Wonne überschatten; und wenn der Himmel seine eyrischen Wünsche erhört hätte, so würden alle Rathmänner in Bergen, vom Bürgemeister an bis auf den Stadtschreiber, wenigstens Nestors Jahre erreichet haben. Bey jeden Todesfalle tauchte er seinen Kiel in bittre Salsen und herben Wermuth ein. Er schien ganz untröstbar über den Tod des Capellans, welcher drey Vornamen hatte, und also dem Berufe unsers Dichters sehr einträglich war. Die Musen

unter

unterhielt er in beständiger Bewegung. So bald er die Feder einnahm, so bald fanden sie alle neune auf seinem Zedel. Sie hatten auch Ursache, gehorsam zu seyn: denn es war ein sehr hitziger Mann. Wenn sie nicht gleich kamen, und ihm bey seiner sauren Arbeit vorspannten: So schimpfte er so lange auf sie, bis der Bogen voll war. Er machte ein Sinngedichte auf mich, als ich zum Küster an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigstens acht Groschen werth, und ich und meine Frau haben es niemals ohne Thränen durchlesen können. Bey Hochzeitgedichten war er sehr schertzhaft. Der Name des Bräutigams oder der Braut mochte noch so verwirrt klingen, so wußte er ihn doch so lange herum zu zerren, bis er in demselben einen Gedanken fand, der sich zur Wiege schickte. Die Deutschen haben ihm die Erfindung der Lebertreime zu danken, welche er, zum erstenmale an des Stadtschulzens Geburtstage, aus dem Stegreife machte, da er so trunken war, daß er von seinem Verstande nicht wußte. Er war weder eigennützig, noch geizig, und für sechzehen Groschen schuttete er sein ganzes Herz aus. Er starb auch in grosser Armuth, und hinterließ nichts, als einen Lorbeerkranz, und einen zerrißnen Mantel.

Susanne Stuve, verwaltete das Stadtschulzenamt zwanzig Jahre lang; seine Frau aber hatte das Directorium actorum. Diese machte auch die Abschiede, und die Parteyen mußten in ihrer Küche gegen einander verfahren. Wer daselbst nicht erschien, der ward sachfällig; wer aber den größten Braten schickte, der hatte das größte Recht. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu seyn, so mußten die Parteyen würfeln: derjenige gewann den Proceß, der die meisten Augen warf. Der Stadtschreiber war sein Schwiegersohn, und hatte bey ihm freyen Tisch.

Peter Brabe, ein witziger Kopf, ein Wunder der spielenden Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles war frühzeitig an unserm Brabe. Schon im siebenten Jahre war er klüger, als seine Aeltern und Lehrmeister: im

vierzehnten verwickelte er sich in gelehrte Streitigkeiten, und schrieb kritische Anmerkungen über die philosophischen Bücher seiner Zeit, welches in Norwegen einen grossen Lärmen machte. Er war heftig in seinen Meynungen, in seiner Schreibart spöttisch, und wenn ihn sein Witz überfiel, welchem Uebel er oft ausgesetzt war, so schonte er keines Menschen. Auf seinen leiblichen Vater machte er Satiren. Er hatte eine so herzliche Neigung gegen sich und seine Einfälle, daß er sich lieber würde den Staupbesen haben geben lassen, als einen artigen Gedanken auf seinem Herzen und Gewissen behalten wollen. Er schrieb einen zierlich gedruckten Vers, welcher aber dem geneigten Leser schwerer zu verstehen war, als ihm zu machen. Die Prosodie war sein Leibstudium nicht, und die Grammatik für seine hohe Gelehrsamkeit zu niedrig. Im zwanzigsten Jahre spürte er eine merkliche Abname seines Verstandes, und ward so kindisch, als ein Greis von neunzig Jahren. Man glaubt, er habe sich damals selbst gefühlt, und sein herannahendes Ende vermuthet; dieses will man aus einer Ode schliessen, welche er unter dem Titel des Schwanengesangs der Nachwelt hinterlassen, und worinnen er von seiner muthwilligen Leyer Abschied genommen hat. Er starb auch wirklich kurz darauf, und hinterließ eine grosse Anzahl Titel zu Büchern, die er hat schreiben wollen.

Gustav Gripp, ein Rathmann, und eine gutherzige Seele; er hat in seinem Leben nicht widersprochen, und sagte zu allem, ja. Nirgends schlief er sanfter, als auf der Rathsstube, besonders wenn die Rechtshändel vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn, sein Gutachten zu sagen: So weckte ihn sein Nachbar auf, und alsdann votirte er allemal, wie der regierende Bürgermeister.

Hanno Erichson, ein fleißiger Mann. Er war in Sammlung und Lesung alter Bücher unermüdet, lebte in seiner Studierstube zwey und siebenzig Jahre, und ward nach seinem Tode nicht vermißt, weil er in seinem Leben der Welt nie nichts genutzt hat. Unter seinen Papieren hat

man

man einen Aufsatz gefunden, welcher den Titel führet; Unumstößlicher Beweis, daß ein gründlich Gelehrter nicht für andre Leute, sondern nur für sich erschaffen sey.

Hugo Altricus, ein geschickter Arzt. Wer unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Er konnte aus dem Uringlase besser wahrsagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er jemanden an den Puls fühlte, so war dieses ein sichres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von allen denen, welche alte geizige Wittwen, oder solche Weiber hatten, die sich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete sein Amt redlich. Alle seine Patienten curirte er auf griechisch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen dreyen Jahren über vierhundert Leute am Hippocrates gestorben sind. Man kann leicht glauben, daß die Geistlichkeit, ich, der Küster, und andre Todtengräber, diesem fleißigen Manne viel zu danken haben.

Christian Tyvede hatte auf der hohen Schule zu Abo seine Wissenschaften erlernt, war von einem unersättlichen Hochmuthe, und doch dabey geizig, in seiner Freundschaft unbeständig, gegen Vornehme niederträchtig, gegen Geringe tyrannisch, in allen Arten wollüstig, in seiner Religion leichtsinnig, im übrigen aber ein Philosoph.

Claes Horn, war ein Sohn des reichen Johann Horns, und ein Enkel des berühmten gelehrten Ulrich Horns. Ich nenne seine Vorfahren um deswillen, weil sein eigner Name nicht gar zu bekannt ist. Er hatte einen natürlichen Abscheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden bestunden in zehentausend Thalern Einkünften. Hätte ihn die weise Vorsehung nicht mit diesem Vorzuge begabet, so würde er seinem Vaterlande zur Last gereichet haben. Seine Berufsarbeit war diese, daß er aus dem Bette aufstund, und sich wieder niederlegte. Er lebte neun und funfzig Jahre; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er schlief, so hat er sein Alter nicht höher, als auf neunzehen Jahre, gebracht. Man muß ihm die Gerechtigkeit wider-

widerfahren lassen, daß er einsah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hatte, welches nicht er, sondern seine Vorältern durch ihren Fleiß verdient. Um deswillen betrachtete er sich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müßte. Was er zu seiner höchsten Nothdurft brauchte, das nahm er davon; weiter nichts. Hätte er durch sein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen sollen: So würde er dieses für einen Eingriff in fremde Güter angesehen haben. Endlich starb er, und hinterlies seine Schätze einem Vetter, welcher unserm Horn die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten willen zu Folge mußte ihm ein Leichenstein gesetzt werden, auf den dasjenige kommen sollte, was er in seinem Leben rühmliches gethan hatte. Es steht also weiter nichts darauf, als dieses, daß er gestorben sey.

Nilson Scribbene. Dieser gelehrte Mann hatte eine ganz besondre Natur. Unter andern war es merkwürdig, daß bey ihm seine Gelehrsamkeit den Sitz im Magen hatte. So bald ihn hungerte; So bald fieng er auch an Bücher zu schreiben. Aus der Grösse seiner Schriften konnte man deutlich abnemen, wie lange er gefastet hatte. Ein Tractätchen von zween oder dreyen Bogen war ein untrügliches Merkmaal, daß er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu essen gehabt, und wenn der Hunger recht nagend war, so schrieb er auch Werke zu ganzen Alphabeten. In der grossen Theurung im Jahre 1699, schrieb er die Universalchronike aller Nordscheine, welche sich seit dem Tode König Knuts hatten sehen lassen, in zwölf Bänden, grossquart, mit Figuren, nebst einer Vorrede wider die unbußfertigen Arbeiten. Dieses gelehrte Werk fängt schon an, rar zu werden, weil es gleich in den ersten Jahren stark verbraucht worden ist.

Johann Kyle, ein Advocat und geübter Mann, welcher alle casus in terminis gehabt hatte. Seinen Clienten konnte er es gleich an den Kleidern ansehen, ob sie gerechte Sache hatten, oder nicht. Die Armen ermahnte er sehr ernstlich

ernstlich zum Frieden, und schlug ihnen seinen Beystand schlechterdings ab; denn sie hatten kein Geld und folglich Unrecht. Wessen er sich aber einmal annahm, den verließ er nicht, so lange derselbe noch einen Groschen im Beutel hatte. Sein größter Vortheil bestund im Schwören. Er war auch selbst vermögend, in einem Athen drey falsche Eide zu thun. Er verstund sich sehr wohl auf die Kunst, Zeugen zu machen. Der Schelme und Diebe nahm er sich recht väterlich an, und wessen Sache er vertheidigte, den redete er gewiß vom Galgen los.

Steen Valckert, ein gelehrter Renomist. Er war ein Todfeind von allen denen, welche nicht so dachten, als er. Kein Gelehrter durfte sich blicken lassen, den er nicht mit der Feder in der Faust ansiel. Eigentlich hatte er sich auf nichts gelegt; aber eben um deswillen glaubte er, er sey geschickt, alles zu beurtheilen, es mochte seyn, aus welcher Disciplin es wollte. Er war aus Northolm gebürtig, und hielt alle diejenigen für Idioten, welche nicht seine Landsleute waren. Besonders in Druckfehlern hatte er eine starke Einsicht, worüber er sich oftmals sehr lustig machte. In seiner Schreibart war er so spottisch, wie ein Bootsknecht, und konnte schimpfen wie ein Kunstrichter. Hätten ihn die unterirrdischen Einwohner der Stadt Keba gehabt: so würde er auf ihrem gelehrten Kampfplatzen der beste Maskabus gewesen, und wenigstens für dreyßigtausend Ricatu verkauft worden seyn.

Ursel Siarid. Wollte künftig jemand die Gemüthsbeschaffenheit dieser Frau beschreiben, der würde in einer Person so viel verwirrte, und einander entgegen laufende Charaktere finden, daß es unmöglich scheint, dieselben auseinander zu wickeln, wofern man nicht in ihrem Lebenslaufe besonders drey Zeitpunkte fest setzt.

Der erste geht bis in ihr dreyßigstes Jahr. Was die Ausländer galant, und wir nach unsrer einfältigen Muttersprache verbuhlt nennen, das fand man damals in der größten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus wimmelte von

jungen Herren, die daselbst zusammen kamen, ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in einer sehr strengen Abgötterey bestund. Sie ließ sich anbeten, und schien doch unempfindlich dabey zu seyn. Man mochte sie einen Tieger, oder einen Engel, ihre Augen Sonnen oder donnerschwangre Wolken heissen, ihre Brust mit harten Marmor, oder mit kaltem Schnee vergleichen; bey allem that sie gleichgültig. Die Seufzer ihrer Anbeter bewegten sie nicht; sie sah dieselben als einen Tribut an, welche ihr ihre Sklaven schuldig wären, und diese hielten es schon für ein grosses Glück, wenn sie nur in ihrer Gegenwart seufzen konnten. Viele brachte diese angenommene Sprödigkeit beynahe zur Verzweiflung. Sie schwuren, daß sie nicht länger leben wollten, redeten von Gift und Dolche; sie leben aber noch alle, dem Himmel sey Dank, bis auf diese Stunde frisch und gesund. Man wird an dieser Erzählung keinen Zweifel tragen, wenn ich versichre, daß ich in meiner Jugend selbst einer von denen gewesen bin, welche unter diesen verliebten Fesseln geschmachtet haben. Ich will glauben, daß mir dieses Geständniß eben nicht zur Ehre gereicht; vielleicht aber wird man mich entschuldigen, wenn man bedenkt, daß ich damals noch nicht Küster an der Kreuzkirche, sondern nur ein junger Mensch und Baccalaureus der Philosophie war. Der Umgang, den ich auf Schulen mit griechischen und lateinischen Frauenzimmer gehabt hatte, wirkte in mir die gewisse Zuversicht; die norwegischen Schönen würden eben so wohl mit sich reden lassen, als jene. Ich wählte bey meiner ersten Anrede an dieselbe die zärtlichste Stelle aus dem Anakreon; es schien aber nicht, als würde sie dadurch sehr gerührt. Ich strich meine Verdienste heraus, und erzählte ihr, daß ich drey Disputationen von den Pantoffeln der alten europäischen Volker gehalten hätte; dennoch blieb sie gleichgültig. Ich wies ihr die Zeugnisse, welche ich zu Coppenhagen, meines Fleisses und meiner Gelehrsamkeit wegen, von der philosophischen und theologischen Facultät bekommen hatte. Allein, ich glaube, ich würde den Greif, wel-

welcher mich auf den Planeten Nazar riß, eher dadurch bewegt haben, als die Unempfindliche. Ich beschwur sie bey dem Rocken der Parcen, sie möchte mit mir Erbarmung haben; aber umsonst. Sie nannte mich einen Schulfuchs, und dieser Name war mir so unerträglich, daß ich halb rasend von ihr gieng. Kurz darauf geschah es, daß ich in die Gruft fiel, welche mich bekanntermaassen zu den unterirrdischen Einwohnern brachte. Diesen Umstand führe ich um deswillen hier an, weil er die wahre Ursache meiner damaligen Tiefsinnigkeit ist, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin, und meinem guten Freunde, Magister Eduarden, vertraute; denn ich schämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen Donatschnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unsre Sigridinn. Diese bezeigte Grausamkeit war ihrer Natur so sehr zuwider, als der Abschied vieler von ihren Anbetern. Ihr Herz war eben so wohl vom Fleische, als die Herzen andrer Frauenzimmer. Allein, Seufzer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweiflungen und Disputationen von Pantoffeln, waren freylich die Mittel nicht, durch welche man dieselbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hamburg konnte diese Sprode so zahm machen, als ein Lamm. Ich verschweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne, und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unserm Kirchenbuche gefunden habe. Der hollsteinische Edelmann ist noch vielen bekannt; er hätte freylich sein Wort halten sollen; doch hat er auch allemal bezahlt, als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! Wäre ich nicht Küster, so dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das macht den Lebenslauf meiner Heldinn bis in ihr dreißigstes Jahr aus. Nunmehr kömmt der andre Aufzug, und die Rolle, welche sie darinnen bis in ihr vierzigstes Jahr gespielt hat, ist nicht weniger merkwürdig, als die vorige. Mich dünkt, das dreyßigste Jahr sey bey der Schönheit dasjenige, was im menschlichen Leben das grosse Stufenjahr heißt. Man wird

wenig Schönen finden, welche dasselbe überleben; ich beweise dieses mit dem Exempel unserer Sigridinn. Um diese Zeit verlor sich das Feuer ihrer Blicke, welches so viele Herzen in Flammen gesetzt hatte. Ihre Anbeter verschwanden, mit ihren Reizungen: man konnte sie ansehen, ohne den Verstand zu verlieren, und wenn sie gleich unempfindlich war, so wollte doch niemand verzweifeln. Nunmehr kam die Reihe zu seufzen an sie. In öffentlichen Gesellschaften war sie bemüht, den Rest ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigstens einen zu gewinnen, der ihr diejenigen Schmeicheleyen versagte, deren sie seit langen Jahren gewohnt war: aber umsonst. Man rechnete sie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht ansehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Diese bezeigte Kaltsinnigkeit machte sie unruhig; sie suchte ihren Zweck zu erlangen, es mochte auch kosten, was es wolle. Ihre verstellte Sittsamkeit verlor sich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverschämt; sie suchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was sie nicht mit List hatte erlangen können. Nunmehr fieng sie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehedem ihr zu Ehren, alle Gestirne und Mineralien in seinen Versen verschwendet hatte; dieser leichtsinnige Dichter, war so boshaft, daß er sie die Chronike von Bergen nennte, und ihre ungezähmte Aufführung dergestalt lächerlich machte, daß die ganze Stadt mit Fingern auf sie zeigte, und sie nur die verliebte Alte hieß.

Die allgemeine Verspottung brachte sie in diejenigen Umstände, in welchen sie bis an ihren Tod geblieben ist. Sie sah sich in ihren Absichten betrogen, und hatte alle fleischliche Hofnung verloren; deswegen gerieth sie in Verzweiflung und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige Welt, schien ihr ein Abscheu, und eine Mörderaube zu seyn; sie seufzte, wenn sie ein schönes Frauenzimmer sah, sie eiferte wider die unschuldigsten Gefälligkeiten, die man artigen Personen erzeigte; denn dieses, sagte sie, sey der gerade

rade Weg zu Hollen. Reinlichkeit und Putz hielt sie für Eitelkeit, und Lockungen des Satans. Die Haare stunden ihr zu Berge, wenn sie tanzen sah; Schwefel und Pech würde das geringste gewesen seyn, das sie auf diese verfluchte Dirne würde haben herabfallen lassen, wenn sie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meynung war der jüngste Tag vor der Thüre, als um selbige Zeit die Weiber einiger Nationmänner in Bergen anfiengen, die sündlichen Fontangen zu tragen. Von keinem Menschen redete sie Gutes, und verdammte die ganze Stadt, besonders aber das Frauenzimmer bey lebendigen Leibe. Widerfuhr jemanden ein Unglück an seinem Körper oder an seiner Nahrung, so waren dieses allemal augenscheinliche Zorngerichte, welche über das böse Geschlechte hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandlung die vornehmste Ursache war, sah sie schon in der Hölle brennen, und er sollte schlechterdings nirgends anders, als auf dem Misthaufen, sterben; denn er war ein Greuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte niemand mehr auf sie sehen; darum sah sie beständig gen Himmel. Zu Gesellschaften mochte sie niemand haben; darum gieng sie einsam, und verschloß sich in ihr Kämmerlein, und beseufzte vor ihren Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie starb endlich alt und lebenssatt, und hinterließ in den Nasen ihrer Mitschwestern einen starken Geruch der Heiligkeit. Thue ich ihr durch diese Erzählungen zu viel, so bin ich gewissermaassen zu entschuldigen; denn sie hat mir es in meiner Jugend auch sauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Humulo Humblus, ein lateinischer Mann, und geschworner Feind seiner Muttersprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung einiger Gelehrten, welche die norwegische Sprache in Aufnahme bringen, und gewisse Regeln der Schreibart fest setzen wollten. Ihm war es einerley, ob er Duyter, oder Titer schriebe; und wer ihn bereden wollte, nur das erste sey recht, den hielt

er

er wenigstens für einen Grillenfänger. Wenn er aber sah, daß jemand im Lateinischen ein D für ein T setzte, so schlug er die Hände über den Kopf zusammen, und vergoß die bittersten Thränen über den Verfall der schönen Wissenschaften. Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweisen konnte. Niemand verdiente, nach seiner Meynung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigsten einen auctorem classicum edirt hatte. Er schrieb eine kritische Untersuchung der Frage: Ob Horaz die triefigten Augen von dem Rauche seiner Oellampe, oder von den gesalznen Fischen bekommen habe, die er in der Jugend bey seinem Vater gegessen. Er behauptete die erste Meynung; und weil sein College, der ehrliche Conrector, der letzten Meynung zugethan war, so warf er einen so tödtlichen Haß auf ihn, daß er sich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demselben versöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer wider die Grammatik konnte er sich ärgern, daß er das Podagra bekam; und sein College, der Conrector, ein Programma in seiner Muttersprache schrieb, so ereiferte er sich dergestalt darüber, daß ihm das Podagra in den Leib trat, woran er auch starb.

Stephan Wäderhat, ein friedfertiger Soldat, welcher vor den Augen seiner Mutter als ein gehorsamer Sohn gewandelt hat, bis an seinen Tod. Er wünschte für sein Vaterland zu sterben, und kam deswegen niemals aus Bergen. Er hat Zeit seiner Kriegsdienste vielen Belagerungen und Schlachten beygewohnt, aber nur von Haus aus. Etlichemal geschah es, daß er mit ins Feld rücken sollte; so bald er aber Ordre bekam, so überfiel ihn eine starke Engbrüstigkeit, und er überschickte an seiner Stelle ein Attestat vom Stadtphysicus, daß er im Leibe nicht richtig wäre, und an dieser Krankheit vermuthlich nicht eher, als nach geendigten Feldzuge, geheilt werden dürfte. Deswegen aber war er zu Hause nicht müßig; denn er trank alle Tage die Gesundheit des commandirenden Generals und seiner übrigen Cameraden, die im Felde stunden, deren

ren Wohlseyn er dergestalt zu Herzen nahm, daß er vielmals von seinen Sinnen nichts wußte. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu sonderbarem Troste, daß er seine Hände niemals mit Blut befleckt hatte. Im übrigen war er kühn und unerschrocken, und machte sich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er öfmals seinen kriegerischen Beruf empfinden ließ. Es ist eine bloße Verleumdung, daß ihm unser Pfarrer Schuld gab; er sey ein rechter Atheist, und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geschieht ihm zu viel; denn ich habe es selbst gehört, daß er allemal über das andere Wort sagte: Hohl mich der Teufel! und daß er zu jeder Lügen schwur. Das Frauenzimmer mochte er gern leiden; doch war er dabey nicht elel. Er gerieth einmal beym Spielen mit einem schwedischen Officier in Händel, welcher ihn herausfoderte. Allein unser sanftmüthiger Wäderhat war im Mutterleibe verwahrlost, daß ihm allemal Hören und Sehen verging, wenn er einen bloßen Degen erblickte; deswegen schlug er die Ausfoderung vorsichtig ab, unter dem Vorwande: Er sey der einzige Sohn seiner Mutter, und der Stammhalter des Wäderhatischen Geschlechts; wenn ein Unglück geschähe, so könnte die Nachwelt um seine Kinder kommen, worüber er sich ein Gewissen machte, und mit einer Hand voll Blut sey ihm auch nicht gedient. Heuer im Frühjahre bekam er Befehl, sich schlechterding marschfertig zu halten, und weder seine Engbrüstigkeit, noch andere natürliche Fehler vorzuschützen. Dieses war ein Donnerschlag in seinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergestalt in alle Glieder, daß er bis an sein seliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen seiner gebeugten Mutter starb, und in Frieden zu seinen Vätern versammelt ward.

Curt Stemhill. Dieser Mann hatte in seiner Jugend hohe Absichten, und eine vornehme Einbildung von seinem künftigen Glücke. Als er noch auf der Stadtschule zu Bergen studierte, dachte er wenigstens regierender Bürgermeister in seinem Vaterlande zu werden. In diesen

schmei-

schmeichelhaften Gedanken bestärkte ihn der Aberglaube seiner Mutter, welcher damals, als sie mit diesem Sohne schwanger gegangen war, geträumt hatte, sie brächte einen Knaben mit einer ernsthaften Miene, und einem sehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Coppenhagen lernte er mehr Menschen kennen, als er in seiner Vaterstadt jemals gesehen hatte. Dieses verringerte seine Hochachtung gegen sich selbst, und erklärte sich bey seiner Heimkunft, daß er allenfalls mit dem Stadtschreiberdienste vorlieb nehmen wollte. Allein, auch in dieser Hoffnung sah er sich betrogen, und mußte es noch für ein unverdientes Glücke rechnen, daß er bey zunehmenden Jahren, als Mägdleinschulmeister an der Barfüsserkirche, sein Brod verdienen konnte, welchem Amte er auch, bis an sein Ende mit der größten Ernsthaftigkeit, und unermüdeten Fäusten vorgestanden hat. Dem ungeachtet glaubte er, der Traum seiner Mutter sey erfüllt; denn ein regierender Bürgermeister habe höchstens nur über Hals und Hand die Gewalt, ein Schulmeister hingegen herrsche mit unumschränkter Macht über den ganzen Körper seiner Schulkinder.

Veit Segbersell, war aus einem adlichen Geschlechte, und ein Todfeind aller Hasen und Füchse. Mit Hunden und Pferden gieng er um, als mit seines gleichen, und liebte ihre Gesellschaft am meisten, weil er unter ihnen die vernünftigste Creatur war. Aus den Umgange mit Menschen machte er sich nicht viel; denn sie redeten allemal von Sachen, die er nicht verstund. Mit der Bibel konnte er sich gar nicht behelfen, desto besser aber mit dem Erbregister, welches seine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf dem Nimrod hielt er grosse Stücke, weil ihm sein Pfarrer gesagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genannt, er wollte sich es auch nicht ausreden lassen, daß dieser Nimrod ein Landedelmann in Assyrien gewesen wäre. Um die Geschichte auswärtiger Völker und seines Vaterlandes bekümmerte er sich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtniß, wenn er auf seine Ahnen zu reden kam. Einen

Bürger

Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit. Nichts war ihm unbegreiflicher, als wenn er hörte, daß ein Mann wegen seiner Tapferkeit, wegen seiner Staatserfahrenheit, oder wegen andrer Verdienste, die er dem Vaterlande erzeigt hatte, in den Adelstand erhoben ward; denn er sagte, wenn solche Verdienste einen Edelmann machten, so wäre ihm und seines gleichen Vater und Mutter, und die ganze Sippschaft, nichts nütze. Seine Wirthschaft ward sehr unordentlich bestellt. War er nicht auf der Jagd, so saß er bey Tische, und alsdann war er vermögend, seine ganze hochadliche Nachbarschaft zu Boden zu saufen. Seine Bauern machte er arm, und jagte sie durch Proceße zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber selbst bald nach, weil er, wegen Schulden, seinem Verwalter das Gut überlassen, und den Rest seines Lebens in Bergen zubringen mußte.

Nicolaus Andreä, handelte anfangs mit gedörrten Fischen, und war zugleich ein Wechsler. Diese Lebensart stund ihm aber nicht länger an; er bemühte sich also, Capellan in der sanctenfischen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienst er auch, wider alles Vermuthen, erhielt. Kein Mensch konnte begreifen, wie es zugienge. Er sagte aber; wer in Bergen einen Dienst haben wollte, der müßte entweder der Vetter eines Rathmannes, oder ein Lacken, oder ein Hahnrey seyn; folglich habe er einen dreyfachen Beruf zu seinem Amte. Wer nur einen solchen Dienst suche, zu dem er sich schicke, der würde seinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutscher könne ein Amtmann, ein Amtmann Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieser gar leicht ein Capellan werden. Er habe eine gute Lunge; er könne schmälen, und mit seinem Willen solle ihn niemand um den Decem betrügen; mithin sähe er nicht, was man an ihm ausetzen wolle.

Uffo Suanvita, eines Schneidersohn. Anfänglich wollte der Vater, er sollte sein Handwerk lernen; er stellte sich aber so dumm dabey an, daß man gar bald sah, er

habe weder Witz noch Verstand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte diese grosse Blödigkeit des Sohnes einigen seiner Collegen, welche alle der Meynung waren, er schicke sich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieser Entschlus ward ins Werk gerichtet. Der dumme Sohn mußte studieren; er lebte auch wirklich sechs Jahr lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drey Jahre auf der Universität zu Coppenhagen; sodann absolvirte er mit Ehren; und kehrte zu den werthen Seinigen zurück, zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr wußte sein Vater so wenig, als andere Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen sey. Er behielt ihn bey sich, und war zufrieden, daß er ihn wenigstens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufsicht über seine Hühner an, welche er in der That mit vieler Sorgfalt fütterte. Endlich starb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten sich über unsern Suanvita, damit er nicht verhungern durfte. Diese kümmerlichen Umstände änderten sich auf einmal. Ein lübeckischer Kaufmann, welcher sein Vetter war, starb unvermuthet, und hinterließ ihm ein ansehnliches Vermögen. Kaum war er in dem Besitze desselben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein grosser Mann zu werden. Was er in seinem Kopfe vermißte, das fand er in dem Geldkasten seines Vetters. Der Titel eines Strandraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeiten besitze, jährlich drey tausend Thaler Renten zu heben, und ein sammtnes Kleid zu tragen, der habe Geschicklichkeit genug, ein Strandrath zu werden. Um deswillen fand er kein Bedenken, sich diesen Titel zu kaufen. Die Last, welche nunmehr Ihre Excellenz, der Herr Strandrath auf seinen Schultern fühlte, drückte ihn viel zu sehr, als daß er länger vermögend gewesen wäre, sich auf den Füßen zu erhalten. Er setzte sich also in einen Wagen, und zwey muntre Pferde schienen recht stolz zu seyn, daß ihnen die Ehre gegönnt ward, diesen theuren Mann, die Zierde des Va-

terlan-

terlandes, durch die Gassen zu schleppen. Er hatte sich eine ernsthafte und tiefsinnige Gesichtsbildung zugelegt: in seinem Umgange that er sehr geschäftig; er hatte aber in der That itzt viel weniger zu thun, als ehedem in seines Vaters Hause, weil er damals eine ganze Heerde Hühner futtern, nunmehr aber seinen Mops abrichten mußte, an dem er einen guten natürlichen Verstand zu verspuren glaubte, welchen er niemals, ohne eine kleine Eifersucht zu empfinden, bewunderte. Die Gelehrten nannte er nur Grillenfänger und Pedanten. Er versicherte, daß er niemals an den Wissenschaften einen Geschmack gefunden, und gleich anfangs bey sich gemerkt habe, daß er zu etwas grösserm, als zu einem Schulfuchse, geboren sey. Durch die viele Berufsarbeit, die er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtniß dergestalt geschwächt, daß er sich derjenigen Freunde gar nicht mehr erinnern konnte, bey denen er ehedem, nach seines Vaters Tode, das Gnadenbrod gegessen hatte. Das konnte er sich gar nicht einbilden, daß sein Vater ein Schneider gewesen wäre: Adler zeugten nur Adler, und kein Schneider einen Strandreuter. Er bedauerte das frühzeitige Absterben seiner Mutter, welche ihm in dieser Sache ein grosses Licht würde gegeben haben. Die Poeten mochte er gern leiden: er las aber von denen Gedichten, die ihm in Demuth, zur Bezeugung unterthänigster Devotion, überreicht wurden, weiter nichts, als den Titel. War dieser recht ansehnlich und weitläuftig; so sagte er, es sey ein Carmen von einem guten Geschmacke, und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod ist auch niemanden so nahe gegangen, als den bergischen Musen. Wäre alles dasjenige wahr gewesen, was in den Leichenversen stund; so würde der Verlust unersetzlich gewesen seyn, welchen das Vaterland durch das Absterben dieses Mäcenaten erlitten hatte. Man hat aber eben nicht gehört, daß durch seinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegischen Reiche vorgegangen wäre.

Carl Hunding, dieser Mann hatte durch das Glück und durch seinen unermüdeten Fleiß ein ansehnliches Vermögen erworben; gleichwohl seufzte er beständig über die nahrlosen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihn noch zum Bettler machen würden. Mit seinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, daß er ihm einen Magen gegeben hatte; denn er glaubte, der Mensch würde viel ersparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte sich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine gestickte Weste hielt er für eine Todsünde. Seiner Meynung nach waren die Kleider zu nichts nütze, als daß sie uns an den kläglichen Fall der erstern Aeltern, und an den Verlust derjenigen Glückseligkeit erinnern sollten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deswillen flickte er sich weder Strümpfe noch Hosen; und je mehr diese zerlöchert waren, desto näher glaubte er dem Stande der Unschuld zu kommen. Alle seine Ausgaben rechnete er nach Procenten, und betete nicht einmal ein Vater Unser umsonst; denn die Gottseligkeit, sagte er, sey zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal aufs äusserste gebracht, und genöthigt, Ehrenhalber einen Thaler Geld zu verthun, so brach er es gewiß entweder dem Pfarrer, oder seinem Gesinde am Lohne wieder ab. Die Haut schauerte ihm, wenn ihn ein Dürftiger um einen Bissen Brod ansprach. Nichts war ihm unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche diese nichtswürdigen Müssiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm seine Frau ein Kind zur Welt brachte, so oft klagte er, daß er in seiner Nahrung einen empfindlichen Stoß erlitte; denn Kinder wären freßende Capitalien. Als sie zum fünften male in die Wochen kam, so schien er ganz untröstbar: da er aber gar hörte, daß es eine Tochter wäre, so gerieth er in eine solche Verzweiflung, daß er Bonis cediren wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und sie nach der Mode erziehen sollte, der müsse banqueret werden, er sey auch so ehrlich, als er wolle. Starb ihm ein Kind, so war er allemal

allemal so vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewisse Schuld eingegangen. Seine Frau gewöhnte er zu allen Arten der Mäßigkeit, und sie würde sich haben sehr elend behelfen müssen, wenn sie nicht schon ausgesehen hatte, auf solche Weise aber fanden sich verschiedne Liebhaber ihrer Waare, und sie verstund ihren Handel vortrefflich. Der Mann wußte dieses: er schien aber nicht eifersüchtig zu seyn: denn er meynte, es müsse jedermann mit seinem Pfunde wuchern, so gut er könne; seine Frau thue nichts umsonst, und was ihm dadurch an der Ehre abgienge, das komme ihm am Gelde wieder zu gute; er gewinne also mehr dabey als er verliere. Er war mit seiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That seine Betrübniß darüber nicht bergen, doch zog er sich nicht so wohl die Schande, als die Vermehrung seiner Familie zu Gemüthe. Er wollte diese ungerathne Tochter enterben, als er hörte, daß sie bloß aus Neigung gegen ihren Liebhaber diesen Fehltritt gethan hatte. Da aber dieser sich erklärte, sie zu heirathen, und zwar ohne Mitgift, so kam er auf einmal wieder zu sich selbst, und hielt diese Begebenheit für die glücklichste in seinem Leben. Sein ältester Sohn war sehr liederlich, und verschwendete mehr Geld, als der Vater ersparen konnte. Weil ihm dieser keines gab, so borgte er bey andern Leuten; und wie der Vater niemals weniger, als funfzehn pro Cent nahm, so mußte auch der Sohn allemal so viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte, und starb. Denn er fiel in ein hitziges Fieber, welches ihm den Verstand noch verwirrter machte, als er bey gesunden Tagen gewesen war. Er redete von nichts, als Interessen, von bösen Schuldnern, und seinen Handelsbüchern. Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irrdischen abzuziehen, und ihm Todesgedanken beyzubringen; er wies ihn auf das theure Lösegeld aller Welt. Nein, rief der Kranke, dafür kann ich es nicht brauchen, es thut nach itzigem Cours nicht mehr,

als ein und drey Quart! dieses waren seine letzten Worte, und er verschied.

Seine Frogerta, ein frommes Weib. Sie hatte sehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieser Welt ihrer verderbnen Milz und dem ungesunden Geblüte zuschreiben wollten. Wenn sie betete, so betete sie mit Händen und Füssen, und man konnte die Wirkung ihres gläubigen Herzens an allen Gliedern sehen; wie sie denn über die Unbußfertigkeit der verstockten Welt sich dergestalt betrübte, daß sie rothe Augen, und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelsten Worte, und selbe Formeln, welche etwas verwirrtes in sich fassten, waren ihre Kern- und Trostseufzer; sie hielt dasjenige für die Sprache des Geistes, was die sich selbst gelassne Vernunft nicht verstund. Die Liebe des Nächsten rechnete sie zwar nur unter das Ceremonialgesetz, gleichwohl that sie den Armen im Ursulinerkloster viel gutes; weil es allemal von der Kanzel abgekündigt, und dem christlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeine gedankt ward. Ihr Mann mußte sehr viel bey ihr ausstehen: denn wenn sie betete, so zankte sie, und es ist mehr als einmal geschehen, daß sie ihm so gar mitten in der Andacht ein Paar Schimpfel an den Kopf geschmissen hat. Ihr Eifer war unerträglich, wenn sie auch bey dem Gottesdienste auf die Knie niederfiel, so mußte es doch nach der Kangerdnung geschehen. Sie hatte die Gabe zu wahrsagen, und Gesichter zu sehen. Das Geschrey einer Krähe war ihr so verständlich, daß sie allemal wußte, wer davon sterben würde. Heulte ein Hund unter ihren Fenstern, so ward sie dadurch weit mehr gerührt, als wenn unser Capellan eine Bußvermahnung hielt. Wenn sich ein Stern schnuzte, so fuhr es ihr in die Seele; und als ihr von faulen Eyern traumte, erschrack sie dergestalt darüber, daß sie das Testament machte, und sich zu ihrer Heimfahrt bereitete. In dieser Einbildung starkte sie ihr Mann auf alle erdenkliche Weise, und war dabey so glücklich, daß sie einige Wochen darauf starb.

Frid.

Friedler Frobion. Dieses hoffnungsvolle Kind hat sein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drey Tage. Sein Vater, der Apotheker in Bergen, kann sich über den frühzeitigen Verlust dieses tugendhaften Söhnleins noch itzt nicht trösten. Er fand einen recht männlichen Verstand an demselben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich sein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieses Kindes verrieben, seiner Meynung nach, eine grosse Seele. Wenn es auf seinem Stuhlgen saß, so machte es eine so ernsthafte Miene, als ein Arzt, welcher bey dem Krankenbette sitzt, und zweifelhaft ist, ob er den Patienten an Pulvern oder an Tropfen sterben lassen will. Eben diese ernsthafte Miene hielt der aufmerksame Vater für einen untrüglichen Beruf, daß sein Sohn in Doctorem medicinae promoviren müßte; nur war es noch zweifelhaft, ob es zu Upsal, oder zu Copenhagen geschehen sollte, welche Ungewißheit ihm viel schlaflose Nachte machte. Schon im Geiste stellte er sich vor, wie ansehnlich der junge Herr Doctor Frobion in einer sammtnen Weste einher treten, und den Glanz seines väterlichen Hauses empor bringen würde. Aber auf einmal verschwand diese süsse Einbildung durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und der unglückliche Vater hatte weiter keinen Trost, als diesen, daß er unter seinen Händen starb; denn er war eben im Begriffe, ihm das letzte Clystier zu setzen, als er verschied. Sein Vaterland bedauerte er so sehr, als sich selbst. War noch etwas vermögend, ihn zu beruhigen, so waren es die vielen Exempel kluger Kinder, welche eben diese frühzeitige Klugheit unter die Erde gebracht hatte. Er prophezeihte sich um deswillen ein hohes Alter, und die ganze Stadt glaubt es, daß er über hundert Jahr leben kann, wenn der Verstand der Gesundheit schädlich ist.

Eduard Stärcoter, ein Astronomus, welcher am Tage die Sonne, und des Nachts den Mond mit so unermüdeten Fleisse beschaute, daß er zu nichts weiter geschickt war,

als an die Gestirne zu sehen. Bey den unaufhörlichen Betrachtungen des Himmels, hat er niemals Zeit gehabt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde, und in dem Umgange mit Menschen, zu wissen nöthig ist. Er war dadurch so tiefsinnig geworden, daß er seiner selbst vergaß. Mehr als einmal geschah es, daß er des Morgens im Schlafpelze, und ohne Hosen ausgieng. Wer ihm begegnete, dem sah er starr in die Augen, schüttelte mit dem Kopfe, und redete nicht ein Wort. Aber von allem diesen wuste seine Seele nichts; denn der Körper bewegte sich nur mechanisch. Kurz vor seinem Tode sah er mich in der Kirche; er gieng auf mich los, packte mich bey der Halskrause an, und sagte mit einer zerstreuten und mathematischen Miene zu mir: Die excentrische Anomalie ist der Bogen des excentrischen Zirkels, zwischen der Linie Apsidum: das sollte er lange wissen, und ich schäme mich, daß ich es ihm erst itzt sagen muß. Darauf gieng er wieder von mir, und ließ mich voller Schrecken stehen; denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigsten erwürgen wollen. Er hat sich vielmals des Nachts aus den Armen seiner Frau gerissen, wenn ihm eine astronomische Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieses sehr unerträglich vor, und sie hat zu gewissen Zeiten mehr über die Sterne geseufzet, als mancher Liebhaber nicht thut. Endlich aber fand sie Gelegenheit, die Abwesenheit ihres Mannes durch den Zuspruch solcher Leute zu ersetzen, welche irrdischer gesinnt waren, als jener. Je gestirnter der Himmel war, desto ungestörter blieb sie in ihrem Vergnügen; und wenn der Mann eine Mondenfinsterniß zu besorgen hatte, so konnte sie gewiß glauben, daß er an sie nicht denken würde.

Schrei-

Schreiben
des Gratulanten an den Autor,
nebſt
den Gedanken des Autors
darüber.

Schreiben des Gratulanten
an den Autor.

Mein Herr,

Ich muß es Ihnen ohne Schmeicheley gestehen, daß ich mich niemals des Lachens enthalten kann, so oft Sie mir auf der Gasse begegnen. Sie sind ein Autor; und da ich mit Ihnen, wie ich bald erweisen will, gleiches Recht zu diesem prächtigen Titel habe: So glaube ich, ein Autor kann den andern so wenig, als vormals bey den alten Römern ein Vogeldeuter den andern, ohne Lachen ansehen. Sie schreiben aus Liebe zum Vaterlande; und so oft ich die Feder ansetze, so oft ist dieses meine Sorgfalt, daß ich meine geneigten Leser mit einer patriotischen Miene versichere, bloß die Liebe gegen meine Mitbürger, und die zärtlichste Neigung gegen das menschliche Geschlecht überhaupt, habe mich auf den rühmlichen Einfall gebracht, ihre Glückseligkeit durch meine Schriften zu befördern. Sie, mein Herr, haben alle gebührende Hochachtung gegen Sich selbst, und ich lasse mir in diesem Stücke alle Gerechtigkeit widerfahren: denn das Wohlwollen, welches ich gegen mich hege, ist so stark, daß ich mich für die vollkommenste Creatur unter der Sonnen halte, meine Schriften niemals ohne Bewunderung ansehe, und ihnen den billigen Vorzug einraume, welchen sie vor allen andern haben. Ja ich beobachte die Pflichten meines Berufs so genau, daß ich niemals ohne Verachtung an diejenigen Werke gedenken kann, welche künftig die Presse verlassen werden. Sie schreiben ohne zu denken, (wenigstens suchen Sie uns dieses zu bereden,) und ich muß Ihnen zugestehen, daß Sie, nach meiner Einsicht, diesen Charakter mit vieler Wahrscheinlichkeit zu behaupten wissen. Mir aber läßt dieses,

ohne

ohne Ruhm zu melden, noch weit natürlicher, als Ihnen. Wer mich kennt, und es kennen mich viel Leute, der giebt mir das Zeugniß, daß man gleich bey dem ersten Anblicke, bey den ersten Worten, die ich rede, auf die sinnlichste Art überführt werde, daß mich die Natur recht dazu erschaffen zu haben scheint, ein Autor, nach Ihrer Erklärung zu seyn: denn ich bin im Stande, viele Stunden hintereinander eine ganze Gesellschaft zu unterhalten, ohne daß man die geringste Spur eines Nachdenkens in mir entdeckt. Ich glaube, dieses würde genug seyn, Ihre Hochachtung zu verdienen; allein Sie wissen wohl, mein Herr, daß ein Autor am liebsten von sich selbst redet, und um deswillen werden Sie es nicht ungütig nehmen, wenn ich Ihnen noch ein kleines Verzeichniß meiner autormäßigen Fähigkeiten mittheile. Ich finde, wo ich mich nicht sehr irre, daß sie der Himmel mit aller derjenigen Herzhaftigkeit ausgerüstet hat, welche Ihnen und Ihren Herren Collegen, in diesem streitbaren Jahrhunderte, so unentbehrlich ist. Aber sollten Sie nur die Ehre haben, mich genauer zu kennen; so würden Sie an mir einen teutschen Burmann, einen kritischen Pandurten, mit einem Worte, einen solchen Kunstrichter finden, der an Dreistigkeit, und, wenn ichs sagen darf, an Unverschämtheit alle diejenigen übertrifft, welche bisher unserm Vaterlande so manche vergnügte Stunde gemacht haben. Bey Ihren Schriften, mein Herr, haben Sie keine andre Absicht weiter, als daß ihr Name unsterblich, und die Bewunderung der spätesten Nachwelt seyn möge. Dieses ist der einzige Umstand, in welchen ich von Ihrer Sittenlehre abgehe. Ich schreibe zwar auch für die Nachwelt; deswegen aber mag ich nicht für die Nachwelt hungern, und wenigstens scheint mir derjenige eine sehr betrübte Figur zu machen, welcher mit dem Lorbeer auf dem Haupte, und einem leeren Magen, der Unsterblichkeit entgegen sehen muß. Ich bin für das Vaterland, und mein Vaterland ist für mich geboren. Die Pflichten gegen mich selbst bleiben mir allezeit die stärksten, und ich empfinde den innerli-

chen

den Beruf, ein Autor zu werden, niemals überzeugender, als wenn mich hungert. Ich will nicht hoffen, daß mir dieses freye Bekenntniß bey Ihnen zum Nachtheile gereichen wird; denn ich kenne meine Herren Collegen gar zu genau, und weis es aus der Erfahrung, daß sie niemals großmüthiger thun, als wenn sie die Freygebigkeit des Verlegers zur Unsterblichkeit aufgemuntert hat. Es war nöthig, Ihnen dieses alles im Voraus zu sagen; denn nunmehr werden Sie wohl einsehen, daß ich zwar ein Autor, aber ein solcher Autor bin, dem sein Leben so lieb ist, als sein Nachruhm. Wollten Sie daran nur im geringsten zweifeln; so darf ich Ihnen nur ein Wort sagen. Ich bin ein Poet, und eigentlich ein glückwünschender Poet; denn es darf es kein Mäcenat oder keine Mäcenatinn wagen, einen Namens- oder Geburtstag, oder ein andres Fest zu begehen, denen ich nicht auf einem großen Regalbogen mit vieler Lebhaftigkeit erzähle, daß ich mit der tiefsten Ehrfurcht, jedoch nicht ohne Ursache, verharre, der unterthänigst gehorsamste Autor. Ich würde mich gegen Sie, mein Herr, nicht so aufrichtig erklären, wenn Sie nicht selbst ein Bekenntniß von Ihrem guten Geschmacke in der Poesie abgelegt hätten. Ich weis wohl, was für Poeten auf Ihre Hochachtung einen Anspruch machen dürfen. Leute, welche die Poesie zu andern Dingen, als zum gratuliren und condoliren, anwenden; Leute, denen die Fundgruben der edlen Reimkunst so wenig entdeckt sind, daß sie ihnen nicht, statt aller Wissenschaften, dienen können; Leute, welche das Amt, zu wünschen, für so geringe halten, daß sie dabey noch Zeit haben, etwas zu lernen; solche Leute, sage ich, verdienen Ihre und meine Betrachtung eben so wenig, als alle Autoren überhaupt, welche noch unter dem Zwange der Vernunft stehen. Da ich aber hievon völlig frey bin; so würden Sie gegen Ihren Mitbruder sehr barbarisch seyn, wenn Sie mir, bey meinen Umständen, die ich Ihnen gleich entdecken will, Ihr Mitleiden versagen wollten. Ich finde nämlich an meinem eignen Exempel, daß der Ge-

schmack

ſchmack zu den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften leider in groſſen Verfall gerathen iſt. Es verlont ſich beynahe nicht mehr der Mühe, daß man den Leuten alles erſprießliche Wohlergehen anwünſcht. Ich erinnere mich der glückſeligen Zeiten noch wohl, da Braut und Bräutigam noch nicht das Herz hatten, ſich ohne unſre poetiſche Einſegnung zu Bette zu legen. Kein Magiſter durfte ſich unterſtehen, mit gutem Gewiſſen den Ring zu tragen, wenn er nicht wenigſtens ein Dutzend gedruckte Zeugniſſe von dem Beſitze der ſieben freyen Künſte aufzuweiſen hatte. Wir Poeten, (die Thränen treten mir in die Augen, wenn ich daran gedenke,) wir göttliche Poeten, hatten an der Geburt, und an dem Abſterben unſrer Nebenmenſchen eben ſo viel Antheil, als die Hebammen und Aerzte. So bald ein Kind auf die Welt kam, ſo ſchwuren wir, ſo lange wir noch Athem und Reime hatten, daß es des theuren Vaters Ebenbild, und die Hoffnung des hohen Hauſes, ſo wie des ganzen Vaterlandes wäre. Starb aber jemand, ſo war keine Muſe auf dem Parnaſſe, welche nicht mit zu Grabe gehen mußte; denn es fehlte oftmals dem Wohlſeligen an betrübten Erben, und dem Dichter an Gelde. Bartholus und Baldus hatten keine ruhige Stunde; denn ſo bald ein gelehrter Herr Candidat, durch die weiſe Vorſehung ſeiner Mama, zum Prieſter der Gerechtigkeit eingeweihet wurde; So zog ich dieſe graubärtigen Rechtsgelehrten aus ihrer Gruft hervor, und ließ ſie die Weisheit des jungen Herrn Doctors bewundern. Vergeben Sie mir, mein Herr, daß ich Sie mit Erzählung ſolcher Sachen aufhalte, die Ihnen nicht fremde ſind, aber doch noch bekannter ſeyn würden, wenn Sie ſo, wie ich, unter Reimen und Wünſchen grau geworden wären. Ich bin niemals weitläuftiger, als wenn ich auf die Glückſeligkeit der vergangnen Zeiten zu reden komme, in welchen kein Handwerksmann lebte, der nicht auch zugleich ein Mäcenat war. Es geht mir, wie den alten Schönen, welche ſich derjenigen Jahre mit Wolluſt erinnern, da ſie der Gegenſtand verliebter Seufzer und zärtlicher Blicke

gewe-

gewesen, aber eben um deswillen ein gerechtes Misfallen empfinden, da sie nunmehr ihre Schönheit verschwunden, und sich von der Menge ihrer Anbeter verlassen sehen. Wenn es fortgeht, so muß ich der unglücklichste Mensch auf der Welt werden. Niemand verlangt etwas von meiner Waare. Man freiret, man stirbt, man wird geboren, und alles dieses ohne mich. Nichts böses soll man den Leuten wünschen; wünscht man ihnen aber etwas Gutes, so wird es nicht bezahlt. Wo will hernach der Seegen herkommen? Und sind unsre versteckten Mitbürger nicht selbst Schuld daran, wenn sie weder Stern noch Glück haben? Gewiß, mein Herr Autor, ich fürchte, es sind itzt die letzten Zeiten, und die Atheisterey, die Philosophie, der Undank . . . . O mein Herr, die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich daran gedenke. Halten Sie mir meinen Eifer zu gute! Ich eifre nicht für mich, ich eifre für das Vaterland, für mein undankbares Vaterland, welches sich um tausend gute Wünsche, und mich um manchen Gulden bringt. Ich habe vielmals den Einfall gehabt, ob es nicht billig wäre, daß die Obrigkeit für die alten Poeten meiner Art eben die Sorgfalt trüge, welche sie für abgedankte Soldaten, oder für abgelebte Männer und Weiber hat. Sollte es nicht dem gemeinen Wesen sehr vortheilhaft seyn, wenn sie ein Gratulantenspital errichtete? Wenigstens sollte es mir ein besondres Vergnügen seyn, wenn ich den vorüberreisenden Fremden die Allmosenbüchse vorhalten, und ihnen, für ihre Gaben, Gottes reichen Seegen anwünschen sollte. Denn ich bin das Wünschen gewohnt, und um deswillen sollte mir diese Arbeit nicht schwer fallen. Ich werde es aber wohl nicht erleben, daß dieser gute Vorschlag jemals zu Stande kömmt, und um deswillen wird es nöthig seyn, daß ich auf andre Mittel sinne, welche zu meiner Erhaltung dienen können. Es hat mir ein vornehmer Gönner den Vorschlag gethan, daß ich um die Stapelgerechtigkeit ansuchen sollte, vermöge welcher nur ich allein, und sonst niemand, binnen zwanzig Meilen um meinen Aufenthalt herum,

herum, die Freyheit haben sollte, meinem Nächsten etwas Gutes zu wünschen. Allein zu geschweigen, daß mir dieser Vorschlag ein wenig zu weitläuftig aussieht; so fürchte ich mich auch der Sünde, da ich manche Seufzer und Thränen auf mich bringen, und die Menge meiner glückwünschenden Mitbrüder in die erbärmlichsten Umstände setzen würde. Ich habe noch einen andern Einfall. Sie sind berühmt, mein Herr Autor; Sie sind in den witzigsten Gesellschaften bekannt, und ich höre, daß Ihre Worte nicht ohne Nachdruck sind. Thun Sie das Werk der Barmherzigkeit an einem unglückseligen Collegen, an einem Autor, an einem Poeten, der vor guten Wünschen bersten möchte! Empfehlen Sie mich Ihren Lesern zu freygebigem Wohlwollen! Sagen Sie ihnen, daß ich einen natürlichen Trieb zu singen habe: So werden sich Gönner genug finden, welche eine natürliche Begierde besitzen, besungen zu werden. Umsonst können sie es freylich von mir nicht verlangen; aber ich will es doch gewiß billig machen. Ich will sie alle loben, ich gebe Ihnen mein Wort; und ob ich gleich die Verdienste meiner Helden noch nicht weis: So gehört dieses doch nicht zur Hauptsache. Ich bin versichert, sie werden nicht unerkenntlich seyn, und schon dieses ist lobenswürdig genug. Damit sie aber auch wissen mögen, wie viel sie sich von meiner Fähigkeit zu versprechen haben: so will ich ihnen einige Proben davon bekannt machen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath schöner Gedanken, wovon die meisten bereits ausgearbeitet sind, und nur auf den Titel warten. Wollte aber jemand das Carmen auf seine besondern Umstände eingerichtet haben, oder wäre er etwan gar so glücklich, einen Namen zu führen, welcher zu sinnreichen und tröstlichen Einfällen Anlaß giebt: So bitte ich, mir solches nur zu melden. Man darf nur nach dem Gratulanten fragen; es kennen mich alle Kinder. Ich werde nicht undankbar seyn, Sie können sich darauf verlassen; und ich wollte nichts mehr wünschen, als daß ich Ihren Vornamen wüßte, so sollten ein ganz Dutzend Götter zu

Ihrem

Ihrem Befehle stehen. Hier haben Sie ein kleines Verzeichniß meiner Gedichte! Die Taxe stehen gleich daben, und Sie werden finden, daß sie billig ist. Uebrigens verharre ich,

Mein Herr,

Ihr bedrängter Freund und Diener,

der Gratulant.

Liste einiger bis auf den Titel fertigen Gedichte.

1) Der gedrückte, aber erquickte, Apollo. 1 Thl. 8 gr.
2) Der jauchzende Pindus über die höchstunvermuthete Ankunft des ꝛc. ꝛc. Dieses ist um den gewöhnlichen Marktpreis zu haben.
3) Historisch-genealogische Nachrichten, wie viele aus Versehen den Gradum angenommen. Erster Theil. Der zweyte Theil soll künftiges Jahr fertig werden, weil das Werk sehr weitläuftig wird. 2 Thlr.
4) Le jour sans pareil, oder die Sonne in Galla, bey dem höchsterwünschten Geburts- und Namensfeste ꝛc. ꝛc. kostet wegen des französischen Titels 4 gr. mehr, als gewöhnlich.
5) Die träumende Clio. 1 Thl. NB. Dieses ist eine spitzige Satire, und muß ohne Censur gedruckt werden. Ich habe mich niemals in dieses Feld gewagt, aber zu itziger Zeit brauchet man nichts, als Muth dazu.
6) Der Eselskopf, noch eine Satire, nach dem heutigen Geschmacke, in der ironischen Schreibart abgefaßt. Ist nur für Leute, welche sich meiner Geschicklichkeit bey Streitschriften bedienen wollen. 1 Thlr. 12.
7) Zwey Dutzend Sonnette von verschiedenem Inhalte, in welchem der letzte Vers allemal der schönste ist, weil der geneigte Leser daselbst aufhören kann. Das Stück 8 gr.

9) Ein Dutzend dergleichen etwas feiner, weil ich die Points unterstrichen habe. Das Stück 12 gr. Es kann aber auch nur in Basen gezahlt werden.

9) Wohlgemeinter Himmelssturm bey dem glücklich erlebten Neuenjahre. 16 gr.

10) Die erbärmliche Verzweiflung der Götter, bey dem Grabe u. s. w. Bey der Bezahlung richte ich mich nach der Leiche, nachdem ich ihr viel oder wenig Tugenden andichten muß.

11) Hitziger Streit zwischen der Tugend und einer reichen Weste, entschieden von der liebenswürdigen N. N. bey ihrer Verbindung mit u. s. w. Ein Schäfergedichte, ist unter Brüdern 2 Thlr. 2 gl. 6 pf. werth. Die 6 pf. gehen ab, wenn es baar bezahlt wird.

12) Hymen und die Reue, bey der im Himmel geschloßnen Ehe ꝛc. ꝛc. Dieses Stück will ich um 12 gr. lassen, weil es mir schon lange auf dem Halse liegt.

13) Trauer- und Leichenrede über den gewaltsamen Tod der Wahrheit, oder wohlgemeinter Wunsch, als der Wohledle, Großachtbare, und Wohlgelahrte Herr, Herr - - ren - - der - - eifrigst Beflißner auf der hohen Schule zu - - die schon längst verdiente höchste Würde der Weltweisheit, nach aller Gelehrten sehnlichen Wünschen, rühmlichst erhielt ꝛc. Dieses Stück wird umsonst ausgegeben.

14) Ungefärbtes Zeugniß von den Verdiensten des ꝛc. ausgestellt von Aretophilo, kaiserlichen geschwornen Notario. Es darf sich niemand durch den Titel abschrecken lassen, denn es ist poetisch ausgeübet. 1 Thl.

15) Die Blindheit des Schicksals, ein Leichengedicht. Ist durch und durch philosophisch, weil ich es selbst nicht verstehe, und wider die Anhänger der besten Welt. Wird nach Belieben bezahlt.

Anmerkung.

Die Herren Ausländer müssen die Preise doppelt bezahlen, denn ich schreibe bloß aus Liebe zum Vaterlande.

Gedan-

Gedanken des Autors über das Schreiben des Gratulanten *.

Der rechtschaffne Mann! wie sehr würde ich dem guten Geschmack aufhelfen, wenn ich ihn bey der Welt in einiges Ansehen setzen konnte! Es ist ohnedem aus mit unsrer Poesie; es ist ganz aus damit, denn man hat andre Begriffe von ihren Regeln, und Schönheiten, als ich davon habe. Die Vorschläge, die er indessen von mir erwarten kann, sind leicht vorauszusehen. Ich bin der Autor: ich rathe also zum Drucke. Vielleicht thut die undankbare Welt die Augen auf, wenn sie seine Wünsche beysammen sieht! Wenigstens können doch die Einkünfte davon, auf einige Zeit seine Seufzer hemmen. Sollte sich aber, weil der Geschmack sehr böse ist, kein Verleger finden: So will ich ihm eine Heirath vorschlagen, die ich vielleicht selbst suchen würde, wenn keine Philippine wäre. Folgende Liebeserklärung, welche schon vergangne Michaelmesse, bey meinem Verleger eingelaufen, aus Versehen aber liegen geblieben ist, wird ihm mehr Licht geben.

Allerschönster Herr Autor,

Als ich gestern, meiner Gewohnheit nach, um die Zeit, wenn die jungen Herren und die Schriftsteller sich in der Allee sehen lassen, auch daselbst spatzierte, um aus den Gesichtsbildung die Gemüther der Menschen zu untersuchen, so begegnete mir eine ungemein artige Person, welche sich vor den andern allen unterschied. Der Herr hatte den linken Arm in die Seite gestemmt, und sah sehr ernsthaft aus. Zuweilen lachte er auch, und schien sehr zufrieden mit sich selbst zu seyn. Er redete mit dem Munde und den Händen, ob er gleich ganz allein war; er drehte den Hut in die Runde;

* S. Belustigungen des Verstandes und Witzes 6 B. d. 162 u. f. S.

de, und als er bey mir vorbey gieng, wäre er aus Tiefsinnigkeit beynahe hingestolpert. Ich bin von Stunde an in ihn verliebt geworden. Waren Sie es, allerliebster Herr Autor? Ich bin eben nicht hübsch, und habe ein gemeines Vermögen, daß ich Sie daher mit Dinte, Federn und Papier wohl versorgen wollte. Ich sterbe vor Ungeduld, ehe ich Nachricht erhalte. Ich bin

Allerschönster Herr Autor,

Ihre demüthige Dienerinn.

Elisabeth Contusch.

N. S. Da ich unter meiner eignen Gewalt und Aufsicht stehe: So mag ich, ob ich gleich schon Doctorinn und Licentiatinn heissen könnte, doch keinen andern, als den Autor, heirathen. Ich lasse mir alle Morgen, bey dem Nachttische, wenn ich mir die Haare, und das Gesicht zurichte, ein Stück von Ihren Schriften vorlesen, welche ordentlich hinter dem Spiegel liegen. Es ist, als wenn ich mir noch einmal so gut gefiele, wenn ich Sie ablesen höre. Wo ich mich erinnere, so hatte der Herr ein rund Gesicht, mit einer breiten Stirne.

Es ist nichts gewissers, als daß sich die Jungfer Contusch in ihren Muthmaassungen geirrt hat. Ich sage es zum andernmale, daß mich meine Arbeit nicht so viel Mühe kostet, daß ich nöthig hätte dabey tiefsinnig auszusehen. Ich pflege auch nicht nachzudenken, wenn ich spazieren gehe, sondern meine Schreibtafel setzt mich in Stand, auch da zu schreiben. Unfehlbar hat ihr also ein Poet begegnet. Und wie glücklich wäre der Zufall, wenn es mein Client gewesen wäre! Ich weis von guter Hand, daß das artige Kind noch nicht vor Ungeduld gestorben ist. Ich werde mir also ein besondres Vergnügen machen, zwo Personen zu vereinigen, die für einander geboren zu seyn scheinen. Wie artig wird es nicht lassen, wenn er ihr zu der Zeit, da sie sich das Gesicht zurichtet, seine Gedichte vorliest!

Ich

Ich finde ohnedem in der Liste seiner Werke nichts verliebtes, und es wäre Schade, wenn er der Welt sein poetisches Talent, von so einer gefälligen Seite, verbergen wollte. Vielleicht hätte er mein Verlangen, wenn er, wegen seines Magens in Sicherheit ist. Weil aber ein gewisser berühmter Schriftsteller sagt, daß man seit Erschaffung der Welt schon einige Beyspiele von dem Eigensinne des schönen Geschlechts aufzuweisen hätte: So könnte es leicht kommen, daß die Jungfer Contusch ihr Glück nicht erkennen, und eine Heirath ausschlagen wollte, wodurch sie alle Züge ihres Gesichts verewigen könnte. In diesem Falle ersuche ich meinen Herrn Clienten, nur nicht zu verzagen. Ich will für ihn sorgen. Nach dem Entwurfe, den ich mir von meiner künftigen Hoheit gemacht habe, ist es nunmehr Zeit, Streitschriften anzufangen. Ehestens werde ich meinen ersten Feldzug antreten. Mein Herr Client scheint über Ehre und Schande weg zu seyn, und solche Leute sind zu brauchen. Man frage mich nicht: Wo meine Feinde sind, und wodurch man mich beleidigt habe? Vielleicht werde ich böse, daß mich niemand böse machen will. Ich weis freylich noch nicht recht, was ich für eine Ursache, den Frieden zu brechen, ergreifen werde. Es ist aber mein Trost, daß es nur Kleinigkeiten seyn dürfen, weswegen wir Autoren das Recht haben, uns unsinnig anzustellen. Crede mihi, levia sunt, propter quae non leviter exemplesimus, qualia quae pueros in rixam et iurgia concitant.

Nihil ex his, quae tam trifles agimus, serium est, nihil magnum. *Seneca.*

Ende des ersten Theils.

Verzeichniß

der Schriften, so in diesem Theile enthalten sind.

I.

Vorbericht; von dem Misbrauche der Satire.

II.

De Epistolis gratulatoriis ΕΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΟΙΣ; oder, von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben nach dem neuesten Geschmacke, a. d. 51 S.

III.

Antrittsrede in die wünschende Gesellschaft von der wahren Beschaffenheit eines vernünftigen Bürgers, a. d. 71 S.

IV.

Klage wider die weitläuftige Schreibart, a. d. 81 S.

V.

V.

Memoires d'Amourette, oder Lobschrift auf Amouretten, ein Schoßhündchen, a. d. 87 S.

VI.

Lobschrift auf die bösen Männer, a. d. 99 S.

VII.

Trauerrede eines Wittwers auf den Tod seiner Frau, in der Gesellschaft der geplagten Männer gehalten; nebst einer Nachricht von dieser Gesellschaft, a. d. 105 S.

VIII.

Ein Auszug aus der Chronike des Dörfleins Overlequitsch an der Elbe gelegen, a. d. 121 S.

IX.

Ein Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen, a. d. 137 S.

X.

Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit, a. d. 147 S.

XI.

Sendschreiben von der Zulässigkeit der Satire. a. d. 157 S.

XII.

Von Unterweisung der Jugend, a. d. 167 S.

XIII.

Jrus, eine lucianische Erzählung, a. d. 175 S.

XIV.

Eine Todtenliste von Nicolaus Klimen, Küstern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen, a. d. 179 S

XV.

Schreiben des Gratulanten an den Autor, nebst den Gedanken des Autors über dieses Schreiben, a. d. 203 S.

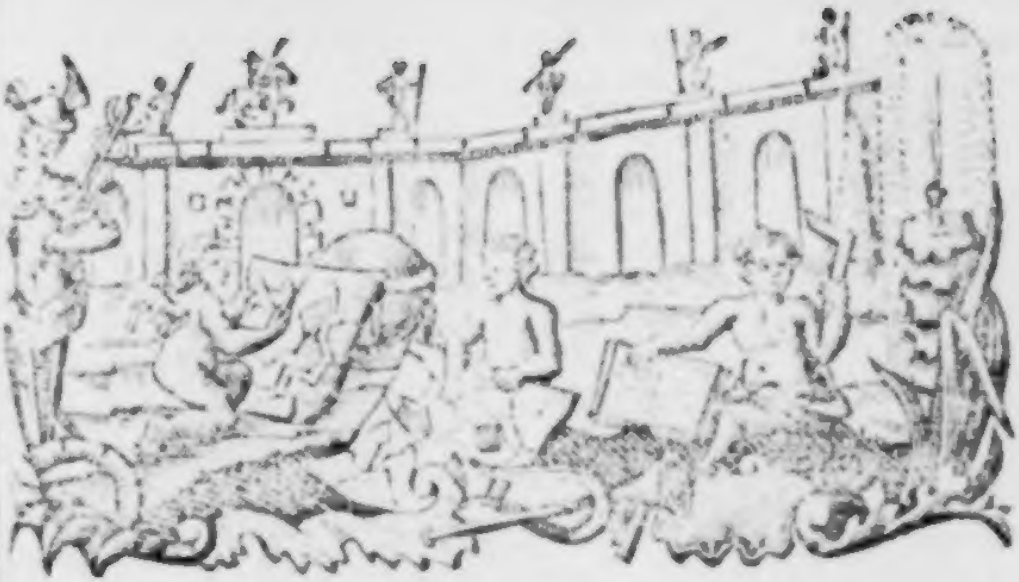
Gottlieb Wilhelm Rabeners

Satiren.

Zweyter Theil.

Mit allergnädigsten Privilegien.

Leipzig,
Im Verlage Johann Gottfried Dycks.
1755.



Beweis,

daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind,

bey einer gewissen Gelegenheit im Jahre 1737 verfertigt.

Nein! länger schweig ich nicht! Mein Zorn bricht endlich los.
Der Frevel wird zu kühn, der Uebermuth zu groß,
Womit die blinde Welt der edlen Dichtkunst spottet,
Ihr mit dem Falle droht, und sich zusammen rottet.
Drey ganzer Jahr hab ich geduldig zugesehn,
Wie ihre Feinde sich verschwören, sie zu schmähn,
Wie weit die Barbarey in ihrer Wut gestiegen;
Und dennoch hab ich stets vor Furcht und Gram geschwiegen.

Vor diesem, wenn Lucil von Versen übel sprach,
So schlich ihm unvermerkt mein junger Satyr nach,
Und riß, durch Zorn beherzt, dem Spotter der Gedichte,
Mit ungestrafter Hand die Larve vom Gesichte.
Das aber wagt ich nur, als ich ein Jüngling war;
Mein reifender Verstand bemerkte die Gefahr.
Mein scheuer Satyr sah das klagliche Geschicke,
Das Vers und Wahrheit traf; bestürzt wich er zurücke,
Warf seine Geissel hin, und flüchte seiner Kunst.
Die Muse winkte mir, und hielt mir ihre Gunst,
Und mein Versprechen vor; sie drohte, mich zu hassen,
Verhieß, und bat. Umsonst! Ich schwur, sie zu verlassen:
Ich schwur, und hielt es auch. Doch endlich siegt die Pflicht;
Ich breche meinen Schwur, und schweige länger nicht.
Die gröbsten Flecken sucht, durch freches Splitterrichten,
Der schönsten Poesie der Tadler anzudichten.

Will ein erhabner Geist, ein zweyter Lohenstein,
Des Phobus Hespoet, und erster Günstling seyn,
Und der geneunten Zahl, mit reingewaschner Lippe,
Im glaserhellen Quell des Pferdebrunns Enippe,
Der Andacht Weihrauch streun; bricht sein erhitzter Muth,
Beschwängert von der Kunst, durch Flammen, Blitz und Glut;
Ruft er der Schwefelbrunst der donnerharten Flammen,
Und ruft Megärens Zunft, und ruft den Styx zusammen;
Tanzt er auf Stelzen her, wenn er Gewitter wälzt,
Und eine Feuersbrunst des Herzens Marmor schmelzt;
Läßt er rund um sich her des Unglücks Nordlicht glänzen;
Lacht er in Gleichnissen, seufzt Chrien, weint Sentenzen:
So kömmt ein Zoilus, und ruft: Der Dichter schwillt?
Sein ganzer Vers ist Rauch, sein Kopf mit Dunst erfüllt.
Seht, wie er die Vernunft in Demantketten führet,
Im Paroxysmus singt, und Oden phantasieret.

Wenn

Wenn unser Seladon so süß, so lieblich, singt,
Und seiner Lalage Zimmt, Mosch und Viesam bringt,
Chrystall und Perlen weint, den Kiel in Nektar taucht,
Ibeth und Calmus kaut, und Ambra von sich haucht,
Auf Nelken, Klee, Jesmin und Anemonen geht,
Verzweifelt, wenn kein West bey seiner Schönen weht,
Beklagt, daß seine Pein kein Thau, kein Balsam lindert,
Die neue Welt erschöpft, und die Levante plündert,
Zu sagen, daß sein Kind vor andern ihn entzückt,
Das ganze Firmament in ihrem Aug erblickt,
Und in ihr Angesicht, das wie die Venus stralet,
Von Blumen aller Art, ein ganzes Chaos malet:
Was meynt ihr? Was vergilt die Müh des Seladon,
Wenn er so kostbar reimt? Was ist sein ganzer Lohn?
Man lachet über ihn. Der Neid, statt ihn zu preisen,
Eilt gleich, ihm seinen Platz im Tollhaus anzuweisen.

Rächt, Musen, euch und uns! Seht, wie die dreiste Welt
Von Bürgern euers Reichs ein schnödes Urtheil fällt!
Straft sie . . . Doch haltet noch mit euerm Zorn zurücke!
Es giebt der Spötter mehr! Kommt! Werfet eure Blicke
Auf jenen frechen Schwarm, der voller Tücke schnaubt,
Euch nach dem Herzen greift, und Ruhm und Lorbeer raubt;
Ja gar, o Freveltat! . . ja gar, ach, soll ich sagen!
Den Reim, den edlen Reim will aus den Versen jagen.
Eilt, Musen! Reißt den Blitz aus euers Vaters Hand!
Der Schwarm wird mächtig. Eilt, eh er uns übermannt!
Und kommt, und kämpft, und siegt, und schlagt die Feinde nieder,
Und schützt den werthen Reim, das Hauptwerk deutscher Lieder!

Denkt, Freunde, die ihr noch die Musen redlich liebt;
Ihr, denen bloß der Reim die ganze Grosse giebt!
Die ihr durch ihn allein die Zierden Deutschlands heißet,
Und euch vor Hunger schützt! Denkt, was man euch entreißet

So bald man euch den Reim, den Witz der Verse, nimmt!
Daß unser groſſer Bav noch seine Saiten stimmt,
So manchen Namenstag in Demuth festlich fevert,
Und mit geschickter Hand die Mahlzeit sich erlevert;
Daß Mav, der unsre Stadt durch seinen Ruhm erhebt,
Er, seiner Brüder Schmuck, im Ueberflusse lebt:
Daß Clelia nicht stolz den Dorimen verachtet,
Und er nicht ganz umsonst nach ihren Küssen schmachtet;
Daß Stenter sich mit Lust im Kupferstich erblickt,
Und sich die halbe Welt vor seinem Lorbeer bückt;
Daß itzt mein Pegasus nicht darf so angstlich schäumen;
Dieß alles macht allein die Kunst, geschickt zu reimen.

Die Wahrheit schützt den Satz. Nehmt einen Todtenfluch,
Ein buntes Quodlibet, das schönste Liederbuch,
Das zierlichste Sonnet, das längste Hochzeitcarmen;
Und streicht die Reime weg. Was bleibt? Nicht ohn Erbarmen
Hört ihr, so lieblich es erst in die Ohren fiel,
Nur Scherze sonder Kraft, ein frostigs Wortespiel,
Ein abgenutztes Nichts, das immer wiederkehret,
Und ein Geschwätz, das man beym Pobel besser höret.

Bewundert ehrfurchtsvoll des Reimes Zauberkraft,
Der Bücher voller Schall aus einem Nichts erschafft!
Der Reim? Wie? Dieser Zwang, der das Gedicht entseelet?
So wirft ein Tadler ein. Der Henker, der uns quälet,
Der Ordnung und Verstand auf seine Folter streckt,
Die Wörter radebrecht, dem Dichter Angst erweckt,
Selbst den geduldigsten der Leser oft ermüdet,
Der Wahrheit und Natur in schwere Fesseln schmiedet,
Das Feuer . . . Frevler, schweig! Des Zwanges Mühsamkeit
Bringt gegen ihn dich auf, und was du sprichst, ist Neid.

Wie

Wie ſollte wohl der Reim Verſtand und Ordnung hindern,
Der Wahrheit Abbruch thun, und Geiſt und Feuer mindern!
Geh! Zahle ſelber nach! Sieh, viele reimen nicht,
Von denen alle Welt aus einem Munde ſpricht,
Daß ſie den großten Schmuck aus alten Dichtern ſtehlen,
Daß ihnen Feuer, Geiſt, Verſtand und Ordnung fehlen;
Sie reimen gleichwohl nicht. Daß zwar ſo mancher ſitzt,
Und voll Verzweifelung bey ſeinem Hübner ſchwitzt,
Ein Dutzend Federn kaut, die Hände klaglich ringet,
Und doch, nach langer Qvaal, kein glücklichs Wort erzwinget,
Das hinten reimen muß: das alles glaub ich dir,
Das alles geb ich zu. Ich ſeh es wohl an mir.
Was iſt es aber mehr? Ein innigs Ergetzen,
Wenn man den Reim erhaſcht, wie alles zu erſetzen.

Wie oft, wie glücklich zerrt des Reims geheime Macht
Den ſchönſten Einfall her, an den man nie gedacht.
Geſetzt, es ſchloſſe ſich der erſte Vers mit **Wonne**!
So fällt ein kluger Kopf gleich auf die liebe **Sonne**.
Er denket weiter nach; er folgt der edeln **Spur**,
Beſchreibt den ganzen Bau der wirkenden **Natur**,
Erwiſcht den großen Bar, beſinnt ſich auf **Calliſten**,
Verflucht die Eiferſucht, beſeufzet, daß die **Chriſten**,
(Gleich brachte mich der Reim auf unſer **Chriſtenthum**,)
Beſeufzet, daß die Welt ſo wenig nach dem **Ruhm**
Vergnügter Ehe ſtrebt, und ſaget uns zur **Lehre**,
Daß ſich ein Mädchen leicht in einen Bar **verkehre**.

Ihr Feinde dieſer Kunſt, geſteht es, daß ihr irrt!
Hört ſelbſt, wie ſchlecht ein Vers dem Ohre ſchmeicheln wird,
Dem es an Reimen fehlt! Wagt es, bloß zu ſcandiren!
Verſuchts! Wen werdet ihr durch euer Lied wohl rühren.
Tartüff, der alte Schalk betrügt die ganze **Welt**;
Seyd iſt liederlich; Criſpin ein dummer **Kerl**;

Star macht gelehrten Wind; Neran verdreht die Rechte.
Florinde lebt verhurt; und Harpax iſt ein Knicker;
Clitander ... Doch genug! Ihr gähnt und ſchlummert ein?
Ich ſchlummre ſelber mit. Was könnte trockner ſeyn?
Ein angehängter Reim kann alle Schäden heilen.
Verſucht es nur einmal! verändert dieſe Zeilen,
Und ſprecht: Tartüffe bleibt ganz unverbeſſerlich;
Sevil lebt mit der Welt; Crispinus lebt vor ſich;
Star iſt ein weiſer Mann; Neran ein Advocate;
Florindchen lebt galant, und Harpax hält zu Rathe.
Sagt ſelbſt; nimmt dieß das Ohr nicht ſchmeichelhafter ein;
Man lieſt, man lobet euch. Geſetzt es, daß allein
Der Reim den Dichter macht! Fangt an, euch zu bekehren!
Verſöhnt der Muſen Zorn, und lernt den Reim verehren!

Es lebe, was ſich reimt! Schon ſtimmt mir Deutſchland bey,
Daß ein geſchickter Reim der Dichtkunſt Kleinod ſey.
Ich kann zu meinem Ruhm die Schutzſchrift nun vollenden;
Denn, wem die Wahrheit hilft, der hat den Sieg in Händen.

Ein Traum
von
den Beſchäfftigungen
der abgeſchiednen Seelen.

- - - Locus eſt et pluribus umbris.

Die Seelen beschäfftigen sich nach der Trennung von ihren Körpern am liebsten mit denen Sachen, an welchen sie im Leben auf dieser Welt ihr größtes Vergnügen gefunden haben. Dieser philosophische Lehrsatz, welcher noch etwas alter ist, als ich und Leibnitz, fängt wieder von neuem an, Mode zu werden; und weil ich eine ziemlich dauerhafte Natur habe, so hoffe ich, es noch zu erleben, daß er die beste Welt, und den zureichenden Grund verdrängen soll. Nur will ich wünschen, daß es nicht dem Grunde des Widerspruchs eben so gehen möge. Denn wenn diese drey Stücke alle auf einmal abkommen sollten; So dürften unsre philosophischen Stutzer in dreyßig Jahren eine sehr altväterische Miene machen, und ihre tiefsinnigsten Schriften, welche sie und ihre Verleger itzt bewundern, eben dem Schicksale unterworfen seyn, welches diejenigen Familiengemälde trifft, die man, wenn es hoch kommt, bloß der alten Tracht wegen als eine Raritat noch aufhebt, gemeiniglich aber in die dunkelsten Winkel des Hauses stellt, um niemanden zu ärgern. Dem sey, wie ihm wolle; eine jede Sache ist der Mode unterworfen, und die Philosophie am meisten *. Wenigstens ich werde mich über den Verlust dieser drey philosophischen Universalrecepte trösten lassen, wenn ich nur erfahren, daß meine abgeschiednen Seelen ihren Werth behalten. An der Betrachtung dieses Grundsatzes finde ich mehr Vergnügen, als an allen elektrischen Experimenten. Ich habe demselben oftmals viele Stunden lang nachgedacht, und allemal bin ich darüber in eine solche Entzückung gerathen, in welcher kaum ein

* Der geneigte Leser wird dieses mit mehrerm ausgeführt finden, in meiner Vorrede zur neuen Auflage des vermehrten und verbesserten Bruckers, welche künftige Messe zu Cölln ans Licht treten soll, und worinnen ich unter andern durch Zeugen und Documente bewiesen habe, daß der Ruhm des leibhaften Newtons unsers Vaterlandes, des philosophischen Herrn **Wrydens**, die grossen Manschetten nicht überleben werde.

ein Poet ſeyn kann, der im Namen eines Andern für Geld und gute Worte die Augen einer Phyllis beſingt.

Eben dieſes iſt Urſache, daß ich heute meinen Leſern einen Traum von den Beſchäfftigungen der abgeſchiednen Seelen nach der Trennung von ihren Körpern vorlege. Im voraus aber muß ich eines und das andre erinnern, welches die Einrichtung meines Traums, und verſchiedne Freyheiten betrifft, ſo ich mir darinnen genommen habe.

Ich will es niemanden im Ernſte zumuthen, daß er glauben ſolle, ich habe wirklich alſo getraumet, ungeachtet es eben nicht unwahrſcheinlich iſt. Ich kann es zwar nicht laugnen, der Traum iſt ziemlich lang gerathen; aber in der Stadt, wo ich mich aufhalte, ſchlafen die Leute viel länger, als an andern Orten, und alſo traumen ſie auch länger. Wer wollte mir es wehren, wenn ich ihn in Archangel geträumt hätte, wo man zu gewiſſen Zeiten lauter Nacht, und faſt gar keinen Tag hat? Allein, ich habe nicht Urſache, ſo viel Umſtände zu machen. Ich will es nur frey bekennen, ich habe getraumt, damit ich ſchreiben wollte. Dieſes kann genug ſeyn, mein Verfahren zu rechtfertigen, und wer mehr Beweis fodert, der muß von dem gelehrten Herkommen gar nichts verſtehen. Ohne Ruhm zu melden, weis ich alles, was zu einem orthodoxen Traume gehört. Man denkt nach; man ſchlaft über dieſem Nachdenken unvermerkt ein; man ſagt im Traume etwas, das man vielmals nicht ſagen würde, wenn man wachend, und ſeiner Sinne mächtig wäre: man erwacht unvermuthet. Kein einziges von dieſen Stücken habe ich in meinem Traume ſo beobachtet, wie es nach den Regeln eigentlich hätte ſeyn ſollen. Ich habe nicht nachgedacht, denn ich bin ein Autor nach der neueſten Mode; ich bin nicht unvermerkt darüber eingeſchlafen; und was meinen Leſern etwan wiederfahren ſollte, dafür kann ich nichts. Ich habe von allem dem, was hier ſteht, nicht ein Wort im Traume gehört und geredet; ja, da ich ein Advocat bin, ſo kann ich bey meinem zarten Gewiſſen bezeugen, daß mich

dieſer

dieser Traum um manche Stunde Schlaf gebracht hat. Ich bin nicht unvermerkt aufgewacht; dieses braucht keines Beweises, man darf nur bis zum Ende lesen. Mit einem Worte: alles dieses wird man in gegenwärtiger Schrift nicht finden, und dennoch muß sie, trotz allen Kunstrichtern, ein Traum seyn, eben so gut, als Herrn Zschepens Träume, nach seiner Meinung, mathematische Beweise seyn sollen.

Von den Freyheiten muß ich noch etwas sagen, welche ich mir in meinem Traume genommen habe. Ich habe meine abgeschiednen Seelen niemals ohne Kleider, und dergleichen Geräthe, erscheinen lassen. Ich kann eben nicht sagen, daß dieses aus einer besondern Schamhaftigkeit geschehen wäre, und ich muß zur Beruhigung unsrer jungen Herren und einiger meiner Leserinnen hier anmerken, daß meine Frauenzimmerseelen keine Halstücher, sondern wenn es hochkömmt, nur flüchtige Palatine tragen. Ich habe richtige Ursachen, warum ich will, daß meine Seelen auch noch im Tode ihre Kleidung beybehalten sollen. Wie viele derselben würde ich nicht unglücklich machen, wenn ich ihnen ihre prächtigen Kleider nähme! Und wäre ich so unbarmherzig, einigen ihre reichen Westen zu rauben, wie viel hochwohlgebohrne Seelen würde ich nicht unter [illegible] Pobel verstossen, welche doch in ihrem Leben zum unsterblichen Ruhme ihres Vaterlandes und ihrer Ahnen beym prunentischen Brunnen geschimmert haben. Das ist noch lange nicht genug. Wenn ich meiner Nachbarinn, dem witzigsten Frauenzimmer unsrer Gasse, ihre Bänder, Spitzen, Schminkfleckchen, und andre wesentliche Stücke ihres Verstandes contrebande gemacht hätte: was würde sie in dieser philosophischen Ewigkeit für lange Weile haben! Celinde würde einen noch einmal so schweren Todeskampf ausstehen, wenn sie befürchten müßte, daß sie in jenem Leben ohne Reifrock und Fächer erscheinen sollte. Wie kläglich würde es um die Seelen unsrer galanten Stutzer stehen, wenn ich ihnen nicht erlauben wollte, Fernglaser zu brauchen, oder

wenn

wenn ich so pedantisch wäre, und ihnen verwehrte, zu trällern, und zu pfeifen! Nein, das sey fern! Sie sollen trällern! Sie sollen pfeifen! und Celinde kann freudig sterben, so bald es ihr gefällt, denn sie soll auch ihren Mops mit nehmen!

Nunmehr wäre der erste Zweifel gründlich und muthig aus dem Wege geraumt. Es wird mich bey weitem so viel Mühe nicht kosten, die andern Freyheiten zu entschuldigen, welche ich mir genommen habe. Ich habe es gewagt, die Seelen einiger Ausländer in unsre Gegend zu bannen. Ich habe Grund dazu. Wenn es wahr ist, daß die Seelen nach ihrem Abschiede aus diesem Leben, dasjenige am liebsten thun, womit sie sich in der Welt am meisten beschäftigt haben: So muß folgen, daß die dennjenen Seelen in fremde Länder, und fremde Seelen in unser Land kommen. Unser gelehrter Herr Professor Quintus Calpurnius, dessen gründliche Noten und edirte Schriftsteller ihn wenigstens auf drey Jahre verewigt haben, wallt zwar dem Leibe nach unter uns deutschem Pöbel, aber man merkt es ihm an den Augen, an seinen Gesichtern, und an seiner ganzen Aufführung an, daß seine Seele weit von hier ist; und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht so gleich nach ihrer Auflösung vom Körper unter die verfallnen Gemäuer des alten Latiens sich verkrochen, oder vielleicht gar in dem gelobten Schutte Herculanums wühlen sollte, um ihren edeln Hunger nach Antiquitäten zu stillen. Die Seele des kleinen Junkers mit rothen Absätzen, welcher dort am Markte wohnt, wird man gewiß nirgends anders antreffen, als in den Tuillerien zu Paris; es müßte denn seyn, daß ihn der Weltlauf nöthigte, nach Versailles zu eilen, um dem Kammerdiener des Königs beym Aufstehen das Hemde zu reichen; denn eben dieses ist dasjenige, was er sich itzt am meisten wünscht, und was er nach dem Urtheile der vernünftigsten Leute sich am besten schickt. Sollten also die Seelen der Ausländer bey uns nicht eben so wohl etwas finden, welches sie neugierig machte, hieher zu kommen? Ich zweifle gar nicht daran.

Nur-

Burmanns Seele, die Seele des Bentley, die verkehrende Seele des Juricu werden in Deutschland an mehr als einem Orte die angenehmste Beschäftigung und hundert theure Mitglieder der gelehrten Welt finden, welche ihn den Rang ſtreitig zu machen ſcheinen. Vielleicht iſt Addiſon mehr als einmal auf meiner Studierſtube geweſen, um zu ſehen, wie ſich ein deutſcher geberdet, wenn er ein Chronoſtichon macht. Sollte es wohl mit den abgeſchiednen Seelen der Franzoſen anders beſchaffen ſeyn? Sie mogen uns gleich hundertmal Verſtand und Witz abſprechen: darinnen ſind ſie doch einig, daß unſer Brod nahrhaft iſt, und je mehr ſie auf uns laſtern, deſto dienſtfertiger ſind wir, ſie zu ernahren, ſo, wie ein Papagoy bloß dadurch das Futter verdient, daß er ſeinen Herrn einen Hahnrey, und die gnädige Frau eine Hure heißt. Was iſt wohl natürlicher, als daß ſie auch nach ihrem Abſterben in dasjenige Land kommen, wo keiner ein Narr iſt, der franzöſiſch reden kann. Vielleicht flattert itzt, indem ich dieſes ſchreibe, mancher hungrige Marquis über unſrer Stadt, und ſchimpft uns, damit er eine Ritterzehrung erhalten moge. Denn ſo vernünftig und beſcheiden ſind ſie nicht alle, wie der Marquis d'Argens.

Dieſer Vorbericht war nothig. Ich komme nunmehr zum Hauptwerke.

Mir traumte, ich ſey geſtorben. Ich ſahe den Körper, von dem ſich meine Seele getrennt hatte, auf dem Bette mit eben der Gleichgültigkeit liegen, mit welcher man eine abgelegte Redutenmaske, oder Rock ſeine theatraliſche Kleidung anſieht, in welcher er nach Gelegenheit entweder als Prinz befohlen, oder als Kammerdiener Befehle angenommen hat. Ich werde nicht gern ſehen, wenn mir jemand hierinnen widerſprechen, oder mich gleich anfangs in meiner Abhandlung ſtoren, und läugnen wollte, daß eine Seele ihren Korper ſo gleichgültig anſehen konnte. Bey mir iſt dieſes gar nicht unwahrſcheinlich. Ich bin in einer kleinen Stadt geboren und erzogen, in welcher kein junger Herr war, als des Ammanns Sohn, und der Stadtſchreiber.

ſchreiber. Ich habe um deswillen niemals Exempel genug gehabt, welche meine Seele verleitet hätten, ſich mit ihrem Körper am meiſten zu beſchäfftigen: zu geſchweigen, daß mein Körper eben nicht ſo gebaut geweſen, daß er mich in dieſem Stücke zu einer merklichen Eigenliebe, oder zu beſonders ſorgfältigen Beſchäfftigungen bewogen hätte. Ich berufe mich hierinnen auf den guten Geſchmack meiner verſtorbnen Frau, welche in ihrem Leben viel Körper gekannt hat, in deren Umgange ſie weit mehr annehmliches und artiges zu finden vermeynte, als bey mir. Ich verlange alſo, daß man wenigſtens meiner Frau glaube, wenn auch mein Zeugniß verdächtig ſeyn ſollte In Sachen, welche die Körper und Menſchengeſichter angehen, kann man dem Ausſpruche ſolcher Frauenzimmer, wie mein liebes Weib war, ſicher trauen; in andern Dingen hingegen, welche den Verſtand betreffen, bin ich gar wohl zufrieden, daß man gründliche Beweiſe fodere. Dieſe kleine Ausſchweifung iſt um ſo viel nöthiger geweſen, je mehr einem Geſchichtſchreiber daran liegt, daß man gegen ſeine Erzählungen nicht mistrauiſch ſey, oder ſeine Nachrichten für verdächtig halte. Ich erwarte alſo von meinen Leſern ohne weitere Complimente, daß ſie in dieſe Gleichgültigkeit meiner Seele gegen ihren Körper weiter keinen Zweifel ſetzen. Der einzigen Chloris will ich nicht zumuthen, ſolches zu glauben; denn dieſe beſchäfftigt ſich mit nichts, als mit ihrem Geſichte, und einigen ſeufzenden Schafern, denen nichts, als ihr Körper, und ſehr wenig von der Seele bekannt iſt, es müßte denn eine zärtliche Seele, eine holde Seele, eine grauſame Seele, eine verzweifelnde Seele, oder andre dergleichen Seelen ſeyn, welche die arkadiſchen Dichter mit verliebten Händen alle Stunden ſchaffen und wieder zernichten können. Chloris mag es alſo immer nicht glauben; ich bin es zufrieden. Sie ſoll mir es aber auch nicht verwehren, zu behaupten, daß ihre Seele nach dem Tode beſtändig um ihren Nachttiſch vor ihrem Spiegel, und um ihren Körper herumflattern, und vielleicht ſelbſt

beschäfftigt seyn wird, diesen noch im Sarge zu putzen. Ich komme wieder auf mich.

Sobald ich meinen erblaßten Körper vor mir sahe, so eilte ich zu meinem Schreibepulte. Das habe ich gedacht, wird die erbitterte Chloris aus Rachbegierde rufen, das habe ich gleich gedacht! Die mitleidigen Gelehrten werfen uns beständig den Nachttisch vor, und vielmals begehen sie doch vor ihrem Schreibepulte eben diejenigen Schwachheiten, welche man an uns vor unsern Nachttische kaum wahrnehmen wird. Mit ihrer Feder und Dinte treiben sie mehr Eitelkeiten, als wir mit unsrer Schminke und mit dem Brenneisen. In ihren Schriften bewundern sie vielmals ihre prächtige Grosse und gelehrte Schönheit mehr, und doch mit weniger Gewißheit, als wir uns in Spiegeln. Ihre Eigenliebe, ihr Stolz, ihre Begierde, andern zu gefallen, ihre Eifersucht . . . . Es ist alles wahr, Chloris, aber itzt will ich weiter erzählen! Auf meinem Pulte lag der Entwurf zu einer Schrift, welche ich noch den Abend vorher zu Papiere gebracht hatte. Ich wollte mich mit aller der Hitze, welche mir und vielen Gelehrten so natürlich ist, der Feder bemächtigen, um zum Trotze meiner kritischen Mitbrüder diese wichtige Schrift zu Stande zu bringen. Allein, wie groß war nicht mein Entsetzen, da meine abgeschiedne Seele, als ein Geist, nicht vermögend war, die Feder aufzuheben, noch weniger aber, zu schreiben! Ich bin nicht im Stande, das Schrecken auszudrücken, welches mich deswegen überfiel, und dergleichen Angst empfindet wohl niemand, als ein Poet, welcher einen Reim sucht, und ihn nicht erhaschen kann. Siebenmal, und noch siebenmal bemühte ich mich zu schreiben, aber allemal umsonst. Ich wollte ein gewisses Register aufschlagen, welches mir so oft in meinen gelehrten Nöthen geholfen hatte, aber auch dieses zu thun war ich nicht im Stande. Ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und bedauerte wegen dieses unersetzlichen Verlusts meiner entworfenen Schrift den Verleger, mein Vaterland,

die Nachwelt; ja ich würde sagen, daß ich mich selbst bedauert hätte, wenn es unter uns Gelehrten eingeführt wäre, in diesem Punkte so offenherzig zu seyn. Genug, ich sahe, daß es mit meiner ganzen Gelehrsamkeit aus war, weil ich nicht mehr schreiben konnte. Das einzige, was ich zu meiner Beruhigung that, war dieses, daß ich zum Bücherschranke eilte, und mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit alle diejenige Bücher übersahe, welche durch meine unermüdeten Hände ihr Daseyn erhalten hatten. Hier stund ich so vergnügt, und entzückt, wie Aeltern, welche zwar selbst keine Kinder mehr zeugen können, aber doch an denen, nen, welche sie bereits ans Licht der Welt gebracht haben, aus schmeichlerischer Eigenliebe so viel Verstand, und Geschicklichkeit bewundern, als ausser ihnen sonst niemand wahrnehmen kann.

Vielleicht würde ich in dieser Stellung noch lange geblieben seyn, wenn ich nicht im Traume das freudige Schrecken wahrgenommen hätte, welches meine ungeduldigen Erben überfiel. Sie eilten so hungrig zu meinem Bette, als wenn ein Raub auszutheilen wäre. Ist er todt? Ist er auch gewiß todt? schrien sie. Ja! Endlich einmal ist er im Ernste todt! Geschwinde schickt nach dem Sarge, daß wir ihn unter die Erde bringen! antwortete ein Vetter von mir, und eine Muhme, welche durch mein Absterben alle diejenigen Tugenden zu erben hoffte, welche gewisse gründliche Liebhaber bey ihr zeither vergebens gesucht, und ihr um derwillen die Freyheit zu ihrem grossen Verdrusse nicht geraubt hatten; diese Muhme vergoß viel Thränen, und würde mich, wegen ihrer unvermutheten Bekümmerniß in grosser Ungewißheit gelassen haben, wenn sie nicht alsbald, unter herzlicher Aufhebung ihrer Hände, mit lauter Stimme geseufzet hätte: Der ehrliche Vetter! Tröste ihn Gott! Es ist ihm recht wohl! Wir wollen ihm seine Ruhe gönnen! Dieses war die Losung zum Plündern. Den ersten Sturm hatte meine Geldcasse auszustehen. Meinen Kleidern und meinem Geräthe gieng es eben so. Sie theilten

alles

alles in eine Kammer, welche sie, wie ich hörte, wollten versiegeln lassen, und zwar von einem gewissen Manne, dessen Name mir entfallen ist, welcher aber ein ehrlicher und glaubwürdiger Mann seyn sollte, weil er ein grosses Petschaft und zween Zeugen hatte. Bis hieher hatte ich meinen Erben ganz gelassen zugesehen; Als ich aber merkte, daß es über meine Papiere hergehen sollte, so fieng ich an, zu zittern. Alles ward aufs sorgfältigste durchgesucht. Gegen alle Briefe, in denen die Worte stunden: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe! hätten sie eine so andächtige Ehrfurcht, daß sie dieselben sorgfältig aufhoben; aber über ein paar Laus Deo schüttelten sie die Köpfe gewaltig, denn dergleichen Latein konnten sie gar nicht leiden. Endlich traf die Reihe meine gelehrten Concepte, welches mich recht wund machte. Ich eilte voll Verzweiflung hinzu, sie zu vertheidigen: vielleicht aber würde ich dennoch zu unvermögend gewesen seyn, wenn nicht meiner Schwiegersohn, ein Meister von sieben freyen Künsten, wider seinen Willen mir beygestanden, und das ganze Packet unter den Tisch geworfen hätte, mit der Versicherung: Es sey nur Maculatur. Der Fanorant! Als meine Erben noch mit dieser Haussuchung beschäftigt waren, merkte ich einen Haufen Bediente, welche im Namen ihrer Herrschaft ein gewisses Compliment hersagen musten, daß sie das herzliche Beyleid nannten. Die Bekümmerniß über meinen Tod mochte in der ganzen Stadt gleich stark, und allgemein seyn, denn ihre Formulare endigten sich alle mit den Worten: Daß der Himmel den betrübten Hinterlaßnen diesen empfindlichen Verlust durch anderweitige Glücksfälle reichlich ersetzen möchte! Allein der kräftigste Trost lag schon in der Kammer, und meine Muhme war so boshaft, einer gewissen Nachbarinn, welche ihr den Sohn eines reichen Kaufmanns abgepänstigt gemacht hatte, anwünschen zu lassen, daß der Himmel dieselbe vor dergleichen Trauerfällen jederzeit bewahren sollte.

Nunmehr ward alles zu meiner Beerdigung veranstaltet, man eilte damit ganz ungewöhnlich, und, so bald der Schneider alles gekauft und zurechte gemacht hatte, was zu einer schmerzlich gebeugten Miene gehört; so gab man Geld über Geld, mich aus dem Hause zu bringen. Dieses geschahe endlich unter einer ansehnlichen Begleitung. Man brachte meinen Körper in die Kirche, mit Beobachtung aller derer kläglichen Gebräuche, so diejenigen verdienen welche ein rühmliches Ende nehmen, und Mittel hinterlassen. Zuletzt trat noch ein Redner auf, welchem meine Erben in einem versiegelten Packtchen vorher alle meine Tugenden begreiflich gemacht hatten. So zufrieden ich jederzeit in meinem Leben mit mir selber gewesen bin, so zweifelhaft war ich doch über dieser Lob- und Trauerrede, ob ich es auch wirklich sey, welchen er meyne. Ich sah mich in der ganzen Kirche um in der Meynung, vielleicht noch eine andre Leiche zu finden, auf welche alle diese Lobeserhebungen gehen sollten. ich fand aber deraleichen nirgends, und nunmehr merkte ich, daß ich es selbst in ganzem Ernste seyn müßte. Er nennte mich einen grossen, berühmten, gründlichgelehrten Mann, eine Stütze der Wissenschaften, seinen Mäcenaten. Und das mochte noch gehen; für zwölf Ducaten war es eben nicht zu viel. Er verschwendete mehr, als zwanzig Figuren, die Bekümmernüß abzuschildern, welche meine Erben über das frühzeitige Absterben ihres Herrn Vetters empfunden, und diese waren aus Dankbarkeit so bescheiden, daß sie sich unter dem Flore versteckten, um ihn nicht öffentlich zu widerlegen. Er schrieb ihnen verschiedne andächtige Recepte vor, welche bey Stillung der Thränen sehr probat seyn sollten, das hätte der ehrliche Mann wohl ersparen können! Ich hörte ihm aber dennoch mit vieler Geduld zu. Endlich machte er es gar zu arg. Er schwur, und er schwur mit einer solchen Heftigkeit, daß er ganz braun im Gesichte ward. er schwur, sage ich, daß ich zwar ein grosser Gelehrter, aber noch ein gröserer Menschenfreund, ein starker Beförderer der schönen Künste und

Wissen-

Wissenschaften, aber noch ein weit stärkerer Vertheidiger der Wittwen und Waisen gewesen wäre. Meine vergnügte und beglückte Ehe sey eine sichtbare Vergeltung dieser seltnen Tugenden gewesen. Brechet hervor! rief er, brechet aus eurer Gruft hervor, ihr vermoderten Gebeine der weiland Hochedelgebohrnen Frauen, Frauen . . . . . Himmel: wie erschrack ich, als ich hörte, daß er meine verstorbne Frau citirte! Ich floh, ohne mich umzusehen. Ich floh voll Angst zur Kirche hinaus.

Aus Furcht, die hochedelgebohrnen Gebeine möchten mir nachkommen, schwang ich mich in die Höhe, und erblickte daselbst eine grosse Menge abgeschiedner Seelen, welche mir theils fremd, theils bekannt waren. Dieser unvermuthete Anblick setzte mich in Erstaunen. Ich machte vor Verwunderung ein paar so grosse Augen, wie ein Wurzkrämer in Ritzebüttel, wenn er in seinem Leben zum erstenmale auf die Börse nach Hamburg kommt. Eine so zahlreiche Versammlung von Geistern hätte ich mir an diesem Orte nimmermehr vermuthet. Alle ihre Beschäfftigungen kamen mir fremd und ungewöhnlich vor. Ich war neugierig, und doch unentschlossen. Ich wußte nicht, wo ich mich zuerst hinwenden sollte, und gleichwohl war ich noch nicht beherzt genug, mich zu einer von diesen abgeschiednen Seelen zu nahen, und sie um dasjenige zu befragen, was mir zweifelhaft war.

Eine sehr lebhafte Seele, wie etwan die Seelen der jungen Herren seyn mögen, merkte diese meine Befremdung am ersten. Wir kannten beide einander nicht; aber sie war so gefällig, daß sie auf mich zuflog, mich tausendmal auf das vertrauteste umarmte, und sagte: „Ganzunterthänigster „Diener, mein allerliebster Herr Bruder! Ich bin erfreut, „daß ich die Ehre haben soll, Sie hier zu finden. Kann „ich ihnen in etwas dienen, so bitte ich ganz gehorsamst, be„fehlen Sie nur. Nichts auf der Welt soll mir angenehmer seyn, als wenn ich im Stande bin, Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen. Sie können Sich sicher auf meine

„Verschwiegenheit und Bereitwilligkeit verlassen. Nehmen „Sie es nicht für ein bloſſes Compliment an! Es ist, hohl „mich der Teufel! mein Ernst; ich stehe allemal zu Dero „Befehl.„ Er umhalste mich von neuem, und ich war eben im Begrifſe ein so liebreiches Anerbieten mit vielem Danke anzunehmen, als er sich auf dem Absatze herumdrehte, mit dem Munde pfiff, mich allein ließ, und im Fortgehen mit einer heiſchern Stimme einige Verse sang, von denen ich weiter nichts, als diese Worte, verstehen konnte:

Je quitterai les jours
Plûtôt, que mon amour,
Quand j'aime, quand j'aime.

Ich sahe, daß er einige Schritte von mir eine gleiche Dienstfertigkeit einer andern Seele unter vielen Küſſen und Umarmungen, zuschwur, welche er vielleicht eben so wenig kannte, als mich. Wenigstens verließ er sie eben so geschwind wieder, und ich konnte daraus schlieſſen, daß seine ganze Beschäfftigung nur in Freundschaftsversicherungen bestünde.

Dieser Vorfall hatte mich noch zweifelhafter gemacht, als ich anfangs gewesen war. Ich hatte das Herz nicht, mich nach demjenigen, was ich sah, zu erkundigen; aus Furcht, ich möchte noch einmal in die dienstfertigen Hände eines jungen Herrn fallen. In dieser Ungewißheit erblickte ich nicht weit von mir, eine Seele, welche auf alles dasjenige aufmerksam zu seyn schien, was in dieser Gegend vorgieng. Ich merkte deutlich an ihr, daß sie noch etwas wichtigers, als eine bloſſe Neugierigkeit, aufmerksam machte. Zuweilen schienen ihre Mienen ernsthaft zu seyn, zuweilen aber verriethen ihre Blicke etwas spottendes, und, wenn sie auch lachte, so geschah dieſes doch mit einer so edlen Art, daß man die deutlichsten Spuren von Mitleid und Liebe daben wahrnahm. Ich würde sie um deswillen für niemand anders, als für die abgeschiedne Seele des englischen Zuschauers gehalten haben, wenn sie nur ein kurzes und breites Gesicht gehabt hätte. Weil ich es also nicht selbst

errathen konnte, so faßte ich das Herz, mich ihr zu nähern. Ich eröffnete ihr mein Anliegen, und ich merkte, daß sie über meine Fragen vergnügt war. Sie reichte mir die Hand, und sagte: Ich will dein Verlangen erfüllen. Seitdem ich von meinem Körper getrennt worden, seitdem ist dieses mein einziges Vergnügen, daß ich auf die Handlungen der abgeschiednen Seelen Acht habe. Eben dieses war vormals meine Beschäfftigung, daß ich auf meine Mitbürger Achtung gab. Ich zeigte ihnen in Schriften, worinnen sie fehlten, und wodurch sie ihre Glückseligkeit befördern könnten. Folge mir! Du wirst alles erfahren, was dir nützlich seyn kann. Ich bat sie, mir ihren Nahmen zu sagen. Sie that es, nachdem ich ihr vorher in diesem Stücke alle Verschwiegenheit versprechen müssen. Meine Leser werden mir verzeihen, daß ich hierinnen mein Versprechen halten muß. Die abgeschiednen Seelen sind noch etwas gewissenhafter, als die Seelen der Liebhaber. Vielleicht war es die Seele eines Biedermanns? Eines Einsiedlers? Eines Patrioten? Eines Freymäurers? Ja, vielleicht; doch ich werde mich darüber nicht weiter erklären.

Nicht weit von uns sah ich einen grossen Zulauf von Seelen, und das Getümmel, welches sie verursachten, machte mir Lust, näher hinzuzugehen. Mein Führer warnte mich anfänglich, mit der Versicherung, daß man in diesem Gedränge gar leicht Schläge bekäme. Ich wagte es aber dennoch, und bat ihn, mich zu begleiten. Ich will es endlich thun, sagte derselbe, allein, entdecke mir vor allen Dingen, ob du ein Poet bist? Dieser Zweifel gieng mir durch die Seele, und in meinem Leben hätte ich es niemanden rathen wollen, eine so unbesonnene Frage an mich zu thun. Ich empfand den schmerzlichen Verlust meiner zurückgelaßnen Schriften auf einmal wieder. Ich war so thöricht, da ich umkehren und einige gedruckte Beweise holen wollte. Ich gab solches meinem Führer zu verstehen; allein, er machte mir eine so ernsthafte Miene, daß ich mich über meine Autorschaft zum erstenmale schämte. Ich versi-

cherte ihn also nur mit furchtsamen Geberden, daß ich in meinem Leben kein Feind der Dichtkunst gewesen wäre. Das ist gut, sagte er, ich habe diese Frage deswegen an dich gethan, weil man sich in dieser Gegend, welche du betrachten willst, ohne eine Kenntniß der Gemüthsarten, und Ausschweifungen der Poeten in gar nichts finden kann. Du wirst wunderliche Gegenstände sehen. Es scheint, als ob sich die Natur an diesem Orte verloren hätte, und du wirst finden, daß daselbst alle Handlungen nicht so sind, wie sie natürlicher Weise zu seyn pflegen, weil dergleichen Poeten nicht so denken, wie sie natürlich denken sollten. Die ganze Gegend, fuhr er fort, wird besonders von einer Seele in Bewegung gesetzt, welche sich in ihrem Leben durch possierliche Handlungen von andern unterschieden hat. Ihr ganzer Aufzug sieht einem Traume ähnlicher, als einer wirklichen Begebenheit, welches eben daher kömmt, daß diese Seele mit dergleichen Träumereyen sich in ihrem Leben am meisten beschäfftigte. Sie hat in jener Welt die edlen Bemühungen vernünftiger Männer um den guten Geschmack sehr übel verstanden. Was jene durch Wissenschaft und Bescheidenheit erhielten, das suchte sie durch Geschrey und Ungestüm vergebens zu erhalten.

Mein Führer wollte weiter reden, allein, ich war aus Neubegierde so ungeduldig, daß ich ihn bey der Hand faßte, und mich durch den Pöbel drängte. Ich sahe auf einem hohen Gerüste eine Seele, in der gewöhnlichen Pracht eines Marktschreyers, für welchen ich ihn gewiß gehalten haben würde, wenn nicht, wie gedacht, mein Führer mir vorher gesagt hätte, daß es ein Charlatan des guten Geschmacks sey. Er hatte sich auf einem erhabnen Orte, wo er alles übersehen, und ein jeder auch ihn wahrnehmen konnte, das Gerüste erbaut. Jedoch war die Architektur daran sehr gothisch und abgeschmackt, und die Verzierungen waren ganz unaleich. Einige Stücke davon bestunden in Schnitzwerke, welche sehr prächtig und mit vieler Kunst ausgearbeitet zu seyn schienen. Mein Führer versicherte

mich

mich, daß dieſer Charlatan ſolche aus alten Tempeln entwendet, in welchen man ſie als merkwürdige Ueberreſte der griechiſchen und römiſchen Architektur aufgehoben, verſchiedne aber durch einige ſeiner Bande, ſo er zu London und Paris deswegen unterhalten, erbeutet hatte, und nunmehr ſo unverſchämt ſey, ſolches für ſeiner eigner Hände Arbeit auszugeben, ungeachtet man ihn mehr als einmal ſeiner Dieberey zu überführen gewußt, und ihm ſo gar die Oerter genannt, wo er ſie herbekommen habe. Dieſe Nachricht ſchien mir ſehr glaublich, denn ich ſah, daß dieſe gekaperten Zierrathen kaum den vierten Theil ſeines Theaters ausmachten, die übrigen drey Theile aber aus Klötzern, und ungehobelten Bretern, zum Theile aber aus Puppenwerke und ſolchem Geräthe beſtunden, welches man den Kindern zum Spielen giebt. Alles dieſes war ſehr unordentlich zuſammen genagelt, und es ſchien ſo baufällig zu ſeyn, daß es alle Augenblicke einzufallen drohte. Es würde vermuthlich auch geſchehen ſeyn, wenn nicht verſchiedne Perſonen, welche ſeine Liveren trugen, ſolches mit vieler Sorgfalt unterſtützt hätten. Gleichwohl ſchien bey dieſen mißlichen Umſtänden ihr Principal ganz unbeſorgt zu ſeyn. Er gieng mit ſtarken Schritten auf dieſem Gerüſte hin und wieder, und ſo oft er ſeine Medicamente anpries, ſo redete er mit einer ſolchen zuverſichtlichen Stimme, daß das ganze Gebäude davon erſchütterte. Niemals habe ich etwas übermüthigers geſehen, als dieſen Charlatan. In ſeinem Geſichte war er ſehr häßlich und ungeſtalt; gleichwohl konnte man es ihm von weitem anſehen, daß er ſich geſchminkt hatte, und dem ungeachtet war er ſo eitel, zu glauben, daß er der ſchönſte Charlatan ſeiner Zeit ſey. Man hat es, wie mir mein Führer erzählt, vielmals verſucht, ihm aus ſeinem Irrthume zu helfen, und ihm um deswillen Spiegel vorgehalten; Allein dadurch iſt er jedesmal ſo erbittert geworden, daß er nicht allein die Augen feſt zugedrückt, ſondern auch den Spiegel ſelbſt mit einem Knittel, den er gemeiniglich ſeinen Beweis zu nennen pflegte, zerſchlagen, und auf

diejenigen losgeprügelt, welche es mit ihm so redlich gemeint, und ihm seine Häßlichkeit zeigen wollen. Seine Kleidung sah natürlich so aus, wie das fürstliche Gewand eines von denen theatralischen Prinzen, welche in kleinen Städten die Jahrmärkte besuchen, und ihre ganze Monarchie auf dem Schubkarren herumführen. Sie war an verschiednen Orten dergestalt zerrissen, daß sie nicht einmal seine Blöße völlig bedeckte, welchem Uebel er dadurch abzuhelfen suchte, daß er über die Löcher verschiedne Sinngedichte und Heldenoden klebte, welche seine Anhänger ihm zu Ehren verfertigt hatten. Bey den gemeinen Marktschreyern habe ich gefunden, daß sie ihr Theater durch Ankleburg verschiedner Zeddel ansehnlich machen, welche dem Pöbel von ihren verrichteten Wunderwerken Nachricht geben, und daß sie ihre Geschicklichkeit durch die erdichteten Privilegien von Allerunüberwindlichsten, Allerdurchlauchtigsten, und Großmächtigsten Häuptern glaubwürdig machen wollen. In diesem Stücke war es hier ganz anders beschaffen. Sein Theater war über und über mit Dedicationen und Vorreden beklebt, und an denen Orten, welche am meisten in die Augen fielen, war sein Bildniß unter vielerley Gestalten zu sehen, welche jedoch wenigstens darinnen einander ähnlich sahen, daß sie allerseits entweder mit Lorbeerzweigen oder mit einem gewissen Glanze ausgeziert waren, der die Unsterblichkeit vorstellen sollte. An statt der Privilegien aber führte er einen grossen Blasebalg in der Hand, welchen er allemal zusammendrückte, so oft er von der Liebe zum Va-

Einen Umstand kann ich nicht unberührt lassen, weil er mir einige Nachricht von der Religion unsers Charlatans gab. Auf der ersten Seite des Theaters stund das Götzenbild eines Frauenzimmers. Dieses trug eine Krone von Federspulen, welche nach Art der Amerikaner in einer Rundung aufgesteift waren. An derselben hiengen die Namen verschiedner alter und neuer Schriftsteller, welche sie als Ketzer zum Tode verdammt hatte, weil sie sich geweigert,

gert, ſie als eine Gottheit anzubeten. Ihr Kopf, welcher keine Augen hatte, war ungeheuer, noch gröſſer aber ihr Bauch, und hierinnen habe ich nichts ähnlicher geſehen, als den Abgott der alten Deutſchen, welchen ſie den dicken Püſter nennten, und deſſen ſich die Betrügereyen der heydniſchen Prieſter zum Schrecken des Volks zu bedienen wußte, wenn ſie ihn durch ein geheimes Triebwerk Feuer ſpeyen lieſſen; ungeachtet er nur ein Kloß war. Ihre Hände waren ſehr ſtark und plump. In der linken hielt ſie ein Fernglas, welches ſie aber nicht brauchen konnte, weil ſie blind war; gleichwohl merkte ich, daß ſie es für ihr Geſicht hielt, um den Mangel der Augen zu verbergen. In der rechten Hand hatte ſie ein Gefäß voll Dinte, das ſie denen in die Augen zu ſchütten drohte, welche ſich nicht entſchlieſſen konnten, ſie für eine Gottheit zu erkennen. Sie ſaß auf einem ſehr erhabnen Throne, welcher aber nur aus einem aufgeblaſenen Schlauche beſtund, ſo wie etwan diejenigen geweſen ſind, in denen die Götter der Heiden ihre Winde verwahrten. Unter ihren Füſſen lag ein nacktes Frauenzimmer, deſſen Nahme mir unbekannt blieb, welches aber vermuthlich ihre ärgſte Feindinn ſeyn mochte. Dieſem Götzenbilde nahte ſich unſer Charlatan, ſo oft er merkte, daß ſeine Hitze und ſein Eifer für das allgemeine Wohl einigermaaſſen nachließ. Er betete ſie mit eben der Niederträchtigkeit an, mit welcher er ſelbſt verehrt ſeyn wollte, und opferte ihr jedesmal auf einem kleinen Altare einige gelehrte Blätter, welche bloß dadurch das Feuer verdient hatten, weil nicht er, ſondern ein andrer, ſie geſchrieben. Das ſicherſte Zeichen einer gnädigen Erhörung war dieſes, wann ihm unter ſeiner andächtigen Beſchäfftigung der Schaum vor den Mund trat, und er ein gelehrtes Zucken in ſeinen Händen empfand, ſo wie es etwa bey den heftigſten Paroxyſmis neidiſcher und zänkiſcher Schriftſteller ſeyn mag. Dieſes Augenblicks bediente er ſich mit groſſem Nutzen, und alsdann war er am geſchäfftigſten, ſeine gelehrten Medicamente unter die Zuſchauer austheilen, ihnen die probateſten

bateſten Recepte des guten Geſchmacks vorzuſchreiben, und von denen Wundern zu erzählen, welche dieſe Univerſalarzneyen bey verſchiednen ſeiner kindlichgehorſamſten Patienten gewirkt, die ſie mit offnem Munde verſchlungen hatten.

Sein großtes Geheimniß beſtund in einer gewiſſen Art Pillen. Eine jede Doſe davon wickelte er in eine von den Lobſchriften, welche man ihm zu Ehren, und der Nachwelt zur Erbauung, verfertigt hatte, und dadurch erlangte er einen doppelten Nutzen, weil er auf ſolche Art den Leuten ſeine Pillen, und ſeinen Ruhm, zugleich beybrachte. In der That hatten dieſe Pillen eine erſtaunende Wirkung. Kaum hatte ſie der Patient eingenommen, als er ein heftiges Grimmen im Gehirne empfand, das ſo lange anhielt, bis ſich die Natur half, welches aber nicht nach dem ordentlichen Laufe der Natur geſchah; ſondern alle Unreinigkeiten giengen durch die Finger weg, und was mir dabey am ſeltſamſten vorkam, ſo fiengen die meiſten der Patienten dieſe Unreinigkeiten mit einem Papiere auf, welches ſie ſodann mit einer demüthigen Verbeugung ihrem Arzte ſelbſt widmete, und zu fernerer Beförderung des guten Geſchmacks überreichten. Sodann erhielten ſie von ihm die Gewalt, unter ſeiner Aufſicht andre zu curiren. Ich habe gemerkt, daß ſie in ihrer Cur oftmals viel heftiger waren, als ihr Vorhaupt, und ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß einer derſelben nur einige Schritte von mir einem der Zuſchauer eine ziemliche Anzahl Pillen in den Hals ſteckte, um ihn auch wider ſeinen Willen von dem übeln Geſchmacke zu curiren. Ich habe vergeſſen, zu erinnern, daß der Anführer dieſer kleinen Charlatane erſchreckliche Abentheuer von ſeinen Curen zu erzählen wußte. Das war ihm viel zu wenig, zu ſagen: Dieſen oder jenen gebrechlichen Mann habe ich durch meine herrlichen Elixiere, durch meine vortreflichen Pillen curirt! Nein! Zum wenigſten ſein ganzes Vaterland war es, dem er geholfen hatte, und ſo oft ſeine Pillen bey einem Patienten ſo, wie ich oben erzählt habe, durchſchlugen, ſo oft gratulirte er auch dem ganzen gemeinen Weſen.

sen. Beynahe hätte ich den wichtigsten Umstand ganz mit Stillschweigen übergangen. Ordentlicher Weise haben unsre Marktschreyer etliche Schnuren angereihter Zähne an dem Halse hangen, welche sie prezhaften Patienten ausgerissen haben, und nunmehr als Siegeszeichen herumtragen. Meine Leier können wohl glauben, daß unser Arzt dergleichen redende Zeugen seiner Geschicklichkeit und Erfahrung eben so wohl an sich hangen hatte. Zwar waren es keine Zähne, an deren Stelle aber eine grosse Schnur zusammengereihter und auserlesener Donatschnüser, welche er aus den Schriften gelehrter Männer herausgehoben hatte. Ich konnte mich bey dem Anblicke dieser kostbaren Pracht unmöglich des Lachens enthalten; zu meinem größten Unglücke aber ward ich von einem dieser witzigen Adepten darüber entdeckt, welcher sich durch die andern Geister drängte, und, indem er auf mich zueilte, einmal über das andere rief: Halt auf! Halt auf! Ich suchte, mich unter dem Volke zu verbergen, er fand mich aber dennoch, und als er mich angepackt hatte, sagte er: Lasse sich der Herr curiren! Der Herr hat den Staar, einen gefährlichen Staar! Er kömmt nicht aus meinen Händen, bis ich ihm denselben gestochen habe! Halte der Herr im Guten, oder ich brauche Gewalt! Hier half weder Bitten noch Drohen; er fiel über mich her, warf mich zu Boden, und ich würde gewiß die erschrecklichsten Experimente haben ausstehen müssen, wenn nicht mein Begleiter, ich weis nicht mehr, was für ein Mittel, ausfündig gemacht hätte, mich den Klauen meines barbarischen Wohlthäters zu entreissen.

Indem ich noch vor Schrecken ausser mir war, so kam ein Schatten, welcher diese Gewaltthätigkeiten von ferne wahrgenommen haben mochte, in vollem Laufe auf mich zu. „Protestiren Sie, mein Herr, rief er, als er wohl noch „zehn Schritte von mir war, protestiren sie! Ergreifen „sie das heilsame beneficium appellationis! Sie können es „bezahlen, ich sehe es ihnen an Sie haben die gerechteste „Sache von der Welt. Ich diene Ihnen mit Vergnügen,

„und

„und ich will es billig machen, Sie sollen es erfahren. „Wir wollen unsern Gegner ermüden, bis er selbst kommen, „und einen Vergleich anbieten soll. Ich will Ihnen für ein „weniges Geld Zeugen schaffen, so viel Sie verlangen. „Befehlen Sie etwan alte Documente? Ich will gleich wel„che zurechte machen. Wir wollen die Sache durch alle „Instanzien durchsetzen, und verlangen Sie es, so müßte „ich meine Praxin schlecht verstehen, wenn ich es nicht in „möglichster Kürze dahin bringen wollte, daß Ihr Rechts„handel in dreyßig Jahren noch eben so verwirrt aussehen „sollte, als er itzt ist. Ich bin recht dazu geboren, meinen „bedrängten Clienten beyzustehen. Feige werde ich, dem „Himmel sey Dank, auch durch nichts, und im Schreiben „bin ich unermüdet, so lange ich noch einen Finger rühren „kann. Aber Geld müssen Sie freylich haben; denn ich „und Ihr Richter können ohne Geld die Sache nicht recht „einsehen. Was betreffen denn Ihre Streitigkeiten? Ma„chen Sie mir nur einen kleinen statum causlae, einen ganz „kleinen statum causlae! Aber ja kurz, so kurz als immer „möglich, denn ich bin kein Liebhaber von Weitläuftigkei„ten.„ Ich erstaunte über die boshafte Dienstfertigkeit dieser kleinen geschwätzigen Seele, die so voll Begierde nach meiner gerechten Sache um mich herum sprang, daß sie nicht ein Auge von meinem Schubsacke verwandte. Ich fieng schon an, zu zweifeln, ob ich den praktischen Händen meines rechtlichen Beystandes entgehen, und ohne Proceß von ihm loskommen würde, als ich mich besann, ihn zu bitten, daß er mir sein Wort halten, und in einer sehr wichtigen, meine Ehre und ganze Glückseligkeit betreffenden, Sache, die ich ihm gleich entdecken würde, treulich beystehen, vor allen Dingen aber bey meinem Richter es dahin bringen sollte, daß ich das Armenrecht erlangen möchte. „Das Armenrecht! rief er mit einer kleinmüthigen „Stimme. Ich wollte Ihnen gern dienen, aber ich ma„che mir ein Gewissen daraus, eine Sache anzunehmen, „welche ich gleich beym ersten Anblicke unbillig finde. Strei-

„ten

„ten Sie ja nicht, Sie haben das gröſte Unrecht von der „Welt! Vergleichen Sie Sich in der Güte, ich rathe es „Ihnen wohlmeynend. Zum wenigsten werde ich mich „wohl hüten, an Ihrem boshaften Vorhaben Theil zu neh„men. Sie sollten sich schämen, einem ehrliebenden und „gewissenhaften Advocaten, wie ich bin, dergleichen Au„trag zu thun! Leben sie wohl! „

Ich freute mich, daß ich ein Mittel gefunden hatte, mich auf eine solche Art von diesem verdrüßlichen Handel los zu wickeln. Doch diese Freude war nur von kurzer Dauer. Denn ehe ich mir es versah, sprang eine Seele mit einem grossen Körper hinter einem Busche hervor, und auf mich los. Ich erschrack, wie leicht zu glauben ist, da ich mir an diesem einsamen Orte von einem so unvermutheten Ueberfalle nichts gutes versprechen konnte. Ich floh, ohne mich umzusehen, und war vor Angst ausser mir, als ich fühlte, daß man mich bey den Haaren hielt. Ich wandte mich um, in der Absicht, meinem Verfolger zu sagen, daß ich kein Geld hätte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als dieser sich mit einer demüthigen Geberde, jedoch ohne meine Haare loszulassen, vor mir bückte, und zu mir sagte:

Der Ehrfurcht gieb es Schuld, gepriesner Mäcenat,
Das ich aus reger Glut mit demuthsvollen Händen
Den Wunsch . . . .

Ich habe nicht einen Dreyer in meinem ganzen Vermögen; war meine Antwort. Darauf lies er mich mit einer verächtlichen Miene los, und ich sah ihn zu einem grossen Schwarme kleiner Geister eilen, welche einer dicken Seele nachliefen, aus deren prächtigen Anzuge man ihre grossen Verdienste und Gaben einigermaassen wahrnehmen konnte. Ihr Geschrey war so verwirrt, daß ich anfangs nicht zu errathen vermochte, was es bedeuten sollte.

Ich wagte es aber, näher hinzuzugehen, und hörte einen Mischmasch von Altären, von Zierde des Vaterlandes, von Wundern seiner Zeit, von Nachwelt, von Unsterblichkeit,

keit, und von hundert schönen Sachen, deren eine jede, durch die Bank gerechnet, wenigstens einen Gulden werth war. Besonders kam mir eine etwas klare Stimme sehr bekannt vor, welche um ihr Anliegen recht feurig zu verstehen zu geben, immer über das dritte Wort, O! rief. Es war lustig anzusehen, wie unermüdet diese kleinen Geister ihrem besungnen Helden nachliefen, welcher, wie man deutlich merken konnte, von dem vielen Weihrauche mehr und mehr aufschwoll, und durch seine hohen Blicke zu verstehen gab, daß er sich dieses Ruhms allerdings nicht unwürdig erkennte. Endlich erbarmte er sich seiner Clienten, kehrte sich um, und blieb stehen. Dieses vermehrte den Lärm. Die kleinen Seelen stolperten über einander weg, und drängten sich, weil eine jede die nächste seyn wollte. Sie hielten die offnen Hände empor, und sahen alle mit sehnlichen Blicken auf den patriotischen Geldbeutel ihres theuern Gönners, welcher auch in der That großmüthig genug war, und durch eine reiche Spende ihren ehrfurchtsvollen Magen befriedigte. Ich fragte eine davon, welche sich vor andern hervorgethan, und ganz aus dem Athem vergöttert hatte; wer denn dieser berühmte und tugendhafte Mann sey? wie er heisse? wodurch er sich um sein Vaterland so verdient, und eines so ausnehmenden Lobes würdig gemacht hätte? Das weis ich alles nicht, antwortete sie mir kaltsinnig; aber heute ist sein Geburtstag!

Zwo Seelen, die ich anfangs für Bierschröter ansahe, welche aber, wie ich von meinem Begleiter erfuhr, in ihrem Leben Critici, und ganz abscheulich gelehrte Männer gewesen seyn sollten, verursachten einen grossen Auflauf in der Gegend vor dem Stadtthore, wo sich sonst zu gewissen Zeiten die Ringer und Klopffechter von dem Pöbel bewundern lassen. Sie hatten einander auf die grimmigste Art bey den Haaren angefaßt, und ein jeder bemühte sich den andern zu überwältigen. Dieser Kampf war merkwürdig, aber auch ungewiß, weil sie einander beide gewachsen waren. Ich war nicht im Stande, einige Nachricht von den Ursachen

chen ihrer Verbitterung zu erfahren, denn alles, was ich noch hören konnte, waren solche Schimpfwörter, welche vielmals der witzigste Kutscher nicht gelernt hat, wenn er auch in seiner Muttersprache noch so stark ist. Endlich fiel der eine mit grosser Heftigkeit zu Boden. Sein Ueberwinder mochte vermuthlich gerechte Sache haben, denn er schlug, aus Liebe zum Vaterlande und zu den schönen Wissenschaften, ganz unbarmherzig mit geballter Faust auf ihn zu. Sie besudelten sich beide, und erregten einen solchen Staub, daß ich nicht vermögend war, weiter etwas von ihnen zu sehen.

Ich richtete also meine Aufmerksamkeit auf die Umstehenden, welche auf verschiedne Art an diesem Abentheuer Antheil zu nehmen schienen. Einige waren so muthwillig, daß sie durch ein unaufhörliches Huß! Huß! diese erhitzten Vertheidiger der Wahrheit in ihren kritischen Untersuchungen noch mehr anfeuerten, und so oft ein Schlag geschah, so oft bezeigten sie durch ein leichtsinniges Händeklopfen ihren Beyfall; ja, ich sah so gar, daß einige unter ihnen den Kämpfern Geld zuwarfen, wodurch sie dieselben ganz wütend zu machen wußten. Einige der Zuschauer lachten, und diese schienen mir am meisten unparteyisch zu seyn, weil sie beide für unsinnig hielten. Andre waren bemüht, die Streitenden auseinander zu reissen, aber, sie bemühten sich nur vergebens, und verschiedne waren so unglücklich, daß sie von ihnen in dieser Unordnung für ihre guten Absichten empfindliche Stösse bekamen. Die meisten nahmen Antheil an dieser Zerrüttung, und es schien beynahe ein allgemeiner Krieg zu werden. Ein jeder schlug seinen Nachbar in die Augen, ohne ihn zu kennen, oder zu wissen, warum? Verschiedne, welche man vorher gar nicht gesehen noch gekannt hatte, und welche ganz ruhig hätten bleiben können, verliessen ihren Ort, eilten hinzu, und holten sich Schläge, nur in der Absicht, damit man sie kennen lernen möchte, und sie schienen recht vergnügt zu seyn, wenn sie sahen, daß man auch über sie lachte.

Endlich wurden unsre beiden Fechter, welche alle diese Unruhe veranlaßt hatten, ihres Streits müde. Sie giengen von einander, und ich war so verwegen, den Ueberwinder, welcher den andern von seinem guten Geschmacke so handgreiflich überführt hatte, zu fragen, was die Ursache ihres hitzigen Kampfs gewesen sey. Vermuthlich, sagte ich zu ihm, haben Sie, mein Herr, Sich des wahren Wohls Ihres Vaterlandes angenommen. Vermuthlich haben Sie eine Wahrheit zu vertheidigen gewußt, ohne welche viel tausend Menschen unglücklich hätten werden müssen. Ist es nicht das ewige, so wird es doch wenigstens das zeitliche Wohl ihrer Mitbürger seyn, welches Sie mit Hindansetzung Ihres Ruhms und Ihrer Ehre vertheidigt haben. „Ach! Noch viel mehr! war seine Antwort; Noch etwas „viel wichtigers! Solche Kleinigkeiten gehen mich nichts an! „Bedenken Sie nur einmal, mein Herr, bedenken Sie nur „einmal den Rasenden, den Unsinnigen, das Scheusal der „gelehrten Welt, den . . O! . . Weiter konnte er vor Zorn nichts sprechen. Was ist denn aber das Erschreckliche, daß dieser Rasende, dieser Unsinnige begangen hat? „Die ganze Natur möchte sich entsetzen! antwortete er mir. „Abscheulicher ist es niemals erhört worden! Turnus! Die „Haare stehen mir zu Berge, wenn ich dran gedenke! „Ueberlegen Sie es nur selbst! Turnus, spricht der verstockte Bösewicht, habe blaue Augen gehabt. Und ich, „mein Herr, als ein so berühmter Scholiast, der schon vor „zweyhundert Jahren ein grosser Mann gewesen ist; ich habe es ihm aus einem Manuscripte des Virgils bewiesen, „daß Turnus schwarze Augen hatte, und gleichwohl hat er „mir öffentlich widersprochen, da er doch mein Schüler gewesen ist! Ist das wohl erhört? „

Wer war froher, als ich! Nunmehr sahe ich, daß die Welt wohl nicht untergegangen seyn würde, wenn mein Held auch nicht recht behalten hätte, und ich freute mich, da ich hörte, daß sich ein paar Kunstrichter aus den vorigen Jahrhunderten lächerlich gemacht hatten. Denn, dem

Him-

Himmel sey Dank! unsre Kunstrichter machen es gar nicht so. Diese untersuchen die gelehrten Wahrheiten ohne die geringste Heftigkeit, ohne Eigenliebe, ohne Vorurtheil. Mitten in ihren Streitigkeiten sind sie bescheiden. Sie geben mit Vergnügen nach, so bald sie überführt werden, daß ihre Meynung irrig ist, und freuen sich, wenn man sie davon überführt. So machen es unsre heutigen Kunstrichter in diesen gesitteten und aufgeklärten Zeiten. Aber vor Alters war es freylich ganz anders!

Dieses waren ohngefähr meine Betrachtungen, welche ich damals bey mir anstellte, und ich hieng ihnen mit solchem Vergnügen nach, daß ich meinen Führer nicht vermißte, welcher sich indessen in die Höhe begeben hatte, und mir, als ich ihm nachsah, winkte, daß ich ihm folgen sollte. Er zeigte mir von fern in der Stadt die ängstliche Beschäfftigung einer abgeschiednen Seele. Wir begaben uns näher hinzu, und ich ward gewahr, daß sie sehr verhungert aussah. Sie schwärmte um einen prächtigvergoldeten Wagen, welcher vor dem Hause eines Kaufmanns hielt, dessen Name mir wohl bekannt war, sehr vielen aber in der Stadt noch bekannter, als mir, ist, weil sie seinen Staat durch ihren Vorschuß unterhalten müssen. Anfänglich war ich zweifelhaft, was die Absicht dieser unruhigen Seele seyn müßte, und beynahe hätte mich die zerrißne, und übelgeflickte Kleidung auf die argwöhnischen Gedanken gebracht, es sey eine von denen Seelen, welche in der Welt eine doppelte Berufsarbeit haben, und die Reisenden entweder um ein Allmosen ansprechen, oder bestehlen. Allein ich merkte meinen Irrthum, als ich näher kam, und sah, daß es die wirthschaftliche Seele des Vaters von diesem jungen Kaufmanne war. Ich erinnerte mich, ihn in seinem Leben gekannt zu haben. Er war der Reichste dieser Stadt, und darum merkwürdig, weil er sich, mit ökonomischen Händen, die Schuhe und Strümpfe selbst geflickt, und es vor allen seinen Mitbürgern in der Kunst, zu hungern, am weitesten gebracht hatte. Wohl nimmermehr hätte er ge-

glaubt, daß sein landüblicher Wucher und seine exemplarische Sparsamkeit seinem Sohne Gelegenheit geben sollte, sich mit lachendem Muthe, und vollen Händen, desjenigen zu entschütten, was er unter Sorgen und Kummer einzeln zusammen gescharrt hatte. Und eben dieses war die beständige Marter, welche seine abgeschiedne Seele seit ihrer Trennung vom Leibe gequält hatte. Jeder Tag gab dem Sohne eine neue Gelegenheit zur Verschwendung, und also auch jeder Tag dieser Seele eine neue Art von Peinigung.

Eben itzt hatte sich der Kaufmann eine Kutsche machen lassen welche gleich so viel kostete, als sein Vater durch eine vorsichtige Abschwörung eines eigenhändig ausgestellten Wechsels sich und seinen Nachkommen zum Besten verdient hatte. Hätte wohl unsrer Seele irgend etwas empfindlicher seyn können, als dieses? Wohl hundertmal versuchte sie den Kutscher vom Sitze zu werfen, aber vergebens. Dieser war zu körperlich, und die Seele zu ätherisch. Sie fiel den Pferden in den Zügel, sie brausten; weiter konnte sie nichts thun.

Sie verließ also diesen unglückseligen Wagen unter vielen Vermaledeyungen, und schwang sich auf einmal in die Zimmer ihres Sohnes. Ich folgte ihr aus Neugierde nach, und sahe Wunder. Was konnte ihr erschrecklicher seyn, als der Anblick des kostbaren Porcellans, der prächtige Aufsatz von Gläsern, und der Glanz etlicher Spiegel, in welchem allem leider ein todtes Capital von vielen hundert Thalern steckte? Dreymal stampte sie auf das sündliche Canapee. Fünf und achzig Thaler! rief sie, und seufzte. Eine vergoldete Tapete machte ihr eine neue Beängstigung. Sie fiel auf das Gold zu, sie suchte es abzukratzen; aber freylich vergebens. Hundert Vorwürfe zeigten sich ihr, aber auch hundert Höllenmartern. Endlich erblickte sie ein Contobuch. Dieses schien ihr einige Erquickung zu geben. Sie las, sie ward ruhig, aber diese Ruhe war nur von kleiner Dauer. Dann in dem Augenblicke trat ihr Sohn in das Zimmer, hielt ein saubergeschriebnes Pergament in

der

der Hand, auf welchem ich das Wort, Von, deutlich sehen konnte. Er gieng zur Casse, vermuthlich in der Absicht, seine ritterlichen Verdienste geltend zu machen. Welcher entsetzlicher Anblick für unsre Seele! So gar das Contobuch liess sie liegen. Sie eilte zur Casse, sie setzte sich drauf, sie stemmte sich nach äusserstem Vermögen, deren Aufschliessung zu verhindern, sie suchte sich des unglückseligen Pergaments zu bemächtigen; aber alles vergebens! Der Kaufmann schloß mit der größten Zufriedenheit seine Casse auf Er langte einen Beutel heraus, welcher wenigstens so wichtig war, als sechzehen Ahnen, und gieng im Triumphe davon. Nimmermehr werde ich die Verzweiflung vergessen, welche unsre Seele von sich blicken ließ. Sie blieb ganz trostlos auf der Casse liegen. Sie umarmte dieselbe, und rief mit wimmernder Stimme einmal über das andre: O Levi! O Marx! Diese Angst gieng mir nahe. Ich wollte sie trösten. Ich wollte mir von der Ursache ihres Kummers nähere Nachricht geben lassen. Ich nahm sie freundlich bey der Hand, und sagte: „Geben sie mir doch „. . . . . Was! Geben! rief sie; ich bin selber ein ar„mer unglücklicher Mann! Helf euch Gott! So ein grosser „Bengel kann arbeiten! Geht ins Allmosen! „ Diese Antwort verdroß mich; ich eilte davon.

Ich bezeigte gegen meinen Führer, wegen verschidner Ursachen ein Verlangen, aus der Stadt, und wieder an dem Orte zu seyn, wo wir uns vorher befunden hatten. Er war so gefällig, mich ohne Weigerung dahin zu begleiten. Wir stunden still, und sahen uns um, ob wir irgendwo eine Seele in einer Beschäfftigung erblicken mochten, welche unsre Aufmerksamkeit verdiente. Indem rief jemand hinter mir mit einer gebieterischen Stimme: Vorsehn! Ich sprang auf die Seite, in der Meynung, es wäre vielleicht die abgeschiedne Seele eines Sänftenträgers. Wie groß war nicht meine Verwunderung, als ich an deren Stelle einen Schatten sahe, dessen Kleidung machte, daß ich, nach der Gewohnheit unsrer Stadt, den Huth vor ihm ab-

zog. Er dankte mir mit einer stolzen Miene, welche mich bewog, ihm näher in die Augen zu sehen, und ich fand in seiner Gesichtsbildung eine lächerliche Vermischung von Scheinh . . . . . chmů . . . . . jüdischen und niederträchtigen . . . . . usuraria . . . . . und Waisen . . . . . dennoch eisern . . . . . kurz . . . . . ärger . . . . . tüffens.* Unter seinem Arme hielt er ein Buch, welches sehr

* In dem eingesandten Manuscripte findet sich hier eine grosse Stelle, welche, man weis nicht, durch was für einen unglücklichen Zufall, vermuthlich aber auf der Post, dergestalt zerrieben, und unleserlich gemacht worden, daß man aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht im Stande gewesen ist, den eigentlichen Innhalt zu errathen, und die Lücken auszufüllen. Dieser Verlust ist höchlich zu bedauern, weil dadurch die ganze Erzählung so dunkel und unverständlich gemacht worden ist, daß man gar nicht errathen kann, wer eigentlich dieser Schatten gewesen seyn müsse, welchen der Herr Verfasser im Traume gesehen hat. Die Kürze der Zeit hat es nicht erlauben wollen, ihn um eine Erleuterung darüber zu bitten, zumal da er demselben gefallen hat, den eigentlichen Ort seines Aufenthalts zu verschweigen. Inzwischen ersucht man denselben um eine vollständige Abschrift dieses Charakters. Man hat es ohne sein Vorwissen nicht wagen wollen, solchen gänzlich herauszulassen, und der Eingriff würde zwar vielleicht gelehrt, aber dennoch strafbar gewesen seyn, wenn man solchen selbst hätte ergänzen, und unsre Arbeit für das Original desselben hätte ausgeben wollen. Der beste Rath hat dieser zu seyn geschienen, wenn man die ganze Stelle aufs sorgfältigste so drucken liesse, wie sie in dem Manuscripte noch zu erkennen gewesen. Vielleicht erlangt man dadurch bey denjenigen Gelehrten einen grossen Beyfall, welche in dergleichen Art von verstümmelten Schriften, in denen kein Verstand ist, die gröste Weisheit suchen, und ihren Namen durch deren mühsame und wichtige Ergänzung zu verewigen gedenken. Man erwartet von den deutschen Grutern und Gronoven alle billige Erkenntlichkeit für die kritische Ausgabe, und will nur wünschen, daß durch deren Untersuchung nicht zu neuer Heftigkeit und Verbitterung in der gelehrten Republik Anlaß gegeben werden möge!

sehr gebraucht zu seyn schien. Ich konnte aber auf dem Titel weiter nichts lesen, als die Worte: Der allzeit fertige ꝛc. Er schien sehr tiefsinnig zu seyn, und murmelte etwas zwischen den Zähnen, wovon ich noch dieses ganz eigentlich verstund: Der Ketzer hätte mir gar wohl acht pro Cent geben können! Ich fragte meinen Begleiter, ob er diesen verkappten Wuchrer kenne? Er legte mir aber die Hand auf den Mund, und warnte mich, nicht ein Wort mehr von ihm zu reden.

Die Nachricht, daß sich die Seele des Cicero in Gesellschaft verschiedner Griechen und Römer in dem Garten eines nicht weit von hier gelegnen Landguts habe blicken lassen, machte unter allen Geistern eine grosse Bewegung. Ein jeder eilte aus Neugier dahin, und ich selbst war unter dieser Zahl. Der Anblick vergnügte mich, und seine Mienen, welche etwas grosses zeigten, prägten mir alle diejenige Ehrfurcht ein, welche man dieser patriotischen Seele schuldig ist. Ich bemerkte inzwischen dennoch etwas niedergeschlagnes an ihr, welches von einer Scham herrührte, die ich nicht errathen konnte. Um deswillen nahm ich Gelegenheit, mich bey einem Schatten, welcher dem Cicero folgte, und sein Freygelaßner gewesen seyn mochte, darnach zu erkundigen. Er hat wohl Ursache, antwortete mir dieser, niedergeschlagen und beschämt zu seyn, weil er erfahren, daß man ihn in euerm Lande den unerbittlichen Händen eines Geschlechts Preis gegeben, welches, unter dem Vorwande, ihn zu ehren, ihn lächerlich, und, wann es hoch kömmt, aus einem römischen Consul zu einem lateinischen Sprachmeister macht. Die größte Betrübniß für ihn ist noch diese, daß er wegen dieser Mishandlung sich bey den Göttern seines Landes beschwert, aber zur Antwort erhalten hat, eben dieses sey die Strafe, wozu ihn Pluto verdammt, weil man ihm Schuld gegeben, daß er zum öftern viel Eitels, und einen unanständigen Hochmuth an sich habe blicken lassen, welcher nicht besser gezüchtigt werden könne, als durch ewige Commentatores. Ich erschrack über dieses

dieſes ſtrenge Urtheil des Pluto, welches mir faſt unglaublich vorkommen wollte, wenn ich nicht durch folgende Begebenheiten darinnen beſtärkt worden wäre.

Ohngefähr hundert Schritte von uns erblickten wir eine Menge tiefſinniger Seelen in beſtaubter Kleidung. Ihre Schritte waren ernſthaft, und ihr Gang monarchiſch. Sie ſchienen ſehr uneinig unter einander zu ſeyn, und je näher ſie uns kamen, deſto deutlicher hörte man ihren Streit, ſo gar, daß ihr Anführer ſich umkehren, und mit drohender Fauſt, und einem fürchterlichen: Me Dius fidius! Friede gebieten mußte. Dieſer Aufzug ſchien die Seele des Cicero ſehr zu befremden. Er vermuthete ſich eines wichtigen Antrags, und glaubte, wie ich nachdem erfuhr, daß es vielleicht Geſandten eines auswärtigen Volks, oder ſo genannter Barbaren, wären, welche ſich aus Hungersnoth gezwungen ſähen, bey dem Rathe und Volke um Brod aus Sicilien oder Aegypten anzuſuchen. Er empfieng ſie mit einer mitleidigen Miene; Aber wie ſehr erſtaunte er nicht, als der Anführer dieſer Proceßion ihm eine ſehr wunderliche Verbeugung aus dem Alterthume machte, welche nach Grävs Berichte zu den Zeiten des Ennius unter den jungen Herren in Rom Mode geweſen ſeyn ſoll. Cicero hielt dieſen erſten Anfall ſtandhaft aus, und es ſchien, daß er den Vortrag mit einiger Ungeduld erwartete. Dieſer erfolgte endlich, nachdem der Orator dieſer Geſandſchaft ſich unter vielen Verzuckungen in die gewöhnliche rhetoriſche Poſitur geſetzt, und mit wiederholter Verbeugung ihm ein erſchrecklich groſſes Buch überreicht hatte, welches viere der ſtärkſten ſeiner Collegen auf ihren Schultern trugen, und auf deſſen Rücken die Worte glänzten: OPERA OMNIA. Cicero entſetzte ſich ein wenig über dieſe ausländiſche Maſchine, noch aufmerkſamer aber ward er, als ihn der Anführer folgendergeſtalt anredete: Omnino, ſi quid eſt in me ingenii, quod ſentio, quam ſit exiguum - - - exiguum - - - quod ſentio, quam ſit exiguum. Vermuthlich mochte dieſe unumſtößliche Wahrheit die Kräfte unſers Demoſthenes

henes so sehr mitgenommen, oder auch der Anblick des Cicero, welchen er sich ganz anders vorgestellt hatte, eine so grosse Verwirrung in seinem Gemüthe verursacht haben. Er hielt eine lange Weile innen, und ließ dem Cicero Zeit, sich von seiner Verwunderung zu erholen, welcher von der ganzen Anrede nicht ein Wort verstanden hatte, und seinen Atticus fragte: Was dieses für eine Sprache sey? Denn darauf wäre er wohl niemals gefallen, daß dieses lateinisch seyn sollte, so fremd und unvernehmlich kam ihm die Aussprache vor. Endlich erholte sich unser Redner, nachdem er seine Zuflucht zum Huthe genommen, in welchem das Concept lag. Er versicherte dem Cicero in dem feinsten und in ciceronianischem Lateine, daß er und seine Gesellschaft für Freuden ausser sich wären, und diesen Tag mit einem weissen Steine bezeichnen wollten, an welchem sie das Glück gehabt, denjenigen kennen zu lernen, welcher zu seiner Zeit das schönste Latein geredet, und dessen Gelehrsamkeit ihnen zu Erlangung der Leibesnahrung und Nothdurft dienlich gewesen wäre. Er rühmte besonders seine eigne Wenigkeit, da er an den Schriften des Cicero das Werk der Liebe und Barmherzigkeit erzeigt, und sie in gegenwärtigem bequemen Formate durch die kostbaren und tiefsinnigsten Noten, durch Sammlung aller nur ersinnlichen Lesarten, und durch ein erstaunendes Register brauchbar, und zugleich ihrer Beiden Namen unsterblich gemacht habe. Zum Schlusse beseufzte er die verstockte Blindheit seiner deutschen Landsleute, welche von einem Gelehrten noch etwas mehr, als lateinisch, fodern wollten, und so gar anfiengen, die Heiligthümer Latiens durch eine Sprache, welche in Deutschland auch der Pöbel verstehen könnte, frevenlich zu entweihen. Hier beschloß er seinen Vortrag mit einem freudigen Dixi! und Cicero, welcher überdrüßig seyn mochte, einem ihm unverständlichen Gewäsche zuzuhören, antwortete nichts weiter, als: Cura, vt valeas! und ließ ihn stehen.

Seine Abwesenheit bewog uns, diesen Ort auch wieder zu verlassen. Wir kehrten zurück, und es begegnete uns eine Seele, welche sich uns mit taumelnden und schleichenden Schritten zu nahen schien. Sie dehnte sich, sie wischte die Augen, und gähnte zu zweyenmalen so laut, daß ich stehen blieb, um zu sehen, ob sie aufwachen, oder einschlafen würde. Nach einer langen Weile kam sie uns so nahe, daß ich weichen mußte, aus Furcht, von ihr getreten zu werden. Mein Führer winkte mir, und ich merkte bald, seine Meynung wäre, daß ich mich in ein Gespräch mit ihr einlassen sollte. Ich that es, und redete sie mit lauter Stimme an, um sie zu ermuntern. Kaum aber hatte ich ein paar Worte gesagt, als sie die Augen erschrecklich weit aufsperrte, die Arme von sich streckte, auf den Rasen niedersank, und weiter nichts sagte, als: Gute Nacht! und in dem Augenblicke schlief sie auch sanft und ruhig.

Ich war verdrüßlich, daß ich mich von meinem Führer hatte bewegen lassen, diese träge Seele anzureden. Er lachte aber nur, und sagte: Ich habe wohl gewußt, daß es dir nicht anders gehen würde, als wie es mir, und noch vielen hundert Seelen, gegangen ist, welche mit ihr haben reden wollen. Dieses ist eben die Seele des berühmten Träumers, welcher in seinem Leben so oft auf dem hamburgischen Walle nur darum spatzieren gefahren ist, daß er in seiner Kutsche desto gemächlicher schlafen könnte. Eben darinnen bestund seine einzige Arbeit. Keine Leidenschaft hat ihn jemals stören können. Dieses brachte ihn zu einem feisten Körper, und sehr hohen Alter. Man hat niemals zuverläßig erfahren können, wie lange er gelebt habe; So viel aber ist gewiß, daß er etliche funfzig Jahr geschlafen hat. Seine Voraltern hatten in ihrer Handlung durch eine unermüdete Arbeit und Wachsamkeit so viel erworben, daß ihr Sohn mit der größten Gelassenheit schlafen konnte. Er ist eben derjenige, welcher die Sonne in seinem ganzen Leben nicht hat aufgehen sehen. Es ist lächerlich genug, wenn es wahr ist, was mir einige Schatten von ihm erzählt

zählt haben. Sie sagen, es sey noch sehr früh und in der Morgendämmerung gewesen, als er gestorben. Seine Seele habe sich anfangs gar nicht entschliessen können, sich von dem Bette zu entfernen, worinnen es ihr so lange Jahre wohlgegangen, und worinnen sie jederzeit ihre gröſte Glückseligkeit gefunden. Endlich sey sie doch genöthig worden, solches zu verlassen, weil sie der Lärm, und das geschäfftige Bezeigen ihrer Hinterlaſnen beunruhigt, und beynahe munter gemacht hätte. Sie habe sich mit halbgeschloſnen Augen aus dem Zimmer gewagt, und sey gleich zu der Zeit in diese Gegend gekommen, als die Sonne hervorgebrochen. Dieser Anblick sey ihr unerträglich gewesen, daſ sie die Hand vor das Gesicht gehalten, und getaumelt habe; nicht anders, als ein Gefangner, welcher viele Jahre unter der Erde gesessen hat, und auf einmal an das Tageslicht kömmt. So viel ist indessen gewiſ; so lange ich ihn kenne, so lange hat er sich auch in dieser Gegend aufgehalten, wo er noch itzt schläft, ohne sich zu bekümmern, wo er eigentlich sey, oder was um ihn herum vorgehe. Einige seiner Landsleute haben mich versichert, daſ er beständig träge, und unempfindlich gewesen, und wenn er auch gegessen, getrunken, oder sonst etwas gethan, was er zur Erhaltung seines Körpers unumgänglich thun müssen: So habe man doch eigentlich gemerkt, daſ es mit der gröſten Schläfrigkeit geschehen sey. Zuweilen hat er ausgesehen, wie ein andres vernünftiges Geschöpf, welches wacht, so bald er aber angefangen, den Mund zu bewegen, wie ein wachender Mensch, welcher reden will, so hat man gleich gemerkt, daſ er in der That sehr fest geschlafen, denn seine Worte sind eben so verwirrt, und ohne Verstand gewesen, wie die Worte derer sind, welche man noch vor Mitternacht in ihren Träumen stört. Unterdessen hat er doch ein sehr exemplarisches Ende genommen. Anfänglich ist er ungemein unruhig gewesen, als ihm sein Seelsorger auf des Arztes Anrathen die Nachricht gebracht, daſ er sterben müsse. Er hat durchaus davon

nichts

nichts hören wollen. Bey den erbaulichſten und tröſtlichſten Beſchreibungen von der Glückſeligkeit jenes Lebens, hat er mit dem Kopfe geſchüttelt. Als aber ſein Beichtvater von ohngefahr die Worte ſagte: Wie glückſelig ſind die, welche zur ewigen Ruhe gelangen, und ſelig entſchlafen! ſo drückt er ihm die Hände, gähnt ihn an, und ſtirbt.

Dieſe Erzählung machte, daß ich noch einige Zeit vor dieſer träumenden Seele ſtehen blieb. Ich konnte ſie nicht ohne Mitleid anſehen. Wie unglückſelig dachte ich bey mir ſelbſt, iſt ſo ein Menſch, welcher in der Welt lebt, ohne im geringſten die Pflichten zu erfüllen, die er ſich und ſeinen Mitbürgern ſchuldig iſt. Seine Trägheit verhindert ihn, des Vergnügens zu genieſſen, welches ihm tauſend angenehme Gegenſtände zeigen. Wäre er nur einigermaaſſen aufmerkſam, ſo würde er nicht einen Schritt thun können, ohne die Pracht der Natur zu bewundern, in welcher ſich die Gröſſe des allgemeinen Schöpfers entdeckt. Er genießt ſein Vermögen nicht, weil er es, wenn es hoch kömmt, nur anwendet, ſich durch unordentliches Eſſen und Trinken in ſeiner Trägheit zu erhalten. Des edeln Vergnügens muß er entbehren, welches diejenigen empfinden, die Gelegenheit ſuchen, auch andre glücklich, und durch eine vorſichtige Austheilung ihres Vermögens mehr, als eine Nachwelt, ſich verbindlich zu machen. Sein Leben iſt ein beſtändiger Tod, und eine Marter für diejenigen, welche mit Schmerzen auf ſein Abſterben warten, weil er erſt alsdann anfängt, ihnen nützlich zu werden.

Ich glaube, ich wäre in dieſen ernſthaften Betrachtungen noch weiter fortgefahren, ehe ich mir es aber verſahe, bekam ich mit einem Prügel einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf, daß ich ganz ſchwindlicht darüber ward, und daß mir der Huth auf die Erde fiel. Ich kehrte mich voll Verdruß um, in der Abſicht, denjenigen zu ſehen, welcher vermögend wäre, dergleichen niederträchtige Grobheit

zu begehen. Ihr seyd sehr unbescheiden, mein Freund, fuhr ich ihn mit Heftigkeit an, daß ihr Leuten, die ihr nicht kennt, und die euch nichts gethan haben, auf eine so ungeschliffne Art begegnet! Und ihr seyd ein ziemlicher Narr, wie ich merke, versetzte er mit einem lauten Gelächter, daß ihr einen witzigen Scherz übel nehmt. Merkt ihr denn nicht, daß ich ein satirischer Kopf bin? Diese unverschämte Antwort bewog mich ihn genauer anzusehen, und ich entsann mich, ihn gar wohl gekannt zu haben, weil er erst vor einem Jahre gestorben war, und sich über einer Satire zu Tode geschimpft hatte.

Ich war durch diese verdrießliche Begebenheit so unruhig geworden, daß ich befürchtete, es möchte mir vielleicht noch ein witziger Kopf aufstossen, und mich braun und blau satirisiren. Um deswillen that ich meinem Begleiter den Vorschlag, daß wir uns in eine schattigte Gegend zurück ziehen wollten, welche vor uns lag, und von der ich glaubte, daß es darinnen, wo nicht einsamer, doch sicherer seyn würde.

In beiden betrog ich mich. Ich erblickte daselbst eine grosse Gesellschaft, die meistens aus Frauenzimmern bestund. Weil sie in eben der Stadt gelebt hatten, wo ich mich aufhielt, so kannte ich sie alle, und ich fand ihre Beschäfftigungen nicht im geringsten verändert. Sie spielten, sie tranken Caffee, manche redeten gar nichts, die meisten aber schlugen ein so lautes Gelächter auf, daß ich begierig ward, diese zuerst zu beobachten. Ich nahte mich ihnen, ich hätte aber nicht gemeynt, daß eben ich die Ursache dieser allgemeinen Lebhaftigkeit und Freude gewesen wäre. Je näher ich kam, desto heftiger fiengen sie an, zu lachen. Ich verlangte von ihnen die Ursache zu wissen, aber sie waren so boshaft, und sagten mir solche nicht. Doch eine von ihnen, um welche ich mich in ihrem Leben, durch ein ganz artiges und sinnreiches Sonnet auf ihren Mops, sehr verdient gemacht hatte, war so dankbar, und half mir

aus

aus meiner Verwirrung. Ich will es Ihnen nur sagen, sprach sie zu mir, warum wir so lustig sind. Wir hatten schon viel Stunden lang in der verdrüßlichsten Stille beysammen gesessen, ohne ein Wort zu reden, weil wir müde waren, die Trachten, den Gang, und die Mienen aller der Seelen, die bey uns vorbey gehen mußten, zu beurtheilen. Auch mit den Abwesenden waren wir bereits fertig, ja, was das allerbetrübteste war, so waren wir auch schon darüber einig, daß es heute schönes Wetter wäre. Wir sahen einander ganz niedergeschlagen und verdrüßlich an, die Zeit ward uns lang, und, wenn dieser artige Herr hier, einer von meinen ehemaligen Schäfern, den sie noch wohl kennen müssen, nicht zuweilen gepfiffen hätte, so glaube ich, wir würden vor langer Weile gar eingeschlafen seyn. Von ohngefähr erblickten wir sie von weitem, und zwar in einer Positur, die wichtig genug war, daß wir alle aus vollem Halse lachten. Hier hielt sie inne, stemmte beyde Arme in die Seite, und fieng von neuem mit ihrer ganzen Gesellschaft ein so lautes Gelächter an, daß ich ganz beschämt da stund. Merken Sie es denn noch nicht? fuhr sie fort, als sie einigermaassen sich erholt hatte. Um des Himmels willen, sehen Sie doch ihren Huth an, wie bestaubt er aussieht! Wenn dieses allein an mir das Lächerliche ist, antwortete ich, so kann ich ihm bald abhelfen. Ich erzählte ihnen, daß mir ihn ein witziger Geist vom Kopfe gescherzt hätte, wodurch er eben so staubigt geworden wäre. Ich machte ihn wieder rein, und dadurch benahm ich ihnen auf einmal diese reiche Materie ihrer Lebhaftigkeit, so gar, daß sie von neuem in ein tiefsinniges Stillschweigen verfielen, so, daß ich selbst nicht länger Lust hatte, mit ihnen zu gähnen.

Ich schlich mich um deswillen unvermerkt fort, und traf nicht weit davon, in Gesellschaft andrer Frauenzimmer, die Seele eines Stutzers an, welcher in seinem Leben eben diese Gesellschaft durch seine Einfälle ergetzt hatte, die sie damals galant, ungezwungen, sinnreich, und, ich

weis

weis selbst nicht mehr, wie vortrefflich nannten. Ich fand ihn aber, wider die Natur der andern abgeschiednen Seelen, ganz verändert. Er war stumm, trocken, nicht eine einzige Person in der Gesellschaft schien das artige und witzige Wesen, so er vormals gehabt, an ihm zu finden. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber. Er zuckte die Achseln, und versicherte mich, er sey die Unglückseligste unter allen Seelen. Sein Absterben sey ihm so plötzlich und unvermuthet gekommen, daß er in der Eil weder Uhr, noch Stockband, noch Tabaksdose mit sich genommen. Drey Sachen, rief er, in welchen meine ganze Lebhaftigkeit, mein ganzer Witz bestund! Was ist doch der Verstand eines Stutzers ohne diese Stücke? Wenn ich einen artigen Scherz machen will, so vermisse ich mein Stockband, und meine feinen Einfälle auf einmal. Ich bin nicht im Stande, das geringste Urtheil von Staats- und gelehrten Sachen, ja nicht einmal von einem Gedichte zu fällen, weil ich keine Prise Tabak nehmen kann! Ich bedauerte diesen entkräfteten Stutzer um desto aufrichtiger, da ich schon in meinem Leben dergleichen Geschöpfe niemals ohne herzliches Mitleiden ansehen können. Ich war nicht im Stande, ihm zu seinem Witze wieder zu verhelfen, um deswillen ersann ich eine Ursache, welche mich, wie ich vorgab, nöthigte, ihn zu verlassen.

Mein Begleiter war eben im Begriffe, mir die bekannte Geschichte von der abgeschiednen Seele eines Harlekins zu erzählen, welche ihre bunte Kleidung und mit dieser allen Harlekinsverstand verloren hatte; als wir durch ein neues Abentheuer gestört wurden. Eine Frauenzimmerseele, die ich nicht wahrgenommen hatte, weil ich ihr den Rücken zukehrte, war mir nachgeschlichen, und fiel mir von hinten zu um den Hals, um welchen sie die eine Hand schlug, mit der andern aber die meinige auf eine so zärtliche Art drückte, daß ich aus dieser wollüstigen Beredsamkeit mehr errathen konnte, als wenn sie sich mündlich erklärt hätte.

hätte. Ich konnte leicht merken, daß es eine von den irrenden Schönen wäre, und die Dunkelheit des einsamen Orts, wo wir uns befanden, vermehrte meinen Verdacht. Sie schien in mich so verliebt zu seyn, als es eine Person von dergleichen Charakter zu seyn fähig ist. Ich spürte deutlich, daß sie alle Augenblicke erhitzter, und in ihrer Vertraulichkeit immer unverschämter ward. Ich war begierig, dieser dreisten Schöne ins Gesicht zu sehen. Ich fand ein Mittel, mich von ihren Armen loszumachen. Ich wandte mich um. Welcher Anblick! Ich sprang zurück! Bist du es? sagte sie, und gieng kaltsinnig fort. Meine Leser werden es wohl ohne Note errathen können, daß dieses die Seele meiner Frau war. Sie hatte mich verkannt, darum that sie freundlich. So bald sie mich sah, ward sie verdrüßlich, und floh. Ich freute mich, daß sie gieng. Wird nunmehr jemand noch zweifeln, daß unsre Seelen nach dem Tode eben dasjenige thun, was sie am meisten in ihrem Leben gethan haben?

Ein ängstliches Wimmern, welches ich nicht weit von mir hinter einem dicken Gesträuche hörte, machte mich aufmerksam. Ich eilte aus Mitleid hinzu, weil ich gewiß glaubte, es müßte diese ächzende Seele ein grosses Unglück betroffen haben. Ich fand sie unter einer Buche liegen, in der Kleidung, wie die Dichter, und unsre Comödianten, ihrer Schäfer vorstellen. Er hielt einen Hirtenstab in der Hand, an welchem ein grünes Band hieng, welches er unter tausend Seufzern mit solcher Entzückung küßte, daß er mich nicht eher gewahr ward, als bis ich bey ihm stund. Endlich sah er mich mit zerstörten Blicken an. Er sprang auf, fiel vor mir nieder, umfaßte meine Knie. „Grausame! rief er; hast du dich doch end„lich bewegen lassen? Ich sehe schon, anbetenswürdige „Sylvia, ich sehe schon in deinen Augen das Mitleid, wel„ches du gegen den unglückseligen Thyrsis hegst!

„Ach

„Ach ſtrenge Sylvia! warum verachteſt du mich?
„Die Sonne brennt, und wirft die Strahlen unter ſich;
„Luft, Feld, und Erde brennt, die kühlen Steine brennen
„Von Flammen, die auch ſchon die jungen Lämmer kennen;
„Dein Thyrſis aber fühlt mehr, weder alle Pein;
„Und du alleine nur willſt Schnee und Kälte ſeyn?
„So bald ich neulich dich, (du wirſt es wohl noch wiſſen)

Du irrſt dich mein Freund, ſagte ich zu ihm, ich bin nicht deine Sylvia, und dennoch . . . „Ja, verſtelle dich nur, „rief er mit einer rechten Schäferwut, verſtelle dich nur, „du mörderiſche Schöne! Freylich biſt du nicht meine Syl„via! Menalks Sylvia biſt du! Glückſeliger Menalk! „Verlaßner Thyrſis! Ich habe es mit meinen Augen geſe„hen, daß Menalk den Straus auf ſeinem Huthe getragen, „den ich für dich, nur für dich allein, gebunden hatte. „Ich ſetzte dich zur Rede, die Hirten wiſſen es alle. Du „antworteteſt mir nicht einmal! Du eilteſt von mir! Du „giengſt zu deiner Heerde! Unempfindliche Schäferinn! „Sind meine Flammen ſtrafbar, ſo ſtrafe mich, aber ſtra„fe vorher dich ſelbſt, denn nur die Blitze deiner Augen „ſind es, welche mich in Brand geſetzt haben.

„Wer böſe Zauberey getrieben,
„Dem wird das Feuer ſonſt in Rechten zuerkannt.
„Ich weis von ſolcher nichts, und wollte nur was lieben,
„Und werde doch darum verbrannt.
„Der Richter, welcher mich ſo grauſam will verdammen,
„Schlägt ſelbſt das Feuer auf, und trägt das Holz zuſammen.

Nunmehr fieng mir an, beynahe Angſt zu werden, und ich wünſchte mir, aus den Händen dieſer ſchwärmenden Seele befreyt zu ſeyn. Er hielt meine Knie ſo feſt umſchloſſen, daß es nicht möglich ſchien, mich von ſeiner Zärtlichkeit frey zu machen. Endlich aber gelang es mir. Ich wollte zurück, aber dadurch ward mein Schäfer ganz auſſer ſich gebracht. Er faßte mich von neuem bey der Hand, und ſagte: „O Sylvia! ich bitte dich bey den Götter dieſer Flur! „Höre einmal auf, grauſam zu ſeyn! Wenn dein Herz „nicht noch härter iſt, als jene Felſen, ſo laß dich mein Un-

„glück rühren! laß mich seufzen! Ich beschwöre dich bey „den Nymphen, welche dort hinter jenem Busche lauschen, „und bey den chrystallnen Fluthen, welche hier über diese „Kiesel rollen, habe Mitleiden mit dem Unglückseligsten!

„Laß mich seufzen, laß mich klagen,
„Und den stummen Büchen sagen,
„Wie mich Sylvia gequält!
„Gönnt mirs ihr verschwiegnen Bäume,
„Daß ich von der Marter träume,
„Die mein Mund so oft erzählt!
„Laß mich seufzen, laß mich klagen,
„Und den stummen Buchen sagen,
„Wie mich Sylvia gequält!

Hier konnte ich mich nicht länger enthalten, über diesen Opernschäfer zu lachen. „Und du lachst noch! schrie er, „indem er von der Erde aufsprang. Und du spottest noch „mit meiner Verzweiflung!

„Nun weis ich Aermster nicht, was weiter übrig ist,
„Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke,
„Vielleicht liebst du mich todt, weil ich dich lebend kränke.

Kaum hatte er diese Worte gesagt, als er von mir, und in die Sträucher eilte!

Ich erschrack, ich befürchtete; seine Verzweiflung dürfte nicht ohne Wirkung seyn. Ich wollte ihm nachgehen, um seiner Raserey Einhalt zu thun, aber mein Führer hielt mich zurück. Du kannst ganz ruhig seyn, sagte er. Dieses ist der Schatten eines von den Schäfern, welche ihr Leben am höchsten bringen, wenn sie alle Tage verzweifeln; und welche sich niemals besser aufbefinden, als wenn sie von Gift und Dolche reden. Er war in seinem Leben sehr zärtlich, und glaubte, für keine Creatur schickte es sich besser zärtlich zu seyn, als für einen Schäfer. Er ward also ein Schäfer, nur in der Absicht, damit er recht regelmäßig seufzen könnte. Tag und Nacht war er beschäfftigt, durch Lesung solcher Schriften sich vollkommen zu machen, welche von Feuer und Flammen rauchten, und von verliebtem

Mord

Mord und Todschlägen voll waren. Und eben dadurch gerieth sein Gehirn in solche Unordnung, daß er, als ein arkadischer Don Quichott, auf Abentheuer ausgieng. Diese grausame Sylvia, für welche er dich ansah, ist nirgends anders, als in seiner Einbildung möglich gewesen. Sein ganzes Leben hat er in dergleichen Entzückung zugebracht, und noch auf dem Todbette hat er von nichts, als Klee und Milch, geredet; ja so gar den Arzt, als ihm dieser an den Puls fühlen wollen, hat er auf dem Rücken gestreichelt, weil er ihn für seinen Hylax hielt. Du darfst dich also nicht wundern, daß er dich schlechterdings zu seiner Sylvia machen wollte. Ich glaube nicht, daß ausser ihm in der ganzen Welt noch ein Schäfer gewesen ist, welcher seine verderbte Einbildung so gar sehr wahnwitzig gemacht; doch soll es, wie man mir gesagt hat, noch hin und wieder verschiedne Seladonchen geben, welche einen ziemlichen Ansatz zu dieser hitzigen Krankheit haben.

Zum grössten Unglücke entdeckte mich der Schatten meines ehemalichen Schneiders. Es war nicht möglich, ihm aus dem Wege zu gehen, so sehr ich es auch wünschte, weil ich mich noch wohl erinnerte, wie unträglich er in seinem Leben, durch sein unermüdetes und politisches Geschwätz, gewesen war. Es half aber nichts, ich mußte mich gefaßt machen, seine tiefsinnigen Beurtheilungen von Staatssachen noch einmal auszuhalten. Die Freude war ganz ausserordentlich, die er darüber bezeugte, daß er mich hier sehen sollte. Hundert Fragen that er an mich, und ließ mir nicht Zeit, eine einzige zu beantworten. „Sie „sind doch allemal fein gesund gewesen; sagte er? Sie haben sie doch alle wohl verlassen? Und Ihre Jungfer Muhme? . . Sie werden mich wohl verstehen? Nun das will „ich eben nicht sagen. In der That wollte ich ihr es gönnen. Das Mädchen ist gut. Lebt denn der alte Hauptmann noch? Ich habe tausend Spaß mit ihm gehabt. „Was ich Ihnen sage. Der konnte recht erzählen, wenn „er bey Humor war! Den pommerschen Krieg, den wußte

„er auf ein Haar! ohne Flatterie! Er würde gewiß ganz „anders abgelaufen seyn, wenn er nicht abgedankt hätte. „Aber hören Sie nur an. Ich weis nicht, das Ding sieht „sehr bunt aus. Mit meinem Willen ist es gar nicht ge„schehen, daß Prinz Carl übern Rhein gieng. Es war „doch nun mit alle dem, wie es war? Der Franzose, es „mag nun seyn, wie es will, er ist doch einmal der Fran„zose, und ein Christ, so gut als wir. Was ich ihnen sa„ge. Er hätte es können bleiben lassen. Mit alle dem „mag der Rhein ein ziemlich breites Wasser seyn. Aber „hören Sie nur an. Ich denke, ich denke, es soll bald „anders werden. Der eine von den Herrn Cantons . . „Ich will es Ihnen schon einmal erzählen, wenn wir allein „seyn werden. Vor dem Türken? Ach! der Bluthund, „der darf sich nicht breit machen! Was ich Ihnen sage. „Das merkte ich gleich im voraus, ohne Flatterie. Mei„ne Großmutter seliger . . . ich weis nicht, ob Sie sie „werden gekannt haben. Es war eine kleine bucklichte „Frau. Sie wohnte hinten am Walle. Hören Sie, das „war eine Frau! Sie hat mich noch aus der Taufe geho„ben. Es gieng bey ihrem Testamente auch mit Kräutern „zu. Was geschehen ist, das ist geschehen. Ich habe, „gottlob, auch mein Brod gehabt. Ich spreche immer: „ehrlich währt am längsten; und mein kleiner Christel war „noch dazu ihr Pathe. Ja, was wollte ich denn sagen, „ich habe es ganz drüber vergessen! Ja, der Türke . . .„ Ja, ja, der Türke, antwortete ich voll Verdruß, ich kenne ihn wohl, aber hier läst es sich davon nicht gut reden. Wir sprechen einander schon weiter, itzt habe ich nicht Zeit, mich länger aufzuhalten. Ich ließ ihn stehen, und gieng fort.

Indem hörte ich hinter mir ein lautes Gelächter. Ich wandte mich um, und erblickte eine Seele, welche so verhungert aussah, wie ein Goldmacher, und so tückisch, wie ein Schatzgräber. Sie drückte mir sehr vertraulich die Hand, und sagte: „Sie haben recht wohl gethan, daß

„Sie

„Sie Sich den unsinnigen Schwätzer vom Halse geschafft „haben. Ich habe Ihrem ganzen Gespräche zugehört, und „mich über Ihre Geduld gewundert. Es ist ewig zu be„jammern, daß es Leute giebt, die sich um Sachen bekümmern, welche sie nicht verstehen. Wenn es nur Schnei„der wären, welche sich in politische Händel mischten, so möchte es allenfalls noch hingehen, und es würde sich vielleicht „darüber lachen lassen. Aber, es giebt Männer mit gros„sen Parücken, die es nicht viel besser machen, als Ihr „Schneider. An statt, daß sie für ihre Pflicht, und für „das Beste ihres Vaterlandes sorgen sollten; so sitzen sie „beysammen, und plaudern über die Zeitungen. Ich bin, „wie Sie mich hier sehen, in meinem Leben auch aus dem „politischen Stande gewesen, und habe dabey Gelegenheit „gehabt, einzusehen, was das heisse, ein Land zu regieren. „Mit einem Worte! Ich war eines Edeln Hochweisen „Raths Strassenbereuter, ein geschworner Mann, und „hatte meine theure Pflicht. Die Finanzsachen waren mei„ne liebste, und vornehmste Arbeit, und wenn es nach mei„nem Vorschlage gegangen wäre, die Stadtcasse hätte al„le Jahre um hunderttausend Thaler reicher seyn müssen. „Aber freylich, wie es nun geht! Wer etwas versteht, der „hat seine Feinde. Der Bürgermeister merkte, daß ich „ihn übersehen konnte, das war schon genug mich zu stür„zen. Nur mein Vaterland dauert mich, dem ich zu früh„zeitig entrissen worden bin. Tag und Nacht habe ich „mitten in meiner schweren Berufsarbeit auf Mittel und „Wege gesonnen, das Wohl meiner Mitbürger in bessre „Aufnahme zu bringen. Ich merkte wohl, in was für ei„nen kläglichen Verfall das Finanzwesen gerathen war, „denn als ich um eine Zulage für meine patriotisch geleiste„ten Dienste ansuchte, so gab man mir abschlägliche Ant„wort, und zur Ursache gab man dieses an: Es sey kein „Geld in der Casse. Von diesem Augenblicke an nahm „ich mir vor, meinem Vaterlande unter die Arme zu grei„fen. Alle Tage gab ich ein neues Mittel an die Hand,

„die gemeinen Einkünfte zu erhöhen, und eben dadurch ver-
„diente ich den würdigen Beynamen des Projectmachers.
„Ja, mein Herr, hätte man mir nur gefolgt. Ich hatte
„auch meine theure Pflicht auf mir, so gut als der Bür-
„germeister; und gleichwohl wiesen sie mich mit meinen
„Vorschlägen allemal ab. Was meynen Sie? Ich mach-
„te ein Project, daß man die Geistlichen abschaffen, ihre
„Besoldungen einziehen, und die Rathsherren anhalten
„sollte, daß sie selbst nach der Zeche und zur Fröhne predi-
„gen müßten. Was hätte man nicht ein Jahr lang in der
„Stadt ersparen können? Und den Geistlichen war ich so
„nicht gut, besonders unserm dicken Oberpfarrer, der hät-
„te es auf diese Art gewiß empfinden sollen, was das heis-
„se einen geschwornen Mann von der Kanzel zu werfen.
„Glauben Sie wohl, daß mein Vorschlag angenommen
„ward? Ich versuchte es auf eine andre Art. Ich über-
„reichte eine Schrift, in welcher ich aufs deutlichste ausge-
„rechnet hatte, daß die Stadtcasse alle Monate um drey-
„tausend Thaler vermehrt werden würde, wenn eine jede
„Frau, welche die Herrschaft über ihren Mann führte, mo-
„natlich drey Mark zur Einname erlegen müßte. Hätte
„wohl ein Vorschlag billiger und vernünftiger seyn können, als
„dieser? Aber es fehlte nicht viel, daß mich nicht alle Weiber,
„von der Bürgermeisterinn an bis auf meine eigne Frau, ge-
„steinigt hätten. In der That durfte ich mich vier Wochen lang
„nicht sehen lassen, und das war die Belohnung für meinen
„wohlgemeynten Eifer. Dennoch ward ich nicht müde, in
„der Hoffnung, daß wenigstens einmal meinen Mitbürgern
„die Augen zu ihrem Besten aufgehen würden. Unser Kü-
„ster, welcher auch kein Narr seyn wollte, gab mir unter
„den Fuß, ich sollte eine Vorstellung thun, daß man auf
„die Möpse eine Kopfsteuer legen, und daß die Gratulan-
„ten ordentliche Hausierzeddel lösen, auch alle ihre Glück-
„wünsche auf Stempelpapier drucken lassen sollten. Aber
„ich weis nicht, das Ding kommt mir zu überstudiert vor,
„und ich traue Ihnen die Einsicht zu, daß Sie gestehen

„werden,

„werden, daß meine Projecte nicht allein die besten und „einträglichsten, sondern auch die vernünftigsten sind, denn „ich habe meine theure Pflicht. Was meynen Sie davon? „Sagen Sie mir es offenherzig! „

Ich weigerte mich anfänglich, endlich aber gestund ich, nach meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit, daß mir des Küsters seine Einfälle nicht unrecht zu seyn schienen. Die Menge der Gratulanten sey so ansehnlich, daß aus den Hausierzeddeln; und aus dem Stempelimpost, der auf die guten Wünsche gelegt werden sollte, der gemeinen Stadtcasse eine grosse Summe zuwachsen könnte. Es wäre dieses auch, als eine gewisse und beständige Einnahme, anzusehen, da man nicht befürchten dürfte, daß diese Art von poetischen Insecten jemals vergehen würde, wenigstens so lange nicht, als es noch Leute gäbe, welche sich von Geburts- und Namenstagen nähren müßten. Es gereiche auch dieses dem gemeinen Wesen nicht zur Last, weil man dergleichen mechanischen Dichtern gar wohl zulassen könnte, daß sie ihre unterthänigste Devotion um etliche Schillinge steigerten. Die Kopfsteuer auf die Möpse haben meinen völligen Beifall, zumal, wenn sie bey Strafe der Confiscation ausgeschrieben würde. Denn ich wüßte gewiß, ein jedes Frauenzimmer würde ihren Schooßhund gern mit zwölf bis funfzehen Mark lösen, und die Summe lieber geben, als wenn man auf die Männer eine Kopfsteuer legte; wenigstens würden sich in diesem letztern Falle viele vor der Strafe der Confiscation nicht fürchten. Hingegen könnte ich ihm nicht verhalten, daß durch seinen Vorschlag eine grosse Unordnung in den Familien vorgehen dürfte, wenn die Weiber ihre Herrschaft über die Männer mit drey Mark erkaufen müßten. Diese würden es alsdann entgelten sollen, und sie würden es auch nicht einmal zulassen, daß die Weiber den Beytrag entrichteten, weil ein Mann es nicht leicht zugestünde, daß seine Frau Herr sey, so, wie ein jeder nur seinen Nachbar für einen guten geduldigen Mann, niemals aber sich selbst dafür hielte. Der Vorschlag wegen Abschaf-

sung der Geistlichen wäre so abgeschmackt, und partenisch, daß ich gewiß glaubte, es könnte auf denselben niemand fallen, als ein Strassenbereuter. Der geistliche Stand habe allemal das Unglück, denen am meisten zu misfallen, welche den wenigsten Verstand besässen, und man fände, daß ordentlich der Pöbel . . . „Was! Pöbel! rief mein „Projectmacher mit einer grimmigen Stimme; Weis der „Herr wohl, was er redet? Weis der Herr wohl, wer ich „bin? Weis der Herr wohl, daß ich ein geschworner „Mann bin? Daß ich meine theure Pflicht habe? Das „soll er mir nicht umsonst gethan haben! Er ist ein Ver„räther des Vaterlandes! Ein Rebell! Ein Meyneidiger! „Ich will ihm meine theure Pflicht . .„ und damit fiel er über mich her, und würgte mich mit seinen patriotischen Klauen dergestalt, daß ich seine Liebe zum Vaterlande auf das erschrecklichste empfunden haben würde, wenn nicht mein Begleiter mit einer Hand voll Geld seine theure Pflicht besänftigt hätte. So gleich ließ er mich los, und gieng fort.

Nunmehr könnte ich mit Ehren von meinem langen Traume ganz unvermuthet aufwachen. Was wäre wohl natürlicher, als daß ich mich mit dem Kopfe an das Bette stiesse, und erwachte? Allein ich habe noch keine Lust, munter zu werden. Ich hoffe, künftiges Jahr weiter fort zu träumen, denn ich kenne in der Stadt, wo ich wohne, wenigstens noch zwölf Originale, deren Tod ich mit schmerzlichem Verlangen entgegen sehe, weil ihre Bemühungen in dieser Welt so lächerlich und abgeschmackt sind, daß ich mir meine Leser gewiß verbindlich machen werde, wenn ich ihnen alsdann erzähle, womit sich ihre Seelen beschäfftigen. Es verlohnt sich also der Mühe noch wohl, daß ich ihren Tod schlafend erwarte.

Abhandlung
von
Buchdruckerstöcken.

Zueignungsschrift an die Marquisinn von L***

Madame,

Ihr werdet mir verzeihen, daß ich, als ein Deutscher, mich unterstehe, Euern Namen vor meine Schrift, und zwar vor eine solche Schrift zu setzen, in welcher eine der schwersten Materien, nach der Metaphysik, abgehandelt wird. Die witzigsten Eurer Landsleute wählen sich eine Marquisinn zur Schutzgöttinn ihrer gelehrten Werke, welche sie in die Welt senden, und ich lobe sie darum. Derjenige Leser müßte sehr unbescheiden seyn, der sich an einer Schrift vergreifen könnte, welche ein Frauenzimmer beschützt, oder die, mit der Livrey einer Marquisinn, sich unter das Volk wagt. Ich bin gar nicht so sehr für mein Vaterland eingenommen, daß ich nicht dieses für einen der wesentlichsten Vorzüge Euers Volks erkennen, und hier öffentlich rühmen sollte. So oft ich ein Buch sehe, es mag in Cölln, oder auf Kosten der Compagnie herausgekommen seyn, so ist eine Marquisinn allemal das erste, was mir in die Augen fällt. Niemals sehe ich dieses, ohne die Glückseligkeit Euers Volks zu beneiden, und mein Deutschland, dieses rauhe und unwitzige Land, zu beklagen, in welchem kein Autor berümt werden kann, weil er keine Marquisinn hat. Ihr würdet sehr grausam seyn, Madame, wenn Ihr mir verwehren wolltet, diesen natürlichen Mangel dadurch zu ersetzen, daß ich Euern Namen borge. Eure Landsleute sind so gefällig, daß sie uns mit allen denen Moden versorgen, die uns Deutsche zu leibhaften Franzosen, oder, welches einerley ist, zu vernünftigen Creaturen machen. Ich glaube also, sie werden es nicht übel nehmen, daß ich mit Euch, Marquisinn, eben so groß thue, als mit meinem Aermel, von dem mein Schneider mich versichert

chert hat, daß dergleichen noch zur Zeit in Paris niemand trage, als ein gewisser Chevalier, ein gewisser Marquis, und ein gewisser Prinz vom Geblüte, den er auch nicht nennen könnte. Vielleicht ist es nicht wahr, was mein Schneider sagt, und vielleicht ist in ganz Frankreich kein solcher Aermel, als der meinige. Es mag seyn! Das will ich nicht untersuchen. Das aber würde mich ärgern, wenn sich jemand die Frage einfallen liesse: Ob auch wirklich eine Marquisinn von L*** in der Welt sey. Denn auf diese Art würde man an meinem grösten Verdienste zweifeln wollen. Chloris hat eine solche Hochachtung gegen meinen pariſischen Aermel, daß sie mich gestern früh für den vernünftigsten unter ihren Liebhabern erklärte; und ich verlange nicht zu viel, wenn ich glaube, meine Landsleute sind schuldig zu bekennen, ich sey unter allen denen Schriftstellern, welche sich seit der letzten Michaelmesse verewigt haben, der gelehrteste, gründlichste, und tiefsinnigste, weil ich die Ehre habe, der Marquisinn von L*** gegenwärtige Blätter zuzueignen. Wie glücklich wäre ich! Aber, ich wünsche mir wohl zu viel. Doch ich will es wagen, Ihr werdet mir diese Ruhmredigkeit verzeihen, wenn ich Euch, Madame, gestehe, daß ich mir kein grösres Glück vorstellen könnte, als wenn meine Leser in gegenwärtiger Abhandlung einen so feinen Geist fänden, daß sie anfiengen, zu zweifeln, ob sie auch wirklich ein deutsches Original, und nicht vielmehr aus dem Französischen übersetzt wäre. Allen meinen Gerechtsamen auf die Nachwelt wollte ich entsagen, wenn ich dieses Glück erlebte. Niemals kann ich ohne eine kleine Eifersucht an den deutschen Verfasser gewisser bekannter Briefe gedenken, dem der glaubwürdige Vorredner dieses schmeichelhafte Zeugniß giebt: Es habe diese Briefe zwar freylich nur ein Deutscher geschrieben, aber gleichwohl wären sie so vortreflich abgefaßt, daß sie verdienten, von einem Franzosen geschrieben zu seyn. Auf Euch allein, Madame, wird, es ankommen, ob ich in meiner Hoffnung glücklich oder unglücklich seyn soll. Gewinne

winne ich nur Euern Beyfall, so weis ich gewiß, kein Abt in Paris wird es wagen, mir den Ruhm eines grossen Gelehrten und die Ewigkeit abzusprechen. Ich verdiene es, weil ich die Ehre habe zu seyn,

Madame,

der Eurige,

Woldamar von Tzschaschlau.

N. S.

Aus grosser Begierde, ein witziger Kopf, ein Franzose, und unsterblich zu seyn, habe ich vergessen, mich bey Euch, Madame, zu entschuldigen, daß ich Euch eine Schrift widme, welche so gelehrt ist, daß Ihr nicht ein Wort davon verstehen werdet. Aber dieses thut zur Sache nichts. Ich verlange gar nichts weiter von Euch, als daß Ihr die Zueignungsschrift lesen sollt, denn eben um deswillen seyd Ihr eine Marquisinn, und ich bin ein Autor. Ich will mein Verfahren mit hundert Exempeln Eurer witzigsten Landsleute rechtfertigen, wenn ich euch künftig eine Abhandlung von Kegelschnitten, einige algebraische Galanterien, und eine kritische Untersuchung von den Schriften des Covarruvias zueigne. Ja, Ihr seyd nicht eine Stunde sicher, daß ich Euch nicht mit einer politischen Deduction von dem österreichischen Successionskriege heimsuche. Ihr werdet wohl thun, wenn ihr euch auf alle Fälle gefaßt macht. Ich küsse euch die Hände.

Abhandlung
von Buchdruckerstöcken.

Ich nehme mir itzt vor, eine Sache auszuführen, welche so schwer und tiefsinnig ist, daß ich von meinen Lesern noch etwas mehr, als eine gewöhnliche Aufmerksamkeit verlange. Ein einziges Wort, welches sie unachtsam übersehen, kann machen, daß ihnen eine ganze Reihe von Wahrheiten dunckel, und unbegreiflich vorkömmt. Um deswillen halte ich für billig, einige der schwersten Sätze vorher zu erklärrn, und verschiedne der wichtigsten Begriffe auseinander zu wickeln, damit ich nicht das geringste verabsäume, wodurch ich mich um meine Leser verdient machen kann. Die Gelehrten, welche im Denken geübt sind, wie ich, werden dieser Einleitung freylich nicht nöthig haben, ich erwarte also den Dank für diese Bemühung nur von dem schönen Theile meiner Leser. Bloß diesem zu gefallen, werde ich zwar bündig, aber doch deutlich, und mit einem Worte, so schreiben, wie verschiedne unsrer Philosophen zu thun pflegen, wenn sie den Eingang zu einer Abhandlung machen, welche vielmals bey weiten so wichtig nicht ist, als die meinige.

„Ich nehme dieses, als einen Heischesatz, an, daß die „Vorstellungskraft der Seele sich nach der Lage der Körper „richtet. Es gründet sich dieses auf die vorherbestimmte „Uebereinstimmung von Leib und Seele. Zu mehrerm Be„weise könnte ich den Satz des nicht zu unterscheidenden an„führen, wann nicht bereits ausgemacht wäre, daß un„möglich ein Ding zugleich seyn, und nicht seyn kann. „So wenig gegenwärtig meine Absicht ist, das Lehrgebäu„de der gelegentlichen Ursachen über einen Haufen zu wer„fen; So wenig werde ich auch itzt untersuchen, ob die „Gesichtspuncte der Vorstellungskraft, welche sich bis in

„Zirbel-

„Zirbeldrüse fortpflanzen, nur einfach oder vielerley sind.
„Genug, daß der Grund dasjenige in der Ursache ist, wor-
„aus man das darinnen gegründete erklärt. Denn das
„Ganze zusammen genommen ist seinen Theilen gleich; und
„wenn die Ursache gesetzt wird, so wird auch die Wirkung
„gesetzt. Es ist zwar andem, daß es unendliche Wahr-
„scheinlichkeiten giebt; doch sind diese Wahrscheinlichkeiten
„der Vermuthungen eben so gewiß, als die Erweise von
„vorne. Es thut nichts, daß das Maaß der Kräfte in der
„Welt einerley ist; so lange noch die Körper untheilbar sind,
„und so lange der Raum ausgedehnt ist, dennoch aber kei-
„ne Eigenschaften hat. So deutlich alle diese Wahrheiten
„an und für sich sind; so werde ich mich doch noch besser er-
„klären können; wenn ich sie in folgenden Schluß zusam-
„men fasse: Die Seele ist ein Spiegel, in welchem sich
„die andern Monaten alle im Kleinen abbilden, und wenn
„man die dunkeln Ideen einer Seele kennen sollte, so wür-
„de man die Eigenschaften aller Wesen erkennen. Nun ist
„aber ausser Streite, daß die einfachen Dinge, jedes für
„sich, bestehen, durch die verwirrte Vorstellung aber nur
„ein Haufen zu seyn scheinen. Also folgt von selbst, daß
„etwas dasjenige ist, was seyn kann, in dem die Bewe-
„gung die Veränderung eines Orts, der Ort aber die vor-
„gestellte Verhältniß unterschiedner von einander abstehen-
„der Dinge ist. W. Z. E. W. „

Dieses wird genug seyn, meinen Leser zu demjenigen vorzubereiten, was ich sagen will. Ich läugne gar nicht, daß es mich viel Mühe gekostet hat, alles in ein völliges Licht zu setzen. Vorstehender Beweis hat meine Leibes- und Gemüthskräfte sehr mitgenommen. Aber desto gelehrter ist er auch. Ich denke stark, wie ein Philosoph, dennoch aber trage ich meine Gedanken sehr deutlich vor, wie man sehen kann, und eben dieses ist der Grund, warum ich einen merklichen Vorzug vor andern nicht unbillig verlangen kann. Ich schreite nunmehr zur Hauptsache.

Buchdruckerstöcke nenne ich diejenigen Verzierungen und Bilder, welche theils über die gedruckten Schriften, theils bey dem Anfangsbuchstaben, theils aber zum Schlusse derselben gesetzt werden. Ich bin nicht gesonnen, ihre Genealogie zu untersuchen. So viel aber ist wohl gewiß, daß sie nicht viel jünger seyn können, als Faust und Gutenberg. Es ist dieses ein neuer Beweis, durch welchen wir unsre Vorzüge vor andern Völkern, und besonders vor den eingebildeten Franzosen, behaupten können. Sind wir Deutsche die Erfinder der Buchdruckerkunst, wie solches vor einigen Jahren in allen Zeitungen mit mehrerm ausgeführt worden ist: So will ich denjenigen sehen, welcher so vermegen seyn, und Uns die Erfindung der Buchdruckerstöcke absprechen wird. Die Meynung derer ist bereits von vielen widerlegt worden, welche sie den Gothen zuschreiben wollen, denen wir die witzigen Verzierungen an unsern Kirchen und Thürmen zu danken haben. Ich bin also der Mühe überhoben, dieses Vorurtheil itzt zu bestreiten.

Hätte ich die boshafte Absicht in der gelehrten Republik ein neues Feuer anzurichten: So würde ich hier die schönste Gelegenheit dazu finden. Wäre wohl etwas leichters, als ein Dutzend widrige Meynungen zu ersinnen, welche einige Feinde der Buchdruckerstöcke gehabt haben könnten? Ich dürfte nur erdichten, daß ein gewisser berühmter Mann, den ich nicht kenne, und den auch sonst niemand kennt, sich habe verlauten lassen; dergleichen Buchdruckerstöcke wären nichts anders, als was die Tonnen bey den Wallfischen sind, welche man ihnen vorwirft, damit sie das Schiff in Ruhe lassen. Man gäbe nämlich den geneigten Leser ein Bildchen in die Hand, daß er damit spielen, und die Schrift selbst verschonen sollte. Besässe ich so viel Unverschämtheit, als mancher Autor besitzt, der in der gelehrten Historie noch lange so berühmt nicht ist, als ich: So würde ich, ohne roth zu werden, meinem Leser eine Unwahrheit sagen, und ihn versichern, daß der grosse Engelländer Will Lighebury in seinen Various and curious Anecdotes

for

for the Advantage of Learning Libro ſexto, ſectione quarta §. 9. ſqs. pag. mihi 419. ſich ſehr merkwürdiger Worte bedienet habe, welche im Deutſchen ungefähr alſo lauteten: „Um deswillen muß ich Ihnen, Mylord, aufrichtig bekennen, daß meiſtentheils die ſchönſten, und wichtigſten „Buchdruckerſtöcke vor den magerſten und abgeſchmackteſten „Abhandlungen ſtehen. Sie kommen mir daher nicht viel „anders vor, als diejenigen Tafeln, auf welchen die koſtbarſten Speiſen und Getränke gemalt ſind, und welche „öfters vor ſolchen Gaſthöfen hängen, in denen man gleichwohl kaum ſo viel bekommen kann, als zur Stillung des Hungers und Durſtes nöthig iſt.„ So weit unſer Will Lightbury, könnte ich ſagen; und es wäre allerdings verwegen genug von mir gehandelt, wenn ich ſprechen wollte, daß dieſe Stelle in einem engliſchen Scribenten ſtünde, da in der ganzen Welt niemals ein Will Lightbury geweſen, und überhaupt von allem dem nicht ein Wort wahr iſt, was dieſer ſoll geſagt haben. Dem ohngeachtet würde ich dieſe dreiſte Lügen mit dem wohlhergebrachten Rechte der Autoren, und mit den herrlichſten Exempeln bewährter Schriftſteller beweiſen können, welche im Falle der Noth mit eignen Händen alte Manuſcripte und Documente verfertigen, und noch öfterer ſehr umſtändlich ſich auf die Zeugniſſe groſſer Männer beziehen, welche ſie gleichwohl ſo wenig kennen, und geleſen haben, als ich und meine Leſer den Will Lightbury. Ja, was noch mehr, ich erlebte wohl gar in kurzer Zeit das Vergnügen, daß andre in mehr, als einer philoſophiſchen Diſputation, auf Treu und Glauben ſich auf den Ausſpruch meines Will Lightburys berufen; und wer weis, ob ſich nicht jemand des gemeinen Beſtens ſo väterlich annähme, und eine Schrift unter dieſem Titel abfaßte. „Verſuch einer abgenöthigten Vertheidigung wider „die gefährlichen Meynungen des Will Lightbury in ſeinen „bekannten Various and curious Anecdotes for the Advantage of Learning, libro ſexto, ſectione quarta §. 9. ſqs. „pagina mihi 419. zur Aufnahme des guten Geſchmacks

„und aus Liebe zum werthen Vaterlande in möglichſter Kür-
„ze ſehr eilfertig, jedoch mathematiſch, entworfen von N. N.
„auf Koſten des Verfaſſers.„ So leicht würde mir es ſeyn, Verwirrungen und Befehdungen unter vielen unſerer Gelehrten anzurichten, wenn ich nicht bedächte, daß ein Gelehrter, welcher ſeinen Namen zur Nachwelt bringen will, noch etwas mehr Gewiſſen brauche, als mancher Advocat, welcher nur ſo lange für einen ehrlichen Mann angeſehen zu ſeyn wünſcht, als der Proceß gangbar iſt, und um deswillen in einer Stunde ſo viel Urkunden und Zeugen machen kann, als er zu ſeinem rechtlichen Verfahren vorigt nöthig hat.

Um deswillen verſichre ich meine Leſer, daß weder ein gewiſſer berühmter Mann, noch ein Will Lighebury, noch auch, ſo viel mir bekannt iſt, ſonſt jemand etwas zum Nachtheile der Buchdruckerſtöcke geſchrieben hat. Ich kann alſo mit ruhigem Gemüthe in meiner Abhandlung fortfahren. Ich werde meine Abſicht lediglich dahin gerichtet ſeyn laſſen, daß ich in verſchiedenen Exempeln zeige; „was vornehmlich bey der Wahl, und geſchickten Einrichtung der „Buchdruckerſtöcke, nach Beſchaffenheit einer jedweden „Schrift, und deren weſentlichem Innhalte, zu beobachten „ſey, damit die Natur der Sache allenthalben beybehalten, „und dem Leſer ein aufrichtiger Begriff von demjenigen beygebracht werde, weſſen er ſich zu dieſer Schrift und ihrem „Verfaſſer zu verſehen habe.„

Niemals habe ich ohne Wehmuth an den übeln Geſchmack denken können, welcher bisher bey den juriſtiſchen Schriften in Anſehung der Buchdruckerſtöcke geherrſcht hat. Da ich ſelbſt ein Prieſter der Gerechtigkeit bin, und ſo gut liquidiren kann, als ein Pachtamtmann: So liegt mir viel daran, daß ich auch in dieſem Stücke der eingerißnen Unordnung nach Vermögen Einhalt thue. Könnte ich dieſem Uebel dadurch ſteuern, wenn ich aufrichtig geſtünde, daß mich dieſer Misbrauch mehr, als einmal, die bitterſten Thränen gekoſtet hat: So würde ich dieſes wehmüthige Bekennt

kenntniß mit Vergnügen thun. Weil aber unſer groſſer Alciatus in ſeiner Gloſſa ad l. 4. D. de Iuſtitia et Iure §. frustra enim 14. aus der Erfahrung ſehr gründlich angemerkt hat, daß ein Advocat nicht auf die Augen, ſondern auf die Hände ſeiner Clienten ſehen müſſe, und es allerdings wider den Stylum curiae laufen würde, wenn ein Rechtsgelehrter ſich durch Thränen bewegen lieſſe: So halte ich es für ſehr vergebens, dieſes Bekentniß meiner Betrübniß öffentlich abzulegen. Es wird genug ſeyn, wenn ich einige Vorſchläge thue, was künftig in Anſehung der Buchdruckerſtöcke bey juriſtiſchen Schriften zu beobachten ſey.

Unter ſechs praktiſchen Abhandlungen de eo, quod iuſtum eſt, circa, wird man wenigſtens fünfe antreffen, über welche die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, mit dem Schwerdte, und mit der Wage ſitzt. Ich weis es wohl, daß dieſes ihr gewöhnlicher Aufzug iſt, und ich würde dabey gar nichts erinnern, wenn man ſie nur über ſolche Schriften ſetzte, welche von den Rechten unſrer Vorfahren, der alten Deutſchen, handeln. Von dieſen allenfalls will ich glauben, daß bey ihnen die Gerechtigkeit verbundne Augen, und in den Händen Schwerdt und Wage gehalten habe. Allein, die Zeiten ändern alles. Bey uns iſt dieſe Tracht gar nicht mehr Mode. Wie lächerlich würde es ausſehen, wenn ich jenen Landjunker, der nichts thut, als daß er trinkt, und ſpielt, mit Helme und Harniſche malen wollte, wie ſein Groſsvater gemalt iſt, der in denen rauhen Zeiten lebte, in welchen man es noch für rühmlich hielt, fürs Vaterland zu ſterben. Nein, itzt ſind unſre Zeiten weit geſitteter und aufgeklärter, und ich halte es für billig, daß auch wir, jeder in ſeinem Stande, uns nach dem heutigen Geſchmacke richten lernen. Ich rathe es alſo meinen Collegen aufrichtig: Wenn ſie nützliche Anleitungen zur güldnen Praxis ſchreiben wollen, ſo müſſen ſie den Buchdruckerſtock ſo wählen, daß die Göttinn der Gerechtigkeit nicht allein die Augen verbunden habe, ſondern ſie müſſen ihr die Binde auch über die Ohren recht feſt machen, daß

sie weder hört, noch sieht. Die Hände hingegen müssen sie ihr schlechterdings frey lassen, damit sie zugreifen kann, wann die Parteyen ihren Beweis und Gegenbeweis übergeben, es bestehe nun dieser in baarem Gelde oder in Victualien.

Aber so strenge will ich doch nicht seyn, daß ich die Wage ganz und gar abschaffen wollte. Nein! Sie hat noch ihren guten Nutzen. In den Werken, welche de iustitia distributiua handeln, ist die Wage ganz unentbehrlich. Schriebe ich nur für Juristen, so würde es nicht nöthig seyn, mich zu erklären, was iustitia distributiua in verschiednen Richterstuben heisse. Aber dem schönen Geschlechte zu gefallen, muß ich anmerken, dieses sey: Eine praktische Kunst, zu untersuchen, wie sich die Sache eines Armen gegen die Sache eines Reichen, und ein Kober Krebse, den uns ein armer gedrückter Bauer, als Kläger, bringt, gegen ein wildes Schwein verhält, das uns sein gnädiger Herr, als Beklagter, zu Aufmunterung unsers Eifers für die gerechte Sache zuschickt. Dieses heißt iustitia distributiua.* Und in diesem Falle ist die Wage ganz unentbehrlich. Ich wollte aber doch auch wohlmeynend rathen, daß man die Gerechtigkeit bey dergleichen Gelegenheit mit offnen, und verbundnen Augen vorstellte, denn es trägt dieses viel dazu bey, den statum caussae recht einzusehen.

Ich besitze ein Buch, aber der Titel ist weggerissen; um deswillen ist mir der Verfasser, und die Jahrzahl, wenn es

* Hiervon ist mit mehrerm nachzusehen, des berühmten Herrn Professors in Leiden, Gille Hooenhoeck nomenclator forensis, oder juristisches Wörterbuch, in welchem unter dem Buchstaben J, obige Beschreibung de iustitia distributiua von Wort zu Wort sich befindet, und noch dieses hinzugesetzt ist, daß nach verschiedner Rechtsgelehrter Meynung ein Kober Krebse probatio semiplena, ein wildes Schwein aber documentum guarentigionatum heisse. Ich habe aber davon mit Fleiß in meinem Texte nichts erwähnen wollen, weil dieses nur den holländischen Schlendrian betrifft, und hier zu Lande ganz und gar nicht eingeführt ist.

herausgekommen, unbekannt. So viel kann ich aus em Drucke schliessen, daß es ziemlich alt seyn mag, und ie so genannten Summarien der Capitel zeigen durchgän- ig, daß es von der Handhabung des Rechts und der Ge- chtigkeit, oder, wie mein unbekannter Autor sich aus- rückt, de vltimo fine cauſſidicorum handelt. Von der Sache, welche darinnen ausgeführt worden, will ich nichts gedenken, weil sie auf unsre Zeiten gar nicht paßt. Allein dieses muß ich doch, als einen Beweis des guten Geschmacks anführen, den man in vorigen Zeiten gehabt, daß man da- selbst besonders drey Stücke antrifft, welche ausserordentlich wohl gewählt sind. Der erste steht gleich über dem Anfan- ge der Vorrede, und ist ein feiner Holzschnitt, der eine Wollschur, und im Prospecte den Tempel der Gerechtig- keit ganz zierlich vorstellt, mit der Ueberschrift: *Paſtoris eſt, tondere pecus!* Der Anfangsbuchstabe ist ein A, so auf einem Expensbuche steht. Zum Schlusse der Abhandlung ist eine zusammengekrümmte Schlange, ungefähr so, wie man die Ewigkeit malt. In dem innern Raume, derſel- ben erblickt man die Worte: *In ſaecula ſaeculorum.* Ob dieses letztere nur ein andächtiger Wunsch seyn soll, den der Verfasser, an statt des sonst gewöhnlichen, in unsern Zei- ten aber auch altväterisch gewordnen; *Soli Deo gloria*, an- gehangen hat? das weis ich nicht. Ich glaube aber, daß diese Stöcke sich alle drey gar füglich auf den abgehandelten Satz: De vltimo fine cauſſidicorum deuten lassen.

Anfänglich hatte ich mir vorgesetzt, einen Buchdrucker- stock auszudenken, den man vor eine Schrift setzen könnte, in welcher von der Billigkeit, sich der Wittwen und Wai- sen, ohne Eigennutz und redlich, anzunehmen, gehandelt würde. Es hat mir es aber ein gewisser vornehmer Mann ausgeredet, und zur Ursache angeführt, daß dergleichen Stöcke gar überflüßig wären, da diese Materie nur unter die theoretischen Wahrheiten gehörte, welche wenig Leser, und um deswillen schwerlich einen Verleger finden würden. Aus Hochachtung gegen diesen grossen Mann, bin ich zwar

seinem Rathe gefolgt, nur befürchte ich, daß mir dadurch die Gelegenheit genommen werde, von verschiednen juristischen Sätzen zu handeln, welche man eben so wohl für solche theoretische Wahrheiten, als jene, halten, und glauben wird, daß sie weder Leser, noch Verleger, finden dürften. Nunmehr darf ich es in der That nicht wagen, etwas von der Natur und Eigenschaft eines Advocatengewissens, von Wiedererstattung des unrechterworbnen Gutes, welches man mit aller Legalität seiner Clienten entwendet hat, von der Wichtigkeit der Eidschwüre, von der Strafe der Erbschleicher, und von hundert andern Sachen zu reden. Ja nach eben dieser Regel wird es vergebens seyn, von der Taxordnung etwas zu gedenken. Und dennoch glaube ich, alle diese Stücke sollen die schönsten Erfindungen zu den zierlichsten Buchdruckerstöcken geben. Ich kann diesen Verlust kaum verschmerzen. Gesetzt auch, daß alle diese Dinge nicht mehr Mode, und höchstens nur theoretische Wahrheiten sind! Darf man denn deswegen nicht weiter davon schreiben? Kan man sie denn nicht wenigstens unter die juristischen Alterthümer rechnen? Sollten dergleichen Abhandlungen nicht wenigstens eben so nützlich seyn, als die Abhandlungen von den Salben der Griechen, und von den langen und kurzen Röcken der Römer. Ich wette darauf, wer davon schreibt, kann sich den Beyfall der berühmtesten Männer, und wenigstens in vier Wochenblättern den Titel eines doctissimi, clarissimi, viri celeberrimi, Auctoris aetatem venerandi versprechen. Nur von der Billigkeit, sich der Wittwen, und Waisen, ohne Eigennutz anzunehmen, von solchen Pflichten eines Rechtsgelehrten, die unsre alten Vorfahren, die Barbaren, welche nichts von Glossis, und Brocardicis wußten, für so unentbehrlich hielten; nur davon soll es nicht erlaubt seyn, etwas zu schreiben, aus Furcht, man möchte vergebens geschrieben haben? Das halte ich für grausam! Und dennoch sehe ich mich gezwungen, dem mir gegebnen Rathe dieses grossen Mannes zu folgen; weil er mein nächster Vetter ist; weil er viel

Ver-

Verstand, und über zwanzigtausend Gulden besitzt; weil er drey Aerzte hat, die ihn alle dreye auf einmal mit Medicamenten versorgen, und er also, wofern diese ihr Handwerk recht verstehen, nicht lange mehr leben kann. Vor der ganzen Welt müssen mich diese Gründe rechtfertigen, und wer mir nunmehr noch vorwerfen wollte, daß ich aus Eigennutze nachgegeben, und nicht die Liebe zur Wahrheit über alles gehen lassen, der muß sein Lebtage keinen rechten Vetter gehabt haben. Und auf solcher Leute ihr blödes Urtheil gebe ich nichts, wie billig.

Für die Schriften unsrer starken Geister, habe ich lange, doch vergebens, nachgedacht, einen Buchdruckerstock ausfindig zu machen. Ueber Wahrheiten zu spotten, welche wir, kleine Seelen, unter einander gemeiniglich die wichtigen Wahrheiten der Religion nennen; dazu gehört eine so besondre Fähigkeit, welche man ordentlicher Weise bey vernünftigen Creaturen nicht antrifft. Ich rede gar nicht von allen. Dem Spinoza will ich, was den tiefsinnigen Verstand anbetrifft, sein Recht gern widerfahren lassen, und unsern starken Geistern gönne ich das Vergnügen, sich eben so wohl Spinozisten zu nennen, als ich mich für einen eifrigen Wolfianer ausgab, da ich noch in Prime saß. Das wäre barbarisch, wenn man unsern Freygeistern nicht einmal diesen Titel einräumen wollte. Ein Geschöpf, welches sich so viel Gewalt anthut, daß es seine Empfindung verläugnet; welches Sachen behauptet, worinnen ihm sein eigner Verstand widerspricht; welches seiner Vernunft entsagt, um uns die Vernunft, als das einzige Mittel zur Glückseligkeit, anzupreisen; welches sich der Verachtung aller Welt aussetzt, um unser Lehrmeister zu werden; welches in dieser Welt sein Glück von sich stößt, uns zu versichern, daß wir in jener Welt keines zu hoffen haben; welches ein Narr wird, um ein Autor zu heissen; ein solches Geschöpf sollte nicht einmal so viel Mitleid verdienen, daß wir ihm den Titel eines Spinozisten zugestünden? Der Einwurf taugt gar nichts, er ist abgeschmackt, wenn man auf die

die Erfahrung trotzt, daß der schwächste Kopf oftmals der stärkste Geist sey; daß dazu viel weniger Verstand gehöre, die Gründe der geoffenbarten Religion zu läugnen, als zu beweisen; daß derjenige die Gesetze des Staats beleidige, welcher die Gesetze der Offenbarung über einen Haufen zu werfen sucht; daß die Pflichten der Geselligkeit dadurch gebrochen würden, wenn man seinen Mitbürgern die Mittel, ihr Gemüthe zu beruhigen, aus den Händen reißt, ohne ihnen beßre Mittel anzugeben. Alle diese Einwürfe sind ungegründet, sie sind abgeschmackt. Ich habe es schon oben gesagt, und hier sage ich es noch einmal. Das ist ein richtiger Beweis, und noch weit gründlicher, als derjenige Beweis, welchen unsre starken Geister einigen Engelländern treuherzig nachbeten, wenn sie die biblische Geschichte von der Schöpfung der Welt lächerlich machen wollen.

Aus rühmlichen Eifer für die gerechte Sache unsrer starken Geister, bin ich von meiner Hauptsache ganz abgekommen. Ich wollte von den Buchdruckerstöcken handeln, welche vor ihre Schriften gehören, und gleichwohl gerathe ich in einen so heftigen Eifer, mich ihrer anzunehmen, als wäre man schon im Begriffe, sie ins Tollhaus zu stecken. Es schadet nichts, wenigstens ist es meine Schuld nunmehr nicht, wenn man sie ja noch dahin bringen sollte, wo diejenigen eingeschlossen und verwahret werden, welche aus Mangel der Vernunft sich und andern schaden können. Das meinige habe ich gethan, und komme nun wieder zur Hauptsache.

Meine Leser werden sich erinnern, daß ich gleich anfangs erwähnt, wie ich lange, und vergebens nachgedacht hätte, einige Buchdruckerstöcke ausfindig zu machen. Dieses bewog mich, eine der neuesten Schriften unsrer starken Geister aufzuschlagen, und wenn die andern alle so sind, so halte ich meine Sorge beynahe für überflüßig, weil ich finde, daß die Stöcke mit Einsicht gewählt sind. Diese ganz neue und, wo ich nicht irre, die allerneuste Abhandlung fängt sich mit einem J an. Dieser Buchstabe steht in einer

ner viereckigten Verzierung, auf welcher ein Fuchs sitzt. In seinen Pfoten hält er einen Kopf. Weil es nur ein Holzschnitt ist, so habe ich nicht recht deutlich unterscheiden können, ob es der Kopf von einem Menschen, oder von einem unvernünftigen Thiere ist, und eben dieses hat mich noch bis auf diese Stunde zweifelhaft gelassen, ob es das Brustbild des geschickten Herrn Verfassers seyn, oder auf die bekannte Fabel gehen soll, welche Phädrus von der Maske erzählt, welche zwar vortreflich ausgesehen, aber kein Gehirn gehabt hat. Ich bin hierinnen freylich noch ungewiß, aber ie mehr ich in der Abhandlung selbst lese, destomehr glaube ich auch, daß der Verfasser, nach der Gewohnheit andrer grosser Schriftsteller, der Nachwelt sein Bildniß mittheilen wollen. Beyläufig muß ich hier gedenken, daß ich in veteri triclinio a Jul. Vrsino exhibito in appendice ad Ciaccon: p. 120. edit. Sanctandr: nachgeschlagen, wo ich unter andern gemalten Larven eine gefunden habe, welche meinem obgedachten Herrn Autor vollkommen ähnlich sieht, und dieses überzeugt mich von seinem guten Geschmacke noch mehr.

Vermöge der natürlichsten Ordnung komme ich nunmehr auf die Philosophen. Denn ich kenne keinen einzigen Freygeist, welcher sich nicht unter der ansehnlichen Gestalt eines Philosophen groß, und furchtbar zu machen sucht. Die Menge der philosophischen Schriften verdiente wohl, daß ich die gelehrte Welt mit einer eben so grossen Menge von Buchdruckerstöcken versorgte, welche vor dieselben gesetzt werden könnten. Man könnte sich hiervon einen doppelten Nutzen versprechen. Ich würde dadurch dem Misbrauche steuern, welcher besonders bey dieser Art von Schriften eingerissen ist, und überdieses würden die Leser noch den Vortheil haben, daß sie bey Erblickung eines deutlichen Buchdruckerstocks wenigstens etwas verstünden, da gemeiniglich die Abhandlungen selbst so eingerichtet sind, daß man, ohne besondre Erleuchtung nicht einsehen kann, ob es eine Abhandlung von den Monaden, oder aus der Alchymie seyn soll. Mein Vorsatz erlaubt mir nicht,

ſo weitläuftig zu ſeyn, als es das allgemeine Beſte erfodert; und ich hoffe, ich werde das Recht haben, meine Bequemlichkeit allen andern Abſichten vorzuziehen, ſo lange man einem Autor das Recht nicht abſprechen kann, mehr auf ſich, als auf das gemeine Beſte, zu ſehen. Um deswillen werde ich für dießmal nur einiger gedenken. Wir fangen nunmehr an, diejenigen glückſeligen Zeiten zu erleben, in welchen wir durch mehr, als ein gedrucktes Zeugniß, den Vorwurf unſrer eiferſüchtigen Nachbarn zu Schanden machen können, welche glauben, daß wir Deutſchen zu wenig Witz, und zu viel Ernſthaftigkeit beſitzen. Unſre muntern Jünglinge brechen uns die Bahn. Voll edler Verwegenheit unternehmen ſie Beweiſe der ſchwerſten und ernſthafteſten Materien aus der Metaphyſik, und dennoch alles mit einer ſpaßhaften Miene, und mit einer ſehr merwürdigen Lebhaftigkeit. Wenn ſie von den ewigen Wahrheiten der beſten Welt zu reden verſprechen; ſo werden ſie uns mit lachendem Munde erzählen, daß die Augen ihrer Chloris reizend, und ihr Mund ſo bezaubernd ſey, daß ſie von ihrer beſten Welt erſt alsdann recht überführt werden könnten, wenn ſie dieſen Mund küſſen dürften. „Das erſte „Weſen aller Dinge legte mit weiſer Vorſicht die Kräfte in „den Menſchen, die Mittel zu wählen, welche zu Beförderung ſeiner Glückſeligkeit dienlich ſind, und dasjenige zu „meiden, was ihn an Erlangung derſelben hinderlich ſeyn konnte.„ So prächtig klingt ihr Satz. Fragt man nach dem Beweiſe? Der Beweis folgt unmittelbar drauf. „Ich „wähle die Chloe, weil ich bey ihrer Liebe der glückſeligſte „bin; Aber mit der größten Kaltſinnigkeit begegne ich Se„linden, denn ihre Sprödigkeit will keine Schäfer, ſon„dern Sklaven, haben.„ Iſt dieſer Beweis nicht ganz unerwartet? Iſt er nicht eben um deswillen vortreflich? Unſer groſſer Philoſoph liebt Chloen, und flieht Selinden! Warum? Denn das erſte Weſen aller Dinge (§. 1.) legte mit weiſer Vorſicht (§. 4.) die Kräfte in denſelben (§. §. 9. 10.), durch eine freye Wahl (§. praeced.) ſein Glück und

ſein

sein Unglück zu befördern. Es wird einem solchen starkdenkenden Geiste ein leichtes seyn, die Existenz Gottes auf eine so spielende und lustige Art zu beweisen, daß auch der Setzer seiner Schrift vor herzlicher Ueberzeugung sich des Lachens nicht enthalten kann, so bald er die Demonstration in die Hände bekömmt. Könnte wohl ein vortreffliches Mittel, als dieses, ausgesonnen werden, auch den Pöbel von den wichtigsten Wahrheiten der höchsten Philosophie und der natürlichen Gottesgelahrtheit zu überzeugen? Gewiß keines! Und wer so unverschämt seyn, und mir darinnen widersprechen wollte, der müßte . . ich weis beynahe nicht, was ich von ihm denken sollte! Mit einem Worte; der müßte so eigensinnig, als Wolf, seyn. Wenn ich meine philosophischen Helden mit einem Blicke übersehe; so finde ich bey allen eine grosse Aehnlichkeit, die sie unter einander haben. Der Körper von ihren Abhandlungen ist ernsthaft, und ansehnlich; Die Einkleidung ist lustig und poßierlich. Ich werde also für alle nur einen Buchdruckerstock vorschlagen. Vielleicht schickte sich dieser am besten, wenn sie sich wollten gefallen lassen, über ihre Schriften ein Bild zu setzen, welches einen griechischen Philosophen in seiner ehrwürdigsten Kleidung vorstellte; jedoch mit dem Unterschiede, daß er den Mantel, den Huth, und die komische Stellung eines Scapins an sich hätte. Wem der Scapin nicht gefällt, der mag sich den Pantalon wählen, und wem die Kleidung des Pantalons auch noch so ernsthaft ist, dem lasse ich die freye Wahl, die dritte Art von dergleichen Trachten zu nehmen, welche bey seiner Schrift vielleicht noch natürlicher läßt.

Es giebt unter unsern Philosophen eine gewisse Secte, welche durch ihren geheimnißvollen Vortrag ihre Meynung so gut zu verstecken wissen, daß man darauf schwören sollte, sie verstünden selbst nicht, was sie schreiben. Ihre Sprache ist so dunkel, wie die Räthsel der Morgenländer, und wenn sie anfangen, recht tiefsinnig zu demonstriren; so sollte man glauben, sie zauberten. Ich werde es verantworten können, wenn ich sie um deswillen philosophische

Quacker

Quacker nenne. Bloß aus Hochachtung gegen sie geschieht es, daß ich ihnen diesen Titel beylege. Ich suche auch zwischen ihnen und den Quackern keine Aehnlichkeit weiter, als in der Art, mit welcher beide ihre Gedanken ausdrücken. Denen würde ich es in der That schlechten Dank wissen, welche in der Vergleichung weiter gehen, und von dem geistlichen Hochmuthe der Quacker, von ihrem verderbten Geblüte, von ihrer unachtsamen Kleidung, von gewissen unordentlichen Trieben, welche doch ihren Lehrsätzen, wenigstens dem Wortverstand nach, widersprechen, und von andern dergleichen Sachen eine Aehnlichkeit auf meine Philosophen herleiten wollten. Es ist hier der Ort gar nicht, davon zu handeln; vielleicht zeigt sich im nachfolgenden eine Gelegenheit dazu. Itzt will ich beym Hauptsatze bleiben, da ich dergleichen Philosophen, ihrer mystischen Sprache wegen, mit den Quackern in eine Reihe stelle. Für diese schickt sich wohl kein Buchdruckerstock besser, als derjenige, welcher die Priesterinn zu Delphis auf ihrem Dreyfusse mit begeisterter Geberde, und derjenigen heiligverzerrten Miene vorstellt, mit welcher sie die neugierigen und verzweifelnden Menschen durch ihre hohen Aussprüche noch zweifelhafter macht. Dieser Buchdruckerstock hat seinen zureichenden Grund in dem Wesen des Dings; oder, niedriger zu reden, er schickt sich auf meine quackerischen Philosophen vollkommen. Diese bekommen, über ihren Erweisen, von der Einheit, von dem sich selbst Bestimmenden, vom leeren Raume, und dergleichen eben solche kunstmäßige Verzuckungen auf ihren Großvaterstühlen, als die delphische Priesterinn unter ihrem Wahrsagen auf dem Dreyfusse bekam. Wenn diese schäumte, so redete sie die Sprache der Götter, denn ein Sterblicher verstund sie nicht; und wenn dergleichen Philosophen bündig schreiben, so schreiben sie unverständich, denn dieses nennen sie die Sprache der Weisheit. Die delphischen Aussprüche, so dunkel sie auch waren, fanden dennoch ihre eifrigen Verehrer, und man betete sie abergläubisch nach, ohne zu wissen, was darunter verstanden würde. Ist aber nicht eben

dieses

dieses auch bey uns die Ursache, daß wir in der Weltweisheit so abergläubische Sectirer in . . anen finden, welche eben das denken, was ihr Lehrmeister gedacht hat? Und oftmals hat dieser nichts gedacht. Wer sich an dem Tempel zu Delphis vergreifen wollte, dem drohten die Priester mit den rächenden Blitzen der Götter, und ganz Griechenland ward in Harnisch gebracht. Frevelt man aber mit einem Philosophen, so erbittert man gewiß ein ganzes Heer junger Schriftsteller, welche das Lehrgebäude ihres Abgotts, durch Hypothesen, Lehrsätze, Grundsätze, und Aufgaben, vertheidigen, und uns wohl gar mit a + b — x. zu Heiden demonstriren. Kömmt es aber ja so weit, daß sich ihr Anführer selbst in den Kampf mengt, so werden wir uns gewiß keine gelindere Züchtigung versprechen können, als daß er uns methodo mathematica auf einmal aus einem Menschen in ein unvernünftiges Thier verwandelt. Noch mehr! Die delphische Priesterinn wahrsagte nicht eher, als bis sie, durch genugsame Opfer, Geschenke und Beschwörungen in ihre heilige Wuth gerieth; und meine Philosophen werden niemals eher . . . Doch ich irre mich. Meine Philosophen schreiben bloß aus Liebe zur Wahrheit.

Unsre heidnischen Vorfahren gaben ihren Priestern, den Barden, Schuld, daß sie in ihren Liedern und Gesängen mit vieler Heftigkeit wider den Geiz eiferten, und gleichwohl selbst die geizigsten im ganzen Volke wären. Da wir nunmehr Christen sind, so ist freylich diese üble Gewohnheit mit noch viel andern Lastern abgekommen, welche die alten Deutschen an sich hatten. Doch etwas ähnliches davon findet sich noch bey einigen unsrer Philosophen. Ich will ihrer nur mit wenig Worten gedenken, da ich mich im Vorhergehenden auf gewisse Maasse dazu anheischig gemacht habe. Es giebt deren zwischen Straßburg und Breßlau nur dreye, höchstens viere, welche in ganzen Quartanten von den Pflichten der Menschen gegen ihre Mitbürger, von Erlangung des höchsten Gutes, von der Erkenntniß des Schöpfers aus der Natur, von der Belohnung und Bestrafung des Guten und

Bösen,

Bösen, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Bändigung aller heftigen Leidenschaften, und von der wahren Zufriedenheit eines Menschen, mit solcher Lebhaftigkeit und mit solchem Eifer schreiben, daß sich ihre Abhandlungen, auf das erbaulichste lesen lassen. Gleichwohl will man aus besondern Umständen dieser Moralisten schliessen, und für gewiß versichern, daß sie, wenn man sie als Menschen, und nicht als Philosophen, betrachtet, nichts weniger, als die Pflichten gegen ihre Mitbürger, erfüllen; daß sie in Bestimmung des höchsten Gutes sehr ungewiß sind, und sich sehr körperliche Begriffe davon machen; daß sie an die Erkenntniß des Schöpfers, an die Vergeltung des Guten und Bösen, und an die Unsterblichkeit der Seele nicht länger denken, als sie auf der Catheder stehen, oder an dem Pulte sitzen. Niemals sind sie, sagt die Gelehrtenhistorie unsrer Zeit, wider den Hochmuth mehr ergrimmt, als wenn man ihnen ihren Rang streitig machen will. Nur erst alsdann kömmt ihnen der Geiz recht abscheulich vor, wenn ihre Gläubiger so unphilosophisch sind, und auf ihre Bezahlung dringen. Und ist ihre Chloe; denn die Philosophen haben auch ihre Chloen; ist diese, sage ich, so niedrig gesinnt, daß ihr die Geschenke und Küsse eines erhitzten Stutzers lieber sind, als die abstracten Seufzer ihres dogmatischen Anbeters: So kann man gewiß glauben, daß er in der nächsten Messe, eine grosse Abhandlung wider die unbändigen Leidenschaften der Wollust, und der unordentlichen Liebe schreiben wird. Für diese Philosophen weis ich keinen besser Buchdruckerstock vorzuschlagen, als ihr eignes Bildniß. Sie sollen die Wahl haben, ob sie sich nur im Brustbilde, oder in ihrer völligen Grösse wollen vorstellen lassen. Die Larven, unter welchen sie sich ordentlich zu verbergen suchen, will ich ihnen nicht ganz nehmen; Sie mögen solche behalten, doch so, daß man wenigstens die Hälfte von ihrem wahren Gesichte sehen kann. Ein einziges Lineament, daß man von ihnen erblickt, wird schon genug seyn, dem Leser zu zeigen, wer hinter der Larve steckt. Es muß artig anzusehen seyn, wenn die eine Seite des Gesichts

sichts einem Lehrer des menschlichen Geschlechts gleicht, die andre Seite aber solche Züge blicken läßt, welche die heftigsten Leidenschaften eines eingebildeten, eines geizigen, eines ausschweifenden Gemüths verrathen. Ich will nicht hoffen, daß sich meine Philosophen, durch diesen wohlgemeynten Vorschlag beleidigt finden werden. Geschähe dieses aber; so verdienten sie wohl, daß sie die Obrigkeit selbst anhielte, entweder gar nicht mehr zu schreiben, oder ihr Bildniß so vorzusetzen, daß sie auch nicht einmal die Hälfte des Gesichts bedecken dürften. Ich weis beynahe nicht, welche von diesen beiden Strafen für sie die grausamste seyn würde.

Eben da ich im Begriffe bin, in gegenwärtiger Abhandlung weiter fortzufahren, und gegen die übrigen Gelehrten und Schriftsteller eben die Bereitwilligkeit zu zeigen, die ich bisher gegen die Rechtsgelehrten, die Freygeister und einige Philosophen, gezeigt habe; So erhalte ich von meinem guten Freunde, Peter Trommern in Augspurg einen Brief, worinnen er meldet, daß er von meinem Vorhaben, gegenwärtige Schrift abzufassen, Nachricht erhalten, und um deswillen sich die Mühe gegeben habe, einige Buchdruckerstöcke zu schneiden, wovon er mir den Abdruck schickt. Er überläßt mir die Mühe, ausfindig zu machen, vor welche Bücher sie sich eigentlich schicken, und bittet mich, seine Arbeit so wohl, als sein löbliches Vorhaben, noch mehr dergleichen zu liefern, der gelehrten Welt bekannt zu machen. Ich darf es ihm, als meinem Freunde, freylich nicht wohl abschlagen, ungeachtet ich von einigen seiner Buchdruckerstöcke gar nicht errathen kann, vor welche Bücher sie sich eigentlich schicken sollten. Weil aber Herr Trommer vor allen andern wegen seiner Geschicklichkeit in der Kunst, Buchdruckerstöcke zu schneiden, berühmt ist, so will ich sie meinen Lesern mittheilen. Hoffentlich wird sich dieses Verzeichniß eben so anmuthig lesen lassen, als ein Meßcatalogus, wo man auch nur Titel von Büchern liest, und oftmals solche Titel, aus denen man den eigentlichen Innhalt der Bücher, zu welchen sie gehören, wohl nimmermehr errathen sollte. Finden sich, wie ich gar

nicht

nicht zweifle, Liebhaber zu diesen Buchdruckerstöcken; so kann ich ihnen melden, daß Herr Peter Trommer künftige Ostermesse zu Leipzig in Bräunings Hofe rechter Hand anzutreffen, und bey ihm alles um einen leidlichen Preis zu bekommen seyn wird. Ich behalte mir die Erlaubniß vor, nach der Messe einige Nachricht zu geben, welche von diesen Stöcken am meisten abgegangen sind. Hier ist das Verzeichniß selber.

Mitten unter alten Gemäuern von eingefallnen Tempeln und Säulen sitzt derjenige Vogel, welcher nur im Finstern sieht, und bey Tage blind ist, der sich vom Ungeziefer und kleinen Gewürme nähret, dessen gräßliches Geschrey niemals etwas gutes bedeutet, und welcher, so bald er zu schreyen anfängt, alle Vögel der ganzen Gegend wider sich rege macht. Was mir, bey diesem Stocke, am besten gefällt, ist dieses, daß Herr Trommer mit vieler Geschicklichkeit diesem Vogel eine so ernsthafte Miene zu geben gewußt, daß er alle andre Vögel mit Verachtung anzusehen scheint, welche nicht, wie er, unter altem Gemäuer und im Dunkeln sich beständig aufhalten. Ein paar grosse Augen, die er grimmig im Kopfe herumwälzt, ein aufgesperrter Schnabel, und starke Klauen scheinen einen jeden zu warnen, diesen Vogel in seinem Neste anzugreifen.

In einem prächtigen Zimmer ist ein Mann zu sehen, welcher, nach einer beygebrachten Anmerkung, der römische Kayser Domitian seyn soll. Er thut ungemein geschäfftig, und scheint sich, durch die viele Arbeit und heftige Bewegung, ganz ermüdet zu haben; ungeachtet dieses seine wichtigste Beschäfftigung ist, daß er Fliegen fängt. Das Bild ist vortreflich gemalt, ich kann es nicht läugnen, nur weis ich ganz und gar nicht zu begreifen, warum er diesen Mann, nicht in römischer, sondern in deutscher, Kleidung vorgestellt hat.

Der dritte Buchdruckerstock ist das Bild des griechischen Weisen, welcher die Sterne sorgfältig betrachtet, auf den Weg aber nicht sieht, und um deswillen in eine Grube fällt. Herr Trommer hat hierbey den Einfall, den vielleicht der meiste Theil der Leser auch haben wird, daß sich nämlich dieser

Stock

Stock am besten vor einige astronomische Abhandlungen schicke. Ich will diesem nicht gänzlich widersprechen, wenn ich bedenke, daß viele der Mathematiker sich um die Sterne mehr bekümmern, als um dasjenige, was sie auf der Erde, und gegen sich selbst so wohl, als gegen andre Menschen zu beobachten haben. Es ist wahr, es giebt deren verschiedne, welche ihre Haushaltung und Kinderzucht versäumen, um der Bahn eines Kometen nachzuspüren; und welche nichts thun, als daß sie mit elektrischen Experimenten spielen, zu der Zeit, da ihre Weiber vor langer Weile ganz andre Observationen anstellen. Gleichwohl sollte ich meynen, daß es noch vielmehr Arten der Gelehrten gäbe, welche aus eben diesen Ursachen einen Anspruch auf gegenwärtigen Buchdruckerstock machen könnten. Und besonders möchte ich ihn einem gewissen Mann vorschlagen, welcher über die Untersuchung der jüdischen Alterthümer Weib und Kind vergißt, und als ein halber Rabbine in Gesellschaften unerträglich wird.

Eine Gesellschaft von Schustern sitzt an einem Tische beysammen. Auf demselben liegt eine Landkarte von Deutschland. Man sieht es ihnen an ihren Gesichtern ganz deutlich an, daß sie sehr heftig mit einander stritten. Der eine weist mit dem Finger auf Schlesien, und sieht sehr bedenklich dabey aus, zween haben einander bey den Haaren gefaßt, und der dritte liegt schon unter der Bank, und überhaupt sieht die ganze Gesellschaft sehr patriotisch aus. Mich deucht, dieser Stock sollte sich sehr gut vor eine politische Monatschrift schicken.

Ein Indianer liegt, mit einem Rauchfasse in der Hand, vor einem Altare, und betet ein Götzenbild an, welches den Bauch von einem Menschen, die übrigen Gliedmaassen aber, und besonders die um den Kopf herum, von verschiednen Thieren hat. Herr Trommer hat mich sehr gebeten, ihm einen Käufer zu diesem Buchdruckerstocke zu verschaffen. Ich kenne nicht mehr, als einen einzigen guten Freund, welcher im Stande ist, Bücher zu schreiben, vor welche sich ein solcher Stock schickt; und wenn sich dieser nicht entschließt, solchen zu kaufen, so zweifle ich fast, ob er einen Liebhaber finden wird. Allenfalls

muß sich Herr Trommer entschliessen, ihn nach . . . zu schicken, wo er ihn gewiß an Mann bringen kann.

Die Fabel ist bekannt, welche uns erzählt, daß ein Mann sich Mühe gegeben, eine Menge Affen zu unterweisen, und sie dahin zu bringen, daß sie wenigstens vor den Leuten ihre natürlichen Sprünge, und affenmäßigen Handlungen verbergen, und sich in ihren Posituren, wie Menschen, anstellen sollen. Als er es durch gute und scharfe Mittel endlich so weit gebracht, daß sie einigermaaßen menschlich gethan: So verderbt ihm ein Spötter seine ganzen Bemühungen, da er Nüße und Aepfel unter sie wirft, wodurch sie auf einmal aus ihrer natürlichen Stellung gebracht werden, und sich so zeigen, wie sie natürlich sind. Diese Fabel hat mein augspurgischer Freund sehr lebhaft in einem Stocke ausgedruckt. Der Mann, welcher sich Mühe giebt, die Affen zu unterweisen, scheint sich sein Amt so angelegen seyn zu lassen, als wenn er mit der wichtigsten Sache von der Welt zu thun hätte. Aber die unterschiednen Stellungen seiner Schüler geben deutlich genug zu verstehen, daß sie nur aus Zwange vernünftig thun, und länger nicht, als er vor ihnen steht, und ihnen droht. Unter der menschlichen Kleidung guckt das Affengesicht allemal vor. Verschiedne blöken gar die Zähne wider ihn, und der eine Affe besonders, welcher vor andern ansehnlich ist, droht, ihn zu kratzen. Von ferne zeigt ihnen ein Zuschauer einen Korb voll Obst, nach welchem sie alle mit lüsternen Blicken sehen, und auf dem Sprunge zu stehen scheinen, Lehre und Zwang zu verlassen, um ihren natürlichen Trieben wieder zu folgen. Dieser Buchdruckerstock findet wegen seiner außerordentlichen Sauberkeit, mit der er gezeichnet ist, vor allen andern meinen Beyfall, und ungeachtet er sich vor gegenwärtige Abhandlung gar nicht schickt: So würde ich doch dem Verleger sehr verbunden seyn, wenn er die wenigen Kosten nicht scheuen, und diesen Stock kaufen wolte, damit er meiner Schrift vorgesetzt werden könte. Ich weis gewiß, er ist zu gefällig, als daß er mir diese kleine Bitte abschlagen sollte.

Hinkmars von Repkow

Noten ohne Text.

Nunmehr thue ich den ersten Schritt in die gelehrte Welt. Schon vor dreyßig Jahren hatte mich die Natur mit so starken und dauerhaften Gliedmaaßen begabt, als zu einem Scribenten erfodert werden. Dennoch habe ich, welches fast unglaublich ist, jedesmal über mich selbst so viel Gewalt gehabt, daß meine Gelehrsamkeit noch niemals zum wirklichen Ausbruche gekommen ist, ich nehme einige kritische Versuche aus, welche ich im Jahre 1719 bey der damaligen grossen Theurung mir und dem guten Geschmacke zum Besten, doch jedesmal unter fremden Namen, der Welt mittheilen mußte. Seit dreyßig Jahren also habe ich nur einen Zuschauer unter den Gelehrten abgegeben. Meine ganze Aufmerksamkeit war dahin gerichtet, zu sehen, welches die sichersten und leichtesten Mittel wären, sich auf einmal über andre zu schwingen, und bis auf die späteste Nachwelt berühmt zu werden. Ich habe angemerkt, daß die Bemühungen der Geschichtschreiber, der Philosophen, der Dichter, und aller übrigen Gelehrten, so beschwerlich, so ungewiß, und so gefährlich sind, daß ich mich wohl hüten werde, mich mit einer von diesen Arten Schriften zu vermengen. Hingegen getraue ich mir, durch hundert Exempel zu behaupten, daß man durch kein Mittel in der Welt leichter zur gehörigen Autorgröſſe gelangen kann, als durch die Beschäfftigung, die Schriften andrer Männer durch Noten zu vermehren, und zu verbessern. Leute, von denen man schwören sollte, daß sie die Natur zu nichts weniger, als zu Gelehrten, geschaffen hätte; Leute, welche, ohne selbst zu denken, die Gedanken der Alten und andrer berühmten Männer erklären; solche Leute sind es, die sich groß, und furchtbar machen; und wodurch? Durch Noten! Noten also sind der rechte Weg, zu demjenigen Zwecke zu gelangen, welchen alle Gelehrte auf verschiedne Arten, aber mit ungleichem Erfolge, suchen. Ich brauche nicht, zu beweisen, daß bey einem dergleichen Buche des Herrn Verfassers Noten allemal das vor-

nehmſte und wichtigſte ſind, der Text ſelbſt aber nur etwas zufälliges, wenigſtens von der Erheblichkeit lange nicht iſt, als die angehängten Noten. Ich beziehe mich auf die Vorreden, ſo man vor dieſen Büchern findet, und worinnen mein Satz allemal, nur auf verſchiedene Art, behauptet iſt. Einem ſolchen Verfaſſer würde es daher gleich viel gelten, wenn der Text auch gar untergienge. Nur um ſeine Noten darf die Nachwelt nicht kommen; dieſer Verluſt wäre unerſetzlich. Dieſe Betrachtung hat mich zu dem Entſchluſſe gebracht, Noten zu ſchreiben, ohne um einen Text beſorgt zu ſeyn, da dieſer, wie gedacht, ohnedem nur ein Nebenumſtand bey einem Buche iſt. Ich überlaſſe die Beſchäfftigung, einen Text zu gegenwärtigen Noten zu machen, andern, die weder diejenige Erfahrung, noch Geſchicklichkeit, beſitzen, die ich mit gutem Gewiſſen von mir ſelbſt rühmen kann. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich dadurch unſrer itzigen Jugend Gelegenheit gäbe, ſich in Texten zu üben. Es kann gleich viel gelten, ob ſie eine Materie von den itzigen politiſchen Umſtänden, oder aus der Arzneykunſt, oder aus den bürgerlichen Rechten dazu wählen wollen. Eine Abhandlung von dem leeren Raume ſollte ſich auch nicht unrecht dazu ſchicken, denn dergleichen Betrachtungen werden nicht ſehr geleſen, und ſolche Texte braucht ein Notenautor, wie ich bin, am liebſten. Ich wollte wünſchen, daß ſich bald wieder ein Komet ſehen lieſſe. Meine Noten ſollten ſich ganz vortreflich ausnehmen, wenn ſie unter einer Abhandlung davon ſtünden. Man wird zwar darinnen nicht ein einziges Wort von Kometen finden. Aber deſto beſſer wäre es; denn natürlicher Weiſe haben dergleichen Noten, wie die meinigen ſind, ohnedem mit dem Texte weiter kein Verhältniß, als das, welches ihnen der Setzer giebt. Mit einem Worte; mit dem Texte mag ich gar nichts zu thun haben, den überlaſſe ich kleinen Geiſtern. Ich bin ein Gelehrter, und zwar ein Gelehrter bey Jahren, darum ſchreibe ich Noten; denn das iſt ein wichtiges Werk! Ich erſtaune, wenn ich zurücke ſehe, und eine unzählbare

Menge

Menge Männer hinter mir erblicke, welche sich so viele Jahre lang mit so vieler Sorge, auf so verschiedene Art, um den Namen eines Gelehrten bemühet haben, von mir aber in einer Zeit von zween Tagen, auf die bequemlichste Art von der Welt, und ohne meinem Verstande und Nachdenken die geringste Gewalt anzuthun, eingeholt, ja weit übertroffen sind. Allen meinen Enkeln will ich es anrathen. Noten sollen sie machen! Und, wollen sie es so hoch bringen, wie ihr Großvater, so machen sie Noten ohne Text! Eine Sache, welche, ausser mir, wohl noch kein Deutscher gewagt hat. Nun werden es die übermüthigen Franzosen doch auch glauben, daß es in Deutschland Schöpfer gebe, welche von sich selbst etwas hervorbringen, und noch mehr thun können, als nachahmen. Wie sehr werde ich mich vergnügen, wenn ein gelehrter Mann und Beförderer der schönen Künste und Wissenschaften sich berühmt, und Noten über meine Noten machen wird! „Der grosse Repkow, wird es einmal heis„sen, bedient sich in seinen gelehrten Noten ohne Text, un„ter andern folgender sehr nachdenklichen Worte ꝛc. Kann ein Schriftsteller zu seiner Beruhigung wohl mehr verlangen, als wenn sich ein andrer Schriftsteller auf ihn beruft? Wie prächtig wird es klingen, wenn ein gelehrter Abt des künftigen Jahrhunderts in der französischen Akademie seine Meynung durch mein Ansehen behaupten, und sagen wird: „Voyez le Savant Allemand, Monsieur Enkemar de Re„pikof dans ses remarques sans Texte &c. Und wer ist mir wohl davor gut, daß nicht vielleicht, so bald gegenwärtige Abhandlung nur die Presse verlassen hat, schon irgendwo ein berühmter Mann mit Schmerzen auf meinen Tod wartet, nur, daß er in sein historisches Universallexicon, unter dem Buchstaben R diese Nachricht setzen könne: „Repkow, (Hinkmar von) auf Budigaß, ein Nachkom„me des grossen Ecko von Repkow, schrieb Noten ohne „Text, und starb. Er war ein billiger Verehrer seiner „eignen Schriften, und überhaupt ein sehr gelehrter Mann. „Seine vortreflichen Noten ohne Text hat man in viele

„Sprachen, und so gar in Norwegische, übersetzt. Die „verschiednen Auflagen davon sind unzählig, doch ist dieje„nige wegen ihres breiten Randes und der artigen Lei„ste die beste, welche wir dem Fleisse des geschick„ten Herrn Cowley Lizardo in London zu danken haben. „Von ihm stammt die berühmte Secte der Avtonotisten ab, „und er ist der Urheber des berufnen methodi Repkovianae. „Mehrere Nachricht von ihm findet man in dem theatro „Budigassiano de claris Repkoviis „ Gewiß! von wem die Nachwelt ein solches Urtheil fällt, dessen Mühe ist reichlich vergolten, denn dieses begreift alles dasjenige in sich, was der Ehrgeiz eines Gelehrten wünschen kann.

Vor Entzücken über die dankbare Nachwelt vergesse ich beynahe meine itztlebenden Leser, welche es vielleicht zufrieden seyn würden, wenn ich von mir selbst etwas weniger redete. Ich will zwar abbrechen, aber mich nicht entschuldigen; denn alles, was ich bisher gesagt habe, das vertritt die Stelle einer Vorrede, zu gegenwärtigen Noten ohne Text. Die Vorreden aber schreibt der Verfasser wohl nicht leicht um des geneigten Lesers willen, sondern seinetwegen. Mein Trost ist, daß ich im Nachstehenden noch öfters Gelegenheit haben werde, von mir selbst ausführlich, doch ohne die geringste Partheylichkeit, zu reden.

Hinkmar von Repkow.

Noten
Zur Zueignungsschrift.

O Musen, helfet mir!) Ueberhaupt muß ich erinnern, daß dergleichen Anrufung der Musen bey glückwünschenden Dichtern nichts weiter ist, als ein bloßes Compliment. Die Musen mögen nun helfen oder nicht, dadurch wird sich der Dichter doch nicht irre machen lassen. Diese Formel sagt eben so wenig, als diejenige, wenn man spricht:

Erlaube, theurer Mann!

Wenn es auch gleich der theure Mann nicht erlauben wollte: So würde er dennoch, auch wider seinen Willen, hören müssen, daß er die vollkommenste Creatur unter allen Creaturen sey; denn das Carmen ist einmal gedruckt, und mit gutem Gewissen kann er es dem ehrlichen Dichter nicht zumuthen, daß er die Unkosten umsonst sollte aufgewandt haben. Ich misbillige darum diese Anrufung der Musen gar nicht. Es sind die poetischen honneurs, die wir unsern Mäcenaten machen. Eine Schildwache thut nur ihre Schuldigkeit, wenn sie bey der Ankunft eines vornehmen Mannes: Ins Gewehr! ruft, und auf dem Parnasse ist die größte Ehrenbezeugung diese, wenn wir alle neun Musen paradiren lassen. Ich halte es um deswillen denen sehr für übel, welche diese gute Cäremonie abschaffen wollen. Sie bringen den armen Dichter um ein paar Verse, die ihm nicht sauer werden können, und die zum wenigsten nichts schaden, wenn sie auch nichts helfen sollten.

Dieß schwere Werk, dich, Gönner aller Gönner) Es ist allerdings vielmals sehr schwer, denjenigen mit einiger Wahrscheinlichkeit zu rühmen, an den die Zuschrift gerichtet ist. So leicht es ist, Reinbecken, als einen grossen Gottesgelehrten, Wolfen, als einen Philosophen, Hof-

mannen, als einen geſchickten Arzt, und Caniſzen, als einen Dichter vorzuſtellen: So ein ſchweres Werk iſt es hingegen, wenn ich den Aberglauben, als einen Mann, auf deſſen Bruſt Licht und Recht glänzen, oder Starrkatern in Eulenburg, deſſen der hamburgiſche Patriot gedenkt, als einen Prieſter der Gerechtigkeit abbilden ſoll. Wie viel Mühe koſtet es nicht, wenn wir denjenigen zum Apollo unſrer Zeiten machen, welcher mit einem Gelehrten weiter keine Aehnlichkeit hat, als die groſſe Perücke! Wir beſchwören das Alterthum, und bannen alle Weiſen Griechenlands und Roms zuſammen, damit ſie zu ihrer Beſchämung anhören ſollen, daß in unſern Tagen ein Mann lebt, der Davus heiſſt.

Von Kleinigkeiten groß, von ſchlechten Dingen fein,
Von albern Sachen klug, von Stümpern ungemein,
Und endlich unvermerkt ſtets von ſich ſelbſt zu ſingen,
Sind Künſte, die uns ſpät, der Lobſucht ſtets gelingen.

Eben dieſe Lobſucht iſt noch das einzige Mittel, welches unſern Dichtern bey ihren Zuſchriften die gröſten Schwierigkeiten erleichtern hilft. Sie wollen loben! Das iſt genug! Ob aber die Züge in ihrer Lobſchrift dem Originale ähnlich ſind; das iſt eine Sache, die man eben ſo genau nicht unterſuchen, noch viel weniger aber von ihnen verlangen darf. Sie gleichen darin einer gewiſſen Art von Malern, welche die Bildniſſe groſſer Fürſten und Herren feil haben. Alle dieſe ſehen einander ähnlich, und die Bilder von Ludwig dem vierzehnten an, bis auf den General Menzel haben nur ein Geſicht. Der einzige Unterſchied beſteht in der Tracht und Farbe des Kleides, und, wenn es hoch kömmt, in einem Schnurrbarte. Dem ungeachtet weis man, wen es vorſtellen ſoll, und derjenige muß blind ſeyn, der es nicht aus der Unterſchrift ſehen ſollte. Machen es die meiſten unſrer heutigen Scribenten in ihren Zuſchriften wohl anders? Sie haben nur eine Art zu loben, und ein jeder, den das Verhängniß dazu erſehen hat, daß er unter ihre Hände gerathen, und ihr Mäcenat werden ſoll, den ſtellen ſie uns allemal, als

den

den vollkommensten, als den tugendhaftesten Sterblichen vor. Kurz, auch ihre Gönner und Helden haben nur ein Gesicht, den Unterschied macht weiter nichts, als der Titel des Gönners.

Mit Zittern wagt mein Kiel) Ich bin ein Poet, das ist ein postulatum, und ich will es keinen Menschen rathen, mir zuzumuthen, daß ich diesen Satz beweisen soll. Wenn man also im obigen Texte die Worte; mit Zittern wagt mein Kiel, nicht von der demüthigen Positur verstehen wollte, mit welcher einige Dichter von meiner Art ihre Gönner anzureden, und ihnen die Proben ihrer unterthänigsten Ehrfurcht zu überreichen pflegen: So würde es allerdings sehr unnatürlich seyn, zu sagen, daß der Dichter zittere. Wir, die wir mit Göttern eben so vertraut umgehen, wie mit einer Schäferinn, wir werden vor keinem Sterblichen zittern. Ein Dichter, der von seiner Fertigkeit zu reimen, von seinem Geldmangel, und von den Capitalen seines Gönners gewiß überzeugt ist, ist das unerschrockenste Geschöpf unter allen Thieren. Läßt sich also wohl mit Grunde von ihm sagen, daß er zittere? Ich glaube es nicht, und wenn er ja zittert, so geschieht es doch nur dem Reime und dem Sylbenmaasse zu gefallen.

(Und wenn du, grosser Held,) Dieses Beywort ist so gewöhnlich, daß ich kein Bedenken trage, solches dem unbekannten Gönner beyzulegen, welchem gegenwärtiges Werk künftig einmal dediciret werden könnte. Ein Autor schmiegt sich gemeiniglich in seinen Zueignungsschriften dergestalt, vor den Füssen seines Gönners, daß ihm derselbe natürlicher Weise nicht anders, als groß, vorkommen muß, und einen Helden nenne ich ihn um deswillen, weil ich zum voraus setze, daß die Zueignungsschrift an keinen von bürgerlichem Stande, sondern an jemanden meines gleichen gerichtet wird. Wir sind Ritter. Alle Ritter sind, vermöge der Erfahrung, Helden, und grosse Helden werden wir, so bald uns ein Autor braucht. Hierbey fällt mir eine Geschichte ein, welche ich anführen muß. Als ich dem Pfar-

rer

rer in meinem Dorfe seinen Sohn zum Substituten gab: So ward, wie man leicht glauben kann, dieser wichtige Umstand der Kirchenhistorie von mehr, als einem Rohre, besungen. Es würde zu weitläuftig seyn, alle die schönen Gedanken anzuführen, welche bey dieser vortreflichen Gelegenheit verschwendet wurden. Keiner aber hat mich so sehr gerührt, als derjenige, da ein Dichter den jungen Substituten des grossen Vaters grossen Sohn nennte. Ich bin versichert, daß dieser prächtige Ausdruck bey dieser Gelegenheit nicht zum erstenmale angewandt ist, und sonder Zweifel auch in folgenden Zeiten seine Urhaber finden wird. Aber eben dadurch suche ich auch obige Worte meines Textes zu rechtfertigen. Denn schickt er sich für einen Dorfpfarrer, und seinen Substituten, so wird man ihn einem Kirchenpatron gewiß nicht streitig machen können.

Mich Deiner Gunst empfohlen) Gunst heißt hier, und bey andern dergleichen Zuschriften, in poetischem Verstande, so viel, als baares Geld.

Du selbst ein Dichter bist, der Ewigkeit entgegen) oder wie es im Zusammenhange des Textes heissen würde: Du siehst der Ewigkeit entgegen, weil du selbst ein Dichter bist. Man sieht wohl, daß diese Zueignungsschrift in Versen abgefaßt ist; und weil sie in Versen abgefaßt ist; So folgt natürlicher Weise, daß der Verfasser ein Poet seyn muß, denn eben dadurch unterscheidet sich ein Poet von andern Geschöpfen, daß er Verse macht. Es ist also nichts neues, wenn ein Poet glaubt, er könne seinem Gönner nicht angenehmer schmeicheln, als wenn er ihn auch einen Dichter heißt. Es erklärt sich dieses aus den Regeln der Eigenliebe, welche eine jedwede Art der Schriftsteller für ihr Handwerk hat. Wird ein Arzt ein Schriftsteller, so wird er sagen, daß sein Mäcenat, an den die Zueignungsschrift gerichtet ist, auch ein Arzt sey, und ein schreibender Rechtsgelehrter macht alle seine Gönner zu Ulpianen. Ich kenne einen Kunstrichter, welcher zu der Freygebigkeit eines ziemlich begüterten Landkramers ein so grosses Vertrauen hatte, daß

daß er ihm ein Buch zueignete, welches von den kritischen Streitigkeiten unsrer Zeit handelt. „Ich widme dir diese „Blätter, sagte der Verfasser in seiner Zueignungsschrift, „da du so glücklich bist, selbst ein Critikus zu seyn.„ Der Landkramer erschrack. Er fragte seinen Informator, was ein Critikus für ein Ding sey? Und weil ihm dieser eine verhaßte Beschreibung davon machte: So fehlte nicht viel, daß jener den Verfasser nicht rechtlich belangte.

Noten zur Vorrede.

Und mit Anmerkungen) Anmerkungen heissen diejenigen Zeilen, welche der Buchdrucker unter den Text setzt. Mit diesem haben sie keine Verbindung weiter, als daß sie auf eben der Seite stehen, oder, wofern der Raum dieses nicht zulassen will, wenigstens sich allemal auf diejenige Seite beziehen, wo die Worte des Textes zu finden sind. Besonders zweyerley wird dabey erfodert. Sie müssen in die Augen fallen, und unerwartet seyn. Jenes geschieht, wenn man sagt, was andre schon gesagt haben, oder, kunstmäßig zu reden, wenn man die Alten und Neuen fein häufig anführt, und die Gelehrten, welche gegen alle vier Winde wohnen, citirt. Das Unerwartete hingegen besteht darinnen, wenn ich Sachen sage, welche kein Mensch in meinen Anmerkungen suchen würde. Zum Exempel: Im Texte steht das Wort; Cicero, und in der Anmerkung untersuche ich die Frage: Ob Nebucadnezar auch wirklich Gras gefressen habe, wie ein Vieh?

Zu dieser Vorrede) Denn eine Vorrede heißt nur um deswillen eine Vorrede, weil sie gleich auf das Titelblatt, oder die Zueignungsschrift folgt. Der Herr Verfasser darf sich gar kein Gewissen machen, wenn er darinnen Sachen sagt, die zum Buche gar nicht gehören.

Erläu-

Erläutert) Das ist ein erschrecklicher Druckfehler, und soll erweitert heissen; welches ein jeder ehrengünstiger Leser in seinem Exemplare zu ändern beliebe. Ich wäre nicht werth, daß ich ein Autor hiesse, wenn ich bey diesen Anmerkungen die Absicht gehabt hätte, den eigentlichen Verstand des Textes zu erklären, oder zu erläutern, zu geschweigen, daß vielmals ein Text keinen eigentlichen Verstand hat. Aber das ist die wahre Pflicht vieler unsrer heutigen Scribenten, daß sie eine Sache weitläuftig dehnen, und dasjenige auf etlichen Bogen sagen, was der ungelehrte Pöbel in wenig Zeilen fassen würde.

Ich weis aber nicht, ob ich dieser meiner Schrift die Ewigkeit versprechen darf:) Das ist nur eine bescheidne Verstellung von mir, ich weis dieses aber ganz gewiß, denn ich bin ein Autor. Diese Formel ist der so gewöhnliche väterliche Seegen, welchen wir unsern Büchern mittheilen, wenn wir sie in die Welt schicken. Von dem Nachdrucke dieses Seegens kann niemand besser urtheilen, als wer Gelegenheit gehabt hat, entweder durch die Erfahrung, oder auf andre Wege sich einen hinlänglichen Begriff von derjenigen innbrünstigen Zärtlichkeit zu machen, welche man die väterliche Liebe nennt. Ein Schriftsteller empfindet diese in dem stärksten Grade. An unsern Kindern halten wir dasjenige für Schönheiten und Artigkeiten, was wir an den Kindern andrer Leute für Leibesgebrechen und Laster ansehen. Ein Autor, welcher die Mängel andrer Schriften aufs schärfste beurtheilt, ist dennoch oftmals von einer blendenden Liebe gegen seine eigne Arbeit dergestalt eingenommen, daß er denjenigen für einen neidischen Klügling, für einen Verräther des Vaterlandes ausschreyen wird, welcher sich unterfteht, ihm und andern zu sagen, daß seine gelehrte Geburt nur ein Krüpel, oder gar eine Misgeburt sey. Er wird ergrimmen, wie ein Bär, den man seine zottige Brut raubt, und wer ihm in dieser Wut begegnet, der ist verloren. Ich getraue mir, noch mehr zu behaupten. Ich glaube, daß die Liebe eines Scribenten gegen seine witzige

Zucht

Zucht diejenige Neigung weit übertrifft, welche Aeltern ordentlicher Weise gegen ihre Kinder haben. Ein Vater wird dasjenige Kind niemals, ohne ekelhaften Widerwillen, ansehen können, von dem er gewis weis, daß es nicht sein ist; ein Scribent aber keineswegs. Oefters ist dieser bemüht, der Welt diejenigen Sachen, als seine leiblichen Kinder, anzupreisen, welche ihr ganzes Wesen und Daseyn dem Fleisse andrer Gelehrten, ihm aber weiter nichts, als den Namen, zu danken haben. Dennoch erkennt er sie für die Seinigen. Derjenige greift ihm ans Herz, welcher ihm den Titel eines Vaters absprechen will. Hundert Gelehrte von verschiednen Völkern könnte ich hier zum Beweise meines Satzes anführen; ich habe aber für die Franzosen eine solche Hochachtung, daß ich niemanden nennen will, als ihren Abt Desfontaines. Da nun unsre Gelehrten und Schriftsteller so geneigt sind, ihren Gedichten und Büchern die Ewigkeit zu prophezeihen; wie empfindlich, wie schmerzhaft muß es nicht einem so liebreichen und zärtlichen Vater fallen, wenn er sieht, daß er das Werk seiner Hände, welches er der Nachwelt zugedacht hatte, noch selbst überleben muß! Kömmt dieses frühzeitige Absterben von der schwächlichen Natur, und der hinfälligen Beschaffenheit unsrer Schriften her: So ist allerdings noch einiger Trost dabey. Geschieht es aber, daß sie durch einen gewaltsamen Tod dahin gerissen, und durch die unerbittlichen Hände eines grausamen Kunstrichters aufgerieben werden: So kann ich mir in der That keine verzweifeltern Umstände vorstellen, als diejenigen sind, in welchen sich ein so gebeugter, und in die tiefste Trauer versetzter, Scribent befinden muß. Er ist desto unglücklicher, da ihm nicht leicht jemand sein Beyleid bezeigen, und diesen unverhofften Verlust beklagen wird.

Ein Trost, den zum wenigsten andre Väter, bey dem Tode ihrer Kinder, zu gewarten haben.

Noten zur Abhandlung.

FARRAGO LIBELLI:) Bey diesen Worten, welche ich aus dem Juvenal zur Ueberschrift über gegenwärtige Abhandlung gewählt habe, muß ich vor allen Dingen verschiednes erinnern. Die Verse des Juvenals heissen eigentlich so:

> Quicquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
> Gaudia, discursus, nostri est farrago libelli.

Ich habe aber mit Fleisse nur die letzten Worte davon behalten, weil ich befürchten mußte, viele meiner Leser möchten ein gar zu schlechtes Vertrauen zu dieser Schrift bekommen, wenn sie durch die angezognen Verse des Juvenals auf die Meynung gebracht würden, als wollte ich Sachen darinnen abhandeln, welche, gewisser Ursachen wegen, nicht allemal gern gelesen werden.

Indessen schicken sich diese Worte, farrago libelli, hieher. Ich weis sie nicht nachdrücklicher zu übersetzen, als durch das Wort, Mischmasch; und dieses zeigt meinen Lesern auf einmal an, was sie, in diesen Noten ohne Text, zu suchen haben.

Ich bin so neidisch gar nicht, daß ich mich dieser Ueberschrift ganz allein anmassen, und andern Schriftstellern verwehren wollte, sich derselben, in gleichem Falle, zu bedienen. Nichts wünsche ich eifriger, als daß ich in diesem Stücke Nachfolger finden möge, welche mit der gelehrten Welt eben so offenherzig umgehen, als ich thue. An statt der ausschweifenden Titel: Kurze, doch gründliche, Abhandlung von ꝛc. Neue, und höchstnöthige Wahrheiten ꝛc. Exegetisch-theoretisch-praktische Untersuchung, ob ꝛc. Unumstößlicher Beweis, daß ꝛc. Versuch einer heilsamen und erbaulichen ꝛc. Abgenöthigte, doch mit vieler Bescheidenheit abgefaßte, und in der Wahrheit selbst gegründete, Vertheidigung wider ꝛc. Univer-

sal

sal ꝛc. An statt aller dieser Titel würden die meisten ihrer Verfasser mit besserm Rechte, und mit mehrerer Wahrheit sich dieser Worte bedienen, Farrago libelli; und die Nachwelt hat es bloß meiner Bemühung zu danken, daß nächstens ein guter Freund von mir sich eben dieser Worte, bey seinem Buche, bedienen wird, welches er von dem eigentlichen Grunde des Natur- und Völkerrechts, und zwar methodo mathematica abgefaßt hat.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbey lassen, ohne von dergleichen Ueberschriften noch etwas überhaupt zu gedenken. Ich finde einen grossen Misbrauch darinnen, daß sich die meisten solcher Sentenzen aus alten Poeten und Philosophen anmaassen, welche sie, ohne die Wahrheit zu beleidigen, und ihr Autorgewissen zu beschweren, vor ihre Schriften gar nicht setzen sollten. Ich will an deren Stelle einige andre vorschlagen, und ich traue meinen Lesern so wohl, als den zukünftigen Autoren, so viel Geschmack und Einsicht zu, daß sie die Wahl, vor welche Bücher eine jede dieser Ueberschriften gehöre, selbst treffen werden, ohne, daß ich nöthig habe, mich darüber zu erklären. Diese Arbeit ist wenigstens so wichtig, und dem Vaterlande eben so vortheilhaft, als die Bemühung des Herrn Woldamars von Zschaschlau, welcher * seinen muthwilligen Witz an einer Abhandlung von Buchdruckerstöcken verschwendet hat, und dabey gewisse eigensinnige Regeln vorschreiben wollen, welche die Fruchtbarkeit unsrer Schriftsteller zu merklichen Schaden der gelehrten Nahrung auf einmal niederschlagen würden, wenn diese nicht bereits viel zu großmüthig wären, als daß sie den pedantischen Vorschriften der Vernunft Gehör geben sollten. Hier sind meine Ueberschriften, und finde ich, daß die Welt erkenntlich genug ist: So behalte ich mir vor, in einer besondern, und hoffentlich sehr weitläuftigen, Abhandlung deren mehr zu liefern.

Duceris, ut neruis alienis mobile lignum. *Horat.*

* Siehe vorstehende Abhandlung, a. d. 59 S.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

. . . Nihil mea carmina curas?
Nil nostri miserere? Mori me denique cogis? *Virgil.*
Scilicet oblitus patriae, patrisque, LATINE? *Horat.*
Quid faciam, praescribe. Quiescas. Ne faciam, inquis,
Omnino versus? Aio. Peream male, si non
Optimum erat. Verum nequeo dormire - - *Horat.*
Quos ego! - - - - - - - - - - - - *Virgil.*
- - - - - Procumbit humi - - *Virgil.*
- - - Κυνες ὀμματ' ἐχων. *Homer.*
Grammatici certant, - - - - - - -
. . . rabies armavit, - -
. . . et vsque
Certantes, donec cantor, Vos plaudite! dicat. *Horat.*
Quae virtus, et quanta - - - - -
Nec meus hic sermo est - - - - - *Horat.*
Felices errore suo - - - - - - - *Lucan.*
Dic aliquid dignum promissis. Incipe: nil est. *Horat.*
- - - Di te, Damasippe, Deaeque
Verum ob consilium donent tonsore - - *Horat.*

Dieses würde genug seyn können, zu zeigen, wie redlich ich es mit meinem gelehrten Vaterlande meyne. Ich will aber noch mehr thun, und den Witz aller muntern Köpfe in Deutschland in Bewegung bringen. Virgil sagt an einem gewissen Orte;

Caedicus Alcathoum - - Sacrator Hydaspen,
Partheniumque Rapo, et praedurum viribus Orsen,
Messapus Cloniumque, Lycaoniumque Ericaten,
- - Atronium Salius, Saliumque Nealces.
- - - - - - - - - - - - - - - - - -
Di Iouis in tectis iram miserentur inanem
Amborum, et tantos mortalibus esse labores!

Hiermit fodre ich alles auf, was nur einen Finger regen, und schreiben kann! Derjenige, welcher die gründlichste Nachricht geben wird, vor welches Buch sich diese Ueberschrift schicke, der soll bey dem Verleger sechs Dukaten zum Preise erhalten! Mit Freuden sehe ich dem ämsigen Lärmen entgegen, welcher, wegen dieser ansehnlichen Belohnung, unter unsern Gelehrten entstehen wird. Dieses verlange

lange ich noch, daß ſie ihre Briefe poſtfrey einſenden, und ihre Namen verſiegelt beylegen, zugleich auch eine Anweiſung geben, an wen der Preis gezahlt werden ſoll. Als einen kleinen Nebenumſtand muß ich nur dieſes noch erinnern, daß ich ſelbſt an der Auflöſung dieſer gelehrten Aufgabe mit arbeiten werde. So viel kan ich inzwiſchen bey aller der Aufrichtigkeit verſichern, welche mir und allen Scribenten meiner Art bey dergleichen Fällen ſo eigen iſt, daß ich zur Zeit nicht weis, welche Art von Büchern ich zu dieſer Ueberſchrift eigentlich vorſchlagen ſollte. Weil ich aber doch aus der Erfahrung weis, daß ich, im Vertrauen zu ſagen, gar öfters ganz feine und ſcharfſinnige Einfälle habe; So will ich nicht gut dafür ſeyn, daß ich dieſen aufgeſetzten Preis nicht ſelbſt verdienen ſollte.

Und die friedfertige Antwort jenes Landedelmanns iſt zu bekannt, alo daß ich ꝛc. Weil nicht alle meine Leſer Gelegenheit haben, dieſe Worte in dem vortreflichen Theatro Europaeo ſelbſt nachzuleſen: So will ich ſolche allhier mit einrücken: „Ich bin auf meiner väterlichen Hufe „geboren, und erzogen. Niemals habe ich die geringſte „Neigung gehabt, mich in die Händel der Welt zu miſchen, „oder mit dem Degen in der Fauſt dasjenige zu thun, was „die meiſten meiner unruhigen Nachbarn, fürs Vaterland „fechten, nennen. Ich habe allemal geglaubt, es ſey beſ„ſer, bey geſundem Körper unbekannt, als bey verſtümmeltem Körper berühmt zu ſeyn. Der Lorbeer auf dem „Haupte, und ein hölzerner Arm oder Fuß iſt für mich nie„mals eine ſo reizende Vorſtellung geweſen, daß ich mich „hätte bewegen laſſen, meiner Ruhe, und Bequemlichkeit „zu entſagen. Das ganze Dorf weis, und mein Pfarrer „wird es ſub fide paſtorali, und manu propria bezeugen kön„nen, daß ich nichts weniger, als blutdürſtig bin; ich neh„me diejenige Zeit aus, da die Jagd offen iſt.„ So redet unſer Junker.

Kritiſch und gelehrt) Dieſes iſt ein Pleonasmus. Man denke ja nicht, als wären es zwo ganz unterſchiedne

Sachen, kritiſch und gelehrt zu ſchreiben. Keineswegs! Ein Critikus von der Art, deren unſer Text erwähnt, iſt ein Mann, welcher allemal Recht hat, und ein Gelehrter, nach meinem Begriffe, darf niemals andern Recht geben. Jener iſt mit keinem Menſchen, mit ſich ſelbſt aber gar wohl zufrieden; ein Gelehrter auch. Kurz die Critik iſt von der Gelehrſamkeit ſo unzertrennlich, als die gründliche Wiſſenſchaft der Rechte von einem conſultiſſimo Juris utriusque Doctore, oder Verſtand und Tugend von einem Capitaliſten.

Die Gröſſe deiner Gaben) Wenn ein Dichter an ſeinem Helden die Gröſſe ſeiner Gaben rühmt, ſo verſteht der Leſer ordentlicher Weiſe deſſen Gemüthsgaben darunter. Dasjenige nennt man zwar auch Gaben, was er, für ſein sauberringebundnes Carmen, von ſeinem großmüthigen Gönner erhält. Allein ſo unbeſcheiden iſt nicht leicht ein Dichter, daß er dieſer Gaben ausdrücklich gedenken ſolte. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß er ſich und der Wahrheit ſo groſſe Gewalt nicht umſonſt anthun, und Tugenden rühmen wird, welche vielmals derjenige, der ſie beſitzen ſoll, ſelbſt nicht an ſich gemerkt hat. Mancher würde nicht beſungen werden, wenn ſich der Dichter nicht auf die Gröſſe ſeiner Gaben Rechnung machte. Simonides ſollte einen Wettſtreit mit Mauleſeln beſingen. Derjenige, deſſen Mauleſel den Preis davon getragen hatten, mochte ſein Geld ſo lieb haben, als ſeine Ehre, und bot um deswillen dem Dichter nur eine geringe Belohnung an. Dieſes empfand Simonides übel. Ich, ſagte er, beſinge keine Mauleſel! So bald man ihm aber die Belohnung erhöhte: So bald ſang er von Mauleſeln, und ruſte:

Χαιρετ' ἀελλοποδων θυγατρες ἱππων!

Mich dünkt, wir ſingen heut zu Tage noch eben ſo!

Hierbey muß ich einen kleinen Handgriff anrathen, welcher im gemeinen Leben ſeinen guten praktiſchen Nutzen hat. Iſt ein Dichter von der Freygebigkeit ſeines Gönners ſchon hinlänglich verſichert: So wird er am beſten thun, wenn er mit einer philoſophiſchen Großmuth alle vergänglichen

Reich-

Reichthümer unter seine Füsse tritt, die Geldbegierde, als das unanständigste Laster eines Gelehrten, verflucht, und die poetische Mäßigkeit mit den lebhaftesten Farben abschildert.

Wofern es aber bekannt ist, daß unser Gönner die Musen zwar liebt, aber nicht bezahlt, und nur poetische Fröhner haben will; So wollte ich einem jeden, dem sein eigner Magen lieb ist, wohlmeynend gerathen haben, daß er sich wegen seiner Hauptabsicht etwas deutlicher erklärte. Er lobe den Verstand seines Gönners, seine Freygebigkeit aber noch mehr. Er erzähle ihm die betrübte Geschichte jenes griechischen Fechters, an welchem die Götter sichtbarliche Zeichen und Wunder gethan, und ihn um deswillen zerschmettert haben, weil er so unverschämt gewesen, und den ehrlichen Simonideo um zwey Drittheile seines sauerverdienten Lohnes betrügen wollen. Pindar, der Schutzgott aller Poeten, die ums Geld loben, hat diese Kunst auch verstanden. Die Stelle ist bekannt, da er dem Xenocrateo unter die Augen sagt, „daß die Mode, umsonst zu singen, schon vorlängst „abgekommen, und altväterisch geworden sey. Zwar ehe„dem, spricht er, waren die Musen nicht gewinnsüchtig, „keine ließ sich für Geld dingen, und Terpsichore verkaufte „ihre Lieder noch nicht. Nunmehr aber ist es gar wohl er„laubt, dem gegründeten Ausspruche jenes Argiers nachzu„leben, welcher zwar selbst weder Geld noch Freunde hatte, „dennoch aber sagte: Das Geld, nur das Geld macht ei„nen Mann! Du bist ein kluger Mann! Xenokrateo, du „wirst mich verstehen!

Feruet, immensusque ruit profundo
Pindarus ore
Laures donandus Apollinari!

Das Ansehen dieses grossen Dichters schützt uns wider alle Vorwürfe. Es ist zwar allerdings, wie Horaz uns warnet, sehr gefährlich, dem Pindar nachzuahmen, aber nur in diesem Stücke nicht. Denn, sind wir nicht so feurig, wie Pindar, so sind wir doch wenigstens eben so geldgierig! Man

sage ja nicht, daß ich mich an so berühmte Leute des Alterthums wohl aus andern Ursachen, als wegen ihrer Fehler, erinnern könnte. Es geschieht gar nicht, dieselben zu verkleinern, sondern die grossen Beyspiele unsrer Zeiten durch andre grosse Beyspiele zu rechtfertigen, und dadurch zu zeigen, wie sehr sich bereits die meisten meiner Landsleute den Alten genähert haben. Es ist überdieses noch zu erweisen, ob das Verlangen nach einer verdienten Belohnung ein Fehler ist. Ich glaube es nicht, und kenne, zu meiner Beruhigung, Leute genug, welche meiner Meynung sind.

Ohne eigennützige Absichten, ohne Vorurtheil, blos zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls und zur Aufnahme der schönen Wissenschaften) Eine jede Zunft der Gelehrten, und derer, welche sich zu den Gelehrten rechnen, hat ihre gewissen Formeln, unter welchen sie ihre wahre Absichten zu verbergen weis. So viel ich Quacksalber gehört habe: So viele haben auch versichert, daß sie nicht etwann deswegen öffentlich ausständen, um ihren Vortheil dabey zu suchen. Nein, keinesweges! Nur preßhaften Personen beyzuspringen, und ihren Nebenchristen aus Mitleid die Zähne auszubrechen; dieses ist die wahre Ursache, warum sie von Stadt zu Stadt ziehen, und die Jahrmärkte besuchen. Zu Beförderung der heilsamen Justiz, zu Vertheidigung der Unrechtleidenden, und vermöge der aufhabenden theuern Pflicht werden die Sporteln gemacht, und wenn eine gewisse Art der Rechtsgelehrten, so der unstudierte Laye Rabulisten nennt, die Wittwen und Waisen um ihre Häuser bringen will, so geschieht es zwar, aber wie? Allemal mandatario nomine, nobilissimum indicis officium desuper implorando. Ja, ich kenne einen hochwohlehrwürdigen Mann, welcher in seinem Berufe niemals unermüdeter ist, als wenn er liquidiren soll. Allezeit aber geschieht dieses, welches ja wohl zu merken ist, Amts und Gewissenswegen. Dieses könnte schon genug seyn, obige Worte meines Textes zu erklären, wenn ein Autor sagt, er schreibe ohne eigennützige Absichten, ohne Vorurtheil, bloß zur Beförderung

derung des gemeinschaftlichen Wohls, und zur Aufnahme der schönen Wissenschaften. Diese Formel ist allemal das Wesentliche einer Schrift, und da ich in einem freyen Lande wohne, wo weder die sächsischen Whigs, noch die schweizerischen Torrys, zu fürchten sind: So getraue ich mir, ohne Scheu zu behaupten, daß bey vielen unsrer heutigen Scribenten die Bewegursachen eigennützig, und voller Leidenschaften sind. Freylich sagen wir dieses nicht ausdrücklich. Aber das wäre auch wider alles Herkommen. Wir versichern vielmehr den Leser, daß unsre Schriften das Tageslicht nimmermehr würden erblickt haben, wenn uns nicht die Erbauung des Nebenchristen, die Besserung der Gemüther, die Beförderung des Wohls unsrer Mitbürger, die schwere Amtspflicht, die ernsthafte Aufmunterung unsrer Obern, das Anliegen des Buchhändlers, und noch hundert andre rühmliche Ursachen dazu bewogen hätten. An unserm eignem Ruhme ist uns so wenig gelegen, daß wir versichern, wir würden ganz gleichgültig bey den Urtheilen des Lesers seyn. Ja, wir erniedrigen uns vielmals so weit, daß wir bitten, man möchte uns unsre Fehler zeigen, und uns auf den rechten Weg führen. Aber, dem mag der Himmel gnädig seyn, der dieses nur einmal versucht! Man wage es nur, und sage uns, daß unser Vortrag unordentlich und trocken sey, daß unsre Wahrheiten sehr alte Wahrheiten wären, daß kein Mensch einen Nutzen aus unsern Schriften erlangen könnte, daß wir unsrer Amtspflicht eine bessere Gnüge geleistet haben würden, wenn wir gar geschwiegen hätten; man ziehe in Zweifel, ob unsre Obern, und nicht vielmehr wir selbst, uns aufgemuntert haben: In was für eine Wut wird man uns Patrioten bringen! Wie grimmig werden wir mit ihnen verfahren! Nicht das Vaterland, nicht die Erbauung des Nebenchristen, nicht das Wohl unsrer Mitbürger, nein; uns selbst, unsre beleidigte Ehre werden wir vertheidigen!

Und ein jeder glaubt, es werde noch in tausend Jahren Scholiasten geben, welche seine gelehrte Schrift mit

kritischen Anmerkungen bereichern, und über eine zweifelhafte Lesart andern Scholiasten Verstand und guten Namen absprechen.) Und ich glaube, daß mir selbst dieses widerfahren wird. Eine so schmeichelhafte Eigenliebe, als diejenige ist, wovon unser Text redet, ist niemanden zu gute zu halten, als mir, weil außer mir niemand ein so wichtiges Werck geschrieben hat, als gegenwärtige Noten ohne Text sind. Ich stelle mir hierbey deren spätes Schicksal auf das lebhafteste vor. Ich übersehe, mit einem ehrgeizigen Blicke, eine Reihe von vielen Jahrhunderten, und empfinde eine stärkende Beruhigung in mir selbst, wenn ich an unsre spätesten Nachkommen gedenke, wie sie mit einer abgöttischen Ehrfurcht den Verstand und Witz des Hinkmars von Repkow bewundern werden. Ja, ich gehe in diesen prophetischen Betrachtungen noch weiter. Damals hießen unsre alten Deutschen noch Barbaren, als man zu Rom, für die Aufnahme des guten Geschmacks in der Dichtkunst und Beredsamkeit, mit eben der Sorgfalt, doch vielleicht nicht mit eben der Hitze, kämpfte, mit welcher wir, die gesitteten Nachkommen dieser barbarischen Deutschen so viel gelehrte Kriege, in unserm eignem Vaterlande, auf das muthigste unternommen, und fortgeführt haben. Ist wohl also im geringsten zu zweifeln, daß nach Verlaufe vieler Jahrhunderte eben dieses die wichtigste Beschäftigung solcher Völker seyn kann, die wir itzt für eben solche Barbaren halten, für welche die Römer unsre Väter ansahen? Hätten es diese Römer wohl geglaubt, daß eine Zeit kommen könnte, in welcher die Nachkommen der alten Mysen Zeit und Kräfte verschwenden würden, die wahre Gestalt ihre Schuhe ausfindig zu machen. Und wer leistet denn uns die Gewähr, daß nicht itzt ein Volk in Wildnissen und Wäldern herum irrt, dessen witzige Kinder nach tausend Jahren mit ängstlicher Bemühung untersuchen werden, ob die Hüthe der alten Deutschen unter der Regierung Kaiser Carls des Siebenten hoch aufgesteift, oder niedrig gewesen sind? Ich verehre den Fleiß desjenigen grossen Mannes, welcher sich, unserm

ſeinem Vaterlande zum Beſten, ſo manche unruhige Stunde, ſo viele ſchlafloſe Nächte, um ein V, oder, wegen eines zweifelhaften Manuſcripts, Chriſten zu Heyden macht. Iſt es aber wohl unmoglich, daß auf eben derjenigen Stelle, wo itzt, indem ich dieſes ſchreibe, ein räuberiſcher Tartar unter ſeinem Zelte auf Mord und Beute denkt, ſein witziger Enkel künftig eine Catheder erbauen, ſich auf derſelben, als Kunſtrichter, blähen, und um ein deutſches Wort über ſeine kritiſchen Widerſacher ein grauſames Blutgerichte halten wird? Ich getraue mir, es zu verantworten, wenn ich für mein Vaterland ſo viel Hochachtung habe, daß ich glaube, wir werden in tauſend Jahren den Tartarn eben dasjenige ſeyn, was die alten Römer uns itzt ſind. Ja; ich bin für Freuden auſſer mir, wenn ich bedenke, daß alsdann meine Noten ohne Text vielleicht ein Auctor Claſſicus für die jungen Tartar in Oczakow ſeyn werden. Und vielleicht ſteht gar einmal ein kalmukiſcher Grav auf, welchen mein Ruhm und die Begierde nach abendländiſchen Alterthümern in mein Vaterland treibt, welcher unter dem Schutte einer Stadt in Deutſchland ſo viele Weisheit hervor zieht, als kaum in eilf Folianten Raum hat, und welchen die glückliche Ergänzung einer verloſchnen Grabſchrift, der Himmel weis, von welcher Schneidersfrau, in ſeinem Vaterlande unſterblich macht.

Wie ich zum Exempel,) Dieſe Worte werden ſehr oft in meinem Texte vorkommen, weil es der gelehrte Gebrauch erfodert, daß ein Schriftſteller von ſich ſelbſt bey allen Gelegenheiten am meiſten redet. Bey den übrigen Stellen werde ich die Noten weglaſſen; Hier aber kann ich es unmoglich über mein Herz bringen, davon zu ſchweigen, was die Worte, wie ich zum Exempel, eigentlich ſagen wollen. Ich zeige dadurch die Gröſſe meiner Arbeit, und die Wichtigkeit derjenigen Bemühungen an, mit welchen ich mich in meinen Schuljahren beſchäftigt habe. Denn ein junger Dichter war, nach dem Begriffe eines meiner ehemaligen Lehrmeiſter, nichts anders, als ein Ding, wel-

ches lateinische Verse scandiren, und eine gewisse Anzahl Wörter von verschiedner Länge, nach dem Sylbenmaasse, in Ordnung stellen konnte. Dieses war auch die einzige Ursache, warum ich die alten Poeten las, und vielmals mit exemplarischem Nachdrucke dazu angehalten wurde. Ich sollte lateinische und griechische Verse machen lernen, und ich lernte es auch; wenigstens traf ich die Melodey der Alten. Ich habe den Nutzen davon nach der Zeit deutlich erkannt. Ich weis wohl, daß man viele Geschicklichkeit haben muß, wenn man gute lateinische Verse machen will; Ich weis aber auch, daß solche Arbeiten von den meisten nicht deswegen gelobt werden, weil sie gut sind, sondern weil sie mit römischen Buchstaben gedruckt sind. Die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß es allemal sicherer sey, lateinisch, als deutsch, zu dichten. Der beste deutsche Poet ist in den Augen der lateinischen Welt weiter nichts, als ein deutscher Michel, oder höchstens ein leidlicher Versmacher. Ein jeder glaubt, er habe Geschicklichkeit genug, ein Werk seiner Muttersprache aufs unbarmherzigste zu richten. Schreibt aber jemand ein lateinisches Carmen: So sieht man es, als eine ehrwürdige Nachahmung des gelehrten Alterthums, an, und sagt, der Dichter habe uns ein geistreiches Werk geliefert. Um deswillen verabscheue ich das freche Urtheil des le Clerc, welcher spricht; viele der Neuern, welche lateinische und griechische Verse machen, wären den Alten so ähnlich, als die Affen den Menschen. Sie ahmten mehr ihre Fehler, als ihre guten Eigenschaften, nach.

Multa tulit, fecitque puer, sudauit et alsit.

Dieses sind die eigentlichen Worte des mir ertheilten Schulzeugnisses, welche auf nichts anders zielten, als auf den rühmlichen Eifer, den ich bezeigte, so oft ich mit Jamben und Trochäen zu kämpfen hatte. So sauer mir oftmals meine Siege geworden sind, so groß war auch meine Zufriedenheit, wenn ich eine kurze oder lange Sylbe überwunden, und meinen Zeilen diejenige Form gegeben hatte, welche

welche man an den Gedichten des Horaz und Virgils erblicke. Was diese beiden Dichter nur schönes und göttliches gesagt hatten, das fand man auch von Wort zu Wort in meinen Versen, und vielmals würde ein unpartheyischer Leser zweifelhaft geworden sein, ob er einen lateinischen Neujahrwunsch von Hinkmarn von Reykow, oder ein Stück aus des Virgils Aeneis lase. Mein redlicher Lehrmeister war darüber so erfreut, daß er mich beständig seinen kleinen Hannibal nennte, der die Schätze Latiens plünderte, und sein Vaterland damit bereicherte.

Erb-Lehn- und Gerichts-Herr,) Dieses ist eine bekannte Geschichte, welche Müller in seinen Annalibus umständlich erzählt. Er nennt ihn Martin Quaast, und berichtet, daß er ein Quacksalber in Königsee gewesen sey, welcher durch seine köstlichen, bewährten, und von römisch-käyserlicher Majestät privilegirten Pulver, besonders aber durch die Einfalt der eingebildeten Kranken sich so viel verdient, daß er unweit Langensalza ein Vorwerk an sich gekauft, und sich um deswillen unter allen seinen Recepten Erb-Lehn- und Gerichts-Herr auf Braunsdorf, Juxaroda, Scharfenpelß, Thura, Kölleschau, Knechtendorf, und Lehneroda geschrieben, ungeachtet er an allen diesen Dörfern weiter keinen Anspruch zu machen gehabt, als daß ihm zween oder drey Bauern daraus einige Hühner und Käse zu einem jährlichen Erbzinse entrichten müssen. Noch dieses muß ich, als einen sehr wichtigen Umstand, erinnern, daß Martin Quaast bereits unter Johann Georg dem andern gestorben ist. Ich bemerke dieses um deswillen, damit sich mein Leser nicht übereilen, und diesen ritterlichen Pedanten unter den Jetztlebenden suchen.

Des Dichters Leyer klingt) Zum ewigen Ruhme meiner Landsleute muß ich hier erinnern, daß wir dem Geschmacke und den Vorschriften der Alten weit mehr folgen, als vielleicht die Ausländer von uns glauben. Zwar dieses will ich eben nicht behaupten, daß wir uns angelegen seyn liessen, die natürlichen Ausdrücke, die erhabnen Gedanken,

die

die lebhaften Erfindungen, die lehrreichen Sprüche, und andre Schönheiten nachzuahmen, welche man in alten Zeiten für wesentliche Stücke eines göttlichen Dichters ansahe; Allein, dieses wird uns niemand streitig machen, daß wir noch eben so wohl auf dem Rohre blasen, noch eben so wohl levern, und unsre Saiten noch eben so wohl stimmen, als Homer, Anakreon, und die Dichter Roms gethan haben. Alle unsre Hochzeit- und Leichenverse zeugen davon. Kein Poet ist zu klein, er wird seinen Mäcen versichern, daß er, nur ihm zu Ehren, die deutsche Laute stimme. Und was ist gemeiner, als die Sprache der Dichter, welche über ihr heischres Rohr seufzen. Ja viele haben es so weit gebracht, daß sie zugleich auf der Flöte blasen, zugleich die Saiten rühren, zugleich auf der Leyer spielen, und welches fast unbegreiflich ist, zugleich sich auf den Pegasus schwingen, und den geschärften Kiel in die Hippokrene eintauchen können; und zwar dieses alles in einer Zeit von vier Versen. Heißt das nicht die Alten nachahmen, ja so gar übertreffen?

Sein Argwohn) Dieser gieng so weit, daß man niemals eines schlechten Poeten erwähnen konnte, ohne ihn auf die empfindlichsten Gedanken zu bringen, er selbst sey dadurch gemeynt.

Und eine solche Critik, so scharf sie auch ist, wird dennoch mehr Nutzen, als Schaden bringen.) Der Einwurf ist ungegründet, wenn man glaubt, es werde dieses eine grosse Verwirrung und Unordnung in dem demokratischen Reiche des Witzes erregen, und ein solcher unerbittlicher Kunstrichter beschwere nur sein Gewissen, indem er sonder Zweifel manche junge und streitbare Muse schüchtern mache, wenn er ihren Werken, und besonders den Streitschriften, eine ewige Dauer und das Glück, der Nachwelt bekannt zu werden, gänzlich abspricht. Gesetzt auch, wie ich es denn gewiß glaube, daß alle die Streitschriften, welche in unsern Tagen die Hände der Setzer beschäfftigt, und die Geduld der Leser ermüdet haben, in wenig Jahren ihren Untergang erfahren! Benimmt man ihnen denn dadurch

ihren

ihren Werth gänzlich? Ein Kalender ist eines der nützlichsten Bücher von der Welt. Wenn das neue Jahr kömmt: So kaufen wir ihn mit der größten Begierde; das ganze Jahr über lesen wir darinnen, und wenn das Jahr vorbey ist, so ist auch der Werth unsers Kalenders vorbey. Würde wohl etwas lächerlicher seyn können, als wenn man diesen Beweis dazu brauchen wollte, den Nutzen und den Werth der Kalender zu bestreiten? Ich kenne viele Bücher, besonders viele praktische und politische Schriften, der philosophischen, der Kürze wegen, nicht zu gedenken, welche mit Fug nicht mehr verlangen können, als ein Kalenderalter. Sie werden gedruckt, gekauft, und in kurzer Zeit findet man sie da, wo man die alten Kalender findet. Geschieht nicht dieses alles nach dem ordentlichen Laufe der Natur, und darf man wohl der Critik dasjenige zur Sünde rechnen, was natürlicher Weise nicht anders geschehen kann? Ich habe noch auf keiner Bibliothek eine Sammlung von Kalendern gefunden, und wer um deswillen der gelehrten Welt ihren verderbten Geschmack vorwerfen wollte, der würde in meinen Augen noch lächerlicher seyn, als der berühmte Scribent, welcher in der Vorstadt wohnt, und mir, so oft er mich sieht, mit Seufzen erzählt, daß es mit der Poesie ganz und gar aus sey, weil sich niemand so viel Gewalt anthun kann, seine Werke mehr zu lesen.

Gemeiniglich aber glauben wir, dieses gehe nicht uns, sondern unsern Nachbar, an.) Hier wird im Texte dasjenige weiter ausgeführt, was vorher nur kürzlich berührt worden ist. Allerdings ist die Besorgniß, daß dadurch manche junge und streitbare Muse schüchtern gemacht werde, so ungegründet, und abgeschmackt, als Strephons Beweis von der besten Welt. Ich weis gewiß, viele werden die Stellen von der Vergänglichkeit solcher Schriften mit der freudigsten Zuversicht lesen, daß ihre Werke von einer weit dauerhaftern Natur, als andre, und der gelehrten Verwesung gar nicht, oder wenigstens doch so geschwind nicht, unterworfen sind. Und vielleicht sind sie es demnach.

Herr

Herr Grobbens, jener berühmter Kaufmann, geht niemals lieber in die Comödie, als wenn des Moliere Geiziger gespielt wird. Er lacht aus vollem Halse über den betrognen Harpagon, dem man seinen Geldkasten entwendet, und zu gleicher Zeit greift er in den Schubsack, zu fühlen, ob er auch den Schlüssel zu seiner Casse noch wohl verwahret habe. Herr Grobbens ist geizig, das wissen wir alle; aber daß er und seines gleichen auf dem Theater gemeynt sey, das glaubt Herr Grobbens nicht. Es fällt mir noch etwas ein. Sollte eine junge und streitbare Muse, wie man sie nennen will, schüchtern gemacht werden; wie viel Selbsterkenntniß und Ueberlegung würde dazu gehören? Zwo Sachen, welche man, ohne seine Uebereilung und Unwissenheit in der Gelehrtenhistorie zu verrathen, bey denen gewiß nicht suchen darf, welche uns alle Messen mit ihrem Witze, und besonders mit Streitschriften, heimsuchen. Aber der fruchtbare Herr Magister Stucker, dessen Schriften in der Ostermesse verkauft, und noch vor der Michaelsmesse vergessen werden, dieser unermüdete Mann ist ganz kleinmüthig geworden, als unlängst seinen Werken eine dergleichen traurige Nativität gestellt worden ist. Ich räume dieses ein. Kann das meinen Satz über den Haufen werfen? Ein einziges Exempel macht noch lange keine Möglichkeit wahrscheinlich. Wohl hundert kleine Stuckers sehe ich alle Tage durch meine Gasse laufen, durch deren standhafte Unverschämtheit ich meinen Satz wider alle Einwürfe beweisen, und vertheidigen kann.

Ja, eben dadurch gewinnen sie vielmals mehr, als sie verlieren.) Diese Materie ist so unerschöpflich, daß ich nicht Umgang nehmen kann, noch eine Note davon zu verfertigen. Was ist es denn nun auch für ein grosses Unglück für diejenigen Schriften, welche die Zeit noch in ihrer Jugend, und, wenn ich so sagen darf, in der Wiege dahin rafft? Bekömmt die Nachwelt von ihnen nichts zu sehen: So haben sie auch den wichtigen Vortheil davon, daß die Nachwelt von ihnen dasjenige nicht erfährt, was wir

von ihnen wissen, und wir wissen von ihnen dasjenige, was ich hier, um ihren guten Namen zu schonen, nicht schreiben mag. Bleiben aber von ihren Werken noch einige Fragmente übrig, (denn das ist so gar unmöglich eben nicht, daß in drey Alphabeten wenigstens ein vernünftiger Gedanke seyn kann,) gut! So wird vielleicht einmal in jenen Tagen ein Scholiast aufstehen, welcher über den unersetzlichen Verlust eines so wichtigen und gelehrten Buchs ängstlicher thut, als wir nimmermehr thun würden, wenn man die Gewaltthätigkeit ausübte, und uns zwänge, eben dieses Buch zu lesen, da es noch nicht verloren gegangen ist.

Denn nur seit vorgestern haben die Deutschen angefangen, männlich und stark zu denken, und, durch die Proben ihres reifen Witzes, den Witz der Franzosen und Engelländer zu übertreffen.) Wem dergleichen Abentheuer von den Deutschen unwahrscheinlich vorkommen möchte, dem muß ich durch eine Note aus seinem Zweifel helfen. Es ist eben itzt acht und vierzig Stunden, daß ich mit Abfassung gegenwärtiger Noten ohne Text beschäfftigt bin. Alles, was vorher in Deutschland geschrieben worden ist, das kömmt mir, wenn ich es gegen diese meine Abhandlung betrachte, so rauh und barbarisch vor, daß ich über die Blindheit erschrecken muß, in welcher mein Vaterland getappt hat. Seit vorgestern fange ich an, zu schreiben, und ich wünsche meinen Deutschen Glück dazu, daß ich mich entschlossen habe, zu schreiben. Ich bin nicht der erste, welcher zu seinen Arbeiten ein dergleichen Vertrauen hat und glaubt, daß ohne ihn der deutsche Witz und Verstand in einer ewigen Nacht würden verborgen geblieben seyn, und welcher den Zeitpunkt des guten Geschmacks von demjenigen Augenblicke feststellt, da er sich aus mitleidigem Erbarmen, bewegen lassen, die Feder einzutaugen, und sein unwissendes Vaterland zu lehren. Künftig also wird sich die Epoche der deutschen Gelehrsamkeit von vorgestern anfangen, und wollte jemand so verblendet, und gegen meine Verdienste so undankbar, seyn, daß er diese mei-

ne Zeitrechnung nicht gehorsam, und ohne Murren, annähme, dem sey Troz geboten! Denn schimpfen kann ich auch!

Der von ihm gemachte Charakter aber soll sehr ungleich, und hin und wieder sich selbst widersprechend seyn.) Das kann wohl seyn, und dennoch halte ich es für keinen Fehler. Ich sehe mich genöthigt, etwas weitläuftiger davon zu handeln, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, noch ein Blatt zu beschreiben. Man kann meines Erachtens einen Kunstrichter gar füglich, als einen Mann, vorstellen, der auf die Heftigkeit der Kunstrichter, und verschiedne Schooßsünden der Gelehrten, mit der größten Heftigkeit, voller Eigenliebe und kritischen Hochmuths eifert, gleichwohl aber bey verschiednen Gelegenheiten, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, sehr vernünftig und gelassen urtheilt. Don Quichott blieb dennoch der Held von Mancha, wenn er gleich seinem Sancho Pansa die erbaulichsten und vernünftigsten Lehren gab. Er hatte das Barbierbecken auf dem Kopfe, die verrostete Lanze in der Hand, und saß auf seiner Roßinante; gleichwohl waren seine Unterredungen so tiefsinnig und philosophisch, als vielmals die Unterredungen eines ausserordentlichen Lehrers der Weltweisheit nicht sind. Nur erst alsdann ward er ein Narr, wenn er von Riesen träumte, und Windmühlen bestürmte. Wenn ich mich recht entsinne, so habe ich gelesen, daß Cervantes, eben durch diesen ungleichen und abwechselnden Charakter, sich und seinen Don Quichott berühmt gemacht hat. Das ist ja nicht eben so gar unwahrscheinlich, daß ein Mensch bey gewissen Fällen vernünftig seyn kann, welcher uns doch auf einer andern Seite lächerlich scheint. Ich kenne einen gewissen Rechtsgelehrten, welcher das Orakel aller unruhigen Bauern, die Zuflucht aller zänkischen Nachbarn, und ein Vormund aller Schelme und Diebe ist. Wer ihn auf der Richterstube hört, oder seine eingebrachten Sätze liest, der sollte gewiß glauben, es würde Wittwen und Waisen und dem ganzen Vaterlande sehr ersprießlich seyn,

wenn

wenn er in den nächsten vier Wochen gehangen würde. Und dennoch weis dieser Priester der Gerechtigkeit, in gewissen Gesellschaften, von der Liebe des Nächsten, von den Pflichten der Menschen, von den wichtigsten Wahrheiten jenes Lebens, so gesetzt und so lehrreich zu reden, daß ein gewisser Edelmann nur ohnlängst zweifelhaft war, ob er, wo nicht ein Quacker, doch wenigstens ein Mißionarius sey, welcher Heiden bekehren wollte. Wenn Doctor Purgan vor dem Krankenbette steht, und mit einer räthselhaften Miene an den Puls fühlt: So sind seine Gespräche so kunstmäßig und griechisch, daß man darauf schworen sollte, er habe das Fieber selbst. Und eben dieser Herr Doctor Purgan kan bey jener Kaufmannsfrau, deren Leibarzt er ist, so deutlich und vernehmlich reden, als kein Schäfer bey seiner Phyllis. Würde es nicht verwegen seyn, wenn ich diejenigen nicht für Philosophen halten wollte, welche eigennützig, rachsüchtig, wollüstig, hochmüthig, mit einem Worte, welche auf der Catheder grosse Weltweisen, und, in ihrem Hause, die kleinsten Geister sind? Jener Heuchler, mit gefalteten Händen, welcher uns wöchentlich . . . . So weit geht die Note; das übrige erklärt unser Text.

Und dessen ungegründete Meynung.) Ich würde hierbey Gelegenheit haben, über seine einfältigen Vorurtheile ziemlich zu spotten, und er verdiente es wohl! Weil er aber meiner in seiner letzten Vorrede sehr rühmlich gedacht, ja so gar nur unlängst in seine Werke ein poetisches Sendschreiben an mich eingerückt hat: So versichre ich meine Leser, daß ich noch niemanden gefunden habe, welcher in Beförderung des guten Geschmacks, und der schönen Wissenschaften in Deutschland so unermüdet und glücklich gewesen, als eben dieser berühmte Mann.

Bey denen man um Fesseln flehet.) Diese schöne Stelle recht zu verstehen, muß man wissen, daß unsre Dichter niemals verliebter sind, als wenn sie in Ketten und Banden liegen. Es gehört dieses zu denen Moden in der Poesie,

von welchen ich, in einer absonderlichen Schrift, umständlich handeln werde. Man sollte glauben, ein Liebhaber, der auf allen vieren kriecht, würde wenig Eindruck machen; aber bey den poetischen Schönen ist es ganz anders. Ein reimender Liebhaber ohne Fessel ist etwas unerhörtes, denn alle ihre Gebieterinnen sind Königinnen, und zwar recht grausame Königinnen, aber welches wohl zu merken ist, auch nur in poetischem Verstande. Denn wir lesen in der arkadischen Chronike, daß dergleichen gefesselte Liebhaber beherzt genug gewesen sind, in einer Woche wohl drey solche Königinnen vom Throne zu stossen, und bey der vierten um Fesseln zu flehen.

Nach Gründen.) Denn eben itzt ist die merkwürdige Zeit, da man nichts ohne zureichenden Grund thut.

Das Gedicht aber auf seine Ehefrau.) Man findet darinnen alles dasjenige zärtliche und verbindliche, was die Sprache einer vernünftigen Liebe erfodert. Und denen, welche die grosse Welt kennen, hat es um deßwillen sehr wahrscheinlich vorkommen wollen, daß dieses Gedicht unter die lehrreichen Fabeln, oder poetischen Erzählungen, gehöre. Es sey nirgends erhört, sprechen sie, daß ein paar Eheleute einander, bey lebendigem Leibe, so viele Schmeicheleyen in Versen vorsagen könnten. Es sey gar nicht mehr gebräuchlich, daß ein ehrlichter Dichter, bey dem Leben seiner Frau, ihr zu Ehren, nur die Hälfte von dem Weihrauche verschwende, welchen er sonst mit vollen Händen auf fremden Altären geopfert. Gemeiniglich kämen sie nicht eher ins poetische Feuer, bis die Wohlseligverstorbene auf der Bahre liege, und die häufigen Proben der Wittwerthränen ließen uns noch vielmals ungewiß, ob der Schmerzlichgebeugte unter seinem Flore vor Freuden, oder vor Schmerzen, geweint habe. Allein mir scheinen diese Urtheile und angeführten Gründe sehr seichte. Ich könnte unterschiedne gesammelte Proben von dergleichen Gedichten hier einrücken, aus denen man gleich in der ersten Zeilen sieht, daß der betrübte Wittwer seiner

nicht

nicht mächtig gewesen ist. Ich will mich aber lieber auf das gültige Zeugniß des so glaubwürdigen Berkenmeyers beziehen, welcher uns von einem gewissen unbekannten und sehr weit entlegnen Volk erzählt, „daß ihre Ehen die glückselig„sten und vergnügtesten Ehen wären, und daß ein jeder glau„be, die beste Frau zu haben. Die Weiber unter diesem „fremden Volke wären gefällig, treu, und verehrten die Män„ner, als ihre Herren. Man fände unter ihnen Weiber, „welche in der zwar etwas rauhen Sprache ihres Landes die „Redlichkeit ihrer Männer besängen, und Männer, welche „die Zärtlichkeit ihrer Weiber mit gleichen Liedern vergälten.„ Dieses sind des vortreflichen Berkenmeyers eigne Worte, und wer solches für ein Mährchen aus Amerika halten wollte; der würde sich an Berkenmeyern und an unserm Frauenzimmer sehr versündigen. Ich weis es, daß es eine hämische Lobschrift auf die bösen Männer a), und eine boshafte Trauerrede eines Wittwers b) giebt. Das wirft aber meinen Satz noch gar nicht um. Wir wissen es gar wohl, daß die erste ein erbittertes Frauenzimmer gemacht hat, an welcher es gar nicht liegt, daß sie, als Jungfer, alt und lebens satt ihren Geist aufgeben muß; und von dem Verfasser der Trauerrede ist es in ganz Leipzig bekannt, daß er auf diesen verzweifelten Entschluß, seine Rede zu machen, nicht eher gefallen, als da man ihm, wegen seiner besondern Verdienste, den siebenten Korb zugeschickt hatte Wahrhaftig, ein edles paar von Lobrednern, welche mit ihren Zungensünden wohl verdient hätten, durch Urtheil und Recht an einander verheyrathet zu werden!

Welche Zigeuner und elende Poeten) diesen verwegnen Ausdruck sucht er also zu rechtfertigen:

Ich soll mich verantworten, wie ich es habe wagen können, die elenden Poeten mit den Zigeunern zu vergleichen. Ich will es thun, mein Herr, ungeachtet ich geglaubt hatte,

a) im I. Th. dieser Sammlung, a. d. 99 S.
b) im I. Th. dieser Sammlung, a. d. 109 S.

daß ein flüchtiger Einfall, den man zuweilen in Gesellschaft vertrauter Freunde vorbringt, dergleichen Schutzschrift nicht nöthig hätte.

Meine Meynung ist gar nicht diese gewesen, als wärt zwischen Zigeunern und elenden Dichtern, eine durchgängige Aehnlichkeit. Wenn es aber auch meine Meynung wäre, so wollte, ich mir doch getrauen, sie zu vertheidigen. Ein Zigeuner würde vielleicht eine ganz andre Lebensart erwählen, wenn er zu etwas bessern geschickt wäre; und ein reimender Scribent müßte so gar den Ueberrest desjenigen Verstandes verloren haben, den ihm die erbarmende Natur, wiewohl mit kargen Händen, zugeworfen hat, wenn er so klägliche Schriften verfertigte, wofern er anders im Stande wäre, etwas klügers vorzunehmen. Die Verwunderung, die sich ein Zigeuner bey dem Pöbel durch sein Wahrsagen zuwege bringt, ist der Verwunderung sehr gleich, die ein Reimer durch seinen betäubenden Witz bey dem lesenden Pöbel erhält. Unter den lesenden Pöbel aber rechne ich Leute von allerley Stande; und wollte man mich gerichtlich anhalten, diese Art von Pöbel genauer zu bestimmen; so könnte es freylich geschehen, daß man Männer in Magister- und Doctorhüthen, Männer mit Sternen auf der Brust, Männer in ehrwürdiger Kleidung darunter anträfe. Was die Räubereyen der Zigeuner anbelangt, so haben sich meine Poeten gar nicht zu schämen, wenn man auch darinnen viel ähnliches zwischen ihnen und den Zigeunern zu finden glaubt. Sie plündern eben sowohl als jene. Aber sie plündern ebenfalls nur aus Hungersnoth; und aus Hungersnoth zu rauben, ist, wie bekannt, den bürgerlichen Rechten nach, kein Diebstahl. Sie rauben also nur Berufs wegen!

Ich weis nicht, warum ich mich so gern elender Schriftsteller annehme. Vielleicht geschieht es bloß aus einer allgemeinen Menschenliebe: Vielleicht aber kömmt es auch von einigen Vorurtheilen her, die ich noch von meiner ersten Jugend behalten habe, und welche machen, daß ich dergleichen

Scri-

Scribenten nicht ansehen kann, ohne mitleidig gerührt zu werden. „Schreib, mein Sohn! Schreib, und schöne „dich nicht! Schreib unermüdet; denn die Natur hat dir ge„sunde Finger gegeben!„ Dieses war der letzte Segen, den mir mein Vater, tröste ihn Gott, er war auch ein Scribent! noch auf seinem Todbette ertheilete. Er verließ mir ein schlechtes Vermögen, es ist wahr; aber diese Vermahnung hat mich so aufgemuntert, daß ich niemals hungrig zu Bette gegangen bin, so lange ich derselben gefolgt habe. Ich schrieb aus allen Leibeskräften, und es gedeihte mir ganz wohl. Seit der Zeit hat sich freylich viel geändert. Ich habe dieses Autorhandwerk niedergelegt. Ich fand Ursachen, welche mir riethen, mich von dergleichen Scribenten abzuziehen; zugleich aber fand ich auch ganz unübersteigliche Hindernisse, ein guter Scribent zu werden; um deswillen schreibe ich, wie Sie, mein Herr, wissen, gar nichts mehr.

Im Ernste zu reden, so ist es eine sehr betrübte Sache um gute Scribenten. Sie lassen sichs blut sauer werden, und doch geht es ihnen nicht von der Hand. Haben sie auch ja ein Werk in ihrer Art zu Stande gebracht; welcher Buchhändler wird so viel wagen, es zu verlegen? Sie müssen noch Geld zugeben, wenn sie ihren Namen gedruckt sehen wollen; und sind sie auch gedruckt, wohl gut! Wieviel finden sie denn Leser? Sehr wenig; oder ich müßte unsre Zeiten gar nicht kennen. Heute Nachmittags gieng ich vors Thor. Ich sah einen grossen Zulauf von Leuten, welcher mich bewog, näher hinzugehen. Ich fand einen Mann in der größten Beschäfftigung, seine Päcktchen unter den gewöhnlichen Betheurungen, und mit Berufung auf die erstaunenden Curen, so er gethan, und auf seine vortreflichen Privilegien, auszutheilen. Kurz, es war ein Marktschreyer. Was für ein Unterschied, dachte ich bey mir selbst, ist nicht zwischen diesem Marktschreyer, und meinem Arzte in der Stadt, den jeder für einen geschickten, behutsamen und erfahrnen Mann hält, in dessen Vorzimmer aber nicht

der zwanzigste Theil der Leute ist, wie bey diesem Quacksalber. Aber woher kommt das? Er versichert nichts, wovon er nicht überzeugt ist. Er kann sich nicht überwinden, seine Medicamente mit einer etwas zuversichtlichern Miene anzupreisen; er ist zu ehrlich, als daß er andre Aerzte neben sich verkleinern sollte; mit einem Worte, er macht nicht Wind genug, und hat keinen Hanswurst bey sich, welcher den Pobel unterhalten, und ihm ein Vertrauen zu seinen Arzneyen beybringen kann: Mein Arzt ist ein vernünftiger Mann, und jener Marktschreyer ein Windmacher! Welche Ausschweifung; werden Sie sagen! Von elenden Scribenten auf die Quacksalber zu kommen! Sie haben Recht, mein Herr, es ist allerdings eine Ausschweifung, welche vielleicht nur alsdenn zu entschuldigen seyn würde, wenn zwischen den niederträchtigen und unverschämten Aufschneidereyen, der Unwissenheit und dem gewinnsüchtigen Handwerke dieses Marktschreyers, und zwischen dem Betragen und den Absichten elender Scribenten die geringste Gleichheit wäre. Aber dieses ist freylich nicht, und um deswillen ist meine Ausschweifung gar nicht zu entschuldigen. Es sey darum! Ich mag es nicht ausstreichen. In meinen jungen Jahren, als ich noch ein Autor war, wußte ich mich, in dergleichen Fällen, recht leicht zu trösten. Wollte ich gar nichts schreiben, waren damals meine Gedanken, als was sich reimt, und was auf eine vernünftige Weise zusammen hängt; so schreibe ich mich an den Bettelstab, und meinen Verleger ins Hospital. Ungefähr so dachte ich damals; und Sie wissen wohl daß einem alternden Autor derselben Jugendfehler noch immer anhängen. Ich kann Ihnen nicht helfen, mein Herr, Sie müssen alles lesen, was ich geschrieben habe; es mag zusammen klingen, wie es will. Sehen Sie es ebenfalls als eine kleine Rache an, daß Sie mich genöthigt haben, meinen Gedanken schriftlich zu antworten. Vielleicht machen Sie künftig nicht so viel Schwierigkeiten, mir auf mein Wort zu glauben.

Und

Und Kohlharts Beyspiel) Wer Kohlharten auf der neuberischen Bühne spielen sehen, der wird ihm, und wenn er auch ein Franzose wäre, den billigen Ruhm zugestehen müssen, daß ihm nur sehr wenig in der Kunst, die Leidenschaften der Menschen lebhaft und natürlich vorzustellen, beygekommen sind. Hatte er die Rolle des Brutus zu spielen; so vergaß man Kohlharten ganz, und beweinte den Brutus. Und eben dieser, welcher uns heute Thränen abzwang, machte, daß wir den Tag darauf vor lachen ausser uns waren, wenn er den eingebildeten Kranken vorstellte. So bald sich Kohlhart sehen ließ; so bald ward das ganze Theater aufgeweckt. Er war im Stande, durch seine Geschicklichkeit die größten Fehler des Schauspiels zu verdecken. Ja ich glaube beynahe, daß er vermögend gewesen wäre, durch seine verführerische Kunst die elendesten Schauspiele erträglich zu machen. Dieser vortrefliche Kohlhart ward bey zunehmendem Alter durch seine kränklichen Umstände sehr gehindert. Zu manchen Zeiten konnte er gar nicht reden; er erschien nur selten auf der Schaubühne. Nach und nach fieng man an, ihn zu vergessen, und es fehlte nicht viel, daß er nicht noch bey seinem Leben unbekannt geworden wäre. Nur wenig Tage vor seinem Tode habe ich ihn noch auf der Schaubühne gesehen. Seine Brustbeschwerung verhinderte ihn, zu reden; er hatte also nur die Rolle einer stummen Person, und mußte in der Kleidung eines Bedienten den Stuhl einem tragischen Helden zurechte setzen, welcher wegen seiner Ungeschicklichkeit kaum verdiente, auf der reihhandischen Bühne eine stumme Person vorzustellen. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich mich kaum der Thränen enthalten konnte, als ich unsern Kohlhart in dieser geringen und unedlen Beschäfftigung erblickte: So bald er den Stuhl hingesetzt hatte, trat er ab. Ich sah ihm mitleidig nach, und in dem ganzen Trauerspiele schien mir dieser Auftritt der traurigste zu seyn. Wenig Tage darauf starb er. Kaum erfuhr ich seinen Tod, als mir alle diese Umstände aufs lebhafteste wieder beyfielen.

Dieser Mann, dachte ich bey mir selbst, welcher in seinen jungern Jahren das Händeklatschen des Parterre, und die Bewunderung der Logen erregte; dieser kommt bey zunehmendem Alter so weit herunter, daß er, als er das letztemal in seinem Leben sich auf der Schaubühne zeigt, eine stumme Person, und eine so gleichgültige Handlung vorstellen muß, in der er von dem wenigsten Theile der Zuschauer bemerkt worden ist. Dieser Gedanke bekräftigte bey mir die Wahrheit des bekannten Satzes; daß die ganze Welt eine Schaubühne sey. Wie mancher Staatsminister, welcher die Bewunderung und die Schmeicheleyen des ganzen Volks erzwingt, wird vor seinem Ende so weit gebracht, daß man ihn, da er noch lebt, schon vergißt, und oft sieht er sich gezwungen, als Greis mit einer ehrerbietigen Miene unter dem geschwätzigen Pobel der Bedienten in der Antichambre desjenigen aufzuwarten, welcher im vorigen Jahre bloß durch seine gnädige Vermittelung aus dem Staube erhoben worden ist.

Ich habe nicht nöthig, bloß am Hofe diese Aehnlichkeit zu suchen; ich finde sie auch in andern Ständen. Es wird kaum vierzig Jahr seyn, daß Climene die Königinn aller zärtlichen Herzen war. Niemand hieß damals galant, der nicht um Climenen seufzte, und alle junge Herrchen unsrer Stadt, flatterten um diese Schöne herum. Verschiedne, welche sich für viel zu witzig hielten, als daß sie den Gottesdienst besuchen sollten, besuchten ihn doch; aber nur um Climenens willen. Wie flüchtig ist doch der Ruhm der Menschen! Am Sonntage sah ich diese vergötterte Climene ganz gebückt aus der Kirche schleichen. Ihre Runzeln verriethen ihr Schicksal. Es begegneten ihr verschiedne junge Stutzer, deren Vater vor vierzig Jahren über ihre Unempfindlichkeit beynahe verzweifelt waren. Und itzt konnten sich die muthwilligen Söhne dieser zärtlichen Väter kaum entschließen, der veralteten Climene aus dem Wege zu treten. Sie würden sie, glaube ich, gar nicht wahrgenommen

nen

men haben, wenn nicht ein groſſes Gebetbuch, das ſie unter ihrem zitternden Arme trug, ſie aufmerkſam, und ihren leichtſinnigen Witz munter gemacht hätte.

Haben viele unſrer Gelehrten wohl ein beſſres Schickſal zu erwarten? Ich glaube es nicht. Der Ruhm der Gelehrten iſt beynahe noch vergänglicher, als die Vergötterung der Schönen, denn die Gelehrſamkeit ändert die Moden faſt noch öfter, als das Frauenzimmer. Syſtemata der verſchiednen Diſciplinen, die vor wenig Jahren auf hohen Schulen bewundert wurden, ſind itzt lächerlich. Quenſtädt muß aufs Land zu den Dorfpfarren flüchten, und vielleicht weis in zehen Jahren kein Gerichtsverwalter etwas mehr von Ludewigs Anzeigen, es müßte ihn denn ſeine Vorrede verewigen. Dichter, welche nicht ſicher auf der Straſſe gehen konnten, ohne von Buchhändlern und Kaufmannsdienern bewundert zu werden; dieſe gedemüthigten Dichter können nunmehr auf öffentlichem Markte ganz ungeſtört hin und wieder gehen, man ſieht ſie nicht mehr, man hat ſie vergeſſen, und wollen ſie nicht gar verhungern, ſo müſſen ſie ſich der ſparſamen Großmuth eines Buchdruckers überlaſſen, welcher ſie als Corrector in ihrer Druckerey ernährt. So kläglich war doch Kohlharts Schickſal noch nicht!

Wie wird es mir einmal gehen! Da mich der Himmel verdammt hat, ein Autor zu ſeyn: So wünſche ich mir von ihm nur dieſes, daß er mich nicht länger leben läßt, als meine Schriften. Habe ich auf der Schaubühne der gelehrten Welt die Lehrbeiten der Menſchen vorſtellen müſſen; habe ich dieſes mit einigem Beyfalle gethan: O! ſo wünſche ich mir, daß der Vorhang bald niedergelaſſen werde, indem ich noch ſpiele. Wie vergnügt will ich abtreten, wenn ich noch bey der letzten Rolle das Plaudite von dem gründlichen Geſchmacke witziger Kenner fodern darf! Aber, o Himmel, iſt mir auch Kohlharts trauriges Schickſal beſtimmt, ſo gieb mir nur auch einen vernünftigen Freund, der mich ſo bedauert, wie ich Kohlharten bedauert habe!

(Fortsetzung der Vorrede.) Die Verdienste welche sich dieses Frauenzimmer in der gelehrten Welt erworben, sind so wesentlich und wichtig, daß ich nicht begreifen kann, warum es sich durch eine solche Vertheidigung, und durch die Vorrechte ihres Geschlechts zu vertheidigen gesucht hat. Mir scheint es wenigstens, daß sie nicht die beste Art gewählt habe, mit welcher sie ihr Mißvergnügen über das unfreundliche Bezeigen eines ihrer Gegner ausdrücken, und die Leser überführen will, daß man sich an ihr versündigt habe. „Die Hochachtung, schreibt sie, welche man unserm „Geschlechte schuldig ist, ist zu allen Zeiten unter gesitteten „Völkern für etwas so unverbrüchliches gehalten worden, „daß ich hoffe, man werde diese Verletzung derselben gegen „eine Person, die solches auf keinerley Weise verdient hat, „nicht mit gleichgültigen Augen ansehen." Wer die kleinen Balgereyen schon weis, welche seit einiger Zeit zwischen den witzigen Köpfen vorgefallen sind, der wird es zufrieden seyn, daß ich die eigentlichen Umstände dieser gelehrten Mordgeschichte hier nicht anführe, und wer sie nicht weis, der kann sich allenfalls trösten, wenn ihm eine solche Kleinigkeit noch ferner unbekannt bleibt. Ich bin hierinnen ganz unpartheyisch, und so wenig Vergnügen ich über die Anführung ihres Gegners empfunden, welches sie ein ungezogenes Verfahren nennen will: So überflüßig würde es auch seyn, die Vertheidigung ihrer Sache zu übernehmen, da man aus ihrer Vorrede wohl sieht, daß sie selbst Muth genug hat, sich mit dem Natur- und Völkerrechte zu wehren, und eine Sprache zu führen, von welcher eine gewisse Art unsrer heutigen Kunstrichter selbst gestehen wird, daß sie männlich genug sey. Meine Gedanken, welche ich bey Lesung dieser Vorrede gehabt, sind ungefähr diese.

Ich selbst habe für das Frauenzimmer alle billige Hochachtung: es klingt mir aber ein wenig zu hart, wenn ein Frauenzimmer diese Hochachtung selbst verlangt, und sich auf die ruhige Besitz beziehet, in welcher sie und ihre Vorfahren seit hundert und mehr Jahren gewesen sind.

Da unsre Verfasserinn bey dieser ganzen Streitigkeit, nicht bloß als ein Frauenzimmer, sondern als eine Scribentinn anzusehen ist, so hat sie um so viel weniger Ursache, sich auf diese wohl hergebrachte Hochachtung zu steifen, welche sie von uns aus rühmlichern Gründen verlangen kann. Ein gelehrtes Frauenzimmer kann hier weiter nicht fodern, als eine gelehrte Mannsperson. Beide können unsre Hochachtung erlangen, wenn ihre Gelehrsamkeit und ihr Witz solche verdienen. Ist dieses nicht; so habe ich schon genug gethan, wenn ich ihnen nicht unhöflich begegne, und ich muß das Recht haben, auf die gelehrten Eitelkeiten und Fehler eines schreibenden Frauenzimmers mit eben der Bitterkeit loszugehen, welche man in gleichem Falle wider die Scribenten mannlichen Geschlechts ohne Beleidigung des Wohlstandes brauchen darf.

In meinen Augen verdient kein Stand mehr Ehrfurcht und Hochachtung, als der Stand der Geistlichen. So bald sich aber ein Geistlicher auf eine unglückliche Art unter die Schriftsteller mengt, und durch sein Exempel den alten und wahren Satz bestätigt, daß ein ehrwürdiger Mann gar wohl ein elender Autor seyn kann: So bald vergesse ich den Priester, und lache über den Schmierer. Wie unzeitig würde der Eifer seyn, wenn mich dieser Mann um deswillen verketzern, und sagen wollte: ich hätte die Hochachtung beleidigt, welche man seinem Amte nach den göttlichen und weltlichen Rechten schuldig ist, und welche unter allen Völkern für etwas so unverbrüchliches gehalten worden!

Ich befürchte, der Witz dürfte dadurch sehr viel leiden, wenn wir die Galanterie so hoch treiben, und die Fehler einer Scribentinn dulden, oder gar bewundern wollten, bloß darum, weil sie von den Händen eines Frauenzimmers kämen. Wir haben bereits unter unsern Mannspersonen eine so grosse Menge erbärmlicher Schriftsteller, daß es sehr unverantwortlich seyn würde, auch die andre Hälfte des menschlichen Geschlechts mit dieser Autorseuche zu verwahrlosen.

lesen. Ich wünschte wohl, daß alle Frauenzimmer einen Geschmack an den schönen Wissenschaften fänden; aber das wolle der Himmel nicht, daß alle Frauenzimmer dasjenige prachtig drucken lassen, was sie mittelmäßig gedacht haben! Ihren Freunden mögen sie es vorlesen, und ich werde es selbst mit Vergnügen anhören, wenn es gleich hin und wieder fehlerhaft ist; nur gedruckt mag ich es nicht sehen. Diejenige unumschränkte Gewalt, welche wir dem Frauenzimmer aus Höflichkeit und Hochachtung an ihrem Nachttische zugestehen diese hört gleich auf, so bald wir einander in dem Buchladen antreffen. Sie sey witzig, sie suche ihren Geschmack auszubessern, sie schreibe, um ihren Verstand zu schärfen: aber sie schreibe nur für sich, nicht für die Welt, ohne ihre Kräfte vorher wohl zu prüfen. Thut sie es aber doch, so behalte ich mir vor, mit nächstem ein Kochbuch zu schreiben, und wollte das Frauenzimmer anfangen über mein Kochbuch zu spotten, da ich wirklich ein sehr schlechter Koch bin, so hoffe ich, die gesitteten Völker werden diese Verletzung der Herrschaft, welche dem Mannsvolke zu allen Zeiten eigen gewesen ist, und die Beleidigung einer Person, die solches auf keinerley Weise verdient hat, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen.

Ein Frauenzimmer, welches vor ihre Schriften ihr Kupferbild setzt, oder in der Vorrede deswegen um Pardon ruft, weil sie ein Frauenzimmer ist, verräth entweder ihr böses Gewissen und die Ungerechtigkeit ihrer Sache, oder glaubt, daß die Kunstrichter voll Leidenschaften, und eben so wohl zu blenden sind, als die Richter der Phryne, welche ihren Rechtshandel verspielt haben würde, wenn sie nicht den Schleyer zurückgeschlagen hätte.

Aus dem, was ich bisher angeführt habe, wird man urtheilen können, wie billig es sey, einem Frauenzimmer kein Quartier zu geben, welches sich in gelehrte Streitigkeiten mengt, und für eine ungerechte, oder doch zweifelhafte, Sache mit zu vieler Hitze und einer männlichen Wuth kämpft.

kämpft. Ich habe noch keinen Scholiasten gefunden, welcher den Aruns für ungesittet oder für ungezogen gehalten, daß er Camillen im Treffen verfolgt, und ihrem Würgen Einhalt gethan. Sie wagte sich unter das Heer streitender Männer, und die Götter erhörten den Aruns, welcher unbekannt zu sterben wünschte, wenn er nur durch den Sieg über die kriegrische Camilla den Tod seiner Landsleute rächen könnte. Ich zweifle nicht, Aruns würde bey einer andern Gelegenheit der Camilla mit aller der Galanterie begegnet haben, welche den Trojanern eigen war; aber hier erblickte er seine Feindinn, und begegnete ihr, als einem Feinde. Ein Frauenzimmer, welches sich in den Krieg der Kunstrichter mischt, wagt viel, und begiebt sich selbst der Rechte, die ausserdem ein Frauenzimmer hat.

. . Graditur bellum ad crudele, . .
. . et nostris nequicquam cingitur armis
Cara mihi ante alias . .
. . Vellem haud correpta fuisset
Militia tali, conata lacessere Teucros.

Nisi quod sit dictum prius) Ich will die Gewohnheit eben nicht tadeln, welche einige unsrer Gelehrten an sich haben, wenn sie ihre Schriften durch die Sentenzen alter und neuer Autoren ausputzen; aber dieses würde ich doch gern sehen, wenn sie damit etwas sparsamer umgiengen, als die meisten zu thun pflegen. Ich finde zwischen dergleichen Schriften und unsern Lustgärten in diesem Stücke eine ziemliche Aehnlichkeit. Es ist dem Gesichte angenehm, wenn man in denselben einige wohlgearbeitete Statuen erblickt; nur müssen deren nicht gar zu viel seyn, wenn der Garten nicht das Ansehen eines Bildersaals gewinnen soll. Es kann auch daraus für den Gärtner noch dieser empfindliche Schaden erwachsen, daß man sich bloß mit Betrachtung der Statuen beschäfftigen, und auf den Garten entweder

weder seine Aufmerksamkeit gar nicht richten, oder doch gemeiniglich gleichgültig darüber hinweg würde. Wo ich mich nicht irre, so läuft ein Schriftsteller bey seinem Werke eine gleiche Gefahr. Wenn ich auf einer jedweden Seite ein, auch mehrere, Sentenzen der Alten und Neuern finde, so werde auch diese so zerstreuen, daß ich den Spruch des Horaz verwandere, und meinen Autor darüber vergessen werde; oder vergesse ich ihn auch nicht ganzlich: so wird er doch meine Aufmerksamkeit mit den Horaz theilen müssen, die er sonst ganz zu fodern hatte. Zu geschweigen, daß es bey vielen eine grosse Unbedachtsamkeit verräth, wenn sie den Leser zu oft an den Witz der Alten und Neuern Gelehrten erinnern. Sie verwehren ihn dadurch, und machen, daß er lauter gleich witzige Sachen von ihnen verlangt. Ist der Verfasser nicht im Stande, seinen Leser mit dergleichen beständig zu unterhalten: so wird er es demselben auch nicht verargen können, wenn ihm seine Schrift ekelhaft wird. Ich habe heute Nachmittags ein Frauenzimmer besucht, welche zwar nicht schön, aber doch noch ganz leidlich häßlich ist. Sie hatte den Fehler begangen, verschiedne andre Frauenzimmer zu sich zu bitten, welche so schön waren, daß sie meine Aufmerksamkeit, und die Bewunderung aller andern Mannspersonen, erweckten. Wir vergassen uns so weit, daß wir uns nur mit diesen Schönen beschäfftigten, und an unsre nicht so schöne Wirthinn beynahe gar nicht dachten. Gegen diese bezeugten wir nichts als nur die allgemeinen und nöthigsten Höflichkeiten, deren wir ohne Beleidigung des Wohlstandes nicht überhoben seyn konnten. Es war ein Fehler von uns, ich will es nicht läugnen: aber, es war auch ein grosser Fehler von unserer Wirthinn, daß sie uns in eine Gesellschaft brachte, welche angenehmer, und reizender war, als ihre Person.

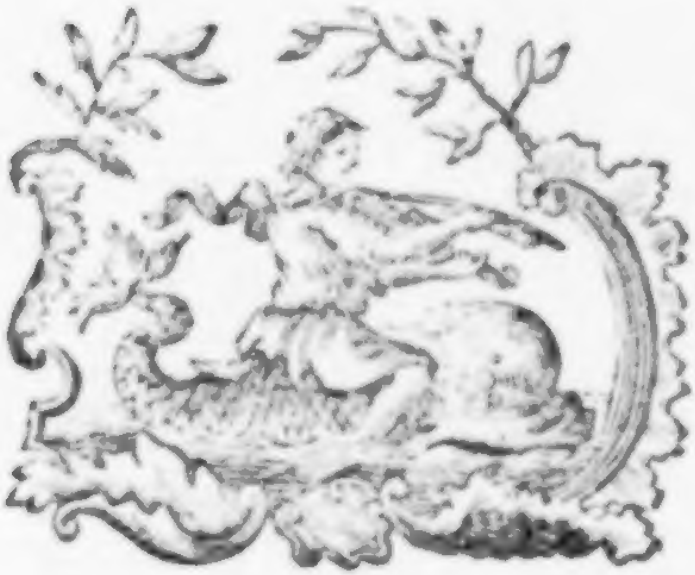
Die Anmerkung, die ich hier gemacht habe, gehört nur für diejenigen Scribenten, welche gut, oder doch noch zu-

ziemlich gut sind. Es würde mir sehr leid seyn, wenn sich die elenden Scribenten darnach richten wollten. Aus Liebe zu mir und zu allen Lesern, will ich ihnen von ganzem Herzen anrathen, daß sie allemal über die dritte Zeile den Homer, den Horaz, den Virgil, den Hagedorn, und alle Schriftsteller, die anders sind, als sie, anführen. Sie werden ihre Werke dadurch noch erträglich machen, und die Käufer haben Gelegenheit, wegen ihres aufgewandten Geldes sich desto mehr zu beruhigen. Ja was noch mehr ist, sie locken vielleicht dadurch, ihre Schriften zu lesen, viele an, welche ausserdem so viel Selbstverläugnung wohl nicht haben werden, dieses zu thun. Alsdann geht es dergleichen Lesern, wie den Liebhabern der Alterthümern, welche in den betrübtesten Winkeln, und mitten unter altem Schutte sich mit dem größten Vergnügen aufhalten können, weil sie noch hin und wieder, den prächtigen Rest der alten Baukunst zu bewundern, Gelegenheit finden.

Und seine Vorreden schloß er niemals, ohne zu seufzen, zu schimpfen, und zu drohen.) Bey dieser Gelegenheit muß ich zum Schlusse noch dieses erinnern, daß künftig bey meinem Verleger eine Schrift in Octav, zwey Alphabete, sechs Bogen stark, zu bekommen seyn wird, welche den Titel führt: „Abgenöthigte Vertheidi„gung wider verschiedne parteyische und abgeschmackte Ein„würfe und Critiken, in möglichster Kürze, auf Ansuchen „vieler Freunde entworfen, und ans Licht gestellt, durch „Hinkmarn von Repkow.„ Es giebt Leute, welche Schriften tadeln, die sie nicht verstehen, und auch niemals gelesen haben. Das Beyspiel dieser großen Männer hat mich aufgemuntert, merkwürdige Streitschriften im Voraus zu verfertigen, und Gegner lächerlich zu machen, die ich nicht kenne, und von denen ich noch weniger weiß, was sie wider gegenwärtige Abhandlung zu erinnern haben dürften. Es thut dieses zur Sache nichts. Wer mich tadeln will, der ist nicht meiner Meynung; und wer nicht mein-

[illegible] Meynung ist, den bin ich, als ein Gelehrter wohl befugt, nach äusserstem Vermögen zu verunglimpfen. Ich werde die Namen meiner zukünftigen Feinde nach alphabetischer Ordnung im Anhange mit beydrucken lassen, und wer unter den Herren Gelehrten mich schimpfen will, der wird die Gütigkeit haben, seine Werke noch vor künftiger Frankfurter Messe gegen Erhaltung eines Exemplars der abgenöthigten Vertheidigung postfrey einzusenden.

Ich weis es wohl; es wird dadurch in der gelehrten Welt ein heftiges Feuer entstehen; aber ich kann mir nicht helfen. Mein Verleger hat mich gebeten, zu schreiben; ich kriege meine Mühe redlich bezahlt. Schriebe ich nicht; so würde ich der ungesündeste Mensch von der Welt seyn. Auf diese Art aber werde ich noch mehr bekannt, ich werde unsterblich; kurz ich muß schreiben, denn ich schreibe, wie alle meine Collegen, aus Liebe zur Wahrheit.



Versuch

Verſuch
eines
deutſchen Wörterbuchs.

Da einige Gelehrte unter uns so muthig sind, und es wagen, ihrer deutschen Muttersprache sich nicht weiter zu schämen: So werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Versuch den Plan zu einem vollständigen deutschen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe gefunden, daß viele deutsche Wörter so unbestimmt sind, daß oftmals derjenige, der sie braucht, etwas ganz anders dabey denkt, als er eigentlich denken sollte; und derjenige, der sie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig seyn, daß die Gelehrten sich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Wörter fest zu setzen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, ist unaussprechlich. Wir werden einander besser, und mit völliger Zuverlässigkeit, verstehen; alle Zweydeutigkeiten werden sich verlieren; und mancher, den man itzt aus Misbrauch einen gepriesenen Mann genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf sey.

Ich ersuche meine Landsleute um ihren Beytrag zu diesem Wörterbuche. Für mich allein ist dieses Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieses Bekenntniß von mir selbst thue. Bey denen, welche glauben, derjenige sey noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigstens sechs Folianten ediren könne; bey diesen werde ich mich durch meine Bescheidenheit, in schlechte Beobachtung setzen. Aber es sey drum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande: So wird es sich alsdann schon zeigen, ob diese arbeitsamen Creaturen, noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieses Wörterbuchs habe ich nicht nöthig etwas weiter zu erinnern. Aus denen Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Absicht deutlicher

ſehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatiſche Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Reallexicon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bey einigen Artikeln zu weitläuftig geweſen ſey, und Sachen ausgeführt habe, welche die Abſicht und die Gränzen eines Wörterbuchs überſchreiten: So will ich dieſen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausſtreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweiſen, wo man deutlich ſieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen daſteht, und dennoch bleibt es Bayleno Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals aufs beſte empfehle, damit ich dieſes wichtige Werk durch ihre Beyhülfe, ſo bald nur möglich, zu Stande bringen könne.

Compliment,

Gehört unter die nichtsbedeutenten Wörter. Einem ein Compliment machen, iſt eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fuſſes: und ordentlicher Weiſe hat weder Verſtand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment iſt alſo eine höfliche Verſicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen ſind, welche einander begegnen, und dieſes iſt auch beynahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Menſch ohne Geld, er mag ſo klug, und geſchickt ſeyn, als er will, kann ſich nicht tief genug bücken, denn er iſt der geringſte unter allen ſeinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erſchaffen hat, daß er ſo lange ißt und trinkt, bis er ſtirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Geſtern ſah ich einen alten ehrwürdigen

Bür-

Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmenden Alter sich von seinem Handwerke ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bey allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und beguterten Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenfesten Nacken nur ein klein wenig, und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einem Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bey dieser Gelegenheit noch etwas daraus, wovon sich in einem deutschen Wörterbuche nicht ausführlich handeln läßt. Dieses mag genug seyn von den Complimenten, so weit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen sie dem Herrn wieder mein Compliment! Was aber dieses eigentlich heisse, das läßt sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es, selbst im französischen Grundtexte nicht das geringste bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente; wir sind ja gute Freunde! Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauche übersetzen sollte, so könnte es ungefahr also lauten: „Ich „würde sie für den gröbsten Menschen von der Welt halten, „wenn sie glaubten, daß wir wirklich so gute Freunde wä„ren, daß sie nicht nöthig hätten, mir so viel Complimen„te zu machen.„

Unterthäniger Diener; ganzunterthäniger Diener; unterthänigster Diener; ich verharre Eure Hochedl. gehorsamst ergebenster ꝛc. ich verbleibe mit aller gezie menden Devotion ꝛc. ich werde zeitlebens nicht ermangeln, zu seyn Derselben ꝛc. Dieses sind lauter Com-

plimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Mode der heutigen Welt artig und galant ſind, nichts.

Wenn dergleichen Leute ſolche Formeln unter ihre Briefe ſetzen, ſo denken ſie dabey eben ſo wenig, als mein Schneider, bey den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerott machen will, und zum Anfange der Meſſe unter ſeine Wechſel ſchreibt: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidſchwur.

In den alten Zeiten kam dieſes Wort nicht oft vor, und daher geſchah es auch, daß unſre ungeſitteten Vorfahren, die einfältigen Deutſchen, glaubten, ein Eidſchwur ſey etwas ſehr wichtiges. Heut zu Tage hat man dieſes ſchon beſſer eingeſehen, und je häufiger dieſes Wort ſo wohl vor Gerichte als im gemeinen Leben, vorkommt, deſtoweniger will es ſagen.

Einen Eid ablegen, iſt bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewiſſe Ceremonie, da man aufrechts ſteht, die Finger in die Höhe reckt, den Huth unter dem Arme hält, und etwas verſpricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Huth wieder aufſetzt. Mit einem Worte: es iſt ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment ſey, davon ſiehe Compliment!

Etwas eidlich verſichern, heißt an vielen Orten ſo viel, als eine Lügen recht wahrſcheinlich machen

Van Hoken, in ſeinem allezeit fertigen Juriſten, nennt den Eid herbam betonicam, und verſichert, einem den Eid deferiren, ſey nichts anders, als ſeinem klagenden Clienten die Sache muthwillig verſpielen; und die Formel, ſich mit einem Eide reinigen, heiße ſo viel, als den Proceß gewinnen, denn zu einem Reinigungseide gehöre weiter nichts als drey geſunde Finger, und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hätten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten.

nigſten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein ſo genanntes Gewiſſen hätte: So würde es doch nirgends an ſolchen Advocaten fehlen, welche ihn eines beſſern belehrten, und für ein billiges Geld aus ſeinem Irrthume helfen könnten.

Gott ſtraf mich! oder: Der Teufel zerreiſſe mich! iſt bey Matroſen und Musketirern eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der ſchwur auch ſo: doch ſchwur er niemals geringer als wenigſtens bey tauſend Teufeln, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! iſt das gewöhnliche Sprüchwort eines gewiſſen Narrens, welcher gar zu gern ausſehen möchte, wie ein Freygeiſt. Er würde es in der That ſehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geiſtern vermengen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle glaubte; und dennoch ſchwört er alle Augenblicke mit der witzigſten Miene von der Welt bey Gott und allen Teufeln. Mir kommt dieſes eben ſo kraftig vor, als wenn unſer Münzjude Jeſus Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen! will nicht viel ſagen, und wird dieſe Redensart nicht ſehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man ſie noch manchmal; aber eben daher kommt es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt ſelbſt. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die Ehe brechen. Und um deswillen iſt ein Ehebrecher, und ein Meyneidiger an verſchiednen Orten, beſonders in groſſen Städten, ſo viel als ein Mann, der zu leben weis. Dieſe Bedeutung fängt auch ſchon an, in kleinen Orten bekannt zu werden, denn unſre Deutſche werden alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es den Franzoſen beynahe gleich thun.

Ewig;

Iſt ein Wort, welches ein jeder nach ſeinem Gutbefinden, und ſo braucht, wie er es für ſeine Umſtände am zuträglichſten hält. Eine ewige Treue zuſchwören, wird gemeiniglich bey Neuverliebten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein dieſe Ewigkeit dauert gemeiniglich nicht länger, als höchſtens vier Wochen darnach, und im letztverwichnem Herbſte habe ich einen jungen Ehemann gekannt, deſſen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, iſt noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetiſche Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Perſonen, und es kömmt hierbey auf das Frauenzimmer ſehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauren ſoll. Denn man will Exempel wiſſen, daß eine ſolche verliebte Ewigkeit auf einmal aus geweſen ſey, ſo bald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu ſeyn, und angefangen, eine ewige Gegenliebe zu fühlen.

Wie es mit der Liebe iſt, ſo iſt es oftmals mit der Freundſchaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Geſellſchaft, wo ſehr ſtark getrunken ward, an einem Abende drey ewige Freundſchaften, überlebt habe. Wenn es hochkömmt, ſo hält eine dergleichen ewige Freundſchaft nicht länger wieder, als der Rauſch, welcher Schuld daran iſt, denn ceſſante cauſa, ceſſat effectus.

Einen ewigen Frieden ſchlieſſen, iſt ein Galliciſmus, bedeutet in der franzöſiſchen Sprache ſo viel, als bey uns ein Waffenſtilleſtand, und, mit einem Worte, ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man ſeinen Vortheil dabey ſieht.

Sich verewigen, iſt unter einigen Gelehrten eine gewiſſe Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verſtandes, etwas auf weiſſes Papier ſchreibt, und es dem Drucker über-

übergiebt. Die Schlüſſel zur Ewigkeit alſo hat der Setzer, und ſie beſtehen aus gewiſſen bleyernen Buchſtaben, welche mit ſchwarzer Farbe beſtrichen, und auf weiſſes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit ſtreben, (ſiehe Unſterblichkeit) beſteht in einer gewiſſen Krankheit, welche nicht ſo wohl dem Patienten ſelbſt, als vielmehr andern beſchwerlich iſt. Gemeiniglich überfällt ſie junge Leute, und verliert ſich bey zunehmendem Alter; doch geſchieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet ſind, und alsdann iſt ſie nicht allein deſto gefährlicher, ſondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem ſolchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und ſcharfe Mittel darwider ſind nicht zu rathen, weil alsdenn der Paroxysmus nur ſtärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke ſehr viel ähnliches mit wahnwitzigen Perſonen, welchen man auch nicht widerſprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beſte Mittel darwider ſoll dieſes ſeyn, wenn man, ſo oft ſich eine dergleichen preſthafte Perſon in der menſchlichen Geſellſchaft blicken läßt, dennoch, ohngeachtet des groſſen Geräuſches, das mit dergleichen Krankheit verknüpft iſt, nicht thut, als ob man ſie hörte, oder ſähe, oder das geringſte von ihnen wüßte, auch ihren Namen bey keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte weder Gutes noch Böſes von ihnen ſpricht. Das Recept mag nicht unrecht ſeyn. Ueber die eigentlichen Urſachen dieſer Krankheit ſind die Arzneiverſtändigen unter einander noch ſehr ſtreitig. Einige halten ſie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil ſie, wie andre epidemiſche Krankheiten zu gewiſſer Zeit und oft wiederkömmt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da ſie angemerkt haben, daß ſie dadurch gehemmt werde, wenn man dem Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bey der fallenden Sucht gebräuchlich iſt. Andre glauben, ſie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält ſie für nichts anders, als für einen heftigen Magenkrampf,

und der ſelige Herr Geheimderath Hofmann in Halle nennt ſie das Autorübel: im dritten Capitel ſeiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verſtande dieſes Worts reden; denn was es im eigentlichen Verſtande heißt, wiſſen ja bekannt genug, und ich trage gegen alles, was in eigentlichem Verſtande ehrwürdig iſt, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen ſollte, deſſen Bedeutung in meinem Wörterbuche feſt zu ſtellen. Im figürlichen Verſtande alſo heißt ehrwürdig ſo viel, als ſchwarz, und ein ehrwürdiger Mann ſo viel, als ein Mann in einem ſchwarzen Rocke. Ich gründe dieſe Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter dieſen Männern in ſchwarzen Röcken ſind viele, an denen man nicht das geringſte Ehrwürdige findet, als das ſchwarze Kleid. Ich könnte ſie mit Namen nennen; aber es iſt überflüſſig, denn ich weis gewiß, ſie werden ſich bey Leſung dieſes Artikels ſelber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amuſeiſer, und in unſrer Sprache das böſe Gewiſſen heißt. Meine Leſer dürfen alſo nur auf diejenigen ſchwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfaſſer dieſes Wörterbuchs in die Ketzerrolle ſetzen, und ſie können ſich alsdann darauf verlaſſen, daß eben dieſe und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verſtande ſind, welche ich meyne, und welche man gewiß für Laven anſehen würde, wenn ſie nicht ſchwarz gekleidet giengen.

Wenn ich alſo dieſe Erklärung des Worts ehrwürdig verantworte; ſo werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutſche Mutterſprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem ſchwarzen Rocke, welcher den Armen aus chriſtlichem Erbarmen Geld gegen acht und höchſtens zwölf pro Cent vorſtreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zu Erhaltung ihrer unerzognen Kinder mitleidig beyſpringt, und

und auf ein Pfand, das zweymal so viel werth ist, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahresfrist das Pfand eingelöst werden, oder verfallen seyn soll; Dieser Mann wird künftig ein ehrwürdiger Wucherer heißen, denn gienge er nicht schwarz gekleidet, so wär er kein ehrwürdiger, sondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Gesetzen unsers Landes zu bestrafen. Ehrwürdige junge Herren würde man wohl in Deutschland nicht gesucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten sollte, so natürlich weis er die Rolle eines jungen Herren unter seinem schwarzen Rocke zu spielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich seyn kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabacksdose, und Manschetten zu haben!

Ein ehrwürdiger Rausch, ist ein ganz neues Wort, aber eine sehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterscheiden sollte, welcher von beiden Berauschten der Schuldheiß im Dorfe, oder der Pallor loci wäre, wenn Ihre Wohlehrwürden nicht schwarz giengen.

Sich ein ehrwürdiges Ansehen geben, heißt bey dieser Art Leuten so viel, als eine große Unterlefze und einen steifen Nacken machen, und: ein ehrwürdiges Amt bekleiden, so viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hause selbst thut, und welche von andern nicht getadelt werden dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrannt wird.

Dieses mag von den ehrwürdigen Männern im natürlichen Verstande, oder von solchen Männern, genug seyn, welche man ihrer ungezognen Aufführung wegen im gemeinen Wesen nicht dulden würde, wenn sie nicht schwarze Röcke trügen. Wie wenig also diese Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verstande verdienen: Solches werden alle vernünftige, aber nur die nicht einse-

hen,

ben, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre ſchwarze Kleidung, und das Amt nähme, in welches ſie ſich geſchlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein. Ein ehrwürdiges Amt ſuchen, heiſt in einigen Parochien ſo viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heirathen.

Gelehrt.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beynahe ein gleiches Schickſal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die ſtudiert haben, wollen gelehrt ſeyn. aber, im Vertrauen zu ſagen, ſind es die wenigſten. Freylich liegt dieſer Fehler nicht an denen, welche ſich des Titel eines Gelehrten anmaaſſen, ſondern nur an etlichen eigenſinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen; es ſey noch ein ſehr groſſer Unterſcheid zwiſchen einem Gelehrten, und zwiſchen einem Manne, der keine Profeſſion oder kein Handwerk treibt, der in ſeiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen abſolvirt und endlich promovirt hat. Dieſe närriſchen Richter vergehen ſich ſo weit, daß ſie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten laſſen, welche Bücher geſchrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche ſich den Wiſſenſchaften mit ganzem Ernſte widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerkſamkeit leſen; die höhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken unterſuchen; ſich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforſchen; auf das bloſſe Wort ihrers Lehrers nichts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes ſich ſelbſt überführen wollen; Sachen, die in der Welt zu nichts nütze ſind, als höchſtens eine kritiſche Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und ſich auf ſolche Wiſſenſchaften legen, welche der menſchlichen Geſellſchaft wahren Nutzen bringen; und welche dieſe Wiſſenſchaften auch wirklich zum Nutzen andrer anzuwenden ſuchen.

chen. Nur dieſe ſollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das iſt beynahe zu viel! Wenn das gelten ſoll: So ſtehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexicon, welches itzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, ſich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fodert, daß er beſcheiden, ohne Eigenliebe, und eben ſo tugendhaft, als philoſophiſch, ſey. Verlangt man noch dieſes: Was für ein kleines Häuflein wird aus unſrer groſſen gelehrten Welt werden? Ich wünſche mir nicht, dieſes Unglück zu erleben! Viel tauſend Menſchen würde man, auf ſolche Art, um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da ſie, auſſer ihrer gelehrten Miene, ſonſt nichts verſtehen, wodurch ſie ſich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel mürriſches Volk würden wir ins Land kriegen! Selbſt in meiner Familie würden wenigſtens ſechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müſſen! Ich wünſche es nicht, ich ſage es noch einmal. Weil man eben doch nicht alle Fälle wiſſen kann: So will ich gegen dieſe meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich ſeyn, damit ich ſie nicht hernach ernähren darf. Ich will meinen Leſern ſagen, worinnen die Gelehrſamkeit von einigen unter ihnen beſteht, wenn ſich etwan jemand finden wollte, der ſie zu gebrauchen wüßte.

Den erſten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Profeſſor Titus Plautius Vermiculario. Es geht nunmehr in das drey und funfzigſte Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zuſetzung ſeiner eignen Geſundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Beſten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatſchnitzer geſammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken iſt, aus den beſten lateiniſchen Schriften der gelehrten Männer unſrer Zeit. Der ehrliche Mann ſollte mich ſehr dauern, wenn man ſeine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit anſehen wollte. Ich kann es theuer verſichern, er thut dem gemeinen Weſen mit ſeiner Gelehrſamkeit nicht den geringſten

ſten Schaden, und ich habe unter allen ſeinen Schriften nicht eine einzige geſehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat geſtanden hätte. Wie würde ſich mein belehrter Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit ſeiner Wiſſenſchaften ein ſo grauſames Urtheil ergehen ſollte! Er läßt ſich darauf todt ſchlagen, daß er ein Gelehrter iſt! So oft er jemanden auf ſeine grammatiſchen Gelehrheiten tractirt; So oft heißt es immer über das andre Wort: Front nos docti loquimur! Denn das iſt wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateiniſch, und mit niemanden ſpricht er deutſch, als mit ſeiner Magd, und mit dem Hansknechte, denn dieſe gehören zum Pöbel. Der gute Vetter! Wenn er noch lange lebt: So bin ich nicht für ſeinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er ſoll bald ſterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateiniſches Programma zugeführt, in welchem er ſo viel himmelſchreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römiſchen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bey Leſung der erſten Seite alle Sinne vergiengen. Er ermannte ſich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füſſen, er keichte, und im Geſichte ward er ganz ſchwarz. Es iſt noch wenig Hofnung zu ſeiner Beſſerung da; wenn das Ding ſo fort geht: So wird er noch an dieſem ketzeriſchen Programma elendiglich erſticken müſſen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veſte, Rechtshochgelahrte Herr D. Valentin Vanno, iſt mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er iſt Doctor! Das will ich ihm zwar gar nicht nachgeſagt haben, daß er das geringſte von der Rechtsgelehrſamkeit verſtehe, aber er iſt doch Doctor. Sein ſeliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verſtande nicht geſtorben iſt, war der gelehrte Doctor Pancratius Vanno. Seinen Herr Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine ſo gelehrte Unterkehle, als jetzo andre ſeines gleichen nicht haben, und darum mußte er auch ein Doctor werden. Ihro Hochedlen, unſer Herr

Vanno

Vanno hieß ſchon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief: und es iſt gut, daß er es nach der Zeit in rechtem Ernſte geworden iſt; er würde ſonſt gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts ſeyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebſten Knaben! Das iſt der lebhafte Papa! Er iſt kaum funfzehen Jahr alt, und kann ſchon lateiniſch leſen. Dieſer muß auch Doctor werden, und im kurzen wird er es ſeyn! Die wackern Männer! Es ſteckt dieſer gelehrten Familie recht im Geblüte, daß ſie alle Doctor ſeyn müſſen. Und dennoch iſt es mir ſehr leid um ſie, ob ſie es in zehen Jahren noch werden wagen dürfen, ſich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrſamkeit auch den Doctortitel ab: So werden ſie die betrübteſte Figur von der Welt vorſtellen! Wie ſehr würde ich meinen Leſern verbunden ſeyn, wenn ſie ſich alsdann dieſer verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schweſter Sohn, George Knut, iſt ein ſo grundgelehrter Mann, daß er die alten römiſchen Münzen weit beſſer kennt, als die Bayen. Wenn ihm ein alter verſchimmelter Nummus in die Hände fällt: So ſieht er ſo luſtig und freundlich aus, als Harpar kaum ausſehen kann, wenn er feinſilbrige Zwendrittheile einwechſelt. Nur ohnlängſt iſt er in eine ſehr heftige Verbitterung mit einem andern auch ſo gelehrten Manne gerathen. Sie ſchimpften einander in Schriften dergeſtalt, daß die Leſer ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beiden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeſchichte veranlaßte ein Gemma. Mein Vetter ſagte, ſie ſtellte die Venerem victricem vor; ſein Widerſacher aber behauptete, ſie bedeute die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beiden Seiten ward die Heftigkeit zum Höchſten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn dieſe wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren dieſe groſſen Männer einig. Ob ſie aber victrix oder armata ſeyn ſollte, das war noch ungewiß. Sie giengen in ihrem Eifer

ſer ſo weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entſtund. Selbſt die Weiber dieſer beyden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam, aber dennoch ſchimpften ſie einander ſo muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten ſchlugen ſich ins Mittel. Man unterſuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter! Er ließ die ganzen Streitſchriften zuſammen drucken, und war ſo liſtig, daß er auf das Titelblatt die Worte ſetzen ließ:

- - - - - - - Quid me galeata laceſſis?
Vincere ſi poſſum nuda, quid arma tenens;

Ueber dieſen Sieg ward er und ſeine ganze Familie ſo muthig, daß ſo gar ſeine Köchinn allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann iſt! Aber mir iſt doch nicht wohl dabey zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den erſten ſeyn, welchen man die Gelehrſamkeit abſpricht, und ich kann es meinen Leſern beynahe nicht zumuthen, daß ſie ihn künftig ernähren ſollen; denn er iſt über ſeine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und ſieht ſo zerſtreut im Geſichte aus, daß es recht gefährlich iſt, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Maß, iſt mein ſehr naher Vetter, aber er ſchämt ſich meiner, und einer ganzen Freundſchaft, denn er behauptet, Trotz allen Genealogiſten, daß ſein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin geweſen ſey. Wer ſo liebreich ſeyn, und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt, und ſein Großvater ein guter ehrbarer Schneider geweſen, der wird ſein Todfeind. Der Küſter kam ſehr ſchlimm an, als er ihm dieſes aus dem Kirchenbuche beweiſen wollte. Das hat ein Schelm geſchrieben! rufte er, und hohlte den Mabillon her, damit er ſehen ſollte, daß ſein Kirchenbuch nicht die geringſte Beſchaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfodert würde. Gegenwärtig iſt er mit den politiſchen

Affai-

Affairen auſſerordentlich beſchäfftiget. Er iſt ſehr franzöſiſch geſinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beynahe zu mächtig, denn jenſeits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Fauſt, wenn er in Geſellſchaften von dem Prätendenten ſprechen hört; denn das laſſt er ſich nicht ausreden, daß der Prätendent durch ſeine ſchlauen Anſchläge bis nach Edenburg gekommen iſt. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schleſien, denn er hat die Abſicht gar nicht, den König von Engelland ganz zu ruiniren. Mit Rußland iſt er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn ſeit etlichen Tagen ſo tiefſinnig herumgehen ſehen, daß ich ſehr befürchte, es dürfte mir nächſtens eine groſſe Meuterey wider die Czaarinn auf ſeiner Studierſtube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troſte ſagen, daß ſich ſeine politiſche Gelehrſamkeit nicht weiter erſtreckt, als die vier Wände ſeiner Studierſtube gehen. Bey alle dem aber ſchreibt er doch ſehr viel Staatsſachen, und ſo gar politiſche Monatſchriften, doch werden ſie, dem Himmel ſey Dank! nicht gedruckt. Er behalt ſie alle im Concepte, und ſagt: Dieſes ſey ein heimlicher Schatz, welchen er ſeinen Kindern ſammle. Jetzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Anſprüche des Königs in Frankreich an das orientaliſche Kaiſerthum ausführet. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuſcripte, und nennt es in der Ueberſchrift, wie leicht zu glauben iſt, eine gründlichgelehrte Deduction. Sollte dieſer gründlichgelehrte Mann nicht noch in dieſem Jahre, wie ich doch faſt hoffe, ins Tollhaus geſperrt werden: So werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall ſeiner Gelehrſamkeit gerathen ſollte, nach Frankreich zu bringen ſuchen, daß er alsdann in ſeinem vermeynten Vaterlande durch ein neues Project zur Univerſalmonarchie ſeinen Biſſen Brod ehrlich verdienen kann.

Ich weis nicht, ob ich, unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan

rechnen darf. Er hat wirklich ſtudiert, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig in dem Degen gehen geſehen; ſein Vater hat mir auch die Rechnung gewieſen, nach der er ihm in drey Jahren mehr, als zwey tauſend Thaler, auf der Univerſität zu unterhalten gekoſtet hat. Ja, was noch mehr iſt, er ſteht mit ſeinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem ißtlebenden Gelehrten-. Man wird doch nicht etwan mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das geringſte! Das kann ich die ganze Welt, als ein ehrlicher Mann, verſichern. In Leipzig heirathete er eine Jungemagd, denn ſie wollte gern einen Herrn Magiſter haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nahren ſie ſich ganz gut mit einander, und ſo lange ſie noch jung iſt, und gut ausſieht, ſo lange hat es keine Noth; es mag mit dem Gelehrten im übrigen gehen, wie es will. Sollte ſie aber alt, oder häßlich werden: So läge freylich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte ſehr bitten, daß ſich meine Leſer des guten Mannes annähmen. Er iſt in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator ſollte er ſich meines Erachtens vortreflich ſchicken. Er verſteht nichts; es iſt wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder ſo hoch geſtiegen iſt, daß man nicht eben darauf ſieht, wie geſchickt der Informator, ſondern nur wie wohlfeil er iſt: So zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an ſeinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrey; und das hat er ſeinem lieben Weibe zu danken; eine nothwendige Tugend; die ein Menſch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweiſen will. Er iſt ſo geduldig, man kann mir ſicher glauben; ſo geduldig iſt er, daß er ſo gar mit der Frau im Hauſe gut wird auskommen können, und wer weis denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch ſein Glück treibt, wenn er ſich gewöhnen kann, der Amme und der Köchinn mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen. Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich

will,

will, an dieſem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiſte Freude, und ich habe mir ſchon ein gewiſſes Haus in unſrer Stadt ausgeſehen, wohin ſich zu einem Informator kein Menſch beſſer ſchickt, als mein guter Vetter **Stephan**.

Dieſes ſind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünſchen, daß ſich Liebhaber zu ihren Künſten fanden. Nun kann man einen ungefähren Ueberſchlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutſchland ſeyn müſſen, da allein in meiner Familie, welche doch die ſtärkſte nicht iſt, ſo viele ſind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten ſtreitig gemacht werden kann.

Da ich bisher unterſucht habe, was eigentlich ein Gelehrter ſey: So muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt anführen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fallen hört: **Es iſt ein gelehrtes Werk!** Aber die Begriffe, die ein jeder dabey hat, ſind ſehr unterſchieden. Was der Philoſoph gelehrt nennt, das kommt dem Rechtsgelehrten pedantiſch vor, und ich habe einen finſtern Mathematiker geſehen, welcher in ſeinem Leben zum erſtenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatſchrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte; es geht mit der Gelehrſamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die ſeinige für die wahre, alle andre Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth; dieſes Wort iſt von einer ſo weitläuftigen Bedeutung, daß es eine abſonderliche Abhandlung erfodert, welche wenigſtens ſo viel Bände einnehmen dürfte, als die europäiſche Fama.

Gelehrter Wind, hievon ſiehe mit mehrern die meiſten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, iſt ein Problema.

Menſchenfeind.

Unter dieſem Namen verſtehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrießlichen und mürriſchen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er ſie zu Menſchen gemacht hat, und welche niemals misvergnügter ſind, als wenn ſie ſich in Geſellſchaft andrer Menſchen befinden. Ich will nicht unterſuchen, wie weit dieſe Sittenlehrer recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andre Bedeutung des Worts Menſchenfeind ſtatt haben kann.

Ich ſehe, und zwar, vermöge der Erfahrung, zum voraus, daß gemeiniglich der Menſch nichts anders iſt, als ein Thier, welches nur ſich für vollkommen, alle andre menſchliche Thiere aber, die um daſſelbe herum ſind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen andre niemals ausübt, die es doch von andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erſchaffen iſt, nur ſeinetwegen erſchaffen iſt; welches ſich Mühe giebt, dasjenige zu ſcheinen, was es doch nicht iſt; welches ſehr mühſelig lebt, um elend zu ſterben; welches thöricht iſt, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu ſeyn; und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle dieſe Wahrheiten vorſagt. Wer ſo verwegen iſt, dieſes zu thun, der iſt ſein Feind.

Menſchenfeinde alſo ſind Leute, welche die Wahrheit ſagen. Ein häßliches Laſter, wodurch man die glückſelige Einbildung andrer Leute ſtört, und zugleich ſein eignes Glück hindert!

Ein Menſchenfeind würde ich ſeyn, wenn ich ſagen wollte, daß Neran, unter dem Vorwandte ſeiner obrigkeitlichen Pflicht, Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiße gedruckter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wieder ſich reizte, und das Vermögen verlaßner Mündel an ſich zöge;

daß

daß diese noch in funfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereyen des Nerans wieder erzählen, und noch im Alter sein Andenken verfluchen würden. Alles dieses thut Neran; es ist wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieses vorzuhalten, denn ich mag kein Menschenfeind seyn. Einen Vater des Vaterlandes, einen Priester der Gerechtigkeit, den grossen Neran nenne ich ihn, so oft ich zu ihm komme; dieses aber geschieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabey. Wie Neran ist: So sind noch unzählig viele andre, und ich würde von den grossten Pallasten anfangen, und bis in die Hütten des geringsten Landmanns gehen können, wenn ich nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweisen, daß man ein Menschenfeind werde, so bald man die Wahrheit sagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bey den boshaften, gefährlichen, unbedachtsamen, verstockten (ich weis bey nahe nicht, wie ich sie arg genug schimpfen soll!) mit einem Worte, bey den verhaßten Satyrenschreibern fände, welche einen rechten Beruf daraus machen, Erbfeinde der Menschen zu seyn, und welche so unbesonnen sind, zu glauben, daß man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche Obrigkeit nicht Anstalt macht, die Menschenfeinde auszurotten: So lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde sicher seyn können, den angemaßten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und, was das erschrecklichste ist, so gar Leute, welche sich durch den Bannstral, den sie in ihren drohenden Händen führen, beym Pöbel ansehnlich und furchtbar machen, werden dennoch diesen verwegnen Menschenfeinden nicht fürchterlich genug aussehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran gedenken, wenn ich mir vorstelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich seyn wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter diesen satirischen Menschenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichsten, welche mit lachendem Munde

das Thörichte an den Menschen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine solche Wahrheit, die man uns mit einer spöttischen Miene sagt; denn oftmals sind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen spottend nachahmet, und die Zähne blekt.

Zum ewigen Ruhme unsers schönen Geschlechts, muß ich erinnern, daß alles, was ich bisher gesagt habe, von ihm nicht zu verstehen ist. Nichts auf der Welt ist ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bey ihm ist nur der ein Menschenfeind, welcher schmeichelt. Brigitte ist abergläubisch, neidisch, und verläumdet ihren Nächsten; Flavia ist verbuhlt, und überläßt ihre Gunst an den Meistbietenden; Cälie ist so hochmüthig, daß sie ihrer reichen Nachbarinn im Stande nicht im geringsten nachgeben würde, und sollte sie mit ihrem Manne auch Bettelbrod essen müssen. Demnoch habe ich das Herz, alles dieses Brigitten, Flavien und Calien trotzen unter die Augen zu sagen, ohne von ihnen ein Menschenfeind genannt zu werden. Sie werden sich schämen, sie werden sich bessern, sie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank sagen. So merklich sind die Vorzüge, welche solches Frauenzimmer vor uns, eingebildeten Männern, hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur schwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewissen, sind bey unterschiednen Leuten, die in öffentlichen Geschäften stehen, eine gewisse Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben sie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwischen aber sind sie doch so unentbehrlich, als diese; und gehören mit zur Legalität.

Einen

Einen in Pflicht nehmen, wird also bey dergleichen Leuten so viel heißen, als einem ein Amt geben, worinnen er, unter dem Vorwande seiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein unverpflichteter zu thun nicht wagen darf, ohne seine Leidenschaften zu verrathen. Weil in gewissen Gegenden sowohl geistliche, als weltliche Aemter, nicht anders, als durch viele Geschenke und aufzuwendende Unkosten, erlangt werden: So ist es gar wohl zu verstehen, was die gekaufte theure Pflicht heißt; und alsdann wird der Ausdruck, seine Pflicht sorgfältig zu erfüllen suchen, nichts anders sagen, als wenn ich spreche; sich sorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von andern so viel wieder zu erpressen, als das Amt gekostet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewissenhafter Richter sprechen, wenn ihm der Beklagte Geschenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewissenhaften Richters feine Frau liebste nicht in Pflichten steht; und sich daher mit seinen Geschenken zu dieser wenden, wenn er anders, von ihrem Manne, ein pflichtengemäßes Urtheil verlangt. Ich habe einen Schösser gekannt, welcher das Expensbuch beständig vor sich liegen hatte, und daher von sich selbst rühmte, daß er seine Pflicht niemals aus den Augen setze, denn er glaubte, nur um deswillen sey er ein verpflichteter Schösser, daß er seinen Bauern liquidiren könne. Ex officio arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: pflichtgemäß arbeiten; übersetzen. Aber das wäre ein erschrecklicher Schnitzer wider den juristischen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was das bedeutet, den will ich an einen gewissen Ammann weisen. Wenn dieser über die nahrlosen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt: So spricht er allemal: „Ein ehrlicher Mann kann es fast nicht mehr aussehen. „Lauter Arbeit ex officio! Bald Armensachen! Bald Be„strafung seiner Unterthanen! Bald wegen „herrschaftlichen Sachen! Alles ex officio!„ Sagen also,

davon in der Taxordnung nichts steht, sind Sachen ex officio, und freylich sind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaßt.

Verstand,

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philosophische Abhandlung zu schreiben: So wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man sich auf der Catheder von dem Worte, Verstand, macht.

Ich schreibe nicht für Pedanten, sondern für die grosse Welt, und in der grossen Welt heißt Verstand so viel, als Reichthum.

Ein Mensch ohne Verstand, ist nichts anders als ein armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Wort, er kann der artigste, und nützlichste Mann in der Stadt seyn, das hilft ihm alles nichts; der Verstand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es ist nicht für einen Dreyer Verstand darinnen! spricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht liest. Warum? Mein Wirth ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die schönste Ode auf die Börse trüge, so würde er doch nicht einen Dreyer dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verstand, saat ein Liebhaber, der nur aufs Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen weiter nichts thut, als daß es Caffee trinkt, Lomber spielt, Knötchen macht, zum Fenster hinaus sieht, und wenn es hoch kommt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinn spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesem allem thun kann, ist sie nicht im Stande, etwas weiter zu sagen, als ein trockenes

Ja

Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer: So würde man sie für eine schöne Statue ansehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand, denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand, heißt so viel: Er hat von seinen Aeltern eine reiche Erbschaft überkommen, und nicht nöthig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heiße: **Er wuchert mit seinem Verstande**, das darf ich niemanden erklären; es versteht sich von sich selbst.

Ich bin der dümmste eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreyßigjährige Erfahrung die verschiednen Grade des Verstandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verstande meiner Landsleute ohngefähr folgenden Tariff machen:

1000. Thaler, nicht ganz ohne Verstand;

6000. Thaler, ein ziemlicher Verstand;

12000. Thaler, ein feiner Verstand;

30000. Thaler, ein grosser Verstand;

50000. Thaler, ein durchdringender Verstand;

100000. Thaler, ein englischer Verstand;

und auf solche Weise steigt es mit jeden tausend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum so klug war, als sein Reitpferd. Er besaß aber viermal hundert tausend Thaler, und um deswillen

verſicherte mich mein Correſpondent, daß er in ganz Mecklenburg beynahe der verſtändigſte wäre.

Der Kerl hat ſeinen Verſtand verloren! wird man alſo von einem bankerotten Kaufmanne ſagen, und ich kenne einige davon, welche dieſer Vorwurf weit mehr ſchmerzt, als wenn man ſagen wollte, ſie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieſes iſt noch der einige Troſt für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthſchaft, und durch ihren unſinnigen Staat an dieſem Verluſte gemeiniglich die meiſte Urſache haben, dennoch ihren eingebrachten Verſtand, daß ich mich kunſtmäßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eignes Vermögen, und daher noch allemal ſo viel übrig behalten, als nöthig iſt, ſich und ihren unverſtändigen Mann auf das bequemlichſte zu ernähren.

Beytrag
zum
deutschen Wörterbuche.

Als ich es wagte, der gelehrten Welt meinen Versuch eines deutschen Wörterbuchs mitzutheilen: So bat ich mir zugleich den Beytrag meiner Landsleute zu diesem wichtigen und weitläuftigen Werke aus. Ich bin so glücklich gewesen, daß an mich verschiedne Artikel eingesandt worden sind, und mein Vergnügen darüber ist so groß, daß ich nicht einen Augenblick länger anstehen kann, ein paar davon bekannt zu machen, welche völlig nach derjenigen Anlage ausgearbeitet sind, die ich mir zu meinem Wörterbuche gemacht hatte. Ich hoffe, es werden diese neuen Proben noch andre aufmuntern, ihrem Beyspiele zu folgen, und mich durch ihre geschickte Beyhülfe in den Stand zu setzen, daß ich noch vor dem Schlusse des itzigen Jahres solches unter die Presse bringen kann. Den Herren — E - - und — Gl - - statte ich zugleich für diese ihre Bemühungen den verbundensten Dank ab. Ich wollte wohl wünschen, daß ich ihre völligen Namen, und den Ort ihres Aufenthalts erfahren möchte, damit ich Gelegenheit haben könnte, ihnen einige kleine Zweifel zu eröffnen, welche mir wegen der übrigen von ihnen eingesandten Wörter beygefallen sind. Dem Herrn Kr * muß ich sagen, daß er die Absicht, welche ich bey unserm Wörterbuche habe, nicht recht eingesehen haben mag. Dergleichen Artikel, wie er eingesendet hat, scheinen in ein Wörterbuch zu gehören, das nur für eine einzige Familie geschrieben ist. In dem Hause, worinnen er wohnt, mag er ein sehr aufgeweckter und schalkhafter Kopf seyn, welcher seine ganze Familie, und vielleicht auf Unkosten andrer, zu lachen macht. Nur befürchte ich, sein Witz geht nicht weiter, als bis an die Hausthüre. In andern Häusern wird ihn ohne Beyhülfe eines Scholiasten niemand verstehen. Dergleichen Familienscherze sind gute Quodlibete, welche nur eine geschlossne Gesellschaft einsieht, und belacht. Andern ehrlichen Leuten darf man es nicht wohl zumuthen, daß sie solche lesen sollten.

Der-

Verſchiedne meiner Correſpondenten haben verlangt, ich mochte ihnen einige Wörter verſchlagen, deren Bedeutung ſie unterſuchen konnten. Ich will etliche davon herſetzen, deren Bedeutung mir am zweydeutigſten, und am unbeſtimmteſten zu ſeyn ſcheint. Die verſchiednen Redensarten, bey welchen ſie gebraucht werden, verurſachen wegen dieſer Ungewißheit eine ſolche Verwirrung im gemeinen Leben, daß ein jeder Patriotiſchgeſinnter nicht einen Augenblick zaudern ſollte, eine gewiſſe Bedeutung davon feſtzuſtellen. Ich erwarte dieſen Beytrag mit dem größten Verlangen. Den Nutzen davon haben ſie und ihre Kinder zu genieſſen. Hier ſind die Wörter ſelbſt:

Andacht.	Großmuth.
Artig.	Ich.
Bezaubert.	Körnigt.
Demuth.	Kunſtrichter.
Ehrgeiz.	Rangſtreit.
Eiferſucht.	Schertzhaft.
Freyheit.	Sparſamkeit.
Geſchmack.	Unparteyiſch.
Geſundheittrinken.	Unſchuld.
Gleichgültig.	Witz.

Dieſes mag genug ſeyn. Es giebt noch unzählig andre Wörter, welche wenigſtens ſo wichtig, als dieſe, ſind, und deren Wahl und Ausführung ich meinen geſchickten Landsleuten überlaſſe. Die Briefe ſind an den Verleger zu ſenden, und ihre Namen ſollen verſchwiegen werden, wenn ſie es verlangen.

Deutsch

ist ein Schimpfwort. Die Franzosen sprechen: Er hat den Fehler, daß er ein Deutscher ist. Denn, wie bey vielen Franzosen der Verstand überhaupt sehr sonderbar, und merkwürdig ist: So haben sie gefunden, daß alle die, welche diseits des Rheins geboren sind, weder witzig, noch tapfer, und also gute ehrliche Menschengesichter, mit einem Worte, Deutsche, sind.

So klingt alles so gar deutsch in seinen Versen, ist der tiefsinnige Machtspruch, den über deutsche Gedichte gemeiniglich diejenigen fällen, welche bey ihren Franzosinnen zur Noth so viel gelernt haben, daß sie die Utrechter Zeitungen expouiren können.

Ich kenne Leute, welche gern ihren halben Verstand darum geben würden, wenn sie keine Deutsche, sondern unter dem Consulate des Cicero in Rom geboren wären. Ihnen kommt nichts so lächerlich vor, als die Bemühung, in der deutschen Sprache Donatschnitzer zu vermeiden. Den, der sich Mühe giebt, zierlich und regelmäßig deutsch zu schreiben, können sie, ihrer Meynung nach, nicht ärger beschimpfen, als wenn sie ihn einen deutschen Michel heißen. Dieses Wort begreift nach ihrer Grammatik wenigstens eben so viel Schande und Laster in sich, als bey den alten Juden ein Samariter, oder bey den Savoyarden ein Barbet! Ich habe angemerkt, daß die deutsche Sprache unter ihren Kindern besonders zwey Arten von Feinden hat. Einige verfolgen sie aus Hochmuth und Eigennutz, andre aber verachten sie aus Leichtsinn. Jene geben sich eine ernsthafte, gebietersche und monarchische Miene. Sie sind gewohnt, ihre Wahrheiten mit aufgehabnem Arme zu behaupten, und den Pflichten der väterlichen Liebe mit der Ruthe Genüge zu leisten. Man nennt sie auch romisch-gesinnte Männer, oder lateinische Bürgen, zur schuldigen

Ver-

Verachtung der deutschen Michel. Es liege ihnen viel daran, die deutsche Sprache zu unterdrücken, welche sie selbst so wenig verstehen. Ihr Ansehen dürfte freylich sehr fallen, wenn die Welt anfienge, zu glauben, ein Mann verdiene den Nahmen eines wahren Gelehrten noch nicht, wenn er schon ein lateinischer Sprachmeister sey. In Lehmanns speyerischer Chronike finden wir die Geschichte eines treufleißig verordneten Lehrers, welcher ein so abgottischer Verehrer des Cicero gewesen, daß er seinen Sohn bloß deswegen der lateinischen Sprache von Mutterleibe an geweihet, weil er eine Warze auf der Nase gehabt. Und ungeachtet sich bey zunehmenden Jahren geäussert, daß ihn die Natur nicht zu einem Cicero, sondern höchstens zu einem deutschen Holzhacker geschaffen: So hielt sich doch dieser gelehrte Vater in seinem Gewissen für verbunden, einem so deutlichen Berufe, als sein Sohn an der römischen Nase trug, nicht zu widerstreben. Ja, er soll in seinem Eifer so weit gegangen seyn, daß er sein Kind, bey vermerkter Widerspenstigkeit, ammaßig und mit der Ruthe in der Faust gezwungen, die Finger auf die lateinische Grammatik zu legen, und seine deutsche Muttersprache solemni ritu formulaque abzuschwören. Nichts kam ihm toller vor, als deutsch zu lernen; denn sein Schuster redete deutsch, und er redete es so gut, als sein Schuster; beide aber hatten es niemals gelernt, und verstanden einander doch. Dergleichen lateinische Zeloten kann man dadurch keinesweges besänftigen, wenn man ihnen gleich einraumt, daß einem Gelehrten die griechische und lateinische Sprache unentbehrlich sey; daß ein Mann, welcher kein Latein verstehe, wenig Hoffnung habe, ein Gelehrter zu werden; daß man nichts tadle, als die sklavische Hochachtung, welche sie gegen alles dasjenige hegen, was lateinisch klingt; und daß man an ihnen nur die allzuabergläubische Verbitterung gegen ihre Muttersprache, als einen lächerlichen Fehler, anmerke. So bescheiden auch dergleichen Einschränkungen sind, so wenig sind sie doch zu ihrer Beruhigung hinreichend. Ihre ganze

Masch-

Maschine geräth in Unordnung, wenn sie dergleichen Friedensvorschläge hören. Ad rogum! ad rogum! schreyen sie, so bald sie eine Abhandlung sehen, welche zur Aufnahme und Verbesserung der deutschen Sprache abzielt; ja einer von meinen Freunden besitzt ein Exemplar von den Belustigungen des Verstandes und Witzes, in welchem ein solcher Pflegevater unter den Namen Irenäus Masligophorus * mit zitternden Händen geschrieben hatte:

HVNC TV ROMANE CAVETO!

Die zweyte Art der Antideutschen machen diejenigen aus, welche die deutsche Sprache nur aus Leichtsinn verachten. Diese sind von den ersten weit unterschieden. Wenn jene etwas lesen, das nicht lateinisch ist, so schüttelt sich ihre ganze Natur; diese leichtsinnigen Feinde aber können es noch so ziemlich gelassen anhören, wenn von der Stärke und Schönheit der deutschen Sprache geredet wird. Ja ich habe es so gar mit meinen Augen gesehen, daß man einem solchen Undeutschen, welcher ein junges Herrchen von Profession war, zwey Blätter aus dem Haller vorlas, ohne daß es ihm etwas weiter schadete, als daß er lachte, trällerte, pfiff, sich auf einem Beine herumdrehte. Und, so bald er mit einer Prise Taback dem Gehirne ein wenig Luft gemacht hatte, so sagte er weiter nichts, als: Pardieu! le miserable jargon! Sogleich war auch sein Paroxysmus vorbey, und man sah zwischen ihm und einer vernünftigen Creatur beynahe nicht den geringsten Unterschied. In der That verdienen diese Feinde der deutschen Sprache, daß man sie mit Langmuth erträgt. Denn, wenn sie die deutsche Sprache verspotten, so geschieht es eben so wenig aus Bosheit, als wenn sie über den Schnitt eines Kleides lachen, welchen die Einfalt eines deutschen Meisters, und nicht der witzige Schneiderverstand eines erfindsamen Franzosen hervorgebracht hat.

Sie

* Im 2 Theile der Belustigungen des Verstandes und Witzes, a. d. 464 S.

Sie spotten, weil es deutsch heißt, und lachen, weil es nicht französisch ist. Wer ein gegründetes Urtheil oder Beweise von der Nichtswürdigkeit der deutschen Sprache von ihnen fodern wollte, der foderte zu viel. Genug, es ist Mode, sie zu verachten, und ihr Verstand ändert sich so oft, als die Mode: dieses aber geschieht alle vier Wochen. Diejenigen, welche, daß ich mich der Mundart des itzigen Jahrhunderts bediene, in allem einen zureichenden Grund suchen, wollen aus den Lehrsätzen der Physik, und aus der Erfahrung beweisen, daß es deswegen so viele lustige Feinde ihrer Muttersprache unter uns gebe, weil die Franzosen in ihrem Umgange so artig und einnehmend waren, daß viele von unserm deutschen Frauenzimmer ihnen nichts abschlagen konnten. Ich lasse die Vermuthung an ihrem Ort gestellt seyn. Unwahrscheinlich ist sie freylich nicht, und ich sollte fast selbst glauben, daß die Natur dergleichen poßierliche Körper nicht zur Welt bringen könne, ohne sich der Verbindung eines französischen Papas, und einer deutschen Mutter zu bedienen. Dieses mag von den unterschiednen Arten der Feinde, welche die deutsche Sprache hat, genug seyn.

Er ist ein ehrlicher alter Deutscher; dieß würde ein Anfänger in der deutschen Sprache so erklären: Er ist so ehrlich, wie ein alter Deutscher. Aber das wäre ein grosser Sprachschnitzer; sondern es wird gemeiniglich von Leuten gebraucht, welche in ihrem Umgange alle diejenigen Eitelkeiten mit Sorgfalt vermeiden, die man sonst Höflichkeiten, und, in gewissem Verstande, auch Complimente nennt. Denn hierdurch, und durch die Gabe, zu trinken, können wir es unsern Vorfahren, den alten Deutschen, noch so ziemlich gleich thun.

Altdeutsch heißt daher in einigen Gesellschaften so viel, als grob.

Deutsche Redlichkeit; ist ein verbum obsolutum, oder höchstens nur ein Provinzialwort. Siehe hiervon mit mehrern des Papirollus Abhandlung von denen Sachen, welche bey uns verloren gegangen sind.

Fabel.

Eine Fabel ist, ordentlicher Weise, und besonders nach dem Begriffe einiger Neuern, ein solches Gedicht, über welchem der Name eines Thiers, oder sonst eines Dinges steht, das noch etwas dümmer ist, als der Verfasser. Wir würden zu viel von ihm fodern, wenn wir eine poetische Wahrscheinlichkeit, oder gar eine Sittenlehre darinnen suchen wollten. Die Ausführung der Fabel mag noch so trocken, noch so abgeschmeckt, noch so undeutlich seyn; so ist doch das, was ein solcher Fabeldichter im Namen seines Thiers sagt, für eine unvernünftige Bestie noch allemal klug genug gesprochen. Er schreibt: Der . . eine Fabel. . Und siehe, so ist es eine Fabel! Mehr gehört dazu nicht.

Das Wort, Fabel, wird noch in einem andern Verstande, und zwar von solchen Erzählungen gebraucht, welche zwar möglich, aber nicht wahrscheinlich sind. Daß ein Frauenzimmer sich über den vermeynten Tod ihres Liebhabers dergestalt betrübt, daß sie sich selbst ums Leben bringe; und daß es Liebhaber giebt, welche über den Verlust ihrer Schönen so untröstbar sind, daß sie in ganzem Ernste Anstalt machen, sich zu erstechen: Das ist wohl möglich, aber nimmermehr wahrscheinlich, und eben um deswillen gehört die Geschichte des Ovids vom Piramus und von der Thisbe mit allem Rechte unter die Fabeln.

Diese Beschreibung, welche ich von dem Verstande des Worts, Fabel, gegeben habe, öffnet den Dichtern ein weites Feld zu tausend Erfindungen. Mir sind deren schon so viele beygefallen, daß ich der Welt mit einem ziemlich starken Octavbändchen davon aufwarten könnte. Wer weis, was noch geschieht? Ein Dichter bin ich zwar nicht: aber hundert Leute machen Verse, die doch keine Dichter sind; und gesetzt, ich schriebe nicht feurig, so würde ich gewiß ziemlich fliessend schreiben. Das ist schon genug! Und wenn mir auch hierinnen alle vernünftige Welt widerspräche; so weis

ich doch, Strephon giebt mir einen Beyfall, denn ihm gehts auch so! Damit aber die gelehrte Welt vor grossem Verlangen nach meinem Bändchen nicht gar zu ungeduldig werde, wie ich fast befürchten muß: So will ich inzwischen von vieren meiner Fabeln nur den Innhalt versetzen. Man wird finden, daß sie durchgängig möglich sind; keine einzige aber wahrscheinlich ist.

Die erste Fabel.

Der betrübte Wittwer.

Agenor, ein reicher Bürger, lernte ein Frauenzimmer kennen, welches weder Schönheit, noch Vermögen hatte, aber desto tugendhafter war. Bloß ihrer Tugend wegen liebte er sie. Er heirathete sie, und die ganze Stadt lobte seine Wahl; denn die meisten Bürger dieser Stadt waren tugendhaft, und keiner heirathete aus eigennützigen und niederträchtigen Absichten. Zwanzig Jahre ihrer Ehe waren verflossen, und nicht ein einzigesmal hatten sie einander Gelegenheit zu einem Misvergnügen gegeben. Noch im zwanzigsten Jahre liebten sie einander eben so vernünftig, eben so zärtlich, als an dem Tage ihrer Verlobung. Auf diesen Umstand werden meine Leser ja wohl merken, denn das ist eine Hauptfabel. Agenor verlor seine Frau, welche blos um deswillen schwer zu sterben schien, weil sie sich von ihrem Manne trennen sollte. Zehen Monate hat Agenor zugebracht, ehe er sich einigermaaßen trösten, und zu einer neuen Heirath entschließen konnte. An fünf Monaten wäre es schon genug gewesen: aber zu einer Fabel mußten es schlechterdings zehen Monate seyn.

Die zweyte Fabel,

noch etwas unwahrscheinlicher, als die vorige.

Die reiche Wittwe, eine gute Frau.

Violinde, eine junge Wittwe, welche den Neran durch ihr zugebrachtes Vermögen zum reichsten Manne in der

Stadt

Stadt gemacht hatte, liebte ihn so zärtlich, daß sie ihm auch nicht ein einzigmal seine Armuth vorwarf. Sie trug so viel Ehrfurcht gegen ihn, daß es schiene, als hätte sie beynahe gar vergessen, wie groß ihr Einbringen wäre. Konnte sie ja etwas betrüben: So war es die grosse Behutsamkeit, mit welcher Neran sich ihres Vermögens bediente. Sie munterte ihn auf, für sich etwas weniger sparsam zu seyn; und brauchte sie selbst einiges Geld, so bat sie ihren Mann mit so vielen Liebkosungen darum, als wäre es sein eignes Vermögen. Neran starb, und die Chronike sagt, daß sie alle Jahre an demjenigen Tage ganz untröstbar gewesen, an welchem er gestorben. Ja man will so gar versichern, daß sie über diesen Verlust sich niemals zufriedner zu trösten gewußt, als wenn sie den armen Freunden ihres verstorbnen Mannes mit ihrem Vermögen bespringen können. Niemals habe sie dieses anders genennt, als die Verlassenschaft ihres Nerans, an welche alle seine Verwandten Anspruch zu machen hätten welche desselben bedürftig wären. So weit geht diese Fabel.

Die dritte Fabel.

Ich habe einen Mann gekannt, dessen Beruf war, eine grosse Gesellschaft Leute wochentlich vor allen Lastern zu warnen. Es kam ihm beynahe kein Laster verderblicher vor, als der Geiz. Den Geiz malte er also aufs abscheulichste ab, so oft er hierzu Gelegenheit fand. Das ist nichts unmögliches! Das hören wir oft! werden meine Leser rufen. Geduld! Ich will weiter erzählen. Dieser Mann wußte sein Vermögen den Armen auf eine so vorsichtige Art zufliessen zu lassen, daß die wenigsten erfuhren, von wem es herkam. Keine nothdürftige Wittwe ließ er mit Thränen von sich gehen, sie müßte denn aus Dankbarkeit geweint haben. Einem Kaufmanne, welcher ehrlich, aber in seiner Handlung unglücklich, war, lieh er ein ansehnliches Capital, ohne Verzinsung, damit er ehrlich bleiben, und sechs unerzogene Kinder ernähren könnte. Auf Pfänder lieh er gar nicht,

und niemals soll er über fünf Procent genommen haben. Eine schöne Fabel, zu der ich aber den Titel nicht weis!

Die vierte Fabel.

Der billige Dichter.

Phokles war ein berühmter Dichter derjenigen Stadt, in welcher bey schwerer Strafe niemand gelobet werden durfte, der nicht wirklich tugendhaft war. In dieser Stadt schätzte jedermann die Dichtkunst nach ihren Würden. Kein Reimer ward daselbst geduldet, und man hat zween aus dem Weichbilde verwiesen, welche aus Faulheit nicht arbeiten wollten, sondern zur Stillung ihres Hungers reichen Kaufleuten zu ihren Namenstagen gratulirten. Ich wollte dem Herrn Stelro wohlmeynend rathen, daß er sich in diese Stadt nicht wagte! Alle Leute suchten die Freundschaft des Phokles zu gewinnen, damit er ihnen die Fehler entdecken sollte, welche sie an sich hätten. Der Bischof daselbst bat ihn gleichfalls darum, und diesem sagte er: Du bist ein hochmüthiger, ein eitler, ein niederträchtiger und harter Mann; du lehrest deine Gemeine sehr erbaulich, aber sie kann deinen Lehren nicht glauben, weil dein Leben beweist, daß du sie selbst nicht für wahr hältst! Dieses bewegte den Bischof dergestalt, daß er ihn aufs zärtlichste umarmte, und seine redliche Offenherzigkeit vor öffentlicher Gemeine pries. Als er dem regierenden Bürgermeister entdeckte, daß er ein sehr unwissender Mann, und nicht werth wäre, ein Vater der Stadt zu heißen, so lange er nicht unterließe, mehr auf seinen Nutzen, als auf den Nutzen seiner Bürger, zu sehen: So fehlte nicht viel, daß ihn dieser nicht mit Gewalt genöthigt hätte, an seiner Stelle das Ehrenamt eines Bürgermeisters anzunehmen. Rathsherr aber mußte er doch werden; er mochte wollen, oder nicht. Es war erstaunlich anzusehen, mit wie viel Ehrfurcht und Freundschaft ihm die reichsten Capitalisten begegneten. In seiner Gesellschaft vergaßen sie, daß sie Wechsler waren, und redeten witzig. Alle Frauenzimmer-

gesell

geſellſchaften waren todt und ſchlafrig, in welchen Phokion nicht war. Denn damals, als Phokion lebte, wußte man von Fächern nichts; Lorbeer ward gar nicht gepuzt; und die Kunſt, den Nächſten zu richten, war nur in ein paar Familien bekannt. So bald man den Phokion nur von weitem erblickte, ſo bald ward alles vergnügt, und lebhaft. Lebte Phokion in meiner Stadt So würde man hier auf die Vermuthung fallen, er ſey um deswillen ſo beliebt geweſen, weil er dieſen ſchönen Kindern artige Schmeicheleyen vorgeſagt, ihre ſchönen Hände verewigt ihre Augen beſungen mit unter ein paar Takte geſeufzt, zum Spaße ein wenig verzweifelt, und ſeine Nachbarinn Tieger und Fels geſcholten hatte, weil ſie ſo unmenſchlich grauſam geweſen, und ihm einen Kuß verſagt. Dieſes iſt gemeiniglich die Sprache unſrer heutigen Dichter. Aber Phokion ſang ganz anders! Er rühmte die Phyllis wegen ihrer anſtändigen Sittſamkeit, Cleonen, wegen ihrer vernünftigen Wirthſchaft. Er lobte Aſpaſien, wegen ihrer ſorgfältigen Kinderzucht, wodurch ſie noch die Nachwelt ihrer Stadt glücklich zu machen ſuchte Er beſang die Unempfindlichkeit der Calliſte gegen die leichtſinnigen Bemühungen eines jungen Herrn. An Euphroſynen rühmte er, daß ſie noch mehr tugendhaft, als ſchön, wäre; und vergötterte Leonoren wegen ihrer ehelichen Treue. Wegen ihrer ehelichen Treue! Das klingt ſehr altväteriſch! Es kann wohl ſeyn; aber es iſt auch ſchon lange, daß Phokion geſtorben iſt. Er ſtarb in eben dem Jahre, als kein Laſterpaſter glücklich, kein Philoſoph ein Pedant, keine junge Wittwe verbuhlt, kein junger Herr in ſich ſelbſt verliebt, kein vornehmer Mann ein Verächter der ſchönen Wiſſenſchaften, kein Richter Geldgierig, kein Advocat ein Lügner, kein Wucherer niederträchtig, und noch kein Narr geehrt war. In dieſem Jahre ſtarb Phokion. Iſt es alſo wohl ein Wunder, wenn uns ſeine Lobgedichte altväteriſch vorkommen? Dieſes muß ich noch erinnern, daß Phokion alle andern Dichter für größere Dichter hielt, als ſich ſelbſt; daß er vor Vergnügen auſſer ſich war, ſo oft er ein ſchönes Gedicht von einem

nem andern zu lesen bekam; daß er in fremden Werken die Fehler andrer überſah, und entſchuldigte, und nur gegen ſeine eignen Schriften ein unparteyiſcher und unerbittlicher Richter war: daß er niemals mehr errothete, als wenn man der Schönheit ſeiner Gedichte Gerechtigkeit widerfahren ließ: und daß er aus einem kleinen Eigenſinne, oder vielmehr aus einer unzeitigen Furchtſamkeit, alle Gelegenheit vermied, ſeine Gedichte unter die Leute, oder, wie wir es heut zu Tage nennen, auf die Nachwelt zu bringen: denn das muß man wiſſen, daß dieſer Ausdruck damals ſehr ſelten vorkam. Eben dieſe beſtändige Mistrauen iſt Urſache, daß wir von ſeinen Gedichten nur noch wenige Bogen übrig haben. Und dennoch nennt ihn jedermann, den groſſen Phokleo!

Welcher Miſchmaſch! ruft Mäv. Ein Dichter, der durch wenige Bogen berühmt worden iſt! Der gegen ſeine eignen Lieder unempfindlich iſt! Der andre Dichter für gröſſer gehalten hat, als ſich! Ein Dichter, der ein groſſer Mann, und doch ſo geweſen iſt, wie Phokleo! Iſt wohl was ungereimters? Iſt wohl jemals etwas unwahrſcheinlichers gefunden worden, als dieſes? Du haſt Recht, Mäv! Aber eben darum iſt die Geſchichte des Phokleo eine Fabel; und eine Fabel wird es ſeyn, ſo bald ich der Welt erzähle, daß du ein geſchickter Dichter ſeyſt! Dieſes mag von denen Fabeln zur Probe genug ſeyn, die ich liefern würde, wenn ich ein Poet wäre. Es iſt ewig Schade, daß ich keiner bin.

Dieſen Augenblick höre ich, daß mein Hauswirth in den letzten Zügen liegt. Wenn er doch nur dasmal ſtürbe! Ich bin einmal in vollem Schreiben, und die Standrede würde ich doch vermuthlich thun müſſen. Meine Leſer ſollten es auch zu genieſſen haben. Ich wollte die Rede drucken laſſen. Wie prächtig würde ſich das ausnehmen, wenn mein Verleger dieſen Titel an ſeinen Laden kleben lieſſe!

ΦΟΒΕΡΟΤΑΤΟΝ ΠΑΝΤΩΝ ΤΩΝ ΦΟΒΕΡΟΤΑΤΩΝ,

das iſt:

Das fürchterlichſte unter allen fürchterlichſten.

Oder:

Das unerbittliche Geſchick des ungerechten Himmels

durch einen frühzeitigen Tod;

Bey der Bahre

des weiland Hochedelgebohrnen, Veſten,

und Rechtshochgelahrten Herrn,

Herrn N. N.

Erblehn- und Gerichts-Herrn auf N. N.

berühmten Doctors beider Rechte,

Welcher im vier und ſiebenzigſten Jahre ſeines ruhmvollen Alters, zur größten Betrübniß ſeiner noch jungen, und um deſto mehr untröſtbaren, hinterlaßnen Frauen Witwe, und ſämtlicher in die tiefſte Trauer verſetzten Erben, zum Schrecken aller nothleidenden Witwen und Waiſen, zum Unglücke aller Dürftigen und Verlaßnen, der ganzen Stadt zum Jammer, und zu einem unerſetzlichen Verluſte der edeln Gerechtigkeit, viel zu früh, doch ſelig, verſchied,

in Gegenwart der leidtragenden Bürgerſchaft und unter Begleitung vieler tauſend Thränen,

in Form einer Standrede betrachtet.

Eine Fabel

von

N.

Auf Verlangen zum Drucke befördert.

Eh ich dieſen Artikel von Fabeln ſchlieſſe, muß ich noch eine Anmerkung machen. Ich habe eben geſagt, daß dasjenige eine Fabel ſey, was zwar möglich aber nicht wahrſcheinlich iſt. Aus dieſem Satze folgt, daß diejenige Erzählung den Namen einer Fabel nicht verdiene, welche nicht allein möglich, ſondern auch höchſt wahrſcheinlich iſt. Ich finde dieſen Fehler beſonders in den Fabeln des Phädrus. Die Geſchichte von dem verdorbnen Schuſter, welcher, um nicht zu verhungern, ein Arzt geworden war, und welcher bekannte, daß er ſeinen Ruhm nicht durch ſeine Geſchicklichkeit, ſondern durch die Dummheit des Pöbels erlangt habe; dieſe Geſchichte iſt ſo wahrſcheinlich, daß ich ſelbſt in meiner Stadt mehr, als zehen dergleichen mediciniſche Schuſter, kenne; wenigſtens ſind es ſolche Leute, welche zu allem in der Welt ungeſchickt ſind, und doch die Verwegenheit haben, ſich für Aerzte auszugeben. Wie wohl würden ſie thun, wenn ſie jedesmal über ihre Recepte die Verſe ſchrieben:

Quantae putatis esse vos dementiae,
Qui capita vestra non dubitatis credere,
Cui calcandos nemo commisit pedes!

Sie könnten dafür die beiden griechiſchen Buchſtaben, α und ω weglaſſen. Der Verluſt, der ſie durch Weglaſſung dieſer beiden Buchſtaben litten, wäre zwar freylich groß, weil ſie gemeiniglich weiter kein griechiſch verſtehen, als dieſes; aber es wäre doch fein aufrichtig gehandelt.

Ich will noch eine Probe herſetzen, damit man deſto deutlicher ſehen könne, wie ſehr Phädrus wider dieſe Regel verſtoſſen habe. Iſt wohl eine Geſchichte wahrſcheinlicher, als dieſe, daß eine häſſlichgebildete Schweſter ſich über ihren Bruder erzürnt, welcher ſeine ſchöne Bildung gegen ſie gerühmt; daß es einen jungen Menſchen gegeben habe, welcher ſeine Geſtalt im Spiegel bewundert; und daß ein Frauenzimmer um Rache geſchrien, als ſie wegen ihrer Häſſlichkeit verſpottet worden? Nimmermehr gebe ich zu, daß dieſes eine Fabel ſey; und wenn man mir widerſprechen

ſprechen wollte, ſo behaupte ich, daß meine andächtige Nachbarinn, welche ihren Mann alle Wochen wenigſtens einmal mit dem Pantoffel ſchlägt, auch unter die Fabeln gehöre. Dieſes aber wird man ihren geplagten Mann, der die wirkliche Exiſtenz ſeiner Frau gar zu wohl fühlt, nimmermehr bereden. Es ſcheint auch faſt, als ob Phädrus ſeinen Fehler ſelber gemerkt hätte. Er ſpricht.

. . Illa irascitur.
Accipiens, (*quid enim?*) cuncta in contumeliam.

Dieſes quid enim? würde ſich im Deutſchen nicht beſſer ausdrücken laſſen, als durch: Iſt das wohl Wunder? Machen es unſre Frauenzimmer nicht alle ſo? Was aber unſre Frauenzimmer alle thun, das iſt wohl keine Fabel.

Ich war anfänglich willens, unter dieſe fehlerhaften Fabeln des Phädrus ſeine ſechſte Erzählung im zweyten Buche von dem geſchäfftigen Müßiggange zu rechnen. Es hat mich aber ein guter Freund davon abzubringen geſucht, weil er glaubt, es ſey dieſes keine wirkliche Erzählung, ſondern eine Allegorie, und gehe eigentlich auf die jungen Advocaten, welchen zwar wegen ihrer Unerfahrenheit noch niemand ſeinen Rechtshandel anvertraut, die aber dennoch gar zu gern ſehr beſchäfftigt ausſehen wollen, und um deswillen flüchtig durch die Gaſſe laufen; niemals ausgehen, ohne ein Stückchen Acten im Buſen zu haben; die Richterſtube belagert halten, ohne hinein zu gehen; alle Bauern, die ihn begegnen, anreden, alle Geſellſchaften mit ihrem casu in terminis quälen; von ihren gewonnenen Proceſſen ſo viel Aufhebens machen, als mancher junger Officier von dem ſchleſiſchen Feldzuge nicht thut; welche ganz erhitzt, und tiefſinnig ausſehen, wenn ſie Mittage um zwölf Uhr vom Rathhauſe kommen, damit man glauben ſoll, ſie hätten ſich mit ihrem Gegner gezankt; mit einem Worte, welche vor langer Weile ſterben müßten, wenn ſie nicht die Geſchicklichkeit beſäſſen, zum Verdruſſe der halben Stadt auf die geſchäfftigſte Art nichts zu thun. Dieſes iſt die Auslegung, welche

welche mein Freund von der Fabel macht. Wie weit sie gegründet sey, will ich nicht untersuchen. Recht wahrscheinlich kömmt sie mir freylich nicht vor. Sie klingt mir gar zu deutsch, und an statt, daß ich bey deren Erzählung mit meinen Gedanken in Rom seyn sollte: So verliere ich mich unvermerkt in meiner Vaterstadt, und sehe auf dem Rathhause und auf dem Markte, eine Menge junger Müssiggänger herumlaufen, welche vor grosser Beschäfftigung, nichts zu thun, leiden. Gesetzt auch es sey eine allegorische Erzählung, so kann ich doch nicht errathen, warum Phädrus eben nur eine gewisse Art junger Advocaten gemeynt habe? Könnte es denn nicht eben so wohl auf die jungen Aerzte gehen? Wenigstens kenne ich einen, welcher so ängstlich durch die Gassen läuft, als wenn ihn die Seelen der Verstorbnen verfolgten, welche an seinen Pillen haben ersticken müssen. Er thut so unruhig, als wenn er die halbe Stadt zu einem methodischen Ende zubereiten müsse. Oft besteht seine grosse Arbeit in weiter nichts, als daß er einen Hund aufsucht, ihn zu würgen, oder Rhabarbar holt, um eine Frau zu curiren, welche der Mann durch seine Vermittelung los zu werden sucht. Dieses sind meine Zweifel, welche ich über die eigentliche Bedeutung der Erzählung aus dem Phädrus habe. Meine Leser sollen den Ausspruch thun ob ich oder mein Freund Recht habe, ob die allegorische Erzählung auf die jungen Advocaten, oder auf die jungen Aerzte, oder vielleicht auf noch andre Arten müssiger, und doch geschäfftiger, Gelehrten gehe? Hier sind die Worte des Phädrus selbst:

Est adeliorum quaedam Romae natio,
Trepide concursans, occupata in otio,
Gravis arbelarum multa agendo nihil agens,
Sibi molesta, et aliis odiosissima.

Geheime Nachricht
von
D. Jonathan Swifts
letztem Willen.

Mylord,

Ich bin zeither nicht im Stande gewesen, Ihnen die verlangte Nachricht von einigen besondern Umständen des swiftischen Testaments zu geben. Nunmehr habe ich Gelegenheit gefunden, von allem nähere Nachricht einzuziehen, und ich hoffe, ihre Neugierigkeit dadurch befriedigen zu können.

Es ist allerdings wahr, daß unser Swift zwölftausend Pfund Sterlings zu Errichtung eines neuen Tollhauses ausgesetzt hat. Die Nachricht von diesem löblichen Vorhaben war schon vor seinem Tode bekannt; aber die Meisten machten sich, wie auch Sie, Mylord, selbst gethan haben, unrichtige Begriffe von dieser mildreichen Stiftung. Sie glaubten, dieses Geld sey zur Verwahrung, und zum Unterhalte physikalischer Narren bestimmt, welche klug seyn würden, wenn ihr Körper nicht ungesund, und ihr Geblüte nicht verderbt wäre: Allein, hierinnen betrog sich unsre ganze Stadt.

Swift, dessen Character sie wohl gekannt haben müssen, beschäftigte sich in seinem Leben niemals mit dieser Art leiblicher Narren, welche er vielmehr der Vorsorge des Magistrats, und den Händen der Aerzte und Barbierer überließ. Seine Bemühung war von einem viel weitern Umfange, und weit edler.

Die moralischen Narren lagen ihm am Herzen; Narren, welche oftmals bey gesundem Körper dennoch die gefährlichsten und ansteckendsten Krankheiten haben.

Seine Dienstfertigkeit erstreckte sich über ganz Großbritannien: und er hatte Lords und Schreiber in seiner Cur. Durch eine vieljährige Erfahrung, war ihm bekannt, daß es mit der moralischen Narrheit eben die Beschaffenheit habe, wie mit dem Podagra, mit welchem vornehme Leute am meisten geplagt sind, Leute von geringerem Stande aber nur

nur selten, oder doch wenigstens nicht so heilig befolgen werden.

Vor etlichen Jahren that man ihm so vortheilhafte Vorschläge, daß er sich zu Weimünster niederlassen, und seine Curen daselbst treiben sollte. Er hat es aber allemal ausgeschlagen gesucht, weil er glaubte, er sey dieser weitläuftigen Arbeit nicht gewachsen, und die Menge der Narren sey daselbst viel zu zahlreich, als daß er sie in die Cur nehmen konnte. In Dublin gehet es ihm am besten, weil daselbst gleich so viel Narren waren, als er bedienen konnte. Indessen war er doch so billig, daß er Weimünster und London von Hause aus mit Recepten versorgte.

Er starb in seinem neun und achtzigsten Jahre, und doch wünschte er sich selbst, noch etliche Jahre zu leben, weil er eben im Begriffe war, mit etlichen angenehmen Patienten eine wichtige Operation vorzunehmen. Die liebreiche Vorsorge gegen seine Mitbürger verließ ihn auf dem Todbette nicht. Simon Tuk, sein Beichtvater, den das Mädchen der Milady Wedle und sein dicker Kopf zum Predigtamte berufen hatten, fragte ihn nur wenig Stunden vor seinem Tode; ob er freudig stirbe? Nicht recht freudig, antwortete ihm der sterbende Swift, ich wünschte mir wohl noch einige Zeit zu leben, da ich euch kenne, und weis, daß ihr meiner Cur vor andern bedürft.

Alle diese Umstände führe ich an, Ihnen, Mylord, zu zeigen, wie unrecht Sie gethan, daß Sie geglaubt haben, Swift habe sein Tollhaus für hypochondrische Narren gestiftet. Seiner Vorsorge werden sich sowohl in Irrland, als Großbritannien, ganz andre Narren zu erfreuen haben. Narren, welche sich dieses am wenigsten einbilden, und welchen eben Swift zu frühzeitig gestorben ist.

Sie können sich hiervon noch besser überzeugen, wenn ich ihnen sage, daß sich Swift in seinem Testamente auf ein Codicill berufen hat, welches man versiegelt in seinem Pulte gefunden. Es enthält die Namen derjenigen Personen, welche Swift vor andern würdig hält, in seinem

neuen

neuen Tollhause zu wohnen. Er hat das Parlament ersucht, sein Testament zur Vollziehung zu bringen. Man ist itzt damit beschäftigt, und ich hoffe Ihnen, Myerd, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich hier das Codicill von Wort zu Wort einrücke.

Codicill.

Ich Endesbezeichneter ordne mit reifem Vorbedachte, als meinen letzten Willen, daß mein Tollhaus mit nachbenannten Personen eingeweiht werden soll, weil sie dieser Wohlthat vor allen andern bedürftig sind:

Nicolaus Earring, mein Küster, würde es sehr übel nehmen, wenn ich ihn nicht zuerst nennte. Er besitzt so viel geistlichen Hochmuth, daß er verdiente, Lord Erzbischoff zu werden, und da er seine Verdienste um die Kirche am besten kennt, so verzweifelt er selbst noch nicht gänzlich an seinem höhern Glücke, es müßte ihm denn die Gräfinn Yarmouth zuwider seyn, welcher er Schuld giebt, daß sie ihm schon zweymal hinderlich gewesen, und den König George wider seine Person eingenommen habe. Wenn der Hof noch weiter fortfährt, unerkenntlich zu seyn: So ist er fast willens, sich zum Prätenden zu schlagen. Er sagt seinen Freunden ins Ohr, daß er öfters an der Wahrheit seiner Religion zu zweifeln anfange, weil nach derselben unsre Geistlichen eine so unumschränkte Gewalt nicht hätten, als ihnen wohl von Rechtswegen zukäme, und weil man besonders aus den Küstern so gar wenig machte; die doch bey den Jacobiten in einem größerm Ansehen stünden. Dem ungeachtet habe ich ihn bey seiner Religion in andern Punkten sehr eifrig gefunden. Er macht binnen einem Jahr weit mehr Ketzer, als Burnet in seinem ganzen Leben nicht gemacht hat. Dem Glockner an dem Kirchspiele zu St. James hält er für einen Quacker, weil dieser ihm einmal begegnet ist, ohne den Hut vor ihm abzunehmen; und von unserm Bischoffe schwört er bey seiner Seele, daß er ein Jacobite sey, weil dieser ihm unlängst Nicolaus und nicht,

Herr Nicolaus, gerufen. Mit einem Worte, alle diejenigen halt er für ungläubig, die ihm auf einige Art zuwider sind, oder ihm nicht mit so vieler Ehrfurcht begegnen, als er bey seinem ehrwürdigen Küsteramte fodern zu können glaubt. Um deswillen verlange ich, daß er in mein Tollhaus kommen soll, und um seinen rühmlichen Ehrgeiz recht zu befriedigen, soll Herr Nicolaus den Rang über alle andre Narren haben.

Der Lord Lavat verdient, sein Nachbar zu werden. Wenn die Ehrenstellen in der Welt nach Verdiensten ausgetheilet würden, so wäre Lord Lavat ein Kutscher. Er ist aber Lord, kraft seines Urältervaters, welcher auch Lord war. Er ist sehr beredt, wenn er auf die Tapferkeit und die Verdienste seiner Voraltern zu reden kömmt: und wen er für vernünftig halten soll, dessen Vorfahren müssen wenigstens zu Wilhelm Conquesters Zeiten schon hochgebohrne Fuchsjäger gewesen seyn. Aus dem Parlamente kömmt er allemal unzufrieden zurück, weil er, wie er vorgiebt, jederzeit überstimmt, und verhindert wird, seine heilsamen Rathschläge zum Besten des Vaterlandes geltend zu machen. Gleichwohl haben mich diejenigen, welche mit ihm im Parlamente sitzen, versichern wollen, daß er seit dem Tode der Königinn Anna nicht ein Wort gesprochen, sondern zu allen Bills stillschweigend seine Einwilligung gegeben habe. So viel ist gewiß: man findet in den Parlamentsprotocollen nicht eine einzige Protestation, die er mit unterzeichnet hätte. Es erstreckt sich seine Staatskunst weiter nicht, als auf einen Strick Hunde. In der Verfassung andrer Länder ist er ganz unwissend. Ich bin selbst dabey gewesen, als in einer Gesellschaft von den Vorzügen der deutschen Reichsunterschaft gesprochen, und auf gut britisch davon geurtheilt wurde. Lord Lavat, der uns lange zugehört hatte, machte dem ganzen Streite ein Ende. Ich, rief er, ich aber lobe mir die Herrn Cantons! Denn die Cantons hielt er, nach seiner Erklärung, die er dabey machte, für eine alte adeliche Familie in Deutschland. Diese grosse Unwissen-

wissenheit und Dummheit unsers Lords macht, daß ich befürchte, er sey im Stande, sich, bey der nächsten Gelegenheit, zu einer Bande mißvergnügter Unterthanen zu schlagen, und in der Kirche und dem Regimente grosse Neuerungen zu unternehmen. Das Parlement wird also Sorge tragen, ihn in meinem Tollhause sorgfältig zu verwahren.

Da in Großbritannien die Vornehmsten des Reichs sich eine Ehre daraus machen, die Gelehrsamkeit empor zu bringen, und die Werke des Witzes zu befördern: So sehe ich nicht, wie der Lord Pallbrow verlangen kann, länger unter ihnen so frey, wie bisher, herumzugehen. Das ist ihm nicht genug, daß er selbst unwissend, und weit dümmer ist, als sein Pachter. Er macht sich sogar eine Ehre daraus, in seiner Unwissenheit zu bleiben. Bey aller Gelegenheit verfolgt er die schönen Wissenschaften, und, wenn er recht gnädig ist, so spricht er nur verächtlich von ihnen. In öffentlichen Gesellschaften lärmt er wider die Gelehrten, und dennoch wird er, weil er jährlich zwanzig tausend Pfund Einkünfte hat, und die Mylady Pallbrow sehr schön ist, auf dem Hydepark bewundert und bey Hofe gebauet. Er hält sich mit vielen Unkosten zween Sekretare auf seinen eignen Leib, welche weiter nichts zu thun haben, als aus vollem Halse zu lachen, so bald er den Mund aufthut, wider die Gelehrten zu schimpfen; ja, er steht im Begriffe, sich noch den dritten aus Deutschland zu verschreiben, weil er glaubt, ein Deutscher sey zum Bewundern am geschicktesten, und zu einem Jacob Pudding, welche Leute er sehr hochhält, recht von Natur gemacht. Wann er recht groß thun will: So versichert er mit den theuersten Schwüren, daß er in seinem ganzen Leben kein gedrucktes Buch gelesen habe, als den Kalender, und den Craftsman. Gleichwohl hält er den Milton für einen rasenden Kopf, den Grafen Schaftesbury für einen murrischen Schulfuchs, und die ganze großbritannische Nation für pedantisch, weil sie zugelassen hat, daß der Versemacher Dryden in der Abtey Westminster begraben worden sey. Wenn Lord Pallbrow

noch zwey Jahre in seiner Dummheit hingeht: So ist nicht gewisser, wenigstens nichts wahrscheinlicher, als daß noch gar ein Freygeist aus ihm wird. Er soll also ins Tollhaus, und zwar so bald, als nur möglich.

Ihre Hochwürden, der Bischof O-Carry verdient auch ein Plätzchen darinnen. Ich glaube auch, seine Gemeine werde ihn nicht sehr vermissen, weil sie ihn sehr selten, als Bischof, zu sehen bekommt. Sein Capellan hat alle bischöfliche Bemühungen; Ihre Hochmögenden aber lassen sich aus Bescheidenheit nur an der Besoldung und den Accidentien begnügen. Er schachert wie ein portugiesischer Jude. Er assecurirt Schiffe, und wenn man glaubt, er sitze in seiner Studierstube, so steht er auf dem Boden, und sieht sich nach dem Winde um. Er leiht seine Capitalien mit grosser Vorsicht, und mit weit bessrem Nutzen aus, als irgend ein Kaufmann auf der Börse thun kann. Ich bin seinetwegen oft in Sorgen gewesen, weil ich weis, daß auch der vorsichtigste Wucherer unglücklich seyn kann. Es würde ein sehr wichtiger Punkt in unsrer Kirchenhistorie werden, wenn ihn einmal ein Wechselgläubiger bis auf die Kanzel verfolgen sollte, oder wenn dieser hochwürdige Mann Bankerott machte, und in den Schuldthurm gesperrt würde. Die armen Mitgefangnen sollten mich dauern, denn ich traue ihm zu, daß er die Allmosenbüchse sehr ungleich theilen, und allemal wenigstens den zehnten Theil für sich, als Bischoff, behalten würde. Man schaffe also diesen Wucherer ins Tollhaus, und wenn es möglich ist, auch denjenigen, welcher ihn zum Bischoffe geweiht hat.

Am dritten September waren es gleich drey Jahre, daß sich der junge Herr Sometbing erhenken wollte, weil er befürchtete, daß man ihn bey der Rathswahl übergehen würde. Ich bin sehr übel damit zufrieden, daß man ihn gestört hat. Er hätte sich bey dem damaligen starken Ostwinde immer, als ein braver Britte, hängen können: so würde das Land einen Phantasten weniger, und ich keine Sorge haben, wie ich ihn in meinem Tollhause unterbringen

möchte. Dieser unmündige Knabe ist, trotz der gesunden Vernunft und seines keimenden Barts, ein Vater der Stadt geworden; und nicht die Stadt allein, sondern auch sein eigner Körper muß gewaltig darunter leiden; denn er hatte diese ehrwürdige Stelle kaum vier und zwanzig Stunden lang bekleidet, da sich auf einmal alle seine Glieder mit der größten Ernsthaftigkeit aus einander renkten. Der Kopf preßte sich zurück, und blieb unbeweglich auf dem Halse stehen. Eine Unterkehle, noch majestätischer von Ansehen, als die Unterkehle des lächerlichen Lords Plackney, unterstützte dieses Haupt, und die weise Natur erzeigte sich dadurch sehr sorgfaltig, da sie wohl wußte, daß dieses Haupt von den schweren Sorgen des ganzen Stadtregiments angefüllt ware. Seine Augen, welche seit etlichen Monaten mit nichts beschäftigt gewesen waren, als auf der Schaubühne, mit unsrer artigen Tänzerinn, der Junafer Poyer, zu buhlen; diese flüchtigen Augen wurden auf einmal finster, und es soll, wenn es wahr ist, was man von ihm sagt, sich lange Zeit hindurch vor dem Spiegel mit eben der Aufmerksamkeit in seiner ehrwürdigen Magistratsmiene geübt haben, mit welcher sich einige Frauenzimmer üben, wenn sie zärtlich und reizend aussehen wollen. Aber an seinem ganzen Körper hat nichts so viel ausstehen müssen, als sein armer unschuldiger Bauch. Es war erbärmlich anzusehen, mit was für Gewalt dieser auf einmal hervorbrach. Zusehends schwoll er auf. Mehr als ein Dutzend Schneider hat er abgedankt, welche ihm alle die Kleider zu enge machten. Meister Zing hat sich am längsten erhalten, und ich kann ihm bey seinem Handwerke das Zeugniß geben, daß er vor allen andern Schneidern den ansehnlichsten Magistratsbauch zuzuschneiden weis. Ein solcher prächtiger Bauch will gute und starke Beine haben, das versteht sich von sich selbst, und wer es nicht glaubt, der darf nur unserm Herrn Sometbing zusehen, wenn er durch die Gassen steigt. Es geschieht dieses alles mit der behutsamsten Langsamkeit, und das Pflaster scheint unter dieser verehrungswürdigen

würdigen laſt zu krechzen. Dieſes iſt unſers Somethings Abſchilderung nach dem Leben, und wer daben noch zweifelhaft bleibt, ob er ein Narr ſey, dem will ich rathen, eine Geſellſchaft zu ſuchen. Was er ſpricht, das ſpricht er nur zweydeutig mit halben Worten. Bey den Reden andrer hört er aufmerkſam und argwöhniſch zu, ob nicht vielleicht etwas wider die Polizey und den Staat geredet werden möchte. Künftiges Jahr kommt er an das Regiment, und alsdann will er allen Unordnungen abhelfen. Er kennt die Stärke und die Schwäche des Vaterlands. Von Privilegien, alten Gerechtigkeiten, von Exempeln, wie in gleichen Fällen geſprochen worden, weis er beynahe noch mehr zu erzählen, als unſre jungen Ritter, wenn ſie zum erſtenmale in dem Hauſe der Gemeinen geweſen, und Subſidien bewilligt haben. Wer ihm zu ſchmeicheln weis, den verſichert er ſeines Schutzes, und ſeiner väterlichen Vorſorge, und wer ſich vor ſeinem Bauche recht tief und kindlich bückt, den würdigt er, ihm die Hand zu drücken, welches aber mit eben der zuverſichtlichen Miene geſchieht, mit welcher die alten Könige die Köpfe anrührten. Dieſes wird genug ſeyn, zu zeigen, warum ich ordne, daß Herr Something in das Tollhaus ſoll, und, aus Liebe zum Vaterlande, will ich, daß es noch in dieſem Jahre geſchehe, ehe er zum Stadtregimente kömmt.

Anfänglich war ich Willens, Herrn Somethings Collegen, den guten alten Nouvell auch in mein Tollhaus zu ſchaffen. Man hatte mich bereden wollen, er ſey an vielen Unordnungen und Ungerechtigkeiten Schuld, welche verſchiednen unſrer Bürger widerfahren waren. Aber mir kamen, aufrichtig zu geſtehen, alle dieſe Erzählungen gleich anfangs verdächtig vor, da ich den ehrlichen Nouvell genau kannte, und wohl wußte, daß er zu Schelmereyen zu dumm wäre. Nun bin ich hinter die rechte Wahrheit gekommen. Seine Frau iſt an allem Schuld. Dieſe iſt es, welche die Parteyen verdammt und loszählt, ihr Mann aber iſt weiter nichts, als ihr unwürdiger Schreiber. Dieſer einſehenden Frau haben wir

die

die neue Rangordnung zu danken, nach welcher in Dublin die Weiber der Rathmanner über alle andern Frauenspersonen den Vortritt behaupten. Nur sie ist Ursache, daß der brave Kaufmann Car . . er in den schweren Proceß verwickelt wurde, welcher ihn um sein ganzes Vermögen brachte, nicht etwan, weil seine Sache ungerecht war, sondern weil seine Frau sich an der Frau Mourtell gröblich versündigt, und in der Kirche am Altare den Rang über sie frevelhafter Weise genommen hatte. Ich habe gar niemals begreifen können, woher es gekommen, daß die geistlichen Aemter in unsrer Stadt seit einigen Jahren mit so elenden Leuten besetzt worden. Aber nunmehr begreife ich es wohl, da ich weis, daß die Frau Mourtell der göttliche Beruf ist, und diese Stellen besetzt hat. Eine alte Frau, welche ihre vertraute Herzensfreundinn ist, hat das ius praesentandi; die Frau Mourtell vocirt sie; der Rath muß sie besolden, und die Bürger behalten weiter keine Freyheit übrig, als daß sie in der Predigt gähnen, und schlafen dürfen. Dieses ist noch der Rest ihrer natürlichen Freyheit, dessen sie sich auch sehr wohl zu bedienen wissen. Alles dieses hat mich bewogen, meinen gefaßten Entschluß zu ändern. Die Frau Mourtell soll die ihrem unschuldigen Manne zugedachte Stelle im Tollhause bekommen; ihr Mann aber, der durch diesen Verlust seiner Frau ausser Stand gesetzt wird, ein Rathsherr zu bleiben, wird wohl thun, wenn er sein Amt von sich selbst niederlegt, sich zur Ruhe begiebt, seine Küche und Wirthschaft besorgt, und bey müßigen Stunden seine Schranke bohnt.

Da ich weiter nachdenke, an wem ich unter den auf dem Stadthause in Pflichten stehenden Personen meine Werke der christlichen Liebe ausüben könnte: so fallen mir unter den Sekretären, Schreibern, und Einnehmern eine so grosse Menge kleiner Narren mittlern Standes ein, daß ich nicht weis, bey wem ich anfangen soll. Meine zwölftausend Pfund Sterlings reichen wahrlich nicht zu, sie alle zu unterhalten. Die Commun sollte sich billig ihrer durch

eine milde Stiftung annehmen. Wie freudig wollte ich sterben, wenn ich die Hofnung! daß dieses geschehen würde, mit ins Grab nehmen könnte! Kurz, ich empfehle diese Narren ihrem Vaterlande!

Mein Freund, Partridge, starb mir zu früh; ich hatte ihn sonst in meinem Testamente gewiß nicht vergessen: Aber desto treulicher will ich für seine werthen Angehörigen sorgen. Er hat eine zahlreiche Familie hinterlassen. Lauter Partridgen, und politische Narren, wie ihr Herr Vater! Ich zweifle nicht, daß ich diesen guten Leuten eine unvermuthete Freude durch diesen meinen letzten Willen machen werde. So tief ihre Einsicht in die Zukunft ist, und mit so vieler Gewißheit sie alle Dinge zu bestimmen wissen, die im Staate, und in den Familien geschehen sollen: So wenig werden sie sich träumen lassen, daß ich itzt Anstalt mache, sie ins Tollhaus zu bringen. Sie sollen alle hinein, ich gebe ihnen mein Wort. Wer durch hinlängliche Urkunden darthun kann, daß er in absteigender Linie von dem weisen Partridge herkommt, der soll ohne Weitläuftigkeit aufgenommen werden; und, wenn er gar ein politischer Autor ist, so soll er den Rang noch über meinen Kutscher haben. Ich will dieses ausdrücklich, und ordne mit gutem Vorbedachte, daß man keinen von diesen Partridgen übergehe. Wer diesen meinen letzten Willen freventlich übertritt, der soll, zur Strafe, schuldig seyn, ihre Schriften zu lesen, und sich von ihnen die Nativität stellen zu lassen.

N. S. Sollten die Narren aus dieser Familie gar zu hauffig anwachsen: So mag allenfalls ein andrer Narr wegbleiben, nur kein Lord und kein Philosoph.

Herr Dewlapp Esq. hat einen so wunderbaren Charakter, daß ich lange Zeit nicht errathen können, was er eigentlich sey; endlich habe ich es herausgebracht, daß er ein Narr ist. In seiner Jugend war er der liederlichste Junker in der ganzen Grafschaft. Dieses hinderte ihn, die geringste Kenntniß von der Religion oder von andern Wissenschaften zu erlangen. Itzt wird er in seinem drey

und

und vierzigsten Jahre seyn, und er hat in seinem ganzen Leben noch nichts gelesen, als die geschriebnen Zeddel, welche ihm sein Koch alle Mittage bringt. Wer ihn vor der Mahlzeit spricht, so lange noch seine Natur sich selbst gelassen ist, der erstaunt über seine Dummheit, denn er ist nicht im Stande, drey vernünftige Worte ohne Anstoß zu reden. So bald ihm aber der Wein in den Kopf steigt, und dieses geschieht schon beym andern Gerichte: So sieht man den Herrn Dewlapp in seiner völligen Grösse. Auf einmal wird er beredt; sein ganzer Körper denkt, und niemand hat es alsdann schlimmer, als sein Capellan. Dieser ist ihm lächerlich, weil er ein Geistlicher ist, denn ihm kömmt nichts abgeschmackter vor, als die Religion. Er läuft von Witze über, wenn er auf die göttlichen Wahrheiten zu reden kömmt, und bringt man ihn auf den Zustand der Seele nach diesem Leben, so weis er über diese Materie auf eine so feine Art zu spotten, wie ein Lohnkutscher. Herr Dewlapp weis gar nichts, und daher kömmt es auch, daß er nicht weis, was er aus Seligkeit machen soll, so schließt er nach seiner natürlichsten Art zu denken, daß die Lehre von jenem Leben, mit unter die Mährchen von der weissen Frau, und dem Monchen ohne Kopf gehören, mit welchen man zwar Kinder, aber keine Esquires zu fürchten macht. Nach dieser Beschreibung könnte man glauben, daß ich gar nicht Ursache hätte, ihn ins Tollhaus zu bringen, sondern ihn ganz sicher in seiner Freyheit dürfte herumgehen lassen, ohne zu befürchten, daß er den geringsten Schaden in der menschlichen Gesellschaft anrichten würde. Allein, er hat den Fehler, daß er reich ist, und diesen Fehler misbraucht eine Menge hungriger kleiner Geister, welche ihrem Verstande entsagen, um ihren Magen zu befriedigen. Sie besitzen etwas mehr Geschicklichkeit, als ihr Werth, den sie dadurch sich verbindlich zu machen wissen, wenn sie seinen Gedanken eine Form geben, und sie drucken lassen, daß sie aussehen, wie ein Buch. Dieses ist der wahre Ursprung von allen denen Schriften, die seit dreyzehen Jahren wider die Reli-

gien herausgekommen sind. Man hat immer nicht gewußt, wie es doch zugehe, daß in allen diesen Schriften so wenig Zusammenhang, und Verstand sey. Aber nun wird man es wohl begreifen können, wenn man bedenkt, daß es des unwissenden und trunknen Ritters Dewlappo Tischreden sind, welche von seinen hungrigen Kostgangern zum Drucke befördert worden. Damit dieser Schwärmeren gesteuert werde, so verlange ich, daß Herr Dewlapp Esq. unverzüglich ins Tollhaus komme. Da ihm hier der Wein fehlen wird So hoffe ich, daß er die Religion unangetastet lassen soll. Er wird bey einem mäßigen Unterhalte gar nichts denken, und in seiner natürlichen Dummheit bleiben. Dieses ist, dunkt mich, für ihn, und für die Welt der kleinste Verlust. Das Parlament wird Sorge tragen, daß der dritte Theil seiner Einkünfte zur Bekostigung der kleinen Freygeister angewendet werde. Dieses wird sie, wie ich hoffe, beruhigen, und sie werden aufhören, wider die göttlichen Wahrheiten zu schreiben, da sie nunmehr weiter nicht nöthig haben, ihr Brod damit zu verdienen.

James Diaper weis aus den göttlichen und bürgerlichen Gesetzen in bester Form Rechtens zu behaupten, daß dem Manne und nicht der Frau die Herrschaft gebühre. Er spottet also über diejenigen, welche sich aus der Possess werfen lassen, und ihren Weibern folgen, wenn ihnen diese etwas rathen. Seine Frau ist die vernünftigste Frau von der Welt. Da sie die unordentliche Lebensart ihres Mannes kennt: So sucht sie ihn mit den freundlichsten Zureden davon abzuziehen. Seine Verschwendung setzt sie in die Umstände, daß sie vielmals darben muß. Sie erträgt diesen Mangel mit der größten Gelassenheit. Sie bittet ihn mit Thränen, seinen Aufwand zu mäßigen, und sich seiner armen Kinder zu erbarmen. Sie hat ihn, mit Verstoßung ihres Geschmeides, zweymal aus dem Schuldthurme gerettet Sie fällt ihm wimmernd um den Hals, da er im Begriffe steht, sich zum drittenmale ohne Rettung in denselben zu bringen. Sollte Diaper zweifeln, daß seine Frau vernünftig

nünftig sey? Nein, daran zweifelt er nicht; aber es ist seine Frau, und seiner Frau darf ein rechtschaffner Mann nicht folgen; denn er verlöre sonst die Herrschaft, die ihm nach göttlichen und weltlichen Rechten zukommt. Er ist diesen Abend gesonnen, zu Hause zu bleiben; seine Frau schmeichelt ihm wegen dieses vernünftigen Entschlusses. Gleich ändert er seinen Vorsatz; er geht aus, und zwar in die lüderlichste Gesellschaft, zu zeigen, daß nur er Herr im Hause sey, und nicht seine Frau. Der Kopf thut ihm nach dem gestrigen Rausche weh; diesen Abend will er nicht trinken. Er sagt es, und giebt auf die Mienen seiner Frau Achtung. Diese Unglückselige scheint ganz freudig darüber zu seyn. Kaum merkt er es, als er sich anstellet, und die ganze Nacht durch säuft. Er wird traut nach Hause gebracht. Das schadet nichts; er hat doch seine Herrschaft behauptet. Ist Diaper nicht ein Narr? Ich sollte es wohl meynen. Er soll ins Tollhaus?

Der junge Thomas Swallow wird sich wundern, wenn er erfahren wird, daß er in meinem Tollhause alt werden soll. Er ist in der That nicht älter, als siebenzehen Jahr, aber bey ihm kann das Alter nicht entschuldigen. Er verdient meine Vorsorge, und ich glaube, man kann nicht genug eilen, ihn dahin zu bringen. Sein Großvater war ein ziemlich elender Poet, aber doch noch erträglich, weil er nur wenig schrieb. Dessen Sohn, der Vater meines jungen Züchtlings, war schon weit schlimmer. Er schrieb Gedichte über Gedichte, so schlecht, daß selbst die Niederländer darüber spotteten, ja, was das erschrecklichste war, so ließ er seine Gedichte in einen Band zusammendrucken. Der junge Swallow ein würdiger Erbe seines Vaters, hat schon ein ziemliches Bändchen von seinen eignen Gedichten im Manuscripte liegen, welches er zu ediren droht, so bald er mündig wird. Es ist hohe Zeit, daß man ihm Einhalt thut. Machte ich nicht bald Anstalt, ihn in Sicherheit zu bringen: So würde ich es bey unsern Kindern nicht verantworten können. Unsere Enkel würden noch am glücklichsten seyn; denn bis zu ihnen dürfte

dürfte von seinen poetischen Werken wohl vermuthlich nichts kommen. Was für Unglück brächte ich nicht über das arme Land, wenn ich zuließe, daß durch unsern jungen Dichter sein Geschlecht fortgepflanzt würde! Es scheint, daß das Uebel in dieser poetischen Familie mit jedem Grade steigt; und sollte dieser wieder einen Sohn zeugen: Was ist gewisser zu befürchten, als daß man denselben gar an Ketten schließen, und ihm die Hände auf dem Rücken zusammen reiben müßte, damit er nicht schreiben könnte? Da der Großvater abgeschmackt, der Sohn ein Narr war, und der Enkel seinen Vater schon itzt übertrift: Was soll aus dem Urenkel werden? Man sperre ihn ein! Er hat es verdient, und verdient es schon dadurch, daß er die elende Gedichte seines Vaters bewundert, und im Begriffe steht, sie mit einer Vorrede zum zweytenmale auflegen zu lassen. Er fängt schon an, seine eignen Gedichte andern vorzulesen. Auf der Gasse so gar fällt er die Leute an, und liest sie ihnen mit Gewalt vor. Er ist misvergnügt, wenn man sie nicht lobt, und unversöhnlich, wenn man sie tadelt. Ungeachtet seiner Jugend kann er doch schon schimpfen, wie ein Kunstrichter von funfzig Jahren. Was soll endlich noch daraus werden? Ins Tollhaus mit ihm! Dieses ist mein letzter Wille.

Wenn ich unsern Math. Pidgeon, diesen verschwenderischen Jüngling, fragen wollte, was mit seinem alten geizigen Oheime, Hugh-Pounces, anzufangen wäre: So zweifle ich nicht, er würde mir mit der größten Ungeduld in die Rede fallen, und mich von ganzem Herzen versichern, daß sein Oheim ein Narr sey, und in mein Tollhaus gehöre. Nun getraue ich mir zwar eben nicht, zu läugnen, daß Pounces ein Narr sey, wenn ich sehe, daß er alle ersinnliche Anstalt macht, auf dem Geldkasten Hungers zu sterben, und sein Vermögen dem jungen Pidgeon zu hinterlassen, welcher in einem Tage mehr verthun wird, als er in einem ganzen Jahre erkargen können. Aber doch kann ich mich nicht entschließen, ihn in mein Tollhaus zu nehmen. Ich werde billiger seyn, wenn ich diese Stelle unserm leichtsinnigen Jüng-

linge

linge einräume. Es ist in der Philosophie noch eine grosse Streitfrage, welcher von beiden der gröste Narr sey? Derjenige, welcher bey seinem mistrauischen Alter, als ein reicher Geizhals, verhungert? Oder ein unbesonnener Jüngling, welcher ein Vermögen, das er nicht erworben hat, muthwillig durchbringt, damit er im Alter aus Armuth Hungers sterbe? Wenigstens ist jener dem gemeinen Wesen nicht so sehr zur Last, da im Gegentheile die Obrigkeit sich genöthigt sieht, diesen entweder, als einen Räuber, zu hängen, oder, als einen ehrlichen Bettler, im Hospitale zu ernähren. Ein Geizhals, welcher sich von seinem Geldkasten niemals zu weit entfernt, ist gewissermaaßen schon eingesperrt. Warum soll ich ihn in meinem Tollhause verschliessen? Ich will also, man bringe den jungen Math. Pidgeon dahin. Hier soll er bleiben, bis er dreyßig Jahr alt ist. Müßig darf er nicht gehen; denn eben dieses ist sein Unglück. Er soll weder Mittags noch Abends etwas zu essen bekommen, wenn er nicht vorher mit seiner Hand so viel verdient hat, als sein Essen kostet. Auf solche Weise wird er erfahren, wie schwer es sey, seinen Unterhalt zu verdienen. Man gebe ihm seines Oheims Interessrechnungen, diese soll er calculiren, damit er rechnen lerne. Ich hoffe, wenn man ihn so weit bringt, daß er arbeitet und rechnet, so wird man ihn im dreyßigsten Jahre seines Alters ohne Bedenken wieder frey lassen, und ihm das Vermögen seines Oheims anvertrauen können. Ich meyne es recht gut mit ihm, und bin gewiß, das Vaterland wird es dereinst erkennen, daß ich ihm einen guten Bürger gezogen habe.

Ueber wen das Unglück es verhangen hat, in der Nachbarschaft der erbaulichen Sara Ryndly zu wohnen; der wird sich nicht wundern, wenn er sie in meinem Codicille findet. Ihr Haus ist einem verwünschten Schlosse, und sie einem Poltergeiste ähnlich, der alle Menschen quält, die ihm nicht ausweichen können. Wer es vermeiden kann, der hütet sich wohl, mit ihr unter einem Dache zu wohnen. Den ganzen Tag spukt sie im Hause herum. Nirgends poltert

sie

ſie ärger, als in der Küche, und niemals iſt ihre Gegenwart gefahrlicher, als wenn ſie herumgeht, und Pſalme brummt. Ihre unglückliche Magd hat es empfunden, und es iſt nicht lange, daß dieſelbe beynahe ihr rechtes Auge über dem ſechſten Pſalme verloren hätte, denn das andächtige Geſpenſt murmelte eben den Schluß deſſelben her, als die Magd aus Unvorſichtigkeit das Salzfaß verſchüttete, und um deswillen von den buſſertigen Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etliche Ohrfeigen bekam. Die ganze Gaſſe, in der ſie wohnt, wird öde, und ich habe gefunden, daß ſeit ſechs Jahren, (denn ſo lange iſt Sara Knidy eine Wittwe) die Miethen um die Hälfte des Preiſes gefallen ſind. Wer es vermeiden kann, unter ihrem Fenſter wegzugehen, der thut es gern, und nimmet lieber einen Umweg: denn, wen ſie mit ihren Augen erreicht, der iſt ohne Barmherzigkeit verdammt. Sie glaubt, und glaubt es ganz gewiß, daß der langmüthige Himmel, bloß aus Hochachtung für ſie und ihre andächtige Seele, das Viertheil der Stadt, in welchem ſie wohnhaft iſt, noch zur Zeit verſchont, und verhindert habe, daß die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böſe hoffärtige Rotte zu verſchlingen. Unterdeſſen wünſcht ſie es doch vielmals, und zankt mit dem langmüthigen Himmel alle Morgen in ihren Gebeten, wenn ſie aufſteht, und ſieht, daß noch Leute um ſie herum wohnen, welchen es wohl geht, und daß er nicht zum wenigſten die Frauenzimmer ihrer Gaſſe in ihrer ſündlichen Eitelkeit, andern zum Schrecken, und ihr zum freudigen Troſte, dieſe Nacht über mit Schwefel und Peche vertilgt hat. Denn wir Mannsperſonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug: und ich hoffe gewiß, wenn die erſchrecklichen Gerichte, mit denen ſie alle Stunden droht, hereinbrechen werden: So wird ſie ſich vom Himmel wenigſtens etliche ausbitten, die er ihr zum ſonderbaren Troſte erhalten ſoll. Ich erſuche das Parlement, ſich dieſer Heiligen mit aller möglichen Vorſicht zu bemächtigen, damit ſie nicht entwiſche, oder aus Andacht etlichen die Hälſe breche, welche

sich ihrer Person versichern wollen. Sie soll in dem abgelegensten Winkel des Tollhauses eingesperrt bleiben, damit sie die andern Narren nicht närrischer mache. Ware einer von diesen Narren gar nicht zu bändigen: So soll er zur Strafe vier und zwanzig Stunden zu ihr in die Zelle gesperrt werden. Es ist eine grausame Strafe, ich gestehe es; aber sie soll auch nur in schweren Verbrechen statt haben. Man wird Achtung geben, daß ein solcher Verbrecher niemals mit ihr allein gelassen werde. Ein Zuchtmeister soll in der Thüre stehen bleiben. Denn ich weis, daß sie bey aller ihrer Andacht sehr viel irrdische Wünsche hat, und niemals leichter zu überwinden ist, als wenn sie über die Schwachheit der andern seufzt. Man bedenke nur, was für ein Unglück daraus entstehen könnte, wenn der Freygeist, Herr Dowlapp Esq. und die andächtige Sara Kniche zusammen gesperrt würden, und durch die Einsamkeit in Versuchung geriethen, ihr Geschlecht zu vermehren. Ersaufen müßte man die junge Brut! Den Augenblick müßte man sie ersaufen! Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß etwas abscheulicher und gefährlicher wäre, als ein Kind, dessen Vater ein dummköpfiger Freygeist, und die Mutter eine verläumderische Betschwester ist. Man hüte sich also ja wohl, und verwahrloße das arme Land nicht mit einer so widernatürlichen Mißgeburt.

Ich weis nicht, woher der muthwillige Knabe, Jacob Halley, von meinem Vorhaben, ein Tollhaus für lächerliche Narren zu stiften, etwas erfahren haben mag. Vor einiger Zeit, als ich eben im Begriffe war, diesen meinen letzten Willen zu entwerfen, trat er mit einer ungezognen Miene in mein Zimmer, und versicherte mich auf eine recht vertraute Art, daß er mir hierinnen sehr nützlich seyn könnte, wenn ich seinen Rath annehmen wollte. Vor seinen Augen, sagte er, könnten sich die Thorheiten der Menschen nicht verstecken. Er kenne sie alle, er verfolge sie aufs schärfste, und die Liebe zur Wahrheit sey bey ihm so starck, daß er sich selbst nicht schonen würde, wenn er etwas lächerliches

oder thörichtes an ſich wahrnehmen ſollte. Zugleich übergab er mir eine Rolle, in welcher, wie er ſagte, der Kern aller Narren in Dublin verzeichnet wäre, und bat mich, ich mochte bey meiner Stiftung dieſe Leute ja vor allen andern mir beſtens empfohlen ſeyn laſſen. Ich fand auf dieſer Rolle zehen Perſonen, und erſtaunte, als ich ſahe, daß gleich die erſten fünfe davon Geiſtliche waren, deren Lehren ſo vernünftig ſind, und deren Lebensart ſo erbaulich iſt, daß ſie wohl verdienten, ſelbſt in den Augen der Narren und unſrer kleinen Religionsſpötter ehrwürdig zu ſeyn. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daß er dieſe Männer des Tollhauſes würdig hielte; ich fragte ihn um die Urſache. Die Antwort aber, die ich erhielt, war ein lautes unverſchämtes Lachen, und er hatt das Herz, mich zu fragen, ob ich nicht wüßte, daß die fünf Männer Geiſtliche wären, und daß die Geiſtlichen . . . Ich fiel ihm ſo gleich in die Rede, weil ich merkte, daß er ſich anſchickte, dieſem verehrungswürdigen Stande alle diejenigen Fehler zur Laſt zu legen, welche von einigen wenigen begangen, und an unzählig andern Perſonen weltlichen Standes nicht einmal wahrgenommen werden. Der ſechſte Narr war ſein Stiefvater, ein vernünftiger und redlicher Mann, den er aber um deswillen für einen Narren hielt, weil er ſich hätte entſchließen können, in ſeinem Alter die Thorheit zu begehen, und ſeine Mutter, eine mürriſche geizige Frau, und abergläubiſche Betſchweſter zu heirathen, welche durch ihre verdrießlichen Lehren und altväteriſchen Klagen über den großmüthigen Aufwand der muntern und ehrliebenden Jugend, wie er es nennte, ſchon längſt verdient hätte die ſiebente Stelle in dieſer Narrenrolle einzunehmen. Da dieſer raſende Jüngling ſeines Vaters und ſeiner Mutter nicht geſchont hatte; So dürfen drey ſeiner Lehrer ſich nicht wundern, wenn ſie erfahren werden, daß er an ihre Verſorgung auch gedacht, und ſie unter ſeine Narrencandidaten geſetzt hatte. Er gab ſie für unerträgliche Pedanten, lateiniſche Wurmkrämer, und ich weis nicht, für was mehr aus. So viel ich merken konnte,

mochte es wohl eine ganz andre Urſache, und vielleicht dieſe ſeyn, daß ſich dieſe redlichen Manner aus wahrer Liebe und mit etwas mehr Ernſthaftigkeit, als dieſer Spötter vertragen konnte, hatten angelegen ſeyn laſſen, ihn vernünftig zu machen. Ich ſchlieſſe dieſes unter andern daraus, daß er ſich gegen mich beſchwerte, einer von dieſen Lehrern habe das Herz gehabt, ihm zu ſagen, daß die Jugend die Bosheit nicht entſchuldige, daß ein Jüngling, welcher frech genug ſey, ſeiner Lehrer zu ſpotten, in ſeinen alten Jahren gemeiniglich das Unglück habe, als ein Rebell zu ſterben, und daß die Spötterey eines Jünglings nicht witzig ſeyn könne, ſo lange deſſen Herz boshaft ſey. Dieſer Vorwurf ſchmerzte ihn darum, weil er ihn nicht verdiente, denn nur ſeine redliche Freymüthigkeit, ſagte er, erweckte die Milz ſeiner Lehrer, und er tadelte nicht die Perſon ſeiner Lehrer, ſondern nur ihre Thorheiten wären ihm lächerlich, und er würde nicht aufhören, zu ſagen, daß ſie Narren wären, ſo lange es noch jemanden gäbe, der die Wahrheiten hören wollte. Man kann glauben, daß ich über die Verwegenheit dieſes jungen Menſchen ganz erſtaunt war, und weil er verſprach mir noch mit mehrern Narren zu dienen, wenn ich es verlangen ſollte, ſo hielt ich es für dienlich, ihn mit einer verſtellten Gelaſſenheit zu verſichern, daß ich mir ſeinen Eifer zu Nutze machen, und ſolche Veranſtaltungen treffen wollte, daß des Vaterlands Beſtes beobachtet werden, und er die billigſte Belohnung dafür erlangen ſollte. Ich habe ihm einen verſiegelten Brief gegeben, welchen er, nach meinem Tode, den Verſtehern des Teſtaments ſelbſt einhändigen ſoll. Ich erſuche alſo dieſe Herren, demjenigen aufs genauſte und ſonder Verzug nachzukommen, was ſie in dieſem verſiegelten Schreiben veranſtaltet finden werden.

Weil ich nicht weis, wie lang ich leben möchte, und ob es nicht gar geſchehen konnte, daß ich einige von meinen Narren wohl noch überlebte: So will ich zu Vermeidung aller Schwierigkeiten hier einige Recruten zu meinem Tollhauſe vorſchlagen. Ich habe weiter nichts nöthig, als nur ihre

ihre Namen zu nennen; man wird sie so gleich kennen, wenigstens werden sie leicht zu erfragen seyn. Hier sind sie: Johann Gale, Lady Flower, G. Säfery, Carl Brackfil, Catharina Buckey, John Sun, Martin Fläce, Caspar Wickflaff, William Knall, und der Moralist Richard Kinoman.

Vor allen andern, die in mein Tollhaus gehören, sollen die Irrlander den Vorzug haben. Nach ihnen folgen unmittelbar die Britten. Für die Deutschen soll man einen besondern Flügel bauen, und die Sachsen sollen, als unsre alten Landsleute, zuerst untergebracht werden. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl, welche auf meine milde Stiftung einen billigen Anspruch machen können. Etliche davon habe ich in beyliegendem Promemoria aufgezeichnet. Das Parlament wird für diese guten Leute sorgen, doch unbeschadet den Narren unsers lieben Vaterlands.

Dieses ist mein letzter Wille, und das Parlament wird dahin sehen, daß derselbe aufs genauste erfüllt werde. Ich bin nicht im Stande, ihnen diese Mühe zu vergelten, ohne meinen Narren an ihrem Gehalte Abbruch zu thun. Das einzige, was ich thun kann, ist dieses, daß ich, als ein Patriot, wünsche, daß niemals ein Narr auf ihren Wollsäcken sitzen möge. Ein guter Wunsch, der vielleicht so gar unmöglich nicht ist, als er wohl scheint! Dublin am $\frac{17}{28}$ Brachmenats 1745.

(*L. S.*)

D. Jonathan Swift,
meine Hand.

Hier haben Sie, Mylord, eine getreue Abschrift von dem Swiftischen Codicille. Sie können sich darauf verlassen: ich habe sie selbst gegen das Original gehalten. Sie können kaum glauben, mit wie viel Sorgfalt das Parlament bemüht war, sich des letzten Seegens unsers Swifts theilhaftig zu machen, und dieses Codicill in allen seinen Clauseln

seln und Punkten zur Erfüllung zu bringen. Das erste, was man that, war dieses, daß man sich der angezeigten Narren zu bemächtigen suchte. Die Lords Lavat und Pallbrow stellten sich abscheulich ungeberdig, und der erste würde sich gar nicht gegeben haben, wenn man ihn nicht zu bereden gesucht hätte, daß in dieses Tollhaus kein Narr käme, der nicht wenigstens sechzehen Ahnen hatte. Dieses einzige beruhigte ihn gewisser maaßen, denn er hoffte auf solche Art eine zahlreiche und ansehnliche Gesellschaft zu finden.

Der Bischof O. Carry wollte Feuer vom Himmel lassen, weil das Parlament so ruchlos wäre, und einen Mann des Herrn antastete. Aber eben hieraus sahe man, daß Swift recht gehabt hatte, und Ihro Hochwürden mit Leib und Seele ins Tollhaus gehörten. Der Küster, Herr Nicolaus, machte nicht viel Umstände, so bald er nur vernahm, daß er den Rang über den Bischoff haben sollte.

Herr Sometbing, so sehr er auch anfangs erschrack, faßte sich doch, da man ihm versprach, daß er der Polizey im Hause vorstehen, und mit der Frau Nourtell wechselsweise das Regiment führen sollte. Diese Frau spie Feuer, als man sie abholen wollte. Zu ihrer Beruhigung ist ihr versprochen worden, daß sie die Erlaubniß haben sollte, nach Ableben des Küsters und Bischoffs zween andre Candidaten zu weihen.

Des Denlapp Esq. konnte man sich leicht bemächtigen, denn man gieng nach Tische zu ihm, da er besoffen war, und schlief. Man will für gewiß sagen, daß er seitdem beständig geschlafen, wenigstens thut er so traumend, wie ein Mensch, der im ersten Schlafe gestört wird, und daran mag wohl seine gute natürliche Dummheit Schuld seyn. Seine Kostgänger scheinen sich zu beruhigen, da sie hören, daß sie von dem dritten Theile seines Vermögens unterhalten werden sollen. Es ist grosse Hoffnung da, daß sie wieder klug werden dürften. Der eine hat sich schon eine Bibel gekauft, worinnen er allemal nach Tische ein paar Blätter liest, und sich wundert, wie er spricht, daß in diesem

Buche so viel vernünftige Sachen stehen, welches er vorher niemals geglaubt hätte.

James Draper hat appellirt, und behält sich vor, seine rechtliche Nothdurft weiter auszuführen. Inzwischen hat man ihn doch eingesperrt; aber seine arme Frau ist ganz trostlos. Der junge Thom. Swallow saß eben an seinem Pulte, machte ein Sinngedichte unter sein Conterfey, welches er vor den ersten Band seiner künftigen Werke setzen wollte. Man gab ihm Feder und Dinte mit in sein Gefängniß, und dieses schien, ihn sehr kräftig zu trösten. Nath. Pidgeons schrie über seinen alten geizigen Oheim, dem er sein Unglück zuschrieb.

Er hat recht flehentlich gebeten, ihm alle Mahlzeiten wenigstens nur eine Flasche Pontack zu geben. Es ist ihm aber abgeschlagen worden, er müßte sie denn mit seiner Handarbeit verdienen lernen.

Nichts war lustiger, als die Gefangennehmung der frommen Sara Kindly. Die Wache traf sie eben über ihrer Andacht an. So bald sie hörte, was man wollte, schmiß sie dem Notarius mit dem Gebetbuche ein Loch in den Kopf, und zerzauste ihm die Perücke. Dem Stockmeister kratzte sie in Gottes Namen ein Auge aus, und einen Parlamentsschreiber, welcher von ihr ein wenig zu weit, und in der Thüre stund, übergab sie dem Teufel. Aber alles half nichts, sie mußte fort, und was ihr ganz unbegreiflich vorkam, war dieses, daß der Himmel nicht, ihr zu Ehren, mit Donner drein schlug. Itzt sitzt sie, und betet, und singt, und hofft, durch ihre unermüdete Andacht es gewiß noch so weit zu bringen, daß den Herren des Parlaments die Zungen im Halse verdorren sollen; denn der Herr, spricht sie, verläßt die Seinen nicht. Drey Tage hinter einander haben die Nachbarn ihrer Gasse Freudenfeuer angezündet, und es ist so lebhaft darinnen, als sonst niemals. Der Preis der Miethen steigt; nur in ihrem Hause getraut sich noch niemand zu wohnen.

So bald der muthige Knabe, Jacob Hallet, Swifts Tod erfuhr, und hörte, daß man sein Testament öffnete: So meldete er sich, und übergab den versiegelten Brief; in der gewissen Hoffnung, eine reiche Belohnung seines Muthes zu erlangen. Man öffnete ihn in seiner Gegenwart, und fand folgendes darinnen:

„Das Parlement wird von mir Endesunterzeichneten ersucht, sich der Person des Jacob Hallet, der ihnen dieses Schreiben versiegelt einhändigen wird, zu versichern. Man wird aus meinem Codicille gesehen haben, wie groß die Bosheit dieses Jünglings schon itzt ist, und ich überlasse der weiten Einsicht des Parlaments, zu urtheilen, wie schädlich derselbe künftig dem Vaterlande seyn könnte, wenn er fortfahren sollte, diejenigen für Narren zu halten, welche die Hochachtung des ganzen Landes verdienen. Es ist zu befürchten, daß er nimmermehr zu bessern seyn werde, da er seine hämische Bosheit für Liebe zur Wahrheit, und seine schmähsüchtige Wut für satyrischen Witz hält. Seine Raserey, welche er den seinen Aeltern und Vorgesetzten anfängt, wird bis an den Thron des Königs dringen, und eher nicht aufhören, bis sie das Heil aller Religion befleckt hat. Er ist nicht würdig, in mein Tollhaus zu kommen. Ich ordne, daß man ihn in das allgemeine Zuchthaus zu denen Uebelthätern bringen, welche mit ihm die Geissel verdient haben. Ich bestimme hierzu zweyhundert Pfund, welche nach dem Tode dieses Unsinnigen dem Zuchthause heimfallen sollen. Ich verordne solches, kraft dieses, als meinen letzten Willen.

Jonathan Swift.

Man las ihm diesen Brief vor. Er erstaunte, als wenn er aus den Wolken fiele. Er wollte seine gute Absichten herausstreichen; aber man ließ ihn nicht weiter reden, sondern eilte mit ihm ins Zuchthaus. Itzt schimpft er Tag und Nacht, und das Parlament ist Willens ihm einen Beißkorb machen zu lassen.

Beynahe hätte ich vergessen, zu sagen, daß man bereits drey Abkömmlinge des Partridge ausfindig gemacht hat.

Der eine ist ein Barbier in der St. James Strasse, bey welchen man einen Stammbaum des Prätendenten mit politischen Anmerkungen, und einer Schutzschrift für den Ritter St. George gefunden hat. Diese Schrift mag ziemlich gefährlich seyn, aber sie ist so verwirrt abgefaßt, daß man sie nicht verstehen kann. Der zweyte ist ein caßirter Fähndrich, welcher in der Schlacht bey Fontenoy für gut befunden hat, seine Person in Begleitung zweener holländischer Officiere gleich im Anfange des Treffens in Sicherheit zu bringen, und um deswillen vom Regiment gejagt worden ist. Er hatte einen Plan von der Schlacht bey Dettingen bey sich, worinnen er die Fehler gezeigt, die damals die alliirte Armee begangen, und dadurch verhindert haben sollte, daß sie nicht gerades Wegs selbst vor Versailles rücken, und solches überrumpeln können. Der dritte ist ein Schuster, welcher eine Prophezeihung verkauft, daß im Jahr 1746 das päbstliche Reich untergehen, Ludwig der funfzehnte von Husaren gefangen, der Schach Nadyr in Paris einfallen und das Leder so theuer werden sollte, als es seit der Königinn Elisabeth Zeiten nicht gewesen.

Mit Aufsuchung der Narrenrecruten wird es schon etwas mehr Mühe und Vorsicht kosten. Man hält inzwischen diesen Artikel des Codicills so geheim, als nur möglich ist, und man hat auf die Narren ein wachsames Auge, damit keiner entwische. Wo man wegen Aehnlichkeit der Namen zweifelhaft ist, da werden gewisse Aufseher gehalten, welche auf ihre Handlungen Acht haben müssen. Man kann noch bis diese Stunde nicht erfahren, wer der Johan Sale ist, und es steht ein Preis von zehen Pfund darauf, wer ihn entdeckt. Mit der Lady Flower hat es seine gute Richtigkeit. O Säfety wird genau beobachtet. John Sun, der wider sein Vermuthen etwas vom Codicille erfahren, hat sich selbst angegeben, und bittet, ihn anzunehmen, damit er von seiner bösen und verschwenderischen Frau wegkomme. Man untersucht die Sache. Die Frau sieht noch ganz reinlich aus; sie hat ein paar grosse schwarze Augen, und die Meynungen der Richter sind schon getheilt. Dem Gerichtsschreiber hat bey dem letztem Verhöre ihr Busen gefallen;

man

man glaubt, der Mann werde Unrecht behalten. Sie war sonst seine Köchinn, und er heirathete sie bloß wegen ihres gu-ten ehrlichen Gemüths. Es giebt in Dublin zween Caspar Wicksiaffo. Man ist lange zweifelhaft gewesen, welcher ge-meynt sey. Der eine wohnt bey Williams Caffeehause, der andere auf der Fleet-Strasse. Man hat den ersten im Ver-dachte, weil er sich gewisse Gratulanten hält, die ihm viel gu-tes vorsagen, und alle Jahr ein paarmal wünschen müssen, daß der Himmel dieses theure Haupt noch lange Jahre hindurch bey hohem Wohlseyn erhalten wolle. Die übrigen Narren sind von keiner Wichtigkeit, ausgenommen ein paar Autores.

Das Parlament hat zu Erbauung eines Tollhauses einen schönen Platz ausgelesen, welcher unweit des Hafens gelegen, und zeither der Tummelplatz unsrer jungen Herrchen und witzi-gen Stutzer gewesen ist. Die Wahl ist gut; denn auf solche Art bleibt dieser Platz gewissermaaßen nachbarner, was er gewesen ist. Für eine gewisse Art Reimer, die sich unter einander gern volle Poeten nennen, wird noch ein schmaler Gang am Hafen ledig und unbebaut gelassen. Er soll aber mit einer Planke ver-wahrt werden, damit kein Unglück geschehe. Ich sollte nicht meynen, daß es nöthig sey; denn, aus ihren Versen zu urthei-len, scheint es eben nicht, daß sie sehr tiefsinnig seyn müssen. Doch kann die Vorsicht nicht schaden.

Der Riß ist schon zu dem Seitengebäude gemacht, wel-ches für die Deutschen bestimmt ist. Um sich bey diesem Volke ein gröseres Vertrauen zu erwerben, hat man ihn von einem Franzosen verfertigen lassen, und die Aufführung des Baues soll auch an einen Franzosen verdungen, kurz, alles französisch werden. Ich habe hier etliche Deutsche gesprochen, welche darüber sehr vergnügt sind. Die Vorsorge des Parlaments geht noch weiter. Es ist ein Project gemacht worden, wodurch man im Stande zu seyn hofft, eine grosse Anzahl dieses Volks unterzubringen, und unterhalten zu können. Man hat bereits bey einigen deutschen Höfen unter der Hand auszuwirken ge-sucht, daß ein jeder ihrer Unterthanen, besonders derjenigen Gelehrten, welche den Anschein haben wollen, weit klüger zu seyn,

seyn, als andre, zehen und mehr Reichsthaler zu dieser Stiftung beytragen, und dagegen eine Quittung in Form eines Attestats bekommen soll, daß er ein grosser, berühmter, vernünftiger, und gründlichgelehrter Mann sey, und seinen Verstand mit so und so viel Thalern gelöst habe. Die Namen dieser Subscribenten sollen gedruckt werden, und niemand soll alsdann, bey schwerer Strafe befugt seyn, an ihrer Klugheit im geringsten zu zweifeln. Hierdurch hofft man erstaunende Summen aufzubringen. Das Parlament sieht es zwar zum voraus, daß die größten Narren am meisten dazu steuern werden, um recht klug zu scheinen. Aber es thut nichts. Es ist doch wenigstens dazu gut, daß sie auf solche Art ihre Collegen ernähren helfen.

Man giebt sich von Seiten Frankreichs viel Mühe, daß die dasigen Narren auch aufgenommen werden möchten, und der Herr von Hoen soll ein sehr nachdrückliches Empfehlungsschreiben herüber gesendet haben. Es ist ihm aber rund abgeschlagen worden. Und dieses mit Rechte. Denn unsre Nation ist durch gegenwärtigen Krieg ziemlichermaassen erschöpft, und daher nicht im Stande, eine so ungeheure Menge französischer Narren zu unterhalten.

Ich habe die Ehre zu seyn,

Mylord,

Dero

gehorsamster Diener.

Richard D'Ursey. Esq.

Dublin
am $\frac{9}{20}$ März
1746.

N. S.

Sie werden entschuldigen, Mylord, daß ich Ihnen das Promemoria nicht mit beygelegt habe, worinnen Swift diejenigen Deutschen genennt, die er für würdig hält, in sein Tollhaus zu kommen. Es ist etwas weitläuftig, und das Packet möchte gar zu stark werden.

Nach-

Nachricht
von einem
Schlüssel zu Swifts Codicille.

Nachricht

von einem

Schlüssel zu Swifts Codicille.*

Leipzig.

Bey Boetius Erben unterm Rathhause ist zu haben: Schlüssel zu D. Jonathan Swifts Codicille; in Octav 3½ Bogen. Wir haben in einer Monatsschrift vor einiger Zeit ein Schreiben eines Richard d'Urfey Esqr. an einen Mylord erhalten, worinnen von D. Jonathan Swifts letztem Willen wegen Erbauung eines Tollhauses für moralische Narren umständliche Nachricht gegeben, und zugleich Swifts Codicill eingerückt worden ist.

Der Verfasser des Schlüssels, welcher vermuthlich nicht eher ruhig schlafen können, bis er 3½ Bogen von sich gegeben, macht sich diese Mühe dadurch leicht, daß er uns einen Auszug vom Codicille liefert, welcher fast einen Bogen einnimmt. Er redet von der Satire überhaupt, und insbesondere, und macht ein trocknes Gewäsche von dem, wozu man wirklich keinen Schlüssel braucht. Dieses bahnt ihm ganz natürlicher Weise einen nähern Weg zu seinem Vorhaben. Er erzählt, daß man zeither in verschiednen Gesellschaften zweifelhaft gewesen, ob dieses Codicill, und das

* Diese Nachricht ist in den öffentlichen Zeitungen im Jahre 1746. eingerückt gewesen.

das ganze Schreiben des Eſqv. eine Ueberſetzung aus dem engliſchen, oder nicht vielmehr nur ein deutſches Original ſey?

Hierzu braucht er zwey Blätter, ehe er die wichtige Entdeckung macht, es ſey in der That nur ein deutſches Original.

Nunmehr hat er gewonnenes Spiel. Er folgert hieraus recht freudig, daß alle die Namen, welche im Codicille ſtehen, nur erdichtete Namen ſind. Dieſes hat ihn aufmerkſam, und argwöhniſch gemacht. Er hat herumgeſonnen, wer unter dieſen erdichteten Namen verſteckt ſeyn müſſe? Und endlich hat er es glücklich errathen.

Ihm haben wir es nunmehr zu danken, daß wir wiſſen, was für deutſche Ehrenämter unter dem Namen der Lords verborgen liegen. Den Lord Pallbrow kennt er, und nennt uns ſo gar den Ritterſitz, auf dem Ihre Excellenz wohnen. Den jungen Rathsherrn Somerbing, hat er gleich vom weiten am dicken aufgeblähten Bauche erkannt. Er glaubt, er ſey nach dem Leben getroffen, und er laſſe mit ihm bey einem Schneider arbeiten. Der Biſchoff O. Carry ſey kein rechter Biſchoff, aber ſonſt bekannt genug. Was uns am bedenklichſten geſchienen hat, iſt die Entdeckung von dem unſinnigen Dichter Thomas Swallow. Es ſteht im Codicille ausdrücklich, daß er noch nicht mündig ſey, und der Verfaſſer des Schlüſſels nennt ihn doch virum clariſſimum. Wie wenig räumt ſich das zuſammen? Mit einem Worte; er hat alles ausgunktirt, ſo gar, wer Johan Gale iſt, den er für einen Therſchreiber hält.

Wir laſſen alle dieſe Vermuthungen an ihren Ort geſtellt ſeyn, ſowohl als den Namen des Verfaſſers dieſes Swiftiſchen Codicills, welcher uns ſehr umſtändlich angezeigt,

zeigt, und so gar dessen Amt, so er gegenwärtig bekleidet, gemeldet wird.

Wir nehmen uns die Freyheit, nur etwas zu erinnern.

Es ist eine Beleidigung für einen vernünftigen Satirenschreiber, wenn man glaubt, daß die Namen, deren er sich in seinen Charaktern bedient, nur auf gewisse einzelne Personen gehen müssen. So enge Gränzen hat nur ein Pasquill: eine Satire ist viel allgemeiner. Wenn ich den Herrn Something nenne, so meine ich wohl zwanzig hochmüthige Narren auf einmal, und wir getrauen uns, zwischen Leipzig und Hamburg mehr, als ein Dutzend lächerliche Swallows, zu finden.

Noch eine gröbere Beleidigung ist dieses, daß er den Namen des Verfassers vom Swiftischen Codicille nennt. Wir haben Ursachen, an der Richtigkeit dieses Angebens sehr zu zweifeln, und wäre es auch richtig, so können wir es mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer Unhöflichkeit, belegen, daß er es wagt, einen Mann zu nennen, den vielleicht sein Amt oder andre Ursachen bewegen, sich noch zur Zeit verborgen zu halten.

Weil in dem Swiftischen Codicille, und beym Schlusse des Briefs eines Promemoria gedacht wird, in welchem Swift diejenigen Deutschen genannt, welche in seinem Tollhause aufgenommen werden sollen: So hat der Verfasser des Schlussels solches auch zum Drucke befordert. Es ist fünf Bogen stark, sehr enge gedruckt, und besteht aus lauter Namen; im übrigen ist es auch bey Boetius Erben zu bekommen.

Nicolaus Seelzen in Augsburg ist itzt beschäfftig, die in diesem Promemoria benannten Candidaten des Swiftischen

ſchen Tollhauſes, wovon beynahe zwey Drittheile Gelehrte ſind, in Kupfer zu ſtechen, wobey er bittet, daß diejenigen, ſo ſich in Alongenperucken zu ſehen wünſchen, ſich binnen hier und Oſtern melden möchten.

Noch zur Zeit ſind wir nicht im Stande zu urtheilen, ob dieſes Promemoria authentiſch ſey? Ganz unwahrſcheinlich iſt es nicht, und wir finden eine ziemliche Menge Narren darunter, welche uns und der Welt dafür bekannt ſind. Es ſtehen aber auch viele darinnen, die wir zum erſtenmale kennen lernen, und der Verfaſſer des Schlüſſels hat ſich bey uns ſehr verdächtig gemacht.

Rechtliches Informat

über die Frage:

Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfsteuer zu ziehen sey?

Bey der

Magisterpromotion eines Freundes

im Jahr 1743. gefertigt.

Rechtliches Informat

über die Frage:

Ob ein Poet zur Kopfsteuer zu ziehen?

Meinen freundlichen Dienst zuvorn Ehrsamer, und Namhafter, Günstiger Herr und guter Freund.

Als derselbe mir eine umständliche Specien facti, nebst copeylich angefügten Nachrichtungen, Diplomatibus, und andern dahin einschlagenden Urkunden sub ⊙. ♂. = ||_ et △. zugeschicht, und dabey seine billige Besorgniß geäussert:

Ob ein Poet gleich andern vernünftigen Creaturen mit Steuern beleget, zu deren Verrechtung im Weigerungsfalle durch nachgelassene Zwangsmittel, angehalten, und also nach der Verfassung hiesiger Lande, unter andern zum Kopfsteuern gezogen werden möge?

auch dießfalls meine Rechtsbelehrung darüber gebeten.

Demnach erachte ich nach fleißiger Verlesung und Erwägung in Rechten gegründet, und zu erkennen seyn.

Daß ein Poet qua talis keinesweges mit Steuern zu belegen, noch der zeitherigen Verfassung entgegen, zu Register zu bringen, oder zu catastriren, am mindesten aber mit Nachdrucke zu terminlicher Verrechtung der fälligen Kopfsteuer anzuhalten, oder sonst auf dergleichen Weise etwas zum Nachtheile der wohlhergebrachten Gerechtsamen zu verhängen sey. Von Rechtswegen. Urkundlich mit meinem Insiegel besiegelt.

(L. S.)

Cajus Javolenus
J. V. D.

Rationes decidenti

in Sachen

Die Verſicherung der Poeten, und, was dieſem allenthalben mehr anhängig, betreffend.

Ob es wohl das Anſehen gewinnen könnte, daß ein Poet keines weges berechtiget ſey, ſich der allgemeinen Mitleidenheit zu entbrechen, da derſelbe mit den übrigen Bürgern gleiche Vorzüge zu genieſſen, ſich anmaſſet, und ſeine angebliche Befugniſſe zu behaupten, bey keiner Gelegenheit anſtehet, einfolglich die Beſchwerungen von ſich auf andere zu wälzen, unbillig ſcheint;

omnes enim perſonae, quibus lucrum per hunc ordinem defertur, etiam grauamen, quod ab initio erat complexum, omni, modo ſentiant, ſive in dando ſit conſtitutum, ſive in quibusdam facinndis, vel in modo, vel conditionis implendae gratia vel alia quacunque via excogitatum. Neque enim ferendus eſt is, qui lucrum quidem amplectitur, onus autem ei annexum contemnit.

l. vn. C. de Caducis tollendis §. pro ſecundo 4.

Dieſes auch, nach dem einhelligen Ausſpruche der alten und neuen Rechtsgelehrten, um ſo viel weniger bey den Poeten eine Ausnahme leidet, da widrigenfalls durch die eingeſtandene Befreyung dieſelben nur deſto mehr in ihrer mythologiſchen Einbildung verſtärkt, und mit der Obrigkeit eben ſo willkührlich, als ſie mit ihren Göttern thun, zu ſchalten, veranlaſſet werden möchten;

ideoque illis, qui ſidera vertice tangunt, frena non relaxanda videntur,

vid. Paciſcus a Lapide, de noxiferis reipublicae animalibus c. 4. *§.* 2.

Godefr. ad h. l.

Nullo-

Bellonius de laudibus Alexandri Sauly VIII. 3.

et aequum est, ut ille, qui immortalitatem aphelat, mortalitatis sentiat incommoda,

Petr. ab Vbaldis, de illo quod iustum est circa insomnia IX. 3.

Blasius Michalorius de Utopia, per totum.

zu dem nicht unbillig zu befürchten steht, daß durch dergestaltige Freyheiten noch mehrere angelocket werden, und zum merklichen Nachtheile Handels und Wandels sich beyfallen lassen möchten, ihre beschwerliche Berufsarbeit zu verlassen, und dargegen in der müßigen Gesellschaft der Musen, oder in dem Schooße einer metaphysikalischen Schöne auf Erscheinungen und Reime zu warten, um deswillen denn bey den Römern die weise Verordnung geschehen.

quod tolerandi quidem sint Poëtae, neutiquam tamen gaudeant nec vllo privilegio, nec munerum vocatione, nec ab angariis seu parangariis sint immunes.

Contius in scholiis ad corpus iuris civilis.

Charondas in πειθανων seu verisimilum V. 3. §. 9.

Raevardus in protribunalibus I. 4.

Hiernächst die Ausflucht, daß ein Poet gemeiniglich mehr Witz, als Geld, besitze, folglich, Abgaben zu entrichten, nicht im Stande sey, dadurch aus dem Wege geräumt werden könnte, daß dickerwähnte Poeten ordentlicher Weise die Gabe der Dreustigkeit besitzen, und dasjenige, was ihnen fehlet, und ein anderer in Prosa zu verlangen, nicht Herz genug haben würde, dennoch in Versen ganz artig, und deutlich zu fodern wissen,

id autem apud se quis habere videtur, de quo habet actionem. Habetur enim, quod peti potest.

I. 143. ff. de V. S.

solchergestalt auch einiger Abfall ihrer Nahrung nicht zu befürchten ist, so lange ihnen, wie ohnehin billig, nachgelassen bleibt, sich an den Geburtstägen und Hochzeitfesten ihrer Mäce-

Mäcenaten, über deren hohes Wohlſeyn gegen die Gebühr zu erfreuen,

genus enim eſt donum Labeo a donando dictum, munus ſpecies: nam munus eſt donum cum cauſa, utpote natalitium, nuptialium.

l. 194 ff. de V. S.

et quae ſunt reliqua Poetarum praeſcia.

Gloſſa ad hanc legem

wie man denn die guten und austräglichen Umſtände der Poeten deutlich genug aus ihrer Verſchwendung abnehmen könne, da ſie nicht, wie andere Geſchöpfe, mit ordentlicher Nahrung und Bedürfniſſen zufrieden ſind, ſondern bis auf den Geringſten unter ihren Brüdern, Ambra und Zibeth eſſen, Nektar trinken, ihren Gebieterinnen, und wären es auch nur Kammermädchen korallene Lippen, Zähne von Elfenbein, purpurne Wangen, Haare mit Perlen und Diamanten durchflechten, und tauſenderley Pracht zu verſchaffen wiſſen: überhaupt aber jedermann ohne Ausnahme, ſo Werbung und Handtierung in ſächſiſchen Landen treibe, und ſich darinnen enthält, ſein Handelsgeld, Zins, und alles ſein werbend Gut und Vermögen verſteuern ſoll.

C. A P I. p. 39. P. II p. 1573 1577. ſqq.

und alſo unter dieſe allgemeine Verfaſſung die poetiſche Nahrung und Gewerbe nicht unbillig gezogen werden dürfte;

Sintemalen aber und nachdem die höchſte Billigkeit erfodert, daß man zwiſchen ſterblichen Bürgern, und unſterblichen Dichtern, einen groſſen Unterſchied mache, und die, welche in gerader Linie vom Jupiter abſtammen, mit einigerley Abgaben nicht beſchwere, vielmehr den poetiſchen Lauen eignen und gebühren will, daß ſie die Prieſter des Apollo in Steuern und Gaben übertragen, und diejenigen in dieſer vergänglichen Zeitlichkeit frey halten, welche die Schlüſſel zur Ewigkeit in ihren Händen tragen, und bey denen es lediglich ſteht, ob uns die Nachwelt loben oder ta-

dein

dein solle; anbey die eingestreute Besorgniß wegen der ungezäumten Einbildung der Poeten so unnöthig, als unzulänglich, und bloß ein gravamen de futuro ist;

in dubio enim quilibet praesumendus est bonus.
Gozeamus, in variis lectionibus.

eben so wenig auch zu fürchten stehe, daß durch Nachlassung dergestaltiger Freyheiten und Privilegien andere zum Nachtheile des gemeinen Wesens angelocket werden möchten, sich um den Lorbeer, und den Namen eines Poeten zu bemühen, da es bey gegenwärtigen betrübten Zeiten fast das Ansehen gewinnt, daß man aus Eigensinn von einem Dichter noch etwas mehr, als Reime und Zeilen, fodern, und ihm so gar ansinnen will, vernünftig zu denken, welches doch nicht jedermanns Werk ist; am allerwenigsten aber die angezogenen römischen Gebräuche hierinnen etwas beweisen mögen, da auf eben solche Art behauptet werden könnte, daß der so unentbehrliche mathesis mathematica dem gemeinen Wesen nachtheilig sey;

Ars mathematica damnabilis et interdicta omnino.
l. 2. C. de maleficis, mathematicis et ceteris similibus.
Godefr. et omnes Comment. ad hunc titulum.

oder die gerühmte Möglichkeit eines reichen Poeten gemeiniglich nur unter die Chimerischen Möglichkeiten gerechnet wird, welche wohl schwerlich praktisch werden dürfte, so lange ihre Mäcenaten dasjenige bleiben, was sie grösstentheils sind;

et ea, quae raro accidunt, non temere in agendis negotiis computantur. *l. 64. ff de R. J.*

die Verschwendung hingegen, welche man qualificirten Poeten zur Last legen will, vielmehr zu Behauptung ihrer Steuerfreyheit gereichen muß, da, ohne einen so kostbaren Aufwand, die wenigsten vermögend seyn würden, denjenigen vorzüglichen Charakter zu behaupten, welcher ihnen al-

kein anständig ist, und da es in der That einerley wäre, ob man einem gemeinen Manne Feuer und Wasser, oder einem Poeten Nektar und Ambra, untersagen wollte: überhaupt aber ein Poet, statt der angesonnenen Beschwerung, vielmehr eine Steuerbegnadigung, gleich andern preßhaften Personen zu verdienen scheint, indem er bloß aus Liebe zu den schönen Wissenschaften, und aus Begierde, der Nachwelt zu gefallen, sich öfters in so verwirrte Umstände sezt, daß er seiner selbst nicht mächtig ist, daß er Sterne beschwört, Todte bannt, ganze Flüsse mit seinen Thränen aufschwellt, Felsen betäubt, und den einsamen Wäldern die Grausamkeit einer **Doris** klaget, eben so, wie jener tapfere Ritter von der traurigen Gestalt, welcher sich in dem schwarzen Gebürge die empfindlichste Busse auflegte, um die Härtigkeit einer unempfindlichen Prinzeßin von Toboso zu erweichen; endlich aber und zulezt, die Immunität der Poeten um desto billiger zu behaupten seyn will, ie weniger man Exempel beybringen wird, daß solche jemals zur Versteuerung gezogen werden, und ie geneigter die Rechte sind, uns bey der vorigen Freyheit zu erhalten;

> *Arrianus* ait, multum interesse, quaeras, utrum aliquis obligetur, an aliquis liberetur? Ubi de obligando quaeritur, propensiores esse debere nos, si habeamus occasionem, ad negandum. Ubi de liberando, ex diverso, ut facilior sis ad liberationem. *l. 47. ff. de O. et A.*

Also ist, wie im Responso enthalten, von mir billig erkannt.

Mens. Febr. 1743.

Zwey Thlr. 13 Gr. — Pf.

Der Glückwunsch folget künftig bey Ablösung dieses Informats.

Ver-

Verzeichniß

der Schriften, so in diesem Theile enthalten sind.

I.

Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind; a. d. 3 S.

II.

Ein Traum von den Beschäfftigungen der abgeschiedenen Seelen; a. d. 11 S.

III.

Woldemars von Tzschaschlau Abhandlung von Buchdruckerstöcken; a. d. 59. S.

IV.

Hinkmars von Repkow Noten ohne Text; a. d. 85. S.

V.

Versuch eines deutschen Wörterbuchs; a. d. 131. S.

VI. Ver

VI.

Beytrag zum deutſchen Wörterbuche; a. d. 157. S.

VII.

Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen; a. d. 175. S.

VIII.

Nachricht von einem Schlüſſel zu Swifts Codicille; a. d. 203. S.

IX.

Rechtliches Informat über die Frage: Ob ein Poet, als Poet, zur Kopfſteuer zu ziehen ſey? a. d. 209 S.

Ende des zweyten Theils.

Gottlieb Wilhelm Rabeners

Satiren.

Dritter Theil.

Mit allergnädigsten Privilegien.

Leipzig,
Im Verlage Johann Gottfried Dycks.
1755.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Es iſt noch gar nicht lange, daß man über den Mangel deutſcher Briefe klagte, und vielleicht mit gutem Grunde. Man beſchwerte ſich, daß dieſe Gegend des deutſchen Witzes noch am wenigſten angebaut, oder doch nur hin und wieder von Pedanten, lateiniſchen und deutſchen Pedanten, Pedanten vom Hofe und von der Stadt, bewohnt ſey.

Seit einigen Jahren haben wir nicht mehr Urſache, über dieſen Mangel uns zu beſchweren. Wir ſind mit Briefen und Briefſtellern in ziemlicher Menge verſorgt. Bald werden wir wünſchen, daß unſre Landsleute ſich mit einer andern Art von Witze beſchäftigen möchten.

Es ist vielen unter unsern Deutschen sehr gewöhnlich, daß ihr Witz langsam und spat erwacht; erwacht er aber auch einmal, so sind sie bis zum Ekel witzig. Der Beyfall, den einige anakreontische Oden verdienten, machte das halbe Land anakreontisch. Man sang von Wein und Liebe, man tändelte mit Wein und Liebe, und die Leser gähnten bey Wein und Liebe. Ein Heldengedichte, dessen Vorzüge vielleicht erst in hundert Jahren den verdienten Beyfall allgemein haben werden, macht zwey Drittheile des Volks episch. Aus allen Winkeln, wo ein Autor schwitzt, kriechen epische Hochzeitwünsche, epische Todesflüche, epische Wiegenlieder hervor, und der kleinste Geist flattert, so weit er kann, in die Höhe, **um über den geschwärzten Wolken rauschend hoch daher zu donnern.** Mit den Briefen gehet es uns eben so, und wir sind in Gefahr, bey dieser Art des Witzes noch mehr auszusehn, je gewisser ein jeder glaubt, daß es sehr leicht sey, Briefe zu schreiben, und je leichter es ist, aus allem, was man geschrieben hat, einen Brief zu machen.

Mit Erlaubniß dieser meiner Herren Collegen, will ich hier die Kunst ihres Handwerks ein wenig verrathen. Sie haben gelesen, daß man einen Brief so schreiben soll, wie man rede; aber weiter haben sie nicht gelesen, sonst würden sie gefunden haben, daß man vorher im Stande seyn müsse, vernünftig zu reden und zu denken, wenn man es wagen wolle, vernünftige Briefe zu schreiben. Viele von ihnen reden und denken pöbelmäßig, und wie sie reden und denken, so schreiben sie auch ihre Briefe; sie schrei-

ben

ben sehr viele Briefe, weil ihnen der Mangel des Verstandes den Vortheil verschaft, daß sie mit grosser Geschwindigkeit wenig denken, und viel plaudern. So muß man es machen, wenn man, nach ihrer Art, scherzhafte, freundschaftliche, oder vertraute Briefe der Welt mittheilen will. Der steife und strotzende Witz, den uns die Ausländer so oft vorwerfen, äussert sich besonders bey denen, welche fühlen, daß sie gelehrt und belesen sind, auf eine andre Art. Sie machen sehr tiefsinnige Abhandlungen von uralten Wahrheiten, jagen solche durch alle Fächer der Dialektik und Schulberedtsamkeit durch, machen dieses gothische Gewebe mit Sentenzen der Alten erbaulich, und mit schönen Sinnbildern anmuthig, und wenn sie endlich unter Mühe und Angst sechs Bogen zusammen gepredigt haben: so setzen sie darüber:

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr, und vornehmer Gönner!

den Augenblick wird dieses gelehrte Werk ein Brief!

Das ist das grosse Geheimniß, und der wahre Kunstgriff, dessen sich ein arbeitsamer Deutscher bedienen kann, wenn er ein gelehrter Briefsteller von vier Quartbänden werden will. Durch dieses vortreffliche Mittel getraue ich mir aus allen Folianten meines Vaterlandes Briefe zu machen. Sollte dieses nicht ein Weg seyn, der asiatischen Bause, welche bey Kennern und andern ihren vorigen Werth

verlohren hat, zu ihrem alten Anſehn wieder zu verhelfen, wenn man nach dem itzigen herrſchenden Geſchmacke einen Brief daraus machte? Wie das angehen könne? Sehr leicht. Wir wollen es verſuchen:

Gnädiges Fräulein,

Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des erzürnten Himmels, zerſchmettern die Pracht der mit Gold bedeckten Thurme,

und wie es etwan weiter lautet. Dieſes: Gnädiges Fräulein wiederholt man auf allen Seiten ein paar mal, ſo iſt es ein Brief, oder der Leſer, der es läugnen will, muß gar keinen Geſchmack, und gar keine geſunden Begriffe von einem Briefe haben. Das will ich doch nicht wünſchen, daß ſich iemand dieſen kritiſchen Fluch muthwillig auf den Hals laden möchte, welcher bey andern Gelegenheiten ſchon vielen ſo ſchrecklich geweſen iſt!

Da ich der ſchreibenden Welt dieſe beyden Handgriffe bekannt gemacht habe: ſo ſcheint es faſt überflüßig zu ſeyn, weitere Anleitung zu Briefen zu geben. Nun weiß man, wie man artig, vertraut und geſchwind, man weiß auch, wie man gelehrt ſchreiben ſolle.

In dieſe Claſſen werden ſich, glaube ich, die meiſten Briefe einſchränken laſſen. Allenfalls nehme ich diejenigen aus, welche man Amts- und Berufsbriefe nennen könnte, und welchen der Kanzleyſtyl eigen iſt. Die Gewohnheit rechtfertigt dieſe

Schreib-

Schreibart, und macht sie unentbehrlich. Wer diesen Kanzleystyl zur Unzeit unterläßt, ist eben so wohl ein lächerlicher Pedante, als derjenige, der ihn zur Unzeit braucht.

Von dem äusserlichen Baue und Wohlstande eines Briefs werde ich nicht viel sagen. Man kann ihn bey einem Schreibemeister, oder bey einem Copisten lernen. Einen Brief zu beschneiden, einen Brief zu brechen, einen Brief zu überschreiben, sind Sachen, die in ihrer Art wichtig genug, aber auch leicht zu lernen sind.

Nur von der Titulatur muß ich noch etwas gedenken. Es ist uns Deutschen nicht zuzumuthen, daß wir unser gezwungnes und buntes Wortgepränge auf einmal verlassen sollen, mit dem wir die Eingänge unsrer Briefe prächtig machen. Am wenigsten wollte ich, daß die witzigen Köpfe die ersten wären, diese Gewohnheit lächerlich, und das Mein Herr, oder Madame allgemein zu machen. Ihnen wird man es gewiß als eine ungesittete Vertraulichkeit, oder eine Verabsäumung des Wohlstandes auslegen. Diejenigen, welche durch die Gewohnheit ein Recht haben, weitläuftige und prächtige Titel zu fodern, haben auch allein das Recht, sich davon los zu sagen. Es wäre zu wünschen, daß sie es nach und nach thäten, und dadurch unsre deutsche Ehrenbezeugungen bequemer und natürlicher machten. So lange sie sich dieses Rechts nicht selbst begeben; so lange gehören dergleichen verzerrte Titulaturen unter die nothwendigen Unbequemlichkeiten des Ceremoniels. In erdichteten Briefen, und bey

unſern Freunden können wir das vertraute **Mein Herr** ohne Gefahr brauchen, und wir thun wohl, wenn wir es in dergleichen Fällen allgemein machen.

Ich wollte wünſchen, daß ſich jemand die Mühe gäbe, eine chronologiſche Geſchichte der Complimente und Titulaturen zu ſchreiben. Ich habe angemerkt, daß das Lächerliche der Titulaturen in eben dem Grade geſtiegen, in welchem der gute Gehalt der Münzen gefallen iſt. Als wir noch nach zumſchem Fuße ausmünzten, da war ein **Edler** ein wichtiger, und verehrungswürdiger Mann. Nach und nach trieg man auf **Wohledler**, auf **Hochwohledler** auf **Hochedel**. Itzt hat noch nicht einmal **Hochedelgebohrner** den innerlichen Werth, den ſonſt **Edler** hatte, und der Himmel weiß, ob wir nicht in funfzig Jahren ſo hoch hinauf getrieben werden, daß wir denjenigen, den wir vor hundert Jahren **Edler** hieſſen, alsdann **in Gott Vater und Herrn** nennen müſſen.

Da ich ſo viel nachtheiliges von den Briefen, von ihren Verfaſſern, und von andern dabey vorfallenden äuſſerlichen Umſtänden ſage: ſo werden meine Leſer vermuthen, daß ich mich dieſes Augenblicks bediene, deſto vortheilhafter von mir und meinen Briefen zu ſprechen, um auch für mich das angemaßte Recht der Autorn zu behaupten, die gemeiniglich nicht eher zu ihrem Lobe ſchreiten, als wenn ſie zehn andre Schriftſteller der Welt verdächtig gemacht haben. Ich werde es nicht thun. Ich will mich und meine Sammlung dem Urtheile der Leſer überlaſſen, ohne zu flehen, und ohne zu trotzen. Man kann leicht glauben,

ben, daß ich als Autor zu viel Empfindung habe, bey diesem Urtheile gleichgültig zu bleiben. Der Beyfall der Kenner macht mich stolz; der Beyfall derer, die nicht Kenner sind, macht mir ein Vergnügen. Ich wünsche nur von keinem von beiden getadelt zu werden, es sey mit Grunde, oder ohne Grund. Ich bin noch kein so abgehärteter Autor, daß ich bey dem Tadel meines Lesers, wer der auch sey, gelassen seyn könnte.

Die Einrichtung meiner satirischen Briefe ist ungefähr diese. Ich habe gewisse Anmerkungen von dem Lächerlichen, oder Lasterhaften der Menschen gemacht. Diese Anmerkungen habe ich durch Briefe erläutert. Um meinen Lesern durch die Abwechselung die Sache angenehm zu machen, habe ich hin und wieder diesen Briefen die Gestalt einer zusammenhangenden Geschichte gegeben. Da sie alle nur erdichtet sind, so habe ich besonders in Ansehung der Titulaturen nicht nöthig gehabt, sorgsam zu seyn. Es ist meine Absicht nicht gewesen, meinen Lesern durch diese Sammlung Formulare in die Hände zu geben, die sie bey andern Gelegenheiten brauchen könnten. Ich wollte es wohl wünschen, daß man in der Welt schriebe, wie man dächte; auf diesen Fall würde meine Sammlung ungemein praktisch seyn, und ich würde vor andern Briefstellern unendliche Vorzüge erlangen. Weil man aber in der Welt gemeiniglich anders schreibt, als man denkt: so will ich zufrieden seyn, wenn man durch meine Bemühung, und durch mein gegebnes Beyspiel nur so viel lernt,

wie man einen Brief verſtehen ſoll, in welchem der Verfaſſer anders gedacht hat, als er ſchreibt.

Das zu Ende ſtehende Verzeichnis der in dieſer Sammlung befindlichen Briefe wird die ganze Einrichtung des Werks, und meine Abſichten näher entdecken.

Von der Behutſamkeit, die ich gebraucht habe, auch in dieſem Theile meiner Schriften weder den Wohlſtand zu verletzen, noch iemanden perſönlich zu beleidigen, will ich weiter nichts ſagen. Die gerechteſte Sache wird verdächtig, wenn man ſie zu oft, und zu mühſam entſchuldigt. Zugleich würde ich meine Leſer beleidigen, wenn ich an ihrer Billigkeit und Einſicht bey aller Gelegenheit zweifeln wollte. Das einzige, was ich hierbey thun kann, iſt dieſes, daß ich denen, welche mich und meine Schriften noch nicht kennen, das Glaubensbekenntniß meiner Satire empfehle, welches ich in der Vorrede zum erſten Theile meiner Schriften abgelegt habe (*)

Leipziger Oſtermarkt
1752.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

(*) Vorbericht auf der achtzehnte Seite bis zum Ende des Vorberichts.

Sati-

Satirische Briefe.

Die Klagen wegen der Kinderzucht sind so
„alt, und so allgemein, daß ich nicht
„Willens bin, mich gar zu lange da-
„bey aufzuhalten. Diejenigen, welche
„Kinder haben beschweren sich mit der
„grosten Bitterkeit, daß es so viele
„Mühe koste, Jemanden zu finden, der
„den Willen und das Geschicke habe, die Kinder redlich zu
„unterweisen, und vernunftig anzuführen. Eben so unzu-
„frieden und misvergnügt sind auf der andern Seite dieje-
„nigen, welche sich, unter dem Titel der Hofmeister und
„Informatoren, der Unterweisung der Kinder in Familien
„unterziehen. Denn von dieser Art der Kinderzucht rede
„ich itzt; die Fehler der öffentlichen Schulen verdienen eine
„besondere Betrachtung. Ich glaube, man hat auf beiden
„Seiten Ursache sich zu beschweren, und gemeiniglich sind
„beide Schuld daran.

„Aeltern, welche die Pflichten der Aeltern nicht verste-
„hen, und wie viele verstehen sie nicht? Aeltern, welche in
„ihrer Jugend selbst keine Erziehung gehabt, und nicht ver-
„langen, daß ihre Kinder vernunftiger werden, als sie sind,
„die vielmehr nur darauf sehen, daß sie mit einer sorgfalti-
„gen Ersparung alles Aufwands dieselben heran ziehen mo-
„gen; solche Aeltern verdienen das Glück kaum, einen ge-
„schickten

„ſchicken Mann in ihr Haus zu bekommen, welcher es ge-
„treuer und redlicher mit ihren Kindern meynt, als ſie es
„ſelbſt mit ihnen meynen.

„Kinder, und beſonders Kinder, vornehmer Aeltern zu
„ziehen, iſt die wichtigſte, aber auch die ſchwerſte Arbeit,
„die man ſich vorſtellen kann. Wird ſich wohl ein Mann,
„der Gelehrſamkeit, Geſchmack, und gute Sitten beſitzet,
„ſo leicht entſchlieſſen können, ein Amt über ſich zu nehmen,
„bey dem ſo wenig Vortheil, und oft noch weniger Ehre,
„allemal aber viel Verdruß und Arbeit iſt?

„Ein Vater, welcher niemals gewohnt iſt, vernünftig
„zu denken, iſt auch nicht im Stande, ſich vernünftige Vor-
„ſtellungen von der Verbindlichkeit zu machen, die er einem
„Manne ſchuldig iſt, der das ſchwere Amt der Erziehung
„mit ihm theilt. Er ſieht dieſen Mann als einen ſeiner Be-
„dienten, und wenn er recht artig denkt, als den Vornehm-
„ſten ſeiner Bedienten an. Er wird ihm nicht mehr Ach-
„tung erweiſen, als er einem ſeiner Bedienten erweiſt; und
„kann er alsdann wohl verlangen, daß ſeine Kinder dieſen
„ihren Hofmeiſter mehr ehren ſollen? Wie viel unglückliche
„Folgen flieſſen aus dieſer einzigen Quelle, wenn die Kin-
„der ſich durch das Beyſpiel der Aeltern berechtiget halten,
„denjenigen zu verachten, der ihr Führer und Lehrer ſeyn
„ſoll!

„Die Beſoldung, oder wie es in vielen vornehmen Häu-
„ſern genannt wird, der Lohn, den man dem Hofmeiſter
„giebt, iſt ſo kümmerlich und geringe, daß ein rechtſchaf-
„ner Mann unmöglich Muth genug behalten kann, ſein
„ſklaviſches Amt mit dem Eifer und der Munterkeit zu ver-
„walten, die bey dieſer Verrichtung ſo nöthig ſind.

„Und, damit der Hofmeiſter ſein Geld ja nicht mit Müſ-
„ſiggehen verdiene, ſo ſind viele ſo ſinnreich, daß ſie von
„ihm alle Wiſſenſchaften, und über die Wiſſenſchaften alle
„mögliche Handdienſte fordern, und es gern ſahen, wenn er
„Hofmeiſter, und Perukenmacher, und Hausvoigt, und
„Kornſchreiber zugleich wäre.

„Kön-

„Können dergleichen unbillige Aeltern sich es wohl be„freuden lassen, wenn ihre Kinder schlecht, und niedertrach„tig erzogen werden, da sie mit denjenigen, der sie erzie„hen soll, so niedertrachtig, und eigennützig verfahren?

„Da ich dieses sage, so weis ich, daß ich alle diejeni„gen auf meiner Seite habe, denen in adlichen Häusern und „andern Familien die Erziehung und Unterweisung der Ju„gend anvertraut ist. Sie werden so billig seyn und mir „in demjenigen auch Beyfall geben, was ich itzt anführen „will.

„Sie geben den Aeltern eben so oft, und noch öfter, „Gelegenheit, unzufrieden mit ihnen zu seyn.

„Viele sind verwegen genug, dieses Amt auf sich zu neh„men, und die anvertraute Jugend in Wissenschaften, und „guten Sitten zu unterweisen, welche bey ihrer tiefen Un„wissenheit, eine so schlechte Aufführung haben, daß sie selbst „noch verdienten, unter der Hand eines Zuchtmeisters zu „stehen. Die Sorgfalt, welche man wegen des äußerlichen „Wohlstandes auch in den kleinsten Umständen beobachten „muß, ist ihnen auf niedern und hohen Schulen so gleichgül„tig, und wohl oft so lächerlich gewesen, daß sie es für brav „gehalten haben, ungezogen zu seyn. Nun kommen sie in „ein Haus, wo rechtschaffne Aeltern eben so sorgfältig ver„langen, daß ihre Kinder wohlgesittet erzogen, als daß sie „in Wissenschaften unterrichtet werden mögen. Wie em„pfindlich muß es ihnen seyn, wenn sie diesem sich selbst ge„lassenen Hofmeister ihre Kinder zur Aufsicht anvertrauen „sollen, welche gar leicht, ihrer Jugend ungeachtet, das „Unanständige an ihrem Lehrer wahrnehmen müssen, da sie „dergleichen weder bey ihren Aeltern, noch bey ihren Be„dienten, zu sehen gewohnt sind. Die Bedienten selbst fin„den ihn lächerlich, und er wird es endlich dem ganzen Hau„se, da er sich so wenig Mühe giebt, seine Fehler zu ver„bergen, oder zu ändern. Und dennoch wird eben dieser „ungesittete Mensch die bittersten Klagen führen, daß man

„ihm

„ihm in dieſem Hauſe nicht mit der Achtung und Ehrerbie-
„tung begegne, die er im Namen ſeines Amtes fordert.

„Es iſt ein Unglück, daß gemeiniglich nur diejenigen
„ſich dieſer Lebensart widmen, welchen die Armuth ihrer
„Aeltern, und ihre niedrige Geburt die Hoffnung benimmt,
„ihre Abſichten auf etwas höheres als auf die Erlangung ei-
„ner Dorfpfarre zu richten. Es geſchieht alsdann gar zu
„leicht, daß ihre Aufführung entweder zu ſchüchtern und
„kleinmüthig iſt, weil ſie gewohnt ſind, einſam und im Dun-
„keln zu leben; oder ſie iſt zu trotzig und zu ſtolz, weil ſie
„zu wenig Gelegenheit gehabt haben, ſich und die Welt ken-
„nen zu lernen. Beydes ſind Folgen, welche ihnen bey der
„Unterweiſung der Jugend nachtheilig ſind. Kömmt end-
„lich dieſes noch dazu, daß ihre Abſichten allzueigennützig
„ſind, daß ſie die Beförderung in ein Amt, je eher je lieber
„zu erlangen wünſchen, es geſchehe auch wie es wolle: ſo
„wird ihnen die übernommene Arbeit deſto verdrüßlicher,
„und die geringſte Verzögerung ihrer Hoffnung unertrag-
„lich fallen.

„Aber darum getraue ich mir noch nicht, zu behaupten,
„daß ein Menſch deswegen, weil er nicht von armen Aeltern,
„und nicht von niedriger Geburt herſtammt, weil er vielleicht
„höhere Abſichten ſeines künftigen Glücks hat, als eine mit-
„telmäßige Beförderung, weil er nicht einſam und im Dun-
„keln, ſondern vor den Augen der Welt erzogen worden, daß,
„ſage ich, ein ſolcher Menſch ſtets geſchickt ſey, die Jugend
„zu unterrichten, und vernünftig zu erziehen. Nein, die-
„ſe getraue ich mir nicht zu behaupten; die Erfahrung wür-
„de mir widerſprechen. Man bemerket es nur gar zu oft,
„daß diejenigen am meiſten ungeſittet ſind, welche die beſte
„Gelegenheit gehabt haben, wohl erzogen zu werden.

„Ich kann mir kein lebhafter Vergnügen vorſtellen, als
„wenn vernünftige Aeltern, die keine Mühe und Koſten ſpa-
„ren, ihren Kindern eine anſtändige Erziehung zu verſchaf-
„fen, einen Mann finden, der bey einer geſitteten Auffüh-
„rung ein redliches Herz und die Geſchicklichkeit beſitzt, ei-

nem

„nem Amte vollkommen vorzustehen; wenn sie die Früchte „seiner redlichen Bemühungen von Zeit zu Zeit wahrneh„men; und wenn sie alsdenn eine Gelegenheit erlangen, das „Glück dieses rechtschaffenen Mannes auf eine vortheilhafte „Art zu befestigen.

„Ich will hier mit einer Anmerkung schliessen, die ich „aus einem lateinischen Buche entlehne, und zwar aus ei„nem Buche, das viele von denen Herren nicht gelesen ha„ben, welche doch glauben, daß sie gelehrt, geschickt, und „beredt genug sind, die Jugend, und künftig eine ganze Ge„meine zu unterweisen. Es fasset diese Stelle ein unver„gleichliches Recept in sich, wie man bey der Wahl eines „Informators, und Hofmeisters verfahren soll. Wer Kin„der hat, und diese Stelle, darum weil sie lateinisch ist, nicht „versteht, der lasse sich solche von seinem Informator ver„deutschen, und gebe ihm dabey genau auf die Augen acht, „ob er sich im Gesichte verwandele. Ist er gelehrt, und „geschickt, und wohlgesittet: so wird er diese Stelle sehr „billig finden. Ist er alles dieses nicht, so wird er es sehr „übel nehmen, daß man ihm die Erklärung einer so pedan„tischen Aufgabe, die sich auf unsere Zeiten gar nicht mehr „schickt, zumuthen können. Aber vielleicht versteht er zu „seiner innerlichen Beruhigung so viel Latein nicht, als nö„thig ist, sie deutsch zu erklären. Hier ist die ganze Stelle:

„De pædagogis hoc amplius, ut aut sint eruditi plane, „quam primam esse curam velim: aut, se non esse erudi„tos, sciant. Nihil enim pejus est illis, qui paulum aliquid „ultra primas literas progressi, falsam sibi scientiæ persua„sionem induerunt. Nam et cedere præcipiendi peritis in„dignantur, et, velut jure quodam potestatis, quo fere „hoc hominum genus intumescit, imperiose atque interim „sævientes, stultitiam suam perdocent. Nec minus error „eorum nocet moribus. QVINTILIANVS.

„Damit ich nicht das geringste verabsäume, meinen „Satz deutlich und begreiflich zu machen, so will ich ein paar

„Briefe einrücken, welche das jenige näher beweisen werden, „was ich hier, vielleicht ein wenig zu ernsthaft, voraus er„innert habe.„

Hochzuehrender Herr Professor,

Meine Jungen wachsen heran, und es ist nun Zeit, daß ich ihnen einen gescheiden Hofmeister habe. Bisher habe ich den Schulmeister lassen zu ihnen gehen; aber er kann sie nicht mehr bändigen. Ich weiß, in welchem Ansehen Sie in Leipzig stehen, und daß ihr Vertrauter beständig von solchen krummgebückten Creaturen voll ist, welche Hofmeisterstellen, oder Informationes suchen. Lesen Sie mir einen hübschen gesunden Kerl aus. Sie wissen es selbst, daß bey mir weder Menschen noch Vieh Noth leiden. Fritze, der älteste, ist ein durchtriebener Schelm. Er hat einen offenen Kopf, und ist auf die Magde, wie ein kleiner Teufel; ich darf es den Buben nicht merken lassen, daß ich ihn lieb habe: der leibhaftige Schelm! Er ist noch nicht vierzehn Jahr alt, und hat in luminoris gar seine principia. Ferdinand, ist meiner Frau ihr Junge. Er ist immer krankelich, und das geringste Aergerniß kann ihm schaden. Das gute Kind will mit lauter Liebe gezogen seyn, und meine Frau hat schon zween Bediente weggejagt, die ihm unfreundlich begegnet haben. Das älteste Mädchen ist zwölf Jahre. Sie soll noch ein bischen Catechismen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann geben, der mag sehen wie er mit ihr zu Rechte kommt. Mit dem kleinen Mädchen hat der Hofmeister gar nichts zu thun, die behält die Mamsell bey sich. Sehn Sie nun, Herr Professor, das ist die Arbeit alle. Ich werde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie mir einen hübschen Menschen verschlagen. Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein versteht, sich in Wäsche und Kleidung reinlich und sauber hält, Französisch und Italiänisch sprechen kann, eine leserliche Hand schreibt, die Mathematik versteht, Verse macht, so viel man

kurz

ſirs Haus braucht, tanzen, fechten und reuten kann, und wo möglich, ein wenig zeichnen. In der Hiſtorie muß er auch gut beſchlagen ſeyn, vor allen Dingen aber in der Wappenkunſt. Iſt er eben auf Reiſen geweſen, deſto beſſer. Aber er muß ſich gefallen laſſen, bey mir auf meinem Gute zu bleiben, und ſich wenigſtens auf ſechs Jahre bey mir zu vermiethen. Dafür ſoll er bey meinen Kindern auf der Stube freye Wohnung haben, mit dem Cammerdiener eſſen, und jährlich 50 Gulden bekommen. Zum heiligen Chriſte und zur Meſſe gebe ich nichts; dergleichen Betteleyen kann ich nicht leiden. Sind die ſechs Jahre um, ſo kann er in Gottes Namen hingehen, wohin er will. Ich will ihn ſodann an ſeinem Glücke nicht hindern. Mich dünkt, die Vorſchläge ſind ganz billig. Hat der Menſch Luſt zur Wirthſchaft, ſo kann er meinem Verwalter mit an die Hand gehen. Es wird kein Schade ſeyn, denn er weiß doch nicht, wenn ers einmal brauchen kann. Ich werde für Ihre Bemühung erkenntlich ſeyn, und bin

Hochzuehrender Herr Profeſſor

Ihr

dienſtbereitwilligſter

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz gnädigſt mir ertheilten Befehle unterthänigſt nachzuleben, habe ich mir Mühe gegeben, alle diejenigen ſubjecta aufzuſuchen und zu finden, von denen ich geglaubt, daß ſie der hohen Gnade nicht ganz unwürdig wären, welche Ew. Hochwohlgebohrne Excellenz, als ein wahrer Macenat, und Beſchützer der ſchönen Künſte und

Wissenschaften, so großmüthig zu offeriren geruht haben. Es fehlt nicht an Leuten, welche conditiones suchen, aber es ist zu beklagen, daß heut zu Tage junge Leute zu zeitig vernehm seyn, und sich nicht gefallen lassen wollen, durch einen kleinen Anfang den gewissen Grund zu ihrem größern Glücke zu legen. Die wenigen Wissenschaften, so sie erwan besitzen, machen sie so stolz, daß sie unverschamt genug sind, für ihre kleinen Bemühungen, die doch in weiter nichts bestehen, als Kinder zu informiren, so viel zu fordern, daß man dafür gar wohl einen Bedienten in Livrey halten könnte. Ich habe einen jungen Menschen bey mir gehabt, welcher in der That alle die nöthigen Kenntnisse besitzt, so Ew. Excellenz bey einem Hofmeister für Dero junge gnädige Herrschaft verlangen. Ueberdieses ist er von einem gesetzten Wesen, tugendhaft, und so gar, welches Ew. Excellenz nicht ungnädig vermerken werden, fromm und christlich. Es wird keiner, so wie dieser, vermögend seyn, Dero so junge Herren zu wackern Männern fürs Vaterland, und zur Ehre Dero hohen Hauses zu erziehn. Aber was hilft das? Seine Forderungen sind ungeheuer, und Ew. Excellenz sind viel zu einsehend, als daß Sie wider die Gewohnheit Dero hoher Ahnherren so vieles Geld wegwerfen, und dennoch nichts weiter dadurch erlangen sollten, als rechtschaffene Kinder. Wollen Sich Dieselben eine Lust machen, so geruhen Sie gnädig, dessen eigenhändigen Aufsatz seiner lächerlichen Prätensionen in der gewöhnlichen Anlage sub A zu lesen. Mit einem Worte, ein so theurer Hofmeister ist für Ew. Excellenz keine Sache. Es sind noch einige andere bey mir gewesen, welche sichs für eine grosse Gnade halten, als Hofmeister in Ew. Excellenz Dienste zu treten. Sie verstehn freylich das wenigste von dem, was Dieselben verlangen; und ich kann nicht läugnen, daß bey den meisten die Aufführung nicht die beste ist. Inzwischen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß sie Leute sind, welche mit sich handeln lassen, und die Ew. Excellenz gewiß nicht übertheuern werden. Mehrere Nachricht davon, werden Sie in der

Beylage

Beylage sub K. von ihnen finden. Ew. Excellenz gnädigsten Dispositionen dieserhalb bin in Unterthänigkeit ich erwartend. Mein Rath hierbey wäre, sonder alles unziemende Maaßgeben, ich liesse diese Candidaten alle auf einmal zu mir kommen und sie auf die Hofmeisterstelle licitiren. Demjenigen, welcher am wenigsten für seine Bemühung haben wollte, konnte ich sodann gedachte Hofmeisterstelle zuschlagen. Doch überlasse alles zu Dero erleuchtem Ermessen ich lediglich, und verharre mit der tiefsten Devotion

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz,

unterthänig gehorsamster Diener

* * * * *

N. S. Wollten Ew. Excellenz die hohe Gnade haben, und das Stipendium, so Dieselben zu disponiren haben, meinem ältesten Sohne gnädig conferiren: so würde dieses mit der größten Unterthänigkeit ich lebenslang verehren.

A.

Endesbenannter glaubt, daß er, ohne unbillig zu seyn, für die von Ihro Excellenz geforderten Bemühungen und Dienste als Hofmeister der jungen Herrschaft jährlich folgendes verlangen könne:

1.) Für Aufsicht, Unterweisung im Christenthume, und in der lateinischen Sprache überhaupt	50 Thlr.	— —
2.) Für die Französische Information monatlich zwey Thaler, thut auf dreyzehn Monate	26 Thlr.	— —

3.) Dergleichen im Italiänischen, zwey Thaler . . . . . 26 Thlr. — —

4) Als Schreibemeister, monatlich einen Thaler, zwölf Groschen . . 19 Thlr. 12 gl. —

5.) Für Lection im Rechnen, und in der Mathematik, monatlich drey Thaler . . . . . 39 Thlr. — —

6.) Mit den Versen, bitte er, ihn gnädig zu verschonen.

7.) Als Tanzmeister, monatlich einen Thaler, und will dafür die Woche zwo Stunden geben. . . . . 13 Thlr. — —

8.) Als Fechtmeister, täglich eine Stunde, zwey Thaler, zwölf Groschen. 32 Thlr. 12 gl. —

9.) Als Bereuter, auch täglich eine Stunde, vier Thaler. . . . 52 Thlr. — —

und verspricht er hierbey weder Accidentien zu fodern, noch sonst einigen Aufwand zu veranlassen.

10.) Für die Anleitung in der Geschichte, Wapenkunst und dergleichen, wird weiter nichts verlangt, und gehört diese zum ersten Capitel.

11.) Man hofft, die gnädige Erlaubniß zu erhalten, mit der jungen Herrschaft zu reisen, um Gelegenheit zu haben, derselben auch einige Anweisung in der Kunst zu geben, wie sie mit Anstand essen solle, und sich bey der Tafel vernünftig aufzuführen habe, welches vielen jungen Leuten fehlt.

12.) Junker Ferdinand muß der Aufsicht und Zucht des Hofmeisters lediglich überlassen bleiben, ohne von der gnädigen Frau geschützt zu werden, welches man zu seinem eigenen Besten wünscht.

13.) Bey dieser Arbeit wird keine Zeit übrig bleiben, dem Verwalter an die Hand zu gehen, welches durch einen Kornschreiber am besten verrichtet werden kann.

14.) Nach Verlauf der sechs Jahre hoffet man gnädige Beförderung.

Obige Kosten betragen zusammen 258. Thlr. —

Es soll weder Treue noch Fleiß gesparet werden, die Pflicht eines Hofmeisters, nach allem Vermögen, redlich zu erfüllen.

Elias Pfaffendorff.

B.

Verzeichniß derer Candidaten,

die sich zur Hofmeisterstelle angegeben haben.

1.) N. N. Ein junger Mensch, 22 Jahre alt, hat ziemliche Studia. Ich habe ihn aber bey mir zu Tische gehabt, und gefunden, daß er zu viel ißt. Verlangt ausser den zwey ordentlichen Mahlzeiten, annoch Frühstück und Vesperbrod, und über dieses täglich drey Kannen Bier. Will 50 Thaler haben.

2.) N. N. Artium Magister. 40 Jahre alt. Scheint ein gesetzter Mensch zu seyn. Hat schon seit 20 Jahren als Informator unter adlichen Herrschaften gedient, aber niemals länger, als ein Jahr, an einem Orte aushalten können. Mag ehedem in seinen Wissenschaften nicht unrecht gewesen seyn, doch hat er in diesen 20 Jahren alles wieder ausgeschwitzt. Inzwischen weiß er immer noch so viel, als Ew. Excellenz junge Herrschaft zu lernen nöthig hat. Bittet sich über die 50 Gulden freyes Bier und Tabak aus, so viel er braucht. NB. Raucht nur Bremer.

3.) N. N. 29 Jahre alt, frisch und gesund vom Körper, der Gottesgelahrheit Beflissener, predigt einen ziemlichen Bast, und besitzet eine grosse Stärke in Poschlen.

Will mit 50 Gulden zufrieden seyn, wenn er in 6 Jahren Substitute werden kann.

4.) N. N. hat zehn Jahre lang auf Universitäten gelebt, aber noch nicht absolvirt, da er immer das Unglück gehabt, relegirt zu werden. Ich glaube, er wird in den 6 Jahren Zeit haben nachzuholen, was er versäumt hat. Er ist ein lustiger Kopf, und wird sich für Junker Fritzen gut schicken. Bittet flehentlich um Versorgung und Brod, da er sich mit einem Nädermädchen versprochen hat. Er sicht.

5.) N. N. 27 Jahre alt, ist übersichtig, redet lateinisch und griechisch, kann aber kein Deutsch. Desto besser schickt er sich zu einem Informator in ein adliches Haus. Es ist ewig zu bejammern, daß man itzt anfangen will, nicht allein von Gelehrten, sondern auch von dem Adel zu verlangen, daß die sogenannten deutschen witzigen Schriften mit Geschmack lesen, und Deutsch lernen sollen. Als wenn ein Deutscher nöthig hätte, deutsch zu lernen. Quæ! qualis! quanta! Er verlangt [illegible] H. S. sage 2000 Sesterzen, thut, nach unserer Münze, etwan siebenzig Thaler leichte Geld.

6.) N. Seines Handwerks ein Poet, schreibt einen fliessenden Vers, alles in Reimen, und ist ein Todfeind von den itzigen schweren strotzenden Gedichten ohne Reime. Dem Himmel sey Dank, daß es noch hin und wieder Leute giebt, die Geschmack haben! Ausser der Mythologie, die er Trotz zehn andern versteht, hat er nichts gelernt. Er hat itzt ein wichtiges Werk unter der Feder, da er alle Sonn- und Festtagsepisteln in Reime bringt, ohne ein Wort vom Grundtexte zu ändern, oder zu versetzen. Wenn er damit fertig ist, will er sich ein wenig auf die Humaniora legen. Corderi Colloquia exponirt er ziemlich. In Wünschen ist er unerschöpflich. Er erbietet sich, ohne Besoldung zu dienen, wenn ihm für eine jede Gratulation von zweyhundert Versen baar vier Groschen gegeben werden, wobey er es jährlich wenigstens auf 8 Thaler zu bringen gedenkt. Er verlangt alle Weihnachten ein abgesetztes Kleid, es mag

so

so alt seyn, als es wolle. Um ein paar ganze Hosen wollte ich Ew. Excellenz selbst für den armen Schelm, statt des Handgeldes, gebeten haben. NB. Er ist auch witzig, und satirisch, man möchte sich vor Lachen ausschütten. Ew. Excellenz können tausend Spaß mit ihm haben. Böse wird er nicht leicht, man müßte denn seine Verse tadeln.

7.) Da Ew. Excellenz gar wohl bedächtig zu sagen pflegen, daß ein junger Edelmann, der nicht denkt, weit erträglicher sey, als einer, der keinen Hasen hetzen kann, so wollte ich Ihnen wohl N. N. vorschlagen. Er hat wider seinen Willen studiren müssen, weil es sein Vormund schlechterdings verlangt: er hat aber vor allen Wissenschaften so einen Abscheu, und dagegen zu den Jagdhunden eine solche Neigung, daß man seine Mutter, so des herrschaftlichen Verwalters Frau gewesen, nicht ohne Grund im Verdacht gehabt, daß sie mit ihrem gnädigen Herrn vertraut gelebt. Wenigstens hat sie sich an ihm versehen. Gelernt hat er also wenig oder nichts; aber er ist ein ganzer Jäger. Lerchennetze strickt er als ein Meister, und in der ganzen Gegend ist keiner, der den Vogelheerd so geschickt anrichten kann. Er will 5 Thaler, und alle Fuchsbälge. Fängt auch Hamster.

8.) N. N. ist kurz, untersetzt, und im Durchschnitte wenigstens zwey und eine halbe Elle stark, welches er dem fetten Biere zu danken hat. Als er bey mir war, konnte ich nicht erfahren, ob er etwas gelernt hatte, weil er ein wenig taumelte, doch habe ich viele schöne testimonia von ihm gesehen, die er von Schulen mitgebracht. Ich glaube, wenn er als Hofmeister nicht sonderlich zu brauchen ist, so wird er doch alsdann sehr gut seyn, wenn Ew. Excellenz Gäste haben. Denn ob er gleich nur ein schlechter Bürger ist, so säuft er doch Trotz manchem Cavalier. Er ist mit 50 Gulden zufrieden, wenn er einen Ducaten für jeden Rausch bekommt, den er sich trinkt, so oft er die honneurs vom Hause macht.

9.) N. N. ein guter stiller ehrlicher Mensch. Ich habe ihn zwo Stunden bey mir gehabt, aber auf alle meine

Fragen keine Antwort erhalten können, als: Ja! Hochedler Patron! Ich glaube, daß er grundgelehrt iſt, weil er gar keine Conceite hat. Ew. Excellenz werden mit ihm anfangen können, was Sie wollen, und er wird ſich alles gefallen laſſen. Ich fragte, was er zur Beſoldung haben wollte: aber er bückte ſich ſehr tief, und ſagte, Wie befehlen! Hochedler Patron! NB. Trägt keine Manſchetten.

10.) N. N. Ein ſüßes artiges Herrchen. Iſt geputzt, wie eine Puppe, und denkt auch ſo. Hat vier Jahre in Leipzig ſtudiert, und in vier Jahren keinen Buch auf den Kopf gebracht. Hat ſich, wie er ſagt, vornehmlich nur auf galante Studien gelegt. Erbietet ſich die junge Herrſchaft zu führen. Macht Dintenflecke aus der Mode, bohnt Schränke, und kann allerhand artige Figuren in Papier ausſchneiden. Als ich von ihm wiſſen wollte, wie viel er an Beſoldung verlangte, ſo machte er einen Bückling, und ſagte ganz klar: Siebenzig Thaler, zu dienen, Ihre Hochwohlen! Er gefällt meiner Frau.

11.) Wenn Ew. Excellenz einen Menſchen haben wollen, der im Lateiniſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, und der Hiſtorie, im Tanzen, Reiten und Fechten, und in allen moraliſchen Wiſſenſchaften Unterweiſung geben ſoll, ſo ſchlage ich Ihnen N. N. vor. Er verſteht zwar von allen dieſen nichts, er iſt aber meiner Schweſter Sohn, und kommt alle Woche wenigſtens zweymal zu mir, mich mit vieler Demuth ſeiner Devotion zu verſichern, um deswillen möchte ich ihm gern geholfen wiſſen. Ich habe ihn zwar, mit gutem Erfolge, jungen Leuten zur Privatinformation vorgeſchlagen, welche ſo billig geweſen ſind, ihn monatlich, in Anſehung meiner, zu bezahlen, ohne ſeine Stunden abzuwarten. Er reiſet mit ihnen meine juriſtiſchen Collegia ungeachtet er ein Theologus iſt. Achtzig Thaler Lohn dürfen wohl nicht zu viel ſeyn, denn er iſt mein Vetter.

Der

„Der Schleifwege zum geistlichen Schafstalle sind so viel, „daß jemand dieser Gegend sehr kundig seyn muß, „wenn er es unternehmen will, sie alle, aber doch „nur die meisten davon zu beschreiben. Eines der „sichersten und gewöhnlichsten Mittel ist dieses, wenn „sich der Candidat durch das Kammermädchen dem „Herrn darstellen läßt. Ich glaube nicht, daß jemand so „abergläubisch seyn und hierbey etwas bedenkliches finden „wird. Wider das Recht der Natur läuft es wenigstens „nicht, und die Kirchengeschichte unsrer Zeit rechtfertigt den „Gebrauch. Die Gelegenheit und der Raum verstatten „mir nicht, weitläuftig zu seyn; ausserdem würde ich mir „Mühe geben, zu beweisen, daß die Vocation in der Hand „eines solchen Frauenzimmers einen doppelten Werth erhal„te. Ein Mann, der Muth genug hat, diesen Schritt „zu wagen: den weder Exempel noch Vernunft abhalten „können, sich mit einer Person auf ewig zu verbinden, wel„che zwar nicht allemal, doch sehr oft, von einer problema„tischen Tugend ist, und gewiß nicht vergessen wird, bey „der geringsten Gelegenheit ihm vorzusagen, daß er durch „sie Schutz und Amt gefunden hat; ein solcher Mann oh„ne Gefühle wird gewiß auch in seinem Amte standhaft, „und immer unempfindlich bleiben; und die größten Verfol„gungen, die über sein Amt ergehn, werden ihn nicht nie„derbeugen, da er weit grössere in seinem Hause zu erdul„den gewohnt ist.

„Diese Betrachtungen bewegen mich, jungen Leuten „wohlmeynend zu rathen, daß sie so bald, als es möglich „ist, dergleichen Bekanntschaften suchen, um sich ihrem „Glücke zu nähern. Ich will es beiden Theilen leicht ma„chen, und für beide ein Formular liefern, wie man sein „Herz in dergleichen Fällen ausschütten müsse.„

An

An ein Cammermädchen.

Mademoiſelle,

Da ich weiß, wie viel Sie zu gewiſſen Stunden über den gnädigen Herrn vermögen: ſo glaube ich, daß ich mein Glück in keine beſſern Hände, als in die Ihrigen, empfehlen kann. Ich wünſche mir, an die Stelle des vorigen Informators zu kommen: und dieſes durch Ihren Vorſpruch. Sie werden keine Urſache finden, es zu bereuen, da ich mir vorgeſetzt habe, die Hochachtung mit Ihnen zu theilen, welche ich kraft der gnädigen Herrſchaft ganz ſchuldig bin, und da ich mich von meinem Verhalten wenigſtens dadurch unterſcheiden werde, daß ich weder zu mürriſch, noch zu pedantiſch bin, Ihnen bey müßigen Stunden auf vielerley Art zu ſagen, daß ich ſey

Mademoiſelle,

der Ihrige.

. . . . . .

M. C. Ich bin Magiſter, drey Ellen drey Zoll lang, ſiebe und zwanzig Jahre alt, habe, wie man mir ſagt, einen feinen Fuß, und bin ſehr geneigt, zu ſeiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Antwort.

Mein Herr Magiſter,

Ich habe mit ihm geredet, mit dem gnädigen Herrn. Er ſagte, nein, gewiß nein, ich kann Ihnen nicht ſagen, was er ſagte; erſt ſagte er gar nichts, aber hernach . . . ich werde ganz roth, er kehrte ſich herum zum Fenſter, und ſagte, wie er immer ganz ſpaßhaft iſt: Du! liebe Hure, willſt du die den Informator . . . ich kann's

kanns bey meiner Ehre nicht raus sagen: er fragte mich, ob ich Sie kennte? Bey meiner Frau Muhme habe ich ihn gestern gesehn, sagte ich, und da sagte ich weiter nichts. Mit einem Worte, mein Herr Magister, es ist so gut, als richtig. Die gnädige Frau möchte des Teufels werden; aber es hilft nichts. Der Vorreiter hat ihr des Schulmeisters ältesten Sohn vorgeschlagen, und sie hat es auch dem Vorreiter versprochen. Nein, da wird nichts draus. Herr Jemine! das fehlte uns noch, so einen rothköpfichten Informator! den sollten wir noch ins Haus kriegen? Machen Sie sich immer fertig. So bald der gnädige Herr wieder einen Anfall von der Kolike kriegt, will ich ihn noch einmal daran erinnern. Er ist ein gar zu lieber Herr! Wenn Sie zu uns kommen, das will ich Ihnen nur sagen, daß Sie Sich aus der gnädigen Frau gar nichts zu machen haben. Sie hat noch ein Mensche bey sich, das Maulaffengesichte möchte auch gern Cammermädchen heißen. Der vorige Informator sagte immer, sie hätte schöne weiße Zähne; ich denke der Balg wird ihm wohl nachziehn, wenn er weg ist. Aber, ich weis nun nicht, was sie thun wird, wenn sie nun, ich setze nun den Fall, sie bliebe noch da, da nehmen Sie Sich ja vor ihr in Acht, es ist ein böses gefährliches Thier, sie hat ein meschantes Maul. Gott bewahre einen jeden Christen vor ihr; der Nickel! Nun, wie gesagt, machen Sie immer ihre Sachen fertig, daß Sie auf Weihnachten anziehen können. Ich bin Ihre Dienerinn.

N. S. Wie Gott will! Ich bin immer noch ein und zwanzig Jahre alt. Unser alter Pfarrer wird doch nicht ewig leben. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Ihre Dienerinn. Für das schöne Band danke ich; es ist auch ein gar zu niedliches Bändchen. Leipzig bleibt wohl Leipzig. Adieu.

„Wem etwa diese Art, seine Absichten zu erklären, zu dreist, und nicht fein genug vorkömmt, den will ich durch den kleinen Roman befriedigen, welcher

„in den nachſtehenden ſechs Briefen erzählt wird. Hat je„mand von meinen Leſern Zeit und Luſt, ſich ſelbſt im Briefe„ſchreiben zu üben, der wird wohl thun, wenn er den zweyten Theil dazu verwendet, und die Neubegierde ſeiner Freunde befriedigt, welche vielleicht gern wiſſen wollen, „ob der Candidat die Pfarre wirklich angenommen; ob ſeine, „und der jungen Wittwe Wünſche erfüllt worden; und ob „der Kirchenvätern noch oft nöthig gehabt, ſie über ihren „alten Mann zu tröſten. „

Schreiben

einer Prieſterwittwe an den Candidaten.

Hochgeehrter Herr Magiſter.

Es hat der gnädige Herr mir befohlen, Ihnen inliegenden Brief zu überſenden. Er betrift Ihre Beförderung an die Stelle meines ſeligen Mannes. Sollte die Sache zur Richtigkeit kommen, ſo wünſche ich ihnen im voraus Glück, und beſonders dieſes, daß Sie des Amts länger genieſſen mögen, als mein ſeliger Herr, welcher es nur vier Jahre lang verwaltet hat, und deſſen Tod mir deſto ſchmerzhafter fällt, da er mich nach einem dreyjährigen Ehebande in meinem zwey und zwanzigſten Jahre als eine unglückliche Wittwe verlaſſen hat. Das Amt iſt ſehr mühſam wegen der ſtarken Wirthſchaft, die damit verknüpft iſt, und die ohne groſſen Schaden nicht verpachtet werden kann. Das Inventarium beträgt wenigſtens ſechshundert Thaler, und mein ſeliger Herr würde ſich dadurch unfehlbar ruinirt haben, wenn er nicht mit einem Theile meines Vermögens ſolches beſtritten, und die Wittwe des Vorfahren befriedigen können, welche ſolches allemal auf einen Termin ausgezahlt bekommen muß. Sollten Sie veranlaßt werden, eine Gaſtpredigt zu thun: ſo ſtehet Ihnen mein Haus und Tiſch zu Dienſten, wenn es Ihnen gefällig, bey mir abzutreten. Fänden ſich noch einige Schwierigkeiten wegen

wegen Ihrer Beförderung: so haben Sie das Vertrauen zu mir, daß ich Ihnen nach Vermögen, und vielleicht mit gutem Erfolge dienen werde, da ich seit vielen Jahren mich der Gnade unsers Kirchenpatrons rühmen kann. Ich erwarte baldige Antwort, und bin

Meines Hochgeehrten Herrn

ehrendienstwillige,

N. Wittwe.

N. S. Ich habe von meinem seligen Herrn, tröste ihn Gott, ein einziges Kind, und das arme Würmchen ist immer kränklich, daß es wohl nicht lange leben dürfte. Was für Herzleid muß ich nicht bey allen meinem Gelde als eine unglückliche Wittwe im zwey und zwanzigsten Jahre erleben! Antworten Sie ja bald.

Mein Herr,

Der Herr Stiftsrath hat mir so viel gutes von Ihnen zu rühmen gewußt, daß ich glaube, keine bessere Wahl treffen zu können, als wenn ich Ihnen die durch den Tod meines Pfarrers erledigte Stelle anbiete. Das Amt ist eines der austräglichsten: doch muß ich Ihnen auch dieses sagen, daß die meisten Einkünfte in der Wirthschaft bestehen. Es wird nöthig seyn, daß Sie wenigstens tausend Thaler in Händen haben, um das Inventarium anzuschaffen. Konnten Sie Sich mit der Wittwe verstehen, daß sie Ihnen das gegenwärtige Inventarium für ein billiges überließe: so wären einige hundert Thaler zu ersparen. Sie ist ein billiges Weib, und ich habe sie allemal als eine gute Frau gefunden. Noch eins will ich Ihnen rathen. Wenn die Sache zur Richtigkeit kommt, so sehn Sie Sich nach einer guten Wirthinn um, welche auf dem Lande erzogen ist, und die Haushaltung, besonders die hiesige Landesart, wohl versteht, denn darauf kommt viel an, sonst sind sie gleich im ersten Jahre

kommt. Ich überlaſſe alles Ihrer Einſicht, denn ich bin keiner von denen, welche die Vocationes mit ſolchen Bedingungen übergeben, die einschränken, oder dem Candidaten zur Laſt fallen können. Melden Sie mir Ihre Entſchlieſſung, und ob Sie eine Gaſtpredigt thun können. Da ich als Officier wenig auf meinem Gute, und unverheirathet bin, auch keine eigene Wirthſchaft habe, und auf dem Schloſſe bleiben laſſe: ſo will ich Ihnen ſtellen, daß Sie in der Pfarre abtreten können, wenn Sie die Gaſtpredigt thun. Die Wittwe wird Ihnen alle Höflichkeit erweiſen. Schreiben Sie mir, ſo bald Sie können. Mein Reitknecht ſoll die Antwort bey der Wittwe abholen. Leben Sie wohl!

M. S. Sie ſind doch nicht ſchon mit einem Mädchen verſprochen?

Gnädiger Herr,

Ich lobe das Anerbieten Ew. Gnaden, die Annehmlichkeiten des Amts, eine junge Wittwe, mit einem einzigen, und noch darzu kränklichen Kinde, ein Vermögen, und eine ganz einträgliche Wirthſchaft, beides als einen gewiſſen Beruf an. Gefällt es mit Dero gnädigen Erlaubniß, ſo will ich auf künftigen Sonntag die Gaſtpredigt thun, und ſodann weitern Befehl von Ihnen erwarten. Ich werde mich bey meinem Amte ſo benehmen, daß Ew. Gnaden mit der getroffenen Wahl zufrieden ſeyn ſollen; in Dero gnädigen Protection empfehle mich gehorſamſt, und bin ꝛc. ꝛc.

Hochzuehrte Frau,

Ich habe nicht einen Augenblick nöthig gehabt, mich über das mir angetragene Amt zu beſinnen. Ich folge dem mir gewiſſen Winke mit Freuden, und verlaſſe mich auf Dero Verſprechen bey dem gnädigen Herrn. Da ich auf dieſe Art Ihnen lediglich mein ganzes Glück zu danken habe: ſo werde ich mich weiter Ihres wohlgemeynten Rathes bedienen;

nen; und weil ich mich wegen der starken Wirthschaft, nothwendig bald verheirathen muß: so werde ich keine Frau, als von Ihrer Hand annehmen. Ich weiß, daß Sie bey Ihrer guten Einsicht nach meinem Wunsche wählen, und mich auch auf diese Art glücklich machen werden. Künftigen Sonntag, so Gott will, ein mehrers. Ich werde alsdann meine Gastpredigt thun, und Gelegenheit haben, Ihnen ausführlicher die Versicherung zu thun, daß ich mit wahrer Hochachtung sey ꝛc. ꝛc.

Gnädiger Herr,

Ew. Hochwohlgebohrnen Gnaden übersende durch den alten Hanns die Antwort des Herrn Magisters, welche, wie ich aus dem Briefe an mich urtheile, nach Wunsche lauten wird. Ich erkenne mit demüthigem Danke die Gnade, welche Sie bey dieser Gelegenheit auf eine so vorsichtige gegen mich hegen. Nehmen Sie Sich einer armen verlassenen Wittwe ferner an, und seyn Sie versichert, daß ich nach meinem wenigen Vermögen nicht unerkenntlich seyn werde. Ich glaube seit sechs Jahren einiges Recht auf Ihre gnädige Vorsorge erlangt zu haben, und alles, was ich wünsche, ist dieses, daß ich ferner auf Ihrem Gute bleiben, und so oft als möglich Sie mündlich überzeugen könne, daß ich unverändert sey,

Gnädiger Herr,

Dero

demüthige Dienerinn

* * * * *

Kleiner Narr,

Thust du doch so demüthig und ehrbar, als wenn wir einander erst gestern hätten kennen lernen. Verlaß dich

auf mich! Habe ich dich das erſtemal mit Ehren unter die Haube gebracht: ſo will ich dich auch itzt gewiß mit Ehren unter der Haube erhalten. Dein neuer Herr Candidat iſt verflucht luſtig. Wer Teufel hat ihn ſo kurze gemacht? Ich glaube, wenn es nach ihm gienge: ſo machte er mit dir Hochzeit, ehe er noch die Faſtpredigt thäte. Er wird auf den Sonnabend anmarſchirt kommen. Neige dich fein tief, und werde hübſch roth, wenn er dir einen demüthigen Buckel macht. Aber, das rathe ich dir, Hanchen, gieb ja wohl auf deine ſchelmiſchen Augen acht. Dein ſchwarzer Ritter, ſo luſtig er iſt, ſcheint mir kein ſolcher ehrfurchtsvoller Pinſel zu ſeyn, wie der ſelige gute Mann, dem ich wohl hatte ein langeres Leben wünſchen wollen. Laß es gut ſeyn, wir wollen ihn ſchon bretiren, wenn wir ihn nur einmal da haben, wo wir ihn haben wollen. Stell dich ja recht züchtig und fromm; wenn er dein Mann iſt, kannſt du ſchon wieder einbringen, was du itzt verſaumſt. Fromme Wittwen, böſe Weiber! Nicht wahr? Kann ich Urlaub erhalten, ſo komme ich auf den Sonntag früh ſelbſt. Da muſt du recht erſchrecken, wenn ich komme. Je! Gnadiger Herr, muſt du rufen, und dich tief, tief bücken. Thu nur, als wenn du mir die Hand küſſen wollteſt. Ich werde kein Narr ſeyn, und es [illegible] Bedaure, daß du nicht im Stande warſt . . daß du dir die hohe Gnade nicht verſehen hatteſt . . daß du, da ich dir das erſtemal die Gnade meines Zuſpruchs gonnete, ſo wenig geſchickt . . . daß du bey deinen betrübten Umſtänden . . . (geſchwinde fahre nach dem Schnupftuche, und reibe dir die Augen) daß dein ſeliger Mann . . . (immer beſſer gemeint) daß du als eine unglückliche verlaſſene Wittwe . . . Siehſt du, ſo muſt du recht beſtürzt reden, immer von vorne anfangen, und nichts ausreden. Ich will dir zu rechter Zeit in die Rede fallen. „Meine liebe „Frau Magiſtrinn (will ich mit einem huldreichen Tone auf „dich herab reden) faſſen Sie Sich, es iſt Gottes Wille, „und Sie ſind eine zu gute Chriſtinn, als daß Sie unter „Ihrem Kreuze murren ſollten. Tragen Sie es, als eine

„ver-

„nünftige Frau, in Geduld. Der Himmel, der Sie auf „eine ſo ſchmerzliche Art betrübt hat, wird Sie vielleicht auf „andere Art wieder erfreuen. Sie ſind dieſe fromme Ge„laſſenheit ſich ſelbſt, und ihrem armen Kinde ſchuldig. Sind „Sie bey Ihren glücklichen Umſtanden andern, als eine ver„nünftige Frau, ein Exempel geweſen: ſo ſeyn Sie es auch „itzt bey ihrem Unglücke. Verſichern Sie Sich meiner „Dienſtbereitwilligkeit auf alle mögliche Art. Der Herr „Candidat ſcheint mir ein vernünftiger Mann zu ſeyn, der „gewiß keiner armen Wittwe Unrecht thun wird. Ich wer„de Ihnen die Freundſchaft, die ich gegen Ihren ſeligen „rechtſchaffenen Mann gehabt, (geſchwind wieder ein biß„chen geweint) gewiß niemals entziehen. Ihre Tugend und „ihr Unglück verdienen meine ganze Vorſorge.„ Nun fahre mir hurtig nach der Hand, oder nach der Weſte, was du am erſten kriegen kannſt. Ich werde mich vornehm zurück ziehen, und dir die Hand väterlich drücken. Siehſt du Hannchen, das iſt ungefähr der Text zu unſrer Comödie. Spiele deine Rolle ja gut. Ich ſtehe dir für das übrige. Je klüger dein künftiger Mann iſt, je lieber wollen wir ihn betrügen. Der vorige war, unter uns geredt, ein wenig gar zu tumm. Der Verwalter ſoll dir Fiſche und Wildpret geben, ſo viel du brauchſt. Du weißt doch, daß auf dem Schloſſe gebaut wird, und kein Zimmer für mich zu rechte gemacht iſt. Weißt du das nicht? Im Ernſte nicht? Freylich wird gebaut. Ich werde den Abend in der Pfarre bleiben müſſen. Der Herr Candidat mag eben im Studirſtübchen ſchlafen. Ich will mein Plätzchen ſchon finden. Verſtehſt du mich? Nun führe dich fein ſchlau auf. Es wird ſchon gehn. Lebe wohl. Es bleibt beym alten.

N. S. Zerreiß den Brief ja, der Teufel möchte ſein Spiel damit haben.

„Ein ſehr wichtiger Beweis von der Gröſſe und Stärke „unſrer Religion iſt gewiß dieſer, daß ſie auch an „denenjenigen Orten gewaltig und fruchtbar iſt, wo „die geiſtlichen Aemter zu ihrer Schande durch die Vorſor„ge ſolcher Männer beſetzt werden, welche kaum unvernünf„tiger ſeyn könnten, als ſie ſind, wenn ſie auch gar keine „Religion hätten.

„Ich habe ſchon ſonſt Gelegenheit gehabt, meine Ge„danken davon bekannt zu machen *. Damit das Unſinni„ge deſto beſſer in die Augen falle, welches diejenigen be„gehn, die auf eine ſo unvorſichtige Art das wichtige Recht „misbrauchen, welches die Obrigkeit ihren vernünftigern „Vorfahren gegönnt hat, und damit das Unanſtändige de„nen deſto mehr in die Augen falle, welche, ungeachtet ih„rer ungeſitteten Lebensart und pöbelhaften Unwiſſenheit, „unverſchämt genug ſind, die ewigen Wahrheiten eine Ge„meine zu lehren, die ihnen nicht einmal ihr Vieh zu hüten „anvertrauen würde: ſo habe ich die Züge in nachſtehenden „beiden Briefen ziemlich ſtark und deutlich gemacht, und „von einem ieden dergleichen Charaktere einen Strich ent„lehnt, um meine Copey recht verabſcheuungswürdig zu „machen. Sie werden darum nicht unwahrſcheinlich; ich „glaube, daß faſt in einer jeden Diöces wenigſtens ein Ori„ginal ſeyn wird.

„Ich habe dieſen Eingang etwas ernſthaft abfaſſen müſ„ſen, weil ich hier mit einer Art Leſer zu thun bekomme, „unter denen verſchiedene ſind, welche nebſt vielen andern „Sachen, die ſie nicht verſtehn, auch dieſes nicht wiſſen, „was die Eigenſchaft der Satire und Ironie erfodere, und „daher

* Siehe Antons Panſa von Mancha Abhandlung von dem Sprichworte: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand**, in der Sammlung vermiſchter Schriften zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes. II Th. 55 S. und im vierten Theile dieſer Satiren.

„daher schon öfters auf den unglücklichen Einfall gekommen „sind, mich in ihrem kleinen unwissenden Herzen, und „wohl öffentlich, zu verketzern, wenn ich von dem Thörich„ten ihres Standes, und von den unbilligen Absichten ih„rer Beförderer, in der lachenden Sprache der Satire ge„redet habe, um diejenigen desto verehrungswürdiger zu „machen, welche eine wahre Zierde ihres Amts, und also „ganz anders sind, als sie. „

Lieber Herr Bruder,

Es ist mir recht lieb, daß dein Alter sich abgeführet hat. Das verdammte Schmälen hatte kein Ende. Ich weiß nicht, ob die Leute sich einbilden, daß wir ihnen darum Amt und Brodt geben, daß sie uns alle Sonntage die bittersten Wahrheiten vorpredigen, und uns den Teufel in den Rachen schieben sollen. Für die Bauern ist das gut genug, und wenn ich ein Bauer wäre, so lebte ich vielleicht auch fromm weil ich sonst nichts zu thun hätte; aber für Manner vom Stande, und für uns, die wir alte Landedelleute sind, sieht das andächtige Kopfhängen sehr albern aus. Wäre es nach deinem alten Murrkopfe gegangen, so würdest du ein ehrbarer frommer christlicher Burger, und dem ganzen Adel lächerlich geworden sein. Was meynst du, Brüderchen, was ist ruhmlicher, über der Postille, oder beym Deckelglase einzuschlafen? daß die Pfaffen für uns beten, wir wollen für sie saufen. Jeder nach seinem Berufe! Aber auf diese Art fahrt ihr dahin, wie das Vieh, sagte dein Alter. Gut! Wer weiß denn auch, obs wahr ist. Fahren wir, wie unsere Alten, so wollen wir auch leben, wie unsere Alten. Es waren doch beym Henker ganze Leute, die auf ihren alten Adel hielten. Ländlich, sittlich! Ein rechtschaffner Deutscher müßte sein Vaterland wenig lieben, wenn er deswegen nach Frankreich reisen wollte, daß er Wasser trinken lernte. Aber zum Hauptwerke zu kommen. Du brauchst einen neuen Pfarrer. Ich will dir einen vorschlagen, das ist ein ganzer Kerl. Er ist zehn Jahre als Feldprediger

bey meinem Regimente mit herum gelaufen, und er iſt recht, wie ich mir ihn wünſche. Er hat an mich geſchrieben, und gebeten, dir ihn vorzuſchlagen. Da, lies den Brief ſelbſt. Ich verliere ihn ungern. Der iſt recht nach deinem Herzen. Und wenn du gar nicht in die Kirche kämſt, ſo wird er nicht mukſen. Gieb ihm alle Wochen ein paarmal zu freſſen, ſo iſt er zahm, wie ein Lamm. Du wirſt deine Freude mit ihm haben. Er ſauft dich und deine hochadelichen Gäſte alle unter den Tiſch, und wenn er die ſchwarze Kutte ausgezogen hat, ſo flucht er, wie ein Corporal. Nimm ihn, Brüderchen, ich rathe dirs, es wird dich nicht gereuen. Gelernt hat er nichts; aber er predigt dir, der Henker hole mich, ſeinen Stiefel weg, daß es eine Art hat; und der Heuchler ſieht ſo frömm da, als wenn er von der Kanzel gen Himmel fahren wollte. Meine Cathrine konnte ihn recht gut leiden. Ich glaube gar, der Ketzer gieng mir manchmal ins Gehege! Nun Brüderchen, wie geſagt, nimm ihn. Seinetwegen magſt du leben, wie du willſt. Und wenn du heute zum Teufel fahreſt, ſo fährt er morgen nach. Es iſt ein braver Kerl. Grüſſe mir deine Menſcher. Lebe wohl.

Gnädiger Herr Obriſter,

Es iſt beym Herrn von . . . eine austrägliche Pfarre offen, und ich möchte ſie gern haben. Kathryngen ſage, Sie wären ein guter Freund von ihm, und könnten mir leicht dazu helfen. Ich bin das wilde Leben überdrüſſig, und möchte gern einmal meinen eignen Heerd, und meine eigne Frau haben. Haben Sie die Gnade, und ſorgen Sie für mich. Ich habe gehört, daß der alte Pfarrer mit ſeinem Patrone in groſſer Feindſchaft gelebt hat; aber die Schuld war ſeine. Ich getraue mir beſſer mit ihm auszukommen. Ich kenne die Herren ſchon. Wenn er mir giebt, was mir gehört, ſo mag er leben, wie er will. Mit Schmälen und Predigen, halten Sie mirs zur Gnade, macht man euch Herren nicht frömmer. Sie ſind

vornehm, als daß Sie uns zu Gefallen fromm und christlich leben sollten. Und, unter uns gesprochen, aus dem beständigen Poliren kommt auch nicht viel heraus. Mit den Jahren ändert sichs so wohl. Es ist schlimm genug, wenn die Herren einmal bey Hofe sind, und ein paar Wochen erbar thun müssen: sollen wir ihnen auch das Leben noch sauer machen, wenn sie sich beym Regimente oder auf ihren Gütern aufhalten? Ich kenne die Welt besser. Saufen und Huren ist bey Herren von Ihrer Art und Erziehung unter den Ihnen immer noch das einzige, womit sie sich von uns bürgerlichem Pobel unterscheiden. Halten Sie mir diesen Scherz zur Gnade; ich rede, wie ichs meyne. Sie kennen mich schon. Mit einem Worte, gnädiger Herr Obrister, schaffen Sie mir die Pfarre, oder ich trinke, mein Seele! nicht ein Glas Wein mehr mit Ihnen. In dieser Hoffnung verharre ich mit aller Hochachtung,

Gnädiger Herr Obrister,

Dero

zum Gebethe und unterthänigst zu dienen
stets williger

M. Feldprediger.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

„Ich bin überzeugt, daß dem gemeinen Volke, und besonders dem Landvolke, ein geschickter und fleißiger „Schulmeister fast noch unentbehrlicher sey, als ein „gelehrter, und beredter Prediger. Und dennoch ist man „an vielen Orten bey der Besetzung dieses Amts bewahe „noch leichtsinniger, und noch weniger besorgt, als bey den „andern geistlichen Aemtern. Ich will mich nicht dabey „aufhalten. Ich will meinen Schulmeister reden lassen. „Noch zur Zeit ist er nicht befördert; ich weiß aber ein ge„wisses Rittergut, wo ich ihn in Vorschlag bringen will, „und ich hoffe gewiß, er wird sein Glück daselbst machen.„

Hoch-

Hochwürdiger, Hochgelahrter Herr,
Gnädiger Herr Lieutenant,

Unser Schäfer hat mir erzählt, daß ihr Schulmeister in vorigen Woche gestorben ist, und daß Sie bemüht sind, diese Stelle, so bald möglich, wieder zu besetzen. Da ich in vorigem Jahre der Lerchenstrich von E. Gnaden gepachtet, und zwey Gulden mehr gegeben habe, als mein Vorfahr: so nehme ich mir die Freyheit, Ew. Excellenz dienstfreundlichst zu bitten, Sie wollen die hohe Gnade haben und mich zu Ihrem allerunterthänigsten Schulmeister machen. Meine Stimme ist gut, und ich getraue mir, die grötzte Kirche zu füllen. Die Orgel schlage ich frisch, und in Fugen bin ich stark. Ich habe das Unglück gehabt, dreymal abgesetzt zu werden, aber meine Feinde sind Schuld dran, und vielleicht wäre es das letztemal auch nicht geschehen, wenn ich den Superintendenten zu rechter Zeit einen gemästeten Truthahn geschickt hätte. Das erstemal kam es über des Schulzens Frau her. Der Corporal gab mich an: aber er mochte wohl seine Ursachen haben. Es giebt böse Leute, die alles zu Bolzen drehn, und ich war noch nicht verheirathet. Das zweytemal war mein eigener Pfarrer Schuld dran. Ich weigerte mich, ihm den Priesterrock aufs Filial nachzutragen; und deswegen machte er dem Kirchenpatrone weiß, ich sey alle Tage im Brandtweine besoffen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß es alle Wochen nur ein paarmal geschahe, und noch dazu war es im damaligen Winter grimmig kalt. Das drittemal war ich vollends gar unschuldig. Es fiel dem Superintendenten ein, daß ich in seiner Gegenwart catechisiren müßte. Freylich gieng es nicht recht, wie es seyn sollte, und meine Jungen wußten mehr, als ich sie fragen konnte; aber der Catechismus ist auch niemals mein Hauptstudium gewesen, weil ich mich von Jugend an, auf Vogelstellen gelegt habe. Soll man deswegen einen ehrlichen Mann absetzen, wenn er das nicht versteht, was zu seinem Amte gehört?

W

Wie viel Pfarrer und Superintendenten würden ohne Amt herum laufen, wenn das eingeführt werden ſollte! Wie geſagt, wenn ich in Zeiten geſchmiert hätte, ſo wäre ich wohl beſſer gefahren. Aber meine Frau wollte nicht dran; ſie hatte den Truthahn gar zu lieb. Sehn Sie, gnädigſter Herr Lieutenant, das iſt nun alles, und davon macht man ſo ein Aufhebens. Ich denke in Ihr Dorf werde ich mich ganz gut ſchicken. So viel Ihre Bauerjungen von Gottes Worte brauchen, will ich ihnen doch wohl vorſagen. Für armer Leute Kinder mag es halbweg ſeyn. Auf den Reſpect halte ich; da gebe ich Ihnen mein Wort. Ich will die Jungen zuſammen peitſchen, ſie ſollen Del geben, wenn ſie nicht gut thun wollen. Was mir am Chriſtenthume und dem Catechismus abgeht, das erſetze ich auf eine andere Art. Sie haben keinen Barbier im Dorfe, den Sie doch ſo nothwendig brauchen, da Sie Sich beſtändig daſelbſt aufhalten. Das verſtehe ich perfect. Ich will Ew. Gnaden umſonſt ſcheren, nach dem Striche und wider den Strich, wie Sie es verlangen, und alles umſonſt, darauf können ſich Ew. Excellenz verlaſſen. Die gnädige Frau Gemahlinn iſt eine Liebhaberinn vom Brandteweine: Das ſage ich Ihnen, ſo ſchön muß ihn kein Menſch abziehn, als ich. Meine Frau hat ein beſondres Geheimniß, Froſchleichwaſſer zu machen, welches zu einer reinen Haut, und wider die Sommerſproſſen hilft. Das wird ſehr gut für den älteſten Junker ſeyn, welcher ſehr viel auf ein hübſches weiſſes Geſichtchen hält. Ich glaube, Ew. Magnificenz ſollen ſo viel Einſicht haben, und finden, daß ſich niemand beſſer zu Ihrem Schulmeiſter ſchickt, als ich. Rechnen und Schreiben iſt auch meine Sache nicht; aber was thut das? Ich will mir einen groſſen Jungen aus der Gemeine halten, der es an meiner ſtatt thut. Ich denke ja wohl, das geſchieht in den meiſten Aemtern, daß einer den Titel und die Beſoldung hat, und einen groſſen Jungen für ſich arbeiten läßt. Was vornehmen Leuten recht iſt, das wird doch bey einem armen Dorfſchulmeiſter auch angehn. Mit einem Worte, ich verlaſſe mich darauf, daß ich den Dienſt kriege. Gevatterbriefe

briefe, und Hochzeitbriefe, das ist mein Werk, die kann ich schreiben, trotz zehen andern! Ich schicke Ihnen von beiden eine Probe mit, die sich gewaschen hat. Wenn Sie mir den Dienst geben, gnädigster Herr Lieutenant, so schenke ich ihnen den besten Lockspitzen, den ich habe, einen Reiter, über den nichts geht. Der junge Herr soll meinen Staar kriegen, das ist ein Staar! Er kann Ew. Gnaden in dreyerley Sprachen einen Hahnrey heissen, und hat mehr gelernt, als mancher Magister. Lassen Sie mir durch Ihren Pachter antworten, gnädiger Herr. Er darf mir nur den Brief mit dem Drescher überschicken. Ich halte mich mit meiner Frau itzt, weil ich keinen Dienst habe, haussen in der Kneipschenke am Anger auf. Und hiermit Gott befohlen. Der ich allstets verharre

Gnädiger Herr Lieutenant.

Ew. Excellenz

allerunterthänigst, treugehorsamst
pflichtschuldigster

N. S. Meine Frau meynte, ob ich nicht, wenn ich das Schuldienst kriegte, von Ew Gnaden den Titel als Cantor bekommen könnte? Da bey allen Aemtern die Titulaturen steigen, so möchte ich auch nicht gern zurück bleiben. Es wird sich wohl geben.

A.

Formular

zu einem Gevatterbriefe, à 8. gl. —

T. T.

Nachdem es dem grossen Gott gefallen hat, meine liebe Hausfrau in Gnaden zu entbinden, und uns beiden

seits Aeltern mit einem jungen Töchterlein zu erfreuen, und aber uns, als christlichen Aeltern, obliegen will, dieses Kindlein dem Herrn vorzutragen, und hierzu christliche Taufzeugen zu erbitten, worzu wir Ew. ꝛc. vorlängst in unser Herz eingeschlossen haben:

Als ergeht an meinen Hochzuehrenden Herrn, und zukünftig werthgeschätzten Herrn Gevatter, mein dienstfreundliches Suchen und Bitten, Dieselben wollen Sich gefallen lassen, morgen des Nachmittags um drey Uhr, wird seyn der siebente May, sich allhier einzufinden, dieses christliche Werk zu verrichten, und sodann in unsrer Behausung mit Speis und Trank, so viel Gott beschert hat, großgünstig vorlieb zu nehmen. Dafür werde ich seyn

E. E.

Meines Hochzuehrenden Herrns,
und zukünftigen werthgeschätzten
Herrn Gevatters

dienstwilligster
ꝛc. ꝛc.

B.

Detto ein Formular, noch etwas feiner; kostet einen Gulden Trankgeld für den Schulmeister.

HochEdler, Vest, und Hochgelahrter,
Insonders Großgünstiger Hochzuehrender Herr Gevatter,
Vornehmer Freund,

Denenselben kann aus erfreutem Gemüthe nicht verhalten, welchergestalt der allgewaltige Gott meine Eheliebste

ihrer

ihrer bisher getragenen weiblichen Bürde heute Morgens um acht Uhr in Gnaden entbunden, und uns beiderseits mit einem wohlgestalten jungen Söhnlein verehret.

Wenn denn solches unser Kindlein gleich andern Menschen in Sünden empfangen und gebohren, uns beyden uns Aeltern obliegen will, solches zur heiligen Taufe befördern zu lassen, dazu aber christliche Mittelspersonen, und Taufzeugen erfodert werden, und zu unserm hochzuehrenden Herrn Gevatter das Vertrauen haben, daß Dieselben nebenst andern dieses christliche Werk auf sich nehmen werden;

Als ergehet an Dieselben mein und meiner Eheliebsten dienst- und ehrenfreundliches Bitten, Sie wollen von Ihren vornehmen Geschäfften sich so viel abmüßigen, sonder Beschwerde morgen des Tages, gönnets Gott, gegen drey Uhr in der Kirche allhier zu erscheinen, obgedachtes unser Kindlein in der Taufe vortragen zu helfen, darauf mit Ihrer Frau Eheliebste in meiner Behausung einzusprechen, und mit den Tractamenten, so der liebe Gott an Speise und Trank bescheeren wird, vorlieb und willen zu nehmen.

Solches, wie es Denenselben zu Ehren, mir und meiner Eheliebsten aber zu sonderbarem Gefallen, und unserm Kindlein zur zeitlichen und ewigen Wohlfahrt gereicht; also sind wir es andere Wege zu verdienen, und zu verschulden gerissen, unter göttlicher Obhut verbleibende

Hochedler, Vest, und Hochgelahrter
Herr,

Meines Hochzuehrenden Herrn Gevatters,

dienstwilliger
N. N.

C.

C.

Formular
zu einem Hochzeitbriefe.

Hochedler, Vest und Hochgelahrter,
Insonders großgünstig Hochgeehrter Herr,
Vornehmer Freund,

Denenselben gebe hiermit zu vernehmen, welchergestalt uf vorher abgeschicktes Gebet, und darauf erfolgte göttliche Fügung, auch mit Genehmhaltung und Einwilligung beiderseits Aeltern, ich mich unlängst mit Jungfer M. M. Herrn M. N. allhier ehelieblichen jüngsten Tochter in ein beständiges Ehegelobniß eingelassen, und solches uf den funfzehnten instehenden Monats vermittelst priesterlicher Copulation zu vollziehn entschlossen.

Wenn denn dabey meinen Hochgeehrten Herrn nebst deren Ehegliebste auch gerne sehen und haben möchte; als ergeht an Dieselben mein dienst- und ehrenfreundlich Bitten, Sie wollen belieben, Sich so viel von ihren obhabenden vornehmen Verrichtungen diesmal zu entbrechen, bemeldten Tages in meiner Behausung allhier einzufinden, der priesterlichen Trauung beyzuwohnen, und Gott um eine gedeyliche Ehe anzurufen, und sodann nach beschehenem solchen Actu das der Zeit und Gelegenheit nach angestellte Hochzeitmahl zu genieſſen, und vollenden zu helfen.

Wie nun solches zuförderst dem Stifter des heiligen Ehestandes zu Ehren, mir und meiner Verlobten, und beiderseits Anverwandten zu sonderbarem Gefallen und Freundschaft gereicht; also bin ich sothane hohe Ehrenerweisung in dergleichen, und andern Begebenheiten zu verdienen ohn-

vergeß-

vergeßlich, massen unter Gottes Schutz und Obhand verharre,

Hochedler, Vest und Hochgelahrter,

Meines großgünstig Hochgeehrten Herrn,

allezeit dienstwilliger

N. N.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

„Damit ich meine Briefe auch für diejenige Art der Gelehrten brauchbar mache, welche ganz anders denken und anders reden, als Vernünftige denken und „reden: so will ich nachstehenden Brief einrücken. Man „gebe mir nur nicht Schuld, daß die Sache übertrieben sey. „Findet man nicht allemal aphthonianische Chrien, und ist „auch nicht allemal auf dem Rande beygesetzt, wie der Gedanke im Griechischen oder Lateinischen heißt, den man „vorbringt: so findet man doch das Wesentliche dieser Pedanterey sehr oft. Man mache mit einem jeden Briefe, „den ein Pedant mit Fleiß, und, nach seiner Art, mit „Ueberlegung schreibt, die Probe, und zergliedre ihn nach „den Regeln der Schulkunst: so wird man das Steife, und „das Schematische auch alsdann finden, wenn sich schon der „Verfasser die Gewalt angethan hat, weder Sentenzen seiner Alten, die er Weisheit nennt, noch todte Sprachen, „die seine Gelehrsamkeit ausmachen, darunter zu mischen. „Ich bin von dieser Wahrheit so überzeugt, daß ich mir „gewiß zu behaupten getraue, mein Brief würde bey dieser „Art Schriftstellern grossen Beyfall gefunden haben, wenn „ich ihn nicht durch diesen Vorbericht verdächtig gemacht „hätte.„

CHRIA APHTHONIANA.

Wird um eine Rectoratstelle in einem kleinen Städtchen gebeten.

Hochedelgebohrne Frau,

Hochzuehrende Frau Bürgermeisterinn,

Socrates, die Zierde Griechenlands, der Phönix seiner Zeit, der Weise, welcher unter den andern Weisen hervor leuchtete, gleichsam als der Mond unter den kleinen Feuern, tanquam inter ignes luna minores, Sokrates, sage ich, den Hochedelgebohrne Frau, Xantippe selbst nicht von seiner philosophischen Höhe herunter zanken konnte; dieser hat sehr wohl und gelehrt gesagt apud Xenophontem, memor. Lib. IV. c. I. Laus toris dictus

Αἱ ὡρισται δοκουσαι εἶναι φυσεις, μαλιστα παιδειας δεονται,

zu deutsch also lautend:

Drum glaubet mir zu dieser Frist,
Daß die Natur, so schön sie ist,
Dennoch den Unterricht vermißt.

Er wollte damit gleichsam andeuten, daß die vortreflichsten Gemüther der Jugend die meiste Zucht nöthig hätten, oder, wie es nach dem eigentlichen Verstande unsers Grundtextes lauten möchte, daß sie mehr als andre der vernünftigen Anweisung eines gelehrten Schulmannes bedürften, und zwar schlechterdings und unumgänglich bedürften, wie das Wörtlein δεονται solches klärer, als die Mittagssonne, anzeigt. Paraphras

Denn wie nothwendig ist es nicht, Hochzuehrende Frau Bürgermeisterinn, daß man der Natur zu Hülfe komme, welche nur den rohen Stoff zu grossen Geistern schafft, und das übrige der sorgfältigen Ausbildung der Schulleute überläßt. Caust

Unrecht,

Contrarium. Unrecht, ja dreymal und viermal unrecht thun diejenigen, welche diese Vorsorge verabsäumen, und, da sie der Himmel in ein Amt, quasi in speculam gesetzt hat, darauf zu sehn, daß das Beste einer Stadt, und des gemeinen Wesens überhaupt, befördert werde, dennoch die Sorge für die Schulen verabsäumen, und die Sache nicht für so wichtig halten, allen Stein zu bewegen, damit sie fleißige und geschickte Lehrer dahin setzen, und diesen die Unterweisung der Jugend anvertrauen möchten, die diese Unterweisung desto nöthiger hat, ie hoffnungsvoller sie ist, και μαλιςα παιδειας δειται, zu reden aus dem Sokrates, und dessen obangezogenen Worten.

Parabola. Pferde von der besten Art müssen am meisten durchgearbeitet werden. Sie machen es bey dem edlen Feuer ihren Herren oft am schwersten; aber desto nöthiger ist es, sie sorgfältig zuzureiten. Ein träges unedles Pferd braucht diese Bemühung nicht; aber es ist auch nur für den Pflug gebohren.

Exemplum. Wer war grösser, als Dionysius, der zweyte, da er noch Tyrann, und das Schrecken von Sicilien war? Das widrige Glück konnte ihm den Thron nehmen, aber niemals die Begierde, der Welt zu nutzen. So groß er gewesen war, so wenig schämte er sich doch, die griechische Jugend zu lehren, und mit der Hand, womit er ganze Länder zerstört hatte, mit eben der Hand suchte er die Kinder der Corinthier zur Weisheit zu führen.

Testimonium. Wie unglücklich diejenigen sind, so die Zucht ihrer Kinder verabsäumen, das beweisen die traurigen Folgen, welche zuerst ihre eignen Familien empfinden, und welche nach diesen das ganze gemeine Wesen treffen. Diese unglücklichen Aeltern möchten sich wohl lassen vom Homer zurufen:

Αιθ' ὀφελον, ἀγαμος τ' ἐμεναι, ἀγονος τ' ἀπολεσθαι.

Epilogus. Sie sehn hieraus deutlich, Hochedelgebohrne Frau, wie nöthig es ist, daß E. E. Wohlw. Rath dieser Stadt das erledigte Schulrectorat ungesäumt besetze, und mit einem

einem Manne beseze, dessen Standhaftigkeit, dessen Fleiß, dessen Treue, dessen Ansehn, dessen Gelehrsamkeit, dessen weise Einsicht in die großen Wahrheiten, die uns Sokrates und Homer hinterlassen haben, dessen . . . iedoch, ich sage nichts weiter, Sie werden mich verstehn. Ich habe mich mit meinem Suchen an Sie gewandt, da ich weis, daß Ihr theurer Ehegemahl in diesem Jahre unter Ihren auspiciis an der Regierung ist. Erlange ich das Vergnügen, daß Sie mit Ihren vielgeltenden, und erleuchteten Füßen in meine Meynung herabsteigen: so bin ich glücklich, und ich weis gewiß, daß sodann der ganze Ehrenveste Rath hinter drein steigt, et manibus pedibusque in Tuam descendit sententiam.

Ich verharre in dieser großen Hoffnung ad extremum usque vitæ halitum,

Hochedelgebohrne Frau,

Hochzuehrende Frau Bürgermeisterinn,

Ew. Hochedelgeb.

gehorsamst, ergebenster, und ehrendienstwilligster

N. N.

„Es ist bey nahe keine Handlung und Beschäfftigung in „der Welt, welche man nicht in gewisse Regeln gebracht, mit Grundsätzen befestiget, und mit Exempeln erläutert hat. Wir haben eine Kunst zu lieben, eine „Kunst zu trinken, eine Kunst zu regieren, eine Kunst zu „leben. Mit solchen Kleinigkeiten beschäftigt sich unser scharfsinniger Witz, wichtigere Sachen verabsäumen wir. Sind „wohl alle diese Künste dem Menschen so nöthig, als eine

„die Kunst zu bestechen ist? Ich schäme mich, daß ich
„der erste seyn muß, der meinen Landsleuten die Augen öf-
„net, meinen Landsleuten, die so oft mit einem patriotischen
„Stolze die Glückseligkeit ihrer aufgeklärten, und erleuch-
„teten Zeiten rühmen. Ich will es thun, wenigstens will
„ich einen Versuch davon liefern. Es ist mir vielmals ganz
„unbegreiflich gewesen, durch welches Schicksal ich zu dem
„Amte verstoßen worden bin, das ich führe *; nunmehr
„glaube ich, es einzusehn. Die Kunst zu bestechen habe
„ich meine Landsleute lehren sollen; dazu war mir mein Amt
„nöthig. Ich will diesem deutlichen Berufe folgen. Man
„wird meiner Lehre glauben können, da ich mit Ueberzeu-
„gung lehre. Der zärtliche Ovid lehrte die Kunst zu lie-
„ben; der feurige Horaz die Kunst zu dichten; und ich, be-
„rechtiget durch mein Amt, ich lehre die Kunst zu bestechen.„

„Es wird nicht leicht jemand zu finden seyn, der in sei-
„nem Leben nicht wenigstens einmal, es sey nun als Kläger,
„oder als Beklagter, in die traurige Nothwendigkeit wäre
„gebracht worden, daß er einen Theil seines Glücks, oder
„wohl gar sein ganzes Glück der zufälligen Einsicht des Rich-
„ters, und den von dessen Willkühr abhangenden Gesetzen
„Preis geben müssen **. Und was ist hierbey wohl nöthi-
„ger, als die Kunst zu bestechen? Will er sich auf seine ge-
„rechte Sache verlassen, das ist ein leerer Name, ein Wor
„ohne Bestimmung. Wer soll entscheiden, ob seine Sach
„gerecht ist; da man noch in den wenigsten Richterstuben
„einig ist, was Gerechtigkeit sey? Soll man diese Entschei-
„dung aus den Gesetzen nehmen? Aber müssen die Gesetz
„nicht so wollen, wie der Richter will? Oder ist der Rich
„ter etwan wegen der Gesetze da? Vielleicht; aber selten
„J

* Dieser Brief ward im Jahre 1752 geschrieben.

** So oft ich in dieser Abhandlung eines Richters erwähne, so o
nehme ich dieses in dem allgemeinsten Verstande und begreife da
unter alle diejenigen, denen Amts- oder Commissionswegen,
der auf andere Art die Entscheidung, oder auch nur die Unter
suchung einer Sache aufgetragen ist.

„Iſt es wohl ſicher, ſich auf die Erfahrung und billige Ein„ſicht des Richters zu verlaſſen? Wer leiſtet uns die Ge„währ, daß der Richter erfahrend, und billig, und einſe„hend ſey? Es iſt möglich, daß er es ſeyn kann; doch Sa„chen, die möglich ſind, machen noch keine Wahrſcheinlich„keit aus; und was dann und wann geſchieht, das kann „keine allgemeine Regel werden. Richterſtuben werden be„ſetzt, wie andere Aemter; wollen wir von ihnen mehr ver„langen, als von andern Aemtern? Oftmals, und nur gar „zu oft nimmt der Richter zwey Drittheile von der gerech„ten Sache für ſich; in das übrige Drittheil theilen ſich ſei„ne Schreiber, die Advocaten, und die Partheyen. Was „hilft mir bey dieſer Plünderung die augenſcheinlichſte Ge„rechtigkeit, die auf meiner Seite iſt? Wie glücklich bin ich, „wie viel gewinne ich nicht, wenn ich die hohe Kunſt ver„ſtehe, einem eigennützigen und unwiſſenden Richter auf „eine anſtändige Art, und mit gutem Nachdrucke begreiflich „zu machen, daß meine Sache gerechter iſt, als die Sache „meines Gegenparts, oder, im Kanzleyſtyl zu reden, wenn „ich weis, meinen Richter zu beſtechen.

„Das iſt alles Pedanterey, was der unnütze Fleiß müſ„ſiger Rechtsgelehrten von der Erklärung der Geſetze ge„ſchrieben hat. Für wen ſchreiben ſie dieſes? Für den „Richter? Viele von ihnen leſen nicht einmal die Geſetze, „wie ſollen ſie Geduld genug haben, die trocknen Erklärun„gen zu leſen? Für die Advocaten? Den wenigſten unter „ihnen iſt daran etwas gelegen, daß die Geſetze deutlich ſind. „Für die Partheyen? Was hilft es den Partheyen, Erklä„rungen zu wiſſen, die dem Richter zu ekelhaft, und den „Advocaten in ihrer Nahrung ſo nachtheilig ſind? Die ſicher„ſte, die beſte, die vortheilhafteſte Art, den wahren und „eigentlichen Sinn der Geſetze ſeinem Richter deutlich zu „machen, iſt die Kunſt, ihn zu beſtechen.

„Ein Richter wird noch immer, wenigſtens um die „Formalien ſeines Amts zu beobachten, unpartheyiſch, und „gewiſſenhaft thun. Iſt er noch nicht gar zu lange Richter,

„oder iſt er ſonſt von einer gemeinen und ſchlechten Erzie-
„hung: ſo wird er von Zeit zu Zeit etwas fühlen, das ihm
„ſagt, es ſey unbillig, partheyiſch zu ſeyn. Dieſes Etwas
„nennt der Pöbel Gewiſſen, und es iſt vielmal für einen
„Theil der Partheyen von ſchlimmen Folgen. Durch die
„Kunſt zu beſtechen erleichtern wir unſerm Richter dieſe Un-
„bequemlichkeit des Gewiſſens.

„Ich verlange aber ſchlechterdings, daß man ſolches als
„eine Kunſt anſehe, und ſehr vorſichtig dabey verfahre.
„Man muß die Geſchicklichkeit beſitzen die Gemüther der
„Menſchen, und, in gegenwärtigem Falle, die Leidenſchaf-
„ten eines Richters zu erforſchen. Kein Umſtand in ſeiner
„Verwandſchaft, in ſeinem Hauſe iſt zu klein, den man
„nicht ſorgfältig bemerken und ſich zu Nutze machen müßte.
„Der Angriff muß von der Seite geſchehen, wo der Richter
„uns die Blöſſe giebt, ſonſt wird er ſich vertheidigen, und
„der Gegner wird ſich unſere Unvorſichtigkeit zu Nutze ma-
„chen.

„Wie die Arten der Beſtechung ſehr verſchieden ſind,
„ſo iſt die erſte Regel dieſe: Man muß ſich durchaus nicht
„merken laſſen, daß man beſtechen will.

„Einmal iſt der Satz richtig und ausgemacht: ein je-
„der will für einen ehrlichen Mann gelten, der ſich auſſer-
„dem ſehr viel Mühe giebt, es nicht zu ſeyn. So nieder-
„trächtig unſer Richter iſt, ſo hungrig er iſt, ſich beſtechen
„zu laſſen: ſo ſehr werden wir ihn beleidigen, wenn wir
„ihm merken laſſen, daß wir die Abſicht haben, ihn zu be-
„ſtechen. Er muß ſich ſchämen, nicht vor ſich, ſondern
„vor uns; er wird den Namen eines unpartheyiſchen Rich-
„ters behaupten, er wird ſeiner Natur Gewalt anthun, ge-
„recht zu ſeyn, um uns das nachtheilige Vorurtheil zu be-
„nehmen, daß er das ſey, was er iſt. Er muß befürchten,
„daß wir die Einſicht ſeines Fehlers misbrauchen, und ent-
„weder den Werth der Gefälligkeit nicht erkennen, die er
„uns durch ſeine Nachſicht bezeigt, oder ihm gar ſeinen Feh-
„ler öffentlich vorrücken, wenn wir etwan eine andre Gele-
„genheit

„genheit finden sollten, mit ihm unzufrieden zu seyn. Diese „ungewöhnliche Gerechtigkeit wird ihm sodann desto leichter „ankommen, je gewisser ein aufmerksamer Gegner sich unsre „Dummheit zu Nutze macht, und den beleidigten Richter „dadurch auf seine Seite bringt, daß er ihn, wegen seiner „uns erzeigten strengen Gerechtigkeit, auf eine anständigere „und bindigere Art schadlos hält.

„Ich habe bey einer andern Gelegenheit bezeugt, wie „sehr ich wünschte, daß meine Landsleute sich gewöhnen „möchten, so zu schreiben, wie sie denken. Gegenwärtigen „Fall nehm ich aus. Wo die Frage entsteht: ob ich mein „Vermögen verlieren, oder der Wahrheit Eintrag thun „will; da ist die Wahl leicht. Bey einem Richter, wel„cher die Ehrliebe dergestalt in seiner Gewalt hat, daß er „damit machen kann, was er will; bey diesem würde es „sehr unvorsichtig seyn, durch die Wahrheit seiner Ehrbegier„de zu reizen. Dadurch, daß ich diesen Fall ausnehme, „widerspreche ich meinem Satze gar nicht. Eine andere „Sprache ist diejenige, die ich in Gesellschaften, und im „gemeinen Leben rede, da kann ich, da soll ich die Wahr„heit sagen; eine ganz andre Sprache aber ist der Hylusen„sine, da muß ich dem Herkommen gemäß reden, oder, „welches einerley ist, ich muß den Richter zu eben der Zeit, „da ich ihm zeige, daß er ein Schelm ist, versichern, daß „ich ihn für einen unpartheyischen, für den billigsten Mann „halte.

„Damit ich dasjenige deutlicher mache, was ich hier „gesagt habe, so will ich ein paar Briefe einrücken, wo „man dem Richter sagt, daß man ihn beleidigen will. Ein „jeder setze sich an die Stelle des Richters, und prüfe sich, „was er in diesem Falle werde gethan haben.„

Mein Herr,

Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen: Die Klagen, die mein ehmaliger Mündel wider mich erhoben hat, ist leider gegründet genug. Ich habe einen ziemlichen Theil

ſeines Vermögens theils verwahrloſet, theils an mich gebracht. Vielleicht wäre ich wenigſtens vorſichtiger geweſen, wenn ich nicht die Abſicht gehabt hätte, meine Tochter an ihn zu verheirathen. Dieſes würde meine Sache, und meine Rechnungen, gerechtfertigt haben. Mein Fehler iſt es nicht, daß ſich dieſe Ehe zerſchlagen hat. Inzwiſchen bin ich unglücklich, daß ich über eine Sache angegriffen werde, da ich mich nicht vertheidigen kann. Es würde mir dieſer Zufall noch empfindlicher ſeyn, wenn ich mit einem Richter zu thun hätte, der zu gewiſſenhaft wäre, ſich beſtechen zu laſſen. Ich freue mich unendlich, mein Herr, daß Sie es nicht ſind. Sie haben den Ruhm in der ganzen Stadt vor Sich, daß Sie zuerſt auf Ihren Vortheil, und hernach auf Ihrer Clienten Sache ſehen. Sie werden mir nicht ungütig nehmen, daß ich hier eine Sache gegen ſie erwähne, die Sie, meines Wiſſens, niemals heimlich gehalten haben. In der That iſt es auch für Sie kein Fehler. Und wäre es ja ein Fehler, ſo würde die Schuld auf diejenigen fallen, welche Sie in dieſes Amt geſetzt, da Sie ihnen nicht haben unbekannt ſeyn können. Mit einem Worte, es iſt hier etwas zu verdienen. Mein Advocat, ein Mann, welcher wohl verdiente, Ihr Nachfolger zu ſeyn, iſt überzeugt, daß ich eine ungerechte Sache habe, und dennoch getraut er ſich; durch Deren gütige Vermittelung den Proceß wenigſtens zwölf Jahre aufzuhalten, wenn ich tauſend Thaler Gebühren dran wagen wollte. Dieſer Vorſchlag ſcheint mir, unter uns geſprochen, etwas eigennützig zu ſeyn. Ich habe es anders ausgerechnet. Von dieſen tauſend Thalern würden ungefähr dreyhundert Thaler an Sie, als Richter, kommen; Sie ſollen aber fünfhundert davon haben. Zweyhundert ſende ich Ihnen hiermit auf Abſchlag, die übrigen dreyhundert bekommen Sie ſofort, wenn ich den Proceß ohne Weitläuftigkeit gewonnen habe. Ich rede mit einem Manne von Erfahrung; es wird mir alſo nicht ſchwer, Ihnen die Billigkeit meines Suchens verſtändlich zu machen. Nehmen Sie es immer ohne Bedenken.

len an. Sie, mein Herr, können an ihren ehrlichen Namen nichts weiter verlieren: ich aber kann einen Proceß dadurch gewinnen. Ich verlasse mich auf ihre billige Einsicht, und bin,

Mein Herr,

Ihr Diener.

Hochgeehrter Herr Commissar,

Es ist weiter nichts, als eine Zunöthigung von meinen Unterthanen, welche sich durch den Eigennutz eines ungewissenhaften Advocaten haben aufwiegeln lassen. Die Sache ist in der That durch die Länge der Zeit, und die Bosheit meiner Gegner sehr verworren. Ich bin erschrocken, da ich gehört habe, daß die Commission an Sie ausgebracht worden ist, weil ich weis, daß Sie Sich vielleicht zu allen, nur zu keinem Commissar schicken. Man hat mir von Ihrer Ungeschicklichkeit, und Unwissenheit so viel besondre Umstände erzählt, daß ich untröstbar seyn würde, wenn man mich nicht zugleich versichert hätte, daß man Sie mit einer Bouteille Wein, und einer Hand voll Ducaten zu allem vermögen könnte, was man verlangt. Ich bediene mich dieses Mittels desto lieber, da ich es nicht misbrauche, sondern Ihnen nur die Billigkeit meiner Sache deutlich zu machen suche, welche Sie ausserdem so wenig verstehn. Ich erwarte Sie auf den Sonntag bey mir; meine Pferde sollen Sie abholen. Wir wollen uns mit einander satt trinken, und die Sache dabey überlegen. Damit Sie sehen, wie erkenntlich ich seyn will: so mache ich hier einen Anfang mit einem Duzend Ducaten. Es soll nicht das letzte seyn, so Sie von mir bekommen, und für Ihre Küche will ich sorgen, so lange die Jagd währet. Sie, mein Herr, denke ich doch wohl noch satt zu machen. Ich erwarte Sie also so gewiß, und hoffe sodann gegen die Gebühr einen bey-

fälligen Bericht von Ihnen zu erhandeln, bin im übrigen,

Mein Herr,

Ihr Diener.

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Ich habe gehört, daß Ihnen mein Kläger heute früh ein Väßchen Auſtern geſchickt hat. Der dumme Teufel! Er weiß noch nicht recht zu leben, wenigſtens verſtehe ich die Prarin beſſer, als er. Auſtern ohne Wein ſind ein ungeſundes Eſſen. Ich habe die Ehre, Ihnen mit einem Feuillet Burgunder aufzuwarten, welchen der Ueberbringer dieſes bey Ihnen abzuladen Befehl hat. Ich hoffe, Sie werden nunmehr nicht einen Augenblick mehr zweifeln, daß meine Sache die gerechteſte ſey: und ich glaube, daß es heute nur Ihr Scherz geweſen, da Sie bey der Ankunft der Auſtern gegen meinen Advocaten gedachten, daß Kläger wirklich viel vor ſich habe. Sollten Sie wider Vermuthen bey der Sache noch einigen Zweifel finden: ſo ſteht beym Austrage derſelben noch ein Korb Champagner zu Dienſten. Ich thue alles, was möglich iſt, Ihnen die Augen zu öffnen. Fällt es Ihnen etwas ſchwer, den Abſchied zu machen: ſo trinken ſie nur ein paar Bouteillien von meinem Weine. Ich ſtehe Ihnen dafür, die rationes decidendi werden ſich ſodann von ſich ſelbſt geben. Unter Erwartung, daß der Burgunder ſeine gute Wirkung thun werde, verharre ich mit aller Hochachtung

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Dero

ergebenſter Diener.

Gnädige

Gnädige Frau Amtmannin,

Der Teufel ist wieder einmal mit euerm Herrn gar los. Das bischen Dahlen wird doch den Hals nicht kosten sollen! Das Mensch sieht gut aus, es ist wahr, und ich traf sie auf der Pause allein an; und da habe ich nun so etwan mit ihr geschäkert. Gewiß, Frau Amtmannin, weiter habe ich nichts gethan, oder doch nicht viel mehr, Darüber hätte meine Frau nicht sollen ein solches Lärmen machen. Ich kann ja nichts dafür, daß sie häßlicher aussieht. Eine runde derbe Magd ist mir freylich lieber. Wir Bauern, wir haben Fleisch und Blut eben so gut, wie vornehme Leute. Und wenn man über so ein bischen Ehebrechen den Kopf verlieren soll: so möchte ich wissen, wie unser gnädiger Herr Amtmann seinen Kopf so lange durchgebracht hat. Mit einem Worte, Frau Amtmannin, ich sehe die Karte wohl. Mein Gärchen sticht euern Herrn in die Augen. Wißt ihr was? ganz kriegt ers so nicht; ich will was übriges thun, es soll mir nicht darauf ankommen. Schelme muß man schmieren. Die Wiese hinter euerm Vorwerke hat der Herr Amtmann schon lange gern von mir haben wollen. Ich will sie ihm geben; sie ist unter Brüdern zweyhundert Thaler werth. Ich will thun, als wenn ich sie ihm verkaufte. Da bleibe alles hübsch in seiner Ordnung. Aber darnach muß er mir auch das arme Mensch aus dem Gefängnisse lassen davon springen. Ich will sie schon wegbringen, daß sie nimmermehr wieder ins Amt kommen soll. Ueberlegt es immer, gnädige Frau Amtmannin, ich dächte nun so, es wäre ein Vorschlag zur Güte. Auf diese Art kriegt ihr die Wiese, und die Unkosten; und wenn ich zum Schwure käme, sagte mein Advocat, so kriegter ihr nichts. Lest euch aus, was ihr wollt. Ich nähme die Wiese, wenn ich an eurer Stelle wäre. Gestern habe ich geschlachtet, da schicke ich euch ein halbes Rind, das mag ein gutes Wort für mich einlegen. Kurz und gut, Gnädige Frau Amtmannin, befehlt euerm Herrn,

daß er mich ungeschoren läßt. Er mag immer einmal durch die Finger sehen; er hat es ja beym Schulzen auch gethan. Lebt wohl, Frau Amtmannin. An die Panse will ich gedenken. Seht immer, wie ihr mir dasmal raus helft. Braucht eure Tochter etwan einen Stein Flachs? Wie gesagt, lebt wohl. Ich bin,

Gnädige Frau Amtmannin,

Euer Hanns.

„Ich will meine Leser nicht fragen, was sie in dem Fal„le thun würden, wenn sie an des Richters Stelle wären, „und dergleichen Briefe erhielten, wie diejenigen sind, die „ich hier angeführt habe. Ich wenigstens würde mich sehr „leicht entschliessen; und wenn ich einen noch so starken Trieb „empfände, mich bestechen zu lassen: so würde ich mir bey „einem dergleichen unvorsichtigen Antrage doch Gewalt an„thun, und Wiese, und Wein, und Geld, mit einer ge„rechtigkeitliebenden, und unpartheyischen Miene verach„ten, um meinen guten Namen zu retten, und bey einer „bessern Gelegenheit noch einmal so viel zu verdienen. Ein „vernünftiger Client, er habe nun eine gerechte oder unge„rechte Sache, wird weit behutsamer gehn, und seinen „Zweck auch weit eher erlangen. Die Leidenschaften der „Richter sind wie die Leidenschaften andrer Menschen. Den „Beyfall eines dummen Mäcenaten werde ich mir nicht „leichter erwerben, als wenn ich von der Bewunderung re„de, zu der sein Verstand alle Welt zwingt. Keine Ver„führungen sind dem Frauenzimmer gefährlicher, als wenn „man ihnen von dem Werthe ihrer Tugenden, von ihrer „edlen Grausamkeit, und von unsern unsträflichen, und ehr„liebenden Absichten vorpredigt. Ein eigennütziger, und „partheyischer Richter nimmt unser Lob mit offnem Munde „an, wenn wir ihm mit der Hochachtung schmeicheln, die „seine vorgegebne Billigkeit und Unpartheylichkeit verdie„nen. Er fühlt es zwar, daß wir nicht wahr reden; unsre

„Unwahr-

„Unwahrheit aber thut ihm so wohl, daß er sich Mühe „giebt, zu glauben, es sey unser Ernst; daß er sich nach „und nach selbst zu bereden sucht, er sey wirklich der billige, „und unparteyische Mann, von dem wir reden. Er „sinnt bey sich auf eine Entschuldigung, wie er das Ver„fahren rechtfertigen könne, wenn er unser Geschenk anneh„men wollte. Er sieht, daß es weniger verdächtig seyn „würde, wenn unsre Sache gerecht wäre; er giebt sich al„so Mühe, unsre Sache gerecht zu finden. Er wendet sie „so lange von einer Seite zur andern, bis er eine gute Sei„te findet; an diese hält er sich. Er entschuldiget die ver„dächtige Seite, er bearbeitet sich endlich, zu glauben, daß „unsre ganze Sache gerecht sey, und erfreut sich über diese „Entdeckung. Nunmehr macht er sich ein Gewissen dar„aus, unsre gerechte Sache unvertheidiget zu lassen. Sei„ne theure Amtspflicht ist nun die vornehmste Triebfeder, „die ihn nöthigt, sich unsrer anzunehmen; die Geschenke „aber sind ein ganz kleiner Nebenumstand, den er aus lau„ter Begierde zur Gerechtigkeit schon anfängt zu vergessen. „Wenigstens sieht er es nur als eine kleine Erkenntlichkeit „an, die wir seiner Unpartheylichkeit schuldig sind, und die „er ohne Bedenken annehmen kann, weil unsre Sache al„lein die gerechte Sache ist. Wie viel haben wir gewon„nen, wenn wir unsern Richter so weit bringen können, „daß er sich Mühe giebt, sich selbst zu betrügen; daß er „vergißt, er sey bestochen! Wie nachdrücklich wird er uns „unterstützen, wenn er uns mit einer innerlichen Ueberzeu„gung unterstützt! Würden wir diesen grossen Endzweck „wohl erlangt haben, wenn wir ihn nicht kunstmäßig be„stochen hätten?

„Damit es meinen Lesern bey diesen so unentbehrlichen „Wissenschaften nicht an Exempeln fehle: so will ich deren „ein paar hier einrücken. Es wird sie ein Jedweder nach „seinen Umständen einzurichten, und zu verändern wissen.

Mein

Mein Herr,

Ich empfinde das Unglück, welches alle redliche Vormünder empfinden, wenn ſie undankbare Mündel heran gezogen haben. Ich habe mir wegen meines jungen Vetters weder eine Unachtſamkeit, noch einige Untreue vorzuwerfen; ich habe ſein Vermögen redlich, wenigſtens ſo gut, als das meinige, beſorgt. Deſto mehr muß es mich kränken, da ich erfahre, daß dieſer junge unbeſonnene Menſch bey Ihren Gerichten Klage wider mich erhoben hat. Durch einen Zufall, den ich nicht habe vermeiden können, ſind ein groſſer Theil meiner Privatrechnungen verlohren gegangen, durch welche ich meine Unſchuld darthun, und den muthwilligen Zumuthungen meines Mündels vorbeugen konnte. Es würde mich dieſes unruhig machen, wenn ich mit einem andern Richter zu thun hätte, als mit Ihnen, mein Herr. Wie glücklich bin ich, da ich weiß, daß mein guter Name, meine zeitliche Ruhe, von der weiſen Einſicht eines Mannes abhänget, welcher ſich ſeit ſo vielen Jahren den Ruhm verdienet hat, daß er der gerechteſte Mann ſey! Sie wiſſen es, mein Herr, und ſie haben die traurigſte Erfahrung ſelbſt gehabt, wie empfindlich es einem rechtſchaffnen Vormunde ſey, dergleichen undankbare Vorwürfe von der ausſchweifenden Jugend anzuhören. Erinnern Sie Sich einmal dieſer Erfahrung, und haben Sie Mitleid mit mir. Eine nachdrückliche Zuredung von Ihnen wird dieſen jungen Menſchen, der von Natur nicht boshaft, ſondern nur verführet iſt, gar leicht wieder in Ordnung bringen. Sein Advocat wird ſich ſeines Unternehmens ſchämen müſſen, wenn er aus Ihren Vorſtellungen ſieht, daß Sie, mein Herr ſein Begehren verabſcheuen. Sie werden mich hierdurch mit einemmale aus einer Unruhe reiſſen, welche mich viele Jahre hindurch beängſtigen, und mir viel Unkoſten verurſachen könnte. Viele hundert Thaler würden kaum zureichend ſeyn, mich eines Anſpruchs zu entſchütten, welcher mir durch den Verluſt meiner Rechnungen ſehr gefährlich

lich wird. Es iſt nichts billiger, als daß ich Ihnen eine kleine Verſicherung meiner Erkenntlichkeit gebe. Da ich durch Ihre gütige und vielvermögende Vermittelung ſo viel hundert Thaler erſparen kann: ſo ſind beyläufig zweyhundert Thaler nur ein geringer Anfang derjenigen Schuld, die ich abzutragen mir vorgenommen habe. Ich beſchwöre Sie bey Ihrer Amtspflicht, bey Ihrer Begierde, unrechtleidenden Perſonen beyzuſpringen, bey dem Ruhme, den Sie Sich bey aller Welt erworben haben, daß Sie ein Feind aller ungerechten Bedrängungen, und koſtbaren Rechtshändel ſind, bey der Hochachtung, die ich, und die ganze Stadt für Sie hege, beſchwöre ich Sie; betrüben Sie mich dadurch nicht, daß Sie dieſer meiner guten Abſicht eine unrechte Deutung geben. Sehen Sie dieſe Kleinigkeiten nicht als etwas an, das mir gehört; ſehn Sie es vielmehr als einen Theil derjenigen an, was Sie durch Ihre Bemühung den Klauen meines ungerechten Gegners entreiſſen. Dieſer unbillige Menſch würde mir es mit Gewalt abgepreßt haben. Muß ich mich alſo nicht freuen, wenn ich es in den Händen eines rechtſchaffnen Mannes wiſſen kann, welcher es nur anwendet, das Armuth zu unterſtützen, und unrechtleidenden Perſonen beyzuſpringen? Nehmen Sie es zu dieſem groſſen Endzwecke an; glauben Sie, daß niemand ſo begierig iſt, erkenntlich zu ſeyn, als ich es bin; retten Sie mich aus den Händen eines eigennützigen Gegners, und erſparen Sie einem jungen unbeſonnenen Menſchen die Schande der Undankbarkeit. Hemmen Sie dieſen Rechtshandel, oder zum mindeſten helfen Sie mir ohne Weitläuftigkeit zu dem Rechte, das ich habe, und doch ſchwer beweiſen kann. Von einem ſo erfahrnen, gelehrten, und rechtſchaffnen Manne, als Sie ſind, mein Herr, iſt dieſes noch das wenigſte, was ich erwarten kann. Von mir erwarten Sie Hochachtung und Dankbarkeit, ſo lange ich lebe. Ich bin,

Mein Herr,

Der Ihrige.

Hoch-

Hochgeehrtester Herr Commissar,

Meine unruhigen Bauern haben wenig gewonnen, daß sie die Untersuchung an Sie angebracht haben. Meine Sache hätte in keine glücklichern Hände, als in die Ihrigen, fallen können, da Sie ein Mann sind, der Einsicht, Erfahrung, und Billigkeit hat. Verzeihen Sie mir ein Lob, das ich Ihnen nicht unter die Augen sagen sollte, da ich Ihre Bescheidenheit kenne. Es ist das erstemal, daß ich die Ehre habe, an Sie zu schreiben, und es liegt mir daran, daß Sie wissen, wie genau ich Sie dem ungeachtet kenne. In der That sage ich nichts weiter, als was mich Ihre Obern von Ihnen weit umständlicher, und noch weit rühmlicher versichert haben. Darf ich es wohl gestehen, daß ich hohen Orts selbst Anlaß gegeben habe, Sie zum Commissär in dieser Sache zu erbitten? Vielleicht ist Ihnen die Arbeit sehr beschwerlich: aber entschuldigen Sie immer meine Freyheit. Rechtschaffne, und geschickte Männer, wie Sie sind, sucht man auch wider ihren Willen. Die Sache ist durch die Länge der Zeit, und die Bosheit der Gegner in der That sehr verworren; aber desto nöthiger ist mir der Beystand eines so unpartheyischen Richters. Ich verursache Ihnen Mühe, für die ich gewiß erkenntlich seyn werde. Sollten Sie etwan baaren Verlag, oder sonst Aufwand nöthig haben: so übersende ich hier ein Dutzend Dukaten. Dem ungeachtet erwarte ich Ihre Liquidation vollständig. Bey einer so ausserordentlichen Arbeit, als diese ist, müssen Sie durch Ihren Fleiß und Unpartheylichkeit den geringsten Schaden nicht leiden. Ich würde sehr gern sehen, wenn ich noch vor dem Termine aus der Sache mündlich mit Ihnen sprechen könnte. Meine Pferde sollen Sie abholen. Ich höre, Sie sind ein Liebhaber von der Jagd; halten Sie Sich ein paar Tage bey mir auf, wir wollen uns wohl vergnügen. Ich sende Ihnen einen kleinen Frischling. Sehn Sie einmal, ob es sich nicht der Mühe verlohnt, sie zu schiessen. Ich erwarte Sie gewiß.

Einen

Einen freundlichen Wirth, und ein gutes Glas Wein sollen Sie finden. Ich bin mit der aufrichtigsten Zuneigung,

Mein Herr,

Ihr Diener,

„Diese beiden Briefe sagen in der That eben dasjenige, was die sagen, welche ich oben eingerückt habe. Sie „drücken es nur auf eine feinere Art aus; und ein Richter „muß in der That sehr unempfindlich, oder ganz altväterisch „seyn, wenn er sich nicht auf diese Art gewinnen läßt.

„Es giebt noch eine feinere Art, den Richter zu bestechen. Dieses geschieht im Spielen. Ein Client hat viel „gewonnen, wenn er es dahin bringen kann, daß er mit „seinem Richter ein hohes Spiel spielt. Ein Richter, der „sich so weit verläugnen kann, daß er Geschenke nimmt, „wird gemeiniglich auch bey dem Spiele eigennützig genug „seyn. Alsdann erfodert es die Klugheit, daß wir so viel „verspielen, als nur möglich seyn will. Wir wagen nichts, „wenn er unsre Absichten auch merkt. Es ist desto besser „für uns. Er kann keinen anständigern Vorwand haben, „unser Geld an sich zu bringen, als durch den Gewinnst; „er sucht aber auch weiter nichts, als einen anständigen Vorwand, und ist wegen der Absichten unbekümmert, in denen wir es verspielen. Wir werden wohl thun, wenn „wir ihm das Geld, das er gewonnen hat, nicht gleich bezahlen. Man schickt es den nächsten Morgen darauf, und „thut, als ob man ungewiß wäre, wie viel man eigentlich „verspielt habe. Bey dieser Ungewißheit bekömmt man „Gelegenheit, ihm noch einmal so viel zu schicken, als er „bekommen sollte. Ich würde ungefähr diesen Brief dazu „schreiben.„

Mein Herr,

Sie werden Sich nun nicht mehr wundern, wenn ich Ihnen die Ursache sage, warum ich gestern Abends in einer beständigen Zerstreuung gespielt habe. Der Advocat mi-

meines Gegners ist bey mir gewesen, und hat mich so lange aufgehalten, bis ich zu Ihnen gieng. Der ungewissenhafte Mann! Seine Bosheit hat neue Waffen erdacht, mich nieder zu werfen. Bey der gerechtesten Sache, die ich habe, kann ich doch der unglücklichste Mann werden. Er macht gar kein Geheimniß daraus, daß er nicht eher ruhen will, bis er mich ganz mürbe gemacht. Seine Wut geht so weit, daß er selbst Sie, mein Herr, nicht schonet, und in allen Gesellschaften ungescheut vorgiebt, Sie wären der einzige, der sich einkommen ließ, ihn an seinem Rechte zu hindern. Ein solcher Vorwurf muß einen gerechten und unpartheyischen Mann, wie Sie sind, mehr vergnügen, als kränken. Sie also, mein Herr, sind nach dem Bekenntnisse Ihrer und meiner Feinde noch der einzige, der meine gute Sache unterstützt. Wie glücklich bin ich, wenn Sie die Gütigkeit haben, und sich derselben ferner annehmen! Es muß Ihnen natürlich seyn, dieses zu thun, da Sie ein so billiger Mann sind. Wenigstens würden es meine Feinde für eine Frucht ihrer Drohungen halten, wenn Sie anfiengen, derselben mit wenigerm Eifer Sich anzunehmen. Nein, das läßt sich von Ihnen gar nicht denken. Meine gerechte Sache, und mein gerechter Richter lassen mich dabey ganz ruhig seyn. Ich bin mit unveränderter Hochachtung,

Mein Herr ꝛc.

N. S. Hier übersende ich meine gestrige Spielschuld. Meine Zerstreuung ist so groß gewesen, daß ich vergessen habe, wie viel sie eigentlich betragen. War es mehr, so bitte mir es zu melden; ich werde es mit Danke zahlen.

„Wäre der Richter wider Vermuthen so großmüthig, „und wollte das Uebrige zurück schicken: so argue ich einem „Jeden zu, daß er so viel Erfindung haben wird, wahr„scheinlich zu behaupten, es sey wirklich so viel gewesen. „Leute, die begierig sind Geld zu nehmen, machen es uns „nicht

„nicht sauer, wenn wir sie überführen wollen, daß sie schul-
„dig sind, es anzunehmen.

„Ich will hier eines Fehlers gedenken, den viele Clien-
„ten begehen, wenn sie dem Richter ihre Sache empfehlen.
„Sie haben in der That die Absicht, erkenntlich zu seyn,
„wie man es nennt, oder, legal zu reden, die Richter zu
„bestechen. Sie versichern ihn dessen so wohl mündlich, als
„schriftlich; sie geben ihm aber weder mündlich, noch schrift-
„lich etwas. Dieß ist ein grosser Fehler! Et formula ca-
dunt, sagt der Jurist! So behutsam man seyn muß, einem
„Richter zu sagen, was man denkt: so ungeschickt ist es doch,
„ihn nur mit Versprechungen aufzumuntern. Männer, die
„die Gerechtigkeit verauctionieren, müssen baares Geld se-
„hen, oder sie sehen gar nichts. Wie wollen wir ihnen zu-
„muthen, daß sie, was wir wünschen, thun, und sich nur
„auf unsre Großmuth verlassen sollen? Trauen wir ihnen
„vielleicht nicht, und glauben wir, daß unser Geschenk et-
„wan vergebens angebracht seyn möchte? Es ist möglich;
„aber dergleichen Mistrauen müssen wir nicht an uns mer-
„ken lassen, oder der Schade ist unersetzlich, den wir uns
„zuziehn. Wir müssen bey dem Richter etwas wagen, da
„wir etwas bitten; der Richter hat nicht Ursache, bey uns
„etwas zu wagen. Was soll der Richter für einen Vor-
„wand haben, uns an unser Versprechen zu erinnern, wenn
„er gethan hat, was wir wünschten, und wir das nicht er-
„füllen, was wir ihm versprochen? Ich will ein Formular
„von einem dergleichen leeren Briefe hier einrücken, um mei-
„ne Leser wohlmeynend davor zu warnen.„

Hochzuehrender Herr Rath und Amtmann,

Ich hoffe meine gerechte Sache wird bey dem letztern rechtlichen Verfahren so deutlich geworden seyn, daß ich mir nichts gewissers versprechen kann, als einen guten Ausgang

des Processes. Inzwischen weiß ich, wie viel auf Sie ankömmt, um die Cabale meines Gegners zu zernichten, welcher so boshaft ist, zu wünschen, daß die Sache wenigstens sehr spät verlohren werde, wenn er sie ja einmal verlieren müsse. Ich verlasse mich auf Ihre gute Vermittelung, und auf den Ruhm, den Sie als ein gerechter Mann haben. Die ausserordentlichen Bemühungen, die ich Ihnen dadurch verursache, verdienen meine ganze Erkenntlichkeit. Ich wage es noch nicht, itzt einen Anfang damit zu machen, da ich wohl weiß, wie empfindlich ein Mann von Ihrem Charakter seyn muß, wenn ihm etwas angeboten wird, das ihn verdächtig machen könnte, weil andre die guten und billigen Absichten nicht wissen. Helfen Sie mir aus diesem beschwerlichen Handel. Da ich Ihnen auf diese Art so viel Mühe mache, und Ihnen eine Last aufbürde, die ich nicht von Ihrem Amte, sondern nur von Ihrer Freundschaft verlangen kann: so ist es weiter nichts, als nur ein geringer Anfang meiner Erkenntlichkeit, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich nach völliger Beendigung der Sache Ihnen wenigstens mit funfzig Dukaten aufwarten, und über dieses mich für einen beständigen Schuldner von Ihnen erkennen werde. Ich überlasse mich Ihnen mit dem größten Vertrauen, und bin unausgesetzt,

Hochzuehrender Herr Rath und Amtmann,

Ihr

ergebenster Diener.

„Ein dergleichen lediger Brief ohne Saft und Kraft, „und ohne den geringsten bündigen Beweis, verdient eine „Antwort, wie etwan die folgende ist.

Mein

Mein Herr,

Ich werde mich freuen, wenn Ihre Sache so beschaffen ist, daß sie zu Ihrem Vortheile ausschlagen muß. Ich werde nichts thun, als was die Gerechtigkeit erfodert, um das Vertrauen zu verdienen, so Sie gegen mich äussern. Kläger hat allerdings viel vor sich, das werden Sie selbst nicht läugnen können. Indessen will ich keinen Fleiß sparen, Ihre Hoffnung, so gut es möglich seyn will, zu erfüllen, und mich bey Ihnen von einem empfindlichen Verdachte zu rechtfertigen, als wäre ich auf die Gerechtigkeit der Sache nur alsdann erst aufmerksam, wenn man mir eine Belohnung von ferne weist. Wodurch habe ich bey Ihnen ein so bittres Compliment verdient? Sie hätten es nicht thun sollen, mein Herr; und ich muß gestehn, daß mich Kläger in diesem Stücke besser kennt. Aber es sey drum: dem ungeachtet will ich Ihnen zeigen, daß diese kleine Beleidigung mich nicht hindert, mit aller Ergebenheit zu seyn,

Mein Herr,

Ihr Diener

* * * * *

„Wir ersparen dem Richter die Mühe, reich zu werden, „und uns viel beschwerliche Complimente und Krümmungen, „wenn wir ihn bestechen, ohne ein Wort im Briefe davon „zu sagen. Es ist auch dieses Mittel das bescheidenste, und „für den Richter das sicherste, da er kein Bedenken haben „kann, unsern Brief allen zu zeigen, die ihn sehen wollen, „weil sie doch nur den Brief, und nicht dasjenige sehen, „was im Briefe gelegen hat. Seine Antwort an uns ist „ihm desto weniger gefährlich, weil nur wir sie verstehen, „und sie für den dritten Mann ein Räzel bleibt. Wenn ich „also meine gerechte Sache durch ein paar Dutzend Duka„ten begreiflich machen wollte: so würde ich sie ungefähr „mit diesem Briefe übersenden.„

Herr Commissar,

Mein Agent hat mir gemeldet, daß Sie Sich entschlossen haben, in meiner Sache des nächsten Bericht zu erstatten. Ich empfehle Ihnen nochmals alles aufs beste. Ich verlange weiter gar nichts, als was die Gerechtigkeit haben will. Es würde ganz vergebens seyn, mehr von Ihnen zu fodern; aber ich kann ruhig seyn, da ich Sie bey dieser Gelegenheit habe als einen Mann kennen lernen, der billig und einsehend ist. Alles, was ich bitte, ist dieses, daß Sie die ungegründeten Zunöthigungen meiner Unterthanen in Ihrem Berichte so deutlich aus einander setzen, und so gründlich widerlegen, daß alle, die ihn lesen, eben so davon überzeugt werden, als Sie es sind; und daß dem Gegentheile nichts übrig bleibt, die Sache länger zu verzögern. Mein Agent hat Ordre, den Bericht so fort abzulösen, und, wenn Sie es verlangen, Vorschuß zu thun. Da Sie mir alle Gelegenheit benommen haben, mich dankbar gegen Sie zu erzeigen: so kann ich doch wenigstens dieses nicht geschehen lassen, daß Sie meinethwegen Sich in kostbaren Vorschuß setzen sollen. Ich bin unverändert,

Mein Herr,

der Ihrige ꝛc.

„Wenn nun ein paar Dutzend Dukaten in diesen stummen Brief gelegt worden: so kann ihn der Herr Commissar ganz sicher also beantworten:

Gnädiger Herr,

Sie besitzen die Geschicklichkeit, Ihre gerechte Sache so deutlich und überzeugend vorzutragen, daß man nicht einen Augenblick anstehen kann, Ihrer Meynung beyzupflichten. Ich habe, so bald ich Ihren Brief erhielt, die Acten noch einmal sorgfältig durchgesehn, und finde in der That, daß die Zweifel, die ich mir machte, so erheblich nicht sind,

als

als ich vorher meynte. Der Bericht wird morgen abgehen. Sie können Sich darauf verlassen, daß er Ihnen nicht nachtheilig ist. Ihr Agent hat ihn abgelöst, und mich genöthiget, zwanzig Thaler Vorschuß anzunehmen. Gewiß, Gnädiger Herr, Sie sind gar zu sorgfältig, und Ihr Agent fast zu eigensinnig, daß er über diesen Vorschuß nicht einmal Quittung von mir annehmen wollen. Ich werde Gelegenheit suchen, die Sache so einzurichten, daß Sie Ihre Aufmerksamkeit und Achtung gegen mich nicht einen Augenblick gereut. Sie haben böse verstockte Unterthanen, ein harnäckiges Volk! Noch bis auf diese Stunde habe ich nicht einen Dreyer Commissionsgebühren von ihnen bekommen können. Sie sind eine blinde Heerde, die sich von ihrem ungewissenhaften Advocaten irre führen läßt; fiat justitia, pereat rusticus! Die Leute wollen es nicht besser haben. Ich habe meine schwere Pflicht auf mir; allen kann ich es unmöglich recht machen. Ich habe Ihrem Agenten im Vertrauen gesagt, wo er sich wegen des Berichts melden soll. Ein guter Bericht braucht dennoch einen guten Vortrag. Ich weiß, gnädiger Herr, Ihnen darf man eine dergleichen Sache nur halb sagen, so verstehn Sie solche ganz. Ich bin mit der größten Ehrfurcht,

Gnädiger Herr,

Deren

unterthäniger Diener

* * * * * *

„Das wären also einige Proben, wie man einen ge„winnsüchtigen Richter mit Gelde zahm machen soll. Al„lemal aber geht das nicht an. Es giebt unter ihnen Leu„te, welche von ihrer Pflicht so enge Begriffe haben, daß „man ihnen, ungeachtet aller nur möglichen Behutsamkeit, „dennoch kein baares Geld anbieten darf, ohne sie zu belei-

„digen, und uns ihrer bittersten Empfindlichkeit auszuse-
„tzen. Um deswillen ist es sehr nöthig, daß man die Den-
„kungsart eines jeden Richters wohl prüfet, ehe man hier
„einen Schritt wagt. Nimmt der Richter kein baares
„Geld, so bleiben doch noch hundert Wege übrig, seine
„theure Pflicht zu überraschen. Ich kenne einen Mann,
„welcher sich gewiß sehr unbändig anstellen würde, wenn
„man ihm ansinnen wollte, funfzig Thaler zu nehmen; und
„eben diesen gewissenhaften Mann will ich mit einem hal-
„ben Ermer Wein weiter bringen, als einen weniger ge-
„wissenhaften Richter mit funfzig Thalern. Nur das baa-
„re Geld hat ein so verhaßtes Ansehen, und viele sind ih-
„rer Muttersprache so wenig mächtig, daß sie glauben, das
„Wort sich bestechen lassen werde nur in dem Falle ge-
„braucht, wo ein Richter baares Geld annimmt. Man
„mache sich diese Unwissenheit zu Nutze. Es ist aber nö-
„thig, daß solches mit eben der Vorsicht geschehe, die ich
„in dem vorhergehenden mit vieler Sorgfalt angerathen ha-
„be. Ein geschickter Client muß so erfindsam seyn, daß er
„für ein jedes Geschenk einen anständigen Vorwand hat.
„Damit meine Abhandlung auch in diesem Falle praktisch
„werde: so will ich einige Exempel mittheilen. Ich habe
„oben einen Brief eingerückt, wo der Beklagte die Austern
„seines Klägers mit einem Feuillet Burgunderwein überbo-
„ten hat. Ich will dieses Thema noch einmal annehmen.„

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Mein Freund in Straßburg hat etliche Pieeen Burgunderwein an mich spedirt, und gebeten, ihm einen Kaufmann dazu zu verschaffen. Ich schicke Ihnen hier zur Probe ein Feuillet, weil ich weiß, daß Sie ein Kenner sind: Sie werden finden, daß er sehr gut ist. Haben Sie die Gütigkeit und trinken ihn auf meine Gesundheit. Können Sie jemanden erfahren, der eine Parthie davon kaufen will; so werden Sie meinen Freund und mich Ihnen ungemein verbinden. Ich habe von einem sichern Freunde

aus

aus Hamburg ein paar Väßchen Austern bekommen; sie sind aber bey itziger warmen Witterung so schlecht, daß ich mich schämen muß, Ihnen mit so elendem Zeuge aufzuwarten. Es ist mir nicht allein, sondern allen Kaufleuten so gegangen, die mit der letztern Post Austern erhalten haben. Ich erwarte künftige Neujahrsmesse etliche Körbe Champagnier, etwas extra feines. Ich bin,

Hochzuehrender Herr Kammerrath,

Deren

ergebenster Diener.

* * * * * *

N. S. Wie steht es denn mit dem Processe? Mein Advocat ist gar zu saumselig. Nehmen Sie Sich meiner an, so viel billig ist.

„Etliche Klaftern Holz vor die Thüre des Richters geführt, sie, ohne lange zu fragen, abgeladen, wieder fortgefahren, und sodann erst den Brief übergeben, thut bey einer geringen Sache seine gute Wirkung. Was will ein gewissenhafter Richter in der Angst anfangen, wenn das Holz einmal da liegt, und niemand mehr da ist, der es wieder wegfahren will? Inzwischen muß man doch diesem Geschenke, so geringe es ist, einen gewissen Anstrich geben, damit es einen Werth erhält, und nicht beleidiget. Vielleicht geht es auf diese Art an.„

Mein Herr,

Es ist ein Misverständniß von meinem Verwalter gewesen, daß er Ihnen im vorigen Herbste nicht mehr, als eine Klafter Holz, ausgezeichnet hat. Hier sende ich deren noch viere. Ueber den Preis wollen wir uns auf die Ostermesse vereinigen. Ich bin ohnedem noch Ihr grosser Schuldner; aber ich werde auf Mittel denken, es nicht länger

ger zu bleiben. Wird denn meine Sache bald zum Berichte reif seyn? Ich wünsche sehr, daß ich endlich aus dem bösen Handel kommen möge. Mein einziger Trost ist noch dieser, daß ich mit einem ehrlichen Manne zu thun habe, der ein unpartheyischer Richter, und mein Freund ist . . .

à propos! ich lasse sechs Mitteleichen fällen. Ich habe sie der Frau Liebste zu Ihrem neuen Gartenhause versprochen. Aber dafür behalte ich mir die Erlaubniß vor, auf Johanne einen frischen Hering darinne zu essen, wenn es fertig seyn wird. Sie sehn, daß ich nichts umsonst thue. Den Braten bringe ich selbst mit, und für Wein mag meine Frau sorgen. Ich bin mit der alten deutschen Redlichkeit,

Mein Herr,

Ihr guter Freund und Diener

* * * * * *

„Ich habe einen guten Freund, der seinen Proceß mit „nachstehendem Briefe gewonnen hat. So wenig gehört „vielmals dazu, glücklich zu seyn, wenn man die schwache „Seite des Richters endeckt hat, und seinem Geschenke, „wenn es auch das wichtigste nicht ist, ein gutes Ansehen „zu geben weiß. „

Hochedelgebohrner Herr,
Hochgeehrtester Herr Doctor,

Man hat mir gesagt, daß Ihnen in Ihrem schönen Münzcabinette noch drey Glockenthaler fehlen. Ich habe die Doubletten davon, und warte Ihnen damit auf. Sie werden mir nicht anmuthen, etwas dafür zu nehmen. Vielleicht haben Sie künftig einmal einige Stücken doppelt, und erlauben mir etwas davon. Weil Sie ein Kenner sind, so bitte ich mir Ihre Gedanken über beyliegende Gemmam aus. Sie soll vom Kayser Galba seyn. Das Gesicht giebt es, wenn ich anders den Sueton recht verstanden habe.

habe. Wäre diese Gemma, was ich glaube, so verdiente sie wohl einen Platz in Ihrer Sammlung. Bey mir wird sie nicht gesucht, weil ich weder auf alte Münzen, noch alte Gemmas viel halte. Ich habe meinen Gerichtsverwalter befohlen, Ihnen diese Stücken selbst einzuhändigen, wenn er sich die Ehre geben wird, Ihnen meine Leuterungssache bestens zu empfehlen. Die Bauern misbrauchen die Nachsicht der Gesetze. Ich bin unverändert

Ew. Hochedelgeb.

dienstergebenster Diener

* * * * * * * *

„Ich könnte noch viel andre Exempel anführen, wie man „seine Geschenke an den Richter bringen müsse, ohne den „Wohlstand zu beleidigen. Aber dieses mag inzwischen ge„nug seyn, weil ich itzt nicht Willens habe, eine weitläuf„tige Abhandlung, sondern nur einen Versuch von der Kunst „zu bestechen zu schreiben.

„Ich wollte wünschen, daß ich gewisse Regeln geben „könnte, wie eigentlich das Verhältnis zwischen der Sache, „um derentwillen man den Richter besticht, und zwischen „dem Geschenke seyn müsse. Es ist aber sehr schwer etwas „zuverläßiges davon anzugeben, weil die Personen des Rich„ters, und des Clienten oft ein andres Verhältniß ausma„chen, und weil noch öfter darauf gesehen werden muß, wie „verzweifelt unsre Sache schon ist, die wir retten wollen.

„Die Hauptregel ist wohl diese, daß man lieber zu viel, „als zu wenig, thue. Bey einem Richter, der nicht gar „zu niederträchtig ist, muß wenigstens fünf pro Cent von „dem Werthe der Sache gerechnet werden, die wir erlan„gen, oder retten wollen. Bey einem hungrigen Richter „kann man auch wohl weniger thun. Kleinigkeiten sind von „Zeit zu Zeit nöthig, um uns bey dem Richter in gutem „Andenken zu erhalten; aber man muß sie oft wiederholen, „und sich nicht zu sehr darauf verlassen. Wie auf dem Lan-

„de alles wohlfeiler ist, als in grossen Städten: so ist es „auch mit der Gerechtigkeit. Man hat mir einen Gerichts„verwalter genannt, welcher sich mit einer Kanne Butter „blind machen läßt; bey uns ist kaum ein Faß zureichend.

„Weil ich einmal auf die Bestechung von Viktualien „komme: so will ich eine ungefähre Taxordnung machen, „wie man sich dabey zu verhalten hat.

„Wir wollen voraussetzen: der Besitzer eines mittel„mäßigen Landgutes von zwölftausend Thalern wird in An„spruch genommen, daß er solches durch ein falsches Testa„ment an sich gebracht habe. Damit man nun eine Mit„teltare nehmen darf, so soll der Proceß in einer kleinen „Stadt anhängig seyn. Ich setze auch voraus, daß des „Beklagten Sache ziemlich ungerecht sey. Auf diese be„stimmten Fälle würde ich die Taxordnung etwan so ein„richten:

„1.) bey Insinuation der Klage, dem Amtsboten einen „halben Gulden, und ein Glas Brandtwein. Es ist be„kannt, wie viel Einfluß vielmals der kleinste Diener der „Gerechtigkeit in einer Sache hat.

„2.) bey der Litiscontestation, der Frau Amtmannin ei„nen Scheffel Waizen, einen Truthahn und einen Schinken.

„3.) binnen der Zeit, als rechtlich verfahren wird, er„hält man den Richter durch verschiedne kleine Gefälligkei„ten in der Aufmerksamkeit. Man richtet sich nach der „Jahrszeit; der mittlere Preis ist eines Gulden werth.

„Nota bene! Den Gerichtsactuar nicht zu vergessen!

„4.) bey Versendung der Acten zum Verspruche Rech„tens würde ich höchstens ein paar Scheffel Haber, und „mehr nicht geben. Es kömmt dabey auf den Unterrichter „so gar viel nicht an, und dennoch muß man ihn in Odem „erhalten.

„5.) bis zum Gegenbeweise, wie Nu. 3.

„6.) Aber nun geht das Opfern an! Den Gegenbeweis „lege man einem fettgemästeten Ochsen zwischen die Hörner.

„Man

„Man müßte mit einem Heiden zu thun haben, wenn ihm „bey diesem Anblicke das Herz nicht brechen sollte.

„7.) der größte Vortheil besteht im Zeugenverhören. „Ausserdem daß ein Beklagter seine Zeugen noch vor dem „Termine gehörig zu zurichten wissen muß: so ist nöthig, „daß man denjenigen, der die Zeugen vernehmen soll, die „Zunge wohl löse. Niemand, als wer eine gute Kennt„niß der praktischen Rechte hat, kann wissen, wie viel bey „einer vortheilhaften Zeugenaussage auf eine vortheilhafte „Frage ankomme. Pecuniam in tempore negligere, ma„xima sæpe parsimonia est: oder, wie es im Deutschen „lautet, hier bekömmt der Amtmann so viel Getreide, daß „er noch einen Ochsen mästen kann, und Butter in Men„ge. Derjenige, welcher zunächst unter ihm arbeitet, er„hält ein Bällchen feine Leinwand; der dritte in der Reihe, „dergleichen, etwas schlechter: und alle Schreiber, wie sie „folgen, bekommen ihren Antheil von der Beute.

„8.) bey dem Verfahren, wie bey der dritten Num„mer; aber doppelte Dosin. Inzwischen wird zum Urthel „beschlossen. Erlangt man nun durch dieses Recept ein „gutes Urthel: so wollte ich wohl rathen, daß man wegen „der künftigen Zeiten die ganze Richterstube auf das ererbte, „und durch Urthel und Recht bestätigte Landgut bitten, und „bey dem Leichenessen der Gerechtigkeit nichts sparen möch„te, das Wohlwollen des Richters gegen uns zu befestigen.

„Aus diesem kurzen Plane wird man sehen, wie man „bey dem Fortgange der Sache, oder in andern Fällen, „verfahren müsse. Es bezieht sich dieser Plan nur auf die „Tarordnung der Viktualien; es versteht sich aber von sich „selbst, daß man in solchen wichtigen Processen zu eben der „Zeit, wo man bey des Richters Frau in der Küche seine „Nothdurft vorstellig macht, auch in des Richters Stube „durch baares Geld der Sache den Ausschlag giebt.

„Es sind ausser dem baaren Gelde und den Viktualien „noch andre Arten, einen Richter zu bestechen. Eine Vor„bitte aus dem Munde einer schönen Frau macht oft einen

„über-

„überzeugendern Eindruck, als zwanzig alte Rechtsgelehrte. „Ich unterstehe mich in diesem Falle nicht, iemanden et„was zu rathen. Ein Jeder muß wissen, wie empfindlich „er dabey ist, wie viel ihm daran liegt, seinen Proceß zu „gewinnen; und wie der Richter gesinnet sey. So viel „bleibt ausgemacht, daß das Recept probat ist. Ich ken„ne einen Gerichtsschösser auf dem Lande, der seinem Edel„manne die Gerechtigkeit abgepachtet, und den seltnen Ruhm „bis diese Stunde behauptet hat, daß er gegen alle Bauern „unpartheyisch ist, nur diejenigen ausgenommen, welche „schöne Weiber haben.

„Ich glaube, es ist bey dieser Sache noch ein Mittel „zu treffen. Ein Frauenzimmer kann oft durch unschuldige „Freyheiten den Eigensinn des ernsthaftesten Richters bre„chen. Sollte man nicht am besten thun, wenn man „sich der Willkühr seiner Frau überließ? Liebt sie uns, so „wird sie das Spiel höher nicht als auf eine erlaubte Co„quetterie treiben, und dem Richter höchstens unschuldige „Freyheiten verstatten; liebt sie uns aber nicht, . . . ja, „meine Herren, da kann ich ihnen selbst nicht rathen; liebt „sie uns nicht, so wird sie immer Gelegenheit finden, zu „thun, was sie will, ohne allemal darauf zu sehen, ob sie „uns einen Proceß damit gewinnt.

„Ohne Jemanden bey dieser bedenklichen Sache etwas „zu rathen, will ich hier ein paar Briefe liefern. Der „Richter soll von vornehmen, der Beklagte von geringem „Stande seyn. Desto wahrscheinlicher wird die Sache. „

Hochwohlgebohrner Herr, Gnädiger Herr,

Ich unterstehe mich noch einmal, Ew. Excellenz die Sache meines Mannes unterthänig zu empfehlen. Die hohen Versichrungen, die Sie mir vor einigen Wochen mündlich gaben, sind durch die Bosheit unsers Gegners fruchtlos gemacht worden. Es muß mir dieses desto em-

pfind-

pfindlicher ſeyn, da ich weiß, daß Ew. Excellenz von der ungerechten Zunöthigung des Klägers überzeugt ſind. Man unterfängt ſich nunmehr, meinen Mann auch um deswillen doppelt zu verfolgen, da Ew. Excellenz die hohe Gnade gehabt haben, Ihres Schutzes ihn zu verſichern. Behaupten Sie, Gnädiger Herr, Ihr Anſehn, und zugleich die Gerechtigkeit unſrer Sache. Ich werfe mich Ihnen zu Füſſen; laſſen Sie Sich die unſchuldigen Zähren einer Unglücklichen rühren, welche ſchon in den erſten Wochen ihres Eheſtandes alle die Bitterkeit empfindet, von welcher oft eine Ehe von vielen Jahren ganz befreyet iſt. Das Unglück, ſo meinem Manne droht, zwingt mich, durch mein ungeſtümes Bitten die Gnade Ew. Excellenz zu misbrauchen. Nur dasmal retten Sie uns noch! Wie leicht muß es Ihnen fallen, da Sie ſo großmüthig und gerecht ſind. Ich bin dafür mit der tiefſten Ehrfurcht

Ew. Excellenz

demüthigſte Dienerinn.

„Das verſteht ſich ſchon von ſich ſelbſt, daß die Verfaſ-
„ſerinn dieſes Briefs jung und ſchön ſeyn muß. Auſſerdem
„wäre es ein ſehr leerer und trockner Brief. Aber eine ſchö-
„ne Unglückliche, die ſich thränend zu unſern Füſſen wirft,
„die in den erſten Wochen ihres Eheſtandes ſo viel Verfol-
„gung unſchuldiger Weiſe ausſtehen muß! dieſe, deucht
„mich, verdient noch wohl, daß man ihr alſo antworte. „

Madame,

Ihr Unglück rührt mich. Ich habe mir laſſen die Acten vorlegen, ich finde aber verſchiedne bedenkliche Umſtände, die, wie es ſcheinen will, Ihrem Manne ſehr nachtheilig ſind. Ich werde mich erfreuen, wenn Sie mich überzeugen können, daß meine Beſorgniß ungegründet ſey. Eine mündliche Unterredung iſt dazu wohl am geſchickteſten. Ich bin den ganzen Tag beſchäfftigt, früh um ſechs Uhr

aber

aber werde ich noch ungestört seyn. Ich erwarte Sie in meinem Cabinette. Mein Kammerdiener hat Ordre, Sie durch die Gallerie zu mir zu führen. Fassen Sie einen Muth. Ich wenigstens will thun, was in meinem Vermögen ist. Leben sie wohl!

„Es setze sich ein Jeder in die Umstände des Beklag„ten. Die Sache ist auf dem Wege gewonnen zu werden. „So viel ist gewiß: wird der Vorschlag angenommen, so „kann er versichert seyn, daß er in einer Stunde mehr ge„winnt, als er in zehn Jahren durch die kostbarste Chicane „nicht erlangt. Soll er seine Frau in das Cabinett schi„cken? Was soll ich ihm rathen? Gewiß, das weiß ich nicht; „so viel weiß ich, daß ich lieber Richter, als Beklagter, „seyn möchte.

„Wenn man das Wort bestechen im weitläuftigern Ver„stande, und zwar dafür annimmt, daß es eine Kunst sey, „durch welche der Kläger oder der Beklagte sich der herr„schenden Leidenschaften des Richters unmittelbar, oder „durch andre Personen dergestalt zu bemächtigen weiß, daß „er ihn auf seine Seite ziehen, und den Proceß nach seinen „Absichten herum leiten, und zu Ende bringen kann, wenn „es, sage ich, in diesem Verstande genommen wird: so „kann man gar wohl behaupten, daß ein Richter auch durch „die Furcht bestochen werden könne. Es giebt deren ver„schiedne, welche die Welt so wohl kennen, daß sie sich „mehr vor ihren Obern, als vor ihrem Gewissen fürchten. „Viele müssen stumm seyn, um bittre Vorwürfe zu vermei„den; noch andre sind in ihrer Wirthschaft gewissen Zufäl„len ausgesetzt, welche sie sehr zahm machen. Von einer „jeden dieser Arten will ich eine Probe geben; ein billiger „Client wird sie nicht misbrauchen, und kann er es ganz „vermeiden, sie gar nicht gebrauchen.„

Mein Herr,

Ich habe gestern Mittags bey Ihro Excellenz, dem Herrn von . . . gespeist. Die Gnade, welche dieselben seit vielen Jahren auf eine vorzügliche Art mir erzeigt, gab mir Gelegenheit, ihnen von der Verdrießlichkeit Eröffnung zu thun, die mir durch den bewußten Hutungsproceß zugezogen wird. Ich war so glücklich, Ihro Excellenz von der Billigkeit meiner Befugnisse durch ein kurzes pro memoria zu überzeugen. Sie wunderten sich, wie bey diesen klaren Umständen die Sache so lange Zeit bey der Commission unerörtert bleiben können. Als ein aufrichtiger Freund von Ihnen, mein Herr, nahm ich Gelegenheit Ihr Verfahren zu entschuldigen; ich war auch endlich so glücklich, Ihro Excellenz die widrige Meynung zu benehmen, zu welcher sie, wie dieselben sich gegen mich ausdrückten, schon seit einigen Jahren, und bey verschiednen Gelegenheiten gegründete Ursachen bekommen hätten. Haben Sie die Gewogenheit, und beschleunigen den Hauptbericht. Sie sind zu billig, und zu einsehend, als daß Sie ihn zu meinem Nachtheile abfassen sollten. Ich weiß, darauf kann ich mich verlassen. Ich habe Ihro Excellenz Hoffnung gemacht, daß er längstens binnen drey Wochen von Ihnen eingesendet werden würde. Lassen Sie mich in meinem Versprechen nicht fallen; ich werde gewiß in drey Wochen Ihro Excellenz wieder aufwarten, und sodann das Vergnügen haben, Ihnen zu melden, wie der Bericht aufgenommen worden ist. Bin ich im Stande, Ihnen höhern Orts zu dienen: so versehen Sie Sich zu meiner Freundschaft aller möglichsten Bereitwilligkeit. Ich verharre u. s. w.

Hochgeehrtester Herr Amtmann,

Ich habe gewisse Nachricht, daß meine Feinde sich Mühe geben, einen Befehl zur Revision meiner Casse an Sie auszuwürken. Nun bin ich zwar alle Stunden im Stande,

de,

de, Rede und Antwort zu geben; weil aber dieses Rechnungswesen so weitläuftig ist, weil mir noch verschiedne Belege fehlen, und weil ich aus einer, vielleicht gar zu gefälligen, Nachsicht gegen das Armuth der Contribuenten mich in eine ziemliche verwirrte Restrechnung eingelassen habe: so erwarte ich von Ihrer Freundschaft, daß Sie mir, so bald der Befehl einlangt, unter der Hand Nachricht geben, und mich nicht übereilen. Ich zweifle an dieser Gefälligkeit nicht einen Augenblick, da ich im Stande bin, auf andre Art erkenntlich zu seyn. Sie sind der billigste, der gewissenhafteste Beamte; das gesteht Ihnen jedermann zu. Aber würden Sie wohl ganz gleichgültig seyn, wenn ich unvermuthet zu Ihnen käme, und auf Befehl die Vorlegung der Depositengelder verlangte? Urtheilen Sie hieraus, wie empfindlich auch dem ehrlichsten Rechnungsführer eine dergleichen Ueberfallung seyn müsse. Sie verstehn mich doch wohl, Herr Amtmann? Mit einem Worte: Halber Dienst, und ganze Freunde! Eine Hand wäscht die andre, und ich bin, u. s. w.

Hochgeehrter Herr Stadtrichter,

Ich will Ihnen die ganze Sache aufrichtig gestehn. Die Bekanntschaft, die ich seit vielen Jahren mit dem Manne gehabt, hat eine gewisse Art der Vertraulichkeit zwischen mir und seiner Frau veranlaßt, welche denenjenigen allerdings etwas zweydeutig seyn muß, die mehr neugierig, als billig sind. Es war eine Unvorsichtigkeit von mir, aber weiter war es auch nichts, daß ich bey der Abwesenheit des Mannes länger in ihrem Hause blieb, als es vor den Augen der gemeinen Leute der Wohlstand zu erlauben schien. Ich schwöre es Ihnen zu, es ist nicht mehr, als drey, höchstens viermal geschehn, und jederzeit im Beysein ihrer Verwandtinn, welche ihre Jahre und ihre Frömmigkeit glaubwürdig machen. Wäre der Mann bey seiner unerwarteten

Rück-

Rückkunft nicht trunken gewesen: so würde er sich vernünftiger aufgeführt haben. Ich war genöthigt, ihm den Degen aus der Hand zu reissen; denn so weit, glaube ich, geht die Freundschaft nicht, daß man sich soll erstechen lassen. Dieses aber wird wohl nicht wider die peinliche Halsgerichtsordnung seyn, daß ich in seinem Hause meinen Besuch im Schlafpelze, und in Pantoffeln abgelegt habe. Meine Pflicht erfoderte, daß ich eine unschuldige Frau den Händen ihres rasenden Mannes entriß, und sie so lange in mein Haus nahm, bis ich sie mit anbrechendem Tage dem Schutze ihrer Aeltern überlassen konnte. Ihre alte fromme und rechtschaffne Verwandte kann alles, was ich sage, bezeugen. Sie liegt noch bis itzt auf ihren Knien, und fleht den Himmel an, daß er dem armen Manne seinen verlohrnen Verstand wieder schenken wolle.

Sehen Sie, Hochgeehrter Herr Stadtrichter, das ist der eigentliche und wahre Verlauf der Sache. Muß der Mann nicht unsinnig seyn, daß er über diese Kleinigkeiten solche Bewegung macht, die Obrigkeit wider mich aufzubringen sucht, und so vieles Geld dran setzen will, ein gerichtlicher Hahnrey zu werden. Ich bin allemal im Stande, mich zu rechtfertigen; allein die Freundschaft gegen diesen unsinnigen, die Hochachtung für seine unschuldig gekränkte Frau, und das Verlangen, ruhig zu seyn, ist Ursache, daß ich wünsche ohne Weitläuftigkeit aus der Sache zu kommen. Ich weiß, mein Herr, wie viel Sie über ihn vermögen. Reden Sie ihm, als Freund und als Richter, zu, daß er ansteht, seine eingebildete Beleidigung weiter zu ahnden. Erwerben Sie Sich das Verdienst, eine unglückliche Frau mit einem Manne auszusöhnen, welcher sich übereilt hat, und eine Freundschaft wieder herzustellen, die zwischen mir und ihm so lange Zeit, und bis auf den traurigen Augenblick unverbrüchlich gepflogen worden ist. Sie machen Sich durch diese gütige Vermittelung zwo Familien auf einmal verbindlich, und ich insbesondre werde Gelegenheit

suchen, Ihnen in der That zu zeigen, daß ich mit der größten Erkenntlichkeit sey,

Hochgeehrter Herr Stadtrichter

Ihr

ergebenster Diener.

N. S. Ich habe vorige Woche von den Gebrüdern N. N. einen Wechsel auf fünfhundert Thaler an Zahlungsstatt annehmen müssen, welchen Sie ausgestellt haben, und der auf künftige Messe gefällig ist. Es ist mir bekannt, daß Ihre Umstände Sie gegenwärtig schlechterdings hindern, Zahlung zu leisten. Ich verlange auf keinerley Art Ihnen beschwerlich zu fallen. Melden Sie mir Ihre Gedanken in ein paar Zeilen, oder noch besser, erzeigen Sie mir diesen Abend die Ehre, und speisen Sie mit mir in meinem Garten. Wir sind ganz allein. Mündlich von allem ein mehrers.

„Da, wie ich oben erinnert habe, die Kunst zu bestechen eine Kunst ist, sich der herrschenden Leidenschaften eines Richters zu seinem Vortheile zu bemächtigen; so wird „es oft eine sehr vergebne Arbeit seyn, daß man ihn durch „Mitleiden und Erbarmung zu bewegen suche. Diese Empfindungen sind allzumenschlich für einen Mann, den gemeiniglich sein Amt zu ernsthaft macht, als daß er bey den „Thränen einer Witwe weinen sollte. Er gewöhnt sich hart, „um desto unparteyischer, und von dieser Seite unempfindlich zu seyn; denn wenn er ja empfindlich seyn soll, so müssen die Ursachen dazu gewiß einträglich seyn. Das aber „sind die Thränen des Armuths nicht. Man wird mir nicht „zumuthen, dasjenige hier zu wiederholen, was ich so oft „gesagt habe. Ich weiß freylich, daß es Richter giebt, „die zum grossen Schaden ihrer häuslichen Nahrung ganz

„anders

„anders gesinnt sind, ich weiß auch, daß diese eine ziemliche „Anzahl ausmachen; aber das weiß ich auch, daß der größ„te Hause von ihnen ganz anders, und gründlicher denkt. „Und nur von diesem größten Hausen rede ich. Die an„dern sind Phänomena, die zur Ausnahme gehören. Wie„der zur Hauptsache zu kommen! Man hüte sich also wohl, „dem Richter durch Thränen und Klagen, und Erzählung „unsers Elends einen Ekel gegen unsre Sache beyzubringen. „Er wird die Augen wegwenden, um unsern Jammer nicht „zu sehen. Hätten wir nicht so gar ängstlich und kläglich „gethan: so würde er sich vielleicht noch einen guten Begriff „von unsrer Sache gemacht haben; da wir ihn aber mit den „dürftigen Klagen betäuben, so ist er nur unser Richter, und „hört auf, unser Freund zu seyn. Eine Sache, welche „die Erfahrung bestätiget, hatte eben nicht nöthig, mit „Beyspielen erläutert zu werden; zum Ueberflusse aber will „ich es doch thun.

Mein Herr,

Es wird nun fast ein Jahr seyn, daß ich wegen der tausend Thaler klagen müssen, die Herr N. meinem verstorbnen Manne schuldig verblieben ist. Die Billigkeit meiner Fordrung ist klar, und mein Advocat hat mich versichert, mein Beweis wäre so überzeugend, daß mir die Obrigkeit ohne Weitläuftigkeit zu meinem Rechte verhelfen werde. Ich habe, dieses Jahr über, mir und meinen Kindern den nothdürftigsten Unterhalt entzogen, um so viel Geld aufzubringen, als nöthig gewesen ist, Ihnen, mein Herr, an Gerichtsunkosten zu entrichten. Nun ist es mir weiter nicht möglich, einen Groschen daran zu setzen. Ich lebe in der größten Dürftigkeit. Stellen Sie Sich, mein Herr, vier unerzogne Kinder vor, die mir am Halse hänzen, und um Nahrung flehen, welche ich ihnen nicht geben kann. Ich küsse diese kleinen Unglücklichen, um sie zu beruhigen, und sage ihnen, daß wir unser Glück von den Händen eines ge-

rechten und groſsmüthigen Richters erwarten. Die armen Kinder verſtehen mich nicht, ſie weinen, weil ſie mich weinen ſehen, und küſſen meine mütterlichen Zähren. Gewiß, mein Herr, Sie haben das Leben von fünf Unſchuldigen in Ihren Händen. Schaffen Sie mir Recht! Ich beſchwöre Sie bey der Zärtlichkeit, die Sie als Vater gegen Ihre Kinder haben. Erbarmen Sie Sich meiner! Verhelfen Sie mir zu dem, was mir gehört, und laſſen Sie nicht zu, daß meine Feinde ſich meines Armuths misbrauchen. Retten Sie mich, mein Herr, damit die Thränen meiner Kinder nicht etwan künftig einmal Ihren Kindern zu ſchwer werden. Ach, mein Herr, verzeihen Sie mir die Heftigkeit meiner Empfindungen! Ich bin ganz ohne Hülfe, wenn Sie mich verlaſſen. Verlaſſen Sie mich nicht, damit es Ihnen und den Ihrigen beſtändig wohl gehe! Ich erbitte dieſes auf meinen Knien von Gott, und bin,

Mein Herr,

Deren

demüthige Dienerinn.

Madame,

Wenn Ihr Advocat die Sache beſſer verſteht, als ich: ſo wollte ich, daß er an meiner Stelle Richter ſeyn müßte. Haben Sie gerechte Sache, ſo wird es ſich zuletzt ſchon ausweiſen; man muß der Gerechtigkeit ihren Lauf laſſen, wie es ſich nach Vorſchrift der Geſetze gehört. Das verſtehe ich, und Sie verſtehn es nicht, Madame. Mit Thränen und Klagen löſt man weder einen Bericht, noch ein Urtzel ab. Haben Sie kein Geld, ſo müſſen Sie keinen Proceß führen. Hat Ihnen das Ihr Advocat nicht geſagt? Warum haben Sie ſo viel Kinder, wenn Sie ſolche nicht ernähren können? Meinen Kindern giebt niemand etwas, als was ich verdiene; und was mir gehört, das laſſe

ich

ich mir nicht nehmen. Mit einem Worte: Sie sind noch fünf Thaler Gerichtsgebühren und baaren Verlag schuldig; und bezahlen Sie diese binnen acht Tagen nicht: so lasse ich Sie auspfänden, oder ich will kein ehrlicher Mann seyn. Ich schwöre nicht vergebens, das wissen Sie. Leben Sie wohl.

„Ich habe bisher gröſtentheils nur von der unmittelbaren Bestechung geredet. Es ist nöthig, daß ich noch ein „Wort von der mittelbaren sage, welche einen so grossen „und wichtigen Theil von der Historie unsrer Processe aus„macht.

„Es gründet sich dieses auf den alten und wahren Satz, „daß eine grosse Anzahl unsrer Richter unmündig ist. Sie „stehn sehr oft unter der Vormundschaft ihrer Weiber, o„der ihrer Kinder, oder ihrer Subalternen. Das erste, „was ein vernünftiger Client thun kann, ist dieses, daß er „sich nach dergleichen Umständen wohl erkundiget. Gemeiniglich sind die Weiber der Richter die erste Instanz für „die Partheyen. Man hüte sich ja, sie zu übergehen. Ich „wenigstens bin allemal der Meynung gewesen, daß es bes„ser sey, den Richter und die Gesetze, als des Richters Frau, „wider sich zu haben. Nach dem ordentlichen Laufe der Na„tur hat der Richter nur in der Richterstube, seine Frau a„ber im ganzen Hause, zu befehlen. Der Richter lenkt die „Gesetze nach seinem Gutbefinden, die Frau den Mann „nach ihrem Winke. Ein Richter, er sey auch wie er wolle, „hat doch immer einen gewissen Zwang von seiner Pflicht „und seinem Gewissen: die Frau des Richters ist durch kei„ne Pflicht gebunden; und wenn sie sich einmal vornimmt, „Recht zu behalten, so überschreyt sie die Gesetze und alle „Rechtsgelehrten.

„Was ich hier sage, braucht keinen Beweis, die Er„fahrung lehrt es, und ich will einem jeden, dem seine ge„rechte Sache lieb ist, wohlmeynend rathen, sich nach die„ser Erfahrung zu richten.

„Besondre Regeln braucht man dabey nicht. Es gel„ten hier eben diejenigen, die ich oben wegen der Richter „festgesetzt habe. Man gebe sich Mühe, die herrschenden „Leidenschaften der Frau zu erfahren. So viel herr„schende Leidenschaften eine Frau hat, und man sagt, de„ren wären eine ziemliche Anzahl: so viel Wege hat man, „zu seinem Zwecke zu gelangen. So viel ist gewiß, mit „alten Münzen und Gemmis werde ich die Frau eines Rich„ters nicht verführen: aber das weiß ich sehr wohl, daß ei„ne Garnitur Meißnerporcellan, zu seiner Zeit angebracht, „Wunder thut. Ein guter Freund von mir war durch die „Unachtsamkeit seines Advocaten so unglücklich, daß er sei„nen Proceß verlohr. Keine Leuterung, keine Appellation „half ihm mehr; er war ganz abgewiesen. Endlich fand „er ganz unvermuthet einen Weg, sich durch einen reichen „Stoff am rechten Orte zu empfehlen; und da hieß es: „Nunmehro aus den Acten so viel zu befinden ꝛc.

„Wer die Kunst recht versteht, den Beyfall der Frau „seines Richters zu gewinnen, der hat viele Vortheile, die „man nicht hat, wenn man sich nur an den Mann hält. „Es macht bey der Richterinn einen viel stärkern Eindruck, „wenn ich nachtheilig von andern Frauenzimmern, und be„sonders von der Frau meines Gegners rede. Ich kann „es sicher wagen, ihr damit zu schmeicheln, daß sie ihr „weibliches Ansehen über ihren Mann und sein Amt be„haupte. Ist eine solche Frau noch über dieses zärtlich; „wie viel haben wir gewonnen! Das muß man nicht alle„mal verlangen, daß sie schön aussieht. Sieht sie schön „aus, desto besser, unser Vortheil ist doppelt. Sieht sie „häßlich aus, wer kann sich helfen; man drücke die Augen „fest zu, und verläugne seine Empfindungen. Wie viel „leidet ein Mensch nicht, sein Glück zu machen!

„Weil ich angefangen habe, alle meine Sätze durch „Briefe zu erläutern: so will ich es auch hier thun. Man „wird aus einem jeden dieser Briefe sehen, in welchem Fal-

„le

„le er zu gebrauchen ist; ich habe nicht nöthig, es darüber „zu schreiben. „

Madame,

Sie haben völlig Recht, die Eitelkeit dieser Frau ist ganz unerträglich. Sollte man wohl glauben, daß diese Prinzeßin die Frau eines Mannes sey, der mich um sechshundert Thaler ungerechter Weise verklagt, und der so ängstlich thun kann, als wenn er mit Weib und Kinde verhungern müßte, wenn ihm nicht schleuniges Recht wider mich verschafft würde? Ich habe mich gestern erkundiget, wie viel die Elle von den Spitzen koste, mit denen sie sich am Sonntage in Ihrer Gesellschaft so brüstete. Wie viel meynen Sie wohl, Madame? Sie werden es kaum glauben. Ich bin so glücklich gewesen, noch acht Ellen von dieser Sorte aufzutreiben. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen damit aufwarten darf. Mich dünkt, Madame, sie schicken sich für Ihren Stand besser, als für diese Närrinn. Aergert es Sie, daß diese Frau sich anmaßt, eben so kostbare Spitzen zu tragen, als Sie tragen, Madame: so vermitteln Sie nur, daß ich meinen Proceß gewinne. Ist das wahr, was mein Kläger bey den Acten sagt: so wird ihn sodann die Noth zwingen, die prächtigen Spitzen seiner Frau zu verkaufen, um etwas zu haben, wovon er lebt. Ist das aber nicht wahr, was er dem Richter so kläglich vorseufzt, so verdient der Heuchler, und seine strotzende Frau Ihre Rache doppelt. Mit einem Worte, Madame, Sie haben itzt diese Familie in Ihren Händen. Sie kennen ihren Bettelstolz; züchtigen Sie ihren Hochmuth, und schaffen Sie dadurch Sich und mir Recht. Von Ihren Händen allein erwarte ich mein Recht, und bin,

Madame, u. s. w.

Hochzuehrende Frau Amtmanninn,

Wird Sie es nun bald gereuen, daß Sie gestern die Parthey von meinem Gegner so eifrig nahmen? Aber vielleicht wissen Sie das noch nicht, was schon die ganze Stadt weiß. Im Ernste, wissen Sie es noch nicht? Ich will es Ihnen sagen. Der Mann, welcher nicht einmal so viel Vermögen hat, mir die dreyhundert Thaler zu bezahlen, die ich von ihm aus dem Testamente fodere; der durch den Mangel so weit gebracht ist, daß er sich nicht schämt, mir die Richtigkeit der Foderung zu leugnen; der Mann, der gestern das Glück hatte, von Ihnen bedauert zu werden; dieser Mann hat heute einen Befehl gebracht, daß er den Rang über den Herrn Amtmann haben solle. Sehn Sie, Madame, so bald Sie nun wieder mit seiner Frau in Gesellschaft kommen: so werden Sie Ihren Platz zu nehmen wissen, der Ihnen nach dem Befehle gehört. Die guten Zeiten sind vorbey, wo die Frau Amtmannin obenan saß, und alsdann erst Madame. Gewiß, bedauren Sie mich immer ein wenig, ich verliere am meisten dabey. Wird nun der Herr Amtmann wohl noch das Herz haben, mir wider einen Mann Recht zu verschaffen, den die Vorsicht so hoch über ihn und seine Frau erhoben hat? Ich beklage Sie von ganzem Herzen. Mehr kann ich nicht thun. Bey allen diesen Unglücksfällen, die Sie treffen, bin ich dennoch mit der größten Ehrfurcht,

Hochzuehrende Frau Amtmanninn,

Ihr

gehorsamster Diener.

Gnä-

Gnädige Frau Amtshauptmanninn,

Eine Abbitte, und eine Ehrenerklärung ist das wenigste, was ich von Ihnen fodern kann. Können Sie mir im Ernste einen so schlechten Geschmack zutrauen, daß ich das Gesichte der Kommerzenräthinn für reizend halten sollte? Die Schmeicheleyen, die ich ihr gestern sagte, giengen wenigstens ihr Gesichte nicht an. Konnte ich mir auch so viel Gewalt anthun, sie zu lieben: so müßte es gewiß nur darum geschehen, daß ich mich an ihrem Mann rächte, der mich in einen so verdrießlichen Rechtshandel verwickelt hat. Es ist wahr, die ehrliche Frau verläßt sich auf ihre alten Reizungen so sehr, als ihr guter Mann auf die Gerechtigkeit seiner Sache, die er wider mich auszuführen gedenkt; doch will ich hoffen, sie sollen beide verlieren. Dem ungeachtet muß ich gestehen, die Kommerzenräthinn ist eine billige Frau. Sie hat mir gestern ins Ohr gesagt, daß Sie, Gnädige Frau, noch ganz erträglich aussähen, und gesteht, daß Ihre Hände schön sind. Ich kam zugleich auf meinen Proceß zu reden, und that ein wenig stolz auf die Billigkeit meiner Sache. Es kann seyn, sagte sie mit ihrer hohen Mine, aber vielleicht wird sie der Herr Amtshauptmann so gar gerecht nicht finden, wenn ich nur einmal Gelegenheit habe, mündlich mit ihm davon zu sprechen. Verstehn Sie diese triumphirende Sprache, Gnädige Frau Amtshauptmannin? Ich will wünschen, daß sie Ihr Gemahl nicht versteht. Unterbrechen Sie diese Cabale. Gewiß eine solche Schönheit, von der vorigen Regierung, ist gefährlich. Ich bitte mir die Erlaubniß aus, daß ich Ihnen diesen Abend aufwarten, und diejenigen Hände küssen darf, welche das Glück haben, selbst von Ihren Feinden bewundert zu werden. Ich werde in der gebeugten Stellung eines demüthigen Clienten gekrochen kommen, wegen meines Rechtshandels Ihren Vorspruch bey Ihrem Gemahl mir auszubitten. Werden Sie wohl, Gnädige Frau, das Herz haben, es mit den hinreissenden Blicken,

der Frau Kommerzenräthinn anzunehmen, die für den Herrn Amtshauptmann desto gefährlicher seyn müssen, da sie schon seit dreyßig Jahren gewohnt sind zu siegen? Ich habe die Ehre zu seyn,

Gnädige Frau Amtshauptmannim,

Ihr

unterthäniger Diener

* * * * * * *

Madame,

Ich habe Willens, meinen Nachbar zu verklagen. Von der Billigkeit meiner Klage, und von der Bündigkeit meines Beweises bin ich überzeugt; ich wage es aber doch nicht, ehe und bevor ich weiß, ob es mit Ihrer Zufriedenheit geschieht. Wir wissen es alle, Madame, daß Ihr Mann das Amt hat, Sie aber den Verstand haben, der zu seinem Amte gehört. Er ist so billig, daß er sich Ihrer Leitung überläßt, und, wie es auch einem gehorsamen Ehemanne gebührt, nichts thut und ausspricht, als was Sie thun, und zu sprechen ihm anbefehlen. Stehen Sie meiner Sache bey. Versichern Sie Sich meiner Dankbarkeit, von der das beyliegende Päckchen nichts, als nur eine kleine Probe ist. Geben Sie nur einen Wink, so weis ich, daß die ganze Richterstube zittert, und Ihr Mann ein beyfälliges Urthel für mich abfaßt, noch ehe er meine Klage zu sehen bekömmt. Wie glücklich ist unsre Stadt, Madame, da Sie regierender Stadtrichter sind! Wir bekommen unser Glück von Ihnen durch den Mund Ihres Mannes. Der Himmel erhalte diesen noch lange Jahre, damit wir Sie nicht verlieren. Die ist, Madame, der aufrichtigste Wunsch Ihres gehorsamen Dieners.

„Dieses wären also einige Formulare, die man brau„chen kann, wenn ein Richter die Maschine der Gerechtig„keit

„keit ist, durch welche seine Frau die Processe der Par-
„theyen nach ihrem Gutbefinden lenkt.

„In den Fällen, wo ein Richter dieses Directorium
„seinen Kindern aufgetragen hat, verfährt man auf eben
„diese Weise. Ist die Tochter an der Regierung; desto
„besser! Ich bin in einem Hause bekannt, wo die Tochter
„die Amtsstube, und der Vater die Küche besorgt; wo der
„Vater von den gangbaren Rechtshändeln, und den bey
„dem Amte vorfallenden Sachen nicht die mindeste Kennt-
„niß, und die Tochter eben so wenig Erfahrung von der
„Küche hat; wo der Vater über der Mahlzeit entweder gar
„nichts spricht, oder es doch nur zu entschuldigen sucht, daß
„das Essen versalzen ist, die Tochter aber den Gästen er-
„zählt, was sie seit fünf Jahren in ihrem Amte für casus in
„terminis erlebt hat. Mit einem Worte, die gütige Na-
„tur hat der Tochter den Verstand in ziemlich reichem
„Maasse gegeben, den sie, gewiß aus weisen Ursachen, dem
„Vater entzogen. Alles dieses desto besser zu erläutern,
„will ich ein paar Briefe einrücken, die ich vor einiger Zeit
„an den Vater und an die Tochter geschrieben habe.„

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Amtmann,

Auf dero geehrtestes vom sechzehnten dieses habe die Ehre Ihnen zu melden, daß wir heuer bey uns eben so schlechte Eichelmast haben, und was das schlimmste ist, so sagt man, daß an vielen Orten die Bräune unter die Sauen gekommen sey. Die Butter will noch nicht wohlfeil werden; sieben Groschen ist der genaueste Preis. Flachs die Menge! Der Stein aufs höchste zween Thaler. Mit dem Unschlitt lassen Sie es immer noch anstehen. Es ist itzt in keinem Werthe. Ich kann es Ew. Hochedelgeb. wohl glauben, daß Sie vielen Verdruß mit den Mägden haben. Es ist leider bey uns nicht viel besser; das machen die wohlfeilen Zeiten! Spindeln habe ich Ihnen aus dem Gebirge ver-

verſchrieben, und ich hoffe Sie itzt beſſer zu verwahren, als das letztemal. Eine gute Freundin von mir möchte auf Weihnachten gern eine geſunde und gute Amme haben; wollten Ew. Hochedelgeb. nicht ſo gütig ſeyn, und uns eine vorſchlagen. Die Frau Obriſtlieutenantinn iſt mit der, die Sie ihr geſchickt haben, ganz ungemein wohl zufrieden. Sie machen Ihnen mich dadurch ſehr verbindlich, und können gewiß glauben, daß ich mit der größten Hochachtung ſey,

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Amtmann,
u. ſ. w.

N. S. Innliegenden Brief bitte unverzüglich an die Mademoiſelle Tochter zu übergeben! er betrifft Katalia!

Mademoiſelle,

Nur dieſes einzigemal haben Sie noch die Gütigkeit und nehmen meine Appellation an. Ich kann mir itzt nicht anders helfen, und Sie haben die geringſte Verantwortung nicht dabey, da die letzte rejection ſine clauſula geſchehn. Wie es mit dem Urthel in Sachen N. contra N. zugegangen ſey, kann ich gar nicht begreifen. Salvo honore ſententionantium iſt ſehr elend geſprochen. Es zeigt von Ihrer Unpartheylichkeit, und guten Erfahrung, daß Sie die Leuterung ohne Schwierigkeit zugelaſſen haben. Zween von der hieſigen Bande haben die Tortur glücklich ausgeſtanden, der dritte hat bekannt. Sollten Sie Sich es wohl ſo närriſch träumen laſſen, daß kein Notarius bey der peinlichen Frage adhibirt worden iſt. Hier ſende ich Ihnen die drey conſtitutiones ineditas, welche ſie verlangt. Der zweyte Theil vom Bauernrechte iſt ſchon lange aus der Preſſe; wiſſen Sie das noch nicht? Aus dem Oberhofgerichte werden Sie wieder eine Inhibition kriegen. Laſſen Sie es immer einmal drauf ankommen. Ueber beykommende Sportuln

bitte

bitte mir bey Gelegenheit Quittung aus. Wir haben noch keinen Ordinarium. Befehlen Sie, daß ich weitre aufs juristische Orakel pränumerisen soll? Die Sache wegen des Abzugsgeldes ist wohl gar ins Vergessen gekommen. Lassen Sie doch noch einmal in Ihrem Archive nachsuchen, ob sich von den bewußten Lehnbriefen gar nichts findet. Ich habe die Ehre zu seyn,

Mademoiselle,

der Ihrige.

N. S. Haben Sie die Gütigkeit, und befehlen dem Papa, daß er den gebirgischen Mann wegen der Butter befridigt. Ich habe den Verdruß und den Anlauf von den Leuten, und weiß bald nicht mehr, wie ich sie bey der Geduld erhalten soll.

„In denjenigen Gerichtsstuben, wo die Democratie „eingeführt ist, und wo ein Jeder, von dem Thürsteher an „bis zu dem Richter, sein Votum hat; da ist für die Par„theyen allerdings eine sehr kostbare Gerechtigkeit. Es ge„hört Geduld und Geld dazu, wer hier zu seinem Endzwe„cke kommen will. Ein Jeder will an den Partheyen sau„gen. Bey solchen Gelegenheiten muß man es machen, „wie Taubmann, dem der Fürstliche Hof verbothen war, „und zwar unter der Bedrohung, daß man ihn mit Hun„den hinaus hetzen würde. Er wagte es doch, er ließ für „jeden Hund, der ihn anfiel, einen Hasen laufen, und kam „endlich durch diese List zum Fürsten, wo er die Sache er„langte, die er wünschte. Es ist also hier nichts zu thun, „als daß man sich in die Zeit, und in den Ort schickt. Be„sondere Regeln, wie man sich in diesem Falle zu verhalten „habe, lassen sich nicht geben. Die Hauptregeln sind schon „im vorhergehenden von mir angeführt worden, und diese „beobachtet man auch in dem gegenwärtigen Falle.

„Dieses wären also die wichtigsten Vorschriften von der „Kunst zu bestechen. Ich mag nicht weitläuftiger seyn,

„da ich weiter nichts habe thun wollen, als einen Verſuch „liefern. Ueberhaupt iſt das Werk ſo wichtig, und von „einem ſo weiten Umfange, daß ich nicht im Stande bin, „es allein zu überſehn. Es würde mir lieb, und dem „gemeinen Weſen ſehr vortheilhaft ſeyn, wenn man in „allen Gerichtsſtuben dieſe wenige Bogen wollte durchſchieſ„ſen, und von Zeit zu Zeit die beſondern Arten nachtragen „laſſen, deren ſich vorſichtige Partheyen bedienen, ihre „Richter und Commiſſarien zu gewinnen. Die Fälle, wel„che etwan künftig bey meinem Amte noch vorkommen ſoll„ten, will ich ſehr ſorgfältig aufzeichnen. Wir wollen mit „vereinten Kräften uns bemühen, den ſtreitenden Partheyen „einen ſichrern Weg zu weiſen, als ihnen die ungewiſſen „Geſetze zeigen. Bringen wir auf dieſe Art eine vollſtän„dige Sammlung zu Stande: ſo wird ſie, wie mich „deucht, mehr als andre prakeiſche Bücher, den Namen ei„nes Hodegetæ forenſis verdienen.

„An dieſes Werk ſoll ſodann noch ein Anhang kommen, „von der Kunſt ſich beſtechen zu laſſen. Der Plan iſt „ungefähr dieſer:

„Das erſte Capitel handelt von der Nothwendigkeit zu „beſtechen. Hier wird dasjenige kurz wiederholt, was ich „auf den vorhergehenden Blättern geſagt habe.

„Das zweyte Capitel handelt von der Billigkeit, ſich „beſtechen zu laſſen. Ich zeige dieſelbe aus dem Rechte der „Natur, und fange den Beweis von dem ſuum cuique an.

„Das dritte Capitel erläutert dieſes aus den geiſtlichen „und weltlichen Rechten noch mehr.

„Im vierten Capitel führe ich die beſondern Verfaſſun„gen jedes Landes, und

„im fünften die geheimen Statuta jedes Amts und jeder „Expedition an. Dieſes Capitel iſt das ſtärkſte; aber auch „das nützlichſte.

„Das ſechſte Capitel handelt eine Controvers über das „Gewiſſen ab. Dieſes Capitel iſt eins der gelehrteſten,

weil

„weil ich alle nur mögliche Antiquitäten vom Gewissen zu„sammen getragen habe.

„Das siebente Capitel liefert Recepte, wider das Ge„wissen.

„Nota! Dieses Capitel ist für alle Stände.

„Ich werde mir Mühe geben, im achten Capitel zu „zeigen, daß ein Richter schuldig sey, den Partheyen es „leicht zu machen, wenn sie ungewiß sind, wie sie es mit „Anstand unternehmen sollen, ihn zu bestechen. Dieses ist „ein Consectarium aus dem zweyten Capitel.

„Die letzten sechs Capitel handeln von den Cautelen, „welche die Richter zu beobachten haben, wenn sie sich auf „eine vortheilhafte Art wollen bestechen lassen. Eine der „vornehmsten Cautelen ist diese: Der Richter muß spröde „thun. Ich habe diesen Ausdruck von der Coquetterie ent„lehnt. Ein Mädchen von einem zweydeutigen Charakter „wird ihren Beruf weit glücklicher treiben können, wenn „sie sich das Ansehen eines tugendhaften und eingezognen „Frauenzimmers erhalten kann. Dergleichen Ausschwei„fungen, wenn sie mit Vorsicht geschehn, sind allemal ein„träglicher, und das Publicum bleibt in einer Art der Ungewiß„heit, die dem guten Namen des Mädchens sehr vortheilhaft „ist. Sie wird, ohne mein Erinnern, ihre Ernsthaftigkeit so „zu mäßigen wissen, daß sie von dem Wilden und Rauhen „unterschieden bleibt, wodurch die Jugend, und ihre Freun„de zu sehr abgeschreckt werden könnten.

„Auf eben diese Art muß sich ein Richter geberden. Er „muß es einem aufmerksamen Clienten errathen lassen, daß „er gegen Geschenke nicht unempfindlich sey; und dennoch „muß er den Clienten in einer gewissen Art der Ehrfurcht „zu erhalten wissen, daß dieser glaubt, er sey der einzige, „dem es geglückt habe, ihn zu bestechen. Man glaubt nicht, „wie sehr dieses den Preis der Geschenke erhöht. Die Par„theyen opfern noch einmal so viel, um durch den ansehnli„chen Werth des Geschenks die Verwegenheit einigermassen „zu entschuldigen, die sie unternehmen, einen so unpar„theyischen

„theyischen

„theilschen und gerechten Mann zu blenden. Ein Richter, „welcher sich seine Leidenschaften zu sehr merken läßt, wel„cher die Gerechtigkeit dem ersten dem besten, der darauf „bietet, für ein geringes Geld zuschlägt; ein solcher Rich„ter ist selbst Ursache, wenn der Werth seiner Waare fällt. „Ordentlicher Weise bekömmt man für ein Dutzend Duka„ten so gar viel Gerechtigkeit eben nicht: wie kann es nun „ein solcher Mann bey seinen Collegen, und bey den Nach„kommen verantworten, wenn ihm schon von einem einzi„gen Dukaten Hören und Sehen vergeht?

„Mit dieser Regel ist noch eine andre sehr genau ver„wandt, welche befiehlt, daß man von den Armen nichts, „von den Reichen desto mehr nehmen soll. Sie folgt aus „eben dem Grundsatze, aus welchem ich die vorhergehende „hergeleitet habe, und hat ausserdem noch einen doppelten „Nutzen. Dadurch, daß ich den Armen die nichtswürdi„gen Kleinigkeiten, so er mir anbietet, mit einer freundli„chen und mitleidigen Miene wieder zurück gebe, erheische „ich mir den Ruhm eines frommen Richters. Den elen„den Gulden, den ich dem armen und nothdürftigen Clien„ten zurück gebe, trägt er mit Thränen und Freuden nach „Hause, er wird nicht ruhen, bis die ganze Nachbarschaft „unsre Großmuth erfährt, und gewinnt er auch nunmehr „seinen Proceß nicht, wie er ihn natürlicher Weise nicht ge„winnen kann, da er ein Armer ist: so wird er dennoch die „Schuld seinem Richter nicht beymessen, diesem frommen „und unpartheyischen Manne, welcher aus grosser Liebe zur „Gerechtigkeit nicht einmal einen Gulden hat annehmen „wollen!

„Ausser diesem Geruche der Heiligkeit, den ich mir bey „tausend andern Fällen wohl zu Nutze machen kann, habe „ich auch diesen Vortheil, daß der Reiche, wenn er von „dem Armen meine Großmuth erfährt, seine Geschenke de„sto wichtiger einrichten muß, wenn er nicht Gefahr laufen „will, auch abgewiesen zu werden. Nach den Regeln der „Proportion fällt es dem armen Bauer weit schwerer, eine

alte

„alte dürre Henne zu schenken, als es seinem Edelmanne „fällt, den ich durch meine gerühmte Unpartheylichkeit nö„thige, mir den besten gemästeten Truthahn aufzuopfern. „Da der Arme so viel verliert, wenn er auch wenig schenkt: „so ist es ihm zu gute zu halten, wenn er seinem kleinen „Geschenke einen grossen Werth beylegt, und viel Gerech„tigkeit dafür verlangt. Erlangt er diese nicht, so glaubt „er, berechtigt zu seyn, es dem ganzen Dorfe zu klagen, „wie himmelschreyend sein Richter verfährt, den er, nach „seiner Sprache zu reden, nicht satt und gerecht machen „können, ob er ihm schon das Brod in den Rachen gesteckt, „welches er seinen armen Kindern vom Tische genommen. „Ein Reicher hingegen, wenn er auch durch seine Geschen„ke den Endzweck nicht erhält, wird dennoch entweder so „billig, oder so vorsichtig seyn, und die Mittel verschwei„gen, die er angewendet hat, sein Recht zu behaupten. „Diesen Satz habe ich in der Abhandlung selbst sehr weit„läuftig ausgeführt, da wider ihn in den meisten Küchen „der Richter so gröblich verstossen wird.

„Ein Richter hat sich wohl vorzusehn, daß er von den„jenigen kein Geschenke nimmt, welche mit seinen Obern „und Vorgesetzten in einiger Verbindlichkeit, oder Ver„wandschaft stehen. Thut er es dennoch, und ist er dabey „nicht vorsichtig genug, so ist er auf einmal, ohne Ret„tung, verlohren: hütet er sich aber, und zeigt er denjeni„gen, der ihn bestechen will, einen gerechten Abscheu vor „einer solchen Handlung: so gewinnt er dadurch doppelt so „viel, als er dem äusserlichen Ansehen nach durch die Ab„weisung dergleichen Geschenke verliert. Diese Cautel hat „mir Gelegenheit gegeben, dem Richter sehr weitläuftige „Regeln wegen der Sorgfalt vorzuschreiben, mit welcher „er sich gleich beym Anfange des Processes erkundigen müs„se, ob eine der Partheyen auf diese oder jene Art mit ei„nem von seinen Obern, oder mit denen, die er sonst zu „fürchten hat, in einiger Verbindlichkeit stehe. Ich habe „gewiesen, daß ein Richter schuldig sey, dieses zu thun,

„ehe er noch die Klagen lieſt. Denn in dieſen Fällen wird „die Gerechtigkeit der Sache nicht durch die Beweiſe der „Partheyen entſchieden, ſondern durch die Actien, die der „eine oder der andre von ihnen bey unſern Obern hat. Da„mit ich nicht das geringſte verabſäume, wodurch dem ge„meinen Weſen geholfen werden könne: ſo zeige ich in mei„ner Abhandlung, wie man dieſe Verbindungen der Par„theyen durch die gewöhnlichen Stammbäume ausfindig ma„chen kann. Ich zeige auch, wie man die Grade zählen „muß, welches von der gewöhnlichen Art ganz abgeht, weil „durch dieſe Art der Stammbäume nicht ſo wohl die Ver„wandtſchaften, als die politiſchen Verbindungen der Par„theyen mit den Obern ausfindig gemacht werden ſollen. „Es ſind in dieſem Capitel viele Aufgaben, welche den Ver„ſtand eines jungen Richters üben können, wenn er ſich die „Mühe geben will, die Stammbäume daraus zu verfer„gen. Die Fälle, von denen ich daſelbſt rede, habe ich „aus ſolchen Acten genommen, welche vor den anſehnlichſten „Richterſtuben, und Commißionen ergangen ſind. Da„mit ich den Leſern einen hohen Begriff von der Wichtig„keit meines Vorſchlags beybringe: ſo will ich ihnen nur ei„ne von ſo vielen Aufgaben erzählen, die ich angeführt ha„be. Es iſt folgend. Cajus klagt wider den Sempronius „aus einem Teſtamente, wegen eines Vermächtniſſes von „fünfhundert Thaler. Das Teſtament hat ſeine Richtig„keit. Sempronius räumt es ſelbſt ein: es iſt ihm durch „wiederholte Urthel auferlegt worden, die fünfhundert Tha„ler zu bezahlen, alle Appellationen, die er eingewendet „hat, ſind rejicirt, und er iſt ſo weit getrieben, daß be„reits der Termin zur Hülfe anberaumt worden. Was ſoll „Sempronius thun? Soll er bezahlen? Die Geſetze, die „Urthel, die Billigkeit wollen es haben. Kleinigkeiten! „Er hat einen Advocaten, der Geſetze, und Urthel, und „Billigkeit überſieht. Er bezahlt nicht, und findet einen „Weg, daß zu nochmaliger Unterſuchung dieſer Sache ei„ne beſondre Commißion niedergeſetzt wird. Der neue

„Commiſ-

„Commiſſar, ein Mann von Erfahrung, wirft die Acten „bey Seite, und unterſucht, in was für einer Verbindung „Sempronius mit demjenigen ſteht, der ſein Obrer und „Mäcenat iſt. Er findet die Verbindung alſo: Sempro„nius hat einen Bruder, Titius; die Frau des Titius, „Calpurnia, hat eine Schweſter, deren Mann, Cajus, „ſeinen jüngſten Sohn, Lälius, zum Schreiben und Rech„nen angehalten, und ſo weit gebracht, daß er in einer ge„wiſſen Herrſchaft Kornſchreiber geworden, und vor drey „Wochen die Tiburtia, ein Mädchen geheirathet hat, das „Ihro Excellenz, der Obre und Mäcenat des neuerwehlten „Commiſſars, fünf Jahre lang, als ein ſchönes und arti„ges Mädchen gefunden hat, und noch alſo findet. Aus „dieſem allen fertigt der Commiſſar ſeinen Stammbaum, „und weil er das nur vor kurzen verheirathete Mädchen als „ein documentum noviter repertum billig anſieht: ſo wird „das bisherige Verfahren aufgehoben, und Kläger, Cajus, „genöthigt, ſich mit dem Sempronius zu vergleichen, ſo „gut er kann. Ich bitte diejenigen von meinen jungen Le„ſern, welche ſich künftig als Prieſter der Gerechtigkeit wei„len einweihen laſſen, daß ſie die Mühe ſich nicht dauern „laſſen, die Verbindungen dieſer Aufgabe in einen Stamm„baum zu bringen. In Sachen von Wichtigkeit, wie die„ſe iſt, kann man nicht zeitig gnug anfangen, ſich zu üben.

„Bey der Anweiſung von der Kunſt ſich beſtechen zu „laſſen habe ich endlich auch dieſe Regel wiederholt: Ein „Richter darf es nicht gar zu ſehr auf die Großmuth ſeiner „Partheyen ankommen laſſen, und nicht verſtatten, daß ihm „die Geſchenke nur von ferne gewieſen werden. Accipe, „dum dolet! Die Erkenntlichkeit, die die Partheyen als„dann erſt leiſten wollen, wenn der Proceß zu Ende iſt, „gehören zu den leeren und unnützen Complimenten. Sie „bedeuten nichts mehr, als das bekannte: Mein Herr, „wir wollen ſehen! welches uns die Groſſen in ihren Vor„zimmern machen, wenn wir von ihnen etwas bitten, das

„sie uns nicht gewähren wollen. Ein Client, der in Angst „ist, seinen Proceß zu verlieren, thut in dieser Noth eben „so grosse, und eben so vergebne Gelübde, als derjenige that, „der währenden Sturms dem grossen Christoph die Wachs„kerze versprach. Ich zeige hier, wie alsdann ein Richter „den zaudernden Partheyen es so nahe legen könne, daß sie „nicht einen Augenblick anstehen, ihn zu versöhnen. Es „giebt mir dieser Umstand Gelegenheit, die ganze Abhand„lung von der Kunst sich bestechen zu lassen mit den bekann„ten Versen zu schliessen:

Dum processus ventilatur, dum aegrotus aegrotatur,
Studeas accipere.
Nam processu ventilato; et aegroto releuato,
Nemo curat soluere!

„Ich habe in den Schriften des Plato eine Stelle gefunden, die mich sehr aufmerksam gemacht hat. In der Abhandlung von der Einrichtung seiner neuen Republik ist er sehr weitläuftig, wenn er auf die Fehler des Magistrats zu reden kömmt. Bey dieser Gelegenheit führet er ein attisches Sprüchwort an, welches ungefähr so viel sagt, daß einige Rathsherren in Athen zum Nutzen, andre aber nur zur Zierde des Vaterlandes zu dieser Ehrenstelle erhoben worden *. Ich habe diesen Gedanken ganz neu gefunden; und ich wundre mich, daß seit so viel Jahrhunderten niemand darauf gefallen ist, durch den Ausspruch eines so weisen Mannes den verjährten Eigensinn zu besiegen, der sich noch in allen Städten durchgängig behauptet, und der verhindert, daß niemand in den Rath kommen kann, als wer die Geschicklichkeit und den Willen hat, dem Vaterlande zu nützen. Wie viele wohlgebildete Kinder der Stadt, denen es am Verstande fehlt, würden Brod haben, wenn man wenigstens eine gewisse Anzahl aufnähme, welche nur zur Zierde des Vaterlandes ernähret würden. Man könnte diesen Gedanken noch weiter ausführen, und zum Besten einer jeden Republik allgemeiner machen, wenn man einige zum Nutzen, einige zur Zierde, einige sowohl zum Nutzen als zur Zierde, und endlich noch andre in dergleichen Aemter aufnähme, welche weder zum Nutzen noch zur Zierde des Vaterlandes gereichten. So widersinnig dieses letztere klingt; so groß würde doch der Nutzen seyn, den man davon zu erwarten hätte. Dergleichen Männer sind in Aemtern so unentbehrlich, als der Schatten im Gemälde. Ein Mann, der zum Nutzen des Vaterlandes dienet, würde weniger in die Augen fallen, wenn nicht ein College neben ihm säße,

(*) Τας μεν θεασι εργῳ ωφελουντας, τας δε δια το σεμνυνεσθαι μονον αναρχοντας. Plato, Rep. l. 2. p. m. 413.

„der nicht zum Nutzen, sondern bloß zur Zierde des Vater„landes geschaffen wäre. Und dieser würde sehr unbemerkt „da sitzen, wenn es nicht noch andre gäbe, die weder zum „Nutzen, noch zur Zierde des Vaterlandes gereichten. Da„durch, daß man bisher niemanden das Ansehen eines Va„ters der Stadt hat zugestehen wollen, als nur demje„nigen, der sowohl zum Nutzen als zur Zierde des Vater„landes geschickt ist, durch dieses Vorurtheil ist es gekom„men, daß man so viel Mühe hat, die erledigten Stellen „zu besetzen. Oft sind sie zum unersetzlichen Schaden des „gemeinen Wesens wegen Mangel geschickter Candidaten „lange Zeit und wohl ganz und gar unbesetzt geblieben; oft „hat man seine Zuflucht zu einer einzigen erleuchteten Fa„milie nehmen, und durch Vater und Sohn und Enkel, „und Schwiegersohn die Gerechtigkeit müssen verwalten las„sen, welche gar leicht zu einer Familiengerechtigkeit hätte „werden können, wenn wir nicht in den glücklichen Zeiten „lebten, wo die Gesetze mehr gelten, als eigennützige Ab„sichten.

„Ich wollte, daß ich Gelegenheit geben könnte, diesen „Unbequemlichkeiten abzuhelfen. Die Nahrung würde all„gemeiner seyn; die Aemter würden viel leichter besetzt, „und viel lustiger verwaltet werden. Ein jeder würde in „den Stand kommen, dem Vaterlande zu dienen, wo nicht „mit dem Verstande, doch mit einem wohlgewachsnen Kör„per, und wo auch mit diesem nicht, doch wenigstens mit „seinem Daseyn.

„Ich sollte hoffen, daß meine patriotischen Vorstellun„gen einigen Eindruck machen würden; aber ich weis auch „leider, wie schwer es hält, eingewurzelte Vorurtheile aus„zurotten. Vielleicht giebt man sich nach und nach; viel„leicht erleben unsre Kinder dasjenige, was uns itzt un„möglich scheint.

„Es versteht sich von sich selbst, daß ich für die Nach„welt schreibe. Dieses hat mich bewogen, ein Formular „zu entwerfen, wie etwan in künftigen, vielleicht sehr

„späten

„späten Zeiten, ein junger Mensch es anfangen soll, wenn „er einen innerlichen Beruf empfindet, zur Zierde des Va„terlandes ein Rathsherr zu werden. Diejenigen, welche „an einer so problematischen Sache, und an den Sitten der „Nachwelt keinen Antheil nehmen, können dieses Formu„lar sicher überschlagen, ohne etwas dabey zu verlieren. „Die folgenden zween Briefe sind schon etwas wichtiger, „und mehr praktisch. „

Madame,

Ich habe das Glück, Ihr Pathe zu seyn. Dieses giebt mir ein Recht, auf alle diejenigen Aemter Anspruch zu machen, welche durch die Hand Ihres Mannes vergeben werden. Die nur unlängst eröffnete Rathsstelle erinnert mich an dieses Vorrecht. Sie wissen, Madame, wie vorsichtig und zärtlich meine Aeltern mich iederzeit erzogen haben. Ihre Sorge, mich durch eine pöbelmäßige Strenge und einen unzeitigen Fleiß zu früh niederdrücken, und zu dem Amte, das ich itzt suche, ungeschickt zu machen, diese liebreiche Vorsorge meiner Aeltern hat mich in den Stand gesetzt, daß ich itzt bey einem gesunden, wohlgebauten, und gut genährten Körper das Vermögen, welches ich geerbt, ruhig genieſſen, und die kleinen Spöttereyen der Pedanten über den Mangel der Gelehrsamkeit und des Verstandes gelassen übersehen kann. Ich weiß, Madame, und Sie wissen es noch besser, als ich, daß der Mangel dieser beiden Kleinigkeiten mich nicht unfähig macht, dem Amte, das ich suche, würdig vorzustehen. Zween unter uns können allemal Verstand und Gelehrsamkeit sicher entbehren, wenn nur der dritte zugleich in unserm Namen verständig, gelehrt, und fleißig ist. Man hat mich versichert, daß dieses Verhältniß fast in allen Aemtern gemein sey. Ich hoffe, man wird in unsrer Stadt von den Sitten unsrer Vorfahren, und den allgemeinen Gewohnheiten nicht abgehn. Glauben Sie, Madame, es ist für die Stadt allemal verträglicher, wenn ihre Väter weniger gelehrt, und besser gebaut sind.

Das Ansehen eines starken Körpers bringt beym Volke eine Hochachtung zu wege, die derjenige, welcher zwar verständig und gelehrt, aber so weit nicht gewachsen ist, nur selten erlangt. Durch Ansehen und Hochachtung aber wird das Volk regiert, und die Gerechtigkeit gehandhabt. Es giebt gewisse Fälle, wo der Rath paradiren muß, und wo man durch eine Garnitur wohlgewachsner Rathsherren mehr Beyfall und Vortheil erlangt, als durch den pedantischen Trotz derjenigen, die incognito, und zugleich für uns, verständig und fleißig seyn müssen. Dieses sind die Fälle, Madame, wo ich hoffe, meinem Vaterlande dienen zu können, und wo ich vor Eifer brenne, es zu thun. Ich will meinen Stuhl wohl füllen, und meinem Amte Zierde machen. Verlassen Sie Sich darauf. Machen Sie mich, und zugleich mein Vaterland glücklich. Verschaffen Sie mir ein Amt, für das ich gebohren und erzogen bin. Es kostet Sie nur ein Wort, so erlange ich meinen Wunsch. Dieses eine Wort werden Sie mir doch nicht versagen, Madame? Sie thun es nicht, ich weiß es gewiß, und meine einzige Sorge ist diese, wie ich Ihnen sodann für ihre Bemühung meine Ergebenheit lebhaft genug bezeigen will. Ich bin mit der tiefsten Hochachtung ꝛc.

„Weil ich einmal auf dem Wege bin, meine Belesenheit in den Schriften der alten Griechen drucken zu lassen: so will ich nachstehende zween Briefe „des Alciphrons einrücken (*).

„Um sie unsern Zeiten ähnlicher zu machen, so habe ich „sie nach Art der neuern Franzosen, und besonders des „Herrn Prevot, so frey übersetzt, daß sie dem Originale „fast gar nicht mehr ähnlich sind. Die Gewaltthätigkeit, „die man auf diese Art an den Schriften andrer ausübt, „würde ohne das entscheidende Beyspiel der witzigen Fran„zosen etwas unverantwortliches seyn. Ich behalte mir „vor, den Nutzen davon bey einer andern Gelegenheit zu „zeigen; itzt muß ich nur so viel erinnern, daß ich mich bey „dieser Freyheit ungemein wohl, und bequem befunden habe.

„Da ich diese Erklärung vorgesetzt habe, so will ich „hoffen, daß ich gegen die voreilige Weisheit eines eigen„sinnigen Kunstrichters gesichert seyn werde. Ich werde „mir die Mühe nicht geben, es zu beantworten, wenn „man mir verwirft, daß es unter den Griechen Männer ge„geben hätte, welche mit der ganzen Welt zu frieden gewe„sen wären, wenn sie Knaster und Bier gehabt hätten. „Ich würde es sehr leicht von Wort zu Wort haben überse„tzen können; es würde aber unsern Zeiten unverständlich ge„worden seyn (**). Wenn mir nicht Mathanasius zuvor „gekommen ist, so bin ich vielleicht der erste, der entdeckt „hat, daß schon bey den Griechen die kleinen possierlichen „Figuren gebräuchlich gewesen, die man auf den Camin „setzt, und Pagoden nennt (***). Ein Beweis, daß die„ser Geschmack so gothisch nicht ist, als man wohl glauben

 „sollte.

(*) Alciphr. libr. 1. Ep. 11. 12. p. m. 25.

(**) [illegible] Alciphr. l. all.

(***) [illegible] Alciphr. l. all.

„sollte. Aristänät braucht eben dieses Wort in einem Brie„fe an den Libanius, wenn er von einem stummen Raths„herrn in Constantinopel redet, der sich bey seiner Bequem„lichkeit alles gefallen ließ, was man in Vorschlag brachte, „und den das gemeine Volk um deswillen nur den Jaherrn „nennte (*). Die Anmerkung wird überflüßig seyn, „daß es bereits bey den Griechen Weiber gegeben habe, „die ihren Männern das Leben sauer gemacht. Unser Text „sagt es mit klaren Worten; aber es sagen es noch mehr „Texte. Ob ich das Wort: fauler Schlingel: recht über„setzt habe, will ich von Kennern entscheiden lassen (**). „Bey dem zweyten Briefe werden die Kunstrichter sehr stu„tzen, wenn sie lesen, daß es in Athen zwölfe geschlagen „hat. Der Hahn kräht schon, würden sie gesagt haben; „aber sie würden nicht verstanden worden seyn.

„Wie leicht ist es doch, gelehrt zu schreiben! Ich war „Willens, nur ein Wort zu meiner Vertheidigung zu sa„gen, und habe eine ganze Seite voll kritischer Weisheit hinge„schrieben. Der Himmel weiß, wie viel Gewalt ich mir „anthun muß, nicht so gelehrt zu seyn, um meinen Lesern „nicht unerträglich zu werden. Was ich gesagt habe, ist „genug meine Uebersetzung zu retten.„

Herr Bürgemeister,

Endlich habe ich einen Mann gefunden, der recht nach Ihres Herzens Wunsche ist. Sie können die erledigte Rathsherrnstelle nicht besser besetzen, als mit ihm. Er kömmt den ganzen Sommer nicht von seinen Weinbergen, und den Winter hindurch nicht vom Camine. Ein Mann, der, wenn er Knaster und Bier hat, mit der ganzen Welt zufrieden ist! Aus diesem Manne können Sie machen, was Sie wollen. Er hilft Ihnen dasitzen, wenn Sie es verlangen, und Sie können ihm so heftig begegnen, als Sie wollen, Sie beleidigen ihn gewiß nicht. Ich bin Bürge für

(*) [illegible] Aristaenet. l. 2. ep. [illegible]
(**) [illegible] conf. Liban. Ep. [illegible]

für ihn, daß er Ihnen niemals widerſprechen ſoll. Zu mehrer Sicherheit giebt er Ihnen einen Revers darüber. Rathen Sie ihm nur nicht zu, daß er viel reden darf; widerſprechen wird er wenigſtens nicht. Auf ſein Verum können Sie ſichern Staat machen. Er iſt wie die Pagoden von Thon, die man auf den Camin ſetzt, und die länger als eine Viertelſtunde mit dem Kopfe nicken, wenn man nur ein wenig mit dem Finger daran rührt. Ich empfehle ihn beſtens, und bitte mir bald Antwort aus. Er verdiene Ihr Wohlwollen. Leſen Sie nur ſeinen Brief, den er an mich geſchrieben hat. Können Sie Sich einen beſſern Collegen wünſchen? Vor ſeiner Frau fürchten Sie Sich nicht. Sie hat einen närriſchen Kopf, aber nur für den Mann; auserdem iſt ſie zahm, und ſehr gefällig. Ich kenne ſie. Es iſt ihr nur um den Rang zu thun. Hat ſie den erlangt, ſo wird ſie gewiß keine Unruhe in der Stadt anrichten, oder ſich einiger Herrſchaft anmaßen. Das können Sie der Frau Burgemeiſterin ſagen, damit ſie nicht ohne Noth argwöhniſch und eiferſüchtig wird. Folgen Sie mir, mein Herr. Machen Sie dieſe Maſchine zum Rathsherrn. Es wird Sie nicht gereuen. u. ſ. w.

Vielgeliebteſter Herr Schwager,

Rathsherr möchte ich nun freylich gern werden. Ich habe mir immer ſo ein Aemtchen gewünſcht, bey dem man den Körper ſchonen kann. Sie wiſſen es, Herr Schwager, ich bin ein wenig langſam und bedächtig, gut, wie ein Kind; alle heftige Bewegungen leidet mein ſtarker Körper nicht. Aber das wäre recht, wie ich mirs wünſchte. Meynen Sie nicht, daß ich es werden könnte? Reden Sie einmal mit dem Herrn Bürgemeiſter. Er ſoll einen recht frommen, und lieben Collegen an mir haben; mit Willen wenigſtens will ich ihn niemals ergürnen, den ehrlichen Mann! Reden Sie einmal mit ihm. Aber ſollte er es wohl nicht gern ſehen? Je nun, wiſſen Sie was, Herr Schwager, wenn es auch nicht iſt, ſo mag es das mal blei-

bleiben. Ich möchte ihn nicht böse machen. Reden Sie nur mit ihm. Meine Frau, sie hat auch ihr Köpfchen vor sich, wie eine andre Frau, meine Frau spricht immer zu mir: Mann! wird denn nimmermehr nichts aus dir? willst du denn ein ewiger fauler Schlingel bleiben? Laß es gut sein, mein Engelchen, spreche ich zu ihr, es wird sich schon geben! Sehn Sie, Herr Schwager, das wäre nun so eine Ursache, warum ich mich gern in den Rath wünschte. Der liebe Hausfriede! — Sie verstehn mich schon. Das Weibchen ist gut; nur die verdammte Hitze! die, die, die — wie gesagt, Sie verstehn mich schon. Stellen Sie es dem Herrn Bürgemeister vor. An gutem Willen, und an Beschicklichkeit soll mir es wohl nicht fehlen. Ich habe eine sehr vernünftige Frau; bin ich nur einmal Rathsherr, so kann sie mir mit Rath und That beistehen. Nun es bleibt dabey! Hören Sie einmal, was der Bürgemeister dazu sagt. Uebereilen Sie Sich nicht; kömmt Zeit, kömmt Rath. Ich muß abbrechen; ich habe schon lange geschrieben, und meine Frau läßt mir sagen, ich soll zu Bette gehn. Gute Nacht! Ueber Himmel, es schlägt schon zwölf Uhr — die Nacht habe ich mir gewiß mit dem vielen Schreiben verderbt. Thun Sie Ihr Bestes, Herr Schwager. Ich gähne mich noch todt. Gute Nacht!

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

„Seit der Zeit, daß ich mir vorgenommen habe, satirische Briefe zu schreiben, bin ich von diesem Gedanken so voll gewesen, daß fast eine jede merkwürdige Stelle, die ich in einem Buche lese, mich auf den Einfall bringt, einen Brief darüber auszuarbeiten. Eben so ging mir es mit der Stelle in der Odyssee, wo ich durch die grausame Freundschaft des Polyphems auf eine empfindliche Art gerührt ward. Ich wünschte mir, diesen Gedanken in einem Briefe anzubringen; ich wandte meinen Polyphem auf alle Seiten herum, um eine Aehnlichkeit mit einem Manne zu finden, dessen Charakter etwas lächerliches und tadelnswürdiges an sich hatte. Endlich schuf ich mir eine gewisse Art eines ungerechten Richters. Ich bewaffnete ihn mit einiger Gewalt, Schaden zu thun; ich baute ihm eine Hölle, aus welcher er das umliegende Land schrecken sollte; ich schaltete hin und wieder kleine Episoden ein, und endlich ward der Brief fertig, der nachsteht.

„Es ist für einen Verfasser nicht vortheilhaft, wenn der Leser gar zu genau weiß, was die Gelegenheit zu einer Schrift gegeben, und wie sich ein Gedanke aus dem andern entwickelt hat. Sagt man ihm dasjenige zu zeitig, was er selbst entdecken sollte, so fällt das Unerwartete, und eben dadurch der größte Theil der Annehmlichkeit weg.

„Ich verliere bey dieser Erklärung allerdings, das sehe ich gar wohl voraus; aber ich habe diesen Schaden lieber verschmerzen, als in einen Verdacht fallen wollen, der mir noch weit empfindlicher seyn würde. Nunmehr sind meine Leser überzeugt, wenigstens hoffe ich es, daß mein ungerechter Richter nur des Polyphems wegen erdacht worden. Hätten sie das nicht gewußt, wie viel vergebne Mühe würden sie sich gemacht haben, das Original zu errathen. Hatten sie auch kein Original dazu gefunden,

„so

„wie es denn nicht möglich ist, da dergleichen ungerechte „Richter, wenigstens in unsern Landen nicht, sind, so „würden sie doch mich nicht aus dem Verdachte gelassen ha„ben, daß meine Satire eine persönliche Satire sey. Nun „kann ich ihr Urtheil gelassen erwarten. Derjenige Leser „muß sehr versteckt seyn, der dem ungeachtet glauben will, „daß ein solcher Polyphem unter uns wohne.

Gnädiger Herr,

Ist es möglich, daß Sie diesen Mann erst itzt haben kennen lernen? und Sie wohnen schon sechs Jahre in der Gegend, welche unter seiner Ungerechtigkeit seufzt? Aber vielleicht kennen Sie ihn noch itzt nicht einmal recht genau. Ich will ihn malen, nach dem Leben will ich ihn zeichnen. Machen Sie Sich diese Entdeckung zu Nutze, und hüten Sie Sich vor ihm.

Er giebt sich Mühe zu vergessen, wer er gewesen ist, ungeachtet seine Aeltern sich dieses Sohnes mehr zu schämen haben, als er sich seines Vaters zu schämen hat, welcher in Armut lebt, und ehrlich ist. Er hat für gut angesehn, eine mittelmäßige Stadt zu seinem Aufenthalte zu wählen, um seine Verdienste deste merklicher zu machen. Das ist die Höhle, in welcher er die Beute verzehrt, die er in der umliegenden Gegend von etlichen Meilen zusammen raubt. Er hat so einträgliche Begriffe von der Amtspflicht, daß er gerecht ist, nur seinen Vortheil zu machen, und eben dieses Vortheils wegen zu andrer Zeit die größten Ungerechtigkeiten begeht. Der Hochmuth ist seine stärkste Leidenschaft, eine Leidenschaft, die immer diejenigen am meisten martert, welche die wenigsten Verdienste haben. Er erinnert sich noch, und sagt es allen denen, die es nöthig zu wissen haben, daß er vor zwanzig Jahren neben dem Minister auf dem Canapee gesessen hat. Er wiederholt diesen Umstand so oft als er merkt, daß man an seiner unumschränkten Gewalt zu schaden zweifelt. Ungeachtet dieses Hochmuths ist er noch immer niederträchtig genug, Geschenke zu fodern, wenn man

ihm

ihm solche nicht so geschwind, als er wünscht, entgegen bringt. Er bestimmt selbst den Werth derselben, wenn er findet, daß sie für seine Partheylichkeit ein zu geringer Lohn sind. Es ist gefährlich, von dem Preise abzugehen, den er setzt. So vorsichtig ein andrer Richter ist, um zu verbergen, daß er sich habe bestechen lassen: so muhsam ist dieser, es allen zu sagen, von denen er ist oder künftig Geschenke vermuthen kann. Von alle dem, was ein Amt erfodert, versteht er weiter nichts, als die Kunst, das nicht zu thun, was er thun soll. In seiner Jugend war es in verschiednen Häusern noch Mode, daß vornehme Leute mit der Religion leichtsinnig scherzten, daß sie in ihrem Amte sich aus Bequemlichkeit auf den Fleiß ihrer Untergebnen verließen, von schönen Wissenschaften verächtlich sprachen, und in den artigsten Gesellschaften auf eine unflätige Art witzig waren. Er ist bey nahe der einzige, der diese pöbelmäßige Mode noch beybehalten hat. Mit der Religion scherzt er leichtsinnig, weil er sich Mühe giebt, den traurigen Gedanken von der ernsthaften Folge einer Religion zu seiner innerlichen Beruhigung zu überwältigen. Seine Untergebnen haben die ganze Last des Amts bey einem geringen Unterhalte auf sich, weil er zu ungeschickt ist, es selbst zu verwalten. Ich kenne niemanden, dem es natürlicher fällt, von den schönen Wissenschaften verächtlich zu sprechen, als ihm, weil niemand natürlicher dumm ist, als er. Die unflätige Sprache ist seine Muttersprache. Er ist stark darinnen, noch stärker, als sein Gesinde. Von diesem Witze ist er ein wahrer Kenner, den weiß er zu schätzen. Die Thränen eines nothleidenden Unterthanen rühren ihn bey weiten so nicht, als eine unerwartete Zote: mit dieser kann man ihn gewinnen. Er hat einen Advocaten in seiner Pflege, welcher bey einem jeden neuen Proceße auf neue Unflätereyen sinnt, und so glücklich ist, durch diesen Witz einen beyfalligen Richter zu behalten. So grausam er gegen die Unterthanen seines Amtes ist, so ein harter Vater ist er auch. Er hat sich zum drittenmale verheirathet, und, welches bey ihm fast unglaublich ist, er

hat

hat zum drittenmale eine vernünftige Frau bekommen. Wie glücklich wäre diese Elende, wenn er zum drittenmale zum Wittwer würde! Sie hat es einmal gewagt, die Thränen einer gedruckten Gemeine sich bewegen zu lassen, und für sie zu bitten: dieses Mitleiden findet er so widernatürlich, daß er es sie noch ist empfinden läßt. Seine Kinder sind so tugendhaft und vernünftig, daß sie wohl verdienten, seine Kinder nicht zu seyn. Wären sie ihm ähnlicher, so würde er sie mehr lieben.

Glauben Sie wohl, Gnädiger Herr, daß man, dieses häßlichen Charakters ungeachtet, dennoch fast eine Stunde lang mit Vergnügen in seiner Gesellschaft seyn kann? Wirklich kann man es so lange seyn; aber man muß sich seiner Schwäche zu bedienen wissen. Ich habe es versucht. Ich ließ mich bey ihm melden, als ein Mann, der die Ehre zu haben wünschte, ihn kennen zu lernen, und ihm seine unterthänige Aufwartung zu machen. Er nahm mich an, nachdem mich ein alter Bedienter, welcher Kutscher, und Gärtner, und Koch und Schreiber zugleich war, an der Treppe empfieng, und im Pompe durch drey grosse Säle, eine Küche und zwo Vorrathskammern in das Cabinett zur Audienz führte, wo ich dieses Geschöpfe, das theure Schrecken seiner Bauern, und die Geißel der Gerechtigkeit in prächtigem Schlafpelze am Pulte sitzend fand. So dick er ist, denn seine schweren Berufsarbeiten haben ihm immer noch Zeit gelassen, fett zu werden: so geschwinde sprang er auf, bedauerte, daß er in seinem Nachtkleide überrascht ward, warf zween grosse Stosse Acten über den Haufen, die er seit vielen Jahren zur Parade neben sich stehen, und seit vielen Jahren über den Haufen geworfen hat, gieng mir mit einer grossen geschäfftigen Miene entgegen, und empfieng mich mit Huld und Gnade. Sie können wohl glauben, daß bey einem solchen Auftritte kein Compliment natürlicher ist, als dieses, daß man die Freyheit entschuldigt, die man sich genommen hat, einen Mann von solchen Geschäfften zu stören. Er nahm es mit der lächelnden Mine

an,

an, mit der eine alte Jungfer widerſpricht, wenn man ihr die Schmeicheleyen macht, daß ſie ſchön ſey. Sein linker Arm hieng nachläßig über das Schreibpult, und die Finger waren geſchäftig in verſchiednen Schreiben und Supplicken zu wühlen. Er ſeufzte über ſein Amt, über den Anlauf der Leute, über die vielen herrſchaftlichen Arbeiten ex officio. Ich war in allen ſeiner Meynung, und ſeufzte ergebenſt mit. Dieſes machte, daß er ſein Herz zu mir herab neigte, und mir nach verſchiednen wichtigen Unterredungen endlich von groſſen Veränderungen im Staate ganz im Vertrauen einen Wink gab. Ein Brief von Ihro Excellenz . . . mehr durfte er nicht ſagen. Ein Hofmann, wie er, ſagt alles nur halb, und denkt gar nichts dabey! In der That wies er mir von ferne einen Brief, und ließ mich ſehr vorſichtig weiter nichts leſen, als Hochedelgebohrner, Hochgelahrter. Mit einemmale verſchloß er ihn ins Pult, brach ab, und ſahe mir feif in die Augen. Ich antwortete ihm mit einem beredten Achſelzucken, ſchlug die Augen in die Höhe, und lächelte. Wir verſtunden beide einander; er, daß ich ſeine Einſicht in das Zukünftige des Staats bewunderte, und ich, daß er ein Narr war. Nach einer landesverrätheriſchen Pauſe von zwo Minuten, nahm er mich bey der Hand, und ſagte: Sero in cralinum! und ſagte mir vielleicht damit ſein ganzes Latein. Womit kann ich Ihnen dienen? mit Ungariſchem Weine? mit Champagner? mit Burgunder? Mit Burgunder doch wohl am liebſten. Burgunder, Johann, vom beſten, geſchwind! rief er ſeinem Bedienten zu, der von ferne an der Thüre ſtand, und ſich die Haare aufkämmte. Er kam. Burgunder? Nein, Gnädiger Herr, ein reiner Landwein. Ich trank ihn als ein wahrer Patriot, und ſchluckte ihn ſo prüfend durch meine Zähne, als der Schmarotzer kaum thut, welcher gegen Sie, Gnädiger Herr, niemals mehr Ehrfurcht bezeigt, als wenn Sie Burgunder und Auſtern haben. Bey dem erſten Glaſe nöthigte er mir eine Schmeicheley ab, die mir nicht ſchwer ward, weil ich mich darauf

gefaßt gemacht hatte; bey dem zweyten erzählte er mir den ganzen Umfang von seinem Amte, und seufzte noch einmal darüber, daß er ein schweres Amt hätte. Ein sehr vergebner Seufzer! Denn, wenn es ihm schwer wird, so geschieht es gewiß nur alsdann, wenn er Jemanden glücklich machen soll. Und in diese Umstände setzt er sich sehr selten, oder er muß wenigstens die Hälfte von dem Glücke zu genieſſen haben. Bey dem dritten Glase rühmte er die Gnade, die das Ministerium für ihn habe. Das Canapee ward nicht vergessen. Bey dem vierten Glase versicherte er mich seiner Freundschaft. Verlohnte diese Versicherung wohl die Mühe, vier Gläser sauern Landwein zu trinken? Ich verbat mehrern Wein, und schützte den Gehorsam vor, den ich meinem Arzte schuldig wäre, einen Gehorsam, von dem mein Arzt nichts weiß. Er beschäfftigte sich noch fast eine halbe Stunde mit seiner Gröſſe, und beschloß den letzten Aufzug mit ein paar artigen Unflätereyen. Ich stund von meinem Stuhle auf, und entflohe seinem Witze und seinem Weine!

Hätten Sie mir wohl so viel Geduld zugetraut, Gnädiger Herr? In der That habe ich sie gehabt, und habe sie eine Stunde lang mit Vergnügen gehabt; dennoch will ich Ihnen nicht rathen, mir es nachzuthun. Da ich nicht in der geringsten Verbindung mit ihm, und mit seinem Amte stehe, so war er mir erträglich. Ihnen hingegen wird er es nicht seyn, und Sie wird er eine gewisse Hoheit empfinden lassen, die seine Dummheit ehrwürdig machen soll. Am wenigsten wagen Sie es itzt, da Sie in den unglücklichen Proceß gerathen sind. Bisher hat er Sie geschont, oder schonen müssen, nun sieht er Sie als ein Opfer an, das von seiner Hand sterben soll, das für ihn geschlachtet wird. Ich bin gar nicht mit dem Einfalle zufrieden, den Sie gehabt haben, ihn mit dem Eymer Wein zu besänftigen. Dadurch machen Sie ihn nicht menschlich, nicht billig; wenn es hoch kömmt, erlangen Sie von seiner Ungerechtigkeit nur eine kurze Frist. Polyphem war im Begriffe, den

Ulysses

Ulysses mit seinen noch übrigen Gefährten zu fressen. Ulysses gab ihm von seinem göttlichen Weine. Der ungerechte Cyclop trank davon, er lobte den göttlichen Wein: dreymal trank er davon, und sagte zum Ulysses: Dein Wein ist vortreflich, mein Freund, dich will ich zuletzt fressen! Hätten Sie wohl geglaubt, Gnädiger Herr, daß sich mein Brief so pedantisch schliessen sollte? Ich bin mit beständiger Hochachtung u. s. w.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

„Da ich noch auf hohen Schulen war, und die Welt „nicht kannte, ließ ich mir das Vorurtheil beybringen, es gehöre mit unter die unbemerkten und verzehrenden Krankheiten eines Staats: wenn Privatpersonen, „als Besitzer von Dörfern und Landgütern, zu viel Freyheit hätten, das Recht über ihre Bauern unter dem Namen der Erbgerichte zu verwalten. Dieser Wahrheit ein „fürchterliches Ansehen zu geben, stellte man die Möglichkeit vor, daß ein Gerichtsherr ungerecht seyn könnte; daß „der Unterthan durch diese Ungerechtigkeit, welche noch immer den Schein einer Legalität hätte, nach und nach entkräftet, und ausser den Stand gesetzt würde, dasjenige zu „leisten, was er seinem Fürsten schuldig wäre; daß ihm oft „nicht Zeit gelassen, oder daß es ihm doch sehr schwer gemacht würde, wenn er wider dergleichen Unterdrückungen „den Schutz der obern Richter anflehen wollte. Man wollte angemerkt haben, daß dergleichen öftere Zumuthungen, „und Unterdrückungen den Unterthanen trotzig und verstockt „machten; daß ihm alles verdächtig sey, was man von ihm „fodere, daß er sich endlich auch in denjenigen Sachen widersetzlich bezeige, die er und seine Vorfahren zu thun „schuldig gewesen. Der Schade von dergleichen Gewaltthätigkeiten falle mit der Zeit dem Besitzer des Ritterguts „selbst unglücklicher Weise zur Last. Er empfinde das Armut seiner ausgesaugten Unterthanen zu erst, wenn diese „unvermögend gemacht wären, ihm Zinsen und Dienste

„ferner zu leisten. Es sey ganz falsch, wenn man glaube, „daß ein bemittelter Unterthan nicht zu bändigen, und ein „Bauer alsdann erst zahm würde, wenn er ganz verarmt „sey. So bald er gar nichts mehr zu verlieren habe, so „bald mache ihn die Verzweiflung muthig. Aus Rach„sucht bemühe er sich nunmehr seinen Gerichtsherrn durch „ungerechte Processe auch zu entkräften, und so viel mög„lich, mit arm zu machen. Es sey schwer, einen aufge„brachten und rebellischen Bauer von seinem Gute und aus „dem Dorfe zu verjagen, noch schwerer aber eine ganze „Gemeine. Gemeiniglich treffe das Unglück den Gerichts„herrn zuerst, daß er durch die Last der Processe ermüdet, „sein Gut verlassen müsse. Dieses wären die gewöhnlich„sten Folgen von einer übelverstandnen Herrschaft, und von „dem unglücklichen Misbrauche der ihnen erlaubten Erbge„richte: Folgen, die dem Gerichtsherrn und den Unterthа„nen schrecklich, nur dem Gerichtsverwalter und den Advo„caten vortheilhaft seyn könnten!

„Das waren ungefähr die academischen Grillen meiner „Lehrer. So schimpft ein Armer auf den Reichthum, ei„ne alte Betschwester auf die Wollust der Jugend, und ein „Professor, der keine Bauern hat, auf die Gewaltthätig„keit der Gerichtsstube. Vielleicht wäre er der erste, der „sie drückte, wenn ihm der Himmel ein Dorf voll Unter„thanen in die Hände gäbe.

„Mir sind die Augen aufgegangen, da mich mein Be„ruf in die Umstände setzte, die Natur der Bauern genauer „zu anatomiren, und einzusehn, wie vortreflich die Aus„beute sey, welche die Gerechtigkeit giebt. Es wäre zu „wünschen, daß unsre Erbgerichte despotischer gelassen, und „weniger eingeschränkt worden wären. Es hebt den Werth „der Rittergüter. In den Anschlägen finde ich kein Capi„tel billiger, als das, von Gerichtsnutzungen. Vielleicht wäre es besser, und ausdrücklicher, wenn man es „rechtliche Contribution, oder Gerichtsbeute nennte; „aber es ist schon genug, daß man weiß, was man darun-

„ter

„ker versteht. So viel ist freylich wahr, wenn der Unter-
„than in Armuth gebracht wird, so leidet der Gerichtsherr
„zugleich; aber der leidet doch nicht, der seine Gerichte ver-
„waltet. Im Handel und Wandel muß allemal einer ver-
„lieren, wenn der andre gewinnen soll. Werden die Un-
„terthanen arm, wird es der Gerichtsherr mit; gut genug,
„daß das Geld im Lande bleibt. Der Gerichtsverwalter,
„die Advocaten, die obern Richter, alle die in der Fabrik
„der Gerechtigkeit arbeiten, bis auf den untersten Copisten,
„gewinnen dabey. Es muß gleichwohl eine grosse Beruhi-
„gung für den Gerichtsherrn seyn, wenn er sieht, daß sei-
„ne widerspännstigen Unterthanen durch Hunger gedemüthi-
„get sind, gesetzt auch, daß er dieses Vergnügen nicht eher
„erlebt, als wenn er selbst halb verhungert ist. Das Ver-
„langen sich zu rächen geht über alles.

„Man hat es in unserm Lande für gut angesehn, die Ge-
„walt der Erbgerichte sehr vorsichtig einzuschränken. Ich,
„als ein Unterthan, darf dawider nichts sagen. In der
„That würde ich auch nichts neues sagen, da meine Lands-
„leute schon vor langen Zeiten die vortheilhafte Einsicht er-
„langt haben, wie sie diese Einschränkung sich erträglich
„machen können. Die grösste Kunst besteht darinne, daß
„sie die Verwaltung ihrer Gerichte einem Manne anver-
„trauen, der an ihren Absichten gemeinschaftlich arbeitet.
„Sie haben die Wahl, und in dieser Wahl müssen sie be-
„hutsam seyn. Noch ein Vortheil ist dieser, daß sie von
„den Sporteln der Gerichtsstuben ihren Antheil behalten.
„Es hat einen doppelten Nutzen, welcher so deutlich in die
„Augen fällt, daß ich ihn nicht erst erklären darf.

„Alles, was ich noch thun kann, ist dieses, daß ich
„durch nachstehende vier Briefe meinen Satz erläutere. Der
„erste und zweyte Brief zeigt, wie ein Gerichtsverwalter
„seyn muß; der dritte Brief ist der Gegensatz von diesem,
„und zeigt, wie er nicht seyn soll. Dieses deste lebhafter
„zu machen, habe ich den vierten Brief hinzu gesetzt. Ich
„wünsche, daß meine Leser die guten Absichten erkennen

„mögen, die ich dabey gehabt habe. Folgen sie meinem „Rathe, und bedienen sie sich der Vortheile, die ich ihnen „zeige, mit Ernste: so gebe ich ihnen mein Wort, es soll „in zehn Jahren kein Bauer mehr im ganzen Lande seyn. „Und, o! wie ruhig kann ein Edelmann auf seinem Gute „leben, wenn er es so weit gebracht hat! „

Gnädiger Herr,

Ich sage es Ihnen aufrichtig, zu Ihrem Gerichtsverwalter schickt sich niemand besser, als ich. Sie haben so gesunde Begriffe von der Gewalt über Hals und Hand, und Beutel Ihrer Unterthanen, daß ich mich freue, unter Ihrer Anführung diesen elenden Geschöpfen den Nachdruck unserer Gerechtigkeit fühlen zu lassen. Wenn ich die Sache recht ansehe, so finde ich, daß die Bauern nicht für sich, sondern für ihren Edelmann geschaffen sind. Ich weiß, daß man es bey uns nicht öffentlich sagen darf, und daß auf dem Catheder noch hin und wieder der Satz behauptet wird, daß die Bauern, und der Gerichtsherr, beyde Unterthanen eines Fürsten sind. Ich weiß diese theoretische Wahrheiten gar wohl. Wir können es geschehen lassen, daß sich die Gelehrten auf hohen Schulen, und ein paar miltzsüchtige Schriftsteller damit beschäfftigen. Genug, daß wir für uns die Erfahrung haben, welche allen diesen Pedanterenen widerspricht. Was wir noch thun können, um vor den Augen des gemeinen Volks den äusserlichen Wohlstand zu behaupten, das ist dieses, daß wir die Bauern niemals anders, als mit der strengsten Legalität, plündern. Darf ich es wohl wagen, Gnädiger Herr, Ihnen zu sagen, daß ich eben darinne meine Stärke habe? So bald ich Ihnen diejenigen Lehrer nenne, die mich auf hohen Schulen zur Gerechtigkeit eingeweiht haben: so bald werden Sie weniger an meinem Vorgeben zweifeln. Wollen Sie noch mehr Beweis haben? Davor habe ich mich sehr gehütet, was man gründliche Rechtsgelehrsamkeit nennet. Cautelen sind mein Hauptstudium gewesen, und ich

war

war im Stande, Gesetze zu verdrehen, ehe ich noch wußte, was Novellen hiessen. Die erste Probe meiner Geschicklichkeit waren einige Hurenprocesse, die ich glücklich ausgeführt habe. Ich war noch kein Jahr ein Advocat, als mir schon zweymal die Praxis untersagt wurde. Meine Unerschrockenheit, mit welcher ich die Obern, und die Richter, zum besten meiner Clienten, beleidigte, brachte mich vier Wochen ins Gefängniß. Sie können wohl glauben, Gnädiger Herr, daß mich diese Vorfälle sehr berühmt gemacht haben, und es ist bey nahe keine ungerechte Sache, die ich nicht vertheidigen muß, und gewiß rühmlich vertheidige. Fragen Sie einmal in meiner Gegend nach, mit welchem Eifer ich meine Gerichtsbestallungen nutze. Es giebt gewisse Handgriffe, durch welche man das Vermögen der Unterthanen an sich ziehen, und dennoch der gerechteste Mann seyn kann. Es sind Geheimnisse, die ich nicht sagen kann, die ich aber zu Ihrem guten Vergnügen ins Werk setzen werde, wenn Sie mir die Stelle überlassen sollten, um die ich bitte. Fragen Sie den Herrn von . . . dessen Gerichte ich verwalte. Er wird Ihnen sagen, wie weit ich es in einem Jahre gebracht habe. Seine Bauern sind alle zu Grunde gerichtet; itzt arbeite ich noch an dem Schulzen, und ich hoffe, ihn nach der Erndte auch an den Bettelstab zu bringen. Es ist wahr, der Herr von . . . hat zugleich sein ganzes Vermögen verstritten, und er ist durch die Processe in Ansehung seines Standes weit ärmer geworden, als seine Bauern; aber was thut das? Er hat Recht behalten, seine trotzigen Bauern sind gedemüthiget, und ich habe dabey ein ziemliches Vermögen verdient. Verhungert der Herr von . . . so ist es mein Fehler nicht; es ist ein Fehler der theuren Gerechtigkeit, für die er zum Märtyrer geworden ist. Ich habe weiter nichts gethan, als was er verlangt, und was mein Amt erfodert hat.

Sie sollen es erfahren, Gnädiger Herr, daß es nicht ruhmredige Versprechungen sind, die ich thue. Ich erwarte Ihren Entschluß, und bin u. s. w.

Gnädiger Herr,

Es ist freylich eine schlimme Sache, daß die Landesobrigkeit dem Gerichtsherrn die Bauern nicht ganz Preis gegeben, sondern den kleinen Dorfmonarchien gewisse Grenzen gesetzt, und verordnet hat, daß die Gerechtigkeit durch besondre Personen unpartheyisch verwaltet werden soll. Es läuft allerdings wider den Stand der natürlichen Freyheit, und wider die weisen Absichten der Natur, welche das Wild und die Bauern zum Nutzen und zum Vergnügen des Junkers geschaffen hat. Aber was ist zu thun? Einer höhern Gewalt muß man nachgeben. Genug, daß noch Mittel übrig sind, dieser höhern Gewalt auszuweichen. Sie haben, Gnädiger Herr, beständig dieses zu Ihrer Regel gehabt, daß derjenige, dem Sie, nach den Landsgesetzen, die Verwaltung der Justiz anvertrauen müssen, so unwissend, als möglich, sey, um ihre willkürlichen Aussprüche desto besser zu behaupten. Da ich nicht glaube, daß Sie itzt erst von dieser guten Regel abgehen werden: so mache ich mir Hoffnung, die erledigte Stelle als Gerichtsverwalter bey Ihnen zu erlangen. Ich bin so dumm und unwissend, als Sie es wünschen können. Da ich die Rechtsgelersamkeit niemals anders, als handwerksmäßig gelernt habe: so kann es mir nicht schwer fallen, so zu denken, wie Sie befehlen. Sie, Gnädiger Herr, sollen mein erstes Gesetze seyn. In der That sind mir die übrigen Gesetze desto gleichgültiger, je weniger ich mit ihnen bekannt bin. Nur das einzige bitte ich, daß Sie mich auf Ihre Kosten wider höhere Obrigkeiten vertreten, wenn mein Verfahren als ungültig angefochten werden sollte. Sie erlangen durch mich noch einen Vortheil, den Sie nicht überall finden. Man hat ein Sprüchwort, ich weiß aber nicht in welcher Sprache, daß diejenigen Advocaten die gröbsten sind, die am wenigsten verstehn. Glauben Sie, Gnädiger Herr, ich bin für zween Advocaten unwissend, und für dreye grob. Es wage es niemand, Sie und Ihre Gerechtsame

rechtsame anzugreifen: ich will ihm so unbescheiden begegnen, daß er wenig Ehre davon haben soll. Muß ich Strafe geben, so verlasse ich mich auf Ihr baares Geld. Soll es es gar bis zum Gefängnisse kommen, so werden Sie mich auf eine billige Art schadlos halten; aber Abbitte und Ehrenerklärung will ich ex officio thun, ohne etwas dafür zu verlangen. Scheinen Ihnen diese Beweggründe nicht wichtig genug, mir Ihre Gerichte anzuvertrauen? Ich will Ihnen noch einen Vorschlag thun. Ich will die Beute mit Ihnen theilen. Die Gerichtsporteln sollen zur Hälfte Ihre seyn, wenn Sie mir nur erlauben, noch einmal so viel von Ihren Bauern zu erpressen. Ueberhaupt finde ich diese Art in Compagnie zu sporteln sehr billig. Den Gerichtsverwalter muntert es auf, hungriger zu seyn, als er sonst seyn würde, den Gerichtsherrn aber nöthiget es, nachsehender zu seyn, weil er ausserdem allemal die Hälfte verlieren würde, wenn er gerechter wäre. Noch ein Vortheil fällt mir ein, den Sie, Gnädiger Herr, durch mich erlangen. Cavaliere von Ihrer Art und Erziehung sind niemals witziger, als bey Tische, und in Gesellschaft des benachbarten Landadels. Wie nöthig ist es alsdann für Ihren Witz, daß Jemand mit an der Tafel sitzt, den Sie ohne Verantwortung mißhandeln können. Ich verstehe Spaß, Gnädiger Herr. Für jede gnädige Grobheit, die Sie mir sagen, werde ich mich mit einer Bouteillie Wein bezahlt machen, das soll meine ganze Rache seyn. Da ich auf Ihren Befehl mein Gewissen, und meinen ehrlichen Namen daran wage, warum sollte ich mich nicht für eine Bouteillie Wein, Ihnen zu gefallen, zum Narren machen lassen.

Wollen Sie mir die Gnade erzeigen, und meiner Bitte statt geben, so werden Sie sehen, wie unermüdet ich mich beeifern werde, meine theure Pflicht zu erfüllen, und zu seyn ꝛc.

Gnädiger Herr,

Es hat mich Herr . . . gebeten, ihn bey Ew. Gnaden zu empfehlen, da er gehört hat, daß Sie die erledigte Schösserstelle auf Ihren Gütern wieder zu besetzen im Begriffe sind. Sie sehen es selbst ein, Gnädiger Herr, daß dieses Amt einen gelehrten, einen ehrlichen, und einen arbeitsamen Mann haben will. Es ist schwer, alle drey Tugenden beysammen anzutreffen; und wer sie beysammen besitzt, der wird gemeiniglich so sehr geschätzt, und so sorgfältig gesucht, daß er sich kaum entschliessen dürfte, ein Amt, wie das Ihrige, anzunehmen, welches ihn vom Hofe, und von aller Gelegenheit, sein Glück weiter zu treiben, entfernt. Ew. Gnaden kennen mich zu gut, als daß Sie glauben sollten, ich stellte Ihnen die Sache um deswillen so schwer vor, damit ich die Verdienste meines Candidaten desto geltender machen könnte. Er besitzt wirklich alle die Eigenschaften, die ich oben gefodert habe, er weiß es aber selbst so wenig, daß er immer zweifelt, ob er auch geschickt genug sey, dem Amte so vorzustehn, wie er ihm vorzustehen wünscht. Diese Furchtsamkeit, vielleicht aber auch ein vernünftiges Verlangen, glücklich und ruhig zu bleiben, entfernen ihn vom Hofe. Er wünscht, als ein ehrlicher Mann, und unbekannt, auf Ihrer Herrschaft zu sterben. Wollen Sie eine genauere Nachricht von seinen Verdiensten haben? Er hat seine Jurisprudenz als ein Gelehrter erlernt. Er weiß den Grund der Gesetze, und versteht bey den dazu erfoderlichen Sprachen die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange. Dieses unterscheidet ihn von einem praktischen Schmierer und Rabulisten. Er hat sich Mühe gegeben, die Anwendung der Gesetze, und die besondre Verfassung des Landes sich bekannt zu machen. Durch eine fleißige Uebung hat er diese Geschicklichkeit erlangt, und vielen vor dem Richter beygestanden, die ihn um seine Hülfe gebeten. Dieses unterscheidet ihn von den theoretischen Pedanten. Er ist so ehrlich, daß

er

er keine Sache annimmt, ohne von ihrer Billigkeit überzeugt zu seyn; daß er einem nothleidenden Armen lieber dient, als einem Reichen, der Gewalt thut; daß er es sehr selten zu einem weitläuftigen Processe kommen läßt, und daß er es so gleich im Anfange zu einem billigen Vergleiche zu bringen sucht, wenn ihn nicht die Härte des Gegners, oder der Eigennutz des Richters daran hindert; mit einem Worte, er ist so ehrlich, Gnädiger Herr, daß er in fünf Jahren gewiß verhungern muß, wenn er fortfährt, als Advocat, seinen Unterhalt zu suchen. Ich erinnere mich verschiedner Gelegenheiten, wo der Richter so wohl, als sein Gegner, sich einen sehr schlechten Begriff von seiner Geschicklichkeit gemacht, und gar gezweifelt haben, ob er wirklich ad praxin admittirt sey, weil er weder in der Richterstube, noch in seinen Schreiben heftig geworden, sondern sein Recht mit der größten Gelassenheit, und einem gesitteten Anstande vertheidigt, ohne den Gegner zu schimpfen, oder dem Richter bittere Vorwürfe zu machen. Es wird nun zehn Jahre seyn, daß er die Gerichtsbestallung zu ... übernahm. Es war an diesem Orte seit funfzig Jahren zur Gewohnheit geworden, daß die Herrschaft und die Unterthanen einander durch ewige und kostbare Processe entkräfteten. In der That befanden sich die Unterthanen in den kümmerlichsten, und verzweifeltsten Umständen; und seit diesen funfzig Jahren waren zwo Herrschaften genöthigt worden, das Rittergut zu verkaufen, um sich aus diesen Processen, und von ihrem völligen Untergange zu retten. Als mein Candidat zur Gerichtsverwaltung kam, so beneideten ihn wegen dieses Glücks viele, welche glaubten, er werde dieses Amt so nutzen, wie es seine Vorfahren genutzt hatten. Allein auch dazu war er zu ehrlich. Seine erste Sorgfalt gieng dahin, wie er sich beym Gerichtsherrn ein gewisses Ansehn erwerben möchte, welches sich diejenigen gar leicht erwerben, die geschickt und redlich sind. Auf der andern Seite gab er sich Mühe, das Zutrauen der Unterthanen zu gewinnen, und ihnen zu zeigen, daß er ein unpar-

theyischer

ehrlicher Richter sey. Er erlangte beides. Wie leicht muß es einem Manne, den die Gerichtsherrschaft für redlich, den die Unterthanen für unparthenisch halten, wie leicht, sage ich, muß es einem rechtschaffnen Manne fallen, alle die Verbitterungen und Processe zu heben, welche die Herrschaft und die Unterthanen zugleich unglücklich machen. Kaum waren zwey Jahre verflossen, als er alle Streitigkeiten vom Grunde aus verglichen hatte. Seine Pflicht war die ihre neuen Irrungen vorzubeugen gewesen. Durch seine vernünftige Vorstellungen hat er seinem Edelmanne begreiflich gemacht, daß die Bauern Menschen, und in unserm Lande keine Sklaven sind. Er hat den wunderbaren Satz behauptet, daß ein verarmter Unterthan viel unruhiger und gefährlicher sey, als ein bemittelter. Die Bauern hingegen hat er durch sein Ansehn, und, wo es nöthig gewesen, mit Nachdruck zu ihrer Schuldigkeit angehalten. Nunmehr sehen sie es ein, wie glücklich sie bey dieser Ruhe und Eintracht sind. Sie arbeiten an der Erhaltung derselben mit ihm gemeinschaftlich, und werden reich. In vorigen Zeiten war dieses Dorf das Gebiege verschiedner hungriger Advocaten, welche den Stolz der Gerichtsherrschaft und den Trotz der Unterthanen misbrauchten. Seit acht Jahren sind sie verscheucht; sie vermeiden so gar diesen Ort, in welchem sie nunmehr verhaßt sind, und eilen misvergnügt von ferne vorbey, wie ein Wolf vor einer Heerde, welche unter der Wachsamkeit ihres Hirten, und der Treue seiner Hunde ruhig ist.

Verzeihen Sie mir, Gnädiger Herr, daß aus meinen Empfehlungsschreiben eine Predigt von der Gerechtigkeit wird. Ich habe mich vergessen; es gereut mich aber nicht, denn ich weiß, daß Sie eben das Vergnügen empfinden, den Charakter eines ehrlichen Advocaten zu lesen, das ich empfinde, da ich ihn schildere. Ich freue mich, daß ich die Gelegenheit in den Händen habe, Ihnen das Original zu verschaffen. Sie werden es als eine Probe meiner Achtung für Ihre Personen, und meiner Aufmerksamkeit für Ihr

Wohl

Beſtes anſehen, und zugleich Ihnen mich verpflichten, wenn Sie dieſem ehrlichen Manne, den ich Ihnen empfehle, durch die gebetne Beförderung Muth machen, ferner ehrlich zu ſeyn. Ich verharre mit unterthäniger Hochachtung, u. ſ. w.

Antwort.

Hochzuehrender Herr Doctor,

Wir kennen einander zu gut, als daß ich Ihnen meine Gedanken nicht aufrichtig ſagen ſollte. Iſt das alles Ihr wahrer Ernſt, was Sie nur ſchreiben? oder haben Sie Ihren Brief nur um deswillen ſo erbaulich eingerichtet, daß ihn die ſtudirende Jugend ins Latein überſetzen, und die ſchönen Blumchen und Sentenzen mit rother Dinte unterſtreichen ſoll, um ſie deſto bequemer auswendig zu lernen? Für einen Mann, der die Welt kennt, wie Sie, ſchreiben Sie wirklich zu pedantiſch. Ihr Candidat mag ein ehrlicher Mann ſeyn, ich glaube es, vielleicht würde er auch in Deutſchland ein groſſer und angeſehner Mann geweſen ſeyn, wenn er zu Hermanns Zeiten gelebt hätte; aber was ſoll man itzt aus ihm machen? Wie ſatiriſch ſind Sie, wenn Sie ſagen, daß ein gelehrter, ein ehrlicher, und ein arbeitſamer Mann ſo ſehr geſchätzt, und ſo ſorgfältig geſucht werde! Geſtehn Sie es nur, Sie ſind ein wenig boshaft, und Ihre Lebhaftigkeit verleitet Sie zuweilen ſo weit, daß Sie Sich vergeſſen, und Sachen ſagen, die Ihnen bey Ihren Collegen nicht viel Ehre machen würden, wenn Sie ſollten gedruckt werden. So ein frommer und billiger Schotte würde mir meine Unterthanen in kurzer Zeit zu muthig werden laſſen. Der Bauer fühlt ſich, er ſchwillt, ſo bald er mehr als einen Kittel hat. Rubica gens, optima flens, et peſſima ridens! Sehn Sie, Herr Doctor, daß ein alter Kammerzunker auch noch Latein verſteht, ſo gut wie ein Profeſſor? Mit einem Worte, ich habe für Ihren Candidaten alle die Hochachtung, die man für eine altväterliche Tugend hat; aber brau-

chen

chen kann ich ihn zu nichts. Kann ich ihm ausserdem die-
nen, so soll es mit Vergnügen geschehen. Zween Tage vor-
her, ehe ich Ihren Brief erhielt, hatte ich mich schon mit
einem neuen Schöpfer versehen. Er ist noch sehr jung, er
[illegible] vorzuschiessen, von denen er nimmermehr einen Haller wie-
der sehen soll. Inzwischen will ich doch als ein ehrlicher
Mann mit ihm handeln, und ihm zu lassen, daß er sich, so
gut er kann, von meinen Unterthanen bezahlt mache. Ich
habe fette Hammel darunter, die mag er mutzen, bis er fatt
und bezahlt ist. So viel gewinnt er allemal dabey, daß
ich ihm nicht auf die Finger sehen werde. Die Gerichtsstu-
be will ich mit einem geschickten Actuar besetzen. Wenn der
Verstand hat, so braucht der Schöpfer keinen. Sehn Sie,
mein Herr, das ist mein Plan. Sie müssen ihn billigen,
wenn Sie unpartheyisch seyn wollen. Ich wollte wünschen,
daß ich Ihrem ehrlichen Candidaten sonst helfen könnte. Was
meynen Sie, wenn ihn das Land auf gemeinschaftliche Ko-
sten ernährte, und den Fremden als eine Rarität fürs Geld
sehen liesse? Aber das müsste er sich gefallen lassen, daß er
nach seinem Tode ausgestopft, und zum Wahrzeichen auf
die Universitätsbibliothek gesetzt würde, daß sich andre an
ihm spiegeln könnten. Halten Sie mir diesen Scherz zu gu-
te, Sie wissen es wohl, ich spaße gern; und wenn ich an ei-
nen guten Freund schreibe, wie Sie sind, so nehme ich mir
kein Blatt vors Maul. Leben Sie wohl! Schicken Sie
doch auf die Messe Ihren Candidaten zu mir. Ich moch-
te doch zum wenigsten gern sehen, wie er aussähe. Es ist
mir dergleichen Geschöpfe noch niemals vorgekommen. Bis
dahin leben Sie wohl. Ich bin Ihr alter guter Freund
u. s. w.

„Von dem Briefe, der itzt folgt, weiß ich nichts zu erinnern. Er erklaret sich ohne eine Vorrede. Hatte ich ihn vor vier Jahren gefunden, so würde ich „vielleicht wegen einiger Stellen in den Verdacht gefallen „seyn, als machte ich auf mich selbst eine Satire. Nun „mehr bin ich über diese Besorgniß weg. Das wird wohl „nicht nothig seyn zu erinnern, daß die Satire in diesem „Briefe nicht allgemein ist, und nur diejenigen trift, welche dergleichen Verwürfe verdienen. Eine Erinnerung, „die ich müde bin zu wiederholen, und die ich vielleicht für „einen unachtsamen, und argwöhnischen Leser nicht oft genug wiederholen kann!„

Gnädiger Herr,

Ich bin in der That ganz andrer Meynung, als Sie sind. Sie glauben viel gewonnen zu haben, daß Sie, bey dem Processe mit Ihren Unterthanen, die Commission an einen jungen Mann auszubringen Gelegenheit gefunden, der zum erstenmale in dergleichen Verhafften gebraucht wird. Sie irren Sich gewiß, Gnädiger Herr, wenn Sie Sich Hoffnung machen, ihn, als einen ungeübten, und noch unerfahrnen Mann, nach Ihrem Willen zu lenken. Mich hat es die Erfahrung gelehrt, daß gemeiniglich niemand gefährlicher sey, als ein junger Commissar. Seine Begriffe von der Pflicht sind noch zu wenig ausgearbeitet. Da er noch niemals dergleichen Auftrag gehabt, so glaubt er, er arbeite itzt vor den Augen des Hofs, und des ganzen Landes. Ein amtsmäßiger Hochmuth, und das Verlangen, sein künftiges Glück zu empfehlen, macht ihn strenge. Er versteht nur das Finstre und Schwere der Pflicht, und vergißt die Billigkeit darüber. Er ist hart gegen den Unterthan, um ein treuer Diener seines Fürsten zu scheinen. Die Gesetze sind ihm noch zu neu, als daß er sie genau kennen sollte. Er weiß es noch nicht, daß dergleichen Gesetze eben

so wohl zum Besten des Landes, als dazu gegeben sind, die Rechte des Fürsten zu schützen. Ueberzeugen Sie ihn, daß er gefehlt, daß er die Gesetze nicht recht verstanden hat: so wird ihm sein junger Stolz nicht verstatten, es einzusehen. Auf Ihre Unkosten wird er seine Meynung behaupten. Ein Commissar muß sehr unrecht haben, wenn er davon überführet werden soll. Sie werden ihn beleidigen, wenn Sie ihn durch Geschenke auf Ihre Seite bringen wollen. Vielleicht nimmt er sie künftig an; itzt darf er es noch nicht thun, ohne seinem künftigen Glücke, und dem Ansehn zu schaden, in das er sich durch seine Gerechtigkeit setzen will. Er weiß es, daß Sie Selbst Gelegenheit gegeben haben, daß er zum Richter in Ihrer Streitigkeit gewählt worden ist. Eben das ist die Ursache, Gnädiger Herr, warum ich so viel böse Folgen für Sie befürchte. Ist Ihre Sache ungerecht, so wird er sich freuen, es Sie nachdrücklich empfinden zu lassen, daß er einer ungerechten Sache feind sey. Haben Sie Recht, so ist es für Sie noch weit gefährlicher. Er wird alle Kräfte daran setzen, Ihnen Ihr Recht streitig zu machen, um bey Ihrem Gegner, und andern, den Vorwurf zu vermeiden, daß er partheyisch, und um deswillen auf Ihrer Seite sey, weil Sie selbst ihn zum Richter vorgeschlagen haben. Keine Partheylichkeit ist gefährlicher, als diejenige, welche die Richter begehen, um unpartheyisch zu scheinen. Was ich hier sage, das schreibe ich aus einer Ueberzeugung, die mich die Erfahrung gelehrt hat.

Ein alter Richter, ein Mann, dem schon oft die Untersuchung der Streitigkeiten aufgetragen worden, ist bey seiner Erfahrung verrichtig, gelassen, gegen beide Theile gefällig, und nachsehend. Sein Ehrgeiz ist beruhigt. Hat er geirrt, so giebt er nach, weil er so oft Gelegenheit gehabt hat, zu sehen, wie leicht es einem Richter möglich sey, sich zu irren. Er wird zur Ungebühr nicht strenge seyn, weil er weiß, daß das Glück seines Fürsten allein auf dem Wohlstande seiner Unterthanen beruht. Niemals wird er behutsamer seyn, als wenn er einen Vorschlag thun, oder

ein

ein Gutachten geben soll, von welchem oft das Wohl einer ganzen Gemeine abhangt. Er weiß es, daß noch die Urenkel die unsinnlichen Folgen eines übereilten, und zu hitzigen Urtheils empfinden. Die Seufzer der Nachwelt bewegen ihn schon itzt: er ist aufmerksam, und unpartheyisch, damit nicht sein Andenken noch in spaten Jahren verflucht werde.

Wird es Sie nunmehr bald gereuen, Gnädiger Herr, daß Sie auf den Einfall gekommen sind, sich die Unwissenheit eines jungen Knaben zu Nutze zu machen? Ueberlegen Sie, was ich Ihnen so aufrichtig geschrieben habe, und ändern Sie es noch, wenn es möglich ist.

Niemand ist strenger, als ein junger Rathsherr, der als Richter die galanten Sünden bestrafen soll, die er gestern selbst begieng, da er noch nicht Rathsherr war; Niemand ist grimmiger, als ein junger Officier, der in Friedenszeit zum erstenmale vor den Augen seiner gnadigen Mama, und seiner Schwester commandirt; Niemand ist partheyischer, als ein junger Commissar, der zum erstenmale Gelegenheit sucht, zu zeigen, daß er gerecht sey! Drey Weltheyse, Gnädiger Herr, vor denen ich auch meine Feinde warne! Ich werde mich freuen, wenn ich erfahre, daß Sie meine Freymuthigkeit nicht beleidigt hat. Ich hoffe dieses von Ihrer Freundschaft, und bin ꝛc.

„Ich habe die billige Absicht, den Nutzen von meinen „Briefen allgemein zu machen. Bisher habe ich „grostentheils nur für diejenigen gesorgt, welche in „der kleinen bürgerlichen Welt ihr Glück suchen. Hier will „ich noch zween Briefe für diejenigen einrücken, welche sich „an den Hof wagen wollen. Sie sind so deutlich, daß ich „nicht nothig zu sagen habe, wovon sie handeln. Meine „Leser werden es bey dem ersten Anblicke finden. „

Mein Herr,

Geben Sie noch nicht alle Hoffnung auf. Nun bin ich endlich auf dem Wege, mein Glück zu machen, und ein Mann von Wichtigkeit zu werden. Seit acht Tagen habe ich Ihrem Rathe gefolgt, und was Sie mir gerathen haben, ist die Stimme der Natur gewesen, denn ich finde mich ungemein leicht darein.

Am Montage habe ich mit dem Cammerdiener Brüderschaft getrunken. Die ganze Antichamber ist schon auf meiner Seite, und der kleine Läufer, welcher die Gnade hat, Ihro Excellenz Narr zu seyn, fängt an, eifersüchtig auf meine witzigen Einfälle zu werden, und glaubt, Ihro Excellenz würden sich halb tode lachen, wenn sie meine Schwänke hören sollten. Arbeit genug für einen Tag, aber auch Ruhm genug!

Dienstags legte ich den Grundstein zu meinem Glücke. Kennen Sie das Mädchen, welches anfängt, dem Gnädigen Herrn gleichgültig zu werden, da sie es seit fünf Jahren nicht gewesen ist? Ich brauchte mehr nicht, als zwo Stunden, sie auf meine Schmeicheleyen aufmerksam zu machen; Sie hat über das Herz ihres Herrn immer noch Gewalt genug, um mein Glück zu unterstützen, und Ihro Excellenz sind so erkenntlich, daß sie wünschen, das Glück dieses Mädchens auf eine dauerhafte Art zu befestigen.

An der Mittewoche habe ich ein Amt angetreten, welches zwar in der Welt kein Aufsehn macht, aber auf meiner Stube wichtig genug ist. Diesen und den folgenden Tag brachte ich zu, verschiedne Clienten zu versichern, daß ich mir ein ungemeines Vergnügen daraus machen würde, ihnen bey aller Gelegenheit zu dienen. Ich weis nicht mehr, wer sie waren.

Am Freytage hat mich mein Schneider ausgebildet, und ich hätte wahrhaftig in mir das nicht geſucht, was ich nunmehr wirklich in mir finde.

Geſtern habe ich einige von meinen alten Gläubigern abgewieſen, und funfzehnhundert Thaler aufs neue geborgt. Ich borgte ſie mit einer ſehr guten Art, und ich glaube der Kaufmann ſoll mich verſtehn. So klug iſt er wenigſtens, daß er ſie von mir nicht wieder fodern wird. Funfzehnhundert Thaler iſt eine Kleinigkeit; aber bedenken Sie, mein Herr, daß ich länger nicht, als ſeit ſechs Tagen bey Hofe bin.

Heute früh bin ich in der Kirche geweſen. Meine Weſte that ihre gute Wirkung. Der Prediger gefiel mir nicht ſo, wie vor acht Tagen, da ich noch kein Hofmann war. Wenn ich nicht irre, ſo predigt der Mann zu pedantiſch. Für den Pöbel mag er ganz erbaulich ſeyn. Seine chriſtlichen Tugenden treten ſo bürgerlich einher. Bewundern Sie immer dieſen Einfall; er hat mir heute viel Ehre in der Kapelle gemacht. Morgen iſt der zweyte Feyertag, um deswillen werde ich zur Ader laſſen.

Leben Sie wohl. Es iſt meinem neuen Stande gemäß, daß ich meine alten Freunde nach und nach vergeſſe. Gewiß vergeſſe ich Sie zuletzt; ich will aber doch thun, was mir möglich iſt. Verſuchen Sie es über acht Tage. Begegnen Sie mir. Ich werde Sie anſehen, ein paar groſſe Augen machen. Ich ſoll Sie kennen, mein Herr, werde ich ſprechen. Sie werden mir Ihren Namen ſagen; ich werde, als vom Traume erwachend, zurück ſpringen, Sie umarmen, und ohne ihre Antwort zu erwarten, mich aus Ihren Armen los reiſſen, weil mich höchſtdringende Geſchäffte nöthigen, nach Hofe zu eilen; mein Bedienter wird Ihnen meine Wohnung ſagen. Grüſſen Sie meine Freunde; aber, ich bitte Sie, ja incognito. Ich halte ſie hoch; aber die Zeiten ändern ſich. Der Hof giebt auf alle meine Bewegungen acht. Wie geſagt, grüſſen Sie die ehelichen Leute, wenn ichs recht überlege, habe ich eben nicht Ur-

sache, mich ihrer zu schämen. Leben Sie wohl. Ich habe die Ehre zu seyn,

Mein Herr,

Deren

dienstwilliger Freund.

* * * * * *

N. S. Vornehme Leute pflegen des Wohlstandes wegen gemeiniglich an einem oder mehrern Theilen der Religion zu zweifeln. Geben Sie mir einen guten Rath, an welchem zweifle ich? Ich dächte, weil ich erst anfange, mich in der Welt zu zeigen, ich zweifelte noch zur Zeit nur an der Hölle. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Was meynen Sie?

Gnädiger Herr,

Da Ew. Gnd. die Miene einer Excellenz machen, und um deswillen nöthig finden, bey der übrigen Equipage auch einen Secretär mit zu halten: so wünschte ich mir wohl, diese Stelle zu erlangen. Ich weiß, daß ich dabey weiter nichts zu thun habe, als der gnädigen Frau ihre Wäschzedel abzuschreiben, den Verwalter einen Esel zu heißen, und den Schuldleuten auf ihre Mahnbriefe in den gnädigsten und freundlichsten Ausdrückungen zu sagen, daß sie nicht bezahlt werden sollen. Ich glaube daher, Geschicklichkeit genug zu haben, diesem Amte vorzustehn, und ich will, mit Hülfe einer reichen Weste, in dem Vorzimmer so wichtig thun, daß man glauben soll, Ew. Gnaden arbeiteten in Ihrem Cabinette am allgemeinen Frieden. Da ich weiß, Gnädiger Herr, daß Sie zuweilen ein wenig hitzig sind: so will ich versprechen, es mit aller Geduld auszuhalten, wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich zu meiner Schadloshaltung, so oft Sie in Ihrem Zimmer gegen mich hitzig sind, im Vorzimmer gegen diejenigen grob thun darf,

darf, die weniger ſind, als ich, oder die bey Ew. Gnaden etwas zu ſuchen haben. Sie werden kein Bedenken finden, mir dieſes zu erlauben, da es in den meiſten Vorzimmern der kleinen Potentaten, wie Ew. Gnaden ſind, Mode iſt. Um den Gehalt werden wir uns vergleichen. Ich ſehe hauptſächlich auf die Ehre, und verlange daher zum Anfange mehr nicht als zweyhundert Thaler, bey freyer Beköſtigung und Wohnung. Dieſes aber bitte ich mir zugleich unterthänig aus, daß alle diejenigen Gelder, welche Ew. Gnaden aufbergen, durch meine Hände gehn. Ich werde Ihnen dadurch Ihre Mühe ſehr erleichtern. Denn da Sie die hohe Abſicht haben, längſtens in zehn Jahren einen Ihrem Stande gemäßen Bankerut zu machen: ſo getraue ich mir, es in fünf Jahren ſo weit zu bringen, daß ich einige tauſend Thaler erworben habe; daß Ihre Gläubiger betrogen, und Ew. Gnaden ein Bettler ſind. Ich bin mit unterthäniger Hochachtung ꝛc.

* *

„Ich will meinen Leſern hier einige Briefe mittheilen, „die mir von einer unbekannten Hand zugeſendet wor„den ſind. Die Erfindung, ſeinen Leſern auf dergleichen Art ein Geheimniß im Vertrauen zu ſagen, iſt ſo „neu nicht, daß ich ohne Sorge ſeyn ſollte, ob man es nicht „auch für eine ſolche Erfindung halten werde. Ich muß „mir alles gefallen laſſen. Weil aber in dieſen Briefen ſo „viel Wahrſcheinlichkeit enthalten iſt; weil die traurige Geſchichte, die man darinnen findet, ſich ſo oft, ob wohl „mit verſchiednen Umſtänden zuträgt; und weil ich ſelbſt „bey dem Schluſſe eine ziemlich ernſthafte Lehre und Vermahnung bekomme: ſo wird man die Gefälligkeit haben, „und glauben, daß dieſe Briefe nicht erdichtet ſind. Ich „könnte einen jeden die Originale vorlegen; es ſoll aber niemand ein Recht haben, ſie von mir zu fodern, als ſolche „Frauenzimmer, welche ſie zu ihrer Beſſerung brauchen.

An den

Verfaſſer der ſatiriſchen Briefe.

Mein Herr,

Wenn es wahr iſt, was man mich verſichert, daß ſie künftige Meſſe den dritten Theil Ihrer ſatiriſchen Schriften heraus geben, und darinne eine Sammlung verſchiedner Briefe der Welt mittheilen wollen: ſo nehme ich mir die Freyheit, für diejenigen um eine Stelle zu bitten, die ich Ihnen hier zu überſenden die Ehre habe. Es iſt dieſes die einzige Gelegenheit, mein Gewiſſen zu beruhigen, da ich durch mein übereiltes Exempel viele meiner Mitſchweſtern auf die Eitelkeit gebracht habe, eben ſo koſtbar, und lächerlich zu thun, als ich gethan habe, und da ich zugleich hoffe, daß viele, die es noch nicht gethan haben, ſich deſto eher künftig vor dieſen Fehlern hüten werden.

Damit Sie alles deſto beſſer verſtehn, ſo muß ich Ihnen melden, daß mein Vater ein fürſtlicher Beamter geweſen iſt, welcher die Kunſt verſtanden, reich zu thun, da er es nicht war; und welcher ſich das gewöhnliche Vergnügen machte, in Geſellſchaft der benachbarten Adlichen, das Geld, daß er von den Bauern erpreßt hatte, zu verthun, um ſich bey ſeinen Gäſten ein gewiſſes Anſehn zu erwerben, welches nicht länger dauerte, als der Rauſch, den ſich ſeine hochadlichen Gäſte von ihm trunken. Da es einem jungen von Adel ſo wenig koſtet, einem Bürgermädchen, das noch ſo ziemlich gebildet iſt, Schmeicheleyen vorzuſagen: ſo können Sie wohl glauben, wie ſehr dieſes meiner natürlichen Eitelkeit gefiel, und ich ward ſo thöricht, ein jedes Compliment für einen zärtlichen Seufzer zu halten. In Gedanken war ich ſchon gnädige Frau, und um meiner neuen Würde keine Schande zu machen, gewöhnte ich mich, alle diejenigen verächtlich anzuſehn, welche, nach meiner Meynung, der Himmel in ſeinem Zorne ohne Ahnen erſchaffen hatte.

Dieſes

Dieses ist die wahre Quelle aller meiner Thorheiten. Wie sehr bin ich für meinen Stolz gedemüthiget worden! Alle Gelegenheiten, welche mir gegeben wurden, mich zu verheirathen, stieß ich auf eine übermüthige Art von mir, da es nur bürgerliche Hände waren, die man mir anboth. Hier sind die Briefe, und meine Antwort darauf, nach ihrer chronologischen Ordnung. Wie unvernünftig habe ich gehandelt!

Schreiben
des Herrn Hofraths N***
an die
Mademoiselle F***

„Der Tod meiner Frau, welche vor einem Jahre gestorben ist, hat mich in die Nothwendigkeit gesetzt, für „eine ziemlich weitläuftige Wirthschaft, und für die Erziehung zweyer Kinder zu sorgen, wovon das älteste acht „Jahre ist. Mein Amt, das ich itzt mit so vieler Unruhe verknüpft, daß ich mich nicht im Stande „sehe, meinen häuslichen Angelegenheiten länger, wie bisher allein vorzustehn, ob ich schon aus Liebe zu meinen „Kindern wohl wünschte, den ganzen Tag auf ihre Zucht „und Unterweisung wenden zu können, da ich, wenn ich „mir als Vater nicht etwa zu viel schmeichle, so viel gutes „in ihren jungen Gemüthern zu finden glaube, welches die „Hoffnung sorgfältiger Aeltern mit der Zeit reichlich belohnen wird. Es ist um deswillen eine meiner wichtigsten „Sorgen, wie ich diesen guten Kindern den Verlust ersetzen möge, den sie durch den Tod einer vernünftigen und „liebreichen Mutter so früh erlitten haben. Die Gelegenheit, die ich gehabt, Ihren Herrn Vater seit langen Jahren zu kennen, ist Ursache, daß ich mir von Ihnen, Mademoiselle, nichts anders, als den Charakter eines vollkommen tugendhaften und artigen Frauenzimmers habe „vorstellen können; und ich habe in der letztern Ostermesse

„in Ihrer Gesellschaft gefunden, daß Ihre Vollkommen-
„heiten meine Vorstellungen weit übertreffen. Erlauben
„Sie also, Mademoiselle, daß ich aus Verlangen, mich
„selbst glücklich zu machen, und das Glück meiner Kinder
„zu befestigen, Ihnen sage, daß ich Sie aufrichtig, und
„mit Hochachtung liebe, und nichts auf der Welt so sehr
„wünsche, als einige Hoffnung Ihre Gegenliebe zu erlan-
„gen. Sie allein, Mademoiselle, sind vermögend, mir
„das Andenken eines Verlustes vergessend zu machen, wel-
„cher mir in der That bis itzo noch empfindlich ist.

„Da meine Wahl so vorsichtig ist, so können sie glau-
„ben, daß meine Liebe vernünftig und dauerhaft werden
„wird. Mein Amt, und meine übrigen Umstände sind
„einträglich genug, Ihnen alles dasjenige zu verschaffen,
„was Ihr Stand erfodert. Es wird im übrigen auf Sie
„ankommen, unter welchen Bedingungen Sie mir Ihre
„Hand überlassen wollen: denn ich verlange, daß Sie auch
„nach meinem Tode noch glücklich seyn sollen. Haben Sie die
„Gütigkeit, und melden Sie mir, ob ich hoffen darf;
„denn so werde ich nicht einen Augenblick anstehen, Ihrem
„Herrn Vater von meiner Absicht Nachricht zu geben. Un-
„ter Erwartung einer gewünschten Antwort bin ich mit der
„größten Hochachtung,

Mademoiselle,

Dero

den 22 May
17..

ergebenster Diener.
N. . . .

Wie meynen Sie, mein Herr, daß ich diesen Brief aufnahm? Itzt, da ich Zeit habe, ihn gelassner zu überdenken, finde ich in der That alles drinnen, was man von einem vernünftigen Liebhaber fodern kann. Damals aber dachte ich ganz anders. Er kam mir frostig und altvatrisch vor,

ver, und ich glaubte nichts, als die letzten Flammen eines verliebten Wittwers wahrzunehmen, welcher aus Liebe zu ſeinen armen Waiſen zu guter letzt noch einmal zärtlich thut, um für ſie eine gute Warterinn zu erfreyen. Unendlich reizender und ſchadbarer waren mir die Schmeicheleyen eines jungen von Adel aus der Nachbarſchaft, der mich ſeit fünf Jahren verſicherte, daß ich ſchön, und ſeine Gottinn ſey. Sagte der Herr Hofrath wohl ſo etwas, und hat er wohl mit einem Worte an meine Schönheit gedacht, auf die ich doch meinen ganzen Werth ſetze? Dieſer von Adel war Lieutenant, und ich bildete mir ein, daß er mir bey einigen unſchuldigen Freyheiten, die ich ihm dann und wann erlaubte, nicht undeutlich zu verſtehen gabe, er wolle mich heirathen, ſo bald er eine Compagnie haben würde. Ein Soldat, ein Hauptmann, ein zärtlicher Hauptmann ohne Kinder, war der nicht einem bejahrten Hofrathe, und ernſthaften Wittwer mit zwey Kindern vorzuziehn? Ich ſollte es wohl glauben, wenigſtens glaubte ich es damals. In der That hatte ich unter den ſüſſen Träumen eines adlichen Glücks ſchon mein vier und zwanzigſtes Jahr herangelacht; aber ich war auch keine Stunde mehr ſicher, daß mein zärtlicher Herr Lieutenant nicht Capitain würde. Sollte ich mich ſelbſt an dieſem Glücke hindern? Ich that alſo, was eine Marrinn, wie ich, thun konnte, und ſchrieb an den Hofrath folgenden Brief.

Mein Herr,

„Es iſt in der That eine groſſe Schmeicheley für meinen „Vater, daß Sie ihm den Beyfall einer frommen und „chriſtlich erzognen Tochter zugeſtehn. Es würde Ihrer „geſetzten und ernſthaften Liebe nachtheilig ſeyn, wenn Sie „weniger auf die Tugend, als auf die äuſſerlichen Vorzüge „eines Frauenzimmers ſähen; und ich habe die Ehre, Sie „zu verſichern, daß ich noch niemanden geſehn habe, der „ſo erbaulich, und exemplariſch liebt, als Sie, mein Herr. „Ihre Perſon, und Ihr Amt verdienen meine ganze Hoch-

„achtung; ich glaube aber, daß ich noch zu jung und flat„terhaft bin, um mich nach dem ehrwürdigen Muster Ih„rer seligen, und noch im Grabe herzlich geliebten Frau zu „bilden. Ich bin gewiß überzeugt, daß uns bey einer ge„nauern Verbindung niemals Materie zu Streitigkeiten fehlen „würde, da Sie so unerschöpflich sind, wenn Sie auf die „Verdienste Ihrer seligen Frau zu reden kommen, von de„nen der größte Theil Ihres Briefs angefüllt ist. Ihre „hoffnungsvollen Waysen verdienen allerdings Ihre ganze „Zärtlichkeit. Es wäre unbillig, wenn ich dieselben um ei„nen Theil bringen wollte. In der That finde ich bey mei„nen itzigen Umständen noch keinen Beruf Kinderfrau zu „werden, zu welchem wichtigen Amte Sie mich, vor so vie„len andern, ausersehen haben. Die Offenherzigkeit ist „noch eine Tugend von mir, die Sie in der letzten Oster„messe nicht wahrgenommen haben. Sie können glauben, „daß es mein ganzer Ernst sey, wenn ich mir die Ehre ge„be, Ihnen zu sagen, daß ich sey,

Mein Herr,

* * * *

am 1sten Brachmonats
1736.

Ihre Dienerinn
K* * *

Sie können Sich vorstellen, daß der Herr Hofrath die Lust verlohr, noch einmal um so ein närrisches Ding, als ich war, anzuhalten. Er verheirathete sich anderwärts, und ich war mit meinem und seinem Entschlusse wohl zufrieden. Es verging mehr als ein Jahr, ohne daß sich Jemand um meine Liebe ernstlich bewarb. Denn die kleinen zärtlichen Klasser rechne ich nicht, welche um mich herum sprangen, und seufzten. Ich sahe ihre Seufzer als eine Art Sporteln an, welche mir eben so wohl gehörten, als meinem Vater die Sporteln, die ihm seine gedemüthigten Bauern brachten. Ich würde zufrieden gewesen seyn, wenn mich nicht

diese

diese kleinen süssen Gewürme angebetet hätten. Ich wußte sie aber mit der Majestät einer Göttinn so zahm, und so sehr in ihrer Tiefe zu erhalten, daß sich keiner unterstand, zu vertraut zu reden; und es kostete mich nur ein Machtwort, nur einen gebiethrischen Blick, so waren sie in ihr erstes Nichts verwandelt. Ich brauchte sie, die Zärtlichkeit meines Lieutenants in der Bewegung und lebhaft zu erhalten, von dem es mir schien, daß er zuweilen desto kaltsinniger ward, je vertrauter ich gegen ihn that. Es hatte eine gute Wirkung, und folgender Brief brachte ihn auf einmal ganz wieder zu mir.

Mademoiselle,

„Die langwierige Krankheit Ihres Herrn Vaters hat mir „ein Glück verschafft, das ich nicht zu schätzen weiß. „Bey den öftern Besuchen, die ich, als sein Medicus, ab„legte, hatte die Sorge für seine Gesundheit, wenn ich es „aufrichtig gestehn darf, nicht so viel Antheil, als das Ver„langen, Sie, Mademoiselle, zu sehn. Sie haben mir „es oft angemerkt, daß ich zerstreut war. Sie dachten, „es geschahe aus Sorge für die bedenklichen Umstände Ih„res Herrn Vaters: Sie dachten falsch. Vielmals bin ich „mehr mit mir beschäftigt gewesen, als mit dem Pulse des „Kranken, den ich in Ihrer Gegenwart zu halben Stun„den mit einer horchenden Mine hielt, um das stille Ver„gnügen zu haben, Sie unbewegt anzusehn, wenn Sie, „ohne ein Auge von mir zu verwenden, mit einer kindlichen „Zärtlichkeit den schrecklichen Ausspruch ängstlich erwarteten, „den ich über das Leben, oder die Gesundheit Ihres Herrn „Vaters thun würde. Entschuldigen Sie, Mademoiselle, „eine Verwegenheit, die sich in der That mit nichts, als „Ihrer Schönheit, und meiner aufrichtigen Hochachtung „gegen Sie entschuldigen läßt. Da ich so offenherzig bin, „alles dasjenige zu gestehn, was mir als ein Fehler ausge„legt werden könnte, wenn Sie weniger billig und gütig „wären, als Sie sind: so wage ichs, ein Bekenntniß ab„zulegen,

„zulegen, welches für mich das wichtigste ist, daß ich jemals „thun kann. Ich bin ein solcher Verehrer Ihrer Schön„heit und Tugenden, daß ich nichts weiter als Ihre Erlaub„niß erwarte, Sie von der Hand Ihres Herrn Vaters zu „meiner beständigen Freundinn mir zu erbitten. Soll meine „Liebe glücklich seyn? Ich erwarte Ihren Ausspruch. Sehn „Sie nicht so wohl auf mein Vermögen und meine Einnah„me, die zureichend sind, Ihnen und mir alle Bequemlich„keit zu verschaffen. Sehn Sie auf meine redliche und hef„tige Neigung, und machen Sie denjenigen nicht unglück„lich, welcher nichts so sehr wünscht, als die Erlaubniß zu „haben, Ihnen zeitlebens zu sagen, daß er mit der zärtlich„sten Hochachtung sey,

Mademoiselle,

am 3ten Februar.
1738.

der Ihrige
D. 3 . . . .

Was meynen Sie, mein Herr? Das war doch ein ander Brief, als der von dem trocknen Hofrathe. Glauben Sie, daß mir ein Liebhaber gleichgültig seyn könnte, dessen Person ganz erträglich, dessen Amt und Einkünfte gar ansehnlich waren; der eine so zärtliche Liebeserklärung, wie Sie in seinem Briefe finden, nach allen Regeln der Rhetorik herauswürgte; und der, nach seinen eignen Geständnisse, von meiner Schönheit geblendet, das Maul offen behielt, wenn er mich bey meines Vaters Krankenbette sahe? In der That würde ich kein Bedenken gehabt haben, meinen zärtlichen Arzt aus seiner Entzückung zu reißen; aber, der Herr Lieutenant, Ihre Gnaden, der zukünftige Herr Capitain, und vielleicht künftig gar einmal Ihre Excellenz, der Herr General! Sollte ich dieses Glück so muthwillig verscherzen? dieses Glück, das mir so möglich und nah zu seyn schien?

ſchiene! Es iſt wahr, bey nahe ward mir die Zeit lang. Itzo hätte ich in meinem ſechs und zwanzigſten Jahre Frau Doctorinn werden können, und wer leiſtete mir die Gewähr, daß ich in meinem dreyßigſten Frau Hauptmanninn ſeyn würde? Aber hatte ich nicht eben um deswillen einen Hofrath vergebens ſeufzen laſſen? Sollte ich mich nun einem Doctor in die Arme werfen? Ich faßte einen Entſchluß der ſein war, und glücklich ausſchlug. Ich ſchrieb an meinen Lieutenant, und meldete ihm den Antrag meines Liebhabers. Ich ließ ihm unter der Hand errathen, daß ich nicht ungeneigt ſey, einen Antrag anzunehmen, der für meine Umſtände ſo vortheilhaft zu ſeyn ſchiene. Da ich auf den Punkt unſrer alten Liebe und Bekanntſchaft kam: ſo ſchrieb ich ſo unſchlüſſig, und verwirrt, daß er wohl merken konnte, was ich fühlte, und meynte; ich geſtund ihm aber, daß ich allerdings thöricht geweſen wäre, mir mit einem Glücke zu ſchmeicheln, das für mich zu groß ſey. Es ſey mein Unglück, und immer mein Fehler geweſen, die Aufrichtigkeit andrer nach meinem redlichen Herzen zu beurtheilen. Er ſollte mir darüber keinen Vorwurf machen, ich fände ſelbſt, wie unüberlegt ich gehandelt hätte. Wäre es ſein Ernſt geweſen, unſre Freundſchaft zu einer nähern Verbindung zu bringen: ſo würde er ſchon lange Gelegenheit gehabt haben, es zu thun. Ich wollte dem ungeachtet niemals aufhören, ſeine Freundinn zu ſeyn; er möchte dafür mein Freund bleiben, und mir itzo als mein aufrichtiger Freund rathen, was ich dem Doctor für eine Entſchließung melden ſollte. Ich erhielt den folgenden Tag von dem Lieutenant dieſen Brief.

Mein engliſches, mein allerſchönſtes Lottchen!

„Der Donner ſoll dem verfluchten Quackſalber die Knochen entzwey ſchmeiſſen, wenn er ſich noch einmal unterſteht über Ihre Schwelle zu ſchreiten, oder eine Zeile „an Sie zu ſchreiben! Ein allerliebſtes Kind, wie Sie, mein „Herzchen, iſt für keinen ſolchen grauſamen Böſewichter ge-

„macht.

„macht. Rund vorbey, Herr Doctor, der Biſſen iſt für „ihn zu fett! Bedenken Sie, Lottchen, was Sie thun? „Hat Ihnen die Natur darum ſo ſchöne Hände gegeben, daß „ſie Pillen damit drehen ſollen? Wollen Sie ihren göttli„chen Mund von einem elenden Kerl küſſen laſſen, der den „ganzen Tag das Uringlas vor der Naſe hat? Pfuy, Lott„chen, Sie riechen ſchon nach todten Körpern; gewiß, Sie „riechen ſchon darnach! Was wird künftig werden, wenn „Sie ſelbſt mit helfen müſſen Hunde würgen, oder arme „Sünder anatomiren? Wie iſt es möglich geweſen, daß „Sie nur einen Augenblick haben zweifeln können, Ihren „krummbeinigten Liebhaber mit einer langen Naſe heimzu„ſchicken? Schicken Sie ihn den Augenblick fort, folgen „Sie mir! Sie verdienen ein beſſeres Glück, verſtehn Sie „mich, Schönſtes Lottchen, ein beſſres Glück! Morgen „Nachmittage werde ich bey Ihnen ſeyn. O wie viel ha„be ich Ihnen da zu ſagen, recht viel zu ſagen! Leben Sie „wohl. Ich küſſe Sie tauſendmal in Gedanken; Stirne „Augen, Backen, Mund, Bruſt, Hand, alles küſſe ich „Ihnen, und Ihrem Wurmkrämer breche ich noch ſei„nen griechiſchen Hals. Leben Sie wohl. „

Dieſer Brief ſetzte mich ganz auſſer mir. Bey der närriſchen Eigenliebe, die ich für mich, meine Schönheit, und Verdienſte hatte, hielt ich ihn für eine völlige Liebeserklärung, für einen Ehecontrakt, und ich weiß ſelbſt nicht wofür. Steht wohl von allen dieſem ein Wort darinnen? Nicht ein Wort. Wie blind ſind wir Mädchen, wenn wir uns einmal von den albernen Schmeicheleyen der verführeriſchen Mannsperſonen fangen, und uns von einer Liebe einnehmen laſſen, von der uns unſer Stand, und die Vernunft abhalten ſollte! Mein Lieutenant kam, wie er verſprochen hatte. Er ſagte mir tauſend läppiſche Sachen vor, die mir damals ſehr wichtig vorkamen. Ich mußte mich in ſeiner Gegenwart hinſetzen, und an meinen Liebhaber folgenden Brief ſchreiben.

Hochzu-

Hochzuehrender Herr Doctor,

„Wenn Sie Sich auf den Puls nicht beſſer verſtehn, als
„auf die Herzen der Mädchen: ſo ſind Sie ein ziem-
„licher Pfuſcher. Die Sorge für die Geſundheit meines
„Vaters hat mir Ihre Gegenwart etliche Monate über er-
„träglich gemacht. Nun iſt er wieder geſund, Sie ſind für
„Ihre Mühe bezahlt; haben Sie weiter einen Anſpruch
„an ihn, oder ſoll er ſeine Geſundheit mit ſeiner Tochter
„erkaufen? Nein, Hocherfahrner Herr Doctor, dieſer
„Kauf wäre zu theuer. Der Himmel erhalte meinen Va-
„ter beſtändig geſund! Blos darum wünſche ich es, damit
„er ihnen nicht vom neuen eine Wohlthat zu danken habe,
„für die Sie Sich ſo wohl bezahlt zu machen ſuchen. Ich
„werde ihm Ihre groſſe Aufmerkſamkeit auf einen kranken
„Vater und ſeine geſunde Tochter zu rühmen wiſſen, da-
„mit er erfährt, warum er etliche Wochen länger das Bet-
„te hat hüten müſſen. So gelehrt Sie ſeyn mögen, ſo
„wenig bin ich im Stande, ſie zu leiden. Ein Liebhaber,
„der nach Moſch, und Ambra riecht, iſt mir lächerlich.
„Aber Seufzer, die nach Rhabarber, und Eſſenzen riechen,
„ſind mir gar unerträglich. Sind Sie böſe, im Ernſt bö-
„ſe? Geſchwind nehmen Sie Cremor Tartari, oder ſonſt
„ſo was niederſchlagendes ein; Sie werden am beſten wiſ-
„ſen, was wider den Zorn hilft. Ich weiß, was wider
„die aufwallende Liebe gut iſt. Nichts beſſer, als ein Brief,
„wie dieſer. Recipe, mein Herr; friſch hinunter geſchluckt,
„und ein Glas Waſſer darauf! Wohl bekomme es dem
„Herrn! Ich bin

* * *

am 2ten Februar.
1738.

Ihre Dienerinn.

Hätten Sie wohl geglaubt, mein Herr, daß ein Frauenzimmer, welches sich schmeichelt, Erziehung zu haben, im Stande gewesen wäre, einen so unhöflichen und rasenden Brief zu schreiben? Aber was thut nicht eine Närrinn, wie ich war? Ich schrieb ihn in Gegenwart meines Hochwohlgebohrnen Lieutenants. Er hatte seinen Arm um meinen Nacken geschlagen, da ich ihn schrieb, und er küßte mich für jeden allerliebsten artigen Gedanken, wie er meine groben Einfälle nennte. Ich war damals so wohl zufrieden mit mir und meinem Ritter, daß ich nicht weiß, wozu mich seine Zärtlichkeit gebracht hätte, wenn er noch ein wenig mehr verwegen, und ich nicht besorgt gewesen wäre, durch eine zuvertraute Gefälligkeit die Hochachtung zu verlieren, in der ich ihn gegen mich erhalten mußte, wenn meine Absichten auf ihn ernsthaft bleiben sollten. Er liebte mich einige Monate feuriger, als iemals, und als ihn eine heftige Krankheit überfiel, merkte ich erst, wie stark meine Liebe zu ihm war, die ich ihm nunmehr weder selbst sagen, noch andern entdecken durfte. In dieser ängstlichen Ungewißheit blieb ich länger, als ein Jahr, und ich war bey dieser Unruhe so unbesorgt auf mich selbst, daß ich nicht wußte, was um mich herum vorgieng, ob ich damals Anbeter hatte, oder nicht. Ich weiß es in der That nicht. So viel weiß ich, daß mir um diese Zeit Niemand mit einem schriftlichen Antrage beschwerlich fiel. Er würde schlimm angekommen seyn. Endlich ward mein Lieutenant wieder gesund. Seine Krankheit hatte ihn sehr mürrisch, und verdrüßlich gemacht. Wenigstens gab ich es seiner Krankheit Schuld, daß er bey unsrer ersten Zusammenkunft ziemlich gleichgültig gegen mich that. Er erholte sich nach und nach, gegen mich aber blieb er immer gleichgültig. Wie unruhig ward ich Thörinn! Ganz unvermuthet erhielt ich die Nachricht, er sey nach Dresden gereist, um die Sachen wegen seiner Compagnie in Ordnung zu bringen. Nach Dresden zu reisen, ohne mir ein Wort davon zu sagen, ohne Abschied zu nehmen, ohne mir zu sagen,

daß

daß er sich dem glücklichen Augenblick nunmehr nahe, wo er meine Liebe und Beständigkeit krönen könne? Konnte ein Gedanke für mich grausamer seyn, als der, welcher natürlicher Weise aus diesen Vorstellungen fliessen mußte? Und doch war ich immer noch so leichtgläubig, daß ich mir einbildete, nur aus Liebe zu mir, nur um mich nicht zu kränken, sey er ohne Abschied, und in der Stille fortgereist; um mir eine ganz unerwartete Freude zu machen, habe er mich nicht wollen wissen lassen, wie nahe er seinem Glücke sey. Mit ausgesperrten Armen sah ich im Geiste meinen treuen Liebhaber zu mir zurück fliegen, und sein neues Glück als Hauptmann mit mir zu theilen. Aber warum schrieb er mir nicht? Schreiben hätte er zum wenigsten gekonnt. Das hieß ich die Zärtlichkeit aufs höchste treiben. Nun ward ich argwöhnisch, und unruhig.

Mitten in diesen kritischen Umständen verblendete der Himmel einen Professor, daß er um mich warb. Mein Vater sagte, er wäre ein gelehrter Mann. Es kann seyn. Aber ein Professor der gelehrt ist, und ein Capitain, den man liebt, sind zwo ganz unterschiedne Creaturen. Er hatte ein gutes Auskommen, und ich wußte, ungeachtet aller Mühe, die ich mir gab, an ihm weiter nichts auszusetzen, als daß er zwey und vierzig Jahre alt war. Ein Mädchen von acht und zwanzig Jahren hätte sich daran nicht stoßen sollen! So? Wer hat Ihnen denn gesagt, mein Herr, daß ich damals acht und zwanzig Jahre alt war? Um diese Zeit sind die Frauenzimmer in ihren stehenden Jahren, und ich war seit fünf Jahren beständig drey und zwanzig Jahre alt gewesen. Ihr Einwurf taugte also nichts. Lassen Sie mich meinen Roman weiter erzählen. Die alten Römer mögen sich vermuthlich an die Väter gewendet haben, wenn sie sich in die Töchter verliebt hatten; wenigstens machte es mein Herr Professor so. Er arbeitete an meinen Herrn Vater folgende gelehrte Schrift aus.

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Commissionrath,
Vornehmer Gönner.

„Ew. Hochedelgeb. mit gegenwärtigen Zeilen gehorsamst „aufzuwarten, verbindet mich die unterthänige Hoch„achtung, die ich gegen Dero vornehmes Haus noch bis „itzt unverändert hege. Es wird nunmehr ungefähr funf„zehn Jahre seyn, daß ich das Glück hatte, von Ihnen als „Informator Ihrer lieben Jugend so viele Wohlthaten zu „genießen, die mir beständig unvergeßlich seyn werden. Wie „geschwind sind diese Jahre verstrichen, und wie vielen Ver„änderungen sind wir mit denselben unterworfen! Ich kann „ohne innige Regung noch itzt nicht an den schmerzlichen Ver„lust gedenken, den Sie vor zehn Jahren durch den unver„muthеten Hintritt Ihrer im Leben so zärtlich geliebten, und „nunmehr in Gott sanft ruhenden Frau Eheliebste erlitten „haben. Gewiß, wenn Gottesfurcht und Tugend den Men„schen unsterblich machten: so würde diese wohlselige Frau „vor andern verdient haben, niemals zu sterben. Aber ih„re unverrückte Liebe zu Ew. Hochedelgeb. ihre vernünftige „Bemühung, die ihr anvertrauten Liebespfänder dem Schöp„fer zur Ehre, sich zur Freude, und der Welt zum Besten „zu erziehn; ihre Sorgfalt, die Pflichten einer Christinn zu „erfüllen; ihre Liebe gegen den armen und nothleidenden „Nächsten, diese und noch unzählich andre Tugenden, ma„chen sie unsterblich, wenn auch das Irdische von ihr längst „verwest ist. Ew. Hochedelgeb. verzeihen, daß ich diese „schmerzhafte Wunde wieder aufreiße, welche eine Zeit von „zehn Jahren nicht völlig zuheilen können. Meine Thrä„nen sollen den Schmerz lindern, Thränen der Dankbarkeit „und Freundschaft, redliche Thränen. Sie sind Zeugen „der Hochachtung. Wie glücklich sind Sie noch, Hochzu„ehrender Herr Commissionsrath, da Sie der mütterlichen „Sorgfalt dieser rechtschaffnen Frau die Erziehung einer tu„gend-

„gendhaften Tochter zu danken haben, die Ihnen durch die „Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge zwar beständig das Anden„ken ihres Verlusts verneuern muß; deren gottesfürchtiger „und frommer Wandel aber, nebst andern löblichen Eigen„schaften, Ihnen auf der andern Seite diesen Verlust wie„der zum größten Theile ersetzt. Erinnern Sie Sich, Hoch„edelgebohrner Herr, wie vergnügt Sie bey dem glücklichen „Besitze Ihrer seligen Frau Eheliebste waren, und stellen „Sie Sich dabey einmal vor, wie glücklich Sie denjenigen „machen, welchen Sie würdigen, mit einer so liebenswür„digen Tochter zu vereinigen. Ein Glück, auf welches nie„mand Anspruch machen darf, als der es zu schätzen weiß, „und den die Begierde, dessen würdig zu werden, mit der „größten Hochachtung und Dankbarkeit gegen Ew. Hoche„delgeb. verbindet. Fehlen mir, Hochedelgeb. Herr, an„dre Vorzüge, so sind es doch Hochachtung und Dankbar„keit nicht, die ich mir streitig machen lasse. Verdiene ich „itzt die Ehre noch nicht, Ihr Schwiegersohn zu seyn: so „wird mein Bestreben unermüdet seyn, mich so aufzuführen, „daß Sie diese Wahl künftig nicht gereuen kann. Ein Wink „von Ihnen wird mich so dreiste machen, Ihrer Hochzueh„renden Jungfer Tochter diese meine tugendhafte Neigung, „und christliche Absicht zu eröffnen. Kommen Sie durch „Ihren Vorspruch meiner Blödigkeit zu Hülfe, und empfeh„len Sie mich einer Person, die ich über alles in der Welt „schätze. Sie haben bey meiner Beförderung den ersten „Grund zu meinem Glücke gelegt, machen Sie es vollkom„men. Sie verbinden mich auf diese Art Ihnen doppelt. „Ich werde dafür mit unwandelbarer Devotion seyn,

Hochedelgebohrner Herr,

Hochzuehrender Herr Commissionrath,

Meines Hochzuehrenden Hrn. u. vornehmen Gönners

* * sten May 1740.

gehorsamst ergebenster Diener,

N.

Dieser Brief brach meinem Vater das Herz. Der Herr Professor hatte ihn auf der schwachen Seite angegriffen; denn er war wider die Gewohnheit der meisten Männer so schwach, daß er niemals ohne zärtliche Empfindlichkeit an den Tod seiner Frau denken konnte. Die Person des Herrn Professors, seine Gelehrsamkeit, seine guten Einkünfte waren ihm bekannt. Vielleicht kam auch dieses dazu, daß er sich die Last, eine erwachsne Tochter zu hüten, vom Halse schaffen wollte. Er redete mir sehr ernstlich zu, ich sollte den Vorschlag annehmen. Sein hohes Alter, seine übrigen Umstände mußten ihm dazu dienen, mich zu bereden. Ich wußte auf alles eine Antwort, und wenn ich nicht weiter konnte: so gab ich ihm zu verstehn, daß ich mich entschlossen hätte, gar nicht zu heirathen. Ein närrischer Entschluß, meynte mein Vater; er war aber auch nicht so ernstlich gemeynt. Vierzehn Tage brachte er zu, mich zu bekehren; immer war seine redliche Mühe vergebens. Endlich bat ich mir vier Wochen Bedenkzeit aus. Ich erhielt sie, und wendete diese Zeit dazu an, ohne Vorwissen meines Vaters dem Herrn Professor folgende Antwort zu überschicken.

Mein Herr,

„Auf Befehl meines Vaters habe ich die Ehre, Ihnen „für die wohlgemeynte Condolenz wegen des Ablebens sei„ner vor zehn Jahren verstorbnen Frau ergebenst zu dan„ken. Mein Vater ist mit mir einig, daß Sie ihr die „beste Leichenpredigt gehalten haben; und ich insbesondre „bin überzeugt, daß sie mehr geschickt sind, verstorbnen „Frauenzimmern Lobreden zu halten, als den itztlebenden „Schmeicheleyen vorzusagen. Hätten Sie um meinen Va„ter selbst anhalten wollen, so würde dieses freylich der be„ste Entschluß gewesen seyn, sich an ihn selbst zu wenden. „Da Sie aber mir die Ehre zugedacht hatten, so hätte ich „wohl den Antrag von Ihnen unmittelbar erwartet. Mit „Ihrer Erlaubniß, ich glaube, Sie, mein Herr, sind ein

„Beweis,

„Beweis, daß man fromm, ehrbar und gelehrt seyn kann, „und doch nicht zu leben weiß. Ich danke Ihnen für Ihre christliche Absicht unendlich. Ich finde Bedenken, „meinen alten Vater zu verlassen, dessen Jahre Wartung „und Vorsorge brauchen. Kann ich in meinem Leben das „Glück nicht haben, die Versicherung Ihrer Liebe anzunehmen: so wünsche ich mir doch nichts mehr, als die Ehre, „daß sie mir nach meinem Tode die Abdankung halten. Sie „sind der erbaulichste Leichenredner, den ich kenne, und ich „bin dafür mit unwandelbarer Devotion,

Mein Herr,

* * * *

am 20sten des Brachm.

1740.

Ihre Dienerinn,

F * * *

„N. S. Sie werden nicht nöthig haben, mir oder meinem Vater zu antworten. Er denkt itzt an nichts, „als an den Tod seiner seligen Frau. „

Und was meynen Sie wohl, mein Herr, in welcher Absicht ich diesen Brief schrieb? Ich wollte meinen alten Liebhaber ein freywilliges Opfer bringen. Aus diesem Entschlusse, den ich wider den Rath und Willen meines Vaters faßte, sollte er urtheilen, wie beständig meine Liebe, und wie billig es von ihm sey, diese nunmehr zu belohnen, da er in den Stand gekommen, es nach seinem und meinem Wunsche zu thun. Mit der nächsten Post schrieb ich ihm diesen Brief.

Mein Herr,

„Können Sie wohl von mir itzt was anders erwarten, „als die bittersten Vorwürfe? Gewiß, Sie haben sie „verdient, hundertmal verdient, und dieses itzt mehr, als „iemals. Erst sind Sie grausam und werden krank, um

„mich ein ganzes Jahr zu ängſtigen. Endlich werden Sie
„wieder geſund, aber nicht zu meiner Beruhigung; nein,
„um mich auf eine neue Art zu quälen. Sie verreiſen, oh-
„ne mich es wiſſen zu laſſen, ohne mir zu erlauben, daß
„ich Ihnen bey dem Abſchiede die zärtlichſte Verſicherung
„meiner Freundſchaft, meiner beſtändigen Liebe, gäbe.
„Wie viel wichtige Sachen hatte ich ihnen zu ſagen, tau-
„ſend wichtige Sachen, auf die meine ganze Ruhe an-
„kömmt! Iſt für mich etwas wichtigers, als wenn ich Ih-
„nen ſage, daß ich Sie liebe? Und kann ich ruhig ſeyn,
„wenn ich nur den mindeſten Verdacht habe, an Ihrer Lie-
„be zu zweifeln. Sie fliehn, Grauſamer? Fliehn Sie ei-
„nen traurigen Abſchied zu vermeiden? Wie wenig kennen
„Sie die Liebe, die Sie mich doch ſelbſt gelehrt haben!
„Es würde mich Thränen gekoſtet haben; aber ich hätte ſie
„in Ihren Armen geweinet. Ich würde ſie beſchworen ha-
„ben, Ihre Rückkunft zu beſchleunigen. Wie viel zärtli-
„ches hätten Sie mir dabey ſagen können, das ich ſonſt ge-
„wohnt bin, von Ihnen zu hören! Glauben Sie wohl,
„daß ich Ihnen würde eine Reiſe widerrathen haben, wel-
„che Sie thun, um Ihr Glück auf diejenige dauerhafte Art
„zu befeſtigen, die Sie ſo oft, und ſo oft meinetwegen, ge-
„wünſcht haben? Kommen Sie, eilen Sie zurück, ich er-
„warte Sie mit der zärtlichſten Ungeduld. Das hätte ich
„doch nicht geglaubt, daß ich Sie ſo heftig liebte? Kom-
„men Sie, damit ich ihnen vom neuen ſagen kann, daß ich
„Sie ewig lieben werde.

„Wiſſen Sie denn auch, mein irrender Ritter, in wel-
„cher Gefahr Sie Ihre troſtloſe Prinzeßinn verlaſſen ha-
„ben? Drachen und Rieſen ſchwärmen um mein Schloß
„herum, mich zu entführen. Tapfrer Roland! Eilen Sie,
„dieſe Ungeheuer zu verjagen. Glauben Sie nur nicht,
„das ich ſcherze! Leſen Sie den eingeſchloßnen Brief. Er
„iſt von einem ſchwarzen Ritter aus dem Königreiche La-
„kinn, welcher auf Abentheuer ausging, und den ich mit
„meinem Schwerdte keklich erwürgt habe. Ja, mein

„Herr,

„Herr, konnten Sie von Ihrer zärtlichen und ewigen treuen „Charlotte einen andern Entſchluß erwarten, als den, wel„chen Sie aus dem andern Briefe ſehn werden? Für die„ſesmal bin ich der gedachten Gefahr glücklich entkom„men. Werde ich immer Muth und Kräfte genug dazu „haben, wenn Sie mich länger verlaſſen? Eilen Sie! Bey „Ihrer Liebe b ſchwöre ich Sie, eilen Sie, und ſagen Sie „mir, daß meine Sorge vergebens geweſen iſt. Was ich „Ihnen dafür ſagen werde? Daß Sie mein beſter Freund „ſind! Daß ich Sie unendlich liebe! Daß ich ganz die Ih„rige bin! Soll ich Ihnen noch mehr ſagen? Gut, ich „will Sie küſſen, tauſendmal will ich Sie küſſen. Wie „unruhig iſt man, wenn man liebt! Leben Sie wohl.„

Wie gefällt Ihnen dieſer Brief, mein Herr? Könnte ein Mädchen, ohne den Wohlſtand ganz zu beleidigen, deutlicher, als ich, ſagen, was ſie wünſchte, und was ſie hoffte? Nun erwarte ich meinen Liebhaber auf den Flügeln der Liebe. Ich wußte, daß er die Compagnie bekommen hatte. Ich war dem gewünſchten Augenblick nahe, dem ich zehn Jahr entgegen geſehen hatte. Jede Minute, die ich vergebens auf ihn wartete, ſchien mir ganze Tage zu ſeyn. Er kam nicht. Es verſtrichen vier Wochen, ohne daß ich von meinem Ungetreuen eine Zeile Antwort bekam. Endlich erhielt ich einen Brief von ihm. Urtheilen Sie von meinem Schrecken, als ich folgendes las.

Mademoiſelle,

„Ich erinnere mich der angenehmen Augenblicke ſehr wohl, „da ich das Vergnügen hatte, in Ihrer Geſellſchaft zu „ſeyn. Glauben Sie Mademoiſelle, daß wir Officiere „denen Mädchen unendlichen Dank ſchuldig ſind, welche „bey unſern müßigen Stunden, deren wir ſehr viele haben, „ſich gefallen laſſen, unſre Schmeicheleyen anzuhören, und „ſie zu beantworten. Außer dieſem Zeitvertreibe würde es „für uns auf dem Lande, und in kleinen Städten nicht aus„zuſe-

„zustehen seyn, wo man so wenig Gesellschaft findet, die „unserm Stande gemäs ist. Ich glaube, Sie, als eine „alte gute Freundinn und Bekannte von mir, werden mir „es gönnen, wenn ich ihnen melde, daß ich eine Com„pagnie unter dem Regimente des Herrn Obristen von . . . „bekommen habe, und gestern so glücklich gewesen bin, „mich mit seiner Fräulein Tochter zu vermählen. Sie ist, „wie sie wissen, aus einem guten Hause, vom alten Adel, „nur siebzehn Jahre alt, bildschön, und nicht ohne Mittel. „Ich empfehle meine Frau zu Ihrer Freundschaft, wenn „ich wieder in Ihre Gegend kommen sollte, welches so bald „noch nicht geschehen dürfte. Ich habe ihr so viel gutes „von Ihnen gesagt, daß sie sehr verlangt, Sie kennen zu „lernen. Versichern Sie Ihren Herrn Vater meiner Hoch„achtung. Was macht der alte rechtschaffne Mann? Es „ist mir wohl bey ihm gegangen. Der Lieutenant von . . . „ist an meine Stelle gekommen. Er hat mich gebeten, ihm „Bekanntschaften zu machen. Werden Sie wohl die „Gefälligkeit für mich haben, Mademoiselle, und ihm „diejenige Freundschaft gönnen, mit der Sie mich so lange „Zeit glücklich gemacht haben? Er brennt vor Verlangen, „mit Ihnen bekannt zu werden; so viel Gutes habe ich „ihm von Ihnen erzählt. Er wird Ihnen gefallen, es ist „ein sehr artiger, und lebhafter Mensch. Ich muß ab„brechen, weil ich den Augenblick auf meines Schwieger„vaters Gut reise. Ich kann also weiter nichts sagen, als „daß ich mit aller Ergebenheit bin.

Mademoiselle,

Dresden
am 8ten August
1740.

der Ihrige.

„N. S. Die an mich übersendeten Briefe folgen hier mit „ergebensten Danke zurück. Meine Frau hat sich „über den Ausdruck bald todt gelacht, wo Sie den

„armen

„armen Professor einen Riesen aus dem Königreiche „Latium nennen. Leben Sie wohl. „

Das war also, mein Herr, der letzte Auftritt von der kläglichen Comödie, in der ich eine so närrische Rolle gespielt hatte! Ich bin nicht im Stande, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die ich beym Durchlesen dieses Briefs fühlte. Zorn, Wut, Schaam, Rache, alles empörte sich in mir. Ich fiel auf die verzweifeltsten Anschläge, mir Recht zu verschaffen, oder mich selbst auf ewig vollends unglücklich zu machen. Ich fluchte dem Himmel, meinem ungetreuen Verräther; ich fluchte mir selbst. Dieses alles geschah in einer Raserey von zwo Stunden. Endlich brachen die Thränen aus, und ich kam einigermassen wieder zu mir. Ich Verlassene! Ich unglückselig Verlassene! dachte ich bey mir selbst. Ist das die Belohnung einer zehnjährigen Treue? Ist das die Erfüllung der Eidschwüre, und der theuersten Versicherung? Und der meineidige Bösewicht triumphiret noch in den Armen meiner Feindinn, seiner Frau, über meine leichtgläubige Einfalt? Straft der Himmel dieses Verbrechen nicht, so muß er ungerecht seyn. So ungefähr schwärmte ich. Ich zankte mit dem Himmel, und hätte doch mir allein den Vorwurf machen sollen, daß ich so närrisch gewesen, den Schmeicheleyen eines Menschen zu glauben, dessen Stand über den meinigen war, der bey seinen Jahren mit seiner Lebensart durch die Gewohnheit gerechtfertiget, und von der Welt gebilliget ward, wenn er ein hochmüthiges Bürgermädchen, eine Närinn, wie ich, betrog, sie zum Zeitvertreib um ihren guten Namen brachte, oder zum Spase, auf beständig unglücklich machte. Wie vielmal hatte ich ehedem über die Thorheit derer gelacht, welche sich auf eine solche Art verführen lassen! Hätte ich nicht besser auf meiner Hut seyn sollen? War ich etwan vornehmer, schöner, reicher, als andre, die sich in dergleichen Unglück gestürzt hatten? Keins von allen. Der Hochmuth machte, daß ich für

möglich hielte, beständig geliebt, und immer angebetet zu werden. Es ist schändlich, wenn Männer, die es für ihr erstes Gesetz halten, ihre Ehre zu vertheidigen, auf eine so unehrliche Art ein unschuldiges Mädchen unglücklich machen, und oft eine ganze Familie in Schande bringen. Ein Mädchen aber, das sich von ihnen bestricken läßt, verdient weniger Mitleid, da sie hätte an dem Exempel andrer lernen können, daß man ihr nur darum schmeichelte, um einiges Vergnügen zu haben, und sie auf eine lustige Art elend zu machen.

Nun fielen mir alle diejenigen vernünftigen Liebhaber ein, deren redliche Absichten ich auf eine so hochmüthige und spröde Art von mir gewiesen hatte. Wie grausam war ich an ihnen gerächet! Konnte ich mir wohl itzt dergleichen Gelegenheiten wieder versprechen, da meine Jahre zunahmen, da der jugendliche Reiz meiner Schönheit anfieng zu verschwinden, da mein Vater auf der Grube gieng, und sein Tod mir die dürftigsten Umstände drohte? Konnte ich mich nunmehr wohl entschliessen, geringern Personen meine Hand zu geben, als die waren, denen ich sie verweigert hatte? Ich faßte nun im ganzen Ernste den grausamen Entschluß, nimmermehr zu heirathen. Ich ward ziemlich beruhigt, da ich das Herz gehabt hatte, so ein verzweifeltes Gelübde zu thun, und es vergieng eine ziemliche Zeit, ehe ich merkte, daß ich mich selbst hintergangen hätte. Dieser unerwartete Streich von meinem Ungetreuen hatte mich so hart getroffen, daß ich in eine langwierige Krankheit fiel. Ich brauchte fast zwey Jahre, ehe ich mich völlig wieder erholte, und es geschahe endlich nicht anders, als mit dem gänzlichen Verluste meiner noch übrigen Schönheit. O! hätte ich sie zehn Jahre eher verlohren, vielleicht wäre ich vernünftiger gewesen, vielleicht wäre ich itzt nicht so unglücklich!

Ich weiß nicht, wie es kam, daß sich nach einiger Zeit ein junger Rechtsgelehrter zu mir verirrte und sich einbildete, daß er mich noch lieben konnte. Vielleicht hatte die

Hoffnung, meinem Vater mit der Zeit in seinem Amte zu folgen, oder sonst eine stärkere Kundschaft in seiner Praxis durch mich zu erlangen, mehr Antheil an seiner Zärtlichkeit, als meine Person. Er schrieb an mich:

Mademoiselle,

„Denenselben vermelde in höchster Eil, daß ich nach reifer der Sachen Ueberlegung und eingeholtem Rath „von meinen Freunden ernstlich gemeynet bin, mich zu verändern, und nach nunmehro erfolgtem Absterben meiner „seligen Frau Mutter meine Wirthschaft selbst anzufangen. „Die Kürze der Zeit, und meine dringenden Verrichtungen hindern mich, Ihnen umständlichere Anzeige zu thun, „wie viel ansehnliche Gelegenheiten mir in hiesiger Gegend, „mich zu verheirathen, angeboten werden. Wann aber „ich das Vergnügen gehabt, bey dem unlängst vor Ihres „Herrn Vaters Amtsgerichten abgewarteten Termine in „Sachen George Frühauffen, contra Casper Baldigen, in „puncto den Gemeinebrennner betrl. Dieselben kennen zu „lernen, und ich eine besondre Zuneigung gegen Sie bey „mir vermerkt; Als habe mir die Freyheit nehmen wollen, „Dieselben meiner billigen, und in göttlichen und weltlichen „Rechten gegründeten Absichten zu benachrichtigen, mit angehengtem Suchen, Sie wollen meine Bitte nicht rejicieren, und mir erlauben, daß ich das Glück habe, mit aller legalen Ergebenheit zeitlebens Dero gehorsamster Diener zu seyn. Da Sie, Mademoiselle, bey meiner Liebe „allerdings die erste Instanz sind, so habe Bedenken getragen, bey Dero Hochzuehrendem Herrn Vater eher in Schriften dieserhalb einzukommen, bis ich weiß, ob Sie meinem ergebensten petito hochgeneigt deferiren, als warum „ich nochmalen instanter, instantius, instantissime bitte. „Diesen Augenblick kommt ein Oberhofgerichtsbothe, mit „einer Inhibition; ich werde daher genöthiget, abzubrechen,

„und

„und habe nicht Zeit, etwas weiters hier zu sagen, als daß „ich mit der gröſten Hochachtung unablaßlichen sey,

Mademoiselle,

Dero

am 9ten Januar. 1743.

Rapiam.

Ipse concepi!

ganz ergebenster Diener,
K. L. M.
Adv immatr. et Not. Publ.
Cæs. a Sen. Lipt. Creat.
et coram Regim.
Elect. Confirm.
m. p.

Hätte ich diesen ungeschickten und pedantischen Brief etliche Jahre eher bekommen: so würde ich ihn gewiß, ohne mich lang zu besinnen, unter den Tisch geschmissen haben. Itzt war ich gedemüthiget genug, daß ich ihn zweymal durchlas, und unschlüssig blieb, was ich ihm wollte. Die Gelübde, mich niemals zu verheirathen, fieng nach und nach an, mich zu gereuen. Mein Vater lag mir alle Tage in den Ohren, und er hatte, glaube ich, lieber gesehn, ich wäre selbst auf die Heirath ausgegangen. Ich wies ihm den Brief. Er gestund, der Herr Advocatus immatriculatus sey ein Narr, er meynte aber auch, daß ich nicht die erste, und nicht die letzte Frau seyn würde, die einen Narren heirathe. Es kostete mich viel Ueberwindung, und doch war ich im Begriffe, auf Befehl meines Vaters diesem geschäfftigen Liebhaber Hoffnung zu geben, als ich, vielleicht zu meinem Glücke, noch bey Zeiten erfuhr, daß eine Magd, mit der er auf Universitäten zu vertraut gelebt haben mochte, ihn auf die Ehe verklagen wollte. Ich war bey allen meinem Unglücke noch immer boshaft genug, mich darüber zu freuen, und ich ergriff diesen Vorwand mit beiden Händen, mich von ihm loszureissen, und mit meiner gewöhnlichen Bitterkeit ihm also zu antworten.

Mein

Mein Herr,

Was Dieselben in höchster Eil mir wegen der legalen, und in allen Rechten gegründeten Gesinnung gegen „meine Wenigkeit untern 9ten Januar a. c. in Schriften „vorzutragen, geliehen wollen, solches habe daraus allent„halben mit mehrern ersehn. Nun würde mir zwar eine „besondere Ehre seyn, Ihrem petito geziemend zu deferi„ren; Wenn aber ich in glaubwürdige Erfahrung gebracht, „daß allem Ansehen nach zu Dero wertheſten Person und „Liebe ein Concurs des schierſtkünftigſten ausbrechen möchte, „und mein Vater in Sorgen steht, daß ich wegen meiner „jüngern, und nicht dinglichen Rechte und Ansprüche an „Sie gar leicht leer ausgehn, oder doch in die letzte Classe „locirt werden dürfte; Als habe Kraft dieses, allen meinen „An- und Zusprüchen, wie sie Namen haben möchten, hier„mit zu Vermeidung unnöthigen, und auf geldsplitternde „Weitläuftigkeit abzielenden Processes aufs feverlichste re„nunciren sollen, wollen und mögen, mit der Versicherung, „daß ich nicht gesonnen bin, einer Magd diejenigen Rechte „streitig zu machen, welche sie noch von den Universitäts„jahren her zu behaupten vermag. Die ich für die Person „Denenselben zu billigen Freundschaftsleistungen stets ge„flissen bin: Als

Meines Hochgeehrtesten Herrn,

= = =

am 30ten Januar 1743.

Dienstbereitwillige

F = =

Das war also wieder ein Liebhaber weniger. Ich glaube, es mochte nach und nach bekannt worden seyn, wie gefährlich es sey, mir eine Liebeserklärung zu thun; denn es meldete sich in zwey Jahren kein Mensch, ob ich schon anfieng

fieng meiner Natur mit Farben, und anderm Putze zu Hülfe zu kommen. So leichtsinnig ich in jungen Jahren war, so wenig hatte ich mich doch jemals überwinden können, eine freye und verbuhlte Aufführung anzunehmen. Nunmehr aber hielt ich es für nöthig, zu coquettiren, da ich wahrnahm, daß ich anfieng, auf der Gasse und in Gesellschaften unbemerkt zu bleiben. Ich zwang mich, lebhaft zu seyn, ich ward gegen Vornehme und Niedrige gefällig, mit einem Worte, ich ward zahm, und doch konnte ich niemanden rühren, der mir verseufzte. Ich glaube, ich würde es ihm nicht sauer gemacht haben. So hochmüthig aber war ich doch noch, daß ich mich nicht gar zu weit unter meinen Stand herabsetzen wollte. Sie können es daraus sehn, mein Herr. Es kam einem Landkramer ein, mich zu lieben. Würden Sie mir wohl dazu gerathen haben? Lesen Sie seinen Brief.

R . . den 7. May 1745.

Ehren und viel Tugendsames Frauenzimmer! Salut.

„Hiernebenst sende ich Denenselben im Namen und Geleite Gottes per Fuhrmann Hannß Görgen und Gespann von Reichenbach ein Packtel mit allerhand Würz „und andern Waaren, gemerkt als in margine, zur Fracht „14 Pfund wiegend, und ist alles content bezahlt. Sie „werden günstig erlauben, daß ich Ihnen damit ehrenfreundlich aufwarten thue. Anlangend meine Hochachtung und „Liebe gegen Sie, deren ich Sie auf letztern Jahrmarkt „versichert, so bin ich noch immer derselben Meynung, und „thue ich mir gar höchlich gratuliren, wenn Sie mich Deren Gegenliebe würdigen, und mir avisо geben wollen, ob „ich es wagen darf, bey dem Herrn Papa mich Ihrentwegen zu melden. Es soll dieses so gleich geschehn. Den „Kanzen, und emballage, worinnen beygefolgende Waaren

einge-

„eingeschlagen sind, wird der Fuhrmann bey seiner Rück„reise wieder abfordern. Bitte solche cossy mit ein paar „Zeilen zu übergeben. Gott verhelfe Ihnen salvo. De„nen empfehlen, verbleibe, und bin

Ehrn und viel Tugendsames
Frauenzimmer
Deren

Dienstwilligster Freund
N.

Dieser Brief wkomme
Der ehrn und viel tugendsamen Jungfer
N. N.

Nebst einem Päckel

gezeichnet.
zu eignen Händen zu
überaeben.
franco par tout.

großgünstig
in
N.

Sehn Sie, mein Herr, das war doch noch ein reeller Liebhaber, und der erste, der seinen formlichen Liebesantrag mit einem Geschenke begleitete. Aber das war mir erschrecklich, daß ich in einem Marktflecken vor dem Laden stehn, und Schwefelfaden verkaufen sollte, da ich zu stolz gewesen war, einen Hofrath zu heirathen. Sie wissen wohl, was sich in kleinen Städten die Tochter eines fürstlichen Dieners für ein Ansehen zu geben weiß: sollte ich nun meinen Rang und Stand so sehr verlängnen, und in R . . . eine elende Würzkrämerinn werden? Mein Vater fühlte es selbst, wie ungleich diese Heirath sey, und befahl mir, eine abschlägige Antwort zu ertheilen. Ich that es auf folgende Art:

Ehrenveſter, Fürnehmer,
Inſonders großgünſtig Hochgeehrter Herr,
Salut.

„Deſſen geehrtes vom 7 paſſato iſt mir, nebſt dem Ränz-
„lein, wohl worden, welches ich danknehmend zurück
„ſchicke, und meinem großgünſtigen Herrn dafür verbun-
„den bin. Beliebe der Herr à conto zu ſtellen. Mag an-
„nebenſt demſelben nicht verhalten, daß ich mich über mei-
„nes Hochgeehrten Herrns Anſinnen gar höchlichen erfreuen
„thue. Weil aber mein Vater Bedenken trägt, mich von
„ſich zu laſſen, ſo kann ich demſelben in deſſen freundlichen
„Bitten ſo fort nicht fugen. Meine Freunde glauben über-
„dieß, daß ich mit meinem Reiſenrocke in Ihrem Würzla-
„den nicht Raum haben werde. Sie hoffen, es werde Ih-
„nen nicht an Gelegenheit fehlen, eine Frau zu bekommen,
„wenn es auch gleich keine Tochter eines Commißionraths
„ſey. Unter Gottes Schutz verbleibende,

Ehrenveſter, Fürnehmer,
Inſonders großgünſtig Hochgeehrter Herr,
Deſſen
gute Freundinn und Dienerinn.

Dieſes war die leßte Kraft meines jungfräulichen Stol-
zes, und nunmehr kam die Reihe an mich, gedemüthiget
zu werden.

Hier fängt ſich der zweyte Theil meines Romans an.
Wie traurig iſt dieſe Veränderung für mich!

Mein Vater ſtarb. Was ich befürchtet hatte, geſcha-
he, und noch weit mehr. Er verließ kein Vermögen, es
meldeten ſich ſo gar verſchiedne Gläubiger, und man fand
in ſeinen Rechnungen viele Unrichtigkeiten, welche machten,
daß

daß auch die Caution zurück behalten ward. Ueberlegen sie es einmal, mein Herr! Ein Mädchen von drey und dreyßig Jahren ohne Aeltern, ohne Vermögen, dasjenige zu bestreiten, was zum nothdürftigsten Unterhalte erfodert wird; ein Mädchen, welches sich durch Ihren Hochmuth alle zu Feinden gemacht hatte, welches so bequem, und vornehm erzogen, und itzt von allen verlassen, und nicht geachtet war; mit einem Worte, eine alte Jungfer ohne Geld, ohne Schönheit, ohne Freunde, und, deutsch zu reden, ohne Verstand, ist so ein Mädchen nicht eine erbarmenswürdige Creatur? Was sollte ich anfangen? Zwey Jahre hatte ich mich unter meinen Verwandten aufhalten, und für die kleinen Gefälligkeiten, die sie mir, als ein Allmosen, erwiesen, viel Demüthigung erfahren müssen. Sie wurden mich überdrüßig, und sie sagten mir es deutlich, daß sie wünschten, ich möchte mich entschliessen, sie zu verlassen. Wo sollte ich hin? War ich nicht bey diesen kümmerlichen Umständen zu entschuldigen, daß ich einen Schritt wagte, der eine Folge meiner grossen Verzweiflung war, der mich bey allen, die meine Noth nicht wußten, verächtlich, und lächerlich machte, und dessen ich mich gewiß noch itzt schämen würde, wenn mich nicht mein Unglück so abgehärtet hätte; daß ich weiter nicht im Stande bin, mich über eine Niederträchtigkeit zu schämen.

Mein Vater hatte ein armes Kind zu sich zur Aufwartung, als Jungen, genommen, und ihn endlich zum Schreiber herangezogen. Er mochte bey dem Absterben meines Vaters ungefähr dreyßig Jahre alt seyn. Seine Person war sehr unansehnlich, seine Sitten verriethen seine schlechte Ankunft, und die Livrey, die er lange Zeit getragen hatte. Dieser Mensch, welcher wenigstens funfzehn Jahre meines Vaters demüthiger Johann gewesen war, sollte itzt das unerwartete Glück haben, die stolze Tochter seines ehmaligen Herrn zur Frau zu bekommen, damit sie nicht vor Hunger sterben möchte. Glauben Sie nur, mein Herr, daß mich dieser bittre Entschluß viel Selbstverläugnung ge-

kostet hat. Dieser Mensch hat sich bey dem Leben meines Vaters so wohl vorzusehn gewußt, daß er einige hundert Thaler sammeln, und sich die Gnade eines vornehmen Mannes erwerben können, der ihm, als mein Vater gestorben war, den Geleitseinnehmerdienst in einem kleinen Orte an der Grenze verschafft; einen Dienst, der etwan zweyhundert Thaler eintragen mochte. Ich hörte, daß er noch unverheirathet sey, und ich schrieb nachstehenden Brief an ihn, welcher mich viel Thränen kostete, ehe ich ihn zu Ende brachte. Wie krümmte sich mein Hochmuth!

Mein Herr,

„Es ist eine von meinen angenehmsten Beschäfftigungen, „wenn ich itzt an diejenige Treue, und Ergebenheit zu„rück denke, welche Sie, mein Herr, gegen meinen seligen „Vater funfzehn Jahre lang auf die unverbrüchlichste Art „bezeigt. Dieser rechtschaffne Vater, welcher so vorsich„tig, als dienstfertig war, hat sich niemals in seiner Wahl „betrogen. Der erste Blick, den er auf Sie that, entdeck„te ihm alles das Gute, und die lobenswürdigen Eigen„schaften, welche den Werth Ihrer Seele ausmachten. Er „eilte, Sie aus dem Mangel zu reissen, welcher Sie in „dem Hause Ihrer armen Aeltern niederdrückte; er nahm „Sie zu sich, und liebte Sie bis an sein Ende, als sein „eignes Kind. Da er mich beständig mit Ihrem frommen „christlichen Wandel, mit Ihrer Treue, mit Ihrem Fleis„se, und mit der Hoffnung unterhielt, die Sie zu Ihrem „künftigen Glücke von Sich blicken liessen: so würde ich „vielleicht vielmal Gelegenheit gehabt haben, über die Lie„be meines Vaters gegen Sie eifersüchtig zu werden, wenn „ichs nicht für einen Theil meiner Schuldigkeit angesehen „hätte, Ihren Verdiensten Recht widerfahren zu lassen. „Der unvermuthete Tod meines Vaters hinderte ihn, das„jenige zu Stande zu bringen, was er sich zu Ihrem Be„sten vorgenommen hatte. Alles, was er thun konnte, „war dieses, daß er wenig Stunden vor seinem Ende mir

„sagte,

„sagte, wie nah ihm dieses gienge, wie sehr er Sie liebte, „und wie aufrichtig er wünschte, daß ich mich entschliessen „möchte, Ihnen, mein Herr, diejenige Freundschaft zu „erzeigen, die er Ihnen für Ihre redliche Dienste schuldig „zu seyn glaubte. Er sagte dieses, und noch vielmehr, als „er starb. Der redliche Vater! Seit diesem betrübten Ab„sterben sind mir seine letzten Worte niemals aus den Ge„danken gekommen, ob ich schon keine Gelegenheit gehabt „habe, Ihnen, mein Herr, etwas davon zu eröffnen. Die „glückliche Veränderung Ihrer Umstände sehe ich als eine „Wirkung des letzten Seegens meines Vaters, und als ei„ne Belohnung Ihrer Verdienste an, die Ihnen den Weg „zu demjenigen weitern Glücke bahnt, dessen Sie so wür„dig sind. Ich bezeuge Ihnen meine aufrichtige Freu„de darüber, welche Ihnen vielleicht nicht ganz gleichgültig „seyn kann, da Sie, wie ich hoffe, noch itzt nicht aufge„hört haben, ein Freund von meines Vaters Hause zu seyn, „und da ich bereit bin, dem Wunsche meines sterbenden „Vaters, und, wenn ich so sagen darf, seinem letzten Wil„len aufs sorgfältigste nachzuleben, und es Ihnen zu über„lassen, wie genau diejenige Freundschaft unter uns seyn „soll, welche mir mein Vater noch auf dem Todbette so „nachdrücklich empfohlen hat. Ich glaube, diejenige Ach„tung und Gefälligkeit verstanden zu haben, welche Sie „mir, mein Herr, in meines Vaters Hause die letztern „Jahre über bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt. Ich „lebte damals unter der Gewalt eines Vaters, und es stund „bey mir nicht, Ihnen zu eröffnen, wie geneigt ich sey, „diese Achtung zu vergelten. Sie Selbst, mein Herr, „waren nach der Art aller tugendhaften Gemüther in die„sem Falle zu blöde, und glaubten, ob wohl ganz ohne Ur„sache, meinen Vater zu beleidigen, der Sie als sein Kind „liebte, und damals schon Ihr Vater war. Sein Tod „hat auf beiden Seiten den Zwang aufgehoben. Sie ha„ben keine Ursachen mehr, blöde zu seyn, und ich stehe un„ter keiner Gewalt mehr, welche mich abhalten könnte, Ih-

„nen zu sagen, wie hoch ich Sie schätze Es wird auf Ih„rem Ausspruche beruhen, wie weit ich in meiner Hochach„tung gegen Sie gehn darf. Ich wenigstens wünsche mir „nichts mehr, als die beständige Freundschaft eines Man„nes, welcher wegen seiner Tugend und Ver dienste der ein„zige ist, der einzige unter allen, den ich lieben kann, und „dessen Gegenliebe mir dennoch unschätzbar seyn würde, „wenn mich auch der Befehl meines Vaters nicht verbände, „Sie darum zu ersuchen. Ich werde aus Ihrer baldigen „Antwort sehn, ob ich in meinem Zutrauen auf Ihre redli„che Freundschaft zu voreilig, und meinem seligen Vater „gar zu gehorsam gewesen bin. Ich habe die Ehre mit „aller Hochachtung zu seyn,

Mein Herr,

am 6 August 1747.

Ihre Dienerinn,

F.

Das war also meines Vaters Johann, der dickköpfige dumme Junge, wie ich ihn sonst beständig nennte, der war es, den ich itzt unter der Versichrung meiner Hochachtung bitten, und bey der Asche meines Vaters beschwören mußte, er möchte doch das Werk der Barmherzigkeit, und der christlichen Liebe an mir armen verlassenen Wayse ausüben, und mich, so bald als möglich, zu seiner gehorsamstergebensten Frau machen, und eine Hand annehmen, von der er in vorigen Jahren so viel Nasenstüber, und Ohrfeigen bekommen hatte. So elend meine Umstände waren, so viel Stolz hatte ich doch noch übrig zu glauben, daß mein angebeteter Johan dumm genug seyn würde, mit beiden Händen zu zugreifen, und das Glück, so ich ihm an den Hals warf, fest zu halten. Aber wie ändert sich doch alles mit der Zeit! Der dumme Johann war klüger als ich wünschte.

wünschte. Lesen Sie seinen Brief, und urtheilen Sie von meiner Beschämung. Hier ist er von Wort zu Wort.

Mademoiselle,

„Es hätte mir keine Erinnerung empfindlicher seyn können, „als diejenige ist, auf welche Sie mich in Ihrem Brie„fe zurück führen. Der Tod Ihres seligen Herrn Vaters, „eines Mannes, den ich noch im Grabe als meinen Gön„ner und Versorger verehre, dieser Tod hat mich so viele „Thränen gekostet, und meine Wehmuth wird verdoppelt, „da Sie, Mademoiselle, mir sein Wohlwollen gegen mich „auf eine so lebhafte Art abschildern. Wie elend würde ich „itzt seyn, wenn er mich nicht aus dem Staube gerissen, „mir so viele Jahre meinen Unterhalt gegeben, und mich „zu demjenigen Amte geschickt gemacht hätte, das ich itzt „verwalte! Ich wäre der undankbarste, und nichtswürdig„ste Mensch von der Welt, wenn ich diese Wohlthat iemals „vergessen wollte. Meine Hochachtung gegen Sie, die „bis in den Tod dauern wird, ist das einzige, was ich als „eine Art einer geringen Wiedervergeltung anbieten kann. „Meine Armuth, und mein geringer Stand hindern mich, „mehr zu thun. Die Freundschaft, deren Sie mich ver„sichern, ist das wichtigste auf der Welt, das ich mir wün„schen kann. Hätte ich mir wohl iemals einbilden können, „daß Ihr seliger Herr Vater so viel unverdiente Liebe ge„gen mich hegen würde, daß er noch auf dem Todbette Ih„rer Freundschaft mich empfehlen sollte? Und Sie, Made„moiselle, sind so geneigt, mich dieser Freundschaft zu wür„digen? Eine Ehre, deren ich mich am wenigsten versehen „hätte. Sie haben, so lange ich in Ihres Herrn Vaters „Hause gewesen bin, mir nicht die geringste Gelegenheit ge„geben, auf einen so stolzen Gedanken zu fallen, und ich „bin immer ganz trostlos gewesen, wenn ich aus Ihrem „Bezeigen gegen mich zu sehn glaubte, daß Sie mich des

„Wohlwollens, das Ihr Herr Vater gegen mich äusserte, „ganz für unwürdig hielten. Ich glaubte in diesen letzten „zwey Jahren nach seinem Tode von Ihnen ganz vergessen „zu seyn. Wie edel und großmüthig ist Ihr Herz, wel„ches so viel Antheil an meinem kleinen Glücke nimmt, und „mir erst itzt den letzten Willen des seligen Herrn Vaters „auf eine so verbindliche Art eröffnet!

„Sie bieten mir Ihre Freundschaft an. Ich würde „deren unwürdig seyn, wenn ich solche für etwas anders, „als eine Versichrung ihres schätzbaren Wohlwollens annehmen wollte. Ich habe Sie iederzeit als die Tochter mei„nes Gönners verehrt, und es würde mir leid seyn, wenn „Ihr Vorwurf gegründet wäre, und ich die letztern Jahre „über wirklich Gelegenheit gegeben hätte, Ihnen meine „Hochachtung verdächtig zu machen. Gönnen Sie mir, „Mademoiselle, ferner Ihren Schutz und Wohlwollen. „Es wird dieses der größte Ruhm für mich seyn, da Sie „bey Ihren Jahren, und bey Ihrem reifen Verstande die „Welt so wohl haben kennen lernen. Ich wage es, noch „eine kleine Bitte zu thun. Es findet sich eine Gelegenheit, „mich mit der Tochter eines benachbarten Verwalters zu „verbinden. Es ist dieses tugendhafte Mädchen das einzi„ge unter allen, das ich lieben kann. Ich bin aber ihren „Aeltern und in der hiesigen Gegend so unbekannt, daß sie „noch angestanden haben, einen fremden Menschen glück„lich zu machen. Ich habe mir die Freyheit genommen, „mich auf Ihr Zeugniß, Mademoiselle, zu berufen. Der „Vater wird auf künftige Messe Gelegenheit suchen, Ihnen „aufzuwarten. Sagen Sie ihm, daß Sie mich Ihres „Wohlwollens würdig halten. Das ist der größte Lobspruch „für mich, und mehr brauche ich nicht, glücklich zu wer„den. Wie leicht muß es Ihnen ankommen, mein Glück „zu befestigen, da Sie Selbst so edel denken, und so ge„neigt sind, dem Befehle eines sterbenden Vaters nachzu„kommen! Ich werde dafür mit aller Demuth und Ehr„furcht,

„furcht, die ich Ihnen und der Asche Ihres Herrn Vaters „schuldig bin, unverändert sey.

Mademoiselle,

Ihr

gehorsamster Knecht.

* * * *

Wie meynen Sie, mein Herr, war das nicht ein niederlicher Korb? Sollten Sie dieses wohl für die Schreibart eines dummköpfigen Johanns halten? Wäre er nur in seiner Antwort grob und unbedachtsam gewesen: so hätte ich doch zum wenigstens das Vergnügen gehabt, ihn einen Esel zu heissen. Aber was sollte ich izt thun, da er auf allen vieren gekrochen kam, und mir mit Demuth, Ehrfurcht und Hochachtung sagte, daß ich eine Närrinn wäre? Ich nahm mir vor, meinen Verdruß zu verbergen, und seinem Schwiegervater, wenn er das Zeugniß abholen würde, die größten Lobeserhebungen von ihm vorzusagen. Aber es kam niemand, der mein Gutachten wissen wollte, und ich muß glauben, daß auch dieses nur eine boshafte Erfindung war, mich abzufertigen. Ich unglückliches Mädchen! Was sollte ich nun thun? Meine Freunde wurden immer treuherziger. Je länger ich ihr Brod aß, ie deutlicher sagten sie mir, daß sie wünschten, ich möchte nun bald vor eine andre Thüre gehen. Aber vor welche? Das wußten sie nicht, und ich noch weniger.

Ich hatte Gelegenheit gehabt, die Schwester meines ersten Liebhabers, des Herrn Hofraths K***, kennen zu lernen. Die Bekanntschaft half mir weiter nichts, als daß ich erfuhr, seine zweyte Frau sey ihm vor einem halben Jahre auch wieder gestorben. Es gehörte eine Unverschämtheit dazu, diese Nachricht sich zu Nutze zu machen; aber für ein Frauenzimmer, das demüthig genug gewesen, dem Schreiber ihres Vaters ihr Herz anzubieten, und welches

nicht vor Scham geſtorben war, da ſie eine abſchlägige Antwort von ihm erhalten hatte; für ein ſolches Frauenzimmer war die Entſchlieſſung nicht zu ſchwer, einen verſchmähten Liebhaber um Gegenliebe anzuflehn. Ich ſchrieb an den Hofrath:

Mein Herr,

„Ihre Frau Schweſter, welche mir die Ehre Ihrer „Freundſchaft gönnt, hätte mir keine betrübtere Nach„richt ſagen können, als die von dem Tode ihrer ſeligen „Frau. Es iſt nun zu ſpät, Ihnen mein aufrichtiges Bey„leid zu verſichern. Es würde eine Grauſamkeit von mir „ſeyn, Ihre Betrübniß über einen Verluſt zu erneuern, „der einem Manne, welcher ſo edel denkt, und ſo vernünf„tig liebt, als Sie, mein Herr, nicht anders, als höchſt „empfindlich fallen muß. Sie haben völlig den Charakter „eines ehrlichen Mannes. Die Welt und ich haben hier„von unzählige Proben; mir aber wird beſonders diejenige „unvergeſſlich ſeyn, da Sie Selbſt vor einigen Jahren „ſchriftliche Gelegenheit gegeben haben, mich davon zu über„zeugen. Wie glücklich wäre ich, wenn es damals bey mir „geſtanden hätte, mir ſolche zu Nutze zu machen! Ich lie„be meinen verſtorbnen Vater noch itzt im Grabe zu ſehr, „als daß ich mich überwinden kann, Ihnen die Urſachen zu „ſagen, die mich daran hinderten. Ich will es eine Ueber„eilung, eine perſönliche Verbitterung, oder ſonſt eine Här„te nennen, die ihn bewog, mich zu zwingen, Ihnen wi„der die Empfindung meines Herzens zu antworten. Mein „Unglück würde doppelt ſeyn, wenn Sie bisher in den Ge„danken geſtanden, als wäre ich ohne den ſtrengen Befehl „meines Vaters vermögend geweſen, einen ſo thörichten Ent„ſchluß zu faſſen. Laſſen Sie mir Gerechtigkeit widerfah„ren, glauben Sie, daß ich von Ihren Verdienſten, und „von meinem Glücke beſſer geurtheilt habe. Itzt bin ich „frey. Ich habe keinen Vater mehr, der mich hindern „kann, glücklich zu werden. Zweifeln Sie noch an der

„Hoch-

„Hochachtung, die ich gegen Sie gehabt, an den Thrä-
„nen, die es mich gekoſtet, durch den Zwang undankbar
„zu ſeyn, an dem Verlangen, Ihre Freundſchaft und Ach-
„tung zu verdienen; zweifeln Sie noch an einen von die-
„ſen allen: ſo will ich wider die Geſetze meines Geſchlechts,
„einen Schritt thun, der Sie überzeugen ſoll, wie unbil-
„lig Sie zweifeln. Ich will Ihnen ſagen, daß ich Sie
„liebe, daß ich Sie itzt noch eben ſo ſehr liebe, als da-
„mals; daß ich mir kein Glück mit einer ſo zärtlichen Un-
„ruhe wünſche, als dieſes, die Ihrige zu ſeyn. Redete
„ich mit einem Manne, der weniger vernünftig und einſe-
„hend wäre, als Sie, mein Herr, ſind: ſo würde ich mich
„ſchämen, meine Neigung und Liebe ſo offenherzig zu be-
„kennen, und beide Ihnen anzubieten. Sie ſind zu ge-
„recht, als daß Sie dieſes zu meinem Nachtheile auslegen
„ſollten. Gönnen Sie mir die Ehre, mir ſchriftlich zu
„ſagen; ob meine Hoffnung und mein Zutrauen zu Ihnen
„ungegründet geweſen iſt. Mein Herz ſagt mir, daß es
„nicht ſeyn werde; und mein Herz hat mich noch niemals
„betrogen. Ich bin mit aller erſinnlichen Hochachtung,

Mein Herr,

* * * *

am 18 des Heumonats
1748.

Ihre Dienerinn.

Aber dasmal log mein Herz doch, und noch mehr, als ich gelogen hatte. Der Herr Hofrath war zu meinem Unglücke vernünftig. Ich bekam mit dem nächſten Poſttage folgende Antwort.

Mademoiſelle,

„Sie verbinden mich Ihnen durch das aufrichtige Bey-
„leid über den Tod meiner ſeligen Frau. Ich habe
„viel verlohren, und ich glaube, daß ich dieſen Verluſt nie-

„mals wieder ersetzen kann. Es ist sonst mein Fehler ge-
„wesen, andern mit Erzählungen von den Vorzügen und
„Verdiensten meiner verstorbnen Frauen beschwerlich zu fal-
„len; ich habe mich aber seit zwölf Jahren von dieser Schwach-
„heit so sehr erholt, daß ich Ihnen, Mademoiselle, weiter
„nicht ein Wort davon sagen will. Die Versichrung von
„Ihrer Freundschaft und Ihrem Wohlwollen würde mir zu
„einer andern Zeit noch unschätzbarer gewesen seyn, als Sie
„mir itzt ist, da ich über den Tod meiner rechtschaffnen Frau
„in meinem Gemüthe noch nicht so ruhig bin, daß ich im
„Stande wäre, ein Vergnügen ganz zu schmecken. Der
„Unwille Ihres seligen Herrn Vaters ist mir in der That
„eine unerwartete Nachricht; er hat diesen, so lange er ge-
„lebt, wenigstens sehr sorgfältig zu verbergen gewußt, und
„ich habe Proben seiner Freundschaft, die mir niemals Ge-
„legenheit gegeben haben, daran zu zweifeln. Dem sey,
„wie ihm wolle, so thun Sie doch alles, was man von ei-
„ner vernünftigen und wohlgezognen Tochter verlangen kann.
„Bey seinem Leben sind Sie, wider die Empfindungen Ih-
„res Herzens, gehorsam gewesen, und auch nach seinem To-
„de reden Sie von der unbilligen Härte eines Vaters mit
„einer Mäßigung, die Ihnen zur Ehre gereichen muß. Ich
„habe von den Pflichten der Kinder gegen die Aeltern so
„strenge Begriffe, daß ich glaube, Kinder sind schuldig,
„auch nach deren Tode, ihre Befehle, so wunderſam sie auch
„scheinen mögen, aufs genaueste zu befolgen. Hat Ihr
„Herr Vater geglaubt, es werde Ihr Glück nicht seyn, wenn
„Sie die Meinige würden: so muß er, als ein vernünfti-
„ger Mann, so wichtige Ursachen gehabt haben, daß ich
„mich auch itzt nicht entschliessen kann, Sie zu einem Un-
„gehorsame zu verleiten. Die Verheirathung meiner beiden
„Töchter, die vor zwölf Jahren noch unerzogne Kinder wa-
„ren, würden mich in den Stand setzen, Ihnen, Made-
„moiselle, meine Hand anzubieten, ohne den Vorwurf zu
„besorgen, daß ich es in der Absicht thäte, eine Kinderfrau
„für sie zu suchen. Ich fühle aber meine Jahre, die mich

„oft

„oft so mürrisch machen, daß ich niemanden anmuthen kann, „mit mir so viel Geduld zu haben, als meine Kinder ge„gen mich bezeigen, die bey mir im Hause sind, und mich „aufrichtig lieben. Hier erwarte ich meinen Tod gelassen, „und was ich noch wünsche, ist dieses, daß es Ihnen wohl „gehen möge. Ich bin mit besondrer Hochachtung,

Mademoiselle,

Ihr ergebenster Diener.

Sehn Sie, mein Herr, das war also wieder nichts. Ich glaube der Hofrath mußte meinen unbesonnenen Brief, den ich vor zwölf Jahren an ihn geschrieben, noch aufgehoben haben. Wenigstens hatte er ihn Punkt für Punkt beantwortet, und ich gestehe es, daß ich noch mehr Vorwürfe verdiente. Was half es mir also, daß ich meinen Vater unschuldiger Weise mit ins Spiel mischte? Wieder eine Thorheit mehr!

Nunmehr war ich ganz von meinen Freunden verlassen. Sie hätten mich von sich gestossen. Ich kann es wohl so nennen, denn sie waren endlich, da ich gutwillig nicht weichen wollte, hart gegen mich gewesen. Ich zog in ein kleines Städtchen, wo ich von dem Ueberreste meines geringen Vermögens so kümmerlich leben mußte, als man es nur denken kann. Zu meinem Unglücke traf ich den Doctor in diesem Städtchen an, welcher mich ehedem auch geliebt hatte. Er befand sich in so reichlichen Umständen, daß ich wünschte, es möchte ihm wieder einfallen, daß ich ehedem schön ausgesehen hätte. Er flohe meine Gesellschaft auf alle Art, gleichwohl war er, wie ich erfuhr, immer noch so bescheiden, daß er nichts Böses von mir redete. Ich hielt dieses für ein gutes Anzeigen, und bildete mir ein, er glaube vielleicht, ich sey noch eben so wild, als sonst. Hätte er es nur versucht! Er that es nicht. Es war mir auch nicht möglich ihn zu sprechen, denn er vermied alle Gesellschaften, wo er glaubte, daß er mich finden würde. Endlich kam ich auf

den Einfall mich krank zu stellen. Ich ließ ihn unter diesem Vorwande bitten, mich zu besuchen; allein er entschuldigte sich, ich weiß nicht mehr, womit, und schickte mir seinen Collegen. Aus Verdruß ward ich nun im Ernste krank, und weil ich ihn gar nicht zu mir bringen konnte, so schrieb ich an ihn:

Mein Herr,

„Es ist etwas hartes, daß Sie eine Kranke verlassen, „die Ihr Vertrauen auf Sie ganz allein gesetzt hat. „Wäre ich Ihnen auch ganz unbekannt, so würde Sie „doch Ihr Amt verbinden, gefälliger gegen mich zu seyn. „Ich habe einmal die Erhaltung meines Vaters Ihrer Geschicklichkeit und Sorgfalt zu danken gehabt. Bin ich „Ihnen seitdem so gleichgültig geworden, daß Sie Sich „die Mühe nicht geben wollen, von mir, wegen meiner „eignen Person, eine gleiche Verbindlichkeit zu verdienen? „Sie waren in vorigen Zeiten aufmerksam auf mich, und „wenn Sie mir nicht zu viel geschmeichelt haben: so hatte „ich das Glück, Ihnen zu gefallen. Ich verwahre Ihre „schriftliche Versicherung davon noch sehr sorgfältig; und, „so oft ich sie durchlese, empfinde ich einen gewissen Stolz „in mir, welcher sich durch das billige Urtheil der Welt „rechtfertiget, die von Ihrem Verstande und Ihrer Einsicht überzeugt ist. Eine Person, die Sie für Ihre „Freundinn, und ich für vernünftig hielt, die aber uns „beide betrogen hat, war Ursache, daß ich mich verleiten „ließ, Ihr freundschaftliches Suchen zu misbrauchen, und „Ihnen eine Antwort zu schreiben, deren ich mich noch „mehr schämen würde, wenn ich nicht wüßte, daß sie in „den Händen eines vernünftigen Mannes wäre. Ich verlange meinen Fehler nicht zu entschuldigen, den ich sonst „der Bosheit unsrer gefährlichen Freundinn ganz zur Last „legen könnte. Ich will es gestehn, ich habe mich übereilt, und ich kann es Ihnen gar nicht verdenken, wenn „Sie seit der Zeit geglaubt haben, ich sey Ihrer Freund-

„schaft

„schaft und Liebe unwürdig. Verlangen Sie noch mehr „Reue über ein Vergehen, daß ich alle Stunden bereue, „wenn ich daran gedenke? Kommen Sie zu mir, Sie sol„len die Versicherung aus meinem eignen Munde hören. Ich „will Ihnen sagen, wie hoch ich Sie halte; ja, wenn es mei„ne Krankheit erlaubt, so will ich Ihnen aufs verbindlich„ste sagen, daß ich Sie liebe. Ich biete Ihnen meine „Hand an, zum Zeichen meiner aufrichtigen Versöhnung. „Besuchen Sie mich. Wollen Sie mich nicht als Ihre „Freundinn besuchen, so besuchen Sie mich als eine Kran„ke, der Sie Ihren Zuspruch nicht abschlagen können, oh„ne doppelt ungerecht zu seyn. Ich erwarte Sie diesen „Nachmittag. Ich bin sehr krank. Leben Sie wohl. „

Die Hoffnung, meinen zärtlichen und geliebten Arzt zu sprechen, machte, daß ich meine Krankheit weniger fühlte, als sonst, und daß ich mit einer verliebten Ungeduld auf die Stunde wartete, in der ich mich mit ihm auszusöhnen hoffte. Wie sehr betrog ich mich! Er kam nicht, und schickte mir an seiner statt diese grobe und beleidigende Antwort:

Hochzuehrende Jungfer Lieutenantinn,

„Daß Sie eine Närrinn sind, das habe ich lange gewußt; „aber das hätte ich mir niemals träumen lassen, daß „Sie auch eine so dreiste und unverschämte Närrinn wären, „als ich es nun erfahren muß. Wie können Sie es wa„gen, mich an Ihre Grobheit zu erinnern, die ich zu ver„gessen, mir, aus Hochachtung gegen Ihren seligen Herrn „Vater, alle Mühe bisher gegeben habe. Damit ja kein „Laster übrig bleibt, dessen Sie Sich nicht schuldig machen: „so erdenken Sie auch eine rechte derbe, und ungeschickte „Lügen. Wer war denn die gefährliche Freundinn, die „Sie und mich betrog? Ihr herzallerliebster Lieutenant „war es, Ihres Vaters Johann müßte blind, oder mehr „verschwiegen gewesen seyn, wenn ich nicht hätte erfahren

„sollen,

„sollen, daß Sie den unbescheidnen Brief in seinen Ar„men an mich geschrieben. Nein, Mademoiselle, was „für den Lieutenant zu schlecht ist, das ist auch für mich „nicht gut genug. Ihr herrliches Recept wider die Liebe „hat seine unvergleichliche Wirkung gethan. Es ist seit „der Zeit, als ich es so frisch hinunter geschluckt, mir nicht „einen Augenblick eingefallen, Sie hoch zu achten, ge„schweige zu lieben. Was bin ich doch mit allen meinen „Arzeneyen für ein Pfuscher gegen Sie! Ich verwahre „Ihren Brief noch sehr sorgfältig, als ein sicheres Gegen„gift wider alle Liebe, dafern mir es ja wider Vermuthen „einmal einfallen sollte, mich zu erinnern, daß sie vor eilf „Jahren, eine schreckliche lange Zeit schön und reizend ge„wesen sind. Sie können leben oder sterben, wie es Ih„nen gefällt. Aber bleiben Sie immer leben. Ich gebe „Ihnen mein Wort, daß ich Sie niemals sprechen werde. „Ich rieche immer noch nach Rhabarbar und Essenzen. „Erinnern Sie Sich wohl, wie sehr Ihnen sonst davor „ekelte? Der Himmel erwecke Ihnen doch bald wieder ei„nen Officier, der sich überwinden kann, den traurigen „Rest Ihrer Schönheit zu bewundern. Ein guter dauer„hafter Lieutenant wird das beste Recept wider Ihre Krank„heit seyn. Kömmt dieser nicht, so rathe ich Ihnen, neh„men Sie den ersten den besten Musketier. Es hilft ge„wiß, oder ich muß mein Handwerk gar nicht verstehn. „Nicht wahr, das ist die beste Kur? Leben Sie wohl, und „helfen Sie Sich so gut, als Sie können. Alles was ich „thun kann, ist dieses, daß ich sage, ich sey,

Mademoiselle,

vom Hause,
am 8 Januarius
1749.

Ihr Diener.

Gewiß, mein Herr, das war zu arg! Es stund ihm frey, mich nicht zu lieben; aber dazu hatte er kein Recht, mich

mich auf eine so plumpe Art zu beleidigen, und mir Vorwürfe zu machen, die man der geringsten Weibsperson zu sagen sich schämen muß. Allein, was wollte ich anfangen? Es war noch eine sehr grosse Barmherzigkeit von ihm, daß er meine Schande nicht in der Stadt ausbreitete, sondern mir seine Grobheiten nur ins Ohr sagte. Dieser unerwartete Zufall war mir so schrecklich, daß meine Krankheit anfieng, gefährlich zu werden, und ich war genöthiget, einige Monate das Bette zu hüten. Weil man aber wenig Exempel hat, daß Leute vor Schaam und Liebe gestorben sind, so erhielt ich mich auch, und ward nach und nach wieder gesund. Ich fieng an einsam zu leben, ich vermied alle Gesellschaft, und es ward mir leichte, dieses zu thun, weil Niemand kam, der mir solches auszureden Lust hatte.

Mitten in dieser Klosterzucht, da mich mein Unglück zwang, der Welt und der Liebe großmüthig zu entsagen, erfuhr ich, daß der Professor in Halle, der bey meinem Vater um mich geworben hatte, noch unverheirathet sey. Es geht den alten Spröden, wie den Goldmachern. Je länger sie betrogen werden, ie gröſſer wird ihre Hoffnung, daß sie doch endlich zu ihrem Zweck gelangen werden. Ich stellte mir es, als etwas sehr mögliches vor, daß der Professor aus Verzweiflung, mich nicht bekommen zu haben, gar nicht geheirathet hätte, daß er vielleicht noch itzt über meine Härte untröstbar sey, und daß er gewiß vor Freuden taumeln werde, wenn er erfahren sollte, daß ich mich mitleidig entschlossen hätte, ihn aus seinem traurigen Junggesellenstande zu reissen. Aber was sollte ich meiner ehemaligen Thorheit für einen Anstrich geben, um mir einen Theil der Schaam zu ersparen, die von meinem itzigen Unternehmen auf mich zurück fallen mußte? Die Erfindung war nicht mehr neu, die Härte meines Vaters ins Spiel zu mischen. Ich hatte gefunden, daß es gefährlich sey, die Schuld auf eine boshafte Freundinn zu schieben. Ich entschloß mich zu einem Mittel, welches gewiß noch unverschämter, als die ersten beiden Einfälle, war. Lesen Sie nur diesen Brief.

Mein

Mein Herr,

„Haben Sie etwan Ursachen gehabt, auf meinen Vater „unwillig zu seyn: so lassen Sie diesen Unwillen wenigstens mich nicht empfinden. Er ist vor einiger Zeit gestorben, und er starb beynahe untröstbar, daer kein Mittel hatte, Ihnen einen Irrthum zu benehmen, der seiner „Freundschaft so empfindlich war. Ich will mir Mühe geben, diesen rechtschaffnen Vater wenigstens im Grabe noch bey „Ihnen zu rechtfertigen. Es wird Ihnen nahe gehen, wenn „Sie erfahren, wie unrecht sie gethan haben, einen Mann zu „hassen, der Sie als seinen vertrautesten Freund liebte.

„Erinnern Sie Sich wohl, mein Herr, eines Briefs, „da Sie mir die Ehre anthaten, bey meinem Vater um „mich anzusuchen? So sauer meinem Vater der Entschluß „ward, mich von sich zu lassen: so wenig war er doch Willens, mich an einem Glücke zu hindern, das er für das „größte hielt, welches ich mir in dieser Art wünschen könnte. Er stellte mir Ihr Ansuchen vor. Er gab mir zu erkennen, wie vortheilhaft es für mich sey, von einem so „frommen, christlichen, und rechtschaffnen Manne, von „seinem Freunde, geliebt zu werden. Er las mir mit „Thränen die Stellen aus Ihrem Briefe vor, wo Sie seiner seligen Frau auf eine so edle Art gedenken. Er bat „mich, Ihnen meine Hand zu geben. Er befahl mir es „endlich ernsthaft, und mit ziemlicher Heftigkeit, da ich wegen meiner natürlichen Blödigkeit, und wegen der Unentschlüßigkeit, die uns Mädchen eigen ist, ihm so geschwind „nicht antworten wollte, als er es verlangte. Endlich sagte ich ihm, daß ich nun keinen Zweifel mehr fände, weiter mich hinderte, Sie, mein Herr, meiner Hochachtung und Gegenliebe zu versichern. Er umarmte mich „thränend, der redliche Vater! Ich mußte mich so fort zu „ihm setzen, und Ihnen, mein Herr, diese Versichrung „schriftlich thun. Ich that sie, und ich muß Sie, mein „Herr, noch itzt um Verzeihung bitten, wenn diese Erklärung

„nicht

„nicht in der feinen und geputzten Art abgefaßt war, die „mir, als einem stillen, und in der Welt ganz unbekann„ten Mädchen, allerdings fremde seyn mußte. Ich ließ „mein Herz reden. Mein Herz empfand Hochachtung und „Liebe gegen Sie. Ich sagte dieses in meinem Briefe. „Vielleicht sagte ich es gar zu treuherzig und deutlich. „Vielleicht habe ich mir dadurch Ihre Verachtung zugezo„gen. Ich bin unglücklich, wenn dieses ist; aber nur mein „redliches, mein offnes Herz macht mich unglücklich. Mein „Vater schloß diesen Brief in den seinigen ein. Ich erin„nere mich dessen noch wohl. Er war voll von Versichrun„gen der Freundschaft. Er schwur Ihnen eine ewige Zärt„lichkeit. Wie sorgsam und liebreich empfahl er mich Ih„rem Wohlwollen! So freundschaftliche, so liebreiche Brie„fe, mein Herr, hätten ja wohl eine Antwort verdient. „Und doch erhielten wir keine, obschon mein Vater noch „einmal darum bat, der es öfter nicht thun konnte, weil er „fühlte, daß er beschämt war, und ein grosser Theil des „Schimpfs auf mich fallen mußte. Wie konnten Sie, „mein Herr, einen so redlichen Freund sterben lassen, ohne „ihm zu sagen, womit er Sie beleidiget hatte? Er starb „endlich, und hatte das Glück nicht, als ihr Freund zu „sterben. Wie unruhig hat ihn dieses noch in seinen letzten „Tagen gemacht!

„Ich kann mich unmöglich überwinden, länger zu „schweigen. Gewiß, mein Herr, ich wäre eines so recht„schaffnen Vaters ganz unwürdig, wenn ich mir nicht Mü„he geben wollte, ihn noch im Sarge bey einem Freunde „zu rechtfertigen, den er für seinen besten, für seinen ein„zigen Freund hielt. Nur dieses bitte ich von Ihnen, „mein Herr, sagen Sie mir, sagen Sie mir es aufrichtig, „womit hat Sie mein Vater beleidiget? Was waren die „Ursachen einer so unerwarteten Kaltsinnigkeit? Womit ver„diente ich eine solche Verachtung, die mich vor den Au„gen der ganzen Stadt lächerlich machte? Ich will meinen „Vater nicht entschuldigen, wenn er nicht zu entschuldigen

„ist; aber vielleicht war es nur ein Misverständniß. Vielleicht war es ein Streich von misgünstigen Freunden, die „Ihre Leichtgläubigkeit misbrauchten. Vielleicht haben Sie „Unrecht, mein Herr! Treiben Sie Ihre Empfindlichkeit „und Rache nicht zu weit. Würdigen Sie mich einer Antwort. Ich habe noch eben die Hochachtung gegen Sie, „wie vormals, und, darf ich es wohl sagen, noch eben die „Liebe, welche Sie so schlecht belohnten. Ja, mein Herr, „Ihnen zu zeigen, wie rechtschaffen Sie mein Vater geliebt, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze, wie unschuldig meine Zärtlichkeit von Ihnen beleidiget worden; Ihnen dieses alles zu zeigen, biete ich Ihnen itzt von neuen „selbst die Hand an, die Sie durch meinen Vater verlangten. Wollen Sie mich noch einmal beschämen? Die „Freundschaft meines Vaters, meine eigne Liebe zu Ihnen, „nen, beide verdieren eine Antwort. Ich erwarte sie mit „der ersten Post, und bin,

Mein Herr,

* * * *

am 10 des Christmonats
1749.

Ihre Dienerinn.

Wie gefalle ich Ihnen, mein Herr? Steigt nicht meine Unverschämtheit mit iedem Briefe. Nun nahm ich mir vor, den Brief gar zu läugnen, den ich ehedem, wider meines Vaters Wissen, an den Professor geschrieben hatte. Er war fromm, und fast ein wenig gar zu fromm. Dieser Schwäche wollte ich mich bedienen. Konnte es nicht möglich seyn, daß mein Brief untergeschoben, und meine Hand von bösen Leuten nachgemalet war? Ich wollte den Professor zweifelhaft machen. Hätte ich ihn einmal so weit gehabt, daß er angefangen zu glauben, es habe sich die Bosheit neidischer Leute mit ins Spiel gemischt: so hoffte ich gewonnen zu haben, und ihn so weit zu bringen, daß

er

er an mich schreiben, oder gar zu mir kommen sollte. Alsdann hätte es mich ein paar kleine Thränen gekostet, die zu ihrer Zeit beredter sind, als alle goldne Sprüche der griechischen und römischen Weisen. Das war mein Plan. Im Geiste war ich schon Frau Professorinn. Ich ward es nicht. Mit dem nächsten Posttage kam ein Brief; aber was für einer? Lesen Sie einmal. Wie widrig ist mein Schicksal!

Mademoiselle,

„Mein Mann, welcher unbaß ist, hat mir aufgetragen, „Ihnen den richtigen Empfang Ihres Briefs vom „zehnten dieses zu melden. Er läßt Ihnen durch mich aufs „heiligste zuschwören, daß er noch itzt niemals ohne die „größte Hochachtung an Ihren seligen Herrn Vater gedenken könne. Aber da ist ihm alles unbegreiflich, was Sie „von einem Misverständnisse, von verlohren gegangnen „Briefen, von der Unruhe des Herrn Vaters auf seinem „Todbette, und ich weiß nicht, von was für gefährlichen „Cabalen mehr, schreiben. Er hat das Vergnügen gehabt, Ihren Herrn Vater noch ein Jahr vor seinem Ende auf der Messe zu sprechen, und ihn in seiner Freundschaft unverändert zu finden. Dieser Umstand muß Ihnen, Mademoiselle, vermuthlich bey der Anlage Ihres „Briefs unbekannt gewesen seyn. Mein Mann verlangt „nicht, dieses weiter zu untersuchen, und er hat mir befohlen, davon abzubrechen, weil er glaubt, eine nähere Entdeckung werde Ihnen eben nicht vortheilhaft seyn. So „viel läßt er sie versichern, daß er noch immer bereit sey, „Ihnen nach Ihrem Tode die Abdankung zu halten. Ich „weiß nicht, was er damit meynen muß! aber vielleicht ist „es Ihnen verständlich. Er vermuthet, daß es nicht nöthig sey, Ihnen den Schluß Ihres Briefs zu beantworten, da ich, als seine Frau, noch so gesund und munter bin, daß ich die Ehre habe, in seinem Namen an Sie zu schreiben. Mir, für meine Person, ist es ungemein vortheil-

„haft, daß ich einen Mann habe, der von so einem arti„gen und erfahrnen Frauenzimmer aufgesucht wird. Ich „liebe ihn nun doppelt, ob ich gleich eifersüchtig genug bin, „um zu wünschen, daß dergleichen verliebte Anfälle nicht zu „oft auf ihn gethan werden mögen. Ich möchte ihn ver„lieren, oder doch nicht allemal die Erlaubniß von ihm be„kommen, auf die Liebesbriefe zu antworten, die so herz„brechend sind, wie der Ihrige. Für diesesmal bin ich „mit aller Hochachtung,

Mademoiselle,

Ihre Dienerinn,

„N. S. Mein Mann bittet sich ein paar Zeilen über den „richtigen Empfang dieses Briefs aus, weil er in „grossen Sorgen stehe, die Post möchte noch eben so „unrichtig gehn, wie im Brachmonate des tausend „siebenhundert und vierzigsten Jahres. „

Also war der Professor verheirathet! Konnte er mich wohl tiefer demüthigen, als daß er mir durch seine Frau antworten ließ? Keine Vorwürfe sind uns Frauenzimmern bittrer, als die uns von Frauenzimmern gemacht werden. Ich empfand diese Wahrheit itzt doppelt, und doch mußte ich alles verschmerzen, so sehr ich auch in der vorigen Hoffnung betrogen, und vom neuen beschämt war.

Alle diese unglücklichen Versuche schreckten mich doch nicht ab, mein Glück mit gewaffneter Faust zu verfolgen. Was ich von meinem Vater geerbt hatte, das bestund in einigen kostbaren Processen, und einer ziemlichen Summe ausstehender Sporteln, die ich mit der größten Strenge einzutreiben suchte, um zu zeigen, daß ich meines Vaters Tochter sey. Es konnte dieses ohne Widerspruch nicht geschehn, und fast in allen Sachen diente der Advocat wider mich, der mich seiner Liebe ehedem in dem zärtlichsten Canzleystil so eilfertig versichert hatte. Gemeiniglich ist es bey andern Advocaten der Eigennutz, welcher sie erhitzt, für die

die Sache zu kämpfen, zu welcher sie gedungen sind; bey diesem aber kam noch ein Bewegungsgrund dazu, die Rache. Er verfuhr unbarmherzig mit mir. Ich sann auf ein Mittel, ihn zahm zu machen, und, damit er recht zahm werden sollte: so setzte ich mir vor, seine Frau zu werden. Ich fiel ihn mit den Waffen des Eigennutzes, und der Liebe an, und hielt meinen Sieg für gewiß. Ich schrieb ihm:

Mein Herr,

„Ich übersende Ihnen mit diesem Boten die Unkosten, deren Bezahlung mir in dem letzten Urthel zuerkannt worden ist. Sie können glauben, mein Herr, daß der Verlust einer so ansehnlichen Rechtssache mir nicht so empfindlich ist, als der Eifer, mit welchem Sie Klägern wider mich gedient haben. So gewiß ich auch von der Billigkeit meiner Sache überzeugt war: so wenig konnte ich mir doch vom Anfange an ein gutes Ende versprechen, da ich an Ihnen einen Mann wider mich hatte, dessen Geschicklichkeit, Erfahrenheit in Rechten, und unermüdete Begierde, seinen Clienten redlich zu dienen, mir und aller Welt bekannt war. Ich habe Sie um deßwillen jederzeit hoch geschätzt; und diese Hochachtung hat sich auch itzt vermehrt, ungeachtet ich mit meinem Schaden erfahren habe, wie glücklich derjenige ist, dessen Sache Sie vertheidigen. Wäre ich mehr eigennützig, als billig, so würde ich Ihnen einen Eifer nicht vergeben können, den Sie wider mich, eine bekannte und aufrichtige Freundinn von Ihnen, wider mich, die Tochter eines Mannes, der auch Ihr alter und rechtschaffner Freund war, so hitzig äussern. Erinnern Sie Sich derjenigen Zeit gar nicht mehr, da ich das Glück hatte, von Ihnen geliebt zu werden? Ein Glück, das mir schon damals unendlich kostbar war, so wenig es auch Ihre Umstände litten, Sich mit mir auf diejenige Art zu verbinden, welche unsre Freundschaft hätte dauerhaft machen und Ihre Liebe belohnen können! Mir wenigstens sind die-

„ſe vergnügte Zeiten noch immer unvergeſſen, und ob Sie „mir ſchon die Gelegenheit benommen haben, Sie auf eine „genauere, und vertraute Art zu lieben: ſo iſt doch meine „Hochachtung gegen Sie noch immer ſo ſtark, daß ich glau„be, auch unter ihren Amtseifer gegen mich, den Freund „noch zu erkennen, deſſen Wohlwollen mir ſo ſchätzbar ge„weſen iſt. Ich nehme um deswillen meine Zuflucht zu Ih„nen; Sie können mir eine Hülfe nicht abſchlagen, zu der „Sie Ihr Amt verbindet. Sie werden aus den Beylagen „diejenigen gegründeten und anſehnlichen Anſprüche ſehn, „welche ich in der Verlaſſenſchaft meines Vaters bekommen „habe. Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, und führen Sie „meine Sache aus. Die Caution von dreytauſend fünf„hundert Thalern, die mein Vater ſtellen müſſen, iſt mir „noch nicht zurück gezahlt. Es hat mir nur an einem ſo „erfahrnen und geſchickten Manne gefehlt, als Sie ſind, ſo „würde ich ſie ſchon längſt wieder bekommen haben. Ge„ben Sie Sich die Mühe, mehrere Umſtände bey mir münd„lich zu erfahren: ſo werden Sie ſehn, wie leicht es Ihnen „ſey, mir Recht zu verſchaffen. Ich trage alle Koſten wil„lig, und werde Ihnen funfzig Thaler zu Beſtreitung des „baaren Verlags zuſtellen, ſo bald ich die Ehre habe, Sie „bey mir zu ſehn. Durch Ihre Bemühung hoffe ich, ein „Vermögen zu bekommen, welches gar anſehnlich iſt. Ich „werde dieſes Glück Ihnen allein zu danken haben, und ich „glaube verbunden zu ſeyn, es mit Ihnen zu theilen, wenn „Sie Sich entſchlieſſen könnten, mich zu verſichern, daß „Ihre Liebe und Freundſchaft gegen mich unverändert ſey. „Ein Mann, dem ich mein ganzes Glück in ſeine Hände „übergebe, hat ein billiges Recht, auch auf mein Herz An„ſpruch zu machen. Ich erwarte Ihre Antwort, und bin „mit aller Hochachtung,

Mein Herr,

* * am 13ten May 1750. Ihre Dienerinn,

F * *

Dieſe

Diese erwartete Antwort kam sehr geschwind. Sie lautete also:

Mademoiselle,

„Wegen der übersendeten Unkosten folgt innliegende Quittung. Ihr Communicatum sende angeschlossen zu„rück. Ich habe nicht Willens, mich mit Ihren Sachen „zu vermengen. Ich mag Ihr Geld nicht, und noch we„niger Ihr Herz. Besinnen Sie Sich noch auf den Con„curs? Leben Sie wohl. Ich muß ins Amt. Es ist bey „nahe zwölf Uhr. Ich bin

Ihr Diener

K. L. M.

„N. S. Verschonen Sie mich mit Ihren Briefen, oder „schreiben Sie nicht so weitläuftig. Die Zeit ist edel; „ich habe mehr zu thun. Sie werden dem Boten loh„nen. à Dieu.

Nun war von meinen alten Liebhabern niemand mehr übrig, als der ehrendienstwillige Würzkrämer in R . . . Sollte ich noch einen Angriff wagen, da ich so oft schimpflicher Weise abgewiesen war? Aber war ich nicht schon bey aller Schande abgehärtet? Was konnte ich weiter verlieren, wenn ich mich auch von meiner Höhe bis in den Kramladen meines ehemaligen Freyers herabließ? So weit hatte ich mich schon gefaßt, daß ich den Reifenrock vor der Thüre ausziehen wollte, damit ich Platz darinnen hatte. Was für Ueberwindung kostet es einem Frauenzimmer, ehe sie sich, dieses zu thun, entschließt! Aber wie sollte ich es anfangen? Sollte ich von meines Liebhabers Verstande, von seinen grossen Verdiensten, von meiner Liebe zu ihm, sollte ich von Pflicht und Gewissen reden? Was meynen Sie, mein Herr?

Das sind wohl ordentlicher Weise die Sachen nicht, die einen Kaufmann weichherzig machen. Vom Gelde konnte ich nicht viel sagen: das wäre sonst wohl der bündigste Schluß gewesen. Ich wagte eine ganz neue Art zärtlich zu seyn. Ich setzte ihm den Degen an die Brust, und bat ihn ganz demüthig um sein Herz. Hier haben Sie meinen Fehdebrief.

Mein Herr,

„Gewiß, Sie misbrauchen meine Geduld. Da ich mir „ seit fünf Jahren Mühe gegeben, Sie zu ihrer Schul„digkeit zurück zu bringen, da alle diese Mühe, alle meine „freundschaftlichen Briefe vergebens gewesen: so sehe ich mich „genöthiget, ein Wort im Ernste mit Ihnen zu reden. Er„innern Sie Sich wohl Ihres Briefs vom 7 May 1745, in „welchem Sie mich baten, ich möchte mich entschliessen, die „Ihrige zu werden? So schwer es meinem Vater, und mei„nen Freunden ankam, ihre Einwilligung zu geben: so ge„neigt war doch ich dazu. Ich meldete Ihnen die Zweifel „meiner Verwandten, zugleich gab ich Ihnen deutlich ge„nug zu verstehen, wie angenehm mir ein Antrag sey, der „von einem Manne herkam, an dessen Redlichkeit und bil„ligen Absichten zu zweifeln, ich nicht Ursache hatte. Ich „überwand endlich die Zweifel meines Vaters und meiner „übrigen Freunde. Sie gaben ihre Einwilligung dazu, die „ich Ihnen ohne Verzug meldete, und Ihr Anerbieten aufs „feyerlichste annahm. Hätten Sie diejenigen Pflichten, die „ein ehrlicher Mann für unverbrüchlich hält, nicht genöthi„get, mir zu antworten: so hätten es wenigstens die Pflich„ten des Wohlstands thun sollen. Beide waren bey Ih„nen nicht stark genug, eine Antwort zu erpressen. Ich „schrieb in einigen Wochen darauf noch einmal an Sie. Ich „wiederholte dieses zum drittenmal da sich eine Gelegenheit „für mich fand, die ich, so vortheilhaft sie auch war, doch „ausschlug, um Ihren Wunsch zu erfüllen, und mich mit

Ihnen

„Ihnen zu verbinden. Noch erhielt ich keine Zeile Ant-
„wort. Ich überwand mich noch einmal, den letzten Ent-
„schluß von Ihnen zu erfahren, aber auch dasmal umsonst.
„Ich kann Ihnen durch eine Bescheinigung aus dem Post-
„amte beweisen, daß alle diese Briefe richtig abgegangen
„sind. Wie bin ich im Stande, Ihnen das Misvergnü-
„gen deutlich genug zu beschreiben, das ich empfand, da
„ich erfahren mußte, daß Sie der billige und aufrichtige
„Mann nicht wären, für den ich Sie gehalten hatte! Ich
„wagte noch den letzten Versuch, und schickte am verwich-
„nen Markte eine Freundinn an Sie, welche mündlich das-
„jenige wiederholen sollte, was ich Ihnen so oft schriftlich,
„und vergebens, versichert hatte. Aber auch diese Freun-
„dinn liessen Sie nicht vor Sich, und sie kam unverrichte-
„ter Sache zurück. Wahrhaftig, mein Herr, das hieß
„meine Geduld aufs höchste treiben. Ich verlange von Ih-
„nen, eine anständige Genugthuung. Melden Sie mir,
„wessen ich mich zu Ihnen zu versehn habe. Ist Ihr ge-
„gebnes Wort, meine Freundschaft, meine Liebe zu Ihnen,
„ist Ehre und Gewissen nicht vermögend, Ihnen Ihre Pflicht
„und Schuldigkeit begreiflich zu machen: so muß es der Rich-
„ter thun. Es geschieht sehr ungern, mein Herr, daß ich
„diesen Entschluß fasse; aber meine Ehre verlangt ihn. Ich
„habe Ihre Verbindung in meinen Händen. Die weltli-
„che Obrigkeit soll mir Recht schaffen, da Ihr Herz zu mey-
„neidig ist, es zu thun. Verlangen Sie eine Frau, die
„Sie redlich, die Sie zärtlich liebt, die blos durch Ihre
„aufrichtige Gegenliebe glücklich zu werden verlangt, die ihr
„ganzes Wohl von Ihren Händen erwartet, die Geld und
„Vermögen genug hat, Ihre Aufmerksamkeit zu verdienen,
„verlangen Sie dieselbe: so sollen Sie wissen, daß ich ei-
„ne Freundinn bin, die alle Beleidigungen vergißt, die
„auf den ersten Wink Ihnen folgen und Sie ewig lieben
„will. Sind Sie noch hart, und unempfindlich, so sollen
„Sie erfahren, daß ich mein Recht suchen werde. Ich
„habe es schon einem Advocaten aufgetragen, welcher durch

„den weltlichen Arm Sie zwingen soll, redlich zu seyn. Er „soll nicht ruhen, bis er Sie billig, oder ganz unglücklich „gemacht hat. Wollen Sie nicht mit mir glücklich seyn, „so sollen Sie es auch nicht ohne mich bleiben. Meine „Rache soll keine Grenzen haben. Die ganze Welt soll er„fahren, wie strafbar es sey, ein Mädchen zu betrügen, „dessen Stand, dessen Erziehung, dessen redliches Herz „mehr Achtung verdient, als Sie, Undankbarer, gegen „mich bezeigt haben. Ich lasse Ihnen die Wahl, mein „Herr, wollen Sie mit mir glücklich leben, oder wollen „Sie ohne mich an den Bettelstab gebracht seyn? Bis an „den Bettelstab! Eher ruhe ich nicht. Wie vergnügt wä„re ich, wenn es mir erlaubt wäre, einen Mann zu lieben, „welcher die Kunst verstanden hat, mein Herz zu gewin„nen, meine ganze Hochachtung zu erlangen; einen Mann, „den zu lieben, ich mein Glück, uud meine Hoffnung auf„geopfert habe. Fürchten Sie Sich vor der Verzweiflung „eines beleidigten Frauenzimmers. Noch itzt redet meine „Liebe für Sie; bald aber wird sie müde seyn, es zu thun. „Wenn ich betrogen werden soll, so ruhe ich nicht, bis sie „ganz unglücklich sind. Hier haben Sie Liebe und Rache. „Wählen Sie Sich! Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit, „länger nicht. Bedenken Sie Ihr eignes Wohl. Ich bin,

Mein Herr,

* * * *

am 27. des Christmonats
1750.

Ihre Dienerinn,
F * * *

Hätte ich wohl vor fünf Jahren glauben können, daß ich in so traurige Umstände kommen würde, einen Mann mit Feuer und Schwerdt zu ertrotzen, und die Obrigkeit um Hülfe anzuflehn, daß sie einen Würzkrämer in R * * zwingen mochte, mich zur Frau zu nehmen? Es war mein Ernst

zwar

zwar nicht, die Sache so weit zu treiben, und ich würde vielleicht wenig ausgerichtet haben; aber es war schon schlimm genug, daß ich mich so grimmig anstellen mußte, einen Mann zu schrecken, den ich sonst so verächtlich von mir gewiesen hatte. Ich hoffte, er würde aus Furcht vor einem Processe mit Sacke und Pacte angezogen kommen, mich zu erlösen. Allein er kam nicht, und ich erhielt an seiner Stelle folgenden demüthigen Brief:

„Was? ich sollte wider meinen Willen eine Frau nehmen? Schwärmt Sie, Mamsell, oder hat Sie „den Teufel im Leibe? Manntolle muß Sie zum wenigsten „seyn, sonst hätte Sie einen so rasenden Brief nicht geschrieben. Das will ich doch sehn, wer mich zwingen soll, ein „Mensch zu heirathen, das mich vor fünf Jahren auf eine „so spröde Art von sich gewiesen hat! Ich weiß den Henker von Ihren Briefen, und von Ihrer Freundinn, die „Sie an mich geschickt hat. Das sind alles Lügen, kurz, „derbe Lügen, versteht Sie mich? Mit Ihrem Advocaten! „darüber lache ich. Wir haben in unserm Städtchen auch „Advocaten, so schlimm als der Ihrige kaum seyn kann. „Sie mag nur kommen, wenn Sie Lust hat. Ihn will „ich zur Treppe herunter schmeissen, und Sie durchs Fenster, wenn Sie mitkömmt; versteht Sie mich? Die Obrigkeit muß mir Recht schaffen, so gut wie Ihr. Mit dem „weltlichen Arme kömmt Sie mir gleich recht. Verklage „Sie mich. Gut! wir wollen sehn, wer das meiste Geld „daran zu setzen hat, ich oder Sie? So einen verlaufnen „Nickel will ich wohl noch aushalten. Ich denke, Sie „soll das Geld zu Brode brauchen, daß der Advocat nicht „viel davon schmecken wird. Und wenn Sie mich bis unsern Galgen brächte, so mag ich Sie nicht. Ich würde „mich doch selbst hengen müssen, wenn ich Sie als Frau „am Halse hätte. Das wäre doch was schreckliches, wenn „ein ehrlicher Mann in seinem eignen Hause vor einer Frau „nicht sicher seyn könnte, und das erste das beste Mensche

„heira-

„heirathen müßte, das sich in Kopf setzte, mit Ehren un„ter die Haube zu kommen! Ins Spinnhaus gehört so eine „Drolle, wie Sie ist. Geh Sie zum Teufel, und lasse „Sie ehrliche Leute ungeschoren! Ich denke, Sie soll mich „verstehn. Lebe Sie wohl, wenn Sie kann. Ich bin „Ihr Narr nicht.

N.
am 5 Januarius
1741.

* * * *

Haben Sie wohl in Ihrem Leben gehört, daß ein Liebesbrief mit einem so groben Proteste zurück geschickt worden ist? Ich sah nun wohl, mit wem ich mir hatte zu schaffen gemacht, und daß dieser der Mann nicht wäre, welcher sich durch Advocaten und Richter schrecken, oder durch Drohungen betäuben ließ, zärtlich zu werden. Die Lust vergieng mir, mein gutes Geld aufs Spiel zu setzen, und mich einem Manne aufzudringen, der Herz genug zu haben schien, seine liebste Hälfte zum Fenster herunter zu werfen. Ich ließ meinen Vorsatz fahren, und nun bin ich ohne Rath und Trost. Was soll ich armes Mädchen anfangen!

Wissen Sie was, Herr Autor, erbarmen Sie Sich meiner! Nehmen Sie mich zu Ihrer Frau! Sie sind noch unverheirathet; Sie sind fast in meinen Jahren, oder doch nicht viel älter; Sie haben ein Amt, das mich und Sie ernähren kann. Eine alte Jungfer ist ja wohl einen alten Junggesellen werth. Ich dächte, Sie nähmen mich immer. Was meynen Sie? Machen Sie mir den Vorwurf nicht, daß ich in meinen jungen Jahren spröde gewesen bin, daß ich bey zunehmenden Jahren mich allen meinen Bekannten angeboten habe, und daß mich die Verzweiflung zu Mitteln getrieben hat, die eben nicht die gewissenhaftesten zu seyn scheinen. Es wäre unbillig, wenn meine Offenherzigkeit mir bey Ihnen schaden sollte. Sie kennen

mich

mich nun von aussen und von innen. Wer weiß, ob Sie künftig mit Ihrer Frau nicht noch mehr betrogen werden, als mit mir? Wir wollen einander unsre Fehler nicht vorwerfen. Vielleicht haben Sie auch Fehler. Viele Mädchen werden um deßwillen zu alten Jungfern, weil sie, wie ich, in ihrer Jugend zu spröde gewesen sind, und an allen Liebhabern etwas zu tadeln gefunden. Aber wo kommen denn die alten Junggesellen her? In jungen Jahren lieben sie zu flatterhaft. Sie glauben, alle Mädchen wären nur für sie geschaffen, und es brauche keine Mühe weiter, als daß sie die Hand zum Fenster heraus streckten: so würden gleich zehn Mädchen kommen, und sich daran halten. Ist diese Eitelkeit nicht eben so lächerlich, als die unsrige? Mit zunehmenden Jahren merken sie, daß man sich nicht um sie zankt, und daß die grosse Vorstellung von der Wichtigkeit ihrer Person größtentheils eine eitle Einbildung gewesen ist. Nun fangen die Herren aus Verzweiflung an, Böses vom Frauenzimmer, von Jungfern und von Weibern zu reden; und sind sie gar Schriftsteller, wie Sie, hochzuehrender Herr Autor: so schreiben sie Böses, und spotten über unser Geschlechte. Das nennen sie Satiren, die nur aus Liebe zur Wahrheit, und ihren armen Nebenchristen zu bessern, gedruckt werden. Aber, unter uns gesprochen, geschieht es nicht aus Begierde, sich wegen der Verachtung zu rächen, die das Frauenzimmer gegen ihre grossen Verdienste hat blicken lassen? Ich denke, Sie sollen mich verstehn, sagte mein Würzkrämer. Endlich rücken bey den Mannspersonen die traurigen Jahre der Verzweiflung und des Eigennutzes heran. Wie alt waren Sie, mein Herr? Ich glaube, ich hatte es oben ausgerechnet, daß Sie fast so alt sind, als ich. Wie gesagt, die Jahre des Eigennutzes. Man sieht sich nach einer reichen Frau um. Sie mag aussehn, wie sie wolle, sie mag alt oder jung, in gutem oder bösen Rufe seyn, wenn sie nur Geld hat. Bisweilen sind die Herren so glücklich, den Schatz mit dem Drachen zu heben, der darauf liegt; und nun kömmt gewiß die Reihe an sie,

gede-

gedemüthiget zu werden. Alle Spöttereyen über das weibliche Geschlecht werden sodann denen Herren reichlich vergolten, die in ihrer Jugend zu muthwillig, zu unbeständig geliebt, und nur eigennützig gewählt haben. Eine Frau, die sich und ihren Reichthum fühlt, die überzeugt ist, daß sie bey der Wahl ihrem Gelde alles zu danken hat; eine solche Frau wäre thöricht, wenn sie ihren Mann mehr lieben wollte, als ihr Geld. In der That geschieht es auch sehr selten. Es kommen zuweilen noch andre Umstände dazu, die euch, stolze Herren, zahm machen. Es giebt Galanterien, die im Ehestande nicht leicht unvergolten bleiben, wenn die Frau nur einigermassen erträglich aussieht, oder wenigstens einen guten Kerl ehrlich bezahlen kann. Ich bin keine Freundinn von persönlichen Satiren, diese Tugend habe ich Ihrer Vorrede zu danken; und wenn Ihnen diese Predigt zu bitter vorkömmt, so bin ich nur aus allgemeiner Menschenliebe bitter, wie Sie, mein Herr. Ich sage auch nicht, daß es schlechterdings so kommen müsse. Am wenigsten ist das meine Meynung, daß ich Ihnen, Hochgeehrtester Herr Autor, die Nativität stellen wollte. Davor bewahre mich der Himmel! Das ist gar nicht meine Absicht. Ich sage nur so . . . verstehn Sie mich, . . . wie soll ich mich recht ausdrücken? so ungefähr, daß es doch wohl bey Ihnen auch einmal möglich seyn könnte. Und wenn es nun so möglich seyn könnte, so sehe ich nicht, warum Sie nicht eben so lieb mich, als eine andre, heirathen wollten, mit der Sie eben so gut betrogen werden könnten. Wir schicken uns gar vortreflich zusammen. Ich möchte gar zu gern einen Mann haben; und Sie, mein Herr, verstellen Sie Sich nur nicht, man sieht es Ihnen an den Augen an, Sie möchten auch gern eine Frau. Vielleicht wollen Sie nur ein recht reiches Mädchen. Es kann seyn. Aber wissen Sie denn, ob ein recht reiches Mädchen auch Sie haben will? Gesetzt aber, Sie bekämen eine, nach Ihrem geizigen Wunsche, (denn ein wenig geizig sind Sie, das können Sie nicht läugnen,) sind Sie

deßwe-

deßwegen glücklich? Wohl schwerlich, oder es müßte alles nicht wahr seyn, was ich oben gesagt habe. Ich bin ja auch nicht ohne Mittel. Machen Sie nur meine Caution frey. Vielleicht haben Sie eher Gelegenheit, es dahin zu bringen, als ein andrer. Und wenn ich gar nichts mitbrächte, so bringe ich Ihnen doch neun Expensbücher von meinem seligen Vater mit, worinnen noch ein grosser Schatz von unbezahlten Sporteln steckt. Sporteln sind wohl das nicht, wovor Ihr zartes Gewissen erschrickt, oder ich müßte Sie, und Ihre Collegen, gar nicht kennen. Sie können ja meine Sporteln mit den Ihrigen eintreiben lassen, und wenn auch alle Bauern zu Grunde gehen sollten. Es thut ein jeder, was seines Amtes ist. Der Umstand wegen meines Vermögens wäre also aufs reine gebracht. Wegen meiner Liebe lassen Sie Sich noch weniger leid seyn. Wenn man in Ihren Jahren heirathet, so ist dieses gemeiniglich der letzte Punkt, wonach man fragt. Aber ich glaube auch daß ich das Herz habe, Sie zu lieben. Wie weit wird man nicht durch Noth und Kummer gebracht! Ein Frauenzimmer, das sich schon so viel in der Welt hat müssen gefallen lassen, als ich, wird nicht viel Ueberwindung mehr brauchen, einem Manne nachzugeben, der eigensinnig, oder, wie man es gemeiniglich nennt, accurat und hypochondrisch ist. Ein Fehler, den man Ihnen auch schuld giebt, wertheßter Herr Autor! Gestehn Sie es nur aufrichtig, Sie sind auch eifersüchtig. Die Herren sind es am meisten, die es an andern Männern am wenigsten leiden können. O, mein allerliebster Herr Autor! wie vergnügt wird unsre Ehe seyn! Ich bin wirklich durch die Jahre, durch Noth und Krankheit von meiner ehmaligen Schönheit so weit herunter gekommen, daß Sie meinetwegen nicht einen Augenblick in Sorgen seyn dürfen; und da ich, wie Sie wissen, eben kein Geld habe: so fehlen mir die Mittel, das durch Wohlthun zu ersetzen, und mir zu verschaffen, was ich durch meinen todten Reiz nicht erlangen kann. Mit einem Worte, unsre Ehe ist, als wenn sie im Himmel

geschlossen

geschlossen wäre. Ich erwarte Ihre Erklärung mit Schmerzen. Ich werde alle meine bisherige Noth vergessen; für die glücklichste Person in der Welt werde ich mich halten, wenn ich die Ihrige seyn kann. In dieser Hoffnung bin ich mit der zärtlichsten Hochachtung, die sich denken laßt,

Hochzuehrender Herr Autor,

* * * *

am 26 Heumonat 1754.

Ihre

aufrichtigste und ergebenste Dienerinn,

F * * *

Antwort des Autors an die Mademoiselle F * * *

Mademoiselle,

Die Ehre ist ganz unerwartet, welche Sie mir zugedacht haben. Es kann in der That nichts schmeichelhafter für mich seyn, als daß ein so versuchtes Frauenzimmer, welches alle Schulen durchgeliebt hat, und mit ihrem zärtlichen Herzen zwanzig Jahre haußiren gegangen ist, sich endlich auf mich besinnt, und ihren verliebten Brandbrief bey mir einwirft. Bey allen meinen Fehlern, die Sie mit so vieler Einsicht an mir wahrgenommen haben, bin ich doch nicht undankbar. Kann ich Ihre Liebe nicht so fort auf die Art erwiedern, wie Sie es verlangen: so will ich doch auf eine andre Art gewiß erkenntlich seyn. Und vielleicht entschliesse ich mich dennoch, der Ihrige zu werden. Wenn ich ja einmal mit einer Frau betrogen werden muß, wie Sie gar gründlich angemerkt haben: so ist es in der That am besten, daß es durch Ihre gütige Besorgung geschieht. Ein Unglück, das man voraus weiß, ist nur halb so empfind-

empfindlich, als ein unerwartetes Unglück. Noch zur Zeit bin ich freylich nicht aufs äusserste gebracht; aber vielleicht bin ich dem traurigen Augenblicke nahe, wo ich mich aus Verzweiflung entschliesse, Ihre Hand anzunehmen. Lassen Sie mir Zeit, Mademoiselle, mich recht zu besinnen. Ich will es mit dem Publico überlegen. Die Sache ist für mich von Folgen, und wichtig genug.

Sollten Umstände kommen, welche mir anriethen, Ihre Liebe zu verbitten: so habe ich mich doch auf ein andres Mittel besonnen, Sie aus Ihrer Jungfernoth zu reissen, und Ihnen ein Glück zu schaffen, das Ihnen fehlt. Was meynen Sie, Mademoiselle? Ich will sie ausspielen! Ja, ja, im ganzen Ernste, ausspielen will ich Sie, und zwar auf die vortheilhafteste Art von der Welt. Haben Sie nur Geduld, meinen Plan anzuhören.

Ein jeder bürgerlichen Standes, der seit zehn Jahren in hiesigen Landen muthwillig bankrut gemacht hat, und ein jeder, der binnen den nächsten zehn Jahren auf diese legale Art andre um ihr Vermögen bringen will, soll gezwungen seyn, um Sie zu würfeln. Der Einsatz ist der zehnte Theil von demjenigen, was er von seinem Gläubiger gewonnen hat, oder zu gewinnen gedenkt. Die Einlage geschieht binnen dato, und dem letzten des Wintermonats künftigen Jahrs. Mit dem ersten des Christmonats werden die Bücher geschlossen, und den letzten desselben, als am Tage Sylvester, wird auf öffentlichem Markte, im Beysein eines alten Notarien, und sieben alter Zeugen, allerseits Junggesellen, gewürfelt. Ich habe einen freyen Wurf. Mich deucht es ist billig. Wer die meisten Augen wirft, hat die Ehre, Ihr Bräutigam zu seyn. Hat er schon eine Frau, so behalten Sie die erste Hypothek auf sein Herz; und er ist schuldig, Ihnen die gesammte Einlage, als die Sie zur Mitgabe bekommen, mit sechs pro Cent so lange zu verintereßiren, bis entweder seine Frau stirbt, oder er Gelegenheit gefunden hat, Sie vom neuen auszuspielen. In diesem Falle bleibt Ihnen die erste Ein-

lage; die neue, die nur halb so stark seyn soll, als die erste, wird zum Capital geschlagen, und derjenige, der Sie ausspielt, bekömmt drey Quart Provision, behält aber keinen freyen Wurf. So geht es immer fort, bis Sie an einen Mann kommen, der keine Frau hat, und dieser ist schuldig, Sie zu heirathen.

Erlauben Sie, Mademoiselle, daß ich Ihnen die Billigkeit meines Plans ein wenig deutlicher zeige.

Vielleicht sind Sie unzufrieden, daß ich die Interessenten nur auf den bürgerlichen Stand einschränke? Dieses kann gar wohl möglich seyn, wenn Sie Ihre alte Neigung zum Adel noch nicht verlohren haben sollten. Aber lassen Sie Sich es immer gefallen. Es ist billig. Wollte ich die von Adel mit dazu ziehen, so würde der Zulauf zu groß seyn. Viele von guten Häusern würden sich an ihrer Ehre Schaden thun; denn es ist ein größrer Vorwurf, ein Bürgermädchen zu heirathen, als einen muthwilligen Bankrut zu machen. Ich kenne ein Fräulein, das mit Ihnen einerley Charakter, und einerley Schicksal hat. Für diese hebe ich die von Adel auf, und wenn es mit Ihrem Projecte gut abläuft, wie ich hoffe: so will ich dieses Fräulein künftge Ostermesse über ein Jahr auf eben diese Art in Auerbachshofe, unter der Garantie des Herrn von * * * ausspielen. Das bin ich allenfalls zufrieden. Sollten Sie nämlich einem verheiratheten Manne zufallen, und es will Sie einer von Adel, gegen einen billigen Rabatt, an sich kaufen: so soll es ihm frey stehn; nur soll er nicht gezwungen seyn. Beruhigen Sie Sich! Es wird gewiß nicht an Liebhabern fehlen, die es für verträglicher halten, durch bürgerliches Geld sich vor der Unbescheidenheit ihrer Gläubiger, und vor dem Hunger zu schützen, als unter dem stolzen Glanze der sechzehn Ahnen kümmerlich zu darben. Das wäre also eins!

Fürs zweyte: Daß ich nur von denen rede, die muthwillig bankrut machen, das ist billig. Es giebt Fälle, die den redlichsten Mann unglücklich machen können. Sollte dieser

dieser noch unglücklicher werden, und gezwungen seyn, Sie, Mademoiselle, zu heirathen? Das wäre grausam! gewiß gar zu grausam! Ein ehrlicher Mann, der bankrut macht, gewinnt nichts dabey. Wovon soll er also die Einlage thun? Ueberhaupt verlieren Sie wenig dadurch. Die Exempel sind auch so gar häufig nicht.

Warum ich, dritteno, zehn Jahre gesetzt habe, das hat diese Ursache. Wer einmal einen vernünftigen Bankrut mit Vortheil gemacht hat, dem wird diese Nahrung gewiß so gut gefallen, daß er ihn wenigstens alle zehn Jahre wiederholt. Kann er es binnen zehn Jahren nicht so weit bringen: so ist er entweder zu ungeschickt, oder er hat weder Geld noch Credit mehr, oder er ist so abergläubisch gewesen, wieder ehrlich zu werden. Bey allen diesen Leuten ist nichts zu verdienen. Es ist,

Vierteno, ein vortrefflicher Einfall von mir, daß ich diejenigen mit dazu ziehe, die sich Mühe geben, in den nächsten zehn Jahren muthwillig bankrut zu werden. Ueberlegen Sie es einmal selbst. Alle Jahre steigt die Anzahl dieser Glücklichen. Wenn Sie, Mademoiselle, die Progreßionsrechnungen verstünden; so wollte ich Ihnen darthun, daß binnen zehn Jahren fast zwey Drittheile unsrer vorsichtigen Mitbürger das Vergnügen haben würden, das übrige Drittheil um das Seinige zu bringen. Sehn Sie einmal unsre Kaufleute, aber die Kaufleute nicht allein, sehn Sie auch andre Stände an! Wie bearbeiten sich die meisten von ihnen, ihren ehrlichen Namen mit sechzig bis siebenzig pro Cent Gewinnst zu verlieren! Geben Sie auf unsre handelnde Jugend, auf die Söhne derjenigen alten Kaufleute Achtung, welche altvätrisch genug waren, ehrlich zu sterben. Bey den itzigen schweren nahrlosen Zeiten, bey den hohen Abgaben, über die man sich beklagt, bey dem kläglichen Verfalle der Handlung, wissen diese jungen Herren die vornehme Kunst, mit der besten Art von der Welt, in einem Jahre unnöthiger Weise mehr zu verschwenden, als ihre wirthschaftlichen Väter bey den glückseligsten

Zeiten in fünf Jahren zur bequemen Unterhaltung für sich, und die Ihrigen, brauchten. Sollten diese Herren, diese Hoffnung des Vaterlandes, nicht im Stande seyn, in zehn Jahren alles dasjenige zu verthun, was ihre Väter in funfzig Jahren gesammlet haben? Rechnen Sie einmal selber nach, wie glücklich Sie seyn werden, wenn alle diese Herren, gröſtentheils recht artige Herren, um Sie würfeln, und Ihnen den zehnten Theil ihrer Beute geben müssen. Aber dieser Entwurf ist von mir nicht Ihrentwegen allein, Mademoiselle, nein er ist selbst dieser bankruten Nachwelt zum Besten gemacht worden. Gemeiniglich fehlt es diesen Leuten an Unglücksfällen, welche sie angeben sollen. Ich glaube, derjenige, der Sie erwürfelt, braucht weiter keinen Unglücksfall, als diesen, daß er die Ehre hat, Ihr Mann zu seyn. Er hat ein Recht, seinen Gläubigern mit der ehrlichsten Miene von der Welt zwanzig pro Cent weniger, als sonst, zu bieten. Ein doppelter Vortheil für ihn! Zwanzig pro Cent mehr zu gewinnen, und doch noch ehrlich auszusehn! Daß ich,

fünftens, nur von denen rede, die auf eine legale Art andre um das Ihrige bringen, das geschieht, um die muthwilligen Bankrutirer von denjenigen zu unterscheiden, welche die Reisenden auf der Strasse plündern, oder die Uhren aus der Tasche ziehen. Es war nöthig diesen Unterschied zu bestimmen, der ausserdem sehr schwer in die Augen fällt. Räuber und Diebe gehören an den Galgen; jene aber, wenn sie es recht zu machen wissen, in allen Gesellschaften oben an. Sie sehn wohl, Mademoiselle, wie viel Ehre Sie in Ihrem künftigen Ehestande zu erwarten haben.

Sechstens: Vielleicht scheint es überflüßig, zu sagen, daß die vergangnen und künftigen Bankrutirer gezwungen werden sollen, um Sie zu würfeln, da ich mir Mühe gegeben habe, zu erweisen, wie vortheilhaft es für dieselben seyn könne. Sie müssen wissen, Mademoiselle, daß diejenigen das Aeusserliche der Ehrlichkeit am sorgfältigsten zu erhalten suchen, welche sich die meiste Mühe geben, nicht

mehr

mehr ehrlich zu seyn. Ich will es lieber wagen, den ehrlichsten Mann einen Schelm zu heissen, er wird es nicht so hoch empfinden, als ein muthwilliger Bankrutirer. Um deßwillen wird es nöthig seyn, Zwang zu brauchen. Die Richterstuben müssen angewiesen werden, ein zuverläßiges Verzeichniß derjenigen einzusenden, die seit zehn Jahren muthwilligen Bankrut gemacht haben, wobei ich voraus setze, daß der Richter weder Vetter noch Schwager von dem Bankrutirer ist, und während des Concurses kein Geschenke von ihm bekommen hat. Die künftigen Bankrutirer aber kann man dadurch zwingen, daß, wofern sie sich itzt nicht zur Einlage bequemen, sie aller heilsamen Beneficien der Bankrutirer auf ewig verlustig und gewärtig seyn sollen, nach der Gerechtigkeit der Gesetze gestraft zu werden. Sie haben gar nicht Ursache, diesen Zwang für eine Grausamkeit zu halten, da sie es so billig befinden, durch vielerley Mittel ihre Gläubiger zu zwingen, daß sie ihre Einwilligung dazu geben müssen, sich von ihnen bevortheilen zu lassen. Ich glaube endlich,

siebentens, nicht, daß Sie, Mademoiselle, dabey eine Schwierigkeit finden werden, wenn ich Sie auf diese Art der ganzen bankruten Welt Preis gebe, und Sie dem Glücke der Würfel überlassen will. Wenn ich Sie anders aus Ihren Briefen recht habe kennen lernen: so muß es Ihnen gleichgültig seyn, was Sie für einen Mann kriegen, wenn es nur ein Mann ist. Aber ich thue noch mehr: ich verschaffe Ihnen zugleich so viel Vermögen, daß Sie ein gegründetes Recht bekommen, Ihrem künftigen Manne es nachdrücklich fühlen zu lassen, was das sagenwolle, eine reiche Frau zu heirathen.

Machen Sie einmal einen Ueberschlag von Ihrem künftigen Reichthume. Wir wollen setzen: In die erste Classe kommen die, so seit zehn Jahren muthwillig bankrut gemacht haben. Auf iedes Jahr rechne ich vier solche Bankrute. Jeden Bankrut zu 25000 Reichsthalern. Sie sehn,

wie billig ich bin, da es bekannt genug iſt, daß vier Bankrute nicht zureichen, und daß 25000 Thaler für einen Bankrutirer gar nichts heiſſen. Die kleinen Schurken, welche ſich die Mühe nehmen ihren ehrlichen Namen nur für ein paar tauſend Thaler hin zu geben, verdienen nicht einmal in Anſatz gebracht zu werden. Wir wollen ſie unter die übrigen mit einrechnen, welche das Handwerk beſſer verſtehn, und die, wenn ſie ihren guten Namen dran wagen, es doch nicht unter 25000 Thalern thun. Solchergeſtalt betragen die vier Bankrute auf ein Jahr 100000 Thaler — —. Ich will den billigſten Accord nehmen, der ſeyn kann, und ſehr ſelten geſchloſſen wird. Ich will ſetzen, daß der muthwillige Bankrutirer mit den Gläubigern theilt, und ſie nur um die Hälfte betrügt. Wenn er ſo großmüthig iſt, und funfzig pro Cent giebt, ſo thut er mehr, als man verlangen kann. Es beträgt alſo die Beute von einem Jahre 50000 Thaler — —. Hiervon den zehnten Theil zur Einlage genommen, thut auf ein Jahr 5000 Thaler — — und auf alle zehn Jahre zuſammen funfzigtauſend Thaler. Was meynen Sie Mademoiſelle? Müſſen Ihnen nicht die Augen vor Freuden übergehn, wenn Sie ſehn, wie mühſam ich bin, Sie reich und glücklich zu machen? Aber das heißt alles noch nichts gegen den Vortheil, den Sie aus der zwoten Claſſe ziehn werden. Wir wollen das zum Fuſſe behalten, daß jeder Bankrut 25000 Thaler ſtark iſt, und bey jedem auf 50 pro Cent accordirt wird. Wir wollen aber nach den Regeln der Wahrſcheinlichkeit, die ich oben bey dem vierten Punkte angefüret habe, voraus ſetzen, daß ſich künftig alle Jahre die Bankrute verdoppeln. Der muß die Welt gar nicht kennen, wem dieſes unwahrſcheinlich vorkommen ſoll. Nach den Regeln dieſer Verdoppelung kommen im Jahre 1753 acht Bankrute, im nächſten Jahre ſechzehn, in dem darauf folgenden zwey und dreyßig Bankrute; und ſofort. Damit Sie die Richtigkeit meines Plans deſto beſſer einſehen mögen: ſo ſende ich Ihnen zugleich die Tabelle, die ich dem Publico zur Nachachtung bekannt machen will. Wie viel meynen Sie wohl, daß Ihr Antheil betrage? Weniger

niger nicht als 10230000 Rthlr. — — Hierzu die 50000 Thaler aus der erſten Claſſe, thut in

Summa / 10280000 Thaler.

Ich bin vor Freuden ganz auſſer mir! Das hätte ich ſelber nicht gedacht! Es überfällt mich ein zärtlicher Schauer, wenn ich bedenke, daß Sie ein ſo reiches Frauenzimmer ſind, und daß es ſo ungewiß iſt, ob ich hernach das Glück haben kann, der Ihrige zu werden. Sollte Sie das Schickſal an einen verheiratheten Bankrutirer bringen, ſo belohnen Sie meinen Eifer. Es wird alsdann bey Ihnen ſtehn, ob Sie mich zu dem beneidenswürdigſten Sterblichen unter der Sonne machen wollen. Ich vergeſſe alle Ihre Abentheuer, vom Hofrathe an bis auf den Würzkrämer; ſo gar vom Lieutenante weiß ich nicht ein Wort mehr. Daran gedenke ich vollends gar nicht, daß Sie ein Frauenzimmer ſind, welches, allem Anſehen nach, dem künftigen Ehemanne bey der geringſten Beleidigung beide Augen auskratzen wird. Es gehe mir, wie es der Himmel beſchloſſen hat. Wer wollte ſich dadurch abhalten laſſen, ein Mädchen mit zehn Millionen und 280000 Thlr. — — zu heirathen? So verliebt bin ich in meinem Leben noch nicht geweſen, als ich in dieſem Augenblicke bin. Ja, Mademoiſelle, alt, krumm, lahm, bucklicht, blind, verbuhlt, herrſchſüchtig, und abergläubiſch, alles mögen Sie ſeyn; ſeyn Sie nur die Meinige. Ich beſchwöre Sie bey Ihren 10280000 Thalern! Lieben Sie mich! Würdigen Sie mich alsdann Ihrer Hand. Glauben Sie, daß ich mit der größten Unruhe, die ſich bey einer zärtlichen und einträglichen Liebe denken läßt, den glücklichen Augenblick erwarte, da ich die Erlaubniß haben ſoll, mich den Ihrigen zu nennen. Bis dahin bin ich mit der tiefſten Ehrfurcht,

Mademoiſelle,

Dero

Leipzig, den 4 Auguſt 1751.

ganz gehorſamſt ergebenſter Diener,
der Autor.

Plan

der extra-favorablen Auswürflung einer alten Spröden.

A.
Erste Classe.

Jahre.	vier Bankrute, jeden à 25000 Rthlr.		Accord à 50 pro Cent.		Gewinnst à 50 pro Cent.		Einlage zum zehnten Theile	
1743	100000	Rthlr.	50000	Rthlr.	50000	Rthlr.	5000	Rthlr.
1744	100000	"	50000	"	50000	"	5000	"
1745	100000	"	50000	"	50000	"	5000	"
1746	100000	"	50000	"	50000	"	5000	"
1747	100000	"	50000	"	50000	"	5000	"
1748	100000	"	50000	"	50000	"	5000	"
1749	100000	"	50000	"	50000	"	5000	"
1750	100000	"	50000	"	50000	"	5000	"
1751	100000	"	50000	"	50000	"	5000	"
1752	100000	"	50000	"	50000	"	5000	"
							50000	Rthlr.

B.
Zwote Classe.

Jahre.	Anzahl der Bankrute.	Betrag à 25000 Rthlr. von iedem Bankrute.	Accord à 50 pro Cent.	Gewinst à 50 pro Cent.	Einlage zum zehnte Theile
1753	8	200000	100000	100000	10000
1754	16	400000	200000	200000	20000
1755	32	800000	400000	400000	40000
1756	64	1600000	800000	800000	80000
1757	128	3200000	1600000	1600000	160000
1758	256	6400000	3200000	3200000	320000
1759	512	12800000	6400000	6400000	640000
1760	1024	25600000	128 0000	12800000	1280000
1761	2048	51200000	25600000	25600000	2560000
1762	4096	102400000	51200000	51200000	5120000
					Rthlr. 10230000
				Hierzu von der ersten Classe	" " 50000
				Summa Summarum	" 10280000

Nota! Von dieser Einlage wird ans Wayſenhaus Eins pro mille gezahlt.

„Die grosse Hälfte des menschlichen Geschlechts liebt gemeiniglich in jungen Jahren von ganzem Herzen und närrisch, in reifen Jahren eigennützig, und „im Alter lächerlich. Es gehört keine grosse Philosophie „dazu, diese Wahrheit einzusehn. Man darf nur ein wenig auf die Handlungen der Menschen, und, wenn man „recht gründlich davon überzeugt seyn will, vornehmlich auf „sich selbst Achtung geben. Eine kleine Untersuchung seiner eignen Neigungen wird machen, daß man von den Fehlern andrer gelinder urtheilt. Ich will hier meinen Lesern „einige Briefe vorlegen, in denen der Charakter eines zärtlichen Greises der wilden und unruhigen Liebe eines jungen „Menschen entgegen gesetzt ist. An beiden sieht man den „Grund eines ehrlichen Herzens, und einer edlen Denkungsart. Bey allen dem Lächerlichen, das sie durch ihre Leidenschaften verrathen, verdienen sie einige Nachsicht. Ich „wünsche, daß meine alten Leser eben so anständig fehlen „mögen, wenn sie ja die Liebe einmal überraschen sollte. „Meine jungen Leser können sich die Hochachtung der Welt „gewiß versprechen, wenn sie das Herz haben, von ihren „flüchtigen Ausschweifungen, so geschwind, wie mein Original, zu ihrer Schuldigkeit zurück zu kehren. Lächerliche „Exempel erbauen nicht allemal so sehr, als tugendhafte. „Dieses hat mich veranlaßt, eine Mischung des Lächerlichen „und Tugendhaften zu machen. Vielleicht ist meine gute „Absicht nicht ganz vergebens. Ich werde mich erfreuen, „wenn ich erfahre, daß ein Alter aufgehört hat, lächerlich „zu seyn; und daß ein Jüngling sich gehütet hat, es zu werden. Die Person der Tochter des verliebten Greises war „zu diesem Auftritte nöthig. Ich brauchte sie, die wilde „Hitze eines jungen Menschen zu dämpfen, und ihn in der „Hochachtung zu erhalten, die er seinem alten Vater, so „lächerlich auch dieser liebte, dennoch schuldig blieb. Dieses „konnte niemand thun, als ein Frauenzimmer, deren Jah-

„re und Tugend ihn zur Ehrfurcht zwangen. Ich habe „mir Mühe gegeben, den Charakter der Fräulein, welche „vom Groſsvater, und Enkel zugleich geliebt worden, ſo e„del und vorzüglich zu bilden, als es nur hat möglich ſeyn „wollen. Ihre Schönheit und Tugend entſchuldigen das „Lächerliche eines alten Liebhabers, und das Thörichte ei„nes zärtlichen Jünglings. Was ich hier geſagt habe, kann „als ein kurzer Vorbericht meines kleinen Romans ange„ſehn werden. Ich will meine Leſer nicht länger aufhal„ten.

Gnädiges Fräulein,

Ich habe ein Amt, welches mir einen anſehnlichen Rang in der Welt verſchaft. Zweytauſend Thaler Renten und funfzehnhundert Thaler Beſoldung machen, daſs ich bey einer vernünftigen Wirthſchaft ſehr gemächlich leben kann. Meine Kinder ſind alle verſorgt, und haben ihr Brod. Ich bin noch munter genug, daſs ich das Herz habe, Ihnen meine Hand anzubieten. Ihre eingezogne Lebensart, und Ihr tugendhafter Charakter vermehren dieſe Hochachtung, die ich gegen Sie hege, und ich vergeſſe dabey, daſs Sie nur ſechzehn Jahr alt ſind. Vielleicht würde ich behutſamer ſeyn, Ihnen meine Neigung zu eröffnen, wenn ich Sie nicht für zu vernünftig hielte, als daſs Sie durch den kleinen Unterſchied der Jahre, der zwiſchen uns beiden iſt, ſich ſollten abſchrecken laſſen, Ihr Glück zu befeſtigen, und mich zugleich zu dem glücklichſten Ehemanne zu machen. Seit dem Altrannſtädtiſchen Frieden habe ich die Lebhaftigkeit nicht empfunden, die ich itzt empfinde, da ich Ihnen ſage, daſs ich Sie liebe. Entſchlieſſen Sie Sich bald, und wo möglich, zu meinem Vortheile. Ich werde künftige Woche ins Carlsbad reiſen, eine kleine Krankheit zu heben, die ſich ohnedem bald verlieren muſs, da ſie mir ſchon zwanzig Jahr beſchwerlich geweſen iſt, und die in der That weiter nichts iſt, als eine Folge meines flüchtigen, und feurigen Geblütes, ungeachtet mein ungeſchickter Medicus es für eine fliegende Gicht

halten

halten will. Lassen Sie mich nicht ohne die Hoffnung wegreisen, daß ich bey meiner Rückkunft die Erlaubniß haben werde, Ihnen mit der zärtlichsten Hochachtung zeitlebens zu sagen, daß ich sey,

Gnädiges Fräulein,

* * *

Ihr

am isten May
1740.

gehorsamster Diener.

N. S. Gegen meine Tochter, die Hofräthinn, gedenken Sie nichts von meinem Vorschlage. Ich weiß, daß Sie eine vertraute Freundinn von ihr sind; aber sie möchte Ihre Vertraulichkeit misbrauchen.

N. S. Mein Enkel, den Sie kennen werden, und der ein gutes Kind ist, wird Ihnen diesen Brief zustellen. Ich habe ihn beredt, es beträfe Ihre Vormundschaftsrechnungen. Lassen Sie Sich nichts gegen ihn merken. Ungeachtet er nur achtzehn Jahre alt ist, so ist er doch schlau genug, mehr zu errathen, als ich ihm noch zur Zeit will wissen lassen.

N. S. Die Juwelen von meiner seligen Frau habe ich noch alle, und sie dürfen nur neu gefaßt werden. Die rechtschaffne Frau! In ihrem ganzen Leben hat sie mich nicht ein einzigsmal betrübt; und wenn ich auch der eifersüchtigste Mann von der Welt gewesen wäre: so hätte ich doch bey ihr nicht die geringste Gelegenheit gehabt, es zu seyn.

Noch eins! Was halten Sie vom d'aylhoudischen Pulver? Ich finde es ganz gut.

Gnädige Tante,

Mein Großvater hat mir diesen Morgen einen Brief gegeben, den ich der Fräulein L - - in ihre eignen Hände

de zustellen soll. Er sagte mir, daß er sehr wichtige Vormundschaftsrechnungen betreffe; dieses sagte er mir mit so viel Zärtlichkeit, und einer so muntern Mine, daß ich stutzig ward, und mich vielleicht verfärbte. Ich vermuthe es daher, weil er mich fragte, was mir fehle. Er nennte mich sein bestes Kind, und redte von der vortreflichen Fräulein, und ihrer wichtigen Vormundschaftssache mit so vielem Feuer, daß ich immer mehr argwöhnisch ward. Sagen Sie mir, Gnädige Tante, machen die Vormundschaftssachen so lebhaft? Und macht dieses die Fräulein in seinen Augen so göttlich, und vortreflich, daß sie ihn hat lassen ihre Rechnungen calculiren? Ich weiß nicht, was ich denken soll? Erinnern Sie Sich der jugendlichen Sorgfältigkeit, die unser Großvater seit einigen Wochen in seinem Anzuge gezeigt; einer gewissen Pracht in seiner Equipage, die uns gleich in die Augen fiel, weil sie ungewöhnlich war. Er ist geselliger, als er jemals gewesen ist, und itzt fällt mir ein, daß er vorgestern die Fräulein aus der Oper führte, in die er seit der Großmutter Tode nicht gekommen ist. Was soll ich von diesem allen denken? Sie haben, Gnädige Tante, mehr als einmal über die Aufmerksamkeit mit mir gescherzt, die ich gegen die Fräulein bey aller Gelegenheit gezeigt. Ich habe niemals die Gewalt über mich gehabt, Ihnen zu gestehn, daß ich die Fräulein liebe, daß ich sie über alles in der Welt liebe. Ich bin gezwungen, es nunmehr zu gestehn. Ja, Gnädige Tante, über alles in der Welt liebe ich die Fräulein. Aber was rathen Sie mir? Wie soll ich mich verhalten, daß ich an mir selbst nicht zum Verräther werde, daß ich die Hochachtung nicht beleidige, die ich meinem Großvater schuldig bin, und daß ich das unglückliche Vertrauen nicht misbrauche, das er bey dieser Gelegenheit in mich gesetzt hat? Ich werde der Fräulein den Brief nicht eher übergeben, bis ich Antwort von Ihnen habe.

Vetter,

Ihr habt ein ſchweres Amt übernommen. Ich glaube, daß Ihr nicht ganz ohne Grund argwöhniſch ſeyd. Vielleicht könnte ich Euch noch mehr ſagen, aber ich mag Euch das Herz nicht ſchwer machen. Alles, was Ihr thun könnt, iſt dieſes, daß Ihr den Befehl euers Großvaters ausrichtet. Habt Ihr nicht Herz genug, den Brief der Fräulein ſelbſt zu übergeben, ſo ſchickt ihn dieſen Abend zu ihr. Ich werde ganz alleine bey ihr ſeyn, und Euch morgen mehr Nachricht geben können. Alſo habt Ihr es doch endlich geſtehn müſſen, daß Ihr die Fräulein liebt? Eure Wahl muß gewiß vernünftig ſeyn, weil Ihr mit dem Großvater einerley Geſchmack habt. Ich wünſche euch Glück dazu. Wahrhaftig, eine ſo liebenswürdige Grosmutter iſt werth, daß man ihr die Hände küßt. Armer Vetter! Ihr dauert mich, aber nur ein wenig. Warum ſeyd Ihr ſo mistrauiſch gegen mich geweſen, und habt mir niemals geſtehn wollen, daß Ihr die Fräulein liebt. Vielleicht hätte ich Euch dieſe Unruhe erſparen können; denn für eine Tante ſchickt es ſich doch wohl am beſten, wenn ſie ein wenig kuppelt. Eure Aeltern haben Euch in ſolchen Umſtänden verlaſſen, daß Ihr es wohl hättet wagen können, lauter zu ſeufzen; und Euren Jahren hält man eine zärtliche Thorheit zu gute. Wie glücklich hättet Ihr werden können! Aber nun iſt alles aus. Ihr bekommt Eure Prinzeßin zur Großmutter, und ich meine beſte Schweſter und Freundinn zur Mama, und das alles durch Eure Schuld. Ich dächte, Vetter, Ihr verzweifeltet ein Bißchen. Ihr ſeyd ja ein Poet, ihr könnt ſingen, Ihr ſeyd ein unglücklicher Liebhaber, und in euerm Garten iſt ein Echo. Was wollt ihr mehr? Betäubt einmal die Felſen mit einer herzbrechenden Arie, in der Melodie: da der Großvater die Großemutter nahm! Ich möchte Euch von ferne zuſehn, wie es Euch läßt, wenn Ihr aus Liebe verzweifelt. Wie gefällt Euch mein Troſt? Aber ein Wort im Ernſte. Ueberſendet der Fräulein den Brief; ſeyd vorſichtig,

ſichtig, verlaßt Euch auf mich, und wenn auch alles wider Euern Wunſch laufen ſollte: ſo vergeßt doch niemals, daß Euer Großvater ein rechtſchaffner Mann iſt, der mich und Euch zärtlich liebt. Lebt wohl.

Gnädige Tante,

Es iſt ein erſchrecklicher Troſt, den Sie mir geben, und der Scherz iſt bey nahe zu bitter, mit dem Sie mir mein Unglück vorwerfen. Ich will der Fräulein ſchreiben. Ich will ihr den Brief zuſchicken. Wahrhaftig, ich kan ihn nicht ſelbſt überbringen. Aber was ſoll ich ihr ſchreiben? Daß ich mit der zärtlichſten Unruhe . . . daß mein Großvater . . . daß ich ſchon lange zeither . . . Gnädige Tante, ich weiß nicht, was ich ſchreiben ſoll. So unruhig bin ich noch niemals geweſen. Ich will gar nichts ſchreiben, oder doch ſehr gleichgültig. Es wäre wohl am beſten, ich übergäbe den Brief ſelbſt. Aber nein, das wage ich nicht. Mein Compliment würde noch zerſtreuter ſeyn, als mein Brief. Gnädige Tante, ich verlaſſe mich auf Sie. Sie können viel thun. Sie ſind bey dem Fräulein, wenn ſie den Brief bekömmt. Reden Sie für mich. Wie ſchwer iſt es, einen Großvater zu ehren, der mein Nebenbuhler iſt! Bey ſeinen Jahren, Gnädige Tante, bedenken Sie einmal! und ein ſo vernünftiger Mann! Aber ich vergeſſe, daß er mein Großvater iſt, daß er mich zärtlich liebt. Ich muß abbrechen, um ſeine Liebe nicht zu beleidigen. Ich warte mit der größten Unruhe auf den morgenden Tag, und bin ꝛc.

Gnädiges Fräulein,

Die Vormundſchaftsrechnungen, die mein Großvater, der das beneidenswürdige Glück erlangt hat, mit der größten Hochachtung, die man Ihren Verdienſten ſchuldig iſt, und mit den zärtlichſten Empfindungen, die eine Wirkung Ihrer Schönheit ſind, und von denen ich ſo lange zeither,

her, ob ich es gleich niemals wagen dürfen, anders, als in ſtiller Ehrfurcht zu bewundern, und ſchon dieſes für eine Verwegenheit gehalten, wenn meine Augen einen Theil derjenigen Unruhe verrathen, die ich empfinde, und welche mich, Gnädiges Fräulein, hindert, Ihnen innliegende Vormundſchaftsrechnungen nebſt dem Briefe von meinem Großvater ſelbſt zu überbringen. Ich kann alſo weiter nichts thun, als Sie, Gnädiges Fräulein, mit der größten Hochachtung verſichern, daß ich zeitlebens ſeyn werde ꝛc.

Vetter,

Habt Ihr denn Euern Brief an das Fräulein wieder durchgeleſen, ehe Ihr ihn zugeſiegelt? Gewiß, Vetter, ſo verwirrt ſchreibt man nur im hitzigen Fieber. Bald fange ich an, Euch im Ernſte zu bedauern. War das der gleichgültige Brief, den Ihr an das Fräulein ſchreiben wolltet? Ich glaube, eine förmliche Liebeserklärung hätte nicht wunderbarer ſeyn können; wenigſtens iſt dieſes gewiß, daß wohl noch niemals eine Vormundſchaftsrechnung mit einer ſo zärtlichen Verwirrung übergeben worden iſt. Der Großvater hat ſich ſchlecht vorgeſehn, daß er Euch zum Poſtillion angenommen; und Ihr hättet entweder dieſes Geſchäffte gar verbitten, oder gegen den Großvater billiger ſeyn ſollen. Zu Eurer Beſtrafung möchte ich Euch bey nahe nicht ſagen, was Euer Brief für eine Wirkung gethan hat. Das Fräulein erbrach ihn in meiner Gegenwart. Es war ſchon ſpät, da er ankam; denn eine Vormundſchaftsrechnung zu überſenden, und ſeine Meynung ſo deutlich vorzutragen, wie Ihr gethan habt, dazu gehört freylich Ueberlegung und Zeit, und es war immer noch viel, daß Ihr Abends um neun Uhr fertig werden können. So bald ſie Eure Unterſchrift ſahe, ſtutzte ſie. Ein Brief von Ihrem Vetter, Madame, ſagte ſie, und ward roth. Merkt wohl auf dieſen Umſtand, Vetter, Ihr könnt ihn ſo wohl zu Eurer Beruhigung, als zu Eurer Demüthigung auslegen, wie Ihr wollt. Sie las Euern Brief einmal, ſie

las

las ihn zweymal durch, sie schüttelte mit dem Kopfe. Vormundschaftsrechnungen? sagte sie, von dem Herrn Großvater? durch Ihren Vetter? Einen Brief, wie diesen? Davon verstehe ich nicht ein Wort, Madame, und gab mir den Brief in die Hände. Sie schien bestürzt, aber doch schien sie nicht unwillig zu seyn. Sie lächelte, als sie mir den Brief gab. Ein Frauenzimmer, das bey einem Briefe von einem jungen Herrn lächelt, ist so gar erbittert nicht! Merkt Euch dieß, Vetter. Mit Euerm Briefe war ich geschwind fertig. Ich gab auf Ihre Augen acht, und wartete, was sie für Mienen bey dem Briefe von unserm Vater machen würde. Sie erblaßte. Der Brief zitterte in ihrer Hand, sie stund auf, trat ans Fenster, und steckte den Brief ein, ohne ein Wort zu sagen. Ich ließ ihr ein wenig Zeit, sich zu erholen. Wie stehts, Fräulein, sagte ich endlich, sind die Nachrichten von den Vormundschaftssachen so verdrießlich? Wie kommen sie mir vor? Alles was sie mir antwortete, war dieses, daß sie zu mir kam, mir die Hand drückte, und Thränen in den Augen hatte. Morgen sollen Sie alles erfahren, Madame; ich bin ganz ausser mir; ich brauche ihre Freundschaft itzt mehr, als iemals. Ich schreibe Ihnen morgen; heute kann ich nicht ein Wort sagen. Bleiben Sie meine Freundinn, verlassen sie mich nicht. Sie war so bewegt, daß es mir selbst nahe gieng. Ich eilte von ihr, um sie in der Freyheit zu lassen. Nun erwarte ich einen Brief von ihr. Lebt wohl, Vetter, und seyd heute vorsichtiger, als gestern.

N. S. Diesen Augenblick erhalte ich den Brief von dem Fräulein. Der gute Alte! Bey allen seinen Fehlern bleibt er doch ein rechtschaffner Vater. Vetter, seyd klug! Die Sache wird ernsthaft.

Gnädige Frau Hofräthinn,

Ich muß Ihnen ein Anliegen eröffnen, welches ich gegen Sie am sorgfältigsten verschweigen soll! wenigstens hat

hat man mir ausdrücklich verboten, Ihnen etwas davon zu sagen. Es ist mir unmöglich, diesem Verbote nachzuleben. Die Sache ist für mich zu wichtig, sie allein zu überlegen; und ich befürchte, meine Freundschaft und mein Zutrauen gegen Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen aus einer Sache ein Geheimniß machen wollte, auf die meine Ruhe, und mein ganzes Glück anzukommen scheint. Lesen Sie den eingeschloßnen Brief von Ihrem Herrn Vater. Werden Sie Sich nunmehr wohl noch wundern, daß ich gestern abends so unruhig, und ganz ausser mir war? Was soll ich auf diesen unerwarteten Antrag antworten? Meine Glücksumstände sind allerdings nur mittelmäßig. Man zeigt mir eine Gelegenheit, solche auf eine ansehnliche Art zu verbessern. Der Rang, zu welchem man mich erheben will, ist vielleicht nicht eine von den geringsten Bewegungsursachen; wenigstens ist er in dem Briefe die erste, auf die man mich weist. Soll ich alles dieses abschlagen, und mir doch nicht den Vorwurf eines unvernünftigen Eigensinns zuziehn, vor welchem man mich stillschweigend zu warnen scheint? Wird man in der Ehe dadurch glücklich, daß die Person, die man wählt, den Charakter eines rechtschaffnen Mannes vor den Augen der ganzen Welt behauptet: so kann man sich gewiß nicht glücklicher verheirathen, als mit Ihrem Herrn Vater. Was soll ich thun? Sollte mich nicht meine Jugend noch entschuldigen, an ein so ernsthaftes Bündniß zu denken, als die Ehe ist? Werde ich aber diese Entschuldigung brauchen können, ohne in den Verdacht zu kommen, daß mir die hohen Jahre Ihres Herrn Vaters den Antrag zuwider gemacht haben? Ein Verdacht, der mir um deßwillen doppelt empfindlich seyn muß, weil er den Muthwillen junger Leute zu Spöttereyen reizen, bey Ihrem Herrn Vater aber die Achtung ganz vertilgen wird, die er gegen mich, ohne daß ich es verdiene, zu haben scheint. Kann ich hierbey wohl gleichgültig bleiben, da mir so viel daran gelegen ist, das Wohlwollen eines Mannes zu erhalten, der den Ruhm eines billigen, eines ver-

nünftigen, eines einſehenden Mannes ſich ſeit ſo langen Jahren eigen gemacht hat? Nehme ich aber den Antrag an, wie ſehr ſtelle ich mich den bittern Beurtheilungen der Welt bloß! Wird man mir wohl das Recht widerfahren laſſen, daß ich ihm meine Hand gegeben, weil er ein billiger, ein einſehender, ein vernünftiger Mann iſt, oder wird man nicht vielmehr glauben, daß der Eigennutz mich bewogen, einen Schritt zu thun, von dem mich nach dem Urtheile der richtenden Welt meine Jugend, und ſein Alter hätten zuruck halten ſollen? Wie unglücklich wäre ich, Gnädige Frau, wenn ich mir itzt bey dieſer Unentſchlüßigkeit nicht Ihren freundſchaftlichen Rath verſprechen könnte? Als Schweſter liebe ich Sie itzt, Gnädige Frau. Nehme ich das Anerbieten Ihres Herrn Vaters an, was ſoll ich unſrer Liebe alsdann für einen Namen geben, ohne daß er bey meinen jungen Jahren lächerlich wird? Gewiß, daran darf ich nicht denken; ich ſchäme mich vor mir ſelber. Ich glaube itzt den Brief von Ihrem Vetter beſſer zu verſtehn, als ich ihn geſtern Abends verſtand, da ich Ihnen ſolchen zu leſen gab. Vielleicht iſt ihm ſchon etwas von der Sache bekannt, und eine dergleichen Handlung von einem Großvater kann einem Enkel allerdings nicht gleichgültig ſeyn, wenn er auch auf weiter nichts ſieht, als auf den Verluſt eines Theils der gehofften Erbſchaft. Ich habe verſchiedne Urſachen, Sie zu bitten, daß Sie gegen ihn weder von dem Antrage des Herrn Vaters, noch von meinem Briefe etwas gedenken. Wir wollen ihm eine Unruhe erſparen, welche vielleicht vergebens ſeyn würde. Beſchleunigen Sie Ihre Antwort, Gnädige Frau. Ich werde nicht eine Minute ruhig ſeyn, bis ich ſolches habe. Rathen Sie mir, aufrichtig rathen Sie mir, und, wo möglich, ſo, wie ich wünſche. Ihr Rath ſoll den Ausſpruch thun. Setzen Sie Sich an meine Stelle. Was würden wohl Sie thun? Ich bin ꝛc. ꝛc.

Was ich thun würde, mein gutes Fräulein? Das weiß ich in der That selbst nicht. Sie sind ein allerliebstes Mädchen. Ich glaube nicht, daß auſſer Ihnen noch ein Frauenzimmer in der Welt seyn kann, welches dem wunderbaren Einfalle meines redlichen Vaters einen so freundschaftlichen Anstrich geben würde. Aber gestehen Sie es nur, gestehen Sie es wenigstens aus Freundschaft zu mir, daß man auch mitten unter den Schwachheiten meines alten Vaters den vernünftigen, den rechtschaffnen Mann erblickt. Es würde seiner Einsicht wenig zur Ehre gereichen, wenn er gegen Ihre Person, und gegen Ihren tugendhaften Charakter weniger Hochachtung bezeigt hätte. Er ist von Ihren Verdiensten so überzeugt, daß er sich und seine Jahre vergißt um Ihnen seine Hand anzubieten. Der rechtschaffne Alte! Was ihn vor den Augen der Welt lächerlich machen könnte, das macht ihn vor meinen Augen immer ehrwürdiger. Wäre mein Vater dreyßig Jahre jünger, so würde ich aus Liebe zu ihm, und aus Freundschaft gegen Sie, mir alle Mühe geben, Sie zu bereden, daß Sie ihn in seinen Wünschen glücklich machten. Da dieses nicht ist, so kann ich in der That nichts dazu sagen, ohne Ihren zärtlichen Geschmack zu beleidigen, und auf der andern Seite meinen Vater an einer Hoffnung zu hindern, auf der sein ganzes Glück zu beruhen scheint. Sie haben Recht, Fräulein, völlig Recht, daß zu einer vergnügten Ehe noch etwas mehr gehört, als die Wahl einer vernünftigen Person. Allerdings muß eine nähere Gleichheit in Jahren dabey seyn. Die Urtheile der Welt lassen Sie Sich an nichts hindern. Die Welt urtheilt allemal anders, als wir handeln; und Sie mögen Sich entschliessen, wozu Sie wollen, so werden Sie allemal getadelt werden. Folgen Sie Ihrer Neigung, so werden Sie die glücklichste Wahl treffen. Fragen Sie Ihren Onkel, den Obersten. Er ist mit meinem Vater so vertraut, und im übrigen so vernünftig, daß er in dieser Sache am besten rathen kann. Meinem Vetter will ich nichts sagen; aber das bitten Sie

ihm ja ab, daß Sie glauben, der Eigennutz werde ihn bey dieser Sache unruhig machen. Er hat seine Fehler, Fräulein, sehr grosse Fehler: aber eigennützig ist er nicht. Wenn ich ihn recht kenne, so glaube ich, er würde Ihnen von unserm und seinem Vermögen noch weit mehr wünschen, als Sie durch einen Ehecontrakt von seinem Großvater erlangen können. Verlassen Sie Sich darauf, ich will ihm nichts von allem sagen. Wie gefällig sind Sie, liebes Fräulein, daß Sie dem guten Menschen so viel Unruhe ersparen wollen! Das verdient eine besondre Erkenntlichkeit. Aber ich will ihm nichts sagen, auf mein Wort. Der arme Vetter, wie unruhig würde er sonst seyn! Darf ich es wissen, was Ihnen Ihr Onkel antwortet: so melden Sie mir es, so bald es seyn kann. Ich liebe Sie mit der vollkommensten Zärtlichkeit einer aufrichtigen Schwester; und ich glaube, daß ich Sie nicht zärtlicher lieben könnte, wenn Sie auch meine Mama wären. Denn vermuthlich war dieses das fürchterliche Wort, welches Sie in Ihrem Briefe meynten, und doch das Herz nicht hatten, es auszusprechen. Leben Sie wohl. Mein Vater hat sich entschlossen, seine Reise zu beschleunigen. Er will schon morgen ins Carlsbad gehen, um desto eher gesund und jung wieder zurück zu kommen. Können Sie es denn gar nicht übers Herz bringen, den guten Alten ein wenig zu lieben? Ueberlegen Sie es.

Gnädiger Onkel,

Es hat mir der Herr Cammerrath von . . . einen Heirathsantrag gethan, durch den ich meine zeitlichen Glücksumstände ansehnlich verbessern, und zu einem Range in der Welt gelangen könnte, um den mich vielleicht viele beneiden würden. Die Verdienste des Herrn von . . . und sein redliches Herz machen sich mir durch diesen Vorschlag noch weit kenntlicher, als sie mir bisher gewesen sind. Wollte ich bey meiner Verheirathung auf weiter nichts sehen, als auf diese Umstände: so würde ich nicht einen Augenblick

genblick nöthig haben, mich zu besinnen. Allein meine Jugend ist eine der wichtigsten Ursachen, welche mich unschlüssig macht, die Hand eines Mannes anzurehmen, die ich vielleicht mit besserm Anstande in kindlichem Gehorsam, als bey einer genauern Verbindung aus Zärtlichkeit küssen würde. Ich werde die Urtheile der Welt wider mich erregen, und niemals im Stande seyn, die Vorwürfe zu beantworten, die man mir mit guter Wahrscheinlichkeit, und doch allemal unschuldig machen wird. Versagen Sie mir, Gnädiger Herr, bey diesen zweifelhaften Umständen Ihren väterlichen Rath nicht. Sie sind bey Ihrem Alter und Ihren Erfahrungen besser, als ich, im Stande, die Wichtigkeit einer Entschlüssung einzusehn, von der mein ganzes Glück abhängt. Ich bin ruhig, da ich mich Ihrer Liebe und Vorsorge versichert halten kann. Ihre Einsicht wird mir das ersetzen, was mir bey meiner Jugend fehlt. Vergessen Sie nicht, daß ein Mädchen von sechzehn Jahren dem ehrwürdigen Alter des Herrn Cammerraths viel leichter Ehrfurcht, als Liebe versprechen kann; so weiß ich gewiß daß Ihr Ausspruch nach meinem Wunsche ausfallen wird. Ich übersende Ihnen seinen Brief, und bin mit der vollkommensten Hochachtung, u. s. w.

Liebes Fräulein,

Ich werde wohl nicht nöthig haben, dich um eine deutlichere Erklärung deiner Meinung zu bitten. Ich glaube, dich zu verstehn. Wenn ich auf weiter nichts sehn wollte, als dich angesehn, und reich in der Welt zu wünschen: so würde ich dir ernstlich anrathen, die Hand des Herrn Cammerraths anzunehmen. Aber ich will dich auch glücklich in der Welt wissen: und das möchtest du schwerlich bey ihm werden, da du bey deinen Jahren eher seine Enkelinn, als seine Frau, seyn könntest. Was muß der ehrliche Greis gedacht haben, da er dir einen solchen Brief geschrieben hat! Ich sehe sein ganzes Herz darinnen. Er ist ein rechtschaffner Mann; er ist in einem Fehler gefallen,

der auch bey rechtschaffnen Leuten eine Ueberellung bleibt. Aber so seyd ihr Mädchen. Ihr verführt Jünglinge und Greise; und der Teufel ist euch nicht klug genug, so alt er ist. Im übrigen verlasse dich auf mich. Du sollst ihn wider deinen Willen nicht zum Manne kriegen. Ich habe diesen Nachmittag eine nothwendige Reise auf meine Güter zu thun. In acht Tagen komme ich zu ück, und hernach will ich selbst an den alten Cammerrath schreiben, und ihm meine Meynung ganz treuherzig sagen. Er ist billig, ich vermag etwas über ihn, und ich hoffe, die Sache so einzurichten, daß er sich selbst begreifen wird, ohne auf dich einen Widerwillen zu werfen. Lebe wohl.

Gnädige Tante,

Sie halten es also wirklich für möglich, daß ich wegen meines Schicksals vier Tage in Ungewißheit und doch ruhig bleiben könne? Zweymal habe ich vergebens um die Erlaubniß angesucht, Ihnen aufzuwarten, und da ich mir endlich diese Erlaubniß selbst gegeben, so schienen Sie, Gnädige Tante, über meine Dreistigkeit auf eine ganz ungewöhnliche Art so misvergnügt, daß mich Ihre ernsthaften Vorwürfe noch unruhiger machten, als ich vorher war. Ich verlange ja nichts mehr zu wissen, als dieses, ob ich glücklich, oder unglücklich seyn soll. Ich glaube, diese Frage ist natürlicher Weise für mich so wichtig, daß ich solche thun kann, ohne der Hochachtung zu nahe zu treten, die ich Ihnen schuldig bin, und ohne die Pflichten zu beleidigen, die mein Großvater von mir fodern kann. Wie sehr verbittern Sie mir eine Pflicht, die ich von meiner ersten Kindheit an mit Vergnügen beobachtet habe, und die mir itzt zum erstenmale unerträglich wird, da man sie zu hoch treibt! Ich glaube, Gnädige Tante, mein Großvater und ich sind in diesem Falle als zwo fremde Personen anzusehn, wovon eine jede das Recht haben muß, ihre Absichten zu verfolgen, so gut es möglich ist. Und ich glaube, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, daß ich noch mehr Recht dazu habe,

be, als er. Meine Abſichten auf das Fräulein ſind gewiß älter, als die ſeinigen, und hat er derſelben ſeine Liebe eher und deutlicher entdeckt, als ich: ſo hat er etwas gethan, wovon ihn ſeine Jahre hätten abhalten ſollen, und woran mich meine Blödigkeit, und eine unzeitige Beſcheidenheit gehindert hat. Es mag blos auf den Ausſpruch der Fräulein ankommen, ich bin es ja zufrieden; nur das iſt zu hart, daß man mich hindern will, der Fräulein meine Liebe eben ſo deutlich zu entdecken, als es mein alter Großvater gethan hat. Was will ſie für einen Ausſpruch thun können, wenn ſie davon nichts weiß. Mein Großvater hält ſeine Abſichten vor mir am geheimſten; vielleicht mögen ſie alle wiſſen, nur ich noch nicht. Dieſes Mistrauen will ich mir zu Nutzen machen. Ich kann alſo dem Großvater ſagen, daß ich das Fräulein liebe, weil es mir ganz unbekannt iſt, daß er ſie liebt; und dem Fräulein kann ich meine Hand anbieten, da ich nicht weiß, daß es mein Vater gethan hat. Halten Sie etwan, Gnädige Tante, dieſen Einfall für zu verwegen? Vielleicht. Aber es iſt nun zu ſpät, mir ſolchen auszureden. Ich habe ſchon an den Großvater, an das Fräulein, und an den Oberſten von . . . deßwegen geſchrieben. Hier haben Sie eine Abſchrift von den Briefen. Entſchuldigen Sie, Gnädige Tante, eine Uebereilung, wenn es eine iſt, die nunmehr nicht geändert werden kann. Vielleicht wäre ich vorſichtiger, und gelaßner geweſen, wenn man ſich gegen mich etwas weniger geheimnißvoll bezeigt hätte. Die Umſtände, in die man mich geſtürzt hat, verdienen Mitleiden. Entziehn Sie mir ſolches nicht, Gnädige Tante. Ich würde ganz ohne Troſt ſeyn, wenn Sie mich nur einen Augenblick an Ihrem unveränderten Wohlwollen zweifeln lieſſen. Das können Sie nicht thun; Sie ſind zu gütig dazu, ich weiß es, und werde dafür niemals aufhören, zu ſeyn u. ſ. w.

Gnädiges Fräulein,

Ich wage es, Ihnen eine Sache zu entdecken, die Ihnen nicht mehr so unbekannt seyn könnte, wenn Sie die Gütigkeit gehabt hätten, seit einigen Monaten auf meine zärtliche Achtung gegen Sie etwas aufmerksamer zu seyn. Ich liebe Sie, unendlich liebe ich Sie. Lassen Sie Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren, und glauben Sie, Gnädiges Fräulein, daß ich die Heftigkeit meiner Neigung gegen Sie noch mehr Ihrem tugendhaften Charakter als Ihrer Schönheit zu danken habe; so groß auch die Vorzüge sind, die Sie durch die letztere vor vielen Ihres Standes und Ihres Geschlechts erlangt haben. Dieses ernsthafte Bekenntniß würde manchem Fräulein übertrieben klingen; bey Ihnen aber darf ich diesen Vorwurf nicht befürchten. Sie sind von dem Werthe der Tugend, die Ihnen selbst so eigen ist, überzeugt; wie viel habe ich bey Ihnen gewonnen, wenn ich Sie überzeugen kann, daß auch ich diesen Werth kenne! Ich kann es alsdann sichrer wagen, Ihnen mein Herz und meine Hand anzubieten. Durch den Tod meiner Aeltern bin ich in den Stand gesetzt, frey zu wählen; und ich habe Niemanden, als meinen Großvater, welcher ein Recht hat, mir Regeln vorzuschreiben. Dieser ehrwürdige Greis liebt mich aufrichtig; und da ihm sein hohes Alter nicht zuläßt, an etwas anders, als an seinen Tod, und an das Glück seiner Kinder zu denken: so wird er sich unendlich erfreuen, wenn er erfährt, daß ich auf dem Wege bin, ewig glücklich zu werden. Ich weiß, wie hoch er Sie schätzt. Und wie ruhig wird dieser gute Alte bey seinem nahen Tode entgegen sehn, wenn er hoffen kann, daß ihm eine so liebenswürdige Tochter die Augen zudrücken soll! Gönnen Sie mir, Gnädiges Fräulein ein Glück, welches ich durch Hochachtung, und beständige Zärtlichkeit künftig zu verdienen suchen will, wenn ich auch itzt dessen noch nicht würdig seyn sollte. Lassen Sie mich hoffen. Mehr verlange ich itzt nicht. Wie schwer wird es mir seyn, dieses

Ver-

Verſprechen zu halten! Erinnern Sie mich daran, ſo oft ich es vergeſſe. Sie werden mich ſehr oft erinnern müſſen. Aber laſſen Sie mich nicht zu lange hoffen, ohne mich ganz glücklich zu machen. Ich erwarte dieſes Glück von Ihren Händen, die ich tauſendmal küſſe, und bin, u. ſ. w.

Gnädiger Herr Oberſter,

Die Freundſchaft, die Ew. Gnaden gegen meinen Großvater hegen, macht mir Hoffnung, daß ich nicht vergebens bitten werde, wenn ich mich Ihrem gnädigen Wohlwollen empfehle. Ich weiß, wie ſehr Sie Sich allemal freuen, wenn Sie ſehn, daß es unſrer Familie wohl geht. Schmeichle ich Ihnen wohl zu viel, wenn ich Ihnen entdecke, daß itzt mein ganzes Glück in Ihren Händen ſteht? Ich liebe die Fräulein von L . . . Ich wünſche mir das Glück, mich auf ewig mit ihr zu verbinden. Ein Wunſch, der für mich faſt zu verwegen ſeyn würde, wenn ihn nicht ihre Tugend und Schönheit rechtfertigten. Meine Glücksumſtände ſind Ew. Gnaden bekannt. Meine Jugend hindert mich nicht, an eine Heirath zu gedenken, da ich bey meinem Vermögen weiter nicht Urſache habe, ein Glück in der Welt zu ſuchen. Ich würde es nicht beſſer finden, und dennoch durch dieſen Verzug in Gefahr kommen, daß größte Glück zu verlieren, das ich mir iemals wünſchen kann. Alle, die das Fräulein kennen, ſind von ihren Verdienſten überzeugt. Dieſes macht mich unruhig. Mein Großvater, deſſen hohes Alter, und ſchwächliche Geſundheit mich alle Tage in die traurige Furcht ſetzt, ihn zu verlieren, wird weit ruhiger ſterben, wenn er mit ſeinen abgelebten Händen vor ſeinem Ende diejenige noch als Tochter ſegnen kann, deren rühmliche Eigenſchaften ihm, wie ich glaube, bekannt genug ſind. Wie zufrieden muß der letzte ſeiner Tage ſeyn, wenn er ſieht, daß mich der Himmel durch dieſe Verbindung weit glücklich gemacht hat, als er mir iemals bey aller ſeiner Zärtlichkeit wünſchen können! Ich habe dem Fräulein meine Neigung entdeckt: ſie wird ohne Ihren Aus-

spruch sich zu nichts entschliessen. Unterstützen Sie mein Bitten, Gnädiger Herr. Ich werde mit unermüdeter Sorgfalt alle Gelegenheit suchen, Ihnen zu zeigen, daß ich mit unterthäniger Hochachtung sey ꝛc.

Gnädiger Großpapa,

Sie hatten allerdings Ursache, mir bey Ihrer Abreise meine Zerstreuung und Unruhe vorzuhalten. Ausser der Besorgniß für Ihre Gesundheit, welche mir bey einer so beschwerlichen Reise, und bey Ihren hohen Jahren in Gefahr zu kommen schien, hatte ich allerdings noch ein Anliegen, welches meinen innerlichen Kummer verrieth. Es geschah damals nicht aus Mangel eines kindlichen Vertrauens, daß ich diesen Kummer vor Ihnen verbarg. Ich bin von Ihrer väterlichen Liebe überzeugt genug, und die Art, mit welcher Sie Ihre Kinder lieben, ist mehr die Zärtlichkeit eines vertrauten Freundes, als die Ernsthaftigkeit eines bejahrten Vaters. Mein Anliegen war zu wichtig, als daß ich hätte gelassen seyn können; und bey Ihrer Abreise war ich noch ungewisser, als itzt, ob ich in meinen Absichten glücklich seyn würde. Erinnern Sie Sich, Gnädiger Großpapa, wie oft Sie gewünscht, mich noch vor Ihrem Ende verheirathet zu sehen. Sie haben mir mehr als einmal vorgestellt, wie nöthig es sey, meine Güter selbst zu verwalten, und meine Jahre auf dem Lande in Ruhe zuzubringen, ohne mich um das zweydeutige Glück des Hofs zu bemühen, oder im Kriege mein Heil zu versuchen. Sie haben den Einwurf niemals gelten lassen, daß ich noch zu jung sey, ruhig zu leben. Sie waren so gütig mich zu versichern, daß Sie bey Ihrem Alter Sich kein größres Vergnügen vorstellen könnten, als die Familie desjenigen noch zu sehen, der der einzige Erbe Ihres Namens sey. Ich halte es für einen Theil meiner Pflicht, alles zu thun, was Ihnen ein Vergnügen machen kann. Diese Vorstellung hat bey mir alle die Zweifel überwunden, welche mir sonst so wichtig schienen. Ihr Alter, Gnädiger Großpapa,

die

die tägliche Abnahme Ihrer Kräfte, die schreckliche Besorgniß, Sie unvermuthet zu verlieren, da Sie der Himmel uns nunmehr zwey und siebenzig Jahre erhalten hat; alles dieses ist Ursache, daß ich mir vorgenommen habe, Ihren Wunsch und mein Glück zu beschleunigen. Ich würde trostlos seyn, wenn ich mir vorwerfen könnte, eins von beiden gehindert zu haben. Nein, Gnädiger Großpapa, da ich das Zeugniß eines gehorsamen Sohnes von Ihnen so oft erhalten habe, so mag ich auch itzt nicht Gelegenheit geben, diesen Titel zu verlieren, auf den ich stolzer bin, als auf mein ganzes Vermögen, und auf meinen Adel. Ich will mich verheirathen. Ich habe mir eine Person ausgesehn, die Ihrer väterlichen Liebe würdig ist. Ihr Stand, und ihre Schönheit sind das vornehmste nicht, was mich zu diesem Entschlusse bewogen hat. Ihre Tugend ist es, ihr unvergleichlicher Charakter. O wäre ich itzt bey Ihnen, Gnädiger Großpapa, um Ihnen die Hände zu küssen; um Ihnen alles zu sagen, was ich fühle, da ich dieses schreibe; um ein Zeuge von den väterlichen Thränen zu seyn, die Sie, ich weiß es gewiß, die Sie über das Glück Ihres Enkels vor Freuden fallen lassen; Ihres Enkels der Ihre ganze Liebe hat, und an dem Sie den Seegen Ihres Gebets noch bey Ihrem Leben erfüllt sehn! Ich schreibe in einer wahren Entzückung, aus Liebe zu Ihnen, meinem besten Vater, dem liebreichsten Greise in der Welt, und aus Liebe zu meinem Fräulein, meinem englischen Fräulein! Kann man sich wohl anders ausdrücken, wenn man von der Fräulein von L . . . redet? Ihre Person ist Ihnen nicht unbekannt; aber sollten Sie ihre Gemütsart, ihre vortreffliche Gemüthsart so kennen, wie ich sie seit etlichen Monaten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt: Sie würden mit gefaltnen Händen mir vom Himmel ein Glück erbeten helfen, dessen ich in der That kaum würdig bin; und das, wenn mir es der Himmel giebt, mir nur Ihrentwegen, nur als eine Belohnung Ihres redlichen Herzens, und zur Erhörung Ihres Seegens, Gnädiger Großpapa, gegeben wird. Sie sehn mein ganzes Herz; aber wem

wollte ich es auch lieber entdecken, als Ihnen? Ich habe an die Fräulein geſchrieben, auch an ihren Onkel. Noch zur Zeit habe ich von beiden keine Antwort. Ich finde Urſachen zu hoffen, daß die Fräulein nicht abgeneigt iſt. Ein Umgang von etlichen Monaten hat mich ſie kennen lehren, und ich weiß, daß mein Brief nicht gleichgültig aufgenommen iſt. Sie wird es aber doch auf den Ausſpruch ihres Onkels ankommen laſſen. Nur eins befürchte ich noch. Ihr Onkel glaubt, ſie ſey zum Heirathen noch viel zu jung. Ich glaube es nicht, Gnädiger Großpapa, und ich hoffe, Sie werden meiner Meynung ſeyn. Da ich nur zwanzig Jahre alt bin, ſo iſt ein Fräulein von ſechzehn Jahren für mich wohl nicht zu jung. Wäre ich älter, ſo würde ich mich allerdings ſchämen, ihrem Onkel zu widerſprechen. Ich bitte Sie, Gnädiger Großpapa, an den Herrn Oberſten zu ſchreiben; Ihr Vorſpruch giebt der Sache auf einmal den Ausſchlag. Eilen Sie, das Glück Ihres Sohnes zu beſchleunigen; ein Glück, von dem mein Leben, und meine ganze Wohlfahrt abhängt. Der Himmel laſſe dafür Ihre Jahre geſegnet, und Ihr Alter ſeyn, wie Ihre Jugend. Dieß iſt der Wunſch Ihres Enkels, welcher Ihnen mit kindlicher Hochachtung die Hände küßt.

Vetter,

Nun kommt Ihr mir abſcheulich vor. Es iſt mein Ernſt, glaubt es mir, mein ganzer Ernſt. Wenn die Liebe einen jungen Menſchen zum Narren macht: ſo lache ich über ihn, oder bedaure ihn auch, nachdem er es verdienet. Aber wer aus Liebe boshaft, und zum Heuchler wird, der verdient meinen Abſcheu. Sonder Zweifel ſeyd Ihr mit Eurer Weisheit ſehr zufrieden, daß Ihr auf die glückliche Erfindung gefallen ſeyd, die Fräulein, die ohnedem unruhig genug iſt, noch mehr zu beunruhigen, und Euern alten redlichen Vater zu einer Zeit zum Zorne wider Euch zu reizen, wo ſeine Cur eine vollkommene Gemüthsruhe verlangt, wenn ſie nicht zu ſeinem Tode ausſchlagen ſoll, und wo der arme Vater

doppelt

doppelt unglücklich seyn muß, da er keinen vertrauten Freund um sich hat, der ihn trösten kann, und da auch sein ungerathner Sohn von ihm entfernt ist, dessen Reue, denn ganz verstockt seyd Ihr wohl noch nicht, dessen Reue über ein so thörichtes Beginnen ihn wieder beruhigen könnte. Wie wenig versteht Ihr Euer eignes Glück! Ich vermied die Gelegenheit, Euch zu sprechen, zu der Zeit, da ich wirklich für Euch arbeitete, da es aber noch zu früh war, Euch etwas davon zu entdecken. So klug Ihr Euch zu seyn einbildet, so wenig seyd Ihr es, Vetter, so bald Eure Leidenschaften in Bewegung kommen. Die Fräulein, und ich, hatten den Onkel unvermerkt auf unsre Seite gebracht. Gleich nach seiner Rückkunft wollte er an unsern Vater schreiben, und ihm von seiner Liebe abrathen. Sein Rath ist vernünftig, und freundschaftlich; unser alter Vater, ihr wißt es wohl, ist ein rechtschaffner Mann, und von Einsicht. Er würde seine Uebereilung erkannt haben; er würde den Obersten, und die Fräulein gebeten haben, sie zu vergessen, und Niemanden etwas davon zu entdecken; ich und Ihr hätten davon nichts gewußt; nach einiger Zeit hätte es Euch frey gestanden, um die Fräulein anzusuchen; Euer Vater würde selbst dazu geholfen haben, und die Fräulein hätte, ohne den Wohlstand zu beleidigen, Euch eine Hand anbieten können, die frey war. Kurz, alles wäre nach Wunsche gegangen. Ich sage Euch dieses, Euern Stolz zu demüthigen. Alle meine freundschaftlichen Absichten habt Ihr durch Eure unbedachte Hitze verderbt. Die Fräulein muß Euch meiden, da Ihr Euch so öffentlich zum Nebenbuhler Eures Großvaters aufwerft. Vom Onkel könnt Ihr wohl nicht verlangen, daß er Euch mehr lieben soll, als seinen alten Freund, unsern Vater; und dieser zärtlich liebende Vater muß Euch hassen, da er noch nicht Zeit gehabt hat, sich von seiner Schwachheit zu erholen, und da er Euch als die einzige Hindrung seiner Absichten ansieht, durch welche er glücklich zu werden glaubte. Kann Euch der Haß eines Vaters, welcher Euch mehr, als sich selbst, liebte, gleichgültig seyn?

Habt

Habe Ihr noch einige Empfindung der kindlichen Liebe, fällt es Euch noch zuweilen ein, wie zärtlich dieſer beleidigte Vater gegen Euch war, ſeyd Ihr noch ein Menſch: ſo müßt Ihr erſchrecken, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr mit eigner Hand, die der unglückliche Vater Euch beym Abſchiede ſo liebreich drückte, ihm das Herz durchbohrt. Denn das iſt die gewiſſe Folge, die Euer übereilter Brief haben wird. Er iſt mehr, als übereilt, er iſt boshaft, und tückiſch. Ihr bemächtiget Euch im Anfange des Briefs ſeines Herzens, da Ihr ihn an ſeine Liebe, an Eure Jugend, an ſein Verlangen, Euch verheirathet zu ſehn, an Euern ehemaligen Gehorſam erinnert. Ihr malet ihm die Perſon, die Ihr Euch ausgeſehn habt, ſo vortreflich und tugendhaft, als er ſie Euch wünſchen kann, und alsdann erſt, da Ihr ſeine ganze Zärtlichkeit in Bewegung gebracht habt, da der gute Greis gewiß ſchon vor Freuden über das bevorſtehende Glück ſeines liebſten Kindes geweint hat, alsdann erſt nennt Ihr ſein Fräulein von L . . . . Kan ein beleidigter Feind grauſamer ſeyn, als ſein Sohn gegen ihn iſt? Was war Eure Abſicht, ihn auf einer jeden Zeile an ſein Alter zu erinnern? Zitterte Euch die Hand nicht, da Ihr die Jahre des Fräuleins mit Euren Jahren verglicht, und glaubtet, daß Euer Verlangen ungereimt ſeyn würde, wenn Ihr älter wärt? Seyd Ihr allein ſo ſcharfſichtig, daß Ihr euch einbildet, andre würden dieſe Vergleichung nicht verſtehn? Und waret Ihr wohl unverſchämt gnug, zu wünſchen, daß andre und Euer Vater dieſe Bitterkeit verſtehn möchten? Vetter! Seyd Ihr bey dem Vorwurfe der Ehre und der Menſchenliebe taub: ſo ſeyd Ihr es gewiß auch, wenn ich Euch an die Pflichten der Religion erinnern wollte. Es fehlt nur ein einziger Schritt noch zu Euerm völligen Verderben. Ich erſchrecke, ſo oft ich den Schluß Eures Briefs leſe. War Euch die Schrift nicht heilig gnug? Eure Bosheit vollkommen zu machen, mußte ſelbſt das Gebet zu einem bittern Vorwurfe dienen. Ach thörichter Vetter! Euer Alter ſey nicht wie Eure Jugend! Wie ſehr wünſche ich Euch das!

Wie

Wie ſehr wünſche ich, daß Ihr niemals Urſache haben möget, mit Schrecken an den Misbrauch dieſes Wunſches zu denken! Faſt ſchäme ich mich Eurer. Verlangt nicht, mit mir zu ſprechen, bis wir Briefe von unſerm Vater bekommen haben, und bis ich ſehe, ob ihn Eure Thorheit das Herz bricht. Das hätte ich von Euch nicht geglaubt. Der redliche Vater! Ich bin itzt zu ernſthaft, Euch zu ſagen, was ich von Euerm Briefe an das Fräulein halte. Er iſt ein Miſchmaſch von Pedanterie und Tändeley. Das Fräulein müßte wenig Geſchmack und Einſicht haben, wenn er ihr erträglich ſeyn ſollte. Ich ſchäme mich, das Fräulein zu ſprechen. Wie ſehr liebte ich Euch, Vetter, ehe ich Euch kannte, ehe ich noch wußte, zu welchem Grade der Bosheit Ihr fähig wäret! Ich mag Euch nicht ſehn, durchaus nicht, bis ich Briefe vom Vater habe. Vielleicht lebt er itzt nicht mehr, da ich dieſes ſchreibe. Ich weine! Seyd Ihr wohl verſtockt genug, gleichgültig zu bleiben, da Eure Thorheit mich zu Thränen zwingt. Nehmt dieſen Brief auf, wie Ihr wollt. Ich fühle es, daß ich Euch doch noch liebe. Liebte ich Euch weniger, ſo würde ich gelaßner ſchreiben. Ich war die

Euch

zärtlich liebende Schweſter.

Gnädige Tante,

Sollen denn auch Ihre Bedienten Zeugen von meiner Schande ſeyn? Viermal bin ich geſtern bey Ihnen geweſen. Sie haben verboten, Niemanden vor Sich zu laſſen. Ich leſe es in den Augen aller, die im Hauſe ſind, daß ſie von meiner Uebereilung wiſſen. Gnädige Tante, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung. Ich habe einen Fehler begangen; ich ſchäme mich deſſen; ich ſehe es ein, wie unrecht ich an meinem Vater gehandelt habe; ich glaubte es nicht. Ich hielt es für ein unſchuldiges Mittel, mein Glück zu befördern. Ich liebe meinen Vater unendlich,

noch

noch dieſen Augenblick liebe ich ihn ſo ſehr, als jemals. Es war keine Bosheit, nein Gnädige Tante; Unvorſichtigkeit, eine Thorheit war es, die von der Liebe und Jugend herkam. Verdient denn dieſe Thorheit, daß Sie mir Ihre Liebe entziehn wollen? daß Sie mich in einer Unruhe laſſen, die alle Angſt eines Miſſethäters übertrift? Haben Sie denn noch keinen Brief von meinem Vater, von meinem beleidigten Vater? Ja! Beleidigt habe ich ihn, aber aus Thorheit, nicht aus tückiſcher Bosheit? Erlauben Sie mir, zu Ihnen zu kommen. Ich bin auſſer mir!

Vetter,

Wie ſehr freue ich mich über Eure Unruhe! Noch ſeyd Ihr nicht ganz verlohren. Ihr würdet weniger fühlen, wenn Ihr verſtockt wäret. Gebe doch der Himmel, daß Eure Reue nicht zu ſpät ſey! Der Augenblick wird es entſcheiden, da ich Briefe von unſerm Vater bekomme. Bis ich dieſe habe, kann ich Euch unmöglich ſprechen. Gebt Euch keine vergebne Mühe. Weder Euch, noch ſonſt einen Menſchen laſſe ich vor mich. Meine Bedienten wiſſen die Urſache nicht. Traut mir die Ueberlegung zu, daß ich ihnen eine Sache nicht ſagen werde, die ich vor meiner vertrauteſten Freundinn geheim halten muß. Auf den Abend erwarte ich Briefe mit der Poſt. Ihr ſollt den Augenblick Nachricht davon haben. Gott laſſe ſie vergnügt lauten! Wie ſehr werde ich mich erfreuen, wenn meine Sorge vergebens geweſen iſt, und wenn ich keine Urſache behalte, mich zu ſchämen, daß ich Euch ſo aufrichtig geliebt habe.

Gnädige Tante,

In dieſem Augenblicke kömmt die Poſt. Laſſen Sie nach Briefen fragen, und reiſſen Sie mich aus einer Beängſtigung, die mir unerträglich wird. Ich zittre, wenn ich daran gedenke, daß unſer guter Vater krank oder wohl gar . . . . Nein, das glaube ich nicht; das wird der Himmel nicht thun. Es war ja nur eine jugendliche Thorheit.

Sollte

Sollte die so hart bestraft werden, als die gröſste Bosheit? Wie sehr muſs ich für meine Thorheit leiden, und wie groſs muſs die Angst eines Menschen seyn, der aus Vorsatz boshaft gewesen ist! Der Augenblick, in dem ich die Briefe von Ihnen bekomme, muſs mein künftiges Schicksal entscheiden. Lebt er, ist er noch gesund; wie froh will ich dem Himmel danken! Ich will mich aller Strenge geduldig unterwerfen, die mein Vater über mich beschlossen hat. Nimmermehr will ich ihn wieder beleidigen, den rechtschaffnen Vater! Sollte er gar todt seyn; o, Gnädige Tante, diesen Gedanken kann ich nicht ertragen! An dem Tode des zärtlichsten Vaters Ursache seyn, Ihre Liebe verlieren, und dem Fräulein verächtlich werden, das entschuldiget die gröſste Verzweiflung. Mein Entschluſs wird schrecklich seyn; aber es ist mir auch alsdann unerträglich, länger zu leben. Ich erwarte die Briefe mit Zittern.

Vetter,

Der Vater lebt noch. Er ist gesund. Hier ist sein Brief. Er ist geschrieben, daſs Ihr ihn lesen sollt. Es wird Zeit dazu gehören, seine Liebe wieder zu gewinnen, die Ihr ganz verloren habt. Ich glaube, er würde noch heftiger seyn, wenn er vermuthen könnte, daſs Ihr und ich etwas von seinen Absichten auf die Fräulein wüſsten. Noch zur Zeit hält er Euch für unartig und dumm. Wüſste er so viel, als ich, so würde er Ursache haben, Euch für boshaft zu halten. Macht Euch den Fehler zu Nutze, den Ihr begangen habt. Seyd künftig klüger. Bemüht Euch, das Herz Eures Vaters wieder zu gewinnen. Es kostet Euch ein grosses Opfer; aber ich kann Euch nicht helfen. Das Fräulein ist unbaſs, ich werde sie morgen besuchen. Lebt wohl, und glaubt, daſs ich Euch liebe.

Frau Tochter,

Meine Reise ist, Gott lob! glücklich gewesen. Ich bin am fünften dieses hier angekommen, und habe so

gleich meine Badekur angetreten, woben ich mich wohl befinde. Im rechten Fuſſe habe ich ſeit einigen Tagen ziemliches Reiſſen. Es könnte wohl gar das Podagra werden. Je nun, nun! vielleicht lebe ich hernach noch zwanzig Jahre länger, und bin deſto muntrer, wenn es vorbey iſt. Aber aufs Hauptwerk zu kommen. Was für ein Narr iſt unſerm Jungen, meinem Enkel, in den Kopf geſtiegen! Lies einmal ſeinen Brief, Frau Tochter, den ich geſtern von ihm bekommen habe. Des Himmels Einfall hätte ich mir eher verſehn, als ſo einen albernen Streich von dem Buben. Kaum habe ich den Rücken gewandt, ſo wird das Närrchen verliebt, und weißt du wohl, in wen? In die Fräulein von L . . . Ich ſehe wohl, ich muß dem Jungen wieder einen Informator halten, daß er in die Schule geht, ſonſt wird er zu muthwillig. Bedenke nur einmal, Frau Tochter, der Limmel iſt kaum neunzehn Jahre alt, und will ſchon eine Frau haben, und was das lächerlichſte iſt, bloß aus Hochachtung für mich will er eine Frau haben, damit ich das geſchwinde Vergnügen haben ſoll, in meinem zwey und ſiebenzigſten Jahre zu erfahren, wie meine Urenkel ausſehn. Ich glaube, Frau Tochter, der Bube iſt betrunken geweſen, da er an mich geſchrieben hat. Wenn habe ich ihm denn gute Worte gegeben, daß er ſich verheirathen ſoll? Meine ſelige Frau hat wohl ein paar mal davon geſprochen, ich habe wohl auch ein Wort davon laufen laſſen, es kann ſeyn; aber die Fräulein von L . . . iſt keine Sache für ihn, ſchlechterdings keine Sache. Das Mädchen iſt gut genug, es iſt wahr, ſie iſt gut erzogen, ein frommes chriſtliches Mädchen, und ſieht ganz reinlich aus; aber ſie iſt für ihn viel zu jung. Was ſoll ſie mit ſo einem Laffen anfangen, der ſelber noch eine Kinderfrau braucht? Und wenn die Fräulein ja heirathen will, ſo wird ihr der Oberſte ſchon einen feinen vernünftigen Mann ausſuchen, der in ſeinen beſten Jahren iſt, und die gute junge Fräulein vollends heran ziehen kann. Ihr Vermögen iſt auch, unter uns geſprochen, nicht das ſtärkſte, und Fritze muß

eine

Frau mit Gelde haben, da er nichts gelernt, und kein Amt hat, folglich nichts verdienen kann; denn für einen Müssiggänger ist er noch lange nicht reich genug. Aber so machen es heut zu Tage unsre junge Herrchen. Wenn sie ein paar Dörfer voll Bauern, und sieben Haare im Kinne haben, so denken sie, sie sind reich und alt genug, Papa zu werden. Hernach setzt sich der Taugenichts auf sein Gut, und wird der vornehmste Bauer im Dorfe. Zu meiner Zeit, o! da wars ganz anders! Ich war ein mäßiger Bursche von dreyzehn Jahren, als mich mein Vater seliger, der Oberstwachtmeister, mit nach Wien nahm. Da half ich Wien entsetzen, und schlug den Türken. Das gieng warm zu, Frau Tochter. Die Strapazzen, und was ich in folgenden Jahren ausgestanden habe, hätte Fritze nimmermehr ausgestanden. Ich war schon vier und zwanzig Jahre alt, als mir mein Vater eine Frau gab. Ich will Fritzen schon auch eine geben, wenn es wird Zeit seyn; aber die Fräulein von L - - - nicht. Sage es dem Himmel! Ich weiß nicht, Frau Tochter, seit welcher Zeit hat denn der Bengel lernen die Nativität stellen? Woher weiß er denn, daß ich bey meinen hohen Jahren nicht lange mehr leben kann? Zwey und siebenzig Jahre, und die noch nicht einmal völlig, sind bey meinem gesunden und starken Körper ja kein so erschrecklich hohes Alter; und meiner seligen Großmutter Bruder hat in seinem drey und siebenzigsten Jahre noch taufen lassen. Die Zeit mag Fritzen schrecklich lang werden, daß der Großvater so ein zähes Leben hat. Mit einem Worte, Fritz ist ein Narr, sag es ihm; und damit er klug werde, so habe ich mich entschlossen, daß er drey Jahr auf Reisen gehen soll. Er kann seine Sachen darnach einrichten. So bald ich zurück komme, soll er fort. Er soll über Wien, wo ich meine erste Campagne gethan habe, nach Italien, und sodann weiter, und damit der Junge unterwegens keinen Schaden nimmt, so will ich ihm meinen alten Kammerdiener mitgeben. Kömmt er nach drey Jahren wieder heim, und ich habe ihn in ein feines

austrägliches Amt gebracht: so mag er sich eine Frau nehmen, ich bins zufrieden, aber die Fräulein von L . . . nicht. Er kann eine hübsche reiche Wittwe freyen. Es wird ihm auch gut thun, wenn er einen Thaler Geld mit kriegt. Die Zeiten sind schwer! Nun, wie gesagt, Frau Tochter, er kann sich reisefertig halten. So bald ich komme, muß er fort. Laß ihn den Brief lesen. Es wird so gut seyn, als wenn ich ihm selber geantwortet hätte. Lebe wohl, und antworte mir bald.

N. S. Ich habe ein paar Tage vor meiner Abreise der Fräulein von L . . . gewisse Rechnungen zugeschickt. Ob sie solche wohl muß bekommen haben? Erinnere sie daran. Vielleicht antwortet sie ein paar Zeilchen. Sie darf den Brief nur unfrankirt gleich auf die Post geben. Ich möchte nur wissen, wie Fritze auf die Fräulein gefallen wäre. Der Laffe!

Gnädige Frau Hofräthin,

Ich befinde mich etwas leidlicher, und bitte mir nunmehr die Ehre Ihres Zuspruchs aus. Mein Onkel hat an den Herrn Kammerrath geschrieben; hier ist eine Abschrift von seinem Briefe. Ich bin sehr wohl zufrieden, daß die Sache allem Ansehn nach besser ausschlägt, als ich anfangs hoffen können. Diese Unruhe wäre also grösstentheils überstanden, aber ich befinde mich in einer neuen. Ich verlange sehr mit Ihnen zu sprechen. Wie glücklich ist man, wenn man eine so vertraute Freundinn hat, als Sie sind, Gnädige Frau! Ich misbrauche Ihre Liebe; aber ich weiß mir nicht zu helfen. Kommen Sie bald. Ich bin, u. s. w.

Hochwohlgebohrner Herr Cammerrath, Hochgeehrter Herr Bruder,

Wenn sich der Herr Bruder noch wohl befindet, so wird es mir lieb zu vernehmen seyn. Ich befinde mich,

dem

dem Himmel sey Dank, für meine Jahre ganz wohl. Im übrigen hat die Fräulein von L - - , meine liebe Base, mich avertirt, daß mein hochzuehrender Herr Bruder eine christliche Absicht auf das Mädchen habe. Dessen freue ich mich nun gar sehr, und danke dem Herrn Bruder herzlich für das freundschaftliche Zutrauen zu meiner Familie, und namentlich zu dem guten Kinde. Sie ist fromm und wohl erzogen, und eine gute Wirthinn, die ihren Mann einmal in Ehren halten wird. Allermeist aber kann ich dem Herrn Bruder nicht verhalten, daß das Mädchen fast zu jung ist, in den heiligen Ehestand zu treten. Sie wird kaum noch sechzehn Jahre seyn, und das, deucht mich, ist fast zu jung, eine Wöchnerinn zu werden. Man macht die guten Dinger vor der Zeit alt, und sie kommen in das Ehestandskreuz, ehe sie recht anfangen zu leben. Wie ich denn dem Hochgeehrten Herrn Bruder nicht bergen mag, daß die Fräulein sehr schwer daran geht. Sie ist von so gutem jugement, daß sie des Herrn Bruders Verdienste vollkommen einsieht. Sie gratulirt sich gar höchlich, wie es denn auch billig ist, der Ehre, die ihr angetragen wird, und sie hat mich versichert, daß sie sich nichts mehr wünsche, als mit der Zeit einen Mann zu haben, der so rechtschaffen und edel gesinnet sey, als der Herr Bruder. Nichts minder sieht sie wohl ein, wie groß das Glück in Ansehung der zeitlichen Umstände sey, das ihr angetragen wird. Unbeschadet diesem allen ist sie von dem Gedanken nicht abzubringen, daß sie noch zu jung sey. Wenn aber ich es sehr ungern sehe, daß sie sich in den Kopf gesetzt hat, vor ihrem zwanzigsten Jahre nicht zu heirathen: so wäre dieses ungefähr mein unvorgreiflicher Rath, man liesse das Mädchen vollends heran wachsen. Ist sie zwanzig Jahre, und der Herr Bruder bleibt auf seiner Meynung, eh bien, vielleicht giebt sichs hernach eher. Der Herr Bruder ist bey seinen Jahren noch munter, und vigoureux, und wird dieser gebetenen dilation gar wohl deferiren können. Es laufen hier keine fatalia, wie in foro. Selbst beliebigem

Gutachten überlasse dieses alles, was ich hier wohlmeynend schreibe. Posito aber, der Herr Bruder fände Bedenken, seinem Suchen zu inhæriren, und glaubte, daß bey mehr zunehmenden Jahren es bequemer, und seinem Alter anständiger wäre, unverheirathet zu bleiben, und den Rest seiner Tage in Ruhe zuzubringen, und das Wohl seiner lieben Kinder, die den Herrn Bruder mit vieler Aufrichtigkeit verehren, fernerweit als ein zärtlicher Vater zu besorgen, die auch denselben pflegen und warten, als es für einen guten ehrlichen Vater gehört, und rechtschaffnen Kindern allenthalben eignet und gebühret; posito also, sage ich, es vergienge dem Herrn Bruder die Lust, sich wieder zu vermählen: so wird es mir lieb seyn, wenn Er für mich und die Meinigen die gute Meynung behält, und der Fräulein huld und gewogen bleibt, wie es denn dieselbe verdient, und es weiter zu verdienen suchen wird. Der ich den Herrn Bruder göttlicher Obhut empfehle, und nach abgelegtem guten Wunsche zu einer ersprießlichen Badekur, und glücklichen Wiederkunft mit alter deutscher Treue unabläßlichen beharre,

Hochwohlgebohrner Herr Cammerrath,

Meines Hochgeehrten Herrn Bruders

dienstwilliger Freund und Diener.

N.

Frau Tochter,

Sende dem Herrn Obersten von ... innliegenden Brief unverzüglich zu. Es liegt mir daran. In acht Tagen hoffe ich, so Gott will, zurück zu kommen. Ich bin seit etlichen Tagen nicht gar zu wohl gewesen. Das Reissen in Gliedern wird immer heftiger. Die hiesigen Aerzte sind alle der Meynung, es sey eine fliegende Gicht. Ich hätte es doch nicht gedacht. Die beständige Mattigkeit ist das, was mir am meisten beschwerlich fällt. Der Appetit ist

schlecht,

schlecht, und der Schlaf unruhig. Mit einem Worte, ich fühle meine Jahre. Das Alter ist selbst eine Krankheit, sagten unsre Väter. Wie Gott will! Ich bin alle Stunden bereit. Der Himmel bringe mich nur wieder gesund zu Euch, damit ich meine Kinder vor meinem Ende noch segnen kann. Sage es Fritzen, er soll nicht auf Reisen gehen, ich habe mich anders entschlossen. Wenn es geht, wie ich wünsche, so habe ich einen Weg vor mir, ihn glücklich zu machen. Mündlich ein mehrers. Grüsse Fritzen. Der Junge wäre gut genug, wenn er nur klüger wäre. Vielleicht giebt es sich mit den Jahren. Wie nachsehend sind doch die Aeltern gegen die Fehler ihrer Kinder! Wenn die Fräulein noch nicht an mich geschrieben hat, so kann es Anstand haben, bis ich zurück komme. Ich werde sie wohl bey Ihrem Onkel sprechen. Ich bin,

Liebe Frau Tochter,

Dein redlicher Vater.

N. S. Fritze soll sich zwey reiche Kleider machen lassen, und neue Livrey für die Bedienten. Wenn ich komme, daß alles fertig ist. Lebe wohl.

Hochgebohrner Herr Oberster,

Hochgeehrtester Herr Bruder,

Die Schwierigkeiten, welche das Fräulein von L . . . gefunden hat, mich ihrer Gegenliebe zu würdigen, vermindern die Hochachtung im geringsten nicht, die ich gegen sie hege. Sie sind ihrem Alter und ihrer Einsicht so anständig, daß ich sie doppelt verehren muß. Hätte sie meinen Wunsch erfüllt, so wäre ich gewiß der glücklichste Mann geworden; ihr Glück aber würde immer noch unvollkommen gewesen seyn, da mich meine Jahre zu ernsthaft machen, ihre Liebe zu vergelten. So ungerecht bin ich nicht, daß ich mein Glück dem ihrigen vorziehen sollte.

Der Herr Bruder sind ein neuer Beweis, wie unschätzbar ein vernünftiger Freund sey. Ich sehe meine Uebereilung ein, die ich begangen habe. Sie erinnern mich auf eine sehr bescheidne Art meines Alters, und der Pflicht, die ein Greis bey seinem herannahenden Ende zu beobachten hat. Ich will Ihr Vertrauen zu verdienen suchen, und mich einer Leidenschaft entschlagen, die mir bey meinen Jahren nicht mehr anständig ist. Ich verwandle die Liebe, die ich gegen das tugendhafte Fräulein hegte, in eine väterliche Zärtlichkeit. Diesen einzigen Fehler halten Sie mir zu gute, daß ich zu eifersüchtig bin, den Besitz dieses liebenswürdigen Kindes iemanden anders als meinen Enkel zu gönnen. Ich weiß, daß er sie anbetet. Er verdiente nicht mein Sohn zu seyn, wenn er anders dächte. Es ist mir unbekannt, ob das Fräulein gütig genug ist, seine jugendlichen Fehler zu übersehn, und ob sie sich entschliessen kann, einen Menschen zu lieben, der weiter keine Verdienste hat, ihrer würdig zu seyn, als diese, daß er den Werth ihrer Tugenden und ihrer vorzüglichen Eigenschaften empfindet. Nehmen Sie Gelegenheit, Hochgeehrtester Herr Bruder, die Neigungen des Fräuleins zu untersuchen. Das Vermögen, welches mein Enkel von seiner Mutter ererbt hat, ist gar ansehnlich. Ich werde ihn, wenn ich lebe, in noch bequemere Umstände zu setzen suchen. Ich will ihm einen anständigen Rang kaufen. Sterbe ich einmal, so fällt der gröste Theil meines Vermögens wieder auf ihn. Aber ich will haben, daß er mir noch bey meinen Lebzeiten für meine Vorsorge danken soll. Für das danken uns die Kinder selten, was wir ihnen durch unsern Tod lassen müssen, weil wir es nicht ändern können. Diejenigen Wohlthaten geniessen wir selbst mit, die wir ihnen bey unserm Leben erweisen. Kann sich mein Enkel eine grössere Wohlthat wünschen, als die, um welche ich für ihn bitte? Er hält es selbst für die gröste, ich weiß es. Machen Sie ihn, und zugleich mich glücklich, Werthester Herr Bruder. Wir wollen das Vergnügen unsrer Kinder befestigen, weil wir

beide

beide noch leben. Vielleicht hat uns der Himmel unsre hohen Jahre nur um deswillen so lange gefristet, daß wir an diesem Glücke gemeinschaftlich arbeiten sollen. Ich denke ganz ruhig an meinen Tod, wenn ich mir vorstelle, daß ich in den Armen dieser zärtlich geliebten Enkelinn sterben soll. Lassen Sie diese mir so angenehme Vorstellung nicht vergebens seyn. Eilen Sie, meine Bitte zu erfüllen. Sie wissen nicht, wie lange Sie bey Ihren Jahren noch im Stande sind, es zu thun. Ich wenigstens fühle mein Alter alle Tage mehr. Meine Mattigkeit, und andre Beschwerungen erinnern mich stündlich an den letzten wichtigen Schritt, den wir zu thun haben. Ich werde meine Rückreise beschleunigen, und mit Ungeduld den Augenblick erwarten, da ich von Ihnen erfahre, ob sich das Fräulein entschliessen kann, meinen Enkel glücklich zu machen, und einem redlichen Vater, der sie so zärtlich liebt, seine Bitte, vielleicht seine letzte Bitte, zu gewähren. Der Himmel lasse unsre Kinder gesegnet seyn. Das Gebet eines Vaters bleibt nie unerhört. Es wird ihnen wohl gehen, und sie verdienen es auch. Wir wollen uns lieben, Herr Bruder, bis wir sterben. Unsre Kinder sollen von uns lernen, was Freundschaft sey, damit sie uns auch im Grabe noch segnen. Dieses schreibe ich mit der wahren Hochachtung eines alten Freundes, und bin,

Hochwohlgebohrner Herr Oberster,

Meines Hochgeehrtesten Herrn Bruders

ergebenster Diener.

* * * *

N. S. Es wird mir lieb seyn, wenn Sie, und die Fräulein vergessen, daß ich die Uebereilung begangen habe, sie auf eine andere Art zu lieben, als es itzt geschieht. Ich würde Sie bitten, gegen keinen Menschen etwas davon zu gedenken, wenn ich nicht wüßte,

daß Sie auch ohne meine Bitte so gefällig wären, meine Schwachheit zu bedecken. Grüssen Sie die Fräulein in meinem Namen tausendmal. Wie sehr verlangt mich bey Ihnen zu seyn! Die guten Kinder! Es gehe ihnen ewig wohl!

* *

„Bey Vernünftigen ist es eine der vornehmsten Regeln „in der Freundschaft, daß man Niemanden zu sei„nem vertrauten Freunde wähle, dessen Charakter, „dessen Fehler und Tugenden man nicht vorher sorgfältig „geprüft hat. Man behält zwar stets die Freyheit, sich „von seinem Umgange zurück zu ziehen, wenn man findet, „daß er die Hoffnung nicht erfüllt, die man sich von seiner „Aufrichtigkeit gemacht hat; allein der Vorwurf ist dennoch „bitter, und unsrer eignen Ruhe nachtheilig, wenn wir er„fahren müssen, daß wir zu leichtgläubig, oder doch nicht „vorsichtig genug gewesen sind.

„Ich habe mich vielmal gewundert, wie es kommen „müsse, daß man bey dem Heirathen, bey dieser wichtigsten, „und fast unzertrennlichen Art der Freundschaft, so wenig „Sorgfalt bezeigt, vernünftig zu wählen. Es wäre diese „Vorsicht besonders um deswillen sehr nötig, da gemeini„glich von beiden Theilen alle Sorgfalt angewendet wird, „einander zu hintergehn, und seine Fehler zu verbergen. „Unsre Vorfahren haben in gewissen Handlungen drey „Hauptmängel festgesetzt, welche den Kauf ungültig ma„chen, wenn sie verschwiegen worden sind. Sollte der Eh„stand nicht wichtig genug seyn, daß man ihrer auch we„nigstens drey festsetzte, durch welche die Verbindlichkeit „von beiden Theilen aufhörte, so bald sie verschwiegen wür„den.

„Ich gebe hiermit allen verheiratheten Personen, bei„derley Geschlechts, die Freyheit, und ersuche sie darum, „daß eine jede drey Fehler aufsetzen möge, von welchen sie „glaubt,

„glaubt, daß sie so wichtig seyn könnten, die Ehe zu tren-
„nen. Es wird diese Nachricht zu einem Schlüssel so vie-
„ler unglücklichen Ehen dienen, und ich werde Gelegenheit
„bekommen, aus allen Fehlern zusammen drey der wichtig-
„sten auszusuchen, und es an seinem Orte in Vorschlag
„bringen, daß sie durch ein Landesgesetz für zureichend erklärt
„werden möchten, als Hauptmängel alle Verbindung des
„Ehestandes aufzuheben. Mein Verleger hat Ordre, die
„Aufsätze anzunemen; ich werde sie sodann mit Verschwei-
„gung der Namen und Orte zusammen drucken lassen, und
„einen Vorschlag thun, der dem gemeinen Wesen nicht an-
„ders als vortheilhaft seyn kann, wenn er das Glück haben
„sollte, die Achtung der Obern zu verdienen.

„So viel muß ich noch erinnern, daß unverheirathete
„Personen kein Recht haben sollen, dergleichen Fehler in
„Vorschlag zu bringen. Sie haben gemeiniglich zu viel
„Vorurtheile, und ich würde müssen gewärtig seyn, viele
„wichtige Kleinigkeiten anzuhören.

„Da ich die Hoffnung nicht habe, daß mein patrioti-
„scher Einfall so bald zu Stande kommen, und als ein all-
„gemeines Gesetz eingeführt werden möchte: so würde ich
„gern sehen, wenn meine Mitbürger sich wollten gefallen
„lassen, ihre Liebesbriefe, statt der bisherigen Seufzer und
„Flammen, und verstellten Schmeicheleyen, so einzurich-
„ten, daß sie ein wahres und redliches Bekenntniß ihrer
„Fehler wären. Wie viel unglückliche Ehen würden wir
„weniger haben, wenn dieses geschähe!

„Ich gebe hier eine Probe von einem so aufrichtigen
„Bekenntnisse. Die übrigen Briefe, die angedruckt sind,
„erläutern dasjenige noch weiter, was ich von dieser Ma-
„terie oben gesagt habe. Wenn ich die Aufsätze einmal der
„Welt bekannt mache, welche wegen der drey Hauptmän-
„gel im Ehestande bey mir einlaufen werden: so will ich
„zugleich einen reichen Vorrath von Formularen für alle
„Stände und Arten der Liebhaber beiderley Geschlechts lie-
„fern, wie sie einander von ihren Fehlern beyzeiten Nach-
„richt

„richt geben sollen. Das Werk wird, wenn ich anders „die Welt kenne, ziemlich weitläuftig ausfallen. Es soll „auf Vorschuß gedruckt werden, und ich will zu mehrer „Erbauung die Namen derjenigen vordrucken lassen, wel„che darauf pränumeriren.

Hier sind die versprochnen Briefe.

Mademoiselle,

Ich liebe Sie mit der größten Hochachtung. Bey den Vorzügen, die Sie so schätzbar machen, und bey meiner Gemüthsart, ist nichts natürlicher, als daß ich Sie ewig zu lieben wünsche. Geben Sie mir Ihre Hand: so glaube ich der glücklichste Mann auf der Welt zu seyn. Vielleicht wundern Sie Sich über meinen unregelmäßigen Antrag. Meine Offenherzigkeit ist Schuld daran, und die Sache, die ich bitte, ist mir gar zu wichtig, als daß ich in dem Romanstyle darum bitten sollte. Ich lasse Ihnen acht Tage Zeit, Ihre Erklärung zu thun; länger halten Sie mich nicht auf, ich ersuche Sie mit aller der Zärtlichkeit, die ich gegen Sie empfinde. Mein Alter, meine Person, meine Glücksumstände sind Ihnen bekannt; aber vermuthlich meine Fehler nicht. Ich will so offenherzig seyn, und Ihnen diese sagen.

Ich bin eigensinnig, sehr eigensinnig, Mademoiselle. Sie können die Ordnung in meinem Hauswesen einrichten, wie Sie wollen, und wie es meine Umstände leiden; allein über diese Ordnung muß unverändert gehalten werden.

Ich muß eine jede Stunde voraus wissen, wenn ich essen, schlafen, arbeiten, und mich vergnügen soll. Die Veränderung einer einzigen Stunde bringt mich auf die ganze Woche in Unordnung. Ich werde Ihnen nichts an Putz und Bequemlichkeit mangeln lassen, was ihr Stand ersodert, und meine Einkünfte erlauben. Aber es wohnen in meiner Gasse Männer, welche noch einmal so vornehm, und noch einmal so reich sind, als ich. Werden Sie das Herz haben, die Weiber derselben prächtiger ausgeputzt zu sehen,

und ihren grössern Aufwand zu bemerken, ohne eine gleiche Pracht, und eben so viel Aufwand zu verlangen? Gewiß, Mademoiselle, ich würde es Ihnen abschlagen, und alsdann würden mich weder Bitten noch Thränen erweichen. Nur aus Liebe zu Ihnen würde ich nein sagen. Es ist keine Thorheit kostbarer, als die Thorheit, es denen gleich zu thun, welche vornehmer, und reicher sind, als wir. Wenn man sein ganzes Vermögen daran gewendet hat, um Vernünftigen zehn Jahre lächerlich zu werden: so ist man die übrige Zeit des Lebens Vernünftigen und Unvernünftigen verächtlich, wenn sie sehen, daß uns die Armuth hindert, länger thöricht zu seyn. Wenn Sie meine Frau sind, so verlange ich, daß Sie Sich eben so viel Mühe geben, mir durch einen reinlichen Anzug zu gefallen, als Sie Sich in den ersten Tagen unsers Ehestandes geben werden. Eine Frau, welche sich mehr für die Welt, als für ihren Mann putzt, verräth eine Sorglosigkeit, welche ihrem Manne empfindlich, und der Welt verdächtig seyn muß. Eifersüchtig bin ich nicht, aber ich werde es gern sehen, wenn Sie Ihre Aufführung so vorsichtig einrichten, als wenn Sie den eifersüchtigsten Mann von der Welt hätten. Meine Bedienten sind gewohnt, von mir als freye Menschen, und nicht als Sklaven gehalten zu werden. Es scheint mir unrecht, ihnen ihre Armuth empfinden zu lassen, da sie gemeiniglich keinen Fehler weiter haben, als diesen, daß sie nicht so reich sind, wie wir. Ich glaube nicht, daß es Ihnen schwer fallen wird, Sich eben so glimpflich gegen sie zu bezeigen, da dieses das bequemste Mittel ist, die Hochachtung und Treue der Bedienten zu gewinnen. Noch unzufriedner bin ich über diejenigen Herrschaften, welche sich zu ihren Bedienten allzuvertraulich herablassen. Man giebt ihnen eine Freyheit, deren sie sich mit der Zeit gewiß misbrauchen. Ich werde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie zu keiner Zeit vergessen, daß Ihr Aufwartmädchen niemals Ihre vertraute Freundinn ist. Bemächtigen Sie Sich der Herrschaft in der Küche. Ich verlange nicht,

daß

daß Sie selbst kochen sollen; aber das verlange ich, daß das Gesinde Sie für eine vernünftige Wirthinn, und nicht für ein erwachsnes Kind hält, welches nur da sitzt, um sich füttern zu lassen. Ich habe einen sehr armen Vater, welcher ein redlicher Greis, aber kränklich, und ein wenig einfältig ist. Getrauen Sie Sich wohl, ihn so zu lieben, wie Ihren eignen Vater? Ich werde es von Ihnen verlangen. Das Vermögen, welches mir der Himmel bey meiner Handlung gegeben hat, das hat er mir vermuthlich darum gegeben, um diesem redlichen Manne sein Alter erträglich zu machen. Es würde mir nahe gehen, wenn Sie anders dächten; und ich würde es nicht zulassen, gewiß nicht, Mademoiselle. Auf diesen alten redlichen Vater bin ich stolz, und meine Freunde können mir niemals empfindlicher schmeicheln, als wenn sie diesem gutherzigen Alten in seiner schlechten Kleidung eben die Achtung bezeigen, die man einem angesehenen Greise vom Stande schuldig ist. Wie sehr werde ich Sie lieben, Mademoiselle, wenn Sie Sich gewöhnen können, diesen guten Alten zu lieben! Noch eins. Ich kan mir nicht hitzig widersprechen lassen. Ich habe nicht allemal Recht, es ist wahr; aber ich sehe es gern, wenn man mir Zeit läßt, dieses selbst einzusehn. Ich sehe es sehr bald ein, und alsdann schäme ich mich doppelt, so wohl über meine Uebereilung, als über die Nachsicht meiner Freunde, die ich gemisbraucht habe.

Sehen Sie wohl aus allen diesen Umständen, Mademoiselle, daß ich die ungewöhnliche Absicht habe, Herr im Hause zu seyn? Es ist eine sehr altvätrische Mode, aber ich will sie doch beybehalten wissen. So viel kan ich Ihnen inzwischen versichern, daß so gewiß ich Herr im Hause zu seyn verlange, so gewiß will ich auch, daß meine Frau Frau im Hause seyn soll. Diese Versichrung muß Sie beruhigen.

Was meynen Sie, Mademoiselle? Getrauen Sie Sich, einen Mann zu heirathen, der alle diese Fehler hat? Glauben Sie, dem ungeachtet glücklich mit ihm zu leben?

Ich

Ich bitte mir binnen acht Tagen Ihre Antwort aus. Entschliessen Sie Sich dazu, so bin ich der glücklichste Mensch. Können Sie Sich nicht entschliessen, so werden Sie mir bey meinem aufrichtigen Geständnisse wenigstens nicht Schuld geben, daß ich Sie habe betrügen wollen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

R . . .

Hochzuehrende Tante,

Herr R . . . hat mir einen Antrag gethan, welcher eine genauere Ueberlegung wohl zu verdienen scheint. Noch bin ich unschlüßig, ob mir schon die offenherzige Art, mit welcher Herr R . . . sich erklärt, besonders gefällt, und viel Gutes verspricht. Ich übersende Ihnen seinen Brief, und bitte mir Ihren guten Rath, so bald als es möglich ist, aus. Die mütterliche Liebe, welche Sie bey andern Gelegenheiten gegen mich geäussert haben, läßt mich hoffen, daß Sie mir von ganzem Herzen rathen werden. Ich würde itzt meine verstorbne Mutter mehr als jemals vermissen, wenn mir nicht Ihre Wohlgewogenheit ein Recht gegeben hätte, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen. Ich habe meinen Onkel, und einige meiner Freundinnen des Wohlstands wegen zugleich mit zu Rathe gezogen: aber auf Ihren Ausspruch, Hochzuehrende Frau, werde ich es allein ankommen lassen, da mein Onkel, wenn ich es wagen darf zu sagen, ein wenig gar zu sorgsam ist, und meine Freundinnen gar zu leichtsinnig sind, Ich bin mit der Zärtlichkeit einer gehorsamen Tochter,

Hochzuehrende Frau,

Dero

ꝛc.

Hochzu-

Hochzuehrender Onkel,

Es iſt mir, wie Sie aus umliegender Abſchrift ſehen werden, von dem Herrn R . . . ein Vorſchlag zu einer Heirath gethan worden. Da auf dieſer Wahl mein ganzes zeitliches Glück beruht: ſo ſehe ich mich genöthiget, den guten Rath eines Mannes zu ſuchen, welcher die Welt ſo wohl kennt, als Sie, und von deſſen gütiger Vorſorge ich ſo überzeugt bin, als von der Ihrigen. Sie haben als Onkel die Gewalt mir zu befehlen; und deſto williger werde ich Ihnen bey dieſer Gelegenheit folgen, da ich Ihnen mit nichts als mit der Bitte beſchwerlich falle, mir Ihren guten Rath zu ertheilen. Ich bitte, die Antwort zu beſchleunigen, und verharre ꝛc.

Liebe Baſe,

Du biſt ein glückliches Mädchen, daß Du die Achtung und die Zuneigung eines Mannes haſt erlangen können, welcher ſo einſehend und vernünftig iſt, als Dein Bräutigam. Wie glücklich würden unſre Ehen ſeyn, wenn es eingeführt wäre, daß junge Leute einander ihre Fehler entdeckten, anſtatt daß ſie ſich alle Mühe geben, einander durch Schmeicheleyen ſolche zu verbergen, und ſich auf beiden Seiten zu betrügen! Der Schritt, den Du itzt thuſt, iſt der wichtigſte Schritt, den ein Frauenzimmer in ihrem ganzen Leben thun kann. Und doch iſt man gemeiniglich bey keinem ſo leichtſinnig, als bey dieſem. Die Uebereilung von einer Minute iſt der Grund zu einem Misvergnügen, das oft viele Jahre dauert, und ſich nicht eher endiget, als mit dem Tode. Alle unſre Einſicht, welche wir Frauenzimmer zu haben glauben, iſt gemeiniglich nicht hinreichend, die Verſtellung einer Mannsperſon zu überſehn, welche ſich um unſre Gegenliebe bemüht. In andern Fällen ſind wir ſcharfſinnig genug, nur in dieſem nicht, wo ſich Vorurtheile, Eigennutz, und andere Leidenſchaften einmiſchen, die uns deſto leichter blenden, je klüger wir uns

zu seyn dünken. O wie viel hast Du gewonnen, Liebe Tochter, daß Du alle Fehler Deines künftigen Mannes schon itzt besser kennst, als sie manche Frau an dem ihrigen nicht kennt, mit dem sie wohl schon viele Jahre in einer misvergnügten Ehe gelebt hat! Alle die Fehler, die Herr R . . . von sich selbst sagt, sind Tugenden, weil er sie gesteht; und sein Eigensinn, wenn es anders ein Eigensinn ist, verspricht einer vernünftigen Frau ein wahres Glücke, und ein dauerhaftes Vergnügen. Kannst Du Dir wohl mehr wünschen, als einen Mann, der um deßwillen Herr im Hause seyn will, damit er Dir bey Freunden und Bedienten das Ansehn der Frau vom Hause behaupten kann? Wie unvernünftig handeln unsre Weiber, welche die Größe ihres Ansehns auf die Verachtung ihrer Männer bauen wollen! Der Vorwurf fällt allemal auf sie zurück, daß sie bey dem Verstande, mit dem sie sich brüsten, keine klügre Wahl getroffen, und einen Mann genommen haben, dessen sie sich schämen müssen. Die Entschuldigung, daß sie der Eigennutz dazu gebracht hat, gilt hier nichts, oder es müßte möglich seyn, daß man einen thörichten Fehler mit einer noch größern Thorheit entschuldigen könnte. Laß Dich das nicht abschrecken, daß er Dir so deutsch heraus sagt, wie weit er dir den Aufwand und Staat zulassen will. Wäre er weniger billig, und hätte er nicht Willens, als ein ehrlicher Mann zu sterben; so würde er diese Vorsicht nicht brauchen. Er hat Recht. Es ist keine Thorheit abgeschmackter, als wenn man sich durch einen übermäßigen Aufwand denjenigen gleich setzen will, welche ihr Stand über uns erhebt. Vornehmern werden wir lächerlich; denen, die uns gleich sind, verächtlich; nicht einmal den Pöbel blenden wir. Verlohnt es sich wohl der Mühe, sein Vermögen zu verschwenden, um den Namen einer Närrinn zu erkaufen? Es ist dieses ein Fehler, den Weiber von demjenigen Stande, in welchen Du treten sollst, sich immer vorwerfen lassen müssen, und immer mit Grunde. Nimm ihn, Liebe Tochter, gieb ihm Dein Wort, so bald

Du kannſt, Das iſt mein Rath. Bloß um deßwillen verdient er Deine ganze Hochachtung und Zärtlichkeit, daß er Muth genug hat, vor den Augen der ganzen Stadt mit ſeinem alten guten Vater ſo groß zu thun, deſſen geringen Herkommens ſich vielleicht ein andrer ſchämen würde, der nicht ſo vernünftig wäre, als Dein Liebhaber. Wie gewiß kannſt Du ſeyn, daß er Dich auch im Alter noch zärtlich lieben wird, da er mitten unter den Schmeicheleyen, die er Dir als Liebhaber ſagt, mit einem ſo edlen Trotze Deine Hochachtung für ſeinen Vater von Dir verlangt. Was für Liebe und Ehrfurcht kann ſich Dein Bräutigam künftig von ſeinen Söhnen verſprechen, da er ſelbſt ein ſo tugendhafter Sohn iſt! Mit einem Wort, Du biſt glücklich. Gieb ihm Deine Hand. Dein Verſtand, und Deine gute Aufführung verdienen dieſes Glück. Lebe wohl mit ihm! Mädchen, ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Lebe ewig wohl! Ich liebe Dich als Mutter.

Hochzuehrende Tante,

Von einer ſo liebenswürdigen Freundinn konnte ich mir nichts anders, als einen ſo aufrichtigen Rath, und die zärtlichſten Wünſche verſprechen. Ich habe dem Herrn R*** geantwortet. Er wird, wie ich hoffe, mit meiner Erklärung, die er vom neuen ziemlich treuherzig gefodert hat, zufrieden ſeyn. Werde ich bey meiner Ehe glücklich, ſo werde ich es durch Sie, Hochzuehrende Frau. Ich ſende Ihnen meine Antwort, und zugleich einige Briefe von meinem Onkel, und einigen Freundinnen mit, die ich mir zurück ausbitte. Sie lieben mich alle, ich weiß es; aber wie ſehr unterſcheidet ſich dieſe theils eigennützige, theils flatterhafte Liebe von der mütterlichen Zärtlichkeit, die Sie, Wertheſte Tante, gegen mich bezeigen. Ich küſſe Ihnen dafür die Hände; der Himmel laſſe mir ſie noch viele Jahre küſſen! Wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ich der Vorſorge einer ſo gütigen Mutter beſtändig verſichert ſeyn kann! Auf künftigen Sonnabend werde ich Sie beſuchen. Vielleicht

leicht begleitet mich Herr R . . . zu Ihnen. Er muß Sie kennen lernen. So viel er sich auf seinen alten Vater zu gute thut, so stolz bin ich auf meine liebe Tante. Ich bin mit der kindlichsten Hochachtung,

Hochzuehrende Frau,

Dero

L.

Liebe Base,

Der Antrag ist vortheilhaft, nimm ihn immer an. Ich habe mich nach seinen Umständen erkundigt. Er steht gut. Wenigstens funfzigtausend Thaler hat er im Vermögen, und ist ein guter Wirth. Wenn er nur noch Pferde und Wagen abschafte. Er könnte alle Jahre dreyhundert Thaler ersparen, thut an Capital à 5 pro Cent sechstausend Thaler. Denke einmal an, Base, was das sagen will, und zwar bey einer Handlung, wie die seinige, wo er das Capital wenigstens auf zwanzig pro Cent nutzen kann. Sieh, wie weit Du es bringst. Mannichmal kann eine Frau viel sagen, wenn sie es recht anfängt. Auf seine Bedienten wendet er auch zu viel; die Leute leben wie die kleinen Herren. Viel Arbeit, und mäßig Futter macht gute Leute, sagte mein seliger Vater immer. Nun er mag das halten, wie er wil, es geht mich nichts an, und was mich nicht brennt, lösche ich nicht. Wie gesagt, nimm den Mann! Aber das sage ich dir, fange es klug an; es wird Dein Schade nicht seyn. Eine gute Ehestiftung ist das Hauptwerk. Schmiede das Eisen, weil es warm ist. Itzt thut er alles, was Du verlangst. Wenn er Dich einmal hat, hernach mußt Du nach seiner Pfeife tanzen. Du wirst mich wohl verstehn. Ich will Dir meinen Advocaten schicken, der weiß, wo die Zäume hängen. Du bringst ihm siebentausend Thaler mit. Laß Du Dir dreyßigtausend Thaler dagegen vermachen. Stirbt er ohne Kinder . .

was meynſt Du wohl, ob das geſchehn wird? Nun albernes Mädchen, darüber mußt Du nicht roth werden; wie geſagt, ſtirbt er ohne Kinder, ſo muß das ganze Vermögen an Dich fallen, ſchlechterdings an Dich, dafür ſorge ja, denn Du biſt ſeine Frau. Was gehn Dich ſeine armen Freunde an? Der alte Vater wird doch auch nicht ewig leben, und Du kannſt hernach noch allemal thun, was Du willſt. Es iſt beſſer, ſeine Freunde ſehn Dir in die Hände, als Du ihnen. Die Zeiten werden immer ſchlimmer, ſieh Dich ja wohl vor, Steuern und Gaben ſteigen. Der Einnahme wird immer weniger; und was ſoll hernach eine arme Wittwe anfangen, wenn ihr der Mann geſtorben iſt? Die Freunde ſind alsdann immer die ſchlimmſten. Wie geſagt, heirathe ihn in Gottes Namen; es iſt eine gute Parthie. Mein Advocat ſoll dir noch mehr ſagen. Ich muß auf die Börſe gehn. Lebe wohl.

N. S. Die dreyßigtauſend Thaler laß Dir in feinſilbrigen Zweydrittheilen verſchreiben. Je ſpäter Dein Mann ſtirbt, deſto mehr thun ſie hernach; denn das Agio ſteigt, Gott lob! alle Tage.

Schweſterchen,

Biſt Du toll? Du wirſt doch den eigenſinnigen Mann nicht heirathen wollen! Das wird einmal ein zärtlicher Ehmann ſeyn, der ſchon als Liebhaber ſo deutſch von der Leber weg ſpricht, ehe er noch weiß, ob Du ihn haben willſt. Das ſtünde mir an, daß ich mir auf eine ſo gebietriſche Art ſollte Lebensregeln vorpredigen laſſen. Es wundert mich, daß Dein zärtlicher Tyrann nicht gleich das Maaß mit geſchickt hat, wie weit Dein Reifrock ſeyn ſoll, wenn Du das Glück haſt, ſeine unterthänig gehorſamſte Frau zu werden. Alles von der Welt laſſe ich mir gefallen. Aber das mag ſich mein künftiger Mann ja nicht unterſtehn, daß er mir vorſchreiben will, was ich für Kleider tragen ſoll. Dafür iſt er mein Mann, und nicht mein Schneider. Hat

er

er das Herz nicht, eine Frau zu ernähren, welche ſo viel braucht, als ich: ſo mag er mich nicht nehmen; oder, wenn er mich doch nimmt, ſo ſoll er ſehn, wie ich ihm den Kopf will zurechte ſetzen. Was hilft uns denn unſer Eingebrachtes? Geben wir das um deswillen hin, daß wir die hohe Ehre haben, Frau zu werden? Sachte, vielkühner Ritter! Heut zu Tage ſpielt man die Romane anders! Ein Mädchen, das dem Manne tauſend Thaler zubringt, hat das Recht, ihm alle Jahre tauſend zu verthun. Dafür hat er auch eine Frau, die ihm Ehre macht. Soll ich mich um deswillen nicht ſo prächtig halten, als meine Nachbarinn, damit mein Mann ehrlich bleibt? Wo kömmt denn dieſe neue Weisheit her? Laß es ſeyn, Schweſterchen, daß der Mann zum Teufel geht, und bankrut macht: was ſchadet das der Frau? Und wenn alle Gläubiger betrogen werden, ſo gewinnt doch die Frau, oder ſie muß es ſehr dumm anfangen. Aber Dein Mann verliert ja ſeinen ehrlichen Namen dabey? Aber warum denn? Bey uns wohl nicht, Schweſterchen. Es iſt niemand ehrlicher, als ein muthwillig bankruter Kaufmann, und niemand glücklicher, als ſeine Frau, die ihn dazu gebracht hat. Wie altvätriſch biſt Du! Mit einem Worte, Dein Liebhaber mag ſeyn, wie er will, für mich wäre er nicht. So lange ich noch nach meinem Kopfe leben kann: ſo lange mag ich noch nicht ins Zuchthaus. Thue, was Du willſt, mit meinem Willen ſollſt Du den alten Jeſus Syrach nicht heirathen. Deßwegen wollen wir nicht ſitzen bleiben; ich gebe Dir mein Wort. Für unſer Geld können wir uns einen Mann kaufen, wie wir ihn haben wollen, einen feinen geduldigen, und gehorſamen Mann: das laſſe ich eher gelten. Lebe wohl und übereile Dich nicht. Ich bin Deine aufrichtige Freundinn ꝛc.

Jungfer Ruhme,

Ihr Herzensbändiger ſcheint ein allerliebſter Pedant zu ſeyn. Was muß er mit ſeiner Ordnung ſagen wollen, die er ſo einförmig gehalten wiſſen will, daß ihm nicht eine

Viertelſtunde verrückt wird? Der hätte ſollen einen guten Schulrektor in einem kleinen Städtchen abgeben, wo die Knaben von früh um ſechs Uhr an bis auf den Abend um zehn Uhr nach dem Takte der Ruthe ſich anziehen, lernen, eſſen, trinken, und ſchlafen müſſen, und das heute wie geſtern, und morgen wie heute. Unmöglich iſt es Ihr Ernſt, daß Sie dieſen ſchematiſchen Mann heirathen wollen. Verzeihn Sie mir dieſen Ausdruck; mein Bruder nennte ihn ſo, und lachte erſchrecklich dazu. Es muß wohl ein artiges Wort ſeyn; denn mein Bruder iſt witzig, wie der Henker! Wie geſagt, Ihr Ernſt kann es unmöglich ſeyn, oder Sie ſollten mich ſehr dauern. Bedenken Sie einmal, was ſoll das für eine Zucht werden? Einen Tag, wie den andern, beſtändig ordentlich, das iſt ja gar unerträglich! Soll ich Ihnen einmal wahrſagen? Wollen Sie wiſſen, wie es gehen wird? Hier haben Sie Ihren Lebenslauf:

Früh um ſechs Uhr ſteht die junge Frau auf, nachdem ſie dreymal gegähnt, und zweymal die Augen gewiſcht hat. Sie zieht ſich an, und zwar gleich reinlich und ſorgfältig, damit ſie das ſeltne Glück hat, ihrem theuern Gemahle zu gefallen. Es wundert mich, Liebe Jungfer Muhme, daß Ihnen Ihr Liebhaber nicht auch vorgeſchrieben hat, wie lang der Morgenſeegen ſeyn ſoll. Wie leicht könnten Sie länger beten, als er es ausgerechnet hat, daß Sie beten ſollten. Weiter:

Um ſieben Uhr wird Thee, oder Caffee getrunken, drey, höchſtens vier Taſſen, mehr nicht, junge Frau, bey Leibe nicht mehr, daß ja die Wirthſchaft nicht in Unordnung geräth. Mit dem Schlage achte muß auch das Frühſtück verzehrt, und alles wieder abgeräumt, und an ſeinen Ort geſetzt ſeyn.

Um acht Uhr geht der Mann auf die Schreibeſtube. Er küßt Sie zum Abſchiede, und geht! Sehn Sie nun, Jungfer Muhme, darauf können Sie alſo ſichre Rechnung machen, daß wenn er Sie den erſten Tag früh um acht

Uhr

Uhr geküßt hat, so küßt er Sie das ganze Jahr lang früh um acht Uhr. Beträgt in einem Jahre, richtig gerechnet, dreyhundert und fünf und sechzig Küsse zum Frühstücke, und wenn wir ein Schaltjahr haben, noch einen Kuß mehr.

Von acht bis zwölf Uhr haben Sie Zeit, Ihre Wirthschaft zu besorgen, und, wie Ihr zukünftiger Eheherr sehr tiefsinnig sich ausdrückt, sich der Herrschaft in der Küche zu bemächtigen.

Um zwölf Uhr kömmt er heim. Sorgen Sie ja, daß Sie fein nach Rauche riechen, und Rus am Arme haben, damit er die gute Wirthinn sieht. Aber vor allen Dingen sorgen Sie, daß das Essen mit dem zwölften Schlage auf dem Tische steht.

Bis um zwey Uhr wird gegessen, und wie ich hoffen will, nichts gethan, als Caffee getrunken.

Um zwey Uhr geht er wieder an seine Arbeit, und Sie gehn ins Bette. Denn so ein Barbar wird er doch nicht seyn, daß er Ihnen dieses verwehren wollte. Schlafen kostet ja kein Geld, und wenn Sie schlafen, so widersprechen Sie auch nicht; zween Hauptpunkte, die Ihr Sittenprediger sehr einzuschärfen sucht! Bis um sieben Uhr also thun Sie, was Ihnen gefällt, und dieses werden wohl die einzigen Stunden seyn, wo Sie im Stande der natürlichen Freiheit leben, wie mein Bruder zu sagen pflegt.

Um sieben Uhr erscheint der Herr vom Hause wieder, und versichert die Frau vom Hause seiner Gunst und geneigten Willens zuvorn.

Um acht Uhr kömmt das Abendessen unverzüglich.

Um neun Uhr, denn so lange, und länger nicht, darf man bey Tische sitzen, wird die Tafel aufgehoben, vielleicht gebetet; und sodann erhebt sich der Herr mit seiner huldreichen jungen Frau zum Camine, eine Pfeife Tabak zu rauchen, und sie zu examiniren, wie sie heute ihre Stunden eingetheilt hat.

Es schlägt zehn Uhr. Geschwind die Pfeife ausgeklopft, ausgezogen, zu Bette gegangen, und hernach — — —

was weiß ichs! Vermuthlich alles nach Stunden und Minuten, damit wir ja nicht in Unordnung kommen.

Früh um ſechs Uhr wieder aufgeſtanden, und ſodann ut ſupra, ſpricht mein Bruder.

Nun, Liebe Jungfer Muhme, wie gefällt Ihnen der Lebenslauf? So ordentlich geht die Sonne nicht auf und unter. Muß ſo ein Ehſtand nicht ſchön ſeyn? Aber das rathe ich Ihnen, wenn Sie einmal in die Wochen kommen ſollten, daß Sie Sich ja an die Stunde binden, die er Ihnen ſetzt; ſonſt bringen Sie ihn um alle ſeine Ordnung.

Im Ernſte, Ihr Liebhaber iſt unerträglich. Wenn Sie es gut mit Sich Selbſt meynen, ſo flechten Sie ihm ein niedliches Körbchen, und ſchicken Sie ihn heim. Das verdient der Eigenſinn. Ich verharre

Ihre Dienerinn

N. N.

Liebe Schweſter,

Das muß ich geſtehn! So offenherzig habe ich noch keinen Liebhaber geſehn! Eine ganz neue Mode, ſein Glück zu machen, wenn man ſeine Fehler beichtet! Das wolle der Himmel nicht, daß das Ding unter uns Mädchen Mode werde! was meynſt du wohl, Schweſter, daß ich zu meinen Amadis ſagen ſollte? Soll ich etwan ſprechen: „Ich habe die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich ein Mäd„chen bin, welches einen Mann haben möchte, und wenn „er auch noch dümmer wäre, als Sie, tapfrer Amadis. „Ich gebe Ihnen meine Hand, um mich dem jungfräuli„chen Zwange zu entreiſſen, und als Frau thun zu können, „was ich will. Ich habe den Fehler, daß ich keine Manns„perſon haſſe, ob ich gleich nur einen auf einmal heirathe. „Ich kann nicht leiden, daß Sie mir widerſprechen, denn „Sie ſind der Mann, und ich bin ein ſchwaches Werkzeug. „Ich werde Ihnen nicht mehr verthun, als ich brauche; „aber ich brauche ſehr viel, um andern Weibern nichts nach„zuge-

„zugeben. Ich werde alle Tage in Gesellschaft gehn, da„mit mir Ihre beständige Gegenwart nicht zur Last wird. „Sorgen Sie für Geld zum Spielen, damit Sie Ehre von „mir haben. Wenn ich erst spät in der Nacht nach Hause „komme, so schlafen Sie nur ruhig. Ich bin mündig, „und kann mir selbst rathen. Für die Wirthschaft werden „Sie sorgen, denn Sie sind Herr vom Hause. Ich habe „Sie geheirathet, um eine Frau zu seyn, und Sie, mein „Herr, haben die Ehre, daß Sie mein Mann sind, um „mich zu ernähren; wie Sie das möglich machen, das ist „meine Sorge nicht. Dieses sind meine Fehler, Zärtlicher „Amadis; besinnen Sie sich, ob Sie dem ungeachtet Sich „getrauen, mit mir glücklich zu leben.„ Wie gefällt Dir das, Schwester? Sollte ich so treuherzig seyn? Ich weiß wohl, wie ich bin, was braucht es mein Liebhaber zu wissen. Er wird es Zeit genug erfahren, wenn er mich am Halse hat. Du denkst vielleicht, Schwester, was für ein glückliches Mädchen Du bist, daß Du so einen treuherzigen Beichtsohn zum Freyer hast. Glaub es nur nicht. Das sind die schlimmsten, die sich so aufrichtig stellen. Wage es einmal, wenn er Dein Mann ist, und wirf ihm seine Fehler vor! Habe ich Dir es nicht gesagt, wird er sprechen, daß ich diesen Fehler habe, warum hast Du mich genommen? Aber das ist das schlimmste noch nicht. Hat dein Mann das Herz, so viel Fehler von sich selbst zu sagen: wie wird er Dir die Ohren reiben, wenn er Deine Fehler kennen lernt! Das wäre mir unerträglich. Wenn ich schon Frau bin, und Kinder ziehe, soll ich da noch erst mich selbst ziehen und hofmeistern lassen? Nein, Herr Mann, das lasse er bleiben, oder es läuft nicht gut ab!

Mit einem Worte, Schwester, überlege, was Du thust, und mache Dich nicht ohne Noth unglücklich. Lebe wohl.

Liebe Jungfer Gevatterinn,

Ich weiß nicht, was ich Ihnen rathen ſoll. So viel iſt gewiß; ich möchte lieber des Herrn R... Vater oder Bedienter ſeyn, als ſeine Frau. Er verlangt von Ihnen gar zu viel, gewiß gar zu viel. Mein ſeliger Mann, tröſte ihn Gott! hätte mir ſo kommen ſollen, wie Ihnen Ihr Liebhaber begegnet; mit Füſſen hätte ich ihn getreten, den Hund! Es kann unmöglich ein gutes Ende nehmen, da er ſchon ſo früh anfängt, die Klauen ſehen zu laſſen. Das wolle der Himmel nicht, was ſoll daraus werden! Wir armen Weiber! Wir haben die ganze Wirthſchaft, und die Kinder auf dem Halſe, wenn unſre Männer aus dem Hauſe gehen, und vornehmen, was ſie wollen. Sollen wir nicht zu Hauſe unſern Willen haben, da wir ohnedem halbe Sklavinnen ſind? Ueberlegen Sie es wohl, Jungfer Gevatterinn, bey Ihren Jahren und bey Ihrem Gelde können Sie allemal wählen, wie Sie wollen. Der junge Herr P... wird auſſer ſich ſeyn, wenn er es erfährt. Sie können es nicht verantworten, daß Sie dem armen P... beſtändig ſo ſpröde begegnet haben. Verſtand hat er freylich nicht, aber deſto beſſer für ſeine künftige Frau. Hat er doch Geld, und wenn der Vater ſtirbt, ſo will er Baron werden, und den Pfefferkram aufgeben. Denken Sie einmal! Frau Baroneßinn! Gnädige Frau Baroneßinn! Wie das klingt! Und wenn Sie den Herrn R... heirathen, ſo heißt es Frau R... ſchlechtweg, und wenn es hoch kömmt, ſo kömmt eine Frau Commerzräthinn heraus. Wie geſagt, übereilen Sie Sich nicht. Es wäre ewig Schade um Sie. Ich bin ꝛc.

N. S. Wiſſen Sie denn auch, daß Ihr Herr R... ſchon vierzig Jahre alt iſt?

Mademoiselle,

Ich habe neulich vergessen, Ihnen noch einen Fehler von mir zu sagen. Es ist dieser, daß ich sehr ungeduldig liebe, wenn ich liebe; und daß ich sehr unruhig bin, wenn ich in vierzehn Tagen die Erklärung noch nicht erhalten kann, die ich mir binnen acht Tagen ausgebeten. Haben Sie die Güte, melden Sie mir Ihre Entschliessung. Auf der Welt wünsche ich mir nichts so sehr, als Ihre Gegenliebe. Ich werde vielleicht untröstbar seyn, wenn Sie mir eine abschlägliche Antwort geben; aber ich schätze Sie zu hoch, als daß ich Ihnen den geringsten Zwang anthun sollte. Erklären Sie Sich frey. Bin ich unglücklich genug, Sie nicht zur Frau zu bekommen: so lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, daß Sie mich für Ihren Freund annehmen wollen. Ich werde das ewig seyn, und mich aufrichtig freuen, wenn es Ihnen allezeit so wohl geht, als es Ihre Tugend verdient. Ich bin

der Ihrige,

R . . .

Mein Herr,

Vielleicht würde ich Ihnen geschwinder geantwortet haben, wenn ich nicht so viel Hochachtung für Sie hätte. Ich habe Zeit gebraucht, um zu überlegen, ob ich das Zutrauen verdiene, welches Sie gegen mich äussern. Der Rath meiner nächsten Anverwandten schien mir in einer so wichtigen Sache nöthig zu seyn. Eine unvorsichtige Entschliessung würde vielleicht der erste Fehler gewesen seyn, den Sie an mir billig zu tadeln gefunden hätten. Diejenigen von meinen Freunden, auf deren Einsicht ich mich verlassen kann, versichern mir so viel gutes von Ihnen, mein Herr, daß ich mich nicht länger bedenken darf, Ihnen meine Hand anzubieten. Ich thue es mit der Empfindung einer Person, welche wünscht, durch Ihre Liebe glücklich, und Ihrer Zuneigung immer würdiger zu werden. Ich bin ꝛc.

Ich

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

„Ich hoffe, ich will mich mit der Erfahrung schützen, „wenn ich behaupte, daß viele aus Neigung lieben, „aber aus Eigennutz heirathen. Wenigstens haben „diejenigen kein Recht, mir zu widersprechen, welche sich „mit einem Frauenzimmer verbinden, die, nach dem or„dentlichen Laufe der Natur, ihre Großmutter seyn könnte. „Diese Liebhaber der Alterthümer gewinnen in der That „sehr viel, wenn man ihnen Schuld giebt, daß ihre Ver„bindungen aus Eigennutz geschehen. Wäre dieses nicht, „so würde man sie gar für närrisch halten; und ich glaube „nach der Art, wie die heutige Welt denkt, ist es immer „rühmlicher, eigennützig, als närrisch zu seyn. Ich bin „also nicht wider diese Art der Ehen. Dieses nur scheint „mir unleidlich zu seyn, daß man dergleichen Frauenzim„mern, welche ohnedem ihr Alter abergläubisch macht, so „viel von Liebe, und zärtlichen Empfindungen vorschwatzt. „Es ist unbillig, ihre Leichtgläubigkeit zu misbrauchen. Ich „will ein Formular geben, wie man in dergleichen Fällen „seufzen müsse. Ein jeder, der es braucht, wird es nach „seinen Umständen zu verändern wissen. In der Hauptsa„che werden wir immer einig seyn, wenn wir anders auf„richtig seyn wollen. „

Madame,

Da ich nur fünf und zwanzig Jahre alt bin, und Sie gestern in Ihr sieben und funfzigstes getreten sind; so wird mich die ganze Welt für einen Narren halten, wenn man erfährt, daß ich mich habe überwinden können, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und Sie um Ihre Gegenliebe bitte. Wäre ich einer von den jungen leichtsinnigen Menschen, welche auf weiter nichts sehn, als auf die Jahre, und auf ein frisches blühendes Gesicht, so würde ich mir selbst diesen Vorwurf der Thorheit machen. Aber nein, Madame, meine Liebe ist gründlicher, und ernsthafter. Ausser dem daß Sie, ungeachtet Ihrer Jahre, noch

immer

immer das muntre und frische Wesen beybehalten, das Sie in vorigen Zeiten schön und reizend gemacht haben mag: so besitzen Sie gewisse Vorzüge, Madame, die Ihren Werth unendlich erhöhn. Jedes Jahr, das Sie zu alt sind; können Sie mit tausend Thalern abkaufen; und Sie kommen mir bey dieser Rechnung kaum als ein Mädchen von sechzehn Jahren vor. Ich schwöre Ihnen also bey Ihrem Gelde, und bey allem, was mir ehrwürdig ist, daß ich Sie und Ihre Vorzüge aufs heftigste liebe. Entschliessen Sie Sich die Meinige zu seyn. Ich glaube, Sie werden bey Ihren Umständen mehr nicht von mir verlangen, als Ehrfurcht und Geduld. Diese verspreche ich Ihnen. Da Sie so vernünftig sind, Madame, so traue ich Ihnen zu, daß Sie meine Geduld nicht misbrauchen, und zum längsten in sechs Jahren Anstalt machen werden, mich in die Umstände zu setzen, daß ich den schmerzlichen Verlust einer so ehrwürdigen Frau als ein betrübter Wittwer zween Monate lang beweinen, und sodann durch Hülfe Ihres Geldes, mir ein junges Mädchen wählen kann, in deren Armen ich dasjenige empfinde, was ich itzt nicht fühle, und welche mich vergessen läßt, daß ich mir die Gewalt angethan habe, zu seyn,

Madame,

der Ihrige.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

„Ich habe mich schon oben erklärt, in wie weit ich es „entschuldige, wenn junge Mannspersonen alte Weiber heirathen. Lächerlich sind sie mir immer, das „kann ich nicht läugnen. Sind sie aber nur mit ihrem gu„ten Vortheile lächerlich, und machen sie nur Anstalt, daß „ihre bejahrten Schönen sich zu rechter Zeit abführen: so „werden sie etwas haben, womit sie sich über die Spöttereyen „der Welt trösten können. Sie kommen mir wie diejeni„gen vor, die vor dem alten Bilde einer Heiligen knien,

„das.

„das ſchon ihr Großvater angebetet hat. Werden ſie er„hört, ſo iſt es ſchon gnug, nur darf dieſe Andacht nicht „zu lange dauern. Oft fehlen wir in unſrer Hoffnung, „und alsdann iſt das Unglück nicht zu überſehn. Ich habe „einen Freund, welchen ſeine Schulden nöthigten, auf die„ſe verzweifelte Art zärtlich zu thun. Er hat ſein Unglück „zwanzig Jahre mit ziemlicher Gelaſſenheit ertragen. „Schon dreymal hat er alles eingekauft, was zur Trauer „eines Witwers gehört, und dreymal hat ſich ſeine fünf „und ſiebenzigjährige Phyllis entſchloſſen, wieder geſund „zu werden, und vom neuen aufzuleben. Er hat mich ge„beten, nachſtehenden Brief bekant zu machen, damit er „ſich bey denen entſchuldige, welche ihm die ungleiche Hei„rath mit einer fünf und funfzigjährigen Wittwe ehedem „als eine Thorheit haben auslegen wollen.

„Er wünſcht, daß ſich andre an ſeinem Exempel ſpie„geln, und ſich auf die Sorgfalt der Aerzte nicht zu ſehr „verlaſſen mögen, welche nicht allemal im Stande ſind, ei„nen Körper zu tödten, bey dem die Liebe alle heilſame Arz„neyen entkräftet. Hier iſt der Brief, welcher der Grund „zu ſeinem Unglücke war. Kann man wohl ſo unempfind„lich ſeyn, und ſolchen Reizungen widerſtehn?

Mein Herr,

Ich weiß in der That nicht mit Gewißheit zu ſagen, wie alt ich eigentlich bin. Nach meinem Taufſcheine bin ich etliche und funfzig Jahre. Ich kann mir aber nicht anders einbilden, als daß ſich der Küſter verſchrieben haben muß, denn nach meinen Kräften, nach der Begierde, die Welt zu genießen, und nach dem Verlangen, Ihnen, mein Herr, zu gefallen, nach allen dieſen Umſtänden zu urtheilen, bin ich unmöglich älter, als dreyßig, höchſtens ſechs und dreyßig Jahre. Ich bin auf dem letzten Balle ungemein mit Ihnen zufrieden geweſen. Sie haben bey Ihren zwanzig Jahren etwas ſo geſetztes, und männliches, welches alle meine Aufmerkſamkeit verdient. Die andern

jungen

jungen Herren flatterten um die Mädchen herum, die weder zum Lieben noch zum Tändeln alt genug, und viel zu jung sind, vernünftig mit sich reden zu lassen. Ich werde es ewig nicht vergessen, mit welcher Achtung Sie mir den ganzen Abend hindurch begegneten. Ich war die erste, die Sie zum Tanze auffoderten, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Sie versichre, daß ich bey aller Ihrer Bescheidenheit die lose Sprache Ihrer Augen verstanden, und Ihr ganzes Herz gesehen habe, als Sie mir die Hand zum erstenmale küßten. Fast sind Sie noch ein wenig zu furchtsam. Ich will Ihrer Schüchternheit auf dem halben Wege entgegen kommen. Ich will Ihnen sagen, daß ich Sie liebe. Urtheilen Sie, wie jung mein Herz seyn muß, da es mit dem Ihrigen einerley fühlt. Wie glücklich werde ich seyn, wenn ich bey einer genauern Verbindung mit Ihnen, mich wegen derjenigen Jahre schadlos halten kann, in denen ich an der Seite eines abgelebten mürrischen Mannes ganz trostlos seufzen müssen. Meine Aeltern zwangen mich, ihn zu heirathen, weil er Vermögen hatte: ich konnte ihn aber aller, Bemühungen ungeachtet, dahin nicht bringen, daß er seines Lebens überdrüßig geworden wäre. Dreyßig Jahre, können Sie es wohl glauben, dreyßig Jahre lebte er noch, und nur mir zum Trotze ist er nicht eher, als vor fünf Jahren gestorben. Ich bin ganz frey, und besitze, ausser einem zärtlichen Herzen, Geld genug, Sie glücklich zu machen. Wollen Sie meine Hand annehmen? Hier ist sie. Es kömmt auf Sie an, wie viel Sie verlangen, Sich einen Rang zu kaufen, und eine anständige Equipage anzuschaffen. Mit wem ich mein Herz theile, mit dem theile ich auch mein Vermögen. Mit der Zeit soll beides ganz Ihre seyn. Wären Sie weniger blöde, so würde ich mehr behutsam seyn, Ihnen meine Empfindungen zu entdecken. Ihre Liebe ist mir unschätzbar; wie groß wird das Vergnügen noch alsdann seyn, wenn künftig einmal, der Himmel gebe, so spat, als möglich, die Zeiten kommen, die uns bey einem herannahenden Alter nöthigen, unsre

re Liebe in eine ernsthafte Freundschaft zu verwandeln! Ich brenne vor Verlangen, Ihre Entschliessung aus Ihrem Munde zu hören. Ich werde auf den Abend zu Hause seyn. Wie jugendlich schlägt mein Herz, da ich dieses schreibe! Ich zittre, aber nur vor Vergnügen zittre ich. Wie entzückend wird der Augenblick seyn . . . Nein, mein Herr, mehr kann ich nicht sagen. Bey nahe vergesse ich, daß ich ein Frauenzimmer bin. Mit einem Worte, ich liebe Sie. Pressen Sie mir kein offenherziger Bekenntniß ab. Ich liebe Sie, und bin ganz

die Ihrige.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

„Die Menschen sind so sinnreich, daß sie vielmal ihren „gröszten Thorheiten einen frommen Anstrich zu ge„ben wissen. Bis auf die übereilten Ehen erstreckt „sich diese Art der Andacht. Viele heirathen, ohne zu über„legen, ob sie im Stande sind, den unentbehrlichen Auf„wand zu bestreiten, welchen eine Wirthschaft erfodert. „Sie sehen die Noth voraus, in die sie sich und die ihrigen „stürzen; sie können aber der Liebe nicht widerstehn. Und „weil sie in andern Handlungen vernünftig genug sind, „nichts unbesonnenes zu unternehmen: so suchen sie sich zu „bereden, daß diejenige Thorheit, zu welcher sie sich itzt „anschicken, eine Art von guten Werken sey, wo sie ihr „christliches Vertrauen auf die göttliche Vorsorge an den „Tag legen, und den Himmel, so zu sagen, bey seinem „Versprechen fest halten wollen, damit er Anstalt mache, „sie zu ernähren. Sie beten, und beten vielleicht andäch„tig. Aber auch eine Thorheit, die man mit Gebet an„fangt, bleibt dennoch eine Thorheit, und zieht oft die un„glücklichsten Folgen nach sich, welche in dem gegenwärti„gen Falle desto empfindlicher sind, je weniger wir uns vor„werfen wollen, daß die Schuld unser sey. Wir wollen „den Himmel zur Verantwortung ziehn. Wie leicht wird

uns

„uns das Herz, wenn wir jemanden finden, dem wir unſ-
„re Uebereilung Schuld geben können! Ein leichtſinniger
„Thor flucht auf das Schickſal; ein frommer Thor ſeufzt
„über den Himmel. Beide ſind Thoren!

„Da dieſe unvorſichtigen Verbindungen nicht ungewöhn-
„lich ſind: ſo werden ſich vielleicht Leſer finden, welche ſich
„nachſtehende zween Briefe zu Nuze machen können.„

Mademoiſelle,

Ich habe einige Jahre her das Vergnügen gehabt, durch einen öftern Umgang den Werth Ihrer Tugenden, und die Vortrefflichkeit Ihrer Gemüthsart kennen zu lernen. Da ich und Sie über die erſten Jahre weg ſind, in denen man die Empfindungen der Liebe gar leicht einer flüchtigen Uebereilung Schuld giebt: ſo kann ichs wagen, Ihnen meine Zärtlichkeit zu entdecken, und Sie zu verſichern, daß ich es für mein größtes Glück in der Welt halte, der Ihrige zu ſeyn; und daß ich dieſes mit einer ſo reifen Ueberlegung ſchreibe, daß ich überzeugt bin, dieſes Glück wird mir nach vielen ſpaten Jahren noch eben ſo ſchäzbar ſeyn, als es mir izt iſt. Was für ein Himmel muß ein Ehſtand ſeyn, wo ſich die Liebe auf Tugend gründet, und wo man ſich von beiden Theilen Mühe giebt, die Hochachtung gegen einander immer neu zu erhalten, und täglich zu vermehren! Dieſe ſeltne Glückſeligkeit kann ich mir von niemanden in der Welt verſprechen, als von Ihnen, Mademoiſelle; und ich meines Orts müßte aller Empfindungen der Menſchheit unwürdig ſeyn, wenn ich das Geringſte verſäumen wollte, Ihre Glückſeligkeit eben ſo vollkommen zu machen, als ich die meinige zu ſehn wünſche. Kann ich hoffen, in meinen Wünſchen glücklich zu ſeyn? Das macht mir keine Sorge, daß mein Amt ſehr wenig einträglich iſt; daß Sie ſelbſt kein Vermögen beſizen; und daß ich keine ſo nahe Hoffnung vor mir ſehe, wie dieſem Mangel der zeitlichen Glücksumſtände abzuhelfen ſeyn möchte. Es kann nicht fehlen, eine ſo tugendhafte Liebe, wie die

unsrige ist, läßt der Himmel nicht unbelohnt. Er wird uns Wege zu unsrer Verbesserung zeigen, die wir als einen Seegen unsrer vernünftigen Absichten ansehn können. Gesetzt aber auch, unsre Umstände verbesserten sich nicht, gesetzt, wir lebten kümmerlich; o wie viel haben wir vor tausend Familien voraus, da uns unsre aufrichtige und zärtliche Liebe nicht Zeit läßt, an unsern Mangel zu denken. Ich wenigstens, Mademoiselle, ich traue mir, bey Wasser und Brod der vergnügteste Ehmann zu bleiben, wenn ich das Glück habe, der Ihrige zu seyn.

Antwort.

Nein, wahrhaftig nein, mein Herr, das ist meine Religion nicht. So hoch ich Sie schätze, und so lieb ich Sie als einen meiner besten Freunde habe: so wenig kann ich mich entschliessen, als Frau im Namen Gottes mit Ihnen zu hungern. Glauben Sie mir, es geschieht nicht aus Leichtsinn, daß ich so schreibe. Sie kennen mich. So lebhaft ich bin, so ernsthaft bin ich auch, wenn ich an eine Verbindung denke, deren Folgen so wichtig sind. Ich bin überzeugt, daß Sie der rechtschaffenste Mann von der Welt sind, daß Sie mich aufrichtig lieben, daß Sie alles daran wagen würden, mich glücklich zu machen; daß unser Ehstand ein wahres Muster einer vernünftigen Ehe seyn würde. Das alles weiß ich. Aber, mein Herr, aus Hochachtung gegen Sie, aus wahrer Freundschaft, verstehn Sie mich wohl, aus bloßer Liebe zu Ihnen, mag ich Sie nicht zum Manne haben. Glauben Sie denn, daß unser Ehstand nur vier und zwanzig Stunden dauern soll? Und glauben Sie denn, wenn man vier und zwanzig Stunden Wasser und Brod gegessen hat, daß man sich nicht ein wenig Fleisch und Zukost wünscht. Bey einem leeren Magen kann sichs unmöglich lange zärtlich lieben. Stellen Sie Sich einmal vor, daß wir in christlichem Vertrauen auf die Vorsorge des Himmels Mann und Weib sind; daß Sie an diesem Ende der Stube Sitzen, und ich an dem andern;

daß

daß Sie nichts zu eſſen haben, und daß mich hungert; daß ich aus Liebe zu Ihnen recht ſatt thue, und daß Sie aus zärtlicher Gegenliebe den Kopf traurig ſtützen, und unruhig nachdenken, wo Sie etwas zu eſſen für Ihre verhungerte Hälfte, für Ihr anders Ich hernehmen ſollen: was für ein Himmel der Ehe wird dieſes ſeyn? Jemehr wir einander lieben, je bekümmerter müſſen wir ſeyn, wenn wir ſehen, daß es uns an den unentbehrlichſten Nothwendigkeiten fehlt. Wiſſen Sie wohl, was ich thun würde, wenn Sie alsdann mein Mann wären? Ich würde mir die äuſſerſte Gewalt anthun, mich alle Mittage um zwölf Uhr mit Ihnen zu zanken, mich bis aufs Schlagen mit Ihnen zu zanken, und Sie ſo lange zu reizen, bis Sie im Zorne zu mir ſprächen: Da, verhungre Beſtie! Wie ruhig wäre meine Liebe gegen Sie, wenn Sie alsdann meine Noth nicht fühlten, wenn Sie vor Aergerniß vergäßen, daß Ihre liebe Frau nichts zu eſſen hätte, wenn ich den Kummer, unſern Mangel zu empfinden, ganz allein litte! Was wollen wir uns unſer Leben ſo ſchwer machen! Der Himmel will uns alle ernähren, es iſt wahr; aber das verſprach der Himmel zu der Zeit, da wir noch nicht ſo viel brauchten, wie itzt, und da die Eitelkeit der Menſchen viel tauſend unnöthige Dinge noch nicht erſonnen hatte, die in der Welt, worinn wir nun ſind, ganz unentbehrliche Dinge geworden ſind. Noch eins fällt mir ein. Können wir durch unſre übereilte Zuverſicht nicht andre auch unglücklich machen? Als ein unverheirathetes Frauenzimmer ſollte ich zwar zu blöde ſeyn, dieſes zu ſagen; aber aus Furcht zu hungern ſage ich alles, was mir einfällt. Mit einem Worte, ich glaube gewiß, daß es eine Art der Grauſamkeit ſey, wenn junge Leute ſich verheirathen, ohne zu wiſſen, wie ſie ihren Nachkommen den nothdürftigen Unterhalt, und die nöthige Erziehung geben ſollen. Damit wir einander recht zärtlich und exemplariſch lieben können, ſollen deßwegen unſre armen Kinder verhungern, oder dem Vaterlande zur Laſt ſeyn? Wiſſen ſie was? Sie für Sich haben zu leben, ich für

mich auch; aber beide zuſammen haben wir kein Brod. Wir wollen leben, wie bisher. Ich liebe Sie als einen vernünftigen und rechtſchaffnen Freund; und Sie lieben mich als Ihre Freundinn. Dabey ſoll es bleiben, und wir wollen niemals eher zuſammen kommen, bis wir zu Hauſe uns ſatt gegeſſen haben. Unſer Umgang wird immer vergnügt, immer tugendhaft bleiben, und wir werden den dauerhaften Vortheil haben, daß wir bey unſrer Freundſchaft nicht unruhig ſind. Sind Sie mit meiner Antwort zufrieden? Wie ſchwer wird es mir, eine Sache auszuſchlagen, die ich bey andern Umſtänden für mein größtes Glück halten würde! Leben Sie wohl.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

„Da die Natur allen Thieren den Trieb zu lieben eingepflanzt hat: ſo fühlen ihn auch die Pedanten, „und oft fühlen dieſe ihn mehr, als vernünftige Geſchöpfe, weil man aus der Zergliedrungskunſt will wahrgenommen haben, daß diejenigen Creaturen am brünſtigſten ſind, die am wenigſten denken. Ich will meinen Leſern eine Art von dergleichen Seufzern mittheilen. Es „wäre zu wünſchen, daß ſie alle ſo beantwortet würden, „wie ich dieſen beantwortet habe. Auf dieſe Art würde ſich „das ſchmutzige Geſchlecht der Pedanten weniger vermehren. „

Hochzuehrende, und Werthgeſchätzte Jungfrau!

Wenn ich Ihnen ſage, daß die Sonne zum Erwärmen, der Vogel zum Fliegen, und der Menſch zum Lieben erſchaffen iſt: ſo ſage ich Ihnen eine Wahrheit, von der der wilde Scythe ſo ſehr, als der vernünftig denkende Grieche, überzeugt war. Amor omnibus idem! Die weiſe Natur hat dem Menſchen einen Trieb eingepflanzt, welchen er Liebe nennt, und der auf die Vermehrung ſeines

Ge-

Geschlechts abzielt. Ohne diesen Trieb würden die grossen Absichten der mütterlichen Natur nicht bestehn, und die Welt würde in ihr erstes Chaos zurück fallen, wenn die Menschen nicht liebten,

Ich, Hochzuehrende, und Werthgeschätzte Jungfrau, ich, der ich minima particula, ein kleiner Theil, dieses Ganzen bin, ich fühle diese Triebe der Natur mehr als jemals, da ich das Glück gehabt, Sie kennen zu lernen. Ich halte es für meine Pflicht, dieser Stimme zu folgen. Sie würden rebellisch seyn, wenn Sie diesen Trieben der Natur sich widersetzen, und nichts fühlen wollten, da Sie doch zu eben diesen grossen Absichten so fühlbar gebohren sind.

Lassen Sie uns denn, Werthgeschätzte Jungfrau, diese Triebe vereinigen, und, so viel an uns ist, hindern, daß die Welt nicht zur Wüste werde.

Sie heißen Dorothea, denn Sie sind eine wahre Gottesgabe; und da ich Theodor heiße: so wird es überflüssig seyn, zu beweisen, daß wir beide für einander geschaffen zu seyn scheinen.

Jener malte eine Sonnenblume, mit der Ueberschrift:

Sequitur sunm!
Wie dieser ist die Sonne:
So bist du meine Wonne!

anzudeuten, daß ein Verliebter niemals seinen geliebten Gegenstand aus den Augen lasse, sondern sich, gleich einer Sonnenblume, nach demselben beständig wende und kehre. Glauben Sie, Hochzuehrende Jungfrau, daß ich niemals meine eheliche Pflicht aus den Augen lassen, sondern mit unverwandten Augen nach Ihnen, wie ein Schiffer nach dem Polarsterne, sehn, und mir Mühe geben werde, Ihnen durch meinen Wandel ad oculum zu demonstriren, daß ich bis zu dem letzten Hauche des Lebens, ja, wo möglich,

noch länger, voll Hochachtung, Liebe, und Ergebenheit ſey.

Hochzuehrende und werthgeſchätzte Jungfrau,

Meiner Hochzuehrenden und Werthgeſchätzten Jungfrau,

gehorſamſter, und ehrendienſtwilliger,

N.

Antwort,

Mein Herr,

Es iſt ein groſſer Fehler von meinen Aeltern, daß ſie mich haben Dorothea nennen laſſen. Weil ich aber auch Johanne, und Sie Caſper heiſſen: ſo mache ich mir ein Gewiſſen daraus, die Natur in ihrer Ordnung zu ſtören, und mit Ihnen ein Bündniß einzugehn; welches mir nicht den großen Abſichten der mütterlichen Natur gemäß zu ſeyn ſcheint. Ich weiß nicht, was ich thun würde, wenn Sie ein vernünftig denkender Grieche wären, und ich eine wilde Scythinn; ſo viel aber weiß ich, daß ich es lieber zufrieden bin, wenn die Welt in ihr erſtes Chaos zurück fällt, als wenn ich mich, gleich einer Sonnenblume, nach Ihnen wenden und kehren ſoll. Jene malte einen kleinen Korb, mit der Ueberſchrift:

Mein Herr,

Ihre Dienerinn.

„Un-

„Unter tauſend glücklichen Vorzügen, die der Bauer
„vor vielen Vornehmen genießt, iſt auch dieſer, daß
„er meiſtentheils vernünftig, vorſichtig, und uneigennützig liebt. Es iſt wahr, er fängt gemeiniglich da „in der Liebe an, wo wir aufhören; aber dieſes iſt ein neuer „Vorzug für ihn, und wenn er weniger ſeufzt, ſo iſt er „auch weniger lächerlich. Er überlegt, ob er eine Frau ernähren kann. Er ſucht ſich eine Frau, die ihm in ſeiner „Nahrung helfen ſoll. Er ſorgt, daß ſeine Kinder geſund „und arbeitſam erzogen werden. Ein wenig Eiferſucht erhält die Liebe neu und lebhaft; und auch dieſes Vergnügen „fehlt dem Bauer nicht. Zur Abwechslung will ich ein „paar Briefe einrücken, welche zeigen, wie unſchuldig man „in den Hütten liebt. „

Grethe,

Du biſt ein flinkes Menſch. Ich habe es in der Heuernte geſehen, wie dir die Arbeit friſch von der Fauſt gieng. So eine Frau möchte ich haben! Willſt du mich, ſo ſchlag ein. Ich habe ein bezahltes Häuschen, funfzig Gülden baar Geld, und der gnädige Herr iſt mir auf ein ganzes Jahr Arbeiterlohn ſchuldig. Er wird mich ſchon bezahlen, wenn er Geld kriegt. Wir wollen uns redlich und ehrlich nähren, und für unſre Kinder wird ſich auch Brod finden, wenn ſie arbeiten lernen. Was meynſt Du, Grethe? Nimm mich, ich bin Dir gut. Thue mir nicht ſo ſchön mit Nachbars Chriſteln. Stecke den Brief nur hinter den Backofen, ich will ihn ſchon finden. Ich bin Dir recht gut.

Hanns,

Je nun nun! Kann ich Dich doch wohl nehmen, wenn ich Dir gut genug bin. Wir wollen beten und arbeiten, es wird ſchon gehn. Für die Kinder iſt mir nicht leid;

armer Leute Kinder brauchen nicht viel. Ich kriege von meiner Mutter noch zwanzig Gülden raus, und ein Ehrenkleid. Sonst habe ich nichts. Ein neues rothes Mieder habe ich noch mit weissen Knöpfen, und einen gehenkelten Thaler. Wir wollen einander in Gottes Namen nehmen. Brod wollen wir wohl verdienen. Ich scheue die Arbeit nicht. Mit Deinem Christel! Ich habe seit dem Pfingstbiere nicht mit ihm geredt. Du schierst mich nur. Sage ich dir doch auch nichts von der grossen Hofmagd. Du kannst mit meiner Mutter reden. Ich muß auf die Fröhne. Rede nur mit der Mutter.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

„Es giebt gewisse Vorurtheile, welche durch die Zeit „und Gewohnheit dergestalt gerechtfertiget worden „sind, daß es eine Nothwendigkeit ist, sich ihnen „zu unterwerfen, und daß man von derselben nicht abgehn „kann, ohne sich den Urtheilen der Welt, und vielen dar„aus erwachsenden Verdrießlichkeiten bloß zu stellen. Diese „privilegirten Vorurtheile äussern sich nirgends stärker, als „bey den Ehen, wenn eine von den beiden Personen sich un„ter ihren Stand verheirathet. Diese Ungleichheit des „Standes ist sehr schwer zu bestimmen, da gemeiniglich ein „jeder glaubt, er sey besser, als sein Nachbar. Ein rei„cher Bauer, der die Tochter eines armen Taglöhners freyt, „wird das ganze Dorf und alle Bauerpatricien wider sich „aufbringen. Die Bürger machen unter sich eine unendli„che Abtheilung der Grade ihres Standes, und sind ganz „trostlos, wenn einer von ihnen diese willkührliche Rang„ordnung übertritt. Bey niemanden fällt es mehr in die „Augen, als bey dem Adel. Und dieser hat, meines Er„achtens, auch noch das meiste Recht, wider solche ungleiche Heirathen zu eifern, da mit dem Adel verschiedne we„sentliche Vorzüge verbunden sind, welche durch dergleichen „Verbindungen entweder ganz wegfallen, oder doch Ver„wirrungen machen müssen, wenn man sich derselben, die-

„sem

„sem ungeachtet, ferner anmassen will. Die Exempel sind „so gar häufig nicht, daß ein reicher Bürger sich mit einem „armen Fräulein verbindet. Es ist nicht zu läugnen, daß „dergleichen Ehen oft auf beiden Theilen vergnügt und „glücklich ausschlagen; und dennoch glaube ich, daß beyde „Theile viel dabey wagen. Sind die zärtlichen Monate „des Ehstandes vorbey, so kann es leicht geschehn, daß den „Mann eine Wahl gereut, durch welche seine Reichthü„mer nicht vermehrt worden sind. Seine Frau aber „muß sehr vernünftig und billig seyn, wenn ihr nicht von „Zeit zu Zeit der Rang ihrer Vorfahren, und der demü„thigende Gedanke einfallen soll, daß die Vorwürfe ihrer „Verwandten gegründet sind. Ich will Gelegenheit neh„men, dieses in nachfolgenden zween Briefen weiter aus„zuführen. „

Gnädiges Fräulein,

Die Gelegenheit, die ich seit zwey Jahren gehabt, Sie kennen zu lernen, und durch einen täglichen Umgang Ihre Vorzüge und Tugenden einzusehn, macht mich so dreist, Ihnen eine Erklärung zu thun, die Sie sich vielleicht itzt am wenigsten vermuthen. Sie betrifft die Hochachtung, die ich gegen Sie hege, und das Verlangen, das ich habe, durch die Erlaubniß, Sie zu lieben, und ewig der Ihrige zu seyn, glücklich zu werden. Ich weiß die Einwürfe, Gnädiges Fräulein, die Sie machen können, und die ich gewiß befürchten müßte, wenn ich von Ihrer billigen Denkungsart nicht besser überzeugt wäre.

Die Verbindung einer Fräulein mit einem aus bürgerlichem Stande wird nur denenjenigen übereilt vorkommen, welche von meiner zärtlichen Achtung für Ihre Person, und von Ihrer Einsicht, die Sie über die kleinen Vorurtheile der Welt erhebt, unrechte Begriffe haben. Meine Vorfahren haben immer den Ruhm gehabt, ehrliche Leute zu seyn. Sie waren in der Stadt, wo sie wohnten, von einigem Ansehn. Sie sind zwar alle nur Bürger gewesen,

aber tugendhafte Männer, und ich darf mich keines einzigen schämen. Das Glück, welches meinem Vater in der Handlung zufiel, brachte ihm die Bekanntschaft, und das Vertrauen der größten Familien zu Wege. Ich bin der einzige Erbe seines hinterlaßnen Vermögens, welches mir überflüßig Gelegenheit verschafft, auf eine bequeme, und sehr anständige Art zu leben. Was mir noch an meinem zeitlichen Glücke mangelt, ist der Besitz einer so vernünftigen, und tugendhaften Person, als Sie sind, Gnädiges Fräulein. Da Sie weder Aeltern noch nahe Verwandte haben: so beruht mein Glück bloß auf Ihrer Wahl, und auf Ihrem Ausspruche. Darf ich hoffen? Wird es Ihnen schwer fallen, denjenigen glücklich zu machen, der es ohne Sie nicht seyn kann? Verlangen Sie Gnädiges Fräulein, daß ich mir die adlichen Vorzüge, welche die Natur meinen Vorältern versagt hat, durch Geld erlangen soll? Aber werde ich Sie deßwegen aufrichtiger lieben, als es itzt geschieht? Werde ich, da Sie so billig sind, in Ihren Augen mehr Verdienste erlangen? Ich glaube keins von beiden. Verlangen Sie es schlechterdings: so will ichs thun: aber, ich gestehe es, ich thue es ungern. Nicht darum, daß ich es denenjenigen übel auslegte, welche es für nöthig hielten, sich in den Adel einzukaufen; keineswegs. Es giebt Fälle, wo der Adel eine Belohnung auch für bürgerliche Tugenden ist: und sie ist nöthig, auch andre aufzumuntern, sich um ihr Vaterland verdient zu machen. Ich, Gnädiges Fräulein, ich habe um mein Vaterland keine Verdienste weiter, als ein redliches Herz, und die Reichthümer meiner Aeltern. Auf das erste bin ich stolz; aber eine so allgemeine Pflicht, als diese ist, redlich zu seyn, giebt uns noch kein Recht, eine so wichtige Belohnung, als die Erhebung in den Adelstand ist, dafür zu fodern. Auf meinen Reichthum hingegen habe ich gar nicht Ursache stolz zu seyn. Es ist ein Glück, das der nichtswürdigste Mensch erlangt haben würde, wenn er meines Vaters einziger Sohn gewesen wäre. Kann ich es also wohl wagen, mich

unter

unter den Adel zu drängen, ohne den Vorwurf zu verdienen, der denen, die zu dieſer vorzüglichen Würde gelangen, gemeiniglich, und nur zuweilen ohne Grund, gemacht wird? Die von Adel, welche vernünftig ſind, würden mit meiner Eitelkeit Mitleiden haben; die aber, welche nicht vernünftig ſind, würden mich für einen lächerlichen Thoren halten, und mich verachten. Die von bürgerlichen Stande würden das ſagen, was man in dergleichen Fällen immer ſagt; und immer ſagt man mehr böſes von andern, als gutes. Sie würden mich als einen Mann anſehen, der ſich ihrer ſchämte. Ein Bürger der Vermögen und Anſehn hat, iſt zu ſtolz, als daß ihm die Geſellſchaft eines neuen Edelmanns ohne Verdienſte erträglich ſeyn ſollte. Was für ein unglückſeliges Mittelding zwiſchen den Adlichen und Bürgerlichen würde ich alsdann ſeyn! Jene würden mich verachten, und dieſe vermeiden. Rathen Sie mir wohl, Gnädiges Fräulein, daß ich mir einen ſolchen Vorwurf ſo theuer erkaufen ſoll? Und dennoch will ich es thun, wenn Sie mir es rathen. Die Urtheile der ganzen Welt werde ich nicht achten, wenn ich dadurch das Glück erlange, daß Sie mich Ihrer Liebe würdigen. Ich erwarte Ihren Ausſpruch mit Ungeduld. Auf dieſem beruht meine ganze Zufriedenheit. Laſſen Sie mich nicht zu lange in der traurigen Ungewißheit, ob ich es wagen darf, zu ſagen, ich ſey

Gnädiges Fräulein,

der Ihrige.

Mein Herr,

Ich muß mich ſchämen, daß ich noch bis itzt in einer Sache unſchlüßig bin, die mir von einem ſo vernünftigen Manne und auf eine ſo anſtändige Art angetragen wird. Ich kenne den Werth Ihres Herzens. Meine Hochachtung gegen Sie iſt ſtärker, als eine gemeine Hochachtung. Ich glaube, ſie kömmt der Liebe ſehr nahe. Ich will dieſe Empfindung für eine Liebe halten, die ich der Tugend ſchuldig

dig bin. Mit Ihrer Hand bieten Sie mir so viel Vortheile des Glücks an, welche stärker sind, als ich iemals hoffen können; und welche allein stark genug seyn würden, ein jedes Frauenzimmer, das nicht reicher ist, als ich, zu einem geschwinden Entschlusse zu bringen. Mit einem Worte, ich kann nicht vernünftiger, und zugleich vortheilhafter lieben, als wenn ich Sie liebe, mein Herr. Und dennoch bin ich so schwach, mich durch die kleinen Vorurtheile der Welt unschlüssig machen zu lassen, über welche, wie Sie mir schmeicheln, ich erhoben seyn sollte. Meine Begriffe von dem wahren Werthe des Adels sind den Ihrigen ganz ähnlich. Der Adel giebt denen, die ihn verdienen, einen ansehnlichen Vorzug, und er vermehrt die Schande derjenigen, welche seiner, und ihrer Ahnen unwürdig sind. Ein Bürger, der durch seine Verdienste um das Vaterland sich selbst diesen Vorzug erworben, hat das Recht, von mir mehr Hochachtung zu fodern, als ein adlicher Taugenichts, den ein blinder Zufall aus einem alten Hause hat lassen gebohren werden. Auch darinn bin ich mit Ihnen einig, daß ein ieder bürgerlichen Standes nicht behutsam genug seyn kann, die Rechte des Adels auf sich zu bringen, die Ihn, wenn er es nicht schon vorher ist, weder vernünftiger, noch tugendhafter machen. Ich wenigstens würde für Sie, mein Herr, nicht einen Augenblick mehr Hochachtung haben können, als ich itzt habe, wenn Sie gleich in diesem neuen Glanze zu mir kämen, in der Hand das kostbare Pergament, und auf einer jeden Seite zwey Ahnen hätten. Da ich vom Adel so billig urtheile: so können Sie wohl glauben, daß mir nichts abgeschmackter vorkömmt, als der lächerliche Hochmuth der kleinen adlichen Seelen, welche alle andre, und die vernünftigsten Männer verachten, weil sie bürgerlichen Standes sind. Diese Creaturen haben wohl Ursache, auf die Vorzüge der Geburt zu trotzen; denn wenn diese nicht wären, so würden Sie oft gar nichts haben, womit Sie sich von den niedrigsten, und unedelsten Pöbel unterscheiden könnten. So wahr dieses alles ist,

und

und so gewiß ich von dem überzeugt bin, was ich hier sage: so gewiß ist es doch auch, daß wir in einer Welt leben, die durch Vorurtheile regiert wird, und die zu alt ist, als daß Sie sich durch uns eines bessern sollte belehren lassen. Diese mit Vorurtheilen eingenommene Welt ist so unbillig, daß Sie die Heirath einer Fräulein mit einem aus bürgerlichem Stande schwerlich entschuldigen wird, wenn auch dieser noch so angesehn, und der vernünftigste Mann wäre. Ist dieser Mann reich und das Fräulein arm: so wird ein Theil des Vorwurfs mit auf sie fallen, und man wird sich Mühe geben, ihre Absichten verdächtig, und wenigstens eigennützig zu machen. Was hat sie alsdann für Mittel in Händen, ihre Unschuld zu vertheidigen? Und wie empfindlich muß ein solcher Vorwurf seyn, den man nicht ablehnen kann! Werden ihre eignen Verwandten billig genug seyn, ihren Entschluß zu rechtfertigen, oder wird es Ihnen nicht immer einfallen, daß sie etwas gethan, das ein Fräulein von altem guten Hause nicht hätte thun sollen? Es sind Vorurtheile, mein Herr, sehr lächerliche Vorurtheile, sie haben Recht; aber sie sind doch allgemein, und um deßwillen allemal gefährlich.

Müssen Sie es nicht gestehn, mein Herr, daß dieser Fehler nicht dem Adel allein eigen ist? Er ist unter denen vom bürgerlichen Stande noch viel stärker. Ich will nur ein Exempel anführen. Ein Doctor ist ein Bürger, ein Handwerksmann auch. Was für Bewegungen erregt das in der bürgerlichen Welt, wenn ein Doctor die Tochter seines Schusters heirathet! Alle Caffeegesellschaften, alle Wochenstuben schreyen Ach und Weh über diese widernatürliche Verbindung. Haben Sie immer die gefällige Nachsicht gegen die Thorheiten meines Standes, welche sich durch die Thorheiten des Ihrigen so lange rechtfertigen, bis beide vernünftiger denken, und billiger urtheilen lernen. Es ist einem Fräulein wohl erlaubt, einen Mann bürgerlichen Standes hoch zu achten, und seine aufrichtige Freundinn zu seyn, wenn man ihr gleich nicht erlauben will, sich

ge-

genauer mit ihm zu verbinden. Ist eine solche Freundschaft ohne Tadel nicht einer Liebe vorzuziehn, welche so bitter getadelt wird? Hat dieser Mann Vermögen, ist er wegen seines ehrlichen Charakters in der Stadt angesehn; wie glücklich kann er ein Bürgermädchen machen, das arm, aber tugendhaft ist! Die ganze Welt wird seinen Entschluß preisen; Adliche und Bürgerliche müssen ihn wegen seiner Großmuth hochachten; die Familie, welche er in so vortheilhafte Umstände gesetzt hat, wird ihn seegnen und ehren. Hat ein Fräulein das Glück, seine Freundinn zu seyn: so wird sie es nunmehr doppelt seyn müssen, da ihm seine vernünftige Wahl so viel Ehre macht.

Sehen Sie, mein Herr, daß sind ungefähr meine Zweifel, die ich itzt habe, und die ich Ihnen nicht so offenherzig sagen würde, wenn ich Sie weniger liebte. Lassen Sie mir noch eine kurze Bedenkzeit; ich will mich hernach näher erklären. Das können Sie inzwischen gewiß glauben, daß ich mit der größten Hochachtung unverändert sey

Die Ihrige.

N. S. Führen Sie mich heute in die Comödie. Es wird über unsern Text ein sehr erbauliches Stück gespielt, das die Madame Gottschedinn zur Verfasserinn hat. Ich erwarte Sie gewiß. Sie sollen auf den Abend mit mir speisen, und mir sagen, wie es Ihnen gefallen hat. Hier ist der Comödienzettel. Bis auf Wiedersehn.

„Es ist nicht zu läugnen, daß oftmals ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes durch ihre Tugenden und ihre gute Aufführung das Glück verdient, sich mit „einem vom Adel zu verbinden. Trägt ihre Schönheit etwas dazu bey, so ist es für sie ein Vorzug mehr; und sie „verdient doppelte Achtung, wenn ihr Vermögen so ansehnlich ist, daß sie ihren Mann auch auf dieser Seite glücklich machen kann. Die Erfahrung lehrt uns, daß dergleichen Ehen vielmal der Grund einer dauerhaften Zufriedenheit sind. Wenn beide Theile mit Vernunft wählen, „und mit Zärtlichkeit sich lieben: so haben sie ein Recht, „alle die Spöttereyen großmüthig zu verachten, welche von „dem Pöbel darüber ausgestoßen werden.

„Was ich hier angeführt habe, ist die Schutzschrift „von dem, wovon nachstehende Briefe handeln. Sie „gehn diejenigen nichts an, welche vernünftig sind; und sie „können nur die beleidigen, welche ein Recht haben, sich „für die Originale dazu aufzuwerfen. Sie werden sich „wohl selbst melden; noch zur Zeit kenne ich sie nicht, und „ich werde mich sehr erfreuen, wenn meine Leser sich überzeugen können, daß es dergleichen Originale nirgend gebe. „Ich will den Vorwurf gern leiden, daß meine Charakter „unwahrscheinlich sind. Was ich als Autor dabey verliere, „das gewinne ich auf der andern Seite als ein aufrichtiger „Patriot wieder.

Mademoiselle,

Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu thun, der Ihnen Ehre macht.

Mein Vater heirathete ein blutarmes Fräulein aus einem uralten Hause. Mein Großvater vermählte sich mit der Baroneßinn von . . . deren Vorfahren zu Kaiser Friedrichs des Rothbarts Zeiten zum heiligen Grabe als Ritter reißten. Von meinem Urgroßvater ist es bekannt, daß er

sich

ſich nicht entſchlieſſen konte, eine reiche Gräfinn zu heirathen, bloß darum, weil ihr Vater ein Kaufmann geweſen war. Er nahm ein armes Fräulein, welche von ſo gutem Adel war, daß ſie ſelbſt den Beyfall des Herzogs erhielt. Mit einem Worte, alle meine Vorfahren ſind ſo vorſichtig geweſen, daß ſie nicht unter ihren Stand geheirathet, und niemals ihren Adel mit bürgerlichem Blute befleckt und vermengt haben.

Und dennoch habe ich ſo viel Ueberwindung, Ihnen, Mademoiſelle, zu ſagen, daß ich Sie liebe, und dieſes in der ernſtlichen Abſicht, Sie zu meiner Gemahlinn zu nehmen. Ich gebe mich der Verachtung des ganzen Adels bloß, ich weiß es wohl; aber ich kann es nicht ändern. Ein Bürgermädchen zu heirathen: das will viel ſagen! Sonſt war ich der erſte, der gegen dergleichen widernatürliche Ehe eiferte. Aber Noth bricht Eiſen! Meine Umſtände zwingen mich zu dieſem verzweifelten Entſchluſſe. Was ich von meinem Vater geerbt habe, das iſt ein altes adliches Blut, und neue Schulden. Die drey Güter, von denen ich mich ſchreibe, gehören meinen Gläubigern. Ich ſtehe in Gefahr, künftige Meſſe eine traurige Figur zu machen, wenn ich mich nicht durch Ihre Liebe rette. Sie haben Geld, und ich den Stand; wir wollen unſre Vorzüge mit einander theilen, ſo fehlt es uns beiden nicht an dem, was wir brauchen. Ich will die Schande Ihrer geringen Herkunft mit meinen alten Pergamenten zudecken. Erlauben Sie mir dafür, daß ich mit Ihren Wechſeln mich gegen die Grobheit meiner Gläubiger ſchütze. Ich mache Sie zu einer gnädigen Frau; iſt es wohl unbillig, daß Sie mich dagegen bey meinen Rittergütern erhalten? Wäre eine Möglichkeit, daß ich Ihr Geld, ohne Sie, bekommen könnte: ſo können Sie mir heilig glauben, daß ich Ihr Geld allein, und Ihre Perſon nicht verlangen wollte. Aber ich weiß es ſchon, das thun Sie nicht; und ehe ich Ihr Geld miſſe, ſo will ich mir lieber gefallen laſſen, Ihre Perſon zugleich mit zu nehmen. Glauben Sie nur nicht, daß

Sie

Sie mir zu viel aufopfern. Ich wage meinen guten Namen, den Ruhm aller meiner Ahnen wage ich daran, der Ihrige zu werden; können Sie mir wohl dieses mit Ihrem Gelde zu theuer bezahlen? Noch etwas muß ich Ihnen sagen. Da Sie bürgerlich erzogen worden sind: so haben Sie vielleicht die gemeinen Vorurtheile, daß mich unsre Ehe verbinden würde, Sie mit Hochachtung und aufrichtig zu lieben, und daß Sie ein Recht erhielten, in öffentlichen Gesellschaften, und in Gegenwart des ganzen Landadels mir, als Ihrem Manne, auf eine vertraute Art zu schmeicheln; keins von beiden. Bin ich Herr von Ihrem Vermögen, so habe ich, was ich gesucht. Von Ihrem Herzen verlange ich nicht Herr zu seyn, ob ich gleich will, daß Sie von mir, als ihrem Manne, Befehl annehmen. Das bitte ich Sie, vergessen Sie Sich in Gesellschaften nicht. Hochachtung und Ehrfurcht gehört mir. Eine vertraute Zärtlichkeit würde den Vorwurf rechtfertigen, den mir der Adel machen kann. Am besten wird es seyn, wenn Sie, so viel möglich, die Gesellschaften vermeiden, die über Ihren Stand sind. Es wird Ihnen an Umgange nicht fehlen, da ich Willens bin, von Ihrem Gelde eine ziemliche Anzahl Bediente zu ernähren. Meines Pfarrers Frau ist ein ganz feines Weib, zu der können Sie Sich halten. Ein Umgang mit Ihres gleichen wird Ihnen am besten anstehn. Bey meinen Unterthanen heißen Sie immer gnädige Frau. Wenn ich vom Hofe abkommen kann, will ich Sie dann und wann besuchen. Es würde öfter geschehen, wenn Sie schöner aussähen; aber, mit Ihrer Erlaubniß, Sie sehen sehr häßlich aus. Es sey drum! Sind Sie doch reich, und für eine Bürgers Tochter sehn Sie immer erträglich genug, zumal da Sie Ihr Schneider so wohl zu kleiden weiß. Sehn Sie, Mademoiselle, ich sage es Ihnen, wie mirs ums Herz ist. Mein Kammerdiener hat Befehl, nicht eher von Ihnen wegzugehn, bis er mir Antwort bringt. Ungeachtet Ihrer schlechten Erziehung traue ich Ihnen doch so viel Einsicht zu, daß Sie das

Glück erkennen werden, welches ich Ihnen entgegen trage. Machen Sie Sich nicht vor der Welt lächerlich, und schlagen Sie eine Ehre nicht aus, die nicht alle Tage kömmt. Unsre armen Kinder dauern mich; denn ohne Kinder wird es doch nicht ganz abgehn, das sehe ich schon. Ihre Mutter wird Ihnen ein ewiger Vorwurf seyn, und ich bin freylich Schuld daran. Wer kann sich helfen? Sie müssen über die Unbescheidenheit meiner Gläubiger schreyen, welche mich so weit treiben. Was ist zu thun? Sie mögen sich durch die Welt bringen, so gut es angehn will; können Sie doch studieren, dazu sind Sie noch immer gut genug. Gott Lob! ich und alle meine Vorfahren haben niemals studirt. Pedanterey ist unser Familienfehler nicht, hol mich der Teufel! nicht, das sage ich Ihnen, Mademoiselle! Lesen und schreiben kann ich so ziemlich; aber einen Hasen will ich Ihnen hetzen, Trotz dem besten Jäger, und wenn ich die Aufwartung habe, so mache ich auch der Antichamber Ehre; das können Sie mir glauben. Ich wüßte in meinem Leben nicht, wenn ich so viel geschrieben hätte, als itzt an Sie; aber was thut die Liebe und der Gläubiger nicht. Das will ich nimmermehr vergessen, was mich dieser Brief für Ueberwindung gekostet hat. Kurz, antworten Sie bald, und so, wie ich wünsche. Es soll Sie nicht gereuen. Ich bin

Ihr Diener

* * * *

Hochwohlgebohrner Herr, Gnädiger Herr,

Dem Himmel sey tausendmal Dank, der Sie auf den glücklichen Einfall gebracht hat, mich zu einer gnädigen Frau zu machen. Das ist alles, was ich mir in meinem Leben wünschen kann. Als ich noch jung und unverständig war, da würde ich zufrieden gewesen seyn, wenn

ein

ein feiner erbarer Bürger gekommen wäre; da ich aber älter und verständiger ward: so that ich bey mir selbst ein Gelübde, daß ich niemanden, als einen Edelmann heirathen wollte. Sie glauben nicht, Gnädiger Herr, was für ein närrischer Hochmuth unter der Bürgercanaille ist! Eine Doctorsfrau, deren Mann vielmal das liebe Brod nicht hat, wird sich nimmermehr überwinden können, der Frau des reichsten Kaufmanns den Rang zu geben. Mir ist es am Sonntage so gegangen, daß die Tochter eines Professors, welche ihrer seligen Mutter Brautkleid anhatte, sich über mich drängte, ungeachtet der Stab von meinem Stoffe acht Thaler kostete. Das will ich ihr gewiß empfinden lassen, habe ich nur einmal die Gnade, Ihre Gemahlinn zu seyn. Mit Freuden überlasse ich Ihnen meine Hand und mein ganzes Vermögen. Nun sehe ich erst, wie viel Dank ich meinen weisen Vater schuldig bin, welcher aus liebreicher Vorsorge bey seinen Schätzen verhungerte, um seiner einzigen Tochter ein so ansehnliches Vermögen zu hinterlassen, welches mich würdig macht, Ihre Gemahlinn zu werden. Wenn es wahr ist, was man meinem Vater Schuld gegeben, daß er den größten Theil seiner Reichthümer von dem Landadel zusammen gewuchert hat: so halte ich es für eine Art des billigen Wiederersatzes, Ihnen, Gnädiger Herr, solche Preis zu geben. Ich lasse mir alle die Bedingungen gefallen, unter denen Sie mir Ihre Hand anbieten. Ich will alle die vornehmen Gesellschaften meiden, in denen Sie Sich meiner zu schämen haben. Die Vorwürfe, die mir von adlichen Damen gemacht werden, will ich in Demuth ertragen, wenn ich nur dafür die Freyheit behalte, andern Weibern, die geringer sind, als ich, und Ihren Unterthanen, es empfinden zu lassen, daß ich gnädige Frau bin. Das einzige bitte ich Sie noch, erlauben Sie mir, daß ich in der Messe, unter der Bedeckung von vier bis fünf Bedienten mich durch den Landadel drängen darf. Ich hoffe Ihnen, und Ihren Ahnen mit meinem Reifrocke Ehre zu machen; und begegnet mir eine von

meinen alten bürgerlichen Bekannten: so will ich von meiner gnädigen Höhe mit einer eben so stolzen Mine auf diese elende Creatur herab sehn, als wenn meine Vorfahren das heilige Grab auch hätten erobern helfen. Mit einem Worte, Sie sollen Ihre Freude an mir haben; und Ihre Wehl soll Sie gewiß nicht gereuen. Ich erwarte einen Aufsatz von Ihren Schulden, damit ich die Gläubiger auf die Zahlung vertrösten kann. Ich habe Vermögen genug, sie zu befriedigen; und Sie können nehmen, so viel Sie zu Ihrem Staate brauchen. Ich sehe es zwar im voraus, daß mein ganzes Vermögen mit der Zeit wird verlohren gehn, und daß mich Ihre Schulden, und Ihr Aufwand in kümmerliche Umstände bringen werden; aber es sey drum. Es ist immer rühmlicher, wenn man als gnädige Frau hungert, als wenn man mit bürgerlichen Händen Allmosen austheilen kann. Ich erwarte die Ehre Ihres Zuspruchs, um Ihnen mündlich zu sagen, daß ich mit der größten Hochachtung sey,

Gnädiger Herr,

Ihre

demüthige Dienerinn.

N. S. Könnte die Hochzeit nicht noch vor der Fasten werden? Es ist hernach gar zu lange bis auf Ostern.

Antwort von einem andern Inhalte.

Gnädiger Herr,

Urtheilen Sie selbst, wie groß mein Verlangen seyn muß, adlich zu werden, da mich nicht einmal Ihr Brief hat beleidigen können, so grob und pöbelmäßig er auch abgefaßt ist. Ich verzeihe Ihnen diese Kleinigkeiten, um bey meinen grossen Absichten desto glücklicher zu seyn. Da ich schon so lange vergebens auf einen dergleichen ernsthaften Antrag

trag gewartet habe: so greife ich ihr mit beiden Händen zu, ohne auf Ihre Person zu sehn, die zu einem Manne, und wozu ich Sie brauchen will, gut genug, im übrigen aber ganz unerträglich ist. Nehme ich die hohe und unverschämte Miene aus, die Sie haben: so finde ich gar nichts, was Sie von den Livreybedienten unterscheiden könnte. Selbst in den prächtigsten Kleidern behalten Sie den Anstand eines Kutschers, und Sie haben nöthig, allen Leuten, wie Sie es in dem Briefe an mich gethan, sehr unständlich zu sagen, wie sorgfältig Ihre Aeltern sich gehütet, ihr adliches Blut mit keinem Bürgerblute zu beflecken; sonst würde, wenn man dieses nicht weiß, Ihre selige Frau Mutter in einen Verdacht kommen, der ihr weniger Ehre machte, als ihrem Vorreiter. Ihre Aufführung, Gnädiger Herr, mag vielleicht zu manchen Zeiten der Antichamber Ehre machen, wie Sie mich versichern; ausserdem aber gewiß keinen Gesellschaften. Es ist überflüßig, die Leute mühsam zu überführen, daß Sie nicht studirt haben. Nicht allein dieses sieht man Ihnen sehr wohl an, sondern auch das, daß Sie niemals etwas gelesen, niemals, wenigstens nicht mit Ihrem Willen in vernünftiger Gesellschaft gewesen, mit einem Worte, daß sie nicht für die gesittete Welt, sondern für einen Strick Hunde gebohren sind. Was Sie noch von dem Pöbel unterscheidet, und Ihre vornehme Absichten behaupten kann, ist dieses, daß Sie im Begriffe stehn, bankrut zu werden. Sehn Sie, Gnädiger Herr, ich sage es Ihnen auch, wie mirs ums Herz ist; und wenn ich das Glück habe, die Ihrige zu seyn, sollen Sie noch mehr erfahren. Ungeachtet dieses nachtheiligen Charakters, den Sie haben, und den ich mir von Ihnen machen muß, bin ich dennoch nicht eine Minute unschlüßig, Ihnen meine Hand zu geben. Genug, Sie sind von Adel, und so ein Mann fehlt mir. Ein Bürger, welcher wohl erzogen, vernünftig, im Umgange artig, in seiner Handlungen redlich, in seiner Nahrung glücklich und sorgfältig, in seiner Liebe uneigennützig, und zärtlich, in

der ganzen Stadt angesehn ist; ein solcher Bürger würde mich vielleicht zur glücklichsten Frau machen können; allein bey allen diesen Vorzügen ist er doch nur ein Bürger, und diese Geschöpfe kann ich durchaus nicht leiden. Von meiner ersten Kindheit an, konnte man mir nicht empfindlicher schmeicheln, als wenn man mich im Scherze, kleines Fräulein, hieß. Bey zunehmenden Jahren fiel dieser Scherz freylich weg; aber ich ersetzte den Verlust dadurch, daß ich mir selbst Mühe gab, mich zu überreden, es sey nichts, als ein übereiltes Versehn von der Natur, daß sie mich in meiner bürgerlichen Aeltern Hause hatte lassen gebohren werden, und ich sey vom Himmel zu nichts geringern, als zu einer gnädigen Frau bestimmt. Durch Lesung einiger Romane kam ich vielmals auf den wahrscheinlichen Zweifel, ob ich nicht die Tochter eines Lords, eines Marquis, oder sonst eines vornehmen Cavaliers, und nur wegen einiger politischen Absichten unter dem verdeckten Namen des Bürgers, der mein Vater heißt, in seinem Hause unerkannt erzogen sey. Dem sey, wie ihm wolle; ich mag es itzt nicht untersuchen. Es möchte mir sonst einfallen, daß ich mich weit unter meinen Stand verheirathete, wenn ich die Ihrige würde. Die Zeit wird mir zu lang, auf eine glückliche Entwicklung des Geheimnisses von meiner Geburt zu warten. Sie sollen mich haben, und wenn mein Vater ein Reichsgraf wäre. Aber mit Ihrer Erlaubniß, die Bedingungen, die Sie mir vorschreiben, werde ich mir nicht alle gefallen lassen. Daß Sie mich zur Pfarrfrau, und zu Ihren Bauern verbannen wollen, daraus wird nichts. Bürgerliche Gesellschaft habe ich in meinem Leben nicht leiden können, nun werde ich nicht erst anfangen, mich daran zu gewöhnen. Es konnte mir keine größre Beleidigung widerfahren, als wenn man mich in Zusammenkünfte, oder auf Bälle bat, wo nichts als bürgerliches Geschmeisse, und für mich keine von Adel waren. Sollte ich mich künftig so wegwerfen, da ich wirklich eine gnädige Frau bin? Glauben Sie mir, daß ich zu leben weiß, und

daß

daß mir der Umgang mit denen von Adel nichts neues ist. Ich habe Grafen zu Anbetern gehabt, mit Baronen bin ich so vertraut gewesen, als ich kaum mit Ihnen werden kann, und eine ganze Menge junger Edelleute habe ich lassen vergebens seufzen, gegen die ein solcher Dorfjunker, wie Sie sind, gar nichts heißt. Verlassen Sie Sich auf mich, man soll mir in der vornehmsten Gesellschaft meine Erziehung nicht ansehn; aber dergleichen Gesellschaft will ich besuchen, schlechterdings will ich sie besuchen, und wenn Sie, Gnädiger Herr, mit allen den altadlichen Damen in leinwandnen Adrienen, rasend darüber würden. Urtheilen Sie hieraus, ob ich geneigt bin, mir viel von Hochachtung und Ehrfurcht, von Befehlen und Gehorsam vorschwatzen zu lassen. Das unterstehn Sie Sich nur nicht, oder ich will Ihnen Ihren hochadlichen Kopf zu rechte setzen. Darüber aber gebe ich Ihnen mein Wort, und das will ich heilig halten, daß ich Ihnen weder zu Hause noch in Gesellschaften auf eine vertraute Art schmeicheln werde. Es würde mir sehr empfindlich seyn, wenn Sie es thun wollten. Das unterstehn Sie Sich nur nicht. Gegen alle Cavaliere werde ich zärtlicher thun, als gegen Sie. Von allen, nur von meinem Manne nicht, will ich mir Schmeicheleyen lassen vorsagen; mit der halben adlichen Welt will ich coquettiren, mit einem Worte, ich will mich so aufführen, daß man glauben soll, ich sey aus dem ältesten Hause. Nur machen Sie mir keine Schande, und lassen Sie Sich es etwan einfallen, eifersüchtig zu werden. Pfuy, das wäre sehr bürgerlich! Eben um deßwillen heirathe ich Sie, daß ich die Freyheit haben will, Sie öffentlich zum Hahnrey zu machen. Heirathete ich einen guten ehrlichen Bürger: so würde ich es nur können in der Stille thun, und dieser pöbelmäßige Zwang ist mir zuwider. Da ich einen so vornehmen, und Ihrem Range anständigen Entschluß gefaßt habe: so können Sie gewiß glauben, daß ich mich nicht kränken werde, wenn Sie die Drohungen wahr machen, und mich nur selten besuchen. Desto besser! Habe

ich Ihren Namen, und Ihr Wappen, so können Sie hingehn, wohin Sie wollen. Sie sind mir ganz überley. Lassen Sie Sich unsre armen Kinder nur nicht dauern. Sie sollen an den wenigsten Ursache seyn, auf mein Wort! Dafür lassen Sie mich sorgen, das ist meine Sache; und ich werde Ihnen eine so anständige Erziehung zu geben wissen, daß sie Ihnen ganz unähnlich seyn sollen. Was mein Vermögen anbetrifft: so ist es ganz zu Ihren Diensten. Ich will alle Ihre Schuldleute bezahlen, Ihre Güter will ich frey machen; aber Ihre Güter sollen dafür meine seyn; ich will allein an die Stelle aller Ihrer Gläubiger treten. Führen Sie Sich vernünftig und bescheiden gegen mich auf, wie es sich für einen Ehmann gehört: so sollen Sie die Erlaubniß behalten, zu thun, als wären die Güter noch Ihre. Sie sollen der oberste Vogt seyn, und den Unterthanen befehlen, was ich für genehm halten werde. Kommen Sie aber auf den unglücklichen Einfall, meine gütige Nachsicht zu misbrauchen: so schwöre ich Ihnen bey Ihrem Ahnenstolze, ich will grausamer mit Ihnen verfahren, als alle Ihre Gläubiger verfahren sind. Der Ehecontrakt soll so eingerichtet werden, daß ich allemal das Recht behalte, Sie aus meinen Gütern zu werfen, und eher will ich nicht ruhn, bis ich Sie zum Arrest gebracht habe. Mit einem Worte, es steht bey Ihnen, ob Sie glücklich oder unglücklich seyn wollen. Wählen Sie, was Sie am besten finden. Unsre Vermählung kann vor sich gehn, wenn es Ihnen gefällt. Je eher, ie lieber! Bis dahin, und länger nicht, bin ich mit der größten Zärtlichkeit, und mit demüthiger Hochachtung,

Gnädiger Herr,

Ihre

unterthänige Dienerinn.

N. S. Ich erwarte durch Ihren Kammerdiener Antwort. Der Mensch hat etwas, das mir gefällt.

Dritte Antwort von den vorigen beiden ganz unterschieden.

Mein Herr,

Ihr Kammerdiener hat mir einen Brief von Ihnen überbracht, welcher vermuthlich nicht an mich, sondern an eine andre Person gerichtet ist. Ich glaube nicht, daß ich mit meiner Aufführung Ihnen Gelegenheit gegeben habe, so nachtheilig von mir zu urtheilen, und mir so unanständige Vorwürfe zu machen, welche die gemeinsten Weibspersonen beleidigen müssen. Ich halte es für kein Unglück, die Tochter eines ehrlichen Bürgers zu seyn. Ich wäre meines rechtschaffnen Vaters unwürdig, wenn ich mich meiner Geburt schämen wollte. Unter den vielen Verdiensten, die Ihnen fehlen, ist allem Ansehen nach die Bescheidenheit eins der vornehmsten. So schlecht die Begriffe sind, die Sie Sich von meiner bürgerlichen Erziehung machen: so wohl bin ich doch im Stande, diesen Fehler an Ihnen wahrzunehmen. Ich bin niemals so stolz gewesen, auf eine Verbindung zu hoffen, die über meinen Stand ist; aber dazu bin ich doch noch zu stolz, daß mir Ihr Antrag erträglich seyn sollte. Das Vermögen, das ich besitze, und welches in ihren Augen meinen ganzen Werth ausmacht, würde ich sehr übel anwenden, wenn ich mir dadurch das bittre Glück erkaufen wollte, die Frau eines Edelmanns zu werden, dessen Liebe so eigennützig, und dessen Denkungsart so unedel ist. Ueberlegen Sie es wohl, mein Herr, ob Sie nicht Ursache haben, mit meinem Entschlusse wohl zufrieden zu seyn. Ihren vornehmen Anverwandten erspare ich den Verdruß, sich meiner zu schämen, da es denselben weit rühmlicher seyn muß, wenn ihr Vetter mit unbeflecktem Adel im Gefängnisse verhungert, als wenn er sich am Tische seiner bürgerlichen Frau satt essen kann. Sie selbst vermeiden die grossen Gewissensbisse, die Nachwelt mit halbadlichen Kindern zu verwahrlosen. Ich bin im

Begriffe, einem Ihrer stärksten Gläubiger meine Hand zu geben. Es wird dieses in gewisser Maße zu meiner Beruhigung dienen, wenn ich Sie mit der demüthigen und gebeugten Mine eines bösen Schuldners vor einem Manne stehen sehe, dessen Frau Ihnen ehedem verächtlich genug gewesen ist, ihr die empfindlichsten Grobheiten vorzusagen. So bald Sie im Stande seyn werden, einzusehn, daß Sie diese Vorwürfe verdient haben: so bald werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie aufrichtig zu versichern, daß ich mit aller Hochachtung sey,

Mein Herr,

Ihre Dienerinn.

„Heut zu Tage ist dieses wohl unstreitig eine der grö„sten Nahrungen, daß man Geld borgt, und es „ nicht wieder bezahlt. Sie ist dergestalt allgemein „worden, daß, da sie sonst nur ein Vorrecht der Kaufleute „war, sich nunmehr auch der gemeinste Mann darauf legt. „Selbst die Gelehrten, und ehrwürdige Männer, haben „sich dieses Vortheils bemächtiget. Es hat mich dieses „veranlaßt, einige Formulare zu verfertigen, wie man Geld „borgt, wie man mahnet, und wie man durch eine bescheid„ne Antwort seine Gläubiger hintergehn kann, ohne nöthig „zu haben, sie zu bezahlen. Weil ich aber doch gern sä„he, daß meine Landsleute so ehrlich wären, als es ohne „ihren merklichen Schaden geschehen kann: so habe ich in „nachstehenden Briefen meinem Schuldner den Charakter „eines Mannes gegeben, welcher zwar im Aufborgen leicht„sinnig, und bey seiner Wirthschaft unvorsichtig, im Grun„de aber ein ehrlicher Mann ist. „

Mein

Mein Herr,

Es haben mich verschiedne gute Freunde gebeten, daß ich ihnen die Ehre erzeigen, und einige tausend Thaler von ihnen borgen möchte. Ich habe es allen abgeschlagen, weil ich Niemanden verbunden seyn will, als Ihnen, mein Herr. Mein Sekretair hat Ordre, tausend Thaler von Ihnen in Empfang zu nehmen, die ich diesen Abend brauche. Es ist eine Kleinigkeit, die ich aber als eine besondre Probe Ihrer Freundschaft gegen mich ansehe, und sie so hoch schätzen werde, als wenn Sie mir in der wichtigsten Sache gedient hätten. Sie können sich wegen des Wiederersatzes auf mein Wort verlassen. Wollen Sie noch sichrer seyn, so sollen Sie meinen Wechsel haben. Ich diene Ihnen bey andern Gelegenheiten mit Vergnügen, u. s. w.

Antwort.

Ew. Gnaden haben Ihr Zutrauen so oft gegen mich geäussert, daß ich billig Bedenken tragen muß, es zu misbrauchen. Ich bin nicht im Stande, Ihnen mit den verlangten tausend Thalern zu dienen, ohne meine übrigen Freunde eifersüchtig auf mich zu machen. Davon bin ich überzeugt, daß ich mich auf Ihr hohes Wort so sehr, als auf Ihren Wechsel, verlassen kann. Sie werden mich davon noch mehr überführen, wenn Sie die Gnade haben, und Ihrem Sekretair befehlen wollen, daß er diejenigen zweytausend Thaler an mich bezahle, welche in der letzten Messe verfallen sind. Es wird mich dieses im Stande erhalten, Ihnen bey einer andern Gelegenheit wieder zu dienen. Ich bin mit der größten Ehrfurcht u. s. w.

N . . .

Herr Bruder,

Denke, wie mirs geht. Ich verlange von dem verfluchten Juden, dem Kaufmanne N. tausend Thaler.

Ich

Ich habe sie mit der artigsten Art von der Welt verlangt, und der Schurke hat mir es nicht allein abgeschlagen, sondern mich auch noch um zweytausend Thaler gemahnet, die ich ihm schuldig bin, und die ich schon lange vergessen hatte. Er ist diesen Morgen bey mir gewesen, und droht mit dem Arreste. Sey so gut, und strecke mir die zweytausend Thaler vor, bis auf künftigen Wollmarkt. Ich will Dich redlich bezahlen. Ich erwarte diese Freundschaft von Dir gewiß, da Du auch weißt, wie einem zu Muthe ist, den die Wechsel verfolgen. Unterschreib wenigstens meinen Wechsel mit; vielleicht giebt mir der Hund noch ein halb Jahr Nachsicht. Unterschreiben wirst Du doch? Das wird ein Cavalier dem andern nicht leicht abschlagen. Lebe wohl, und antworte geschwind.

Antwort.

Herr Bruder,

Kurz von der Sache zu kommen; ich habe kein Geld, und so lange ich nicht besoffen bin, unterschreibe ich mich für Niemanden. Das ist eben unser Unglück, daß wir Cavaliere für einander mit Freuden unterschreiben, und mit Angst bezahlen müssen. Unter hunderten werden funfzig durch diese unüberlegte Treuherzigkeit bankrut. Wer sein Vermögen selbst verschwendet, genießt doch noch etwas dafür; wer sich aber mit verbürgt, der muß in eines andern Namen verhungern. Nimm mir diese Predigt nicht übel. Du kennst mich; und wenn ja eins seyn soll, so ist es besser, Du wirst itzt ein wenig auf mich verdrießlich, da ich Dir es abschlage, als wenn Du künftig mein Todfeind werden solltest; und das würdest Du gewiß, wenn ich mein Geld von Dir wieder haben wollte. Du dauerst mich von ganzem Herzen, Herr Bruder, bey meiner Seele, von ganzem Herzen; aber wie soll ich Dir helfen? Geld habe ich nicht, das weißt Du, dazu bin ich zu vornehm, und über ein halbes Jahr, wenn wir bezahlen sollten, hätte ich

gewiß

gewiß eben so wenig Geld. Was wollten wir hernach beide anfangen, da Du itzt allein nicht weißt, was Du machen sollst? Es ist schlimm genug, daß wir den christlichen Wuchrern so viel gute Worte geben müssen, wenn wir Geld borgen; laß ihn Dir nun wieder gute Worte geben, bis Du ihn bezahlst. Rechnen das die Schurken für nichts, daß wir sie unsrer Freundschaft versichern, ihnen alle unsre Dienste anbieten, uns vor ihnen bücken und demüthigen, wenn wir ihnen die Gnade erzeigen, und ihnen für zweytausend Thaler ein Blättchen Pappier geben. Hätten sie nicht mehr Geld, als wir, und brauchten wir nicht das nothdürftig, was sie überflüßig haben; so wollten wir der Bürgercanaille wohl anders begegnen. Laß ihn eine Weile laufen, er wird es schon überdrüßig werden. Fürchtest Du dich vor dem Wechselarreste? Du wirst kein Kind seyn! Wer so viel schuldig ist, wie Du, der, dächte ich, sollte das Handwerk besser verstehn. Verstehst Du es nicht, so rede mit meinem Advocaten, der wird Dich es lehren, und wenn Du es verlangst, so soll er die Sache so herum drehen, daß Dir Dein Gläubiger noch Abbitte und Ehrenerklärung thun muß. Ein guter Advocat ist allemal besser, als baar Geld! Ist es unrecht? Gut, da laß ihn dafür sorgen, und fährt er zum Teufel, so fährt einer mehr hin! Das schadet Dir nichts. Dafür ist er ein Advocat, daß er wissen muß was Rechtens ist. Lebe wohl, es wird schon gehn!

Hochgeehrter Herr Doctor,

Der Herr Oberstlieutenant von . . . hat mir Sie als einen sehr geschickten Advocaten angerühmt. Ich brauche Ihre Hülfe. Der Kaufmann N. hat einen Wechsel von mir auf zweytausend Thaler, die ich nicht bezahlen kann, und doch bezahlen soll, wenn ich nicht Arrest haben will. Was soll ich thun? Hindert Sie Ihre Krankheit, selbst zu mir zu kommen, so schreiben Sie mir wenigstens

nigstens ein paar Zeilen, und geben mir einen guten Rath. Ich will erkenntlich seyn. Leben Sie wohl.

Gnädiger Herr,

Aus der Sache wollen wir bald kommen. Können Sie schwören? In einer Viertelstunde kann man zehn Wechsel abschwören. Ich weiß, daß ich mit einem Cavalier rede, der die gemeinen Vorurtheile nicht hat, die man den Pöbel läßt; sonst würde ich nicht so gerade zu mit Ihnen reden. Ich verlange gar nicht, daß Sie einen falschen Eid thun sollen. Sie sollen nur bey dem Eide etwas anders denken, als der Kläger denkt, und als Sie gefragt werden. Sie schwören alsdann keinen falschen Eid, sondern nur den Eid nicht, den man von Ihnen verlangt hat. Wie man das eigentlich mache, das will ich Ihnen mündlich sagen, wenn ich die Gnade habe, Ihnen aufzuwarten, denn ich denke übermorgen wieder auszugehen, so Gott will, und mein Medicus. Sollten dieselben wider alles Vermuthen, nehmen Sie mir es ja nicht ungnädig, daß ich dergleichen von einem so artigen Hofmanne denke, sollten Sie wider alles Vermuthen, ein Bedenken dabey finden, und, in der Sprache des gemeinen Mannes zu reden, zu gewissenhaft dazu seyn, so wollen wir es an einem andern Ende angreifen. Wie alt sind Ew. Gnaden gewesen, als Sie den Wechsel über die 2000 Thlr. ausstellten? Und wenn nur noch zwo Minuten an fünf und zwanzig Jahren fehlen: so soll Herr N. nicht so viel . . . kriegen. Das wird Ihnen doch keine Gewissensbisse machen, wenn Sie Sich des Rechts bedienen, das Ihnen die Gesetze geben? Haben Sie Ihren Namen ganz unter dem Wechsel ausgeschrieben? Ich wollte, es fehlte was, und wenn es auch nur ein D. für ein T. wäre, es sollte Ihren Gläubiger warm genug machen. Können Sie Sich wohl noch erinnern, ob Sie die 2000 Thlr. baar, und in den Sorten, worinnen Sie verschrieben worden, ausgezahlt bekommen, oder haben Sie gute Sorten gegen schlechte verschrieben?

ben? Hat Ihnen der Kaufmann etwan Waaren daran gegeben, oder unter dem Titel von Proviſion, Agio und dergleichen viel abgezogen? Beſinnen Sie Sich ja recht. Ihre Chriſtenpflicht, und die Geſetze verbinden Sie, auf dieſen Fall dem Wuchrer nicht nachzuſehn, ſondern ihn andern zum Exempel zu züchtigen. Ich habe verſchiednemal dieſen casum in terminis vor dem Conſiſtorio mit gutem Erfolge ausgeführt. Könnte nicht etwan Ihr Sekretair den Wechſel vorher zu ſehen bekommen? Das wäre ein Meiſterſtreich, Er müßte ihn den Augenblick in Stücken zerreiſſen, und zum Fenſter hinaus werfen. Was will der Kaufmann hernach mit dem Sekretair anfangen? Verklagen? Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Es ſoll ihm dreytauſend Thaler koſten, ehe er die 2000 Thlr. wieder kriegt. Man wirft dem Richter eine Hand voll Ducaten an den Kopf, ſo iſt er blind und taub. Kurz, dafür laſſen Sie mich ſorgen; und was Ihr Sekretair thut, das iſt nicht Ihre Sünde. Gefallen Ihnen alle dieſe Vorſchläge nicht; ſo will ich Ihnen noch einen andern thun. Recognoſciren Sie den Wechſel nicht. Wenn ihn die Gerichte produciren, ſo ſtellen Sie Sich ſo trunken, daß Sie weder reden noch ſehen können. Sie gewinnen doch wieder einige Stunden Luft; kömmt Zeit, kömmt Rath. Wenn alle Stränge reißen, ſo weiß ich noch ein Mittel; aber das iſt freylich ein verzweifeltes Mittel. Ich habe es bey andern Gelegenheiten mit gutem Vortheil gebraucht. Mit einem Worte, Gnädiger Herr, ich will Sie närriſch machen, ſo bald es Ihnen gefällt. Befehlen Sie nur. So närriſch, daß Sie ſelbſt nicht wiſſen ſollen, wie Sie daran ſind. Noch eins. Was meynen Sie, wenn ich Ihnen von Ihrem Gläubiger einen Wechſel auf dreytauſend Thaler ſchaffe, die er von Ihnen geborgt hat? Den Augenblick ſollen Sie den haben. Mein Schreiber kann alle Hände nachmalen; und wie man die Siegel nachdruckt, das verſtehe ich. Ich mag das Ding anſehn, von welcher Seite ich will, ſo gefällt mir dieſer Vorſchlag am beſten. Haben

Sie

Sie doch nicht nöthig, ihn auf die 3000 Thlr. zu verklagen; es ist genug, wenn Sie ihm zu eben der Zeit mit dem Arreste drohen, da er sich gegen Sie unnütze macht. Und treibt er die Sache gar zu weit; gut, so muß er sie bezahlen; geben Sie ihm seine 2000 Thlr. davon, und wenn Ihnen das dritte tausend auf dem Gewissen liegt, so geben Sie es nur mir, ich will mit meinem Gewissen schon zu rechte kommen.

Wenn ich Zeit hätte, so wollte ich Ihnen noch mehr Wege vorschlagen, wodurch Sie Sich retten können. Lesen Sie Sich inzwischen hier aus, was Sie wollen. Ich bin allemal zu Ihren Diensten. Ich erwarte Ihren Entschluß, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

N. S. Ich wollte wohl sehen, daß ich morgen zu Ihnen kommen könnte; aber ich habe von vielen Jahren her allemal Dienstags meinen Fasttag, und arbeite vor der Sonnen Untergang nicht. Ich halte dieses Gelübde so heilig, daß ich es nicht breche, und wenn ich hundert Dukaten zu verdienen wüßte. Es ist auf die Mittewoche noch Zeit genug. Uberlegen Sie es inzwischen. Das Abschwören des Wechsels wäre gewiß das beste Mittel. Wie Sie wollen, Gnädiger Herr!

Hochgeehrter Herr Doctor,

Ich will es Ihnen aufrichtig gestehn. Von allen Ihren Vorschlägen, die Sie mir gethan haben, gefällt mir nicht ein einziger. Sie sind sehr praktisch, es ist wahr; und ich glaube gewiß, daß es hundert Personen von meinem Stande giebt welche niederträchtig genug sind, dergleichen Mittel zu ihrer Rettung zu ergreifen. Ich mache Ihnen deswegen keinen Vorwurf. Die unbestimmte Art, mit der ich Sie um Ihren Beystand ansprach, und mit der Sie vielleicht von vielen angesprochen worden sind, die, wie Sie Sich ausdrücken, so pöbelmäßig gewissenhaft nicht

sind,

sind, als ich es bin; diese freye Art, sage ich, hat Ihnen vermuthlich ein Recht gegeben, von mir eben so nachtheilig als von andern meines gleichen zu denken, und mir Vorschläge zu thun, über die ich mich in ihrem Namen schämen muß.

Die unruhigen Umstände, in denen ich mich diese Messe wegen verschiedner drückenden Schulden befinde, haben mir Gelegenheit gegeben, über mich selbst ernsthafter nachzudenken. Ich finde es, daß ich von meinen ersten Jahren an leichtsinnig genug gewesen bin, Gelder aufzuborgen, ohne zu wissen, ob ich jemals im Stande seyn würde, sie wieder zu bezahlen, und ohne mich durch diesen Gedanken lange zu quälen. Die vernünftige Vorsicht meines Vaters, die ich in meinen akademischen Jahren Geiz nannte, gab mir das, was zu einer standesmäßigen Aufführung und zu meinem Studiren gehörte, überflüßig, dasjenige aber nur nothdürftig, was ich zu meinen Nebenvergnügen brauchte. Ich gerieth in eine Gesellschaft junger Leute, welche, ihrem Range nach, weniger waren, als ich, und gleichwohl mehr Aufwand machen konnten. Ein übelverstandner Ehrgeiz nöthigte mich, es ihnen gleich zu thun. Dieses konnte ich nicht thun, ohne Schulden zu machen, und ich fiel einigen Wuchrern in die Hände, welche meine Thorheit zu ihrem Vortheile misbrauchten. Dieses stürzte mich von einer Schuld in die andre. Ich hatte mir vorgenommen, sie redlich zu bezahlen. Ich that es auch wirklich bey dem Tode meines Vaters, dessen Verlassenschaft aber so ansehnlich nicht war, daß ich es ohne meine Unbequemlichkeit hätte thun können. Die Gelegenheit, die ich fand, bey Hofe mein Glück zu machen, nöthigte mich zu einem Aufwande, der über meine Kräfte gieng. Ich borgte vom neuen, und bey jeder Stufe, die ich höher stieg, verwickelte ich mich in neue Schulden. Diejenigen, die mir itzt Geld vorstreckten, waren größtentheils eben so ungewissenhaft, als diejenigen Wuchrer, welche mich auf Schulen geplündert hatten. Mit einem Worte, eine jede Schuld nöthigte

mich, eine noch schlimmere Schuld zu machen, um mich von jener zu befreyen; und ich wagte alles daran, um den Ruhm nicht zu verlieren, daß ich ein ehrlicher Mann sey. Nunmehr bin ich aber so weit getrieben, daß ich nicht mehr weiß, wie ich mich retten soll.

Sehn Sie, mein Herr, das ist die wahre Geschichte meines Unglücks, und die Genealogie aller meiner itzigen Schulden. Ich habe sie Ihnen mit Fleiß so umständlich geschrieben, damit Sie nicht allein Gelegenheit haben sollen, von mir besser zu denken, sondern auch von andern Cavalliern eine billigere Meynung zu fassen, die, wie ich, ihre Schulden nicht bezahlen können, und die oft bey dem redlichsten Herzen, das Sie haben, bankrut werden müssen. Sie werden nach und nach eingeflochten, bis Sie ganz verlohren gehn. Die Ungerechtigkeit ihrer Gläubiger, unrichtige Begriffe von der Ehrbegierde, eine Unachtsamkeit in ihrer Wirthschaft, und die träumende Hoffnung auf ein unerwartetes Glück, das Sie retten soll; dieses sind die gemeinsten, und wichtigsten Ursachen an dem Umsturze der größten Häuser. Von denen rede ich nicht, welche muthwillige Betrüger sind, und deren sind sehr viele; nur von denen rede ich, die, wie ich, unvorsichtig genug, aber doch ehrlich sind.

Nun stellen Sie sich einmal vor, wie sehr ich durch Ihren Brief muß gedemüthigt worden seyn, da ich sehe, daß Sie mich für einen Betrüger, und nicht für einen verunglückten Mann ansehen, welcher ein Mittel sucht sich zu retten, ohne sein Gewissen und seine Ehre zu verlieren. Und beides müßte ich verlieren, wenn ich nur einen einzigen von Ihren Vorschlägen annähme.

Es gehört wirklich eben so wenig Verstand dazu, einen verstellten Eid zu leisten, als wenig Verstand nöthig ist, iemanden dergleichen anzurathen. Da ich noch in der ersten Classe saß, sahe ich diese Weisheit schon ein, und mein Präceptor, so einfältig er auch war, überführte mich doch, daß dergleichen Kunstgriffe auch den niedrigsten Pöbel schände-

ten

ten. Ihnen, als einem Rechtsgelehrten, darf ich das nicht weiter erklären, und da Sie ein Christ sind, der Gott zu Ehren alle Wochen einmal fastet: so werden Sie besser, als ich, überzeugt seyn, wie abscheulich dergleichen betrügrische Eide sind.

Ich weiß die Gesetze wohl, die uns von der Verbindlichkeit des Wiederersatzes lossprechen, wenn man in einem gewissen Alter geborgt hat; aber das weiß ich auch, daß uns in gewissen Fällen die Ehre dazu verbindet, wenn es gleich die Gesetze nicht thun. Die Vorsicht der Gesetzgeber war nöthig, die Bosheit derjenigen zu steuern, die sich unsers jugendlichen Unverstandes bedienen, um etwas zu gewinnen; wider diejenigen aber dürfen wir uns dieses Mittels nicht bedienen, die uns als ehrliche Leute geholfen haben, wir setzen uns sonst in eine Classe mit den Wahnwitzigen und Verschwendern, für welche die Gesetze auf eben die Art gesorgt haben. Bin ich in meinem fünf und zwanzigsten Jahre nicht eben so verbunden ehrlich zu seyn, als im sechs und zwanzigsten? Der Taufschein wird mich wider mein ehrliebendes Gewissen nicht schützen, wenn es mich auch wider den Richter schützt. Mit einem Worte, dergleichen Rechte der Unmündigen sind meistentheils nur eine Zuflucht der unbesonnenen Jugend, welche ohne Verstand borgt, oder der Betrüger; beides mag ich mir nicht vorwerfen lassen.

Was soll ich von Ihren übrigen Mitteln sagen, die Sie mir vorschlagen? Befreyt mich eine unvollkommne Unterschrift von der Verbindlichkeit, die ich haben würde, wenn ich auch gar nichts unterschrieben hätte? Seinem Gläubiger den Wechsel mit Gewalt aus den Händen zu reissen, ist eine Art eines Raubes, die das Rad verdient, und nicht den Beyfall der vernünftigen Welt, wenn auch diese vernünftige Welt nicht einmal ehrlich wäre.

Ueber den Vorschlag, mich närrisch zu machen, will ich mich nicht erklären. Sie hätten verdient, daß ich Ihnen die Antwort durch meinen Bedienten geben ließ.

Der Einfall, einen falschen Wechsel auf den Namen meines Gläubigers zu schreiben, ist nur Ihrer werth, und mir zu abscheulich, als daß ich noch ein einziges Wort davon sagen sollte.

Was ich wünsche, ist dieses, daß niemand von meinen Freunden in so verzweifelte Umstände gerathen möge, sich Ihrer Hülfe zu bedienen. Leben Sie wohl.

Herr Sekretair,

Ich bin unglücklich, ohne Hülfe unglücklich! Alle meine Schulden sind mit einem male aufgewacht. Sie verfolgen mich, und ich muß noch diesen Abend vor ihnen fliehen. Wollte Gott, ich könnte mich vor mir selbst verbergen! Ich schäme mich meiner, und das Verlangen, alle meine Gläubiger zu bezahlen, und ehrlich zu bleiben, entschuldigt mich weder bey mir selbst, noch vor den Augen der Welt. Sie werden bey dem Herrn Oberstlieutenant erfahren, wo ich mich aufhalte. Beschleunigen Sie Ihre Rückreise, Sie mögen die Sache zu Stande gebracht haben, oder nicht. Ich lege Ihnen alle die Mahnbriefe bey, die gestern und heute an mich gekommen sind. Sie finden bey einem jeden meine Antwort. Wie sehr bin ich gedemüthigt, daß ich habe müssen die Sprache der bösen Schuldner annehmen! Beruhigen Sie meine Gläubiger, so gut Sie können. Sie sollen alle bezahlt werden, alle ehrlich bezahlt werden; aber gerechter Gott! wenn? womit? Das weiß ich nicht! Ich Unglücklicher! Kommen Sie zurück! Geschwind kommen Sie zurück! Ich muß fort.

Gnädiger Herr,

Nun kann ich Ihnen nicht länger nachsehn. Die 2000 Thlr. muß ich morgen auf den Abend haben, oder ich bediene mich der Mittel, die Sie wissen. Ich thue es ungern; aber ich werde selbst gedrängt. Sie haben mich von einem Tage zum andern aufgehalten. Länger kann ich nicht nachsehn, ohne meinen Credit selbst zu verlieren. Das wer-

werden Sie mir nicht zumuthen. Machen Sie Sich keinen Schimpf; und wenn Sie es doch thun, so geben Sie mir die Schuld nicht. Ich erwarte mein Geld ohne Verzug, und verharre mit unterthänigster Hochachtung

Ew. Gnaden u. s. w.

R * * *

Antwort.

Mein Liebster Herr R * * *

Es ist billig, Sie sollen bezahlt werden. Längstens auf den Freytag früh. Bis dahin haben Sie noch Geduld. Ich soll morgen Geld haben, das mir ein guter Freund schuldig ist. Sie haben mir als ein ehrlicher Mann gedient, und ich habe den Willen, als ein ehrlicher Mann zu bezahlen. Ich bin mit meinem Pachter unglücklich gewesen, es wäre sonst schon vor der Messe geschehn. Waren es nicht Louis blanc, die Sie mir vorstreckten? Ich glaube, ja; gut, Sie sollen sie haben, oder doch wenigsten das agio. Was thun Sie gegen Maxdor? Schicken Sie nur auf den Freytag früh zu mir, und den Wechsel mit. Ich werde Ihre gefällige Nachsicht niemals vergessen, und Ihnen dienen, wo ich kann. Leben Sie wohl.

N. S. Können Sie einen holländischen Brief auf 500 Thlr. brauchen?

Gnädiger Herr,

Dieselben erhalten durch meinen Ladendiener den Auszug für die ausgenommenen Stoffe, und andre Waaren. Es wird Ihnen nicht schwer fallen, die kleine Post an 600 Thlr. zu bezahlen. Meine Freunde haben mir gerathen, es gerichtlich zu suchen, weil ich so oft vergebens darum bitten müssen. Es würde mir leicht seyn, es auszuführen,

führen, da Sie die Rechnung schon unterschrieben haben; ich will es aber nicht gern thun, um Ihnen das Vergnügen zu lassen, daß Sie Ihre gegebne Cavalierparole ohne richterlichen Zwang erfüllen. Ich bin mit unveränderter Ehrfurcht

Ew. Gnaden u. s. w.

Mein Herr,

Ihre Freunde kennen mich und Sie nicht, sie würden Ihnen sonst billiger rathen. Ich will es Ihnen nicht vorrücken, daß Sie mir den Preis der Stoffe zu hoch angesetzt haben; es ist einmal geschehn, und ich habe mich dazu bekannt. Sie sollen der erste nicht seyn, dem ich etwas schuldig bleibe. Ich erwarte Sie auf den Freytag Nachmittage. Sie werden wohl Doppien nehmen? Haben Sie diese Messe etwas neues von Stoffen? Bringen Sie mir welche mit, so schön Sie solche haben. Ich bezahle baar. Es soll zu einer Messe für meine Frau. Nur nicht gar zu bunt. Verstehen Sie mich? à Dieu.

Gnädiger Herr,

Mein Advocat wird Ihnen gesagt haben, daß der über die Juwelen ausgestellte Wechselbrief an 2500 Thlr. an der Peterpaulmesse gefällig gewesen ist. Sie haben mich bis auf heute vertröstet, und ich nehme mir die Freyheit, mich unterthänig zu erkundigen, um welche Stunde ich Ihnen aufwarten darf. Sie wissen noch, Gnädiger Herr, wie genau Sie gehandelt haben, und können gewiß glauben, daß ich nicht fünf Thaler daran verdiene. Destoweniger wird mir es zuzumuthen seyn, länger nachzusehn, da die ganze Summe mein baarer Verlag ist. Brauchen Sie sonst diese Messe etwas, so werden Sie gnädig befehlen, und ich werde Ihnen damit dienen, so bald ich meine 2500 Thlr. von Ihnen bekommen habe. Sollte mein Advocat sich diesen Morgen bey Ihnen melden: so sagen Sie

ihm

ihm nur, daß die Sache bis gegen Abend Anſtand hätte. Weiſen Sie ihm allenfalls dieſen Brief, damit er nicht nach der Ordre verfährt, die ich ihm geſtern Abends gegeben habe. Er war heute früh nicht zu Hauſe, als ich zu ihm ſchickte. Sie ſehen, Gnädiger Herr, mit wie viel Vorſorge ich mir angelegen ſey laſſe, Ihnen zu zeigen, daß ich mit unterthänigem Reſpecte ſey

Ew. Gnaden, ꝛc.

Antwort.

Hochgeehrteſter Herr,

Hat Ihnen denn mein Sekretair das Geld noch nicht ausgezahlt? Das iſt ganz unverantwortlich! Ich habe es ihm ſchon am Montage befohlen. Er mußte am Dienſtage früh wegen einer dringenden Angelegenheit verreiſen, und hat in der Eil aus Unvorſichtigkeit meine Caſſe und alles in ſeinem Beſchluſſe behalten. Längſtens künftigen Sonnabend kömmt er gewiß wieder. Haben Sie ſo lange Geduld. Ich will ihm ſeine Unvorſichtigkeit verweiſen, daß er es empfinden ſoll.

Man iſt doch gar zu unglücklich, wenn man ſich auf andre Leute verlaſſen muß. Es verdrießt mich doppelt, daß er ſo einen ehrlichen Mann, wie Sie ſind, ſo lange warten läßt. Sie ſollen Ihr Geld haben. Es iſt ſchon abgezählt, ich weiß es. Einen tollern Streich hätte mir mein Sekretair nicht machen können! Sie ſollen Ihr Geld richtig haben. Ihr Advocat iſt noch nicht bey mir geweſen. Aber wozu brauchen denn zween ſo gute und alte Freunde, als wir ſind, einen Advocaten? Das hätten ſie nicht thun ſollen, gewiß nicht, mein Herr. Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann! Ich bezahle meine rechtſchaffnen Freunde ehrlich, und wenn weder Advocaten noch Richter in der Welt wären. Dieſe Meſſe werde ich nichts brauchen. Ich habe mich vom Gelde entblößt, und Sie wiſ-

ſen wohl, ich kaufe ohne Noth nicht gern, wenn ich nicht gleich, oder doch bald bezahlen kann.

Den Augenblick fällt mir etwas ein. Die Prinzeſſinn von ⁘ will eine Haarnadel kaufen; ſie muß aber ſchön ſeyn. Dabey wäre ein Thaler zu verdienen. Soll ich Sie vorſchlagen? Kommen Sie über morgen früh in die Antichambre, da werden Sie mich finden. Oder, wiſſen Sie was: lieber auf den Markt; da wird die Prinzeſſinn um eilf Uhr ſelbſt ſeyn. Sehn Sie, wie freundſchaftlich ich für Sie ſorge. Aber bringen Sie Ihren Advocaten nicht mit; Ihre Durchlauchten möchten ſich vor ſeiner Perüke entſetzen. Gewiß, das Compliment von Ihrem Advocaten kann ich Ihnen noch nicht recht vergeben. Was geſchehn iſt, iſt geſchehn. Wir wollen gute Freunde bleiben. Leben Sie wohl, bis auf Wiederſehn. u. ſ. w.

Hochwohlgebohrner Herr, Gnädiger Herr,

Das Abſterben meines ſeligen Mannes hat mich in kümmerliche Umſtände geſetzt. Die Gnade, die Ew. Hochwohlgeb. gegen ihn ehedem bezeigt, werde ich nunmehr für mich, und meine armen unerzognen Kinder unterthänig ausbitten. Die erſte Probe von Dero gnädigen Vorſorge wird dieſe ſeyn, wenn Sie die Veranſtaltung treffen, daß der itzigen Meſſe verfallne Wechſel an 550 Thlr. ausgezahlt werde. Er iſt meinem älteſten Sohne auf ſein Antheil im Erbe zugefallen, und weil er im Begriffe ſteht, auf die Univerſität zu gehen: ſo muß er dieſe Poſt zu ſeinem nothdürftigen Unterhalte aufnehmen. Es beruht ſein ganzes Glück darauf, da er ſonſt nichts zu leben hat, und von mir auf keine Art unterſtützt werden kann. Ew. Hochwohlgeb. Gnad. ſind als ein großmüthiger Beſchützer armer Waiſen bekannt, und ich zweifle an gnädiger Geſtattung meiner Bitte im geringſten nicht, da es Ihnen ſo leicht fallen muß, mit dieſer Kleinigkeit ein armes Kind glücklich zu

machen,

machen, welches die Gnade gehabt hat, sein ganzes Vermögen Ihren Händen zeither zu überlassen. Gott, der Gott der Wittwen und Waisen, wird ein reicher Vergelter seyn, und Ihr hohes Haus seegnen. Ich bin mit der tiefsten Devotion

Ew. Hochwohlgeb. Gnaden

demüthigste Dienerinn.

N.

Antwort.

Liebe Frau Magisterinn,

Sie verlangen das Ihrige auf eine so bescheidne, und verpflichtende Art zurück, daß ich mich schämen muß, so lange Ihr Schuldner gewesen zu seyn. Es kömmt mir freylich die Aufkündigung des Wechsels itzt ein wenig unvermuthet: aber ich will Rath schaffen. Kann es nicht gleich in der Messe seyn: so soll es doch geschehen, so bald ich nach Hause komme. Ich thue nichts, als was meine Schuldigkeit ist; und wenn Ihr lieber Sohn fromm und fleißig ist, so will ich weiter für ihn sorgen. Ich will noch heute versuchen, ob es möglich ist, ein Procuraturstipendium für ihn auszuwirken. Er kann sich, wenn er herkömmt, bey dem Herrn Professor N. melden, der mir versprochen hat, ihm einen Freytisch zu geben. Die Collegia soll er auch bey ihm umsonst hören. Der ehrliche Mann thut mir alles zu Gefallen, was ich verlange. Mit einem Worte, ich will für ihn sorgen, und wenn er nach Leipzig geht, kann er erst auf mein Gut zu mir kommen, und das Geld gegen den Wechsel heben. Ich bin diese kleine Bemühung der Freundschaft schuldig, die mir Ihr seliger Mann erwiesen hat. Seyn Sie von meiner Aufrichtigkeit überzeugt, und leben Sie allemal wohl.

Nota! Der Herr Sekretair wird sorgen, daß diese ehrliche „Frau vor allen andern bezahlt wird. Davor behüte „mich Gott, daß ich auch die Thränen der Wittwen „und Waisen auf mich laden sollte. Diese Schuld„post nagt mich am Herzen. Ich habe noch vor mei„ner Abreise mit dem Professor geredet, er hat mir „es versprochen. Sorgen Sie ja für die arme Frau. „Ihr Mann war ein rechtschaffner Mann. Sie „muß ihr Geld nach der Messe haben, es komme her, „wo es wolle.„

Hochwohlgebohrner Herr, Hochgeehrtester Herr Bruder,

Ich habe diese Messe verschiedne Bäre los zu binden, um deßwillen ich den Herrn Bruder ersuche, das kleine Wechselchen an 400 Thlr. meinem Agenten zu bezahlen. Da ich es Ihnen drey Jahre ohne Interessen creditirt habe: so versehe ich mich gewisser Zahlung. Es steht ohnedem in meiner Gewalt nicht, länger nachzusehn, da ich den Wechsel an Herr N. und Compagnie gegen eine Schuldforderung cedirt habe. Der Herr Bruder wissen, wie diese Juden sind, und daß sie mit ihren Schuldnern so säuberlich nicht verfahren, als wir von Adel mit einander umzugehn pflegen. Es sollte mir sehr leid seyn, wenn der Herr Bruder es zur Weitläuftigkeit kommen ließen. Ich wenigstens wäre ganz außer Schuld, denn der Wechsel ist nicht mehr in meiner Hand. Eben itzt erfahre ich von meinem Gerichtsverwalter, daß Ihr Herr Schwiegervater diesen Abend sehr unbaß nach Hause gekommen sey. Wie Gott will! Der Alte verläßt Pfennige; Sie werden Sich wohl trösten lassen. Die Hasenjagd ist heuer sehr schlecht. Das macht das liebe Hagelwetter. Der Teufel hat doch immer sein Spiel. Gestern Abends ist mir mein bester Fuchs im Stalle umgefallen; ich glaube nicht, daß mir mein bester Freund so nahe gehen kann. Es war ein Fuchs,

Troß einem Fuchse! Der Donner hole mich, mein beſtes Pferd war es! Und hiermit Gott befohlen. Auf die Bezahlung des Wechſels verlaſſe ich mich alſo gewiß, und bin u. ſ. w.

Antwort.

Hochwohlgebohrner Herr, Hochgeehrteſter Herr Bruder,

Es iſt mir nicht lieb, daß Sie meinen Wechſel von Sich gegeben haben. Ich werde ihn bezahlen, darauf können Sie Sich verlaſſen, aber dieſe Meſſe iſt es unmöglich, das ſage ich Ihnen, es komme auch zu was es wolle. Daß Sie ihn drey Jahre ohne Intereſſen gehabt haben, iſt mir bekannt; aber der Herr Bruder wiſſen auch, daß wir Spielſchulden nicht zu verintereſſiren pflegen. Sollte mich Herr N. aufs äuſſerſte treiben, ſo werde ich gerichtlich ſagen müſſen, was dieſer Wechſel eigentlich iſt; und es ſollte mir nahe gehen, wenn ich, wider meine Gewohnheit, dergleichen Ausflucht brauchen müßte, da ich wirklich Willens bin, den Wechſel zu bezahlen, und wenn er noch ungültiger wäre. Ich hätte mich zu Ihrer Freundſchaft wohl verſehen, daß Sie mich den Zumöthigungen des Herrn N. und Compagnie nicht auf dieſe Art Preis geben würden. Ich habe ihnen ſagen laſſen, daß ſie von mir auf dieſen Wechſel nicht einen Dreyer bekommen würden, und ſie möchten ihren Regreß nehmen, an wen ſie wollten, oder ſonſt thun, was ihnen gefiele. Der Herr Bruder werden alſo andre Anſtallt machen, Ihre Schulden zu bezahlen. In künftiger Meſſe trage ich dieſe Poſt ab; aber an niemanden, als an Sie, und auch nicht eher. Das habe ich bey mir beſchloſſen, und Sie kennen mich. Von der Krankheit meines Schwiegervaters weiß ich nichts. Die Nachricht wird wohl keinen Grund haben. Der rechtſchaffne

ne Mann sollte mich dauern, so hart er auch gegen mich und meine Frau iederzeit gewesen ist. Ich bin unverändert

Ew. Hochwohlgeb. u. s. w.

Gnädiger Herr,

Wundern Sie Sich etwan, was ich will? Mein Geld will ich haben. Ja ja, im ganzen Ernste, mein Geld, das ich Ihnen so lange geliehen habe, und wenn ich das nicht kriege, so will ich Sie haben, oder es müßte keine Gerechtigkeit im Lande seyn. Tausend Thaler ist kein Pappenstiel, und ich habe Ihren Wechsel darüber, wissen Sie das wohl, Gnädiger Herr? Das ist keine Kunst, daß vornehme Leute in den Tag hinein borgen, und uns arme Leute hernach betrügen wollen. Sie haben mich nun seit zwo Messen bey der Nase herum geführt. Ich bin der Complimente satt. Geld, mein Herr, und kein Compliment, das will ich haben, oder Sie sitzen in vier und zwanzig Stunden zwischen vier Mauern. Und sollte ich Sie zu Tode füttern, so lasse ich Sie nicht aus dem Arreste, bis Sie zu Heller und Pfennigen bezahlt haben. Wie gesagt, das ist keine Kunst! Erst kommt ihr Herren, und strotzt von Gold und Silber, Gott weiß, ob ein Dreyer darauf bezahlt ist! und da sind wir armen Kaufleute eure gute Freunde, eure Herzens gute Freunde, da herzt ihr und küßt uns, bis ihr das Geld habt. Und wenn ihr es denn habt, so hole der Teufel den verfluchten Juden, der es wieder haben will, wenn der Wechsel verfallen ist. Halten Sie mirs zu Gnaden, daß ich so deutsch weg rede; aber es ist schlimm genug, daß es wahr ist. Wir armen Kaufleute müssen es uns lassen blutsauer werden, und wenn wir mit Angst und Noth ein paar Thaler Geld zusammen gerafpelt haben, so kömmt so ein vornehmer Müssiggänger, und betrügt uns drum. Ich meyne eben Sie nicht, Gnädiger Herr; aber meine tausend Thaler muß ich auf den

Don-

Donnerstag haben, oder es wird nicht gut. Kurz! Geld oder Arrest! was Sie wollen. Ich bin

Ew. Gnd.

unterthäniger Diener

Hanns Puff und Comp.

Antwort.

Mein lieber ehrlicher Hanns Puff,

Sie bleiben doch der alte Deutsche, der Sie allemal gewesen sind. Sie sollen Ihr Geld haben, lassen Sie Sich nur nicht leid seyn. Wir wollen deswegen allemal gute Freunde seyn. Kommen Sie auf den Freytag früh zu mir, da sollen Sie es finden. Es gefällt mir nur, daß Sie mit Ihren Freunden so wenig Umstände machen. Wir verstehn einander schon. Mein Sekretair soll Ihnen alles bezahlen. Er wird auf den Donnerstag Abend erst wieder kommen. Bis auf den Freytag warten Sie doch, mein guter Alter? Nicht wahr? Sie sind doch nicht böse?

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Sie sind gestern Abends kaum zur Stadt hinaus gewesen, als ich mit der Post hier ankam. Ich habe die Briefe, und Ihre Ordre gefunden. Die Ursachen meiner geschwinden Rückkunft sind diese. Am Dienstage Abends kam Ihr Herr Schwiegervater ganz krank von der Fischerey zurück. Ich fuhr zu ihm, so bald ich die Nachricht erhielt. Er war in Gefahr, und diese mehrte sich dergestalt, daß der Medicus schon an der Mittwoche früh

an

an ſeinem Aufkommen zweifelte. Ich bin von ſeinem Bette nicht weggekommen, weil er zuſehends ſchwächer ward. Er bezeigte ein groſſes Verlangen, Sie und die Frau Gemahlinn zu ſprechen. Es war aber unmöglich, weil er gegen Mitternacht in meinen Armen verſchied. Ich habe ſogleich von den Gütern Beſitz nehmen, und alles verſiegeln laſſen. Ich konnte nicht eher, als geſtern ſpät hier ankommen ſo ſehr ich auch eilte, Ihnen Nachricht davon zu geben, und Ihnen mein unterthäniges Beyleid mündlich zu bezeigen. Von dem Herrn Oberſtlieutenant habe ich auch nicht eher als dieſen Mittag Ihren Aufenthalt erfahren können. Dieſen Vormittag habe ich angewendet, Ihre Gläubiger zu beruhigen. Die anſehnliche Verlaſſenſchaft des ſel. Herrn Schwiegervaters hat ſie ſo gefällig gemacht, daß ſie Ew. Gnaden nicht allein nachſehen, ſondern mit ihrem ganzen Vermögen unterthänig aufwarten wollen, wenn Sie es verlangen. Hanns Puff und Compagnie haben mich beſchworen, Sie ihrer unterthänigſten Devotion zu verſichern. Ich bin u. ſ. w.

Verzeichniß

der in vorstehender Sammlung befindlichen Briefe und Abhandlungen.

Schreiben, eines von Adel an einen Professor, in welchem einen guten Hofmeister zu wählen gebeten, und gesagt wird, was man von ihm für Fähigkeiten verlange S. 18

Antwort des Professors, nebst zwo Taxen von einem geschickten und eilf ungeschickten Hofmeistern 19

Empfehlungsschreiben an ein Kammermädchen, wegen der erledigten Hofmeisterstelle 28

Antwort im Kammermädchenstyle 28

Ein kleiner Roman zwischen einer jungen Priesterwittwe, und einem Herrn Candidaten. Besteht aus folgenden Briefen:

Schreiben der Priesterwittwe an den Candidaten, worinnen ihm ein Wink von dem göttlichen Berufe gegeben wird 30

Einladungsschreiben des Kirchenpatrons an den Candidaten 31

Antwort des Candidaten an den Kirchenpatron 32

Der-

Dergleichen an die Priesterwittwe. 32
Schreiben der Priesterwittwe an den Kirchenpatron 33
Dessen lehrreiche Antwort an die Wittwe 33
Ein Oberster empfiehlt seinen Feldprediger zu einem Dorfpfarr 37
Bittschreiben des Feldpredigers an den Obersten wegen dieser Sache 38
Ein abgesetzter Schulmeister bittet um einen Schuldienst, und liefert drey Proben von seiner Stärke in Gevatter- und Hochzeitbriefen 40
Chria Aphthoniana, worinnen um eine Rektoratstelle in einem kleinen Städtchen gebeten wird 47
Eine praktische Abhandlung von der Kunst zu bestechen, imgleichen sich bestechen zu lassen. Besteht aus folgenden Briefen:
Schreiben, wie ein ungewissenhafter Vormund den Richter nicht bestechen soll 53
Dergleichen, wie ein Rittergutsbesitzer den Commissar nicht bestechen soll 55
Dergleichen, wie ein Kaufmann seinen Richter nicht bestechen soll 56
Eine ungeschickte Art, wie ein Bauer seine gnädige Frau Amtmannin zu bestechen sucht 57
Schreiben, wie ein ungewissenhafter Vormund es machen soll, wenn er den Richter bestechen will 60
Dergleichen für einen Rittergutsbesitzer an den Commissar 62

Anweisung, wie man einen Richter beym Spiele bestechen kann 63

Formular eines leeren Briefs allen streitenden Partheyen zur Warnung geschrieben 65

Eines ungerechten Richters unpartheyische Antwort darauf 67

Ein Handgriff, wie man einen Richter, den man besticht, die saure Mühe ersparen kann, roth zu werden 68

Des Richters Antwort auf den stummen Brief 68

Gebessertes Formular, wie ein Kaufmann seinen Richter bestechen soll 70

Anleitung, einen Richter mit Holze zu bestechen 71

Ingleichen mit alten Münzen und Gemmis 72

Recept, wie eine schöne Frau den Richter gewinnen soll 76

Des Richters vielbedeutende Antwort darauf 77

Ein Brief, wie man einen Commissar mit der Furcht vor seinen Obern besticht 79

Dergleichen mit der Furcht vor seinem eignen bösen Gewissen 79

Dergleichen mit der Furcht vor Wechselschulden 80

Eine arme gedruckte Wittwe bittet um Gerechtigkeit bey ihrem Richter 83

Des Richters Antwort 84

Vier Formulare von der mittelbaren Bestechung durch die Weiber der Richter, nach ihren verschiednen herrschenden Leidenschaften 87

Schreiben an einen Amtmann, der viel von der Küche, und nichts von der Amtsstube versteht 91

Dergleichen an seine juristische Tochter, so das Directorium Actorum führt 92

Von der Kunst sich bestechen zu lassen, ingleichen von einer ganz neuentdeckten computatione graduum 94

Bittschreiben eines jungen Menschen, der zur Zierde des Vaterlandes Rathsherr werden will 103

Empfehlungsschreiben eines Mannes, der aus Bequemlichkeit Rathsherr werden will 106

Schreiben des bequemen Candidaten 107

Nota. Beide sind aus dem Alciphron getreulich übersetzt.

Charakter eines juristischen Polyphems 110

Vier Briefe, denen zum Besten geschrieben, die Gerichtsbestallungen suchen 118

Ein Brief von der Gefahr, die man läuft, wenn man einen jungen und noch ungeübten Mann zum Richter oder Commissar bekömmt 127

Zwey Formulare für diejenigen, welche in vornehmen Häusern Sekretarien werden wollen, um die Hofluft zu gewohnen 130

Roman einer alten Spröden. Darinnen sind folgende Briefe enthalten:

Schreiben der alten Spröden an den Verfaſſer der ſatiriſchen Briefe 134
Der Hofrath R = = wirbt um die Spröde 135
Abſchlägige Antwort der Spröden an den Hofrath R = = = 137
Ein mediciniſcher Doctor wirbt um die Spröde 139
Zärtliches Schreiben des Herrn Lieutenants an die Spröde 141
Abſchlägige Antwort der Spröden an den Doctor 143
Ein Profeſſor wirbt um die Spröde 146
Abſchlägige Antwort der Spröden an den Profeſſor 148
Herzbrechendes Schreiben der Spröden an ihren Lieutenant 149
Des Lieutenants ſchreckliche Antwort darauf 151
Ein Advocat wirbt um die Spröde 155
Abſchlägige Antwort der Spröden darauf 157
Ein Würzkrämer wirbt um die Spröde 158
Abſchlägige Antwort der Spröden darauf 160
Die alte Spröde wirbt um ihres Vaters Schreiber 162
Abſchlägige Antwort des Schreibers darauf 165
Die alte Spröde wirbt um den Hofrath 168
Abſchlägige Antwort des Hofraths darauf 169
Die alte Spröde wirbt um den mediciniſchen Doctor 172

Abschlägige Antwort des mediciniſchen Doctors darauf 173

Die alte Spröde wirbt um den Profeſſor 176

Des Profeſſors Frau antwortet der alten Spröden, daß ihr Mann ſchon eine Frau habe 179

Die alte Spröde wirbt um den Advocaten 181

Abſchlägige Antwort des Advocaten in höchſter Eil 183

Befehdungsbrief der alten Spröden an den Würzkrämer 184

Deſſen Antwort an die alte Spröde mit Proteſt 187

Antwort des Verfaſſers der ſatiriſchen Schriften an die alte Spröde 192

Extrafavorable Auswürflung der alten Spröden 200

Ein Roman von einer Fräulein, die der Großvater, und der Enkel zugleich liebt. Beſteht aus folgenden Briefen:

Anwerbungsbrief, und vier Poſtſcripte eines alten Cavaliers an ein junges Fräulein 202

Schreiben des Enkels an ſeine Tante 203

Troſtſchreiben der Tante an den eyerſüchtigen Enkel 205

Der Enkel ſeufzt 206

Liebeserklärung des Enkels an das junge Fräulein 206

Die Tante ſagt, daß der Enkel thöricht ſey 207

Freundschaftliches Schreiben der jungen Fräulein an die Tante 208
Der Tante Antwort darauf 211
Schreiben der Fräulein an ihren Onkel 212
Antwort des Onkels an das Fräulein 213
Der Enkel verzweifelt vor Liebe, und klagt es seiner Tante 214
" " " und klagt es seiner Fräulein 216
" " " und klagt es ihrem Onkel 217
Der eyfersüchtige Enkel bittet seinen Großpapa um Erlaubniß, die Fräulein heirathen zu dürfen 218
Antwort der Tante an den Vetter 220
Dem Vetter wird angst, und er antwortet der Tante 223
Antwort der Tante 224
Antwort des Vetters an die Tante 224
Antwort der Tante 225
Umständlicher Statuscausä des Großvaters an seine Tochter, daß der Enkel über und über ein Narr sey 225
Schreiben der Fräulein an die Tante 228
Schreiben des Onkels der Fräulein, an den Großvater 228
Schreiben des Großvaters an die Tochter, worinnen er gesteht, daß der Enkel ein so gar grosser Narr doch nicht sey, als er geglaubt hätte 230

Schreiben des Großvaters an den Onkel der Fräulein, welches den Roman auflöst 231
Liebestractaten eines rechtschaffnen, aber eigensinnigen Freyers mit einem Frauenzimmer 236
Das Frauenzimmer fragt ihre Tante um Rath 239
" " " ingleichen ihren Onkel 240
Antwort der Tante 240
Antwort des Frauenzimmers an die Tante 242
Antwort des Onkels an das Frauenzimmer 243
Gutachten einer Freundinn des Frauenzimmers 244
Dergleichen 245
Dergleichen 248
Noch dergleichen von einer andern Art 250
Excitatorium des zärtlichen, und eigensinnigen Liebhabers an das Frauenzimmer 251
Entschluß und Erklärung des Frauenzimmers an den Liebhaber 251
Eigennützige Liebeserklärung eines jungen Menschen an eine alte Frau 252
Zärtlicher Liebesbrief einer alten Frau an einen jungen Menschen 254
Liebeserklärung eines Menschen, der zärtlich liebt, aber nicht vernünftig 257
Antwort und freundschaftlicher Korb 258
Liebesflammen eines Pedanten 260
Ehrendienstwillige Antwort darauf 262

Hanns liebt Grethen 263
Grethe Hannsen 263
Ein Bürger, der reich und vernünftig ist, wirbt um ein Fräulein 265
Ein Fräulein, das arm und vernünftig ist, schlägt es ihm ab 267
Ein strotzender Landjunker will seine Liebe an ein reiches Bürgermädchen verkaufen 271
Ein einfältiges Bürgermädchen nimmt den Vorschlag mit demüthigem Danke an 274
Ein hochmüthiges Bürgermädchen nimmt den Vorschlag mit Verachtung an 276
Ein vernünftiges Bürgermädchen versichert den gnädigen Junker, daß er ein Narr sey 281
Leben und Thaten eines ehrlichen Bankrutirers, worinnen folgende Briefe sind:
Der ehrliche Bankrutirer will so gnädig seyn, und tausend Thaler borgen 283
Wird unterthänig abgeschlagen 283
Consilium medicum 283
Recept 284
Schreiben des Bankrutirers an den Advocaten 285
Antwort des Advocaten sehr praktisch eingerichtet 286
Antwort des ehrlichen Bankrutirers an den boshaften Advocaten 288
Schreiben des verjagten Bankrutirers an seinen Sekretair 292

Verzeichniß.

Ein Mahnbrief auf 2000 Thlr. 292

Freundliche Antwort darauf 293

Mahnbrief auf 600 Thlr. = = für Waaren 293

Troſtſchreiben darauf 294

Mahnbrief wegen eines Wechſelbriefs von 2500 Thlr. = = 294

Für 2500 Thlr. = = Complimente 295

Wehmüthiges Bitſchreiben einer verarmten Wittwe, wegen ſchuldiger 550 Thlr. = = 296

Eine ehrliche Antwort im Ernſte 297

Brüderliche Drohungen eines Junkers an den ehrlichen Bankrutirer 298

Antwort darauf ziemlich kurz, aber doch deutlich 299

Troßiger Mahnbrief von Hanns Puff und Compagnie 300

Freundſchaftliche Antwort darauf 301

Schreiben des Sekretairs an ſeinen Principal, den ehrlichen Bankrutirer, worinnen die ganze Verwirrung aufgelöſt wird 301

Ende des dritten Theils.

Gottlieb Wilhelm Rabeners

Satiren.

Vierter und letzter Theil.

NEC. LVSISSE. PVDET. SED. NON. INCIDERE. LVDVM.

Mit allergnädigsten Privilegien.

Leipzig,
Im Verlage Johann Gottfried Dycks.
1755.

Vorbericht.

Ich wage es endlich, den vierten und zugleich den letzten Theil meiner satirischen Schriften herauszugeben. Eine für mich wichtige Veränderung in meinem Amte, und die dadurch verdoppelte Arbeit, sind zum Theil Ursache gewesen, daß ich mich seit drey Jahren eines Versprechens nicht habe entledigen können, an welches mich, wo nicht das Publicum, doch wenigstens mein Verleger fleißig genug erinnert hat. Aber in der That ist mein Amt nur zum Theil Ursache an diesem Aufschube gewesen; ich habe noch weit wichtigere Verhinderungen gehabt. Für die meisten Autoren ist der Beyfall der Leser die stärkste Reizung, daß sie muthig, und viel schreiben. Darf ich es wohl gestehen, daß eben dieser Beyfall die wichtigste Ursache ist, warum ich seit drey Jahren mich nicht habe entschliessen

können, den vierten Theil meiner Schriften zu liefern? Die ersten drey Theile haben das Glück gehabt, in Deutschland ihre Freunde, und auch bey Ausländern Leser zu finden. Man ist endlich, auf meine ungeheuchelten Vorstellungen, so billig gewesen, an mehrern Orten zu glauben, daß wirklich ein unendlicher Unterschied zwischen einer Satire und einem Pasquille sey; daß man die Fehler der Menschen lächerlich machen könne, ohne einen Menschen selbst lächerlich zu machen; daß man als Satirenschreiber spotten, und doch mit redlichem Herzen ein Menschenfreund seyn könne. Ja, die Gütigkeit meiner Leser ist noch weiter gegangen: Man hat die Fehler in verschiedenen Ausarbeitungen übersehen, welche vor den Augen der Kritik nicht verborgen bleiben konnten. Männer von Einsicht haben mir diese Fehler verziehen, und nur diejenigen Stellen angezeigt, welche ihren Beyfall erlangten: wie viel Ursache hatte ich, darüber vergnügt zu seyn! Andre Männer, die zwar auch Einsicht genug besassen, aber nur meine Freunde nicht seyn wollten, haben ganz davon geschwiegen: konnte ich mir wohl etwas mehr wünschen! Und dennoch sind alle diese vortheilhaften Umstände die wahre Ursache, daß ich itzo, so ein alter Autor ich auch bin, mich dennoch ganz schüchtern unter das Publicum wage. Wie viel Achtung bin ich der Nachsicht meiner Leser schuldig! Wie viel Ursache habe ich, alles zu vermeiden, was ihnen anstößig seyn kann, um diese verzeihende Nachsicht nicht

zu verlieren! Wie sorgfältig muß ich alle meine Charaktere zeichnen, um keine Originale zu malen, und um mich wider einen Vorwurf sicher zu stellen, der mir, bey meinen menschenfreundlichen Gesinnungen, gewiß der empfindlichste seyn würde! Bisher hat die Kritik mir meine Fehler übersehen; vielleicht in der Hoffnung, ich würde mich bessern: und habe ich mich nicht gebessert, wer wird mich wider diese strenge Richterinn vertheidigen, welche die Nachwelt auf ihrer Seite hat? Geschäffte und Jahre machen einen Satirenschreiber ernsthafter, und eben dadurch bitterer, als es vielleicht der gröſßte Theil seiner Leser wünschet: ist nicht schon das Ursache genug, einen Beyfall zu verlieren, der mir so unendlich schätzbar ist? Ich lebe hier ganz verwaist von meinen kritischen Freunden, ohne deren Rath und Gutachten ich sonst nicht eine Zeile wagte. Sie sind zerstreut, sie sind weit von mir weg zerstreut; diese Freunde, deren ehrliches Herz, und deren reifer Witz mir unvergeßlich seyn werden. Nur einer noch von meinen redlichen Aristarchen ist in Leipzig; und auch dieser Eine ist schon zu weit von mir entfernt. Und wie soll ich mir die freundschaftlichen Lehren derer zu Nutze machen, die itzt in Kopenhagen, in Hamburg, in Zerbst, in Braunschweig, in Quedlinburg, seit einigen Jahren von mir, und vielleicht auf ewig von mir getrennt sind? die in Zürch und Bern entfernt leben? ⁂ Und was sage ich von unserm Vater Hagedorn, der mich so oft geleitet

hat, und dessen Andenken auch diese Thräne noch heilig sey! * * * * * * Wäre nicht dieser Mangel meiner Freunde und meiner Führer Ursache genug, ein Vorhaben zu unterlassen, welches mir schon damals schwer genug ward, da ich es unter ihrem Beystande wagte, und welches ich itzo wagen soll, da ich von ihrem Beystande ganz entblößt bin?

Und doch muß ich es wagen! Aber ich wage es unter einer Gelübde, die ich hier vor den Augen meines Vaterlandes, und, wenn ich so prächtig reden darf, vor den Augen der ganzen witzigen Welt thue. Dieses ist der vierte, aber gewiß auch der letzte Theil meiner satirischen Schriften. Ich thue hier einen heiligen Schwur, einen Schwur, der mir heiliger ist, als er sonst den meisten Schriftstellern zu seyn pflegt: daß ich dergleichen satirische Schriften, weder unter meinem, noch unter einem verstellten Namen, weder in monatlichen, noch in fliegenden Blättern weiter bekannt machen werde.

Diesen Vorsatz rechtfertigen, wenn anders meine Leser verlangen sollten, daß ich ihn rechtfertige; diesen Vorsatz, sage ich, rechtfertigen schon die Ursachen genug, die ich oben angeführt habe. Ein ernsthafteres Alter; Geschäffte, die täglich gehäuft werden; der Verlust der besten Freunde; eine argwöhnische Vorsicht, die meinem itzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher ist, als sie mir vor drey Jahren war; Leser,

ser, die nach immer gewohnt sind zu lachen, so lange sie über andere lachen, und welche unversöhnlich wüten, so bald sie glauben, ihr eignes Gesicht im Spiegel zu sehen; der geschwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug sind, Schlüssel zu machen, wo keine Schlüssel nöthig sind; die tückische Bosheit derjenigen, welche sich getroffen finden, und schweigen, und welche doch hämisch im Namen dererjenigen seufzen, die gewiß nicht gemeynt, und gewiß nicht getroffen sind; die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfasser schreibt, die Originale zuerst sucht, eine Unbilligkeit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich seyn muß: alles dieses sind Ursachen, welche mir meinen Vorsatz ernstlich machen.

Ueberhaupt ist wohl Deutschland das Land nicht, in welchem eine billige und bessernde Satire es wagen darf, ihr Haupt mit der Freymüthigkeit empor zu heben, mit welcher sie gewohnt ist, die Laster, oder die Thorheiten der Menschen zu strafen. Es giebt Städte in Deutschland, in denen man nur beschäfftigt ist, Reichthümer zu sammeln, und in denen man kein Laster weiter kennt, als die Armuth. Wer wird es wagen dürfen, ihren feisten Bürgern zu sagen, daß sie lasterhaft sind, weil sie nur mit Ungerechtigkeit wuchern; daß sie Thoren sind, weil sie auf ihren erwucherten Reichthum

stolz seyn können? Es giebt mächtige Städte in Deutschland, wo man unter dem prächtigsten Aufwande seine Armuth, unter den lärmenden Vergnügungen seine innerliche Unruhe zu verbergen sucht, wo man seinen Freund küßt, und umarmt, um ihn niederzuwerfen, wo man über alle Sachen mit einem entscheidenden Tone urtheilet, um seine Unwissenheit nicht zu verrathen, wo man ein pöbelhaftes Pasqvill mit lautem Beyfalle annimmt, und ausbreitet, weil man den Einzigen Unglücklichen kennt, den es trift, und wo man im Gegentheile eine lehrende Satire für ein gefährliches Pasqvill hält, weil sie auf hundert Personen passen kann, und weil diese hundert Personen vielleicht noch fühlen, daß sie Thoren sind, aber zugleich auch denjenigen verabscheuen, der sie an ihre Thorheit erinnert. Und was soll ich von denen Städten sagen, welche ein Sitz der schönen Wissenschaften sind, und wo es ein öffentlicher Beruf ist, Weisheit und Sitten zu predigen? Vielleicht ist hier die Satire an der Hand ihrer Schwester, der Moral, beliebt und sicher? Nichts weniger! Nur gar zu oft haben die Gelehrten viel Ursache, sich vor der Satire zu fürchten. Gemeiniglich sind sie die ersten, die sie verdammen; es müßte denn eine Satire aus dem Horaz seyn, welcher sie unmöglich gemeynt haben kann.

Vielleicht ist ein Patriot mit dem sehr unzufrieden, was ich hier von den meisten Städ-

ten meines Vaterlandes sage. Er wird glauben, daß man eben dieses von den Städten aller Länder sagen könne. Es kann seyn: aber desto schlimmer für die Satire; desto allgemeiner ist die Wahrheit des Satzes, den ich oben behauptet habe. Und was will mir dieser Patriot antworten, wenn ich ihm Paris nenne, wo ein Boileau und Moliere waren, deren Satire ihr König liebte und schützte? Es ist nur ein London, wo auch nicht einmal der gröſte Misbranch die Billigkeit der Satire verdächtig macht, wo kein Laster zu vornehm ist, daß es sich nicht vor ihrer Geissel scheuen müsse. Nur ein London ist, wo ein lehrender Zuschauer täglich unter einer Menge von zwanzig tausend Lesern unerkannt herum gehen, und unbemerkt den Beyfall einsammeln kann, den seine Satire verdient. In Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenigen Wahrheiten zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören, und schweigen, oder sich bessern muß.

Je mehr ich allen diesen Ursachen nachdenke; je ernstlicher wird mein Vorsatz, niemals dergleichen Schriften wieder zu wagen. Aber dagegen verspreche ich mir auch von der Billigkeit meiner Leser dieses, daß sie mich künftig mit etwas weniger Zuversicht, als wohl bisher bey einigen Gelegenheiten geschehen, für einen Mitarbeiter an witzigen Monatschriften, oder für den verborgenen Verfasser fliegender Blätter ausgeben.

Ich muß befürchten, daß dieſes Gelubde vielen von meinen Leſern verdächtig ſeyn werde. Man weis aus der Erfahrung, daß beynahe kein Geſchöpf ſo meineidig iſt, als ein Poet, welcher die Verſe verſchwört: ſollte ein Satirenſchreiber mehr Gewiſſen haben? Ich will mich in dieſe Vergleichung nicht einlaſſen. Damit man aber gar keinen Vorwand behalte, an meinem Vorſatze zu zweifeln: ſo will ich eine wohlbedächtige Einſchränkung beyſetzen, unter welcher ich mein Gelübde gethan habe. Ich werde gewiß niemals weiter dergleichen ſatiriſche Schriften, weder unter meinem, noch fremden Namen, bekannt machen: aber ich werde vielleicht noch verſchiedene Abhandlungen von dieſer Art ſchreiben. Ich werde ſie der Kritik einiger von meinen Freunden, und meinem verſchwiegnen Pulte anvertrauen, und nicht eher, als nach meinem Tode, ſoll das unpartheyiſche Publicum zum Richter darüber geſetzt werden.

Ich finde bey dieſem Entſchluſſe hundert Vortheile, und viele Annehmlichkeiten, die ein Satirenſchreiber unmöglich haben kann, welcher von der Aufnahme ſeiner Werke Zeuge iſt. Da ich mir, vom Anfange an, das Geſetz gegeben, keinen Menſchen durch meine Satiren zu beleidigen, ſondern ſie ſo allgemein zu machen, daß es einem billigen Leſer unmöglich fallen ſollte, einen zu finden, der das Original zum Gemälde ſeyn könnte: ſo hatte ich mir ein Geſetz gegeben, welches mir unendliche Schwierigkeiten

verur-

verursachte. So bald ich mit einer Abschilderung fertig war, war dieses meine erste Sorge, daß ich sie gegen diejenigen Gesichter hielt, die ich kannte, um zu versuchen, ob vielleicht zu viel Aehnlichkeit von ihnen in meinem Gemälde wäre. Das Gemälde selbst zu entwerfen, kostete mich immer weniger Mühe, als mich es kostete, solches durch neue Züge, durch mehr Licht, oder mehr Schatten unkenntlich zu machen. Und wenn ich alles gethan hatte, und wenn ich nunmehr glaubte, daß es mit keinem Menschen eine Aehnlichkeit habe, daß es nur das allgemeine Bild eines Thoren sey: so rief doch wohl einer meiner Leser mit bittrer Freude aus: Das ist mein Nachbar! Künftig werde ich eine so ängstliche Vorsicht, weiter nicht nöthig haben. Nun kann ich mir die Originale wählen, wo ich will, ohne einen von ihnen zu beleidigen. Denn erst nach meinem Tode sollen diese Schildereyen bekannt werden. Und da ich Hoffnung habe, noch etliche und zwanzig Jahre zu leben, so zweifle ich, ob sich alsdann noch jemand die Mühe geben wird, den Thoren zu entdecken, den ich vor zwanzig Jahren gemalt habe; denn in zwanzig Jahren ist ein Thor gewiß vergessen, und wenn er auch ein Durchlauchtigster Thor gewesen wäre. Nunmehr kann ich mich viel freyer unter meinen Mitbürgern umsehen, und Züge zu einem Gemälde sammeln, welches ich vielleicht ausserdem, zu schildern noch nicht wagen dürfte, wie ich es nunmehr wagen

darf

darf, da dieſe Schilderungen erſt nach meinem Tode ausgeſtellt werden ſollen. Finde ich künftig einen Menſchen, deſſen Thorheiten verdienen, für die Nachwelt gezeichnet zu werden: ſo ſehe ich dieſen Menſchen, als meinen Poſthumum, an. Die nach mir leben, ſollen nicht einen Zug von ſeinem Geſichte verlieren; aber bis dahin will ich ihn allein kennen, und nur allein über ihn lachen.

Man hat mir wider dieſen Plan den Einwurf gemacht, daß vielleicht in zwanzig Jahren, hundert kleine Umſtände in den Sitten und Gebräuchen meiner heutigen Landsleute geändert, oder gar verloren gegangen ſeyn könnten, die doch oftmals ſchlechterdings zu wiſſen nöthig ſind, wenn man das Feine und das Reizende der Satire ſo empfinden ſoll, wie ein jeder Verfaſſer wünſcht, daß es ſeine Leſer empfinden mögen. Dieſer Einwurf iſt gegründet genug: aber eben dadurch werde ich deſto aufmerkſamer gemacht werden, in meinen Satiren auch das zu vermeiden, was das Perſönliche der Sitten und Gebräuche genannt werden kann; ſo wie ich das Perſönliche der Charaktere bisher vermieden habe. Ich erlange dadurch den groſſen Vortheil, daß meine Satire auch von dieſer Seite allgemein wird. Und kann ich auch diejenigen Umſtände nicht ganz vermeiden, welche ſo flüchtig und veränderlich ſind; wer wird mirs verdenken, wenn ich mein eigner Scholiaſt werde? In dieſem Falle, werden ſelbſt meine

Anmer-

Anmerkungen Satiren auf meine Mitbürger, wenn ich genöthiget bin, der Vergessenheit durch Noten eine Tracht, ein Spiel, ein Ceremoniell, eine Mode, und andere solche Kleinigkeiten zu entreissen, worauf sie doch itzt so stolz sind, und worinnen vielmals heuer ihr ganzer Werth besteht.

Ein andrer Einwurf sollte vielleicht für mich noch wichtiger seyn: Nach meinem Tode werde ich den Beyfall der Leser nicht hören! Es ist wahr; aber auch ihren Tadel nicht! Meine Schriften sind durch die gütige Aufnahme der Kenner und andrer so glücklich gewesen, daß ich mich, wenn ich mich so stolz ausdrücken darf, an dem Lobe meiner Leser gewisser massen schon gesättiget habe. Dieser Beyfall verdient von mir die erkenntlichste Achtung für den Geschmack, und das Vergnügen meiner künftigen Leser. Ich besitze gewiß Eigenliebe genug, dieses Lob auch nach meinem Tode verdienen zu wollen, je vortheilhafter alsdann für mein Andenken ein so unpartheyisches Lob ist, und je weniger ich hernach im Stande bin, meine Fehler zu entschuldigen, oder wider scheinbare Vorwürfe mich zu verantworten.

Ich habe bey meinen Satiren ein zu freudiges Gewissen, und zu der fortdauernden Billigkeit meiner Leser ein zu grosses Vertrauen, als daß ich hiebey einen Vorwurf befürchten sollte, der mir bey einer Stelle des Seneca eingefallen ist. Labienus, ein Mann, der seinen

repu-

republikanischen Haß, und die bittersten Leidenschaften unter dem prächtigen Namen eines Patrioten verbergen wollte, welcher seine Schmähungen wider die Grossen in Rom satirischen Witz und persönliche Beleidigungen historische Wahrheiten nannte, welcher den Rath zu einem vorher unerhörten Befehle zwang, den in folgenden Zeiten, die Unwissenheit, der Aberglaube, und die dumme Bosheit so unglücklich gemisbraucht haben. * Dieser Labienus las einmal eine von ihm gefertigte Geschichte öffentlich vor

* Seine Schriften wurden auf Befehl des Raths verbrannt. Seneca ist in seiner Praefatione L. V. Controversiarum sehr bitter, da er auf die Stelle kömmt. Er hält es für das erste Exempel, wo verdächtige Schriften auf Befehl des Raths verbrannt worden wären, und vermuthlich mag er sich auf die Verbrennung der Schriften des Numa Pompilius nicht besonnen haben, die Livius im neun und zwanzigsten Capitel des vierzigsten Buchs anführt. Seneca freuet sich, daß diese Grausamkeit erst zu der Zeit erfunden worden, da es schon weniger grosse Geister gegegeben habe. Ich will seine eignen Worte hier anführen; sie sind sehr prophetisch: In hunc (Labienum) primum excogitata est noua poena: effectum est enim per inimicos, vt omnes ejus libri incenderentur. Res noua et insueta, supplicia de studiis sumi. Bono herele publico ista in poenas ingeniosa crudelitas post Ciceronem inuenta est. Quid enim futurum fuit, si ingenium Ciceronis triumuiris libuisset proscribere. etc. etc. Facem studiis subdere et in monumenta disciplinarum animaduertere, quanta, et quam non contenta certa materia saeuitia est! Dii melius, quod eo seculo ista ingeniorum supplicia coeperunt, quo et ingenia desierunt etc.

vor, überschlug aber einen grossen Theil davon, und sagte: Das, was ich hier überschlage, soll man erst nach meinem Tode lesen! Seneca kann sich nicht enthalten, hiebey auszurufen: „Wie verwegen muß der Innhalt dieser Stelle „gewesen seyn, daß auch so gar Labienus sich „gescheut hat, sie bekannt zu machen!„* Meine Leser werden sich des ungeheuchelten Bekenntnisses noch erinnern, welches ich in einer weitläuftigen Abhandlung vom Misbrauche der Satire ablegte, da ich den ersten Schritt that, mit ihnen bekannt zu werden.** Ich zeigte damals, daß die vornehmste Pflicht eines Satirenschreibers sey, von der Religion und den Obern niemals anders, als mit der anständigsten Ehrfurcht zu reden, daß er alles sorgfältig vermeiden müsse, was seine Mitbürger, oder den Wohlstand nur auf einige Art beleidigen könne, mit einem Worte, daß er ein rechtschaffner Mann seyn müsse. Ich habe mir Mühe gegeben, bey allen meinen Satiren nach diesen Grundsätzen zu handeln, und meine Leser sind, so viel ich weis, allemal so gerecht gewesen, zu gestehen, daß ich diese heiligen Pflichten erfüllt habe.

* Memini aliquando, cum recitaret historiam, magnam partem conuoluisse et dixisse: *Haec, quae transeo, post mortem meam legentur.* Quanta in illis libertas fuit, quam etiam Labienus extimuit? *M. Annaeus Seneca Lib. V. Controversiarum* in Praefatione.

** S. den Vorbericht zum ersten Theilen dieser satirischen Schriften.

habe. Ich werde sie weiter erfüllen. Ich werde mich unermüdet bearbeiten, der Satire dasjenige ehrwürdige Ansehen zu erwerben, welches ihr als einer Verehrerinn der Religion, als einer Freundinn der Tugend, als einer unversöhnlichen Feindinn der ungesitteten Thoren gebührt, und welches ihr freylich so lange Zeit streitig gemacht worden ist, so lange ein jeder boshafter Pasquillant behauptete, er schreibe Satiren. Durch diese Bemühung hoffe ich den gütigen Beyfall meiner Leser, auch für diesen vierten Theil; ja, ich hoffe so gar auch den Beyfall ihrer Kinder für diejenigen Theile meiner Satiren zu erlangen, die ich erst nach meinem Tode, ihrer billigen Beurtheilung zu überlassen mich entschlossen habe.

Dresden,
am 20 April,
1755.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

Antons Panßa von Mancha

Abhandlung

von

Sprüchwörtern,

wie solche

zu verstehen, und zu gebrauchen sind;

Dem Verfasser zum Besten, und dem Leser

zur Erbauung ans Licht gestellt.

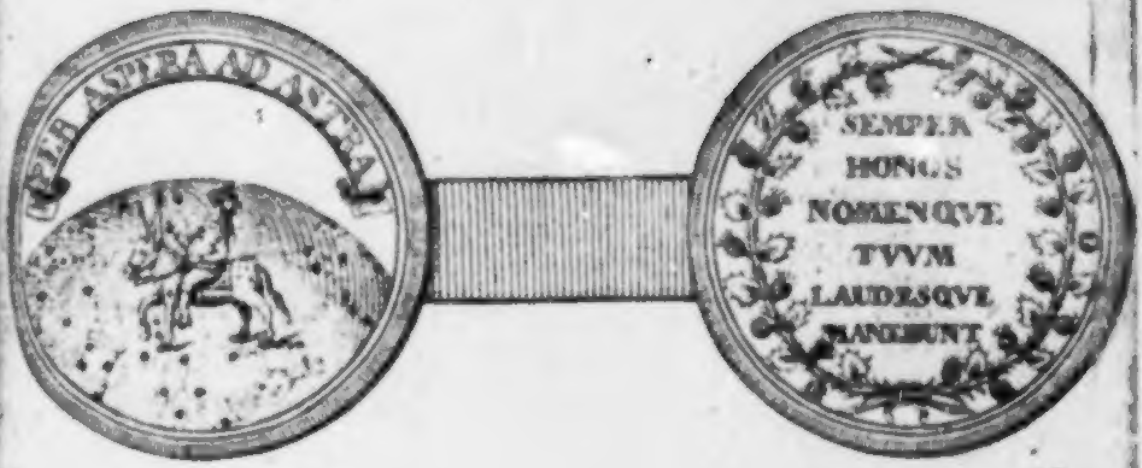
Antons Panßa von Mancha

Zueignungsschrift

an des

grossen Sancho Panßa

grossen Esel.



Zueignungsschrift.

Verewigter Esel,

Deine eignen Verdienste, und das verehrungswürdige Andenken meines Urältervaters, Sancho Panßa, erfodern es von mir als einen wichtigen Theil meiner Schuldigkeit, daß ich diesen Abhandlungen von Sprüchwörtern Deinen Namen vorsetze. Ich nahe mich also Dir mit der ehrfurchtsvollen Verbeugung, mit welcher sich ein verlassener Autor seinem Mäcenaten naht, und lege diese Schrift zu Deinem Hufe nieder. Das Ansehen, in welchem Dein Name bey allen gesitteten Völkern ist, wird diesen Abhandlungen der sicherste Schuß seyn, und durch Deinen Namen, unsterblicher Esel, wird, wie ich, als Autor, zuversichtlich hoffe, auch auf gegenwärtige Schrift ein Theil der Unsterblichkeit zurück fallen.

Dieſes würde genug ſeyn, gegen Dich mein Vorhaben zu rechtfertigen. Ich glaube, daß ich alles geſagt habe, was ein Client in einer Zueignungsſchrift ſeinem Gönner von Empfehlung, von Verdienſten, von Demuth, und von ſeinem Mangel zu ſagen hat. Aber Du wirſt mir hochgeneigt erlauben, mein Eſel, daß ich dieſe Zueignungsſchrift gegen diejenigen vertheidige, welche ſo viel Einſicht, wie Du, nicht haben, und doch Kunſtrichter ſeyn wollen. Glücklicher, ja dreymal glücklicher Eſel, der Du in den Tagen des weiſen Sancho grau worden biſt, wo man Verdienſte auch an Eſeln verehrte! Wie ſehr haben ſich die Zeiten zu unſrer Schande verändert! Man verehrt ... aber nicht Verdienſte, man verehrt Rang und Pracht; und ein Eſel mit einer reichen Decke, wenn er ſchon die geringſten Verdienſte nicht hat, iſt uns oftmals verehrungswürdiger, als ſieben Weiſe. Ich finde alſo nöthig, einige Einwürfe zu beantworten, welche mir wider meine Zueignungsſchrift gemacht werden können. Dieſes wird mich ganz natürlich auf Deine eignen Verdienſte führen. Ich will zeigen, wie groß Du geweſen biſt; und wenn ich dieſes zeigen will, ſo darf ich die Welt nur an Deine Thaten erinnern. Wie leicht iſt es, Verdienſte zu loben, wenn man ſie ſchon findet, und nicht erſt erdichten darf! Ein Vorzug, den Du vor vielen Menſchen haſt, welche Dich nur als Eſel kennen.

Was ich hier im voraus angeführt habe, iſt die gründlichſte Vertheidigung wider einen Einwurf, welchen viele machen werden, ſo bald ſie dieſe Zueignungsſchrift erblicken. Einen Eſel zum Mäcenat! werden ſie ausrufen. Und warum nicht, meine Herren? Bin ich etwan der erſte, der dieſes thut? Oder vermißt ihr nur an meinem Mäcenat die menſchliche Pracht der Eurigen? Seyd nicht ſo ungerecht, zu glauben, daß mein Eſel dieſer Zueignungsſchrift unwürdig ſey, weil ihr ihn für dumm haltet: Ihr werdet ſelbſt euern Zueignungsſchriften ein trauriges Urtheil ſprechen. Wie viele von euern Mäcenaten werdet ihr abſetzen müſſen, wenn die Dummheit hindert, der Mäcenat eines Autors zu ſeyn!

Aber

Aber wird der Esel die Zueignungsschrift lesen? und noch mehr, wird er das Buch verstehn, daß du ihm zueignest? Aber, meine Herren, ist denn das nöthig? Er würde es vielleicht nicht thun, wenn er auch lebte, zumal da er ein spanischer Esel ist, und ich freylich nur ein deutscher Autor bin. Allein ist es denn so schlechterdings nöthig, daß ein Mäcenat die Schriften liest, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten lesen eure Schriften, und noch mehr, wie viel sind im Stande, sie zu verstehn? Ihr macht euch kein Bedenken, denen Gönnern, welche vielmals kaum ihre Muttersprache gelernt haben, eure Werke, die ihr in ausländischen oder wohl gar in todten Sprachen abgefaßt habt, zu überreichen, von denen sie doch vielleicht nicht einmal die Buchstaben kennen. Genug; sie sehen ihr Bildniß, oder ihr Wapen, sie sehen den prächtigen Band des Buchs, sie sehen ein gekrümmtes Geschöpf murmelnd zu ihren Füssen kriechen, und hieraus schliessen sie, daß dieses Geschöpf ein Autor ist, daß unter ihrem Bildnisse, oder Wapen, eine Zueignungsschrift stehen wird, und daß sie ein Mäcenat sind. Sehen sie also nicht alles, was der Autor will, daß sie sehen sollen, und ist es erst nöthig, daß sie die Zueignungsschrift lesen, und die Abhandlung verstehn müssen?

Ich erwarte noch einen Einwurf, der bey vielen meiner Tadler der wichtigste ist, und den sie zu sagen, nur das Herz nicht haben. Wirst du von deinem Esel für die Zueignungsschrift nur einen Gulden, oder die geringste Belohnung erwarten können? Nein, ihr habt recht, nicht einen Gulden, nicht die geringste Beförderung. Aber desto uneigennütziger ist mein Vorhaben; desto weniger ist das Lob verdächtig, das ich meinem Esel gebe. Ihr martert euch, und eure Leser, um Tugenden und Verdienste zusammen zu stoppeln, welche ihr euern Mäcenaten anpaßt; Allein bey Vernünftigen macht ihr dadurch euch und euern Held lächerlich, und die Zueignungsschriften überhaupt verächtlich. Ihr wißt es, und thut es doch, um mit hungri-

gen Händen eine kleine Belohnung zu erhaschen, welche gemeiniglich gar aussen bleibt, oder welche doch euer Mäcenat so spärlich zumißt, weil er, wie August, noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren hat, die ihm den gelernten Gruß, aus Begierde zum Futter, zurufen. Eben so wenig kann ich auf eine Beförderung mir Rechnung machen: Aber wie viele von euch erlangen dergleichen durch ihre Zueignungsschriften? Vielleicht nicht einmal die Hoffnung dazu. Eine vornehme Neigung des Haupts ist wohl alles, was ihr durch eure Demüthigung von euerm Mäcenat erpressen könnet. Wiederholt ihr mündlich eure Bitte, so werdet ihr machen, daß er mit einem trotzigen: Vôtre Serviteur! sich von euch wendet, und die geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft, der sie besser zu brauchen weis. Aber ich will auch einräumen, daß euer Mäcenat einer von den Großmüthigen ist, welche alle Menschen glücklich zu machen wünschen; wird er deßwegen auch im Stande seyn, es zu thun, oder wenigstens es so zu thun, wie ihr es hofft? Und ist er auch so gefällig, daß er sich bey seinem Range neue Verdienste und Hochachtung durch seine Freundlichkeit zu erwerben sucht; so wird er euch zwar in den gnädigsten Ausdrücken das Vergnügen versichern, das er hat, euch zu dienen; allein seine Geschäffte, und der Anlauf so vieler eurer Collegen, wird machen, daß er euch vergißt, da ihr keine Verdienste weiter habt, als den Mangel. Gewinne ich also durch meine Zueignungsschrift wohl weniger, als ihr gemeiniglich durch die eurigen erlangt?

Dieses sind, berühmter Esel, einige von den Einwürfen; die man mir machen wird; aber das ist auch die Vertheidigung, die ich dergleichen ungegründeten Einwürfen entgegen setzen werde.

So wichtig auch meine Gründe sind; so werden sie noch mehr Nachdruck erhalten, wenn ich die Welt an einige Deiner besondern Verdienste erinnere, die Dich, grosser Esel, über viele erheben, welche der Wiß und der Hunger ihrer Clienten zu verewigen sucht.

Deine

Deine genaue Verbindung mit meiner Familie giebt mir ein Recht, den Ruhm Deiner seltenen Verdienste zu widerholen, welche seit mehr als einem Jahrhunderte die billige Bewunderung der halben Welt gewesen sind. Liebster Freund und treuer Gefährte meines Vaters Sancho! Ich neige mich vor Deinem ehrwürdigen Schatten, mit eben dem frommen Schauer, mit welchem der gläubige Muselmann sich vor dem geheiligten Kameele niederwirft, das vor tausend Kameelen zu dem stolzen Glücke erwählt worden ist, den Alkoran auf seinem Rücken zu tragen.

Wie glücklich bin ich vor vielen Lobrednern, da ich die Ueberzeugung der Welt, und die Wahrheit auf meiner Seite habe! Die Hälfte unsrer Zueignungsschriften sind Satiren auf die Mäcenaten unsrer Zeit. Die Verfasser quälen sich, die Welt zu betäuben und zu überreden, daß ihr niederträchtiger Wucherer ein großmüthiger Versorger der Verlassenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beschützer der Musen, daß er gerecht sey, da doch das halbe Land unter seinen Räubereyen entkräftet seufzet. Aber Du, glücklicher Grauschimmel, Du bist von allen diesen Vorwürfen frey, und eben dadurch befreyest Du auch mich von den Vorwürfen der Schmeicheley. So bald ich des grossen Sancho Pansa grossen Esel nenne, so bald versteht mich die ganze Welt, und weis es, daß ich den ehrwürdigen Esel meyne, welcher so viele Tugenden der Menschen, und keines von ihren Lastern gehabt.

Es ist bekannt, und selbst der berühmte Cid Hamet Benengely läugnet es nicht, ob er gleich ein beschnittner Mohr, und Du ein christlicher Esel warst, daß die weisen Sprüche des erleuchteten Sancho mit so viel Kraft auf Deine Ohren herabgewirkt, daß Du der tiefsinnigste Esel deiner Zeit gewesen. Ein grosser Beweis Deiner Fähigkeit war es, da Du in einer Zeit von etlichen Monaten, und unter tausend unglücklichen Beschäfftigungen, dennoch mehr gelernt, als hundert Söhne der Grossen in Spanien kaum lernen, welche drey Jahr und länger in Ossuna zu den Füs-

sen ihrer Lehrer sitzen. Mehr als ein Baccalaureus in Salamanca war eifersüchtig auf Dich; Aber Deine Bescheidenheit gewann das Herz der Neider. Das Wissen, welches so viele junge Gelehrte unerträglich macht, war für Dich ein neuer Trieb zur Demuth. Unwissende Pedanten richten sich trotzig auf: aber Du, der Du sie am Verstande und Witze unendlich übertrifst, hiengst Deine Ohren immer demüthig; denn die Vollkommenheiten Deines Lehrers erinnerten Dich beständig an Deine Unvollkommenheiten: Eine Tugend, die unter unsern Schülern nicht allgemein ist! Ich kenne Deutsche, welche an Deiner Weisheit und Gelehrsamkeit zweifeln werden, da man nicht ein Blatt, geschweige einen Folianten von Deinen Schriften aufzuweisen hat. Desto schlimmer für uns! Der Schade ist unsrer Nachwelt unersetzlich. Mit wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir Deine Schriften lesen, und ihre Schriften aus den Händen werfen! Es war ein Fehler Deiner Zeit, wo man noch wenig schrieb, und desto mehr dachte. Bey unsern Zeiten ist dieses der Fehler, daß viele ohne Ueberlegung schreiben, was Du, weiser Esel, nur zu denken, Dich würdest geschämt haben. Hätte Dir die Natur die Vorzüge gegönnt, ein Autor werden zu können, wie hoch würde Dein Ruhm gestiegen seyn! und dennoch bist Du schon unsterblich, da Myriaden von Schriftstellern seit Deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergessenheit gestürzt worden sind.

Die Mäßigkeit ist eine Tugend, welche unsern meisten Sittenpredigern nicht allemal eigen ist. Wenigstens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meister der Weisheit hieß, der sein Brodt durch das Lehren der Moral verdiente, und der alles, was er verdiente, durch die niederträchtigsten Ausschweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeachtet seines Lorbers unter Dir, gesiebtem Esel, stehen sollen. Die ganze Geschichte des Heldes von Mancha zeigt uns nicht eine einzige Spur, daß Du iemals in einen Fehler gefallen wärest, welcher so sehr

menschlich ist. Vermuthlich trug die Uebereilung des alten Roßinante, und seine demüthigende Strafe viel zu Deiner Mäßigung bey. Die Welt weis die traurige Geschichte von den Stutten aus Gallicien *. Roßinante war ein lehrender Beweis, das Alter nicht vor Thorheit hilft. Er sah die Stutten, und vergaß sich. Benengely macht zu seiner, und vielleicht auch zu vieler Menschen Entschuldigung, die lehrreiche Anmerkung, daß kein Hengst so alt sey, der nicht noch einmal im May wiehere. Allein die Eseltreiber von Jangois dachten nicht so billig. Die Strafe folgte der Wollust auf dem Fusse nach. Roßinante empfand es, und als eine neue Züchtigung seiner alten Jugendsünden, mußte er die Demüthigung ausstehen, daß der tapfre Quixot sich auf Dich, tugendhaften Esel, setzte, und der stolze Roßinante an deinen Schwanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth ist dasjenige Kleinod, welches auch die für das kostbarste halten, die niemals großmüthig genug sind, andern in der Noth beyzuspringen. Wie sehr beschämest Du, freundschaftlicher Esel, alle diese unempfindlichen Seelen! So gar Roßinanten, der deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauertest Du. Deine Schritte waren noch langsamer, als die Schritte eines gelassenen Esels von Natur sind; Du wolltest dem Unglücklichen Zeit lassen, nachzukommen. Ein Mensch würde sich diese Demüthigung seines Nächsten zu Nutze gemacht, und mit einer stolzen Grausamkeit noch mehr zu seiner Kränkung beygetragen haben: Aber so ungerecht dachtest Du nicht; denn Du warest des weisen Sancho liebreicher Esel. Wie trostlos hiengest Du die Ohren, als Dein Herr, Sancho, durch Zulassung des Himmels und Don Quixots geprellt ward **? Er sah flehentlich auf Dich herab, und wenn er am höchsten flog, so war Deine freundschaftliche Traurigkeit für ihn die kräftigste Stärkung.

Die

* Don Quixots Geschichte B. 3. C. 15. ** B. 3. C. 17.

Die Gelassenheit ist überhaupt eine Familientugend der Esel: Bey Dir aber hatte sie einen weit rühmlichern Ursprung; denn Du warest mit Ueberlegung gelassen. In dem unglücklichen Treffen mit den befreyten Galerensclaven * hieltest Du standhaft die Steine der Undankbaren aus. Quixot, Sancho, und Roßinante lagen um Dich herum. Nur dich konnten die unzähligen Würfe der Verräther nicht stürzen, noch zur Ungeduld bewegen. Quixot seufzete nach seiner Dulcinee, Sancho nach seinem Mantel, Roßinants hieb voll Ungeduld in die Erde; aber von Dir sagt der Geschichtschreiber, daß Du gelassen unter Deinen Freunden gestanden, und mitleidig die Ohren geschüttelt habest.

Bey dieser Deiner Mäßigkeit, Deiner geselligen Freundschaft, Deiner Gelassenheit; konntest Du wohl bey allen diesen Tugenden des geringsten Neides fähig seyn? Nichts weniger! Dein Bezeigen gegen die Esel der Domherren von Toledo ist hievon der stärkste Beweis **. Diese Esel, welche so fett und stark waren, wie die Esel der Domherren natürlicher weise seyn müssen; welche ihr Futter bey der Faulheit ihrer hochwürdigen Herren müßig verzehrten, da Du bey den mühsamsten Abentheuern immer Hunger leiden mußtest; diese Esel, welche zur Ehre der Kirche prächtig aufgepußt waren, da Deine ganze Decke in einem schlechten Reutküssen bestand; welche muthwillig um Dich herum scherzten, wie Esel von Stande zu scherzen pflegen; welche Dich, als einen dürftigen Lasteneſel, mit Verachtung ansahen; mit einem Worte, diese Esel der Domherren waren mit aller ihrer Glückseligkeit doch nicht im Stande, nur einen Augenblick Tadel oder Neid bey Dir zu erregen. Wie viel Menschen beschämest Du, genügsamer Esel, welche das Glück der Grossen und Reichen beneiden, und, da sie zu ohnmächtig sind, es ihnen zu nehmen, sich doch wenigstens Mühe geben, die Welt durch Spöttereyen, oder durch Beschuldigungen zu bereden, daß selbige dieses Glückes ganz unwürdig wären.

Bey

* B. 1. C. 22. ** B. 4. C. 45.

Bey keinem von allen Abentheuern hat Sancho Panßa so unverwerfliche Proben seines grossen Geistes abgeleget, als bey Regierung der Insel Barataria *; aber eben dieser Zeitpunkt ist derjenige, welcher auch zugleich Deine tugendhaften Vorzüge am meisten in ein Licht gesetzet hat, das eine Reihe von späten Jahrhunderten nicht verdunkeln kann. Du warst der Bruder und vertrauteste Freund des glücklichen Sancho. Er wagte es nicht, ohne Dich zu regieren; man mußte Dich, mit kostbarem Zeuge geschmückt, hinter ihm herführen, als er seinen prächtigen Einzug hielt **. Cid Hamet weis von Dir und dem Sancho bey dieser Gelegenheit nichts schmeichelhafters zu sagen, als daß Sancho, welcher ein prächtig aufgezäumtes Maulthier ritt, sich oftmals umgesehen, Dich, sein getreues Thier, zu betrachten, und sich vom Herzen über den glücklichen Zustand zu freuen, in welchem er Dich erblickte. Auch alsdenn warst Du noch sein liebster, sein vertrauter Esel, da ihn die ganze Insel als ihren Statthalter anbetete. Wäre Dir damals wohl etwas leichter gewesen, als das Vertrauen Deines Herrn zu Deinem und der Deinigen Vortheile, und zum Schaden Deiner Feinde zu misbrauchen? Beides hast Du nicht gethan. In der ganzen Geschichte finde ich diesen Umstand am merkwürdigsten, daß während der Statthalterschaft des Sancho Deiner nicht mit einem Worte gedacht wird. Der Leser sieht Dich bey dem prächtigen Einzuge zum letzten male, und bekömmt Dich eher nicht wieder zu Gesichte, als in dem traurigen Augenblicke, da der weise Sancho von der Last der ungewohnten Herrschaft ermüdet, den großmüthigen Schluß faßte, auf Dir, getreuem Esel, der mühseligen Pracht eines Regenten zu entfliehen. In seinem Glücke gelassen zu seyn; sich der Gewalt seiner mächtigen Freunde nicht zu misbrauchen; an seinen Feinden sich nicht zu rächen, wenn man Gelegenheit hat, es zu thun; für seine Vortheile am wenigsten zu sorgen; eine so schnelle Veränderung des Glücks gelassen zu ertra-

* B. 7. C. 45. ** B. 7. C. 47.

ertragen, ja so gar von dem wollüstigen Ueberflusse des Hofs mit geschwindern Schritten sich zu entfernen, als man sich demselben genaht; das sind Tugenden, welche Diogenes unter den Menschen seiner Zeit vergebens suchte, und welche Cid Hamet bey dem Esel des erleuchteten Panßa gefunden hat.

Vielleicht hattest Du diesen jählingen Umsturz der Hoheit Deines Sancho voraus gesehen? Benengely gesteht Dir die Gabe, künftige Dinge vorher zu wissen, ausdrücklich zu *. Ich glaube, er hätte nicht nöthig, Dir Wunder anzudichten. Deine Erfahrung, Deine Einsicht, und der tägliche Umgang mit dem Sancho machten Dich vorsichtig, ohne Wahrsagerkunst, und tugendhaft, ohne ausserordentliche Wunder. Wie viele gleiten bey diesem wichtigen Schritte, welche vorsichtig und erfahren genug zu seyn glauben! Aber ihr Herz ist so tugendhaft nicht, als das Deine war: Und eben darum kann sie weder Vorsicht noch Erfahrung schützen. Ohne dieses tugendhafte Herz müssen sie bey ihrem hohen Glücke schwindlich werden und niederstürzen, wenn sie gleich, wie Du, die Gabe gehabt hätten, zukünftige Dinge vorher zu sehen.

Da Adler wieder Adler zeugen; ist es wohl Wunder, daß ein Theil Deiner guten Eigenschaften auch bis auf Deine späten Nachkommen fortgepflanzt worden ist? Ich verstehe darunter die Mäßigkeit, die Gelassenheit, den Fleiß, und die natürliche Abneigung von allem Hochmuthe. Lauter Tugenden, die man noch bis auf diese Stunde allen denen Eseln in Mancha vorzüglich zugesteht, welche die Ehre haben, in gerader Linie von Dir abzustammen. Ungeachtet sie Dich zu ihrem Anherrn haben; so ist doch nicht ein einziger unter ihnen, welcher zur Ungebühr darauf stolz wäre, oder durch Deine Verdienste den Mangel eigner Verdienste zu verbergen suchte, oder andere Esel in dem Flecken verachtete, welche eben so lange Ohren, eben so breite Rücken, und eben so arbeitsame Knochen haben, aber freylich nicht

* D. 5 C. 8.

nicht von so gutem Hause, und nicht von so edler Geburt sind, als sie. Im übrigen wissen die Einwohner zu Mancha diesen Vorzug an ihnen billig zu schätzen. Sie verehren den Namen des Sancho, und zugleich verehren sie das Andenken seines Grauschimmels noch bis auf diese Stunde so unverbrüchlich, daß sie sein Geschlechtsregister mit eben der Sorgfalt fortführen, mit welcher die Roßtäuscher von Gallicien die Stammbäume ihrer edelsten Pferde glaubwürdig erhalten.

Dieses wird genug seyn können, die Gründe zu rechtfertigen, welche mich bewogen haben, Dir, theuerster Esel, gegenwärtige Abhandlungen von Sprüchwörtern zuzueignen. Ich habe die Ursache angegeben, woher ich Dir so viel Verbindlichkeit schuldig bin; da Du in den Tagen des Don Quixots einen so wichtigen Theil unsrer Familie ausgemacht, da Du als des Sancho Freund und treuester Gefährte Glück und Unglück mit ihm ausgestanden hast. Die wenigen Proben, die ich aus der Geschichte von Deinen grossen Eigenschaften und bewährten Tugenden angeführet habe, sind, wo ich mich nicht ganz irre, unwidersprechliche Beweise, daß Du wohl verdienst, mein Mäcenat zu seyn. O du Spiegel und Blume der vortrefflichsten Esel! Wie rühmlich ist für mich, diese meine Wahl! Deine tiefe Weisheit, welche Du den lehrreichen Sprüchwörtern des Sancho zu danken hast; Deine tugendhafte Mäßigung und exemplarische Sittsamkeit, welche Dir so eigen, und bey uns Menschen nicht allemal eine Folge der tiefen Weisheit ist: Deine unverbrüchliche Redlichkeit gegen Deinen Herrn, und Deine Freunde überhaupt; Deine stoische Gelassenheit bey allen Unglücksfällen, welche Dich und Deinen Herrn trafen; die seltne Tugend der Zufriedenheit, und die schwere Kunst, das glänzende Glück andrer, die es weniger verdienen, und weniger anzuwenden wissen, mit gelaßnen Augen, ohne misgünstige Empfindungen, anzusehen; die politische Vorsicht, sich mit dem ungewissen Glücke seines mächtigen Freundes nicht allzugenau zu verbinden, und die praktische

Klug-

Klugheit, ohne Eigennutz und ohne Haß des Volks der Vertraute eines gewaltigen Statthalters seyn zu können; Alles dieses sind Vorzüge, welche Du, tugendbelobter Esel, vor allen Eseln und vor vielen Mäcenaten hast!

Mit einem Worte: Der Fleiß ist des Glücks Vater; das Glück dreht sich geschwinder herum, als ein Mühlrad; wer immer hart schläft, liegt auch auf Steinen weich; ehrlich währt am längsten; hoch macht schwindlicht; wer aufs Gold sieht, dem vergeht das Gesichte; was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem Wege ist; süsse getrunken, wird oft sauer bezahlt; auch aus einem kleinen Loche sieht man den Himmel; wer sich an einen guten Baum lehnt, hat guten Schatten; wer das Spiel nicht versteht, soll die Karten nicht mengen; wer sich selbst zum Schafe macht, den fressen zuletzt die Wölfe; wer die Augen bey sich hat, stolpert nicht; der Teufel steht oft hinter dem Kreuze; guter Weg um, ist keine Krümme; eine goldne Decke macht den Esel nicht zum Pferde; wer auf dem Eise tanzt, der strauchelt; wer zu nahe an das Feuer tritt, versängt sich den Rock; mancher trägt einen Sack, und heißt seinen Nachbar einen Esel . . . . . Aber Gott versteht mich! sagte Vater Panßa.

Ich küsse Ew. Eseley den Huf.

Z . .

in Westphalen.

Anton Panßa von Mancha.

Abhand-

Abhandlung

von

Sprüchwörtern.

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern.

Vorbericht *.

Es ist vor einigen Wochen eine Schrift an unsern Verleger gesendet worden, welche den Titel führt: Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie solche zu verstehn und zu gebrauchen sind; dem Verfasser zum Besten, und dem Leser zur Erbauung, ans Licht gestellt.

In einem weitläuftigen Schreiben erklärt der Verfasser seine Absichten und die Einrichtung des Werks selbst. Es ist dieses Schreiben völlig in der Sprache abgefaßt, welche den Stolz eines verarmten Spaniers, und die Demuth eines verlassenen Autors verräth. Der letzte Umstand geht unsern Verleger an, und wir überlassen es ihm, wie er sich mit ihm vereinigen will. Die Erzählungen, die er von seinen Vorältern und von seinen eignen Umständen einstreut, verdienen angemerkt zu werden. Es sind nützliche Anecdoten zur Lebensbeschreibung des unsterblichen Don Quixots, die wir noch zur Zeit in keiner von allen Auflagen gefunden haben. Der Verfasser erzählt uns, daß der berühmte Stallmeister Sancho Panßa von Mancha sein Urältervater gewesen sey. Da er nach dem Tode seines Ritters der

* Das nachstehende Sprüchwort: **Wem Gott ein Amt giebt** ꝛc. ist mit diesem Vorberichte im Jännermonate des tausend siebenhundert und funfzigsten Jahres in die **vermischten Schriften zum Vergnügen des Verstandes** und Witzes als ein Versuch eingerückt, und im Jahre tausend siebenhundert und acht und vierzig gefertigt worden.

witzigſte und weiſeſte Kopf in ganz Mancha geweſen: ſo habe er ſich durch eben dieſen Witz und ſeine weiſen Sprüchwörter viel Feinde gemacht. Er habe geglaubt, den Barbier, und den Geiſtlichen des Orts, überſehen zu können, und deßwegen habe er ſich lieber in der Geſellſchaft ſeines Eſels und ſeiner übrigen Familie eingeſchloſſen, als daß er mit jenen die alte Freundſchaft hätte fortſetzen ſollen. Dieſes ſey der Grund zu ſeinem Unglücke geweſen. Der Geiſtliche habe unter die Leute gebracht, daß Herr Sancho kein alter Chriſt ſey, und kein Schweinfleiſch eſſe. Die Inquiſition ſey aufmerkſam gemacht worden, und habe ihn zum Feuer verdammt, weil ſie gefunden, daß er vernünftiger gedacht und weiſer geſprochen, als die alten Chriſten ihres Landes damals zu denken und zu reden gewohnt geweſen. Der rechtſchaffene Sancho ſey alſo wirklich verbrannt, und der erſte Märtyrer der Sprüchwörter geworden. Dieſes Unglück habe ſeine ganze Familie zerſtreut. Des Herrn Verfaſſers Aeltervater, welcher ſich durch ſeine hohen Gemüthsgaben, ſchon bis zur Würde des unterſten Schulzens im Flecken Mancha empor geſchwungen gehabt, habe ſich entſchloſſen, lieber ſeinem Vaterlande, als ſeinem angebornen Verſtande zu entſagen. Er ſey mit ſeinem reichen Vorrathe von Sprüchwörtern nach Liſſabon geflüchtet. Aber auch bis dahin habe ihn der heilige Haß des Geiſtlichen von Mancha verfolgt; und nur durch ein Wunder ſey er den Händen der Inquiſition entronnen und in die Niederlande gekommen, wo er ſein Leben witzig und kümmerlich zugebracht, und eine zahlreiche Familie hinterlaſſen. Hier giebt der Herr Verfaſſer noch viele Nachrichten von ſeiner Familie an, die aber vielleicht nur ihm wichtig ſind. Wir können mit ſeiner Erlaubniß nicht unerinnert laſſen, daß er bey dieſer Gelegenheit den Stolz ſeines Vaterlandes ein wenig zu ſehr verräth. Er will behaupten, daß die Niederländer ihren meiſten Witz ſeiner Familie zu danken hätten. Ja er treibt dieſe lächerliche Einbildung ſo hoch, daß er glaubt, verſchiedene ihrer größten Kunſtrichter hätten die

Geſchick-

Geschicklichkeit, andere mit ihren lateinischen Wahrheiten zu betäuben, bloß der Erfindung seines Urältervaters zu danken; als dieser, wiewohl mit unglücklichem Erfolge, die Kunst gelehrt, zu schreyen, wie ein Esel *.

Die Umstände, welche der Herr Verfasser endlich von seinem eignen Leben beygefügt, können uns auch gleichgültig seyn. Nur dieses verdient angemerkt zu werden, daß er sich zu J... einem Städtchen in Westphalen, aufhält, und bey einer mäßigen Einnahme so lange ruhig leben und Bücher schreiben will, bis er seine Verbesserung findet.

Die drey letzten Seiten seines Schreibens bestehn in den gewöhnlichen Autorcomplimenten, wo man durch eine edle Gleichgültigkeit und Verachtung aller gewinnsüchtigen Vortheile, die Großmuth des Verlegers zu reizen sucht. Das ganze Werk möchte ungefähr ein halbes Alphabet ausmachen. Die Sprüchwörter, die der Herr Verfasser ausgeführt hat, sind diese: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand. Jung gewohnt, alt gethan. Gut macht Muth. Ehrlich währt am längsten. Kleider machen Leute. Gedanken sind zollfrey. Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Alte Liebe rostet nicht. Ein Quentchen Mutterwitz ist besser, als ein Centner Schulwitz. Frisch gewagt, ist halb gewonnen; und andre mehr.

Der Verleger zweifelt, daß dieses Buch Beyfall finden werde, da man es ausserhalb Westphalen schwerlich verstehen, am wenigsten aber das Feine davon einsehen könne. Er will daher nur eine Probe davon liefern, und die beiden Artikel: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und Kleider machen Leute, als einen Versuch abdrucken lassen. Von der Aufnahme dieses Auszugs wird das Schicksal des ganzen Werks abhängen. Sollte dieser, wider Vermuthen Beyfall finden: so ist er entschlossen, diese Abhandlung einer Sammlung andrer solcher Schriften vorzudrucken zu lassen.

* S. Don Quixote 6 Buch 25 Cap.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand.

Wenn irgends ein Sprüchwort iſt, deſſen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung beſtätigt wird: ſo iſt es dieſes, wenn man ſagt: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand. Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfaſſung meines Vaterlandes ſehr genau kennen zu lernen, ſo getraue ich mir ſehr wohl zu behaupten, daß wenigſtens zwey Drittheile meiner Mitbürger ihren Verſtand nicht eher erlangt haben, als bis ſie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil iſt, ich weis nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verſtande begabt geweſen. Ich ſage mit gutem Vorbedachte: Kaum ein Drittheil. Denn ich muß noch für diejenigen ein wenig Platz laſſen, welche die Ausnahme von dem Sprüchworte machen, und das Amt zwar ſeit langer Zeit, noch bis dieſe Stunde aber nicht den geringſten Verſtand haben.

Ich finde von unſerm Sprüchworte verſchiedene Lesarten. Ein ſehr altes Manuſcript, welches, wie ich aus verſchiedenen Umſtänden vermuthe, zu Heinrich des Voglers Zeiten geſchrieben worden, lieſt ausdrücklich: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verſtand; und dieſer Lesart habe ich mich bedienet. Die meiſten der neuern Schriftſteller ſagen hingegen nur: Wem er ein Amt giebt ꝛc. Beide Lesarten haben ihren guten Grund, und beide ſind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daß Gott die Aemter gab, und daher läßt ſich die Art zu reden, wem Gott ein Amt giebt, noch wohl entſchuldigen. Itzt braucht man dieſe Weitläuftigkeit nicht mehr; und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daß man nothig hat, Gott mit der Austheilung derſelben beſchwerlich

zu fallen. Dieſes mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einigermaßen zu ändern. Inzwiſchen muß ich doch zum Ruhme unſrer Zeiten erinnern, daß man wieder anfängt, die alte Lesart hervor zu ſuchen, und aus einer andächtigen Höflichkeit ſo zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man ſich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtſamen ſich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, ſo oft ich iemanden alſo reden höre, von dem ich ſonſt ſehr wohl weis, daß ihn die göttliche Fügung am wenigſten beunruhiget. Es iſt dieſes ein Zeugniß, daß die Religion bey uns noch nicht ganz abgekommen iſt. Man darf mir nicht einwenden, daß dieſe Art von Gott zu reden nur ein Ehrenwort ſey. Ich glaube es ſelbſt; aber das thut nichts. Es iſt dieſes immer noch eben ſo rühmlich, als es einem gebornen Römer iſt, der ſich vor dem Segen des heiligen Vaters niederwirft, und in ſeinem Herzen über ihn lacht.

Dieſes hat mich bewogen, das Sprüchwort nach ſeiner alten Lesart beyzubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erkläret, ohne zu beſorgen, daß mich diejenigen welche ſtärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäker halten werden.

Ich nehme es alſo für bekannt an, daß Gott das Amt giebt. Es hebt dieſer Satz dasjenige gar nicht auf, was man aus der Erfahrung darwider einwenden möchte. Recht wahrſcheinlich iſt es freylich nicht; aber ein guter Ausleger weis alles zuſammen zu reimen.

Ich halte mich in einem ſehr kleinen Städtchen auf, und doch iſt es noch immer groß genug, meinen Satz zu behaupten. Außer dem Nachtwächter weis ich niemanden, welcher auf eine erlaubte Weiſe zu ſeinem Amte gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohlverdienter und abgedankter Soldat haben verhungern müſſen: (denn dieſes iſt immer die gewiſſe Belohnung derer, welche ſich für das Vaterland verſtümmeln laſſen:) wenn er nicht zu dieſem wich-

tigen Posten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerschaft so weit gebracht war, daß sie ihn als einen Hausarmen ernähren sollte. Man machte ihn ohne sein Ansuchen zum Nachtwächter, und sein Beruf muß wohl rechtmäßig seyn, weil er den Amtmann nicht bestochen hat, und von keinem Rathsherrn ein Vetter ist. Dieses ist der einzige Mann in der Stadt, der sein Amt auf eine billige Art erlangt hat, und im Vorbeygehen muß ich auch erinnern, daß er zugleich der einzige in unserm Orte ist, welcher den Verstand eher hatte, als das Amt.

Mit den übrigen ist es ganz anders beschaffen. Der Stadtschreiber hatte, als Advocat, das Unglück, daß er wegen seiner Geschicklichkeit, die verschiedene Obere aus Unverstand Betrügerey nannten, in die Inquisition kommen sollte. Seine Sache war so beschaffen, daß er nach dem Eigensinne altväterischer Rechte gewiß den Staupbesen würde bekommen haben; aber ein Edler Wohlweiser Rath sahe die unvermeidliche Folge davon ein. Der größte Theil von ihnen stund in einer so genauen Verbindung mit ihm, daß sie gewiß an seinem Staupbesen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeisters Hochedlen am Galgen ersticken müssen, wenn man diesen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entrissen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmanninn die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen brabanter Spitzen legte seine Unschuld dergestalt an den Tag, daß er sich mit Ehren von seinem Handel befreyt sah. Der Frau Bürgermeisterinn war der Hals ihres theuren Gemahls so lieb, daß sie vor Freuden nicht eher ruhte, bis diesem angefochtnen Manne die Gerechtigkeit der Stadt, und das Wohl der ganzen Bürgerschaft anvertraut, und er ungesäumt zum Stadtschreiber erwählt wurde. Ein jeder seiner Vorgesetzten glaubte, er sey diesen Dienst sich selbstschuldig, weil ein jeder wünschte, daß man sich bey dergleichen besorglichen Fällen auf gleiche Weise seiner annehmen möchte.

Wie

Wie der Amtmann zu seinem Dienste gelangt ist, das weis die ganze Stadt. Er hatte durch seine patriotischen Bemühungen es so weit gebracht, daß ganze Dorfer wüste, und eine ansehnliche Menge nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabey gemacht, setzte ihn in den Stand, unverschämter zu seyn, als sein Vorfahr, welcher einfältig genug war, sich einzubilden, daß man es mit dem Landesherrn nicht redlich meynen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meyne. Er stürzte diesen gewissenhaften Tropf, und bemächtigte sich seines Amts auf eine Art, welche zu gewöhnlich ist, als daß man sie tadeln sollte.

Es sind nicht mehr als zween Priester in unsrer Stadt. Der oberste davon wäre vielleicht noch itzt Candidat, wenn er nicht die Geschicklichkeit besessen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geistliches Amt ansuchten. Er meynte es aber mit seiner christlichen Gemeine so gut, daß er sich den Capellan zu seinem Collegen selbst ausersah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieses lieben Mannes ihm vortheilhaft zu seyn schien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Pastors Jungfer Muhme zu heirathen, welcher sehr viel daran lag, einen dummen Ehmann zu haben.

So gar bis auf den Küster erstreckt sich in meinem Städtchen diese Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den besten Brandtwein brennt: so hat es der Kirchenvorsteher für billig gehalten, ihm das Küsteramt, und die Unterweisung der Jugend anzuvertrauen.

Diese wenigen Exempel beweisen schon genug, wie wunderbar ofmals die Wege sind, zu einem Amte zu gelangen. Diese Ausschweifung würde überflüßig seyn, wofern ich nicht versichern könnte, daß der Stadtschreiber, der Amtmann und die Geistlichen in Gesellschaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben soll.

Diejenigen, welche ſich dieſes Sprüchworts: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand: auf eine ſo bequeme Art zu bedienen wiſſen, ſind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Läſterer anzuführen, welche uns vorwerfen, daß in unſern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorſorge nur gar zu matt geworden, und faſt gänzlich abgekommen ſey. Ich freue mich, daß ich hier eine Gelegenheit finde, das Chriſtenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bey der auch der beſte Advocat verzweifeln würde.

Ich finde beſonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieſes ſagen. Es ſind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es ſind die ſelbſt, welche die Aemter bekommen, oder es ſind endlich die, welche als Zuſchauer über die wunderbare Führung und Beſetzung der Aemter erſtaunen. Die letzten fühlen dabey in ihrem Herzen den freudigen Troſt, daß Gott, welcher nach ihrer Meynung ſo vielen Narren Aemter giebt, auch ſie nicht unverſorgt laſſen, und wenn ſie verſorgt ſind, auch ſie alsdann mit dem nöthigen Verſtande ausrüſten wird, den ſie nicht haben, und den ſie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen.

Dieſe Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und ſie beſchämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich ſind, da ſie keinen Verſtand haben, und ihn doch nicht vermiſſen.

Noch weit ſtärker aber iſt das Vertrauen zur göttlichen Vorſorge bey denenjenigen, welche die Pflicht auf ſich haben, die Aemter zu beſetzen. Bey verſchiednen von ihnen würde ihr Betragen unſinnig ſeyn; man würde ſie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eignen Vaterlandes, für die gefährlichſten Böſewichter halten, wenn man ſieht, wie unbedachtſam ſie bey der Beſetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daß ſie überzeugt ſind: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand:

ſtand: ſo iſt dieſer Widerſpruch gehoben. Sie können dieſes mit einer deſto gewiſſern Zuverſicht hoffen, da ſie an ihren eigenen Perſonen ein ſo erſtaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugniſſe aller ihrer demüthigen Clienten gegenwärtig die verſtändigſten Männer, die weiſeſten Väter der Stadt ſind, ungeachtet ſie vor der Erlangung ihres Amts die unverſtändigſten Narren waren. Dieſe wichtige Erfahrung wirket in ihnen eine wahre Freudigkeit, ſo oft ſie ein Amt beſetzen müſſen.

Ich weis nicht, ob irgend ein Amt wichtiger iſt, als das Amt eines Seelſorgers. Die üble Beſetzung eines ſolchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommenſchaft nach ſich ziehen. Wenigſtens würde ich ſehr unruhig ſeyn, wenn ich für die Beſetzung eines ſolchen Amtes ſorgen ſollte. Aber wie glücklich ſind nicht diejenigen, welche ſich darauf verlaſſen, daß der Verſtand ſich ſchon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schickſal gehabt, einer Prieſterwahl auf dem Lande beyzuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daß ihm ſein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, ſein Schäfer geſtorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh ſorgfältig wartete, die Kunſt verſtünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bey ſeinem Amte ehrlich wäre; dieſen ausfündig zu machen, war freylich eine ſchwere Sache, die alle mögliche Behutſamkeit erfoderte. Denn, wenn eine Schäferey durch Verwahrloſung ausſtirbt: ſo iſt dieſes manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplariſches Leben, oder durch Unachtſamkeit des Pfarrherrns die Halfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomiſch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geſchickten Schäfer ausfindig gemacht, und in ſeine Dienſte genommen hatte. Er erzählte mir dieſes mit Freuden,

den, und that dabey viel gute Wünsche für seine Schäferey. Morgen, fuhr er fort, morgen müssen sie noch bey mir bleiben, mein neuer Pfarrer thut die Anzugspredigt, und wir wollen tausend Spaß mit ihm haben. Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weis, und da mir die Einfalt meines Uraltervaters immer noch anhängt: so kann ich nicht laugnen, ich erschrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche, und erstaunte, als ich einen grossen schwarzgekleideten Körper auf die Kanzel steigen sah. Sein Gang, seine Mine, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pobelmäßig, daß ich den Kirchenpatron im Verdacht hielt, er habe aus einem leichtsinnigen Scherze seinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgestellt. Ich sagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit solcher Heftigkeit über mich, daß ihm der Bauch schütterte. Mein Reitknecht! sagte er endlich. Zerreiß mich der Teufel, wenn es nicht mein Informater ist! Er ist Magister und nicht ungeschickt. Er will noch heuer ein Gesangbuch für mein Dorf zusammen drucken lassen, und es meiner Gemahlinn zueignen. Es ist ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm haben. Ein vortrefflicher Charakter, dachte ich bey mir selbst, und schwieg ganz beschämt still. Ich horte ihm zu, weil ich sonst nichts zu hören hatte, und hielt bey seinem albernen Gewasche eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indessen ohne Eigenruhm zu behaupten, daß dasjenige, was mein lieber Uraltervater, Sancho Panßa, mit seinem Esel gercdet hat, weit vernünftiger gewesen ist, als dieses neuen Seelsorgers heilige Rede an seine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloß. So gleich stellte sich unser Seelenhirt auch ein, und das erste Compliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunsche bey dem Eintritte in die Stube machte, war, daß er sagte: Komm er, komm er, Herr Magister, trink er das Glas Brandtwein, es ist ihm sauer geworden; aber er hat auch,

der

der Teufel hole mich! gepredigt wie ein Superintendent. Nur das verfluchte Schmälen gewöhne er sich ab, das leide ich mein Seele nicht; und wenn er einmal auf mich schmält: so soll mich der Donner erschlagen, wenn ich ihn nicht über die Kanzel herunter werfen lasse, daß er die Beine in die Höhe kehrt. Da! trink er! Und darauf trank der theure Kirchenvater lächelnd auf einen Zug ein grosses Glas aus. Wir setzten uns zu Tische; ich war dem ungeachtet ganz kleinmüthig, und sahe die armen Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich as wenig. Weis er denn, Herr Magister, sagte der Edelmann, wofür ihn Herr Panßa angesehen hat? Für meinen Reitknecht! Das wundert mich nicht, rief der schon halb trunkne Pfarrer aus. Die Diener des Herrn sind den rohen Weltkindern immer ein Anstoß, und Herr Panßa hat noch ketzerisch Blut in seinen Adern. Wäre er, wie seine Aeltern, verbrannt worden: so hatte unsere Religion auch einen Verächter weniger. Ich entfärbte mich über diesen Unsinn, und war eben im Begriffe, ihm nach seiner Narrheit zu antworten, als unser Wirth merkte, daß sich dieser Auftritt mit Verdruß endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglase, und brachte es seinem Pfarrer auf die Gesundheit aller hübschen Mädchen zu, welcher redlich Bescheid that; und auf diese Weise ward bis gegen den Abend fortgefahren. Ihro Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu sehen, daß Ihro Gnaden nebst dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tisch sanken, ohne daß er selbst auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er schon vor Tische war. Ich schlich mich fort, weil ich merkte, daß er einen Religionsstreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von seinem Pfarrer hielte? Ich halte ihn, sagte ich, für einen Mann ohne Verstand, ohne ... Ach, sagte er, was Verstand! Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand! Er ist mein Informator gewesen, ich habe ihm die Pfarre schon lange versprochen, und um deßwillen hat

er

er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was ich verſpreche, das halte ich als ein Cavalier. Der Kerl wird ſchon werden. Saufen kann er, wie ein Teufel! Hier verſtummte ich auf einmal. Ich ſahe, daß der Herr das Wohl und die Unterweiſung ſeiner Kinder nicht für ſo wichtig gehalten, als die Erſparung einiger Thaler Geld; ich ſchloß, daß er es mit ſeinen Bauern nicht ſo beſchaft, als ich anfangs geglaubt, meynen müßte, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er ſeine eigenen Kinder anvertraut hatte: daß er noch immer glaubte, Gott habe dieſes Amt ſeinem Pfarrer gegeben; und daß er gewiß hoffte, er werde den Verſtand, der ihm fehlte, ſchon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bey der Erzählung dieſes Abentheuers länger aufgehalten, als ich Willens geweſen, und als es vielleicht einigen meiner Leſer lieb ſeyn wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geiſtlichen Standes eben ſo orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es ſchien mir um deſto nöthiger, hievon etwas umſtändlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen ſeyn wird, wie es komme, daß man bey der Beſetzung andrer Aemter, welche nicht die Seele, ſondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, ſo ſorglos ſeyn, und nach allen eher, als nach dem Verſtande und der Geſchicklichkeit des Candidaten, fragen kann. Alle Stände ſind voll von Beweiſen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorſatz, mein itztlebendes Vaterland zu ſchreiben, ſonſt würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es iſt noch übrig, daß ich von der zweyten Gattung der Menſchen ein paar Worte ſage, denen unſer Sprichwort bey allen möglichen Fällen zum kräftigſten Troſte gereichet. Es ſind dieſes diejenigen, welche Aemter ſuchen. Sie ſind ſo verſichtig, daß ſie keine mühſame Unterſuchung anſtellen, ob ſie auch den nöthigen Verſtand haben, der zu den Aemtern erfodert wird. Eine ſolche Unterſuchung verriethe ein Mistrauen, welches ihrer männlichen und geſetzten Religion

zuwi-

zuwider, dem geliebten Vaterlande aber sehr schädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt sehr viel daran, daß diese Herren Aemter kriegen; und wenn sie sich nicht eher darum bewerben sollten, als bis sie von ihrem Verstande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt waren, so würde, ungeachtet unsers sehr bevölkerten Landes, eine grosse Menge Aemter unbesetzt bleiben müssen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieses? Sie ängstigen sich daher gar nicht mit dergleichen kindischen und unpatriotischen Fragen: Wo werden wir den Verstand hernehmen? Der dem Vieh sein Futter giebt, der wird auch für ihren Verstand sorgen; und sie geniessen bey dieser nahrhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückseligkeit, die ein Mastschwein hat, welches um Weihnachten feist ist, ohne daß es den Sommer über für seine Mästung gesorgt hat. Wenn ich drey Candidaten beysammen stehen sehe, so kann ich, ohne die Liebe des Nächsten zu beleidigen, gewiß glauben, daß zween davon keinen Verstand haben, und bey dem dritten ist es noch vielmals ungewiß. Unsre Aeltern sind gemeiniglich gegen die Vorsorge des Himmels so erkenntlich, daß sie bey der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringsten Vorwitz bezeigen, wenn es auf die Frage ankommt, ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verstand so zu bilden, daß er dereinst zur Uebernehmung eines Amts, und zu dessen würdiger Bekleidung fähig ist. Es wäre dieses unverantwortlich. Ihre Vater dachten eben so, und dennoch haben Kinder dieser Vater Aemter bekommen, ohne daß jemand die unbescheidne Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob sie auch Verstand genug besässen. Solche Kleinigkeiten geben sich von sich selbst. Sie haben nunmehr Verstand genug, und sie haben zu viel Verstand, als daß sie in diesem Falle wegen ihrer eignen Kinder bekümmert seyn sollten. Ja sie machen sich ein Gewissen daraus, und sie sind deswegen zu loben. Es ist unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu stören, oder in ihrem Werke zu meistern. Sie haben wohlgestalte Kinder gezeugt, und

die

die wenigſten male war es ihre Abſicht, ſie zu zeugen. Die Natur hat ſie ohne ihre Vorſorge ſo wohlgeſtalt hervorgebracht. Und da der Körper das Vornehmſte an den Menſchen, wenigſtens heut zu Tage, iſt, ſo überlaſſen ſie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verſtandes, als eines ſehr zufälligen, und nicht unentbehrlichen Theils des Menſchen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er iſt noch in ſeiner zarten Kindheit von achtzehen Jahren; deßwegen hat der gnädige Papa noch nicht ſo grauſam ſeyn, und ihn der Aufſicht der Franzoſinn entreiſſen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waſchen muß. Er iſt ein vortrefflicher Kenner von der Näcberey, und verſteht die Schattirung der bunten Nath beſſer, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch iſt ein Sudler gegen ihn. Er weis alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht ſelbſt die ſchmackhafteſten Speiſen, und unter der ganzen Armee iſt niemand, der die Paſteten ſo leckerhaft backen kann, als dieſer junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers, oder elenden Gemeinen: ſo würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniß des Chriſtenthums, der nöthigſten Wiſſenſchaften, und der Welt angeführt, und durch beſtändige Arbeit zu ſeinen künftigen Dienſten abgehärtet haben. Aber ſo niederträchtig erzieht man den Sohn eines groſſen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande ſchont man dieſen theuern Körper; zu ſeiner Gemüthsergetzung läßt man ihn kochen, nähen und ſticken. Er iſt ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anſtrengen muß, wenn es ihm nicht gehen ſoll, wie den jungen hitzigen Ochſen, welche ſich leicht verrücken, wenn man ſie zu jung einſpannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugeſehn, mit was für einer edlen Unverſchämtheit er nur ohnlängſt dem Kammermädchen in den Buſen griff, und ſie iſt vor Lachen bald auſſer ſich gekommen, als ihr die alte Franzoſinn, bey der dieſer zarte hoffnungsvolle Knabe beſtändig aus billiger Vorſorge im Bette liegen mußte, vor

etlichen

etlichen Wochen klagte, daß er ſie des Nachts nicht mehr ruhig ſchlafen ließ. Der loſe Schelm! ſagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte ſie, daß es Zeit ware, ihn in die Welt zu laſſen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Compagnie, und bey der erſten Gelegenheit wird dieſer allerliebſte Sohn eine Anzahl bärtiger und tapfrer Männer, die unter ihm ſtehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich ſpürte, wie ihm der Verſtand, der zu einem ſolchen Commando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen wie der älteſte Muſketier, er ſauft wie ein Corporal, hat ſich ſchon zweymal mit dem Lieutenant geſchlagen, ſeinem Oberſten ſich einige mal widerſetzt, und alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Maitreſſe hat er noch; doch wird er nächſtens für eine ſorgen, damit er ſeinem Herrn Vater in allem gleich werde. Iſt nicht dieſes alles ein Beweis, daß der Verſtand mit dem Amte kömmt? und hätte wohl iemand geglaubt, daß, bey einer ſolchen Erziehung, derjenige mit ſo vieler anſcheinenden Hoffnung für ſein Vaterland fechten ſollte, welcher, menſchlichem Anſehen nach, nur geboren war, für ſein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muß das Land ſeyn, in welchem ein Ueberfluß von ſolchen Perſonen vorhanden iſt, bey denen man ungewiß bleibt, ob ſie ſich beſſer vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nahrahm ſchicken!

Indeſſen muß ich geſtehn, daß nicht der Militärſtand allein ſich dieſes Vorzugs rühmen kann; ſondern daß wir durch die weiſe Sorgloſigkeit unſerer Aeltern und Vorgeſetzten, und durch die natürliche ſich ſelbſt gelaſſene Dummheit des gröſten Theils unſrer hoffnungsvollen Jugend, denenjenigen glücklichen Zeiten ſehr nahe gekommen ſind, wo man einen Candidaten, welcher die nöthige Geſchicklichkeit und den Verſtand eher hat, als das Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Meſſen ſehen laſſen wird. Ich

bin verschiednen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, daß ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieße, so vielen Dank schuldig, daß ich mir ein Gewißen daraus mache, diese Abhandlung zu schließen, ohne sie im Vorbeygehen ein wenig zu verewigen, und der Nachwelt ihre Verdienste um das Vaterland nach meinem Vermögen kenntbar zu machen.

Caius ist werth, daß ich ihn zuerst nenne. Seinen wahren Namen muß ich verschweigen, um seine Bescheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nachstens im Anhange der Zeitungen nebst einer genauen Beschreibung seiner Person und Kleidung. Denn wenn er in seinem Vorhaben glücklich ist, wie seine Anstalten nicht anders vermuthen lassen: so wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es sind ihm landsherrschaftliche Cassen anvertraut. Ob er nun gleich weder schreiben noch rechnen kann: so kennt er doch das Geld sehr gut, und ist in seinem Amte so unermüdet, daß er nirgends keine Reste, ausser in seiner Casse, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, welche dieser wackre Mann verdient, ist diese nicht die geringste, daß er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu seyn scheint. Als ein unschuldsvoller Knabe von zwey Jahren empfand er seinen innerlichen Beruf, und bediente sich mit vieler Geschicklichkeit einer Gelegenheit, seiner Mutter einen Theil ihres Geschmeides zu entwenden. Zweymal hat er bey zunehmenden Jahren seinem werthgeschätzten Herrn Vater die Casse erbrochen. Im ganzen Städtchen ist keiner, der mit einer so witzigen Art die Schnupftücher aus der Tasche ziehen kann, als er thut. Diese Beschäfftigungen haben ihm von Jugend auf nicht so viel Zeit gelassen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachsagen, daß er itzo, da er zwanzig Jahr alt ist, seinen Namen nicht zu schreiben weis, noch das geringste von Rechnungssachen versteht. Dieses hat seinen Papa ganz natürlicher Weise

auf

auf die Gedanken gebracht, daß es sehr wohl gethan seyn würde, sich den lieben Sohn adjungiren zu lassen. Und ich sehe nicht die geringste Schwierigkeit, welche diese väterliche Absicht hindern sollte. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und da der Herr Vater so lange Zeit sein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu seyn: so hoffe ich gewiß, der Herr Adjunctus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgute hat einen Sohn, welcher so dumm ist, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einsicht, und ist daher im Stande gewesen, sich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, so viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigstens so dumm gewesen sind, als sein Sohn, und noch itzo dem Verstande eines Pachters nicht gleich kommen. Da sich sein Sohn zu gar nichts schickt: so hat er dem gnädigen Herrn sein Anliegen erzählt; und beide sind einmuthig darauf gefallen, der Junge soll ein Doctor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doctor zu werden. Der Vater schmeichelt sich, daß ihm Gott gewiß mit der Zeit eine Professur, und sodann wenigstens so viel Verstand geben werde, als seiner Meynung nach, zu einem Canonicat erfodert wird. In der That sehe ich nicht, was ihn in seinem frommen Vertrauen stören sollte.

Der Organist in einem Marktflecken, der ungefehr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohl gewachsen ist, reiche Westen traat, über alle Sachen ein entscheidendes Urtheil fällt, und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünscht sehr, ihn als Hofmeister bey einem Jungen von Adel zu sehen. Er glaubt, daß er alle Fähigkeiten besitze, die dazu erfodert werden, und ich glaube, daß er im kurzen eine einträgliche Hofmeisterstelle bekommen wird. Es ist wahr, daß er von allem dem nichts versteht, was ein junger Cavalier lernen soll. Er ist auch niemals, so wenig, als itzo, im

Stande gewesen, sich selbst zu regieren. Er ist, wie ihm einige mürrische Leute nachsagen, in seinen Ausschweifungen niederträchtig, in seiner Wirthschaft unordentlich, in seinen Urtheilen pöbelhaft. Was schadet das? Wie viel junge Herren würden allein auf Reisen gehen müssen, wenn diese Eigenschaften hinderten, ein Hofmeister zu seyn! Genug, er spielt gut l'Hombre; er kann die Kunst, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küssen; er ist unverschamt; und hat er gleich keinen Verstand: so wird sich das schon geben.

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bey einer so ausgemachten Sache, als das Sprüchwort ist: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, so lange aufgehalten habe: so will ich hier den Schlüssel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe, und es liegt mir viel daran, daß alle Leute von der Wahrheit dieses Sprüchworts überzeugt sind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeister an einem gewissen Hofe zu werden. Es sind viele Vortheile bey dieser Station, und mancher grosse Gelehrte verdient in seinem Leben so viel nicht bey aller sauern Mühe mit seinem Kopfe, als ich sodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füssen verdienen könnte. Ich bin um deßwillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es ist wahr, es scheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeister erkoren hätte. Mein linker Fuß ist ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter ist etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern schiele ich; die Arme sind durch die englische Krankheit sehr verwachsen, und weil ich einen Ansatz zur Wassersucht habe, so zweifle ich fast, daß ich solche hohe Capriolen werde machen können, als mein seliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwischen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht ist, daß Gott demjenigen Verstand giebt, dem er ein Amt giebt: so ist es eben so leicht zu hoffen, daß er einem Krü-

pel gesunde Gliedmassen geben wird, den er zum Tanzmeister machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebohrnen Narren ein verständiger Mann werden soll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüpel bliebe: so würde doch das gemeine Wesen von einem gebrechlichen Tanzmeister bey weitem nicht so viel Schaden zu besorgen haben, als es von einem Manne befürchten muß, der zu einem öffentlichen Amte ungeschickt, und bey dessen Verwaltung ohne Verstand ist. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäßigen Beruf. Ich werde ihn also wohl annehmen; und der geneigte Leser wird künftige Messe das Vergnügen haben, eine systematische Abhandlung von den Regeln der Tanzkunst von mir zu erhalten. Verstehe ich gleich nicht das geringste davon: so habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuversicht zu versprechen, mit welcher sich so viele Schriftsteller schmeicheln, die sich zum Bücherschreiben so wenig schicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, ist die Furcht vor dem Hofe. Es geschieht zuweilen, daß die vornehmsten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein scarronischer Körper stellt mich vor ihren verführerischen Liebkosungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weiß mehr Exempel, daß ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müssen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in so gefährliche Umstände verwickelt sehen sollte. Denn keusch bin ich, wie meine Väter, und diese unzeitige Keuschheit hat mich mehr, als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeister zu seyn, wäre gleichwohl eine hübsche Sache!

Kleider machen Leute.

In diesen drey Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein grosser Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückselig und uns zu wahrhaftig grossen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese angstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Anzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu seyn verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurchwinden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einiger massen gelitten wird. Eine angstliche Bemühung, seinen Pflichten Gnüge zu thun, bringt ihn in dreyßig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prachtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stellte sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altvaterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum ersten male wagt. Er muß sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drangt er sich auch bis

in

in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Ihro Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Ihro Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lacken weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschamt am Camine, und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Ihro Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder, es ist heute Gesellschaft im Zimmer! . . . Aber wäre es nicht möglich . . . Kurz, nein! Ihro Excellenz hatten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von grossen Verdiensten, welcher sich redlich, und mühsam nähret, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Witwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschamt zur Thüre, um sich der Verachtung der Antichambre zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Ihro Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narrn, welcher die Treppe herauf gefaselt kommt, und den Schweiß seines betrognen Glaubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung

gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel es ihm seine vornehme Dummheit zulaßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder ihm selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Ihro Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entronnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider, und geringere Verdienste?

Man thut der Welt unrecht, wenn man sagt, daß sie bey den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich, und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äusserliche Pracht öffnen, und sie durch ein vornehmes Gerausch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein grosser Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertausche die Kleider.

Ihro Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen, und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie dumm sehn Ihro Gnaden aus! Die dreiste und unverschamte Miene ist mit einem male verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kömmt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut, und ungezwungen als sonst. Man

lacht

lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern sich über die Unverschamtheit dieses gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun, und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narrn, und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstossen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prachtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erstemal darinnen, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihn auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beyfall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieser Herr seyn müsse; es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmacke; man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarinn an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und Ihro Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! der, welcher nur vor wenig Stunden noch

beschämt am Camin stand, und allen Bedienten lächerlich war, ist itzo die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste, denn man sieht seine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben: so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus Nichts hervor springen, so, wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreyzack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Steffen, aus welchen er Erlauchte Manner und Gnaden schnitt. Er schnitt eben einen Domherrn zu, und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen accordirte an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwey Quartale hatte vorschiessen lassen, um seine hochadlichen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen, und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung, und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stack ein grosses Packt schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zwey Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, sassen an der Thüre, und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bey dem Meister, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger, als eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich an-

annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und grosser Männer bin. Mein Schneider ist zu dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weis die Hochachtung, welche ich für die wundertätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Grossen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig, und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe: so kleinmüthig werde ich im Namen des grösten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bey einer Trödelbude vorbeygehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterscheid auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragnen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Glaubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schliesse, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen, und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn, und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht worden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bey den meisten geschehn, fortfuhre, die Verdienste der Kleider sich anzumassen: so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte ihren Sammetrock der Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch viele Jahr:! u. s. w.

N. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weis, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „Daß niemand ein reiches oder seidnes Kleid an„ziehen soll, bis er es bezahlt habe, und ein jeder soll zu „dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und „Kaufmanne bey sich tragen.„ Was soll das für ein Lärm werden! und wie viel angesehne Kleider werden vor unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so vernünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, als einer

seyn

seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr viele, gewiß sehr viele, welche weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr Ansehen bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Glaubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem male alles, was sie vorzüglich, groß, liebenswürdig, und ansehnlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in ..... und bey vornehmen Versammlungen seyn!

Antons Panßa von Mancha
Fortsetzung
seiner
Abhandlung von Sprüchwörtern.

Vorbericht *

Herr Anton Panßa von Mancha ist über die Nachricht sehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem schlechten Vertriebe seiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient sich des allgemeinen Rechts der Autoren, und spricht allen seinen Lesern ohne Barmherzigkeit den guten Geschmack, und auf allen Fall auch den Verstand ab. Er glaubt Recht dazu zu haben, weil er überzeugt ist, daß der Fehler nicht an ihm liege. Und dennoch ist er so großmüthig, daß er seinen Lesern Zeit zur Besserung lassen, und es noch einmal versuchen will, ob er sie ganz verloren geben, oder vielleicht noch hoffen soll. Er hat

* Ward in der Monatschrift, in welche man dieses Sprüchwort im Jahre 1750. zum Versuche eingerückt, demselben vorgedruckt

hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchworte: Ehrlich währt am längsten, einzurücken. Er verspricht sich hievon einen bessern Erfolg, weil dieses praktischer ausgeführt sey, als die ersten beiden Sprüchwörter. Fände wider alles Vermuthen auch dieser Versuch keinen Beyfall, so will er entweder seine Hand von dem verstockten Publico ganz abziehen, und nicht eine Zeile mehr in seinem ganzen Leben schreiben; oder er will zwey Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den Staat, und das andere wider die Religion gerichtet seyn soll, um seinen Verächtern, und unwitzigen Lesern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beyfall, Geschicklichkeit genug habe, sich durch diejenigen Wege berühmt und unsterblich zu machen, welche nach dem itzigen allgemeinen Geschmacke, und die sichersten sind, bey einem kleinen Verstande und noch geringerm Witze vor andern bemerkt zu werden.

Ehrlich währt am längsten *.

Ich reiste in der letzten Ostermesse auf Schellhafers Saale, und kam an einen Tisch zu sitzen, wo ich mir die Gesellschaft nicht merkwürdiger hätte wählen können. Sie bestund aus einem Kaufmanne, welcher zween sehr vortheilhafte Bankerute gemacht hatte, und itzo in weit bessern Umständen steht, als seine betrognen Gläubiger. Der zweyte war ein Regimentsquartiermeister, der vor einiger Zeit die sämtlichen Regimentsgelder verspielt hatte, und ohne den vollgültigen Verspruch seiner jungen und schöngebildeten Schwester gewiß würde haben hängen müssen. Der dritte war der Spieler, der ihm diese Gelder abgewonnen hatte, und nunmehr in der Messe aus bewegenden Ursachen

* Dieses Sprüchwort ist ebenfalls im Jahr 1748. gefertigt, und im Jahr 1760. der ebenbenannten Monatsschrift eingeschaltet worden. Diese Anmerkung wird vielleicht manche verwitzige Ausleger um ihren Schlüssel bringen.

sachen seine Bekanntschaft vom neuen suchte. Der vierte war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachbarten Lande hatte flüchtig werden müssen, weil er die ihm anvertrauten Mündel um das ihrige gebracht, und in die elendeste Armuth gestürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Ministerio sehr unzufrieden war, daß es ihn abgesetzt, und seine Caution eingezogen hatte, und zwar um einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht versehen, als daß er die Depositengelder zu seiner eignen Nothdurft verwendet. Der sechste endlich war ein Doctor Juris, und ehedem berühmter Rechtsconsulent, welcher einige Jahre im Zuchthause zugebracht hatte, und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit untersagt war. Ich habe die Ursache davon niemals errathen können; sie muß aber sehr wichtig gewesen seyn: denn wegen alltäglicher, und gemeiner Betrügereyen sind die Advocaten nicht gewohnt, ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieser Doctor sich beständig zu obiger Gesellschaft hielt, und es schien, daß sie ihn auf den Fall ernahrten, dafern einer oder der andere von ihnen eine Defension pro avertenda tortura, brauchte, wovor sie nicht eine Stunde sicher waren. In dieser vortrefflichen Gesellschaft brachte ich einige Stunden, nicht ohne Erbauung zu. Aus ihren Gesprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer waren, welche die grosse Welt kannten, und alles, was sie redeten, sprachen sie mit einer so dreisten Frenmüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr darauf gefallen seyn würde, daß dieses Leute wären, welche nur so lange noch frey herum giengen, als es der Himmel und der weltliche Arm wollte.

Mitten unter den Gesprächen von verschiednen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerutte Kaufmann ein Glas, und brachte die Gesundheit aus: **Ehrlich währt am längsten!** Ich erschrack, weil ich glaubte, es sey eine Satire auf die ganze Gesellschaft. Noch grösser aber war mein Erstaunen, als ich sahe, daß die ganze Gesellschaft die Messer fallen ließ, nach den Gläsern griff, und mit einmüthi-

muthiger Stimme rufte: **Ehrlich währt am längsten!** Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bey dieser Gesundheit stutzte, und mein Glas etwas langsamer austrunk, als sie. Sie spotteten darüber, und fragten mich nach der Ursache meiner Unentschlüßigkeit, die ich dabey gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu sagen, weil ich weis, daß niemand gefährlicher ist, als ein Schelm, der ehrlich seyn will. Ich wandte daher vor, daß ich bey mir selbst nachgedacht hätte, wo dieses Sprüchwort herkäme, und wie weit es gegründet wäre. Wissen sie das nicht? rief der bankerutte Kaufmann, das will ich ihnen sagen. Alle Sachen, die man nicht sehr braucht, wahren am längsten; denn sie werden am wenigsten abgenutzt. Dieser Lademwitz brachte unsern ganzen Tisch in Bewegung, und die ehrliche Gesellschaft konnte sich kaum vor Lachen fassen. Sie haben, hol mich der Teufel, Recht, schwur der Regimentsquartiermeister, und lachte vom frischen so stark, daß man kaum die Musikanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, schien damit nicht zufrieden zu seyn, sondern verlangte eine genauere Bestimmung des Worts **Ehrlich**, nicht darum, wie er sagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, sondern weil er sich in keinen Streit einlassen wollte, bevor ein jeder in der Gesellschaft seine eigentliche Meynung davon gesagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen Wortstreit hinaus laufen möchte. Verba valent, sicut nummi, antwortete der geflüchtete Vormund. Ich weis nicht, was hier zu Lande Mode ist. Bey uns währt ehrlich am langsten, weil es eine Gesundheit ist, und Gesundheiten trinkt man, weil man dabey Gelegenheit hat, einmal zu trinken, nicht aber, daß man pedantische Untersuchungen darüber anstellen wolle. So gar pedandisch nicht, als sie meynen, versetzte der Doctor. Das Wort **Ehrlich** wird in zweyerley Verstande gebraucht: terminative, und applicative. Was **Ehrlich** terminative heißt, das weis auch der Pöbel, und weil er mehr davon nicht weis, so ist er

eben

eben der Pöbel. Applicative ehrlich sind diejenigen, welche eine Sache cum grano salis ansehen. Und da alles, was in der Welt ist, dem Menschen zum Besten erschaffen ist: so ist auch die Ehrlichkeit dem Menschen zum Besten gegeben. Sie ist ein Mittel zu unserm Zwecke zu gelangen. So bald wir finden, daß sie unserm Zwecke zuwider ist: so wäre es eine Thorheit, sich ungeschickter Mittel zu bedienen; und diese Thorheit begeht niemand, als der Pöbel, der nicht verstehet, quid juris? Und das von Rechtswegen rief der abgesetzte Beamte, und suchte durch eine ernsthafte Amtsmiene seinem gesprochenen Urtheile das Gewicht zu geben. Ich war der einzige, der seine Meynung noch nicht gesagt hatte. Man verlangte sie von mir, und ich antwortete, daß diese Gesundheit nichts mehr sagen wollte, als die, wenn man trinkt: Es gehe dem Könige und dem Lande wohl! Ich ware in Gesellschaften gewesen, wo diese Gesundheit von Leuten getrunken worden ware, welche den König und das Land betrogen hätten. Das läßt sich hören, meynten sie, und der Amtmann gähnte. Eine dicke Tyrolerinn, welche meiner kritischen Gesellschaft in die Hände fiel, unterbrach unsere Wortforschung, und wir giengen aus einander.

So bald ich in mein Quartier kam, suchte ich meinen verhungerten Patrioten auf, dem ich die zweyte Auflage von der gegenwärtigen Schrift dediciren werde, und der mit mir in einem Hause lebt. Ich kletterte nicht ohne Lebensgefahr fünf Treppen hinauf, wo er in einer Kammer unter dem Dache wohnt. Ich traff ihn eben bey der Abendmahlzeit an, da er einen Hering voll Verdruß über die verderbte Welt, doch mit ziemlichem Appetit verzehrte. Ich erzahlte ihm die Ursachen meines so späten Besuchs, über den er sich zu wundern schien. Ich machte ihm eine Beschreibung von meiner Gesellschaft, und von den neuen Wahrheiten, die ein jeder von ihnen bey dem Sprüchworte ausfindig gemacht hatte.

„Da ſehn ſie es, ſagte er; nun werden ſie mir bald „recht geben. Sie ſind nur zufälliger Weiſe in eine Ge„ſellſchaft von ſechs Perſonen gekommen, wo nicht ein ehr„licher Mann dabey geweſen, und wo der ehrlichſte ver„dient, in der Bütteley, und nicht auf dieſem Saale zu eſ„ſen. Habe ich nun wohl Unrecht, daß ich alle Geſell„ſchaften ſo ſorgfaltig meide? Wer noch ein redliches Herz, „und einen Tropfen patriotiſches Blut in Adern hat, der „kann dergleichen Frevel ohne innerlichen Jammer nicht an„ſehen. Dieſe ganze Geſellſchaft nährt ſich von den erpreß„ten Raubereyen unglückſeliger Mitbürger, welche kaum „Waſſer und Brodt zu der Zeit haben, da ihre Henker „beym Weine und bey den niedlichſten Speiſen über die „Ehrlichkeit der unterdrückten Unſchuld ſpotten. An den „Pranger ſollte man dieſe Nichtswürdigen ſtellen; aber „nein, man verehrt ſie noch, man ſchmeichelt ihnen, und je„der ſucht ſeinen Antheil von ihrer gemachten Beute zu er„haſchen. Man giebt ihnen Gelegenheit, ihre Bosheit „noch höher zu treiben, man erhebt ſie zu Ehrenämtern, „man beſoldet ſie wohl für ihre Spitzbübereyen, und läßt „dagegen andere in Kummer und Elend ſchmachten: redliche „Männer, welche ihr Leben fürs Vaterland aufopfern, ih„ren letzten Blutstropfen für den König und die Untertha„nen mit Freuden hingeben würden; aufrichtige Patrioten „läßt man verhungern. Ich rede nicht von mir, noch von „dem Unrechte, das man mir bey meinen redlichſten Abſich„ten angethan hat. Ich überſehe es mit Großmuth, und „habe gelernt, mit meinen Umſtänden zufrieden zu ſeyn. „Wie geſagt, ich rede nicht von mir, noch von meinen „übelbelohnten Verdienſten. Niemals aber kann ich gleich„gültig bleiben, wenn ich höre, daß die Unſchuld darbt, „und die Verruchten ſich blähen. Durchgehen ſie unſere „Stadt itzo, da in der Meſſe Leute von allen Orten zuſam„men kommen. Suchen ſie mir den redlichen Patrioten, „den Mann, deſſen größter Ruhm in der Ehrlichkeit be„ſteht, den Mann ohne Falſchheit. Suchen ſie ihn, aber

„über

„übereilen ſie ſich nicht. Der geringſte Kramer, welcher „ſein ganzes Vermögen auf dem Rücken herum trägt, iſt „abgerichtet, den andern durch Freundlichkeit, durch Zu„reden, durch ungeſtümes Bitten zu betrügen; und daß „dieſer nur in Kleinigkeiten betrügt, davon hält ihn nicht „ſein Gewiſſen, nein ſein Unvermögen, ſeine Armuth hält „ihn ab. Er geht niemals vor dem Laden eines groſſen „Kaufmanns vorbey, ohne eiferſüchtig zu ſeyn, daß dieſer „oder ſeine Aeltern ein gröſſeres Vermögen zuſammenbetro„gen haben, als er iemals hoffen kann. Inzwiſchen thut „er doch in ſeinem Herzen die Gelübde, ſich und ſeinen Kin„dern zum Beſten, ſo lange zu betrügen, bis er auch ein „angeſehener Kaufmann werden kann. Kleine Schelme „entſchuldige ich noch immer eher, als Schelme von Stande; „dieſe ſchaden mehr und werden ſeltner beſtraft. Noch die„ſen Vormittag habe ich einen elenden Kerl in das Gefäng„niß führen ſehen, welcher aus Hunger, und wie ich nachdem er„fuhr, aus äuſſerſter Bedürfniß, worinnen er ſich mit ſei„ner Frau, und einigen unerzognen Kindern befindet, ſich „hatte gelüſten laſſen, einem königlichen Pachter die Bör„ſe aus der Taſche zu ziehen. Dieſer merkte den Diebſtahl, „ergriff ihn bey den Haaren, und hielt ihn ſo feſt, bis die „Stadtwache dazu kam. Der Kerl verdient ſeine Strafe, „es iſt wahr; ich kenne aber auch den Pachter, welcher der „gröſte Böſewicht im Lande iſt, und unter dem ſcheinba„ren Vorwande, das landesherrſchaftliche Intereſſe zu beob„achten, Steuern und Gaben der Verfaſſung gemäß einzu„treiben, und die Juſtiz zu befördern, eine ganze Pflege „ſeufzender Unterthanen mit ſeiner legalen, und ſchreibenden „Bande plündert. Das Geld, welches der Unglückſelige „ihm entwenden wollte, war ein Theil der erpreßten Beu„te, und wenn alle diejenigen, welche zu dieſem Raube das „Ihrige beytragen müſſen, die Freyheit gehabt hätten, die„ſen ungerechten Haushalter auch ſo, wie er ſeinem Die„be that, in gefängliche Haft zu bringen, ſo würden hun„dert Hände nicht zugereicht haben. Mit einem Worte:

„Kleine Diebe überliefert man der strafenden Gerechtigkeit;
„vor Hauptdieben zieht man den Hut mit Ehrfurcht ab.
„Das ist noch nichts; die Zeiten werden noch viel schlimmer
„werden. Unsere Jugend ist schon so boshaft, als ihre
„Väter, wie weit wird sie es nicht künftig bringen! In
„den ersten Jahren gewöhnt man die Kinder zur Verstel-
„lung, bey zunehmenden Alter wird eine Falschheit daraus,
„welche in den männlichen Jahren in eine berufsmäßige Be-
„trügerey ausbricht. Aber sie sehen es nicht besser in dem
„Hause ihrer Aeltern, wo der Vater alle diejenigen, mit
„denen er zu thun hat, die Mutter den Vater betrügt, und
„wo es bey einer so verderbten Zucht die Kinder so weit
„bringen, daß sie im Stande sind, Vater und Mutter zu
„betrügen! Herr Panßa, ach lieber Herr Panßa, was für
„eine Nachwelt; was für Zeiten werden daraus werden!
„O wie glücklich ist derjenige, welcher sie nicht erlebt! Und
„wie glücklich sind wir beide, die wir nach dem ordentlichen
„Laufe der Natur den größten Theil unserer Jahre in dieser
„falschen betrügerischen Welt schon durchgelebt haben! Wie
„blind ist die Welt! Wie wenig versteht sie ihr wahres
„Glück! Wir suchen tausend Abwege, dasjenige Glück zu
„erlangen, welches unsere Zufriedenheit befördern soll. Wir
„arbeiten uns durch eine nicht zu übersehende Menge von
„Widerwärtigkeiten durch; wir ertragen Frost und Hitze;
„wir stellen uns der größten Beschimpfung, den empfind-
„lichsten Vorwürfen unsers eignen Gewissens bloß, und
„warum dieses alles? Damit nach unserm Tode, oder
„wohl gar noch bey unserm Leben, die Welt sagen möge:
„Das war ein Schelm! Mit welcher Gemüthsruhe, mit
„was für Zufriedenheit würden unsere Tage vorbey flies-
„sen, wenn wir um nichts besorgt wären, als den Namen
„eines ehrlichen Mannes, eines rechtschaffenen Patrioten zu
„erlangen! Dazu gehört die Unruhe, die Mühe, die Ge-
„fahr bey weitem nicht, welche erfodert wird, ein Betrüger
„zu heissen. Wir dürfen nur reden, wie wirs meynen,
„thun, was wir versprechen, und andern diejenige Billig-

„keit

„keit wiederfahren lassen, die ein jeder von dem andern er-
„wartet. Wir sind überzeugt, daß wir uns nicht glücklich
„machen können, ohne die Beyhülfe unsers Mitbürgers.
„Wir sind niederträchtig genug, solche mit den größten
„Schmeicheleyen zu verlangen. Wir versprechen ihm da-
„gegen alle Dienstfertigkeit, alle Freundschaft von unsrer
„Seite, und haben doch die Absicht, ihn zu betrügen. Un-
„ser Mitbürger denkt auch so. Er schmeichelt uns, er ver-
„spricht uns, er schwört uns Freundschaft und Redlichkeit
„zu. Wir betrügen beide einander. Keiner traut dem an-
„dern. Wir scheuen uns einer vor dem andern. Keiner
„erlangt sein Glück, welches von einer beiderseitigen Hülfe
„abhängt. Und wenn auch der eine von uns zu seinem gros-
„sen Endzwecke, zu seinem gesuchten Glücke gekommen zu seyn
„scheint; so ist es gewiß nur derjenige, welcher den andern an
„Bosheit und Scheinheyen übertroffen hat. Aber dieses Glück
„ist mit einer beständigen Angst und Sorge verknüpft. Al-
„le Augenblicke muß er gewärtig seyn, daß ihn ein andrer
„darum bringt, welcher in der Kunst zu betrügen ihn über-
„trifft. Und dieses geschieht allemal. Wie ruhig muß ein
„Mann seyn, welcher das Vermögen hat, andern redlich
„zu dienen, und ihnen mit Freuden dient! Es bittet ihn
„ein anderer redlicher Mann um seine Hülfe. Er hilft ihm
„durch einen aufrichtigen Rath, durch einen zu rechter Zeit
„eingelegten Vorspruch bey den Obern, er hilft ihm mit sei-
„nem Vermögen, und macht dadurch ihn, und seine gan-
„ze Familie glücklich. So viele er glücklich gemacht hat,
„so viele aufrichtige Freunde hat er sich erworben. Alle ei-
„fern um die Wette, erkenntlich zu seyn und sein Glück wie-
„der zu befördern. In allen Gesellschaften rühmen sie die-
„sen ehrlichen Mann; wider alle seine Feinde vertheidigen
„sie ihn. Sie warnen ihn, so bald sie merken, daß etwas
„zu seinem Schaden geschmiedet wird. Sie wagen ihr gan-
„zes Vermögen daran, ihn von dem Unglücke zu retten,
„das ihm bevorsteht. Sie freuen sich, wenn er ihm ent-
„gangen ist. Und wenn auch, wie es immer geht, die

„Bosheit ihn auf einige Zeit niederdrückt: ſo beweinen ſie „ſein Unglück mit redlichen Thränen, und erwarten den „Augenblick mit ängſtlicher Ungeduld, welcher niemals aus„ſen bleibt, die Unſchuld zu retten, und die Redlichkeit zu „krönen. Sind die Vortheile ſo wichtig, wenn Privat„perſonen es ehrlich mit einander meynen, wie viel gröſſer „muß die Zufriedenheit bey denenjenigen ſeyn, welche das „Glück auf einen Poſten geſtellt hat, wo ſie viel tauſend „Menſchen bloß durch ihre Redlichkeit glücklich machen kön„nen? Ein jeder, der ihm begegnet, und den er auch nicht „kennt, iſt ſein Freund und Beſchützer, weil er durch ſeine „Vermittelung einen Theil des Glücks erlangt hat, welches „er einem ganzen Lande zuſtrömen laſſen. Tauſend Fa„milien liegen täglich auf den Knieen, und beten für das „Wohl eines ſolchen Mannes. Tauſend ſind untröſtbar, „wenn ihn Neid und Verleumdung von dem Poſten ver„drängen, den er ſo rühmlich bekleidet hat. Doch wie ru„hig muß ein ſolcher redlicher Patriot den letzten Augenblick „ſeines Lebens erwarten, wenn er ſich ſo vieler großmüthi„gen Thaten bewußt iſt: wenn er weis, daß ein ganzes „Land bey ſeinem Grabe Thränen weint, Thränen, welche „von Dankbegierde und von Liebe herrühren! Koſtbare „Thränen! wenn er glauben kann, daß nicht einer unter dem „Volke iſt, welcher nicht willig ſeyn ſollte, mit ſeinem Le„ben das Leben des redlichen Mannes, dieſes Vaters des „Vaterlandes zu erkaufen; wenn er gewiß hoffen kann, „daß noch die Enkel ſeiner Mitbürger durch ihn glücklich „werden müſſen! Wie unendlich koſtbar iſt eine Minute von „dem Leben dieſes wackern Mannes, gegen eine lange Rei„he nagender Jahre, in denen ſich ein vornehmer Böſe„wicht ängſtigen muß, welcher Seufzer der Unterthanen er„preßt, das Armuth der Stadt verſchwendet, und ſein un„gewiſſes Glück auf das Unglück ganzer Familien baut! „Unter den tiefſten Verehrungen flucht ihm der Mund der „gedrückten Unſchuld, und fleht den Himmel um Rache wi„der dieſen Betrüger. Selbſt diejenigen, welche bey ſei-

„nem

„nem Ueberflusse . . . und trunkenen Ehrfurcht . . .
„das prächtigste Leichengerüste . . . und allenfalls eine ge-
„künstelte . . . . . sie sehen jenes als ein Schavot an . . .
„der verfluchte Ueberrest des Böſewichts . . . wenn ich be-
„denke, daß zweyerley Umstände . . . „

Ich weis nicht mehr, was mein Patriot in seinem Eifer gesagt hat. Ich schlief ganz natürlicher Weise über seiner Predigt ein. Selbst die letzten Vaterlandsgedanken hörte ich nur halb im Schlafe. Ich habe sie so gebrochen hergesetzt, wie ich sie hörte, und ich schlief so lange fort, bis mich der Wachsstock an die Finger brannte. Ich erwachte darüber, und hörte, daß er immer fortredete. Er hatte vor grossem Eifer nicht gemerkt, daß ich eingeschlafen war. Ich war nicht im Stande mich zu ermuntern. Ich stund auf, und sagte: Ja ja, auf diese zweyerley Umstände kömmt es freylich an, und wünschte ihm eine gute Nacht. Sie sind schläfrig, wie ich merke, antwortete er; morgen wollen wir weiter davon reden, und ich will ihnen das Buch hinunter bringen, wovon ich itzo gedacht habe. Schlafen sie wohl!

Ich bin mit dem übertriebenen Eifer meines Patrioten nicht allemal zufrieden, Er sieht die Welt an, wie es die alten Betschwestern machen, welche über alle Sünden seufzen, weil man ihren abgelebten Jahren die Gelegenheit benimmt, mit zu sündigen; ich aber mache es, wie eine bejahrte Buhlschwester, welche auch unter den Runzeln hervor liebäugelt, und nicht eifersüchtig ist, wenn andre sich vergnügen. Ich finde diese Gelassenheit meiner Gesundheit sehr zuträglich. Die meiste Zeit bin ich mit der Welt wohl zufrieden. Ich mache es, wie ich es auf dem Postwagen mache, wo ich niemals misvergnügter bin, als wenn ich allein fahre, und wo ich mich mit einem jeden Reisenden, der neben mir sitzt, in Bekanntschaft und Gespräche einlasse, wenn er auch ausserdem so beschaffen ist, daß ich zu Hause seine Gesellschaft gewiß meiden würde.

Ich bleibe dabey, daß es nirgends ehrlicher zugeht, als in der Welt, und daß man sehr behutsam seyn muß, wenn man andern ihre Redlichkeit streitig machen will. Wie viel gehört dazu, einen Gelehrten zu überführen, daß er nichts versteht? Keine Frauensperson, sie mag auch noch so frey leben, ist eine Hure, ehe sie zu Falle kömmt. Sollte es etwas so leichtes seyn, einem nachzusagen, daß er nicht redlich, daß er ein Schelm sey? Ich will beweisen, daß nur wenig Menschen diesen Titel verdienen, und daß es mehr Redliche in der Welt giebt, als man nimmermehr glauben sollte.

Den ganzen Grund meines Beweises setze ich darauf: Vor Gerichte darf kein Dieb zum Strange verurtheilt werden, wenn er nicht sein Verbrechen gesteht, und dessen überführt ist. Da nun, wie bekannt ist, die Richter die billigsten Leute in der Welt sind: so haben wir Ursache, diese Gerechtigkeit nachzuahmen. Jeder Mitbürger hat sich in dergleichen Fällen als einen Richter, und seinen verdächtigen Nächsten als einen Delinquenten anzusehen, welcher eher nicht verdammt werden darf, bis er seiner Unredlichkeit überführt ist; noch mehr, bis sein eignes Geständniß da ist, daß er ein Schelm sey. Dieses ist der Grund, worauf ich den ganzen Bau meines Beweises setze, und mich dünkt, er ist fest genug.

Es giebt nur wenig Elende, welche ihre Betrügereyen vor Gerichte gestehen, und weil sie so thöricht sind, so werden sie andern zum Exempel bestraft. Wie viele Männer werden künftig, vielleicht wider ihr eignes Vermuthen, als redliche Männer gelten, da ich nicht zulasse, daß jemand ein Schelm sey, der es nicht selbst gesteht; und ich wollte fast wetten, daß nicht ein einziger unter ihnen so treuherzig seyn werde, dieses zu gestehen.

Wenn meine Leser von dieser grossen Wahrheit überzeugt sind, wie ich hoffe, daß sie es durch einen so klaren Beweis nunmehr seyn werden: so können sie sich sicher in die grosse Welt wagen, ohne zu befürchten, daß ihnen ein Schelm begegnen werde. Ich verspreche mir eine ansehnliche

liche Belohnung für diese Entdeckung, da ich mich einer unzähligen Menge Männer annehme, deren Redlichkeit bisher ziemlich verdächtig gewesen ist. Sie dürfen sich nur hüten zu gestehen, daß sie Betrüger sind, so wird es ihnen nichts schaden, wenn sie auch ihrer Betrügereyen sonnenklar überführt wären.

Ich bin schon so glücklich gewesen, durch diese heilsame Erfindung mir einen Vornehmen von Adel zum Freunde zu machen, welcher aus Verzweiflung im Begriffe war, zu gestehen, daß er ein Betrüger sey, weil es ihm alle Welt unter die Augen sagte. Er hatte seiner Gemalinn ein ansehnliches Vermögen mit Spielen und liederlicher Gesellschafft verschwendet, und sich dennoch immerzu des Namens eines redlichen Gemahls und zärtlichen Vaters angemaßt, ob es sich gleich zuletzt zeigte, daß er keines von beiden so gar sorgfältig gewesen war. Er hatte Gelder aufgenommen, und bey Cavalierparole versprochen, sie wieder zu bezahlen. Seine schriftlichen Versicherungen und Wechsel schloß er allezeit mit den Worten: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe. Dem ungeachtet war weder seine Cavalierparole, noch die eidliche Versicherung vermögend gewesen, ihn zu bewegen, daß er seine einfältigen Gläubiger bezahlt hätte. Der Concurs brach aus. Kein einziger, ausgenommen der Richter, erhielten dabey, was sie zu fodern hatten. War etwas natürlicher, als daß alle Welt sagte, daß dieser Cavalier ein unredlicher Gemahl, ein grausamer Vater, ein zu verabscheuender Betrüger sey? Im ganzen Lande gab man ihm diesen Titel. Ich habe ihn gerettet! Ich warnte ihn, nicht das geringste einzugestehen! Einen Theil der Wechsel schwur er großmüthig ab, und für die übrigen Schulden waren Unglücksfälle genug da, auf welche er sich berufen konnte. Die Welt hat es mir, vornehmlich aber der Geschicklichkeit seines Advocaten, zu danken, daß sie nunmehr einen ehrlichen Mann mehr hat. Und wenn, wie die Rechte sagen, derjenige der Ehrlichste ist, welcher seine Ehrlichkeit unter den Händen des Scharfrich-

ren, und bey der Tortur behauptet hat: so iſt niemand ehrlicher, als mein Cavalier, wider den ſchon fünf Volumina Acten zeugten, daß er ein Betrüger ſey, und welcher doch nunmehr, Trotz allen Geſetzen, in Sicherheit iſt, daß niemand, ohne einen Injurienproceß zu bekommen, es wagen darf, ihn alſo zu nennen. Kurz, er geſtund es nicht, und darum blieb er der ehrliche Mann, der er vorher geweſen war. Es beſteht dieſe Ehrlichkeit nicht etwan nur in einer bloſſen Einbildung. Nein, der ganze benachbarte Adel iſt davon überführt. Er behauptet nach, wie vor, einen ganz anſehnlichen Charakter, den er ſonſt führte. Er heißt noch immer Ihro Gnaden. Selbſt diejenigen, die er betrogen hat, wenn ich mich der Sprache des bürgerlichen Pöbels bedienen darf, ſind genöthigt, zu bekennen, daß ſie unterthänige Diener von ihm ſind; ſie empfehlen ſich ſeiner hohen Protection Demuthsvoll. Sein Pfarrer bittet alle Sonntage öffentlich Gott für ſein koſtbares Leben. Man ſieht ihn mit Vergnügen, wenn er in Geſellſchaft kömmt, und räumt ihm eine Stelle ein, welcher ſich ein gemeiner Mann, wenn er auch noch ſo ehrlich wäre, niemals anmaſſen dürfte. Er bleibt der artige Herr, der er ſonſt geweſen iſt. Die gnädigen Fräulein lächeln, wenn er ihnen die Hände küßt. Der Landadel erkundigt ſich, ob etwas zu ſeinem gnädigen Befehle ſey. Er borgt wieder, er verpfändet ſeine Cavalierparole vom neuen; mit einem Worte, er iſt der ehrlichſte Mann von der Welt; er, welcher ſchon ein rechtskräftiger Betrüger war! Und woher alles dieſes? Er geſtand ſeine Betrügereyen nicht, und blieb ehrlich!

Die Klagen der Milzſüchtigen ſind allgemein, daß unter Freunden weder Treu und Glauben, noch Redlichkeit mehr ſey. Dieſe Klagen ſind ungerecht. Wenigſtens werden ſie künftig überflüßig ſeyn. Denn durch meine liebreiche Vermittelung wird es nunmehr ſo weit kommen, daß man nicht mehr wiſſen wird, wo man mit allen Freunden hin ſoll. Ich verlange, niemanden für einen falſchen Freund

zu halten, der es nicht zugesteht, daß er es ist. Es ist billig, was ich verlange, und nur mir hat man es zu danken, daß künftig alles von Freunden wimmeln wird. Glückselige Zeiten, welche unsere Vorfahren nicht erlebten, und um welche uns jener kleinmüthige Weise sehr beneiden würde, welcher sich nicht einmal getraute, ein kleines Häuschen voll Freunde zusammen zu bringen! So weit wird es kommen, daß man sich nicht sicher auf die Gasse wagen darf, ohne zu besorgen, daß man unter den zärtlichen Umarmungen redlicher Freunde erstücke.'

An keinen Ort gehe ich lieber hin, als in Auerbachs Hof zu Leipzig. Das ist in der Messe der rechte Sitz von Freundschaft! Wie küßt man, wie umarmt man einander! Sonst glaubte man vielleicht, es wären Verstellungen, falsche Complimente, kaltsinnige Freundschaftsbezeugungen, wohl gar gefährliche Schmeicheleyen: wie gesagt, sonst glaubte man vielleicht dieses. Aber von der nächsten Messe an, wird man ganz andere Meynungen hegen, da ich die Welt so überzeugend belehrt habe, daß keiner ein falscher Freund heissen könne, der es nicht selbst gestehe.

Ueberhaupt habe ich angemerkt, daß der Mensch unter allen Thieren am artigsten zu leben weis. Wir freuen uns, wenn wir einander gesund sehen, wenn wir erfahren, daß es uns wohl geht. Wie viel Wünsche verschwenden wir bey dem Wechsel des Jahrs, bey feyerlichen Tagen, und sonst! Ein Fremder, der zum erstenmale zu uns kömmt, sollte schwören, daß das ganze Land mit unterthänigen, mit gehorsamen, mit ergebensten Dienern bevölkert, und nicht einer darunter wäre, welcher dem andern etwas zu befehlen hätte. Es ist wahr, man hat uns Schuld gegeben, daß dieses alles nichtsbedeutende Worte wären; daß derjenige den meisten Hochmuth besässe, der am unterthänigsten grüßte, und daß die im Herzen uns gemeiniglich verfluchten, welche uns mit dem Munde das meiste Gute wünschten. Diese Beschuldigungen sind ungerecht, und ich hoffe, sie werden wegfallen, so bald mein Grundsatz wird bekannt und allgemein

werden.

werden. Es iſt ohnedem unverantwortlich, von der Freundſchaftsbezeugung und den Complimenten ſo leichtſinnig zu urtheilen, als viele bisher gethan haben. Der Menſch, wenigſtens der Menſch, der, nach unſrer Art zu reden, zu leben weis, hat auſſer den Complimenten, ſo gar wenig Vorzüge vor den übrigen Thieren. Will man ihm auch dieſe Vorzüge rauben, wie unglücklich wird er ſeyn! Und will man ihm gar zur Laſt legen, daß er dieſe Vorzüge nur gebrauche, andere zu betrügen, und unglücklich zu machen, wie tief ſetzen wir alsdann den Menſchen unter das Vieh herab! Hätte ich wohl etwas rühmlichers thun können, als daß ich die Ehre des größten Theils des menſchlichen Geſchlechts auf eine ſo überzeugende Art gerettet habe?

Weil die Gelehrten die wenigſtenmale unter die Menſchen gerechnet werden, welche zu leben wiſſen: ſo muß ich ihrer hier ausdrücklich gedenken. Sie ſind mir eben die Verbindlichkeit ſchuldig, welche ich von den übrigen Theilen vernünftiger Creaturen erwarte. Man hat die meiſten von ihnen in dem Verdachte gehabt, daß ſie in ihrer Art ſo wenig redlich ſind, als andere. Künftig darf man ihnen dieſen Ruhm nicht ſtreitig machen, und das haben ſie mir zu danken. Nunmehr können ſie von ihrer groſſen Beleſenheit, von ihrer Unpartheylichkeit, von ihrem Eifer für das gemeine Beſte, von dem wichtigen Nutzen reden, mit welchem ſie durch ihre Schriften ein ganzes Land beſeligen. Man iſt ſchuldig, es ihnen zu glauben. Keiner wird mehr ein Pedant ſeyn, der es nicht ſelbſt von ſich ſagt; keiner wird ſich des Vorwurfs einer dummen Unwiſſenheit wider ſeinen ausdrücklichen Willen befürchten dürfen. Alle Vorreden werden untrügliche Zeugniſſe ihrer wichtigen Verdienſte, ihrer gründlichen Wiſſenſchaften und ihrer Demuth werden, welche man bisher für lächerliche Großſprechereyen gehalten hat; und alle Zueignungsſchriften werden unpartheyiſche Denkmäler ihrer Ehrfurcht gegen ihre Mäcenaten ſeyn, welche zeither niemand leſen mögen, weil man in dem Vorurtheile

urtheile stund, daß es niederträchtige und eigennützige Schmeichelenen wären.

So weit kann ich allein es bringen, und wie glücklich wäre die Welt, wenn ein jeder sich des gemeinen Wesens so sorgfältig annähme, als ich es thue, da ich bewiesen habe, daß keines Menschen Ehrlichkeit uns eher verdächtig seyn darf, bis er uns das Gegentheil selbst zugesteht!

Der geneigte Leser wird mir großgünstig erlauben, daß ich mich hier ein wenig erhohle. Dieser Beweis von der Ehrlichkeit meiner Mitbürger ist mir sehr schwer geworden. Es war ein verzweifelter Handel, den ich unternahm, und ich habe mich ganz aus dem Athem demonstrirt. Aber was thut man nicht dem Vaterlande zum Besten?

Nun will ich wieder fortfahren. Da ich diese grosse Wahrheit ausgeführt, und fest gestellet habe, daß niemand ein Schelm ist, als wer es selbst von sich gesteht: so wird es meinen Lesern nicht mehr parador vorkommen, wenn ich behaupte, daß ehrlich am längsten währet. Dieses giebt uns den Schlüssel zu tausend Begebenheiten, bey welchen man lieber den Himmel einer Ungerechtigkeit und zaudernden Rache beschuldigen möchte. Ich will hier ein alphabetisches Verzeichniß der berühmtesten Männer unserer Zeit einrücken, von denen, ausser ihnen, alle Welt versichert, daß sie die grösten Schelme und Betrüger sind, und die doch in so vergnügten und glücklichen Umständen leben, daß sie nicht nöthig haben, auf dergleichen Vorwürfe zu achten, welche ihnen ohnedem, wegen ihrer in Händen habenden Gewalt, niemand ins Gesicht sagen darf. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Namen der Welt bekannter mache. Da sie es niemals zugestehen, daß sie Betrüger sind, so zweifle ich nicht eine Minute an ihrer Ehrlichkeit. Sie haben sich einer des andern nicht zu schämen, weil gewiß einer so ehrlich ist, wie der andre, und ich habe gegen ihre Glücksumstände so viele Hochachtung, daß ich mir nichts vortheilhafter wünschen kann, als ihr hohes Wohlwollen und ihre Freundschaft. Ich werde mich der Kürze,

so

so viel möglich ist, und so viel es ohne Abbruch der Wahrheit geschehen kann, befleißigen.

Ihro Hochwürdige Gnaden . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

„So geht es, wenn man uns Autoren nicht die gehörige „Freyheit läßt, die für die schönen Wissenschaften doch „so unentbehrlich ist. Ich bin mit der Einrichtung gar „nicht zufrieden, daß man erst alle Bücher muß censiren „lassen. Ich bin im Namen meines Verlegers ganz unröstbar, daß mir hier eine der schönsten und wichtigsten „Stellen weggestrichen worden ist. Ich hatte das alphabetische Verzeichniß nach der drey Hauptständen eingetheilt. „Jeder Stand nahm etliche Bogen ein, und ich versprach „alle Jahre noch eine kleine Nachlese von den jungen Betrügern, welche uns jährlich zuwachsen. Es hätte dieses „auch alle Messen etliche Bogen betragen können, und mein „unglückseliger Verleger hatte schon einen vortheilhaften „Ueberschlag gemacht, wie hoch es ihm kommen würde, „wenn er in zwanzig Jahren das ganze Werk in Format des „Theatri Europæi zusammen drucken liesse. Aber leider! die „ganze Rechnung war vergebens. Aller triftigen Vorstellungen ungeachtet war es nicht möglich, es durch die Censur zu bringen. Ich meines Orts verliere am wenigsten „daben. Mein Entschluß ist schon gefaßt. Künftige Messe „will ich dieses Verzeichniß als ein besonderes Werk zu Basel in groß Octav drucken lassen. Auf jedes Exemplar „werden zwey und vierzig Kreuzer pränumerirt. Für jede „Nachlese, welche ordentlich kommen soll, werden „zwölf Kreuzer gezahlt. Wer zehn angesehene und glückliche Betrüger mit ihrem umständlichen Charakter einsendet, „erhält ein Exemplar auf Schreibepapier umsonst. Geht „das Werk gut ab, wie ich gewiß hoffe, so verspricht der „dasige Verleger bey der neuen Auflage die vornehmsten Betrüger in Kupfer stechen zu lassen. Es wird mir ein Ge-

„fallen

„fallen geſchehen, wenn man mir von Zeit zu Zeit Nach-
„richt giebt, was der eine oder der andere für ein Ende ge-
„nommen hat. Es kann geſchehen, daß viele davon auf
„dem Rabenſteine ſterben, oder ſich ſelbſt erhängen; und
„es ſoll mir ſehr lieb ſeyn, weil ich dadurch Gelegenheit er-
„halte, dieſes Werk luſtig, und zugleich erbaulich zu ma-
„chen, da ich mir Mühe geben werde, von einem jeden der-
„ſelben die Umſtände ſeines Todes und ſeiner Aufführung
„dabey, ſo genau als möglich iſt, zu beſchreiben. „

Bey dieſer Gelegenheit muß ich eine Thorheit bekennen, welche vielleicht nur um deßwillen noch zu vergeben iſt, weil ich ſie ſo aufrichtig bekenne. Ehe ich noch die vortheilhafte Wahrheit ausfindig gemacht hatte, daß keiner ein Schelm ſey, der es nicht ſelbſt bekenne, und daß alle Leute ehrlich wären, welche es von ſich ſelbſt ſagten: ſo war ich mit der ganzen Welt misvergnügt. Beſtändig fand ich an meinen Mitbürgern etwas zu meiſtern. Es kam mir vor, als gienge man mit vereinten Kräften darauf um, wie man die Ehrlichkeit ohne alles Erbarmen völlig ausrotten wollte. Es gieng mir, wie es abergläubiſchen und furchtſamen Leuten geht, welche immer Geſpenſter ſehen, wo keine ſind. Ich glaubte, man ſey in dieſem Unternehmen ſchon ſehr weit gekommen, und es ſey hohe Zeit, ſich der guten Ehrlichkeit anzunehmen, wenn es nicht im Kurzen ganz vergebens ſeyn ſollte. In dieſem unbedachten Eifer ſetzte ich mich nieder, mein Vaterland aus dem Verderben zu retten, es koſte auch was es wolle. Ich glaubte ſehr weislich zu handeln, wenn ich mehr als eine Wunde auf einmal verbände, und nahm mir daher vor, beſonders drey Sachen zu vertheidigen, deren, wie ich glaubte, ſich kein Menſch mehr annähme. Mit einem Worte, ich entwarf eine Schrift, worinnen ich meinen verirrten Mitbürgern ſehr patriotiſch zu Gemüthe führte, wie unrecht ſie thäten, daß ſie das ſechſte Gebot aufheben, die Ehrlichkeit ganz und gar vertilgen, und den Sonntag abſchaffen wollten. In kurzer Zeit hatte ich ſo viel zuſammen geſchrieben, daß es ein ziemliches Octavbänd-

chen

chen hätte werden können, wenn es gedruckt worden wäre. So weit kann ſich ein Menſch vergehen, der die Welt nicht kennt; und ſo vieles Unrecht kann man ſeinem Nächſten anthun, wenn man, von Vorurtheilen eingenommen, ihn nur nach dem Aeuſſerlichen beurtheilt! Zu meinem gröſsten Glücke fand ich keinen Verleger. Sie entſchuldigten ſich alle, das Werkchen würde nicht gehen; es würden ſich keine Käufer finden; man würde es für eine Schrift wider den Staat anſehen, und es ſey gefährlich, dergleichen Verlag zu unternehmen. Ich würde viele von den Groſſen beleidigen, wenn ich mich des ſechſten Gebotes ſo öffentlich annähme. Ich würde die Armee wider mich aufbringen, und unſere ſtudirende Jugend würde noch ſehr glimpflich urtheilen, wenn ſie mich für einen traurigen Pedanten hielte. Selbſt viele von denen, welche das ſechſte Gebot Berufs wegen noch dann und wann erwähnen müſsten, würden mirs in ihrem Herzen wenig Dank wiſſen. Wider die Abſtellung des Sonntags zu eifern, ſey gar vergebens. Der Sonntag bleibe wohl ohne meine Predigt, und es ſey noch niemand darauf gefallen, ihn abzuſchaffen, ſo wenig als den Montag, und noch viel weniger. Es liege den Leuten an Beybehaltung des Sonntags gar zu viel. Die Hälfte von den vornehmen Leuten werde krank werden, wenn kein Sonntag mehr wäre, weil man an keinem Tage mit mehrerer Bequemlichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage. Unſer Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil ſie an dieſem Tage am beſten ſich putzen, am bequemſten mit einander plaudern, und den Anzug einer ganzen Gemeine, welche ſie ſonſt nur ſtückweiſe richteten, beurtheilen und am ſanfteſten ſchlafen könnten. Ein groſſer Theil der Stadt, welcher die Woche über nur im Verborgenen müſsig gehen müſste, hätte an dieſem Tage die chriſtliche Gewiſſensfreyheit, es öffentlich zu thun, und thäte es mit Vergnügen, weil dieſes der einzige weſentliche Umſtand ihrer Religion wäre, durch welchen ſie ſich von den blinden Heiden unterſchieden, daſs ſie

an diesem Tage müßig giengen. Sollte meine Absicht etwan diese seyn, den Leuten die Feyer des Sonntags nach dem Exempel unsrer ungesitteten Vorfahren anzupreisen: so möchte ich es nur selbst verlegen, oder es dem Waisenhause in Halle geben; denn bey uns würde sich so gar der Setzer ein Gewissen daraus machen, dergleichen oft aufgewärmtes Gewäsche zu drucken. Was ich mit der Ehrlichkeit haben wollte, das verstünden sie gar nicht, und liessen sich auch nicht darauf ein, weil sie sich nicht getrauten, so viel damit zu verdienen, als Papier und Druckerlohn betragen würden.

Das waren ohngefähr die Antworten, welche mir fast in allen Buchläden gegeben wurden, als ich mit meinem kostbaren Werke hausiren gieng. Ich verlangte nicht einmal etwas für meine Arbeit; aber auch umsonst, welches fast unglaublich ist, wollte es kein Verleger annehmen. Ein einziger unter ihnen war noch so billig, und bot mir zur Vergeltung Scrivers Seelenschatz an, wofern ich den Vorschuß auf meine Gefahr thun, zwey hundert Exemplare für baares Geld annehmen, für die zweyte Auflage nichts verlangen, und für alle Verantwortung stehen wollte.

So empfindlich mir damals diese abschläglichen Antworten fielen: so sehr erfreue ich mich itzo darüber. Ich habe die Welt seit dem viel besser kennen lernen. Noch auf dem Todbette würde ich mich über das Unrecht geängstigt haben, das ich meinem Vaterlande angethan hätte, und ich bekenne itzo vor der ganzen Welt meine jugendliche Uebereilung, andern zum Exempel, welche eben so thöricht denken, als ich damals dachte. Die eifrigen Abhandlungen zur Vertheidigung des sechsten Gebots habe ich mit eignen Händen in den Camin geworfen, und sie verdienten eine dergleichen Strafe. Die einzige Deduction von dem unentbehrlichen Nutzen der Ehrlichkeit habe ich zu meiner eignen Warnung noch aufgehoben, damit ich mich in künftigen Zeiten daran spiegeln, und nicht wieder in die Versuchung fallen möge, etwas so kindisches zu schreiben. Man kann es als eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung ansehen, und mir eben

die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die jener heilige Heuchler verdiente, wenn ich meine gelehrten Jugendſünden auf eine anmuthige und leſenswürdige Art bekenne. Ich will bey dieſer Gelegenheit etliche Stelle davon hier einrücken, und ich verſichere meine Leſer, daß ich über dieſes voreilige Beginnen mehr Thränen vergoſſen habe, als nach meinem alten Wahne Betrüger in der Welt waren. Eine erſtaunende Menge Thränen! Ich wiederhole es noch einmal, itzo bin ich ganz anders geſinnt; itzo weis ich, daß dieſe Welt die beſte iſt; itzo weis ich, daß niemand verdient, ein Schelm genannt zu werden, welcher es nicht ſelbſt bekennt.

Nach dieſem abgelegten Glaubensbekenntniſſe will ich einige Stellen davon hier einrücken:

. . . . . .

. . . . . und dieſes wären alſo die wichtigſten Urſachen, warum ich der Meynung bin, daß man das ſechſte Gebot als ein Cäremonialgeſetz anſehen, und es noch einige Zeit, bis ſich die äuſſerlichen Umſtände ändern, beybehalten möge.

Es wird freylich mehr Beredſamkeit erfodern, zu beweiſen, daß die Ehrlichkeit unentbehrlich ſey, und daß ihre Beybehaltung in unſer ganzes Leben und in unſre oekonomiſche Glückſeligkeit einen ſo merklichen Einfluß habe. Dennoch verzweifle ich nicht ganz an meinem Vorhaben, und ich ſchmeichle mir gewiß, da ein jeder nur auf ſeinen Nutzen ſieht, ſo werde auch ein jedweder ſeines eignen Nutzens wegen meinen heilſamen Lehren und Vermahnungen Beyfall geben. Es betrifft hier nicht, wie bey den erſten Puncten, die Seligkeit eines Menſchen. So viel beſcheide ich mich wohl, daß ich von etwas wichtigerm handeln muß, wenn ich den Beyfall meiner Leſer gewinnen will, und daß man mit jenem nur Kinder, und alte Weiber zu fürchten macht. Ich rede auch von etwas wichtigerm; ich rede von ihren zeitlichen Vortheilen, von der Vermehrung ihres Vermögens, von der Befeſtigung ihres Glücks, mit einem Worte, von allem dem, was uns in der Welt am nä-

nöthigsten, und vor allen Dingen, am liebsten ist; von dem rede ich. Wem dieses am Herzen liegt, und ich hoffe, es liege allen am Herzen, der höre auf mich. Durch mich, durch meine Vorstellungen, durch meine wohlgemeynten Bemühungen, soll er groß, soll er angesehen, soll er glücklich werden. Ich verlange nicht zu viel von ihm. Ich will nur haben, daß er die Ehrlichkeit nicht als eine gleichgültige Sache ansehen, daß er den Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht ganz verachten soll. Vielleicht scheint dieses Ansinnen noch vielen etwas zu hart, ich will mich näher erklären.

. . . . . .

Ich würde ihrer menschlichen Schwachheit zu viel zumuthen, wenn ich verlangen wollte, daß sie wirklich ehrlich seyn sollten. Es gehört die Ehrlichkeit unter diejenigen Tugenden, welche man wie die Gebeine der Heiligen anbetet, ohne den Heiligen selbst nachzuahmen. Ich sage schon sehr viel, daß ich dieses einräume, und ich meyne nur die mittlern Zeiten, in welchen man mit der Ehrlichkeit noch so viel Cärimonien machte. Itzo ist es freylich so weit gekommen, daß derjenige ein witziger Kopf heißt, der mit der Religion spottet, und niemand zu leben weis, welcher nicht über die Ehrlichkeit lacht. . . . . .

In allen Ständen, in allen Gesellschaften, wo ich hinsehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, wie mit einer alten Mode, und welche noch sehr billig seyn wollen, wenn sie dieselbe noch denjenigen zulassen, welche ihr Stand, oder ihr Alter nöthigen, sich an die alten Moden zu halten, und die, ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begehen, es nicht wagen dürfen, die neuen Moden nachzumachen. . . . . .

Hierinnen geht man zu weit! Man schadet sich selbst! Da ich so billig bin, und unmögliche Sachen von ihnen nicht verlange; da ich ihnen nicht zumuthe, ehrlich zu werden, sondern nur haben will, daß sie ehrlich scheinen mögen: so kann ich dieses als ein Recht von ihnen verlangen. Nicht

meinetwegen verlange ich dieſes. Nein, ihres eigenen Nutzens wegen wünſche ich es. Man verſpotte die Ehrlichkeit nur nicht öffentlich; nur öffentlich ſchäme man ſich nicht des Namens eines ehrlichen Mannes! Dieſes verlange ich. Mehr nicht! Man mache es mit der Ehrlichkeit, wie es ein wohlgezogner Jüngling mit einem ehrwürdigen Alten macht, wenn er ihm begegnet. Er grüßt ihn, ohne ſich viel um ihn zu bekümmern. Aber er grüßt ihn, um nicht ungeſittet zu ſcheinen. Nur darum bitte ich! Bitte ich wohl zu viel? Die Ehrlichkeit iſt alt genug, ſie iſt ehrwürdig genug, daß wir ihr einige äuſſerliche Höflichkeiten erzeigen. Freylich iſt ſie zu alt, und zu mürriſch, als daß wir ihren täglichen Umgang, und eine nähere Bekanntſchaft mit ihr wünſchen ſollten. Das iſt meine Abſicht gar nicht. Ein jeder iſt ſich ſelbſt ſo viel ſchuldig, daß er den äuſſerlichen Wohlſtand in Acht nehme, daß er auf dieſem Theater die Maske eines ehrlichen Mannes vor das Geſicht halte, daß er nicht öffentlich mit der Ehrlichkeit ſpotte. Verlange ich denn etwas, das unbillig iſt, oder das uns zu ſchwer fallen ſollte? Uns, die wir von Natur zur Verſtellung ſo ſehr geneigt ſind? Da ich, wie ich hoffe, meinen Leſern deutlich genug erklärt habe, wie wenig ich ihnen zumuthe, und wie billig das iſt, was ich von ihnen bitte: ſo will ich auch mit wenigem zeigen, wie groß der Vortheil iſt, den ſie zu erwarten haben, wenn ſie meinem Rathe folgen. . . .

. . . . . .

Allen Ständen, Leuten, die es am wenigſten glauben, Leuten, die von Betrügerey leben, dieſen iſt die Ehrlichkeit, oder welches einerley iſt, der Schein der Ehrlichkeit am unentbehrlichſten . . . . . .

. . . . . .

Ich will mit meinen Beweiſen bey den Richtern und Advocaten anfangen. Von denen rede ich nicht, welche wirklich ehrlich ſind, und es giebt deren noch verſchiedne unter ihnen. Da dieſe die Ehrlichkeit gar zu hoch treiben, und lieber bey einem redlichen Gewiſſen verhungern, als bey einem

nem angenommenen Scheine der Ehrlichkeit groß und reich werden wollen: so haben sie meiner Ermahnungen nicht nöthig. Ich rede nur von dem grossen Haufen . . .

. . . . . .

Wer sich auf die Physionomie versteht, dem rathe ich, des Mittags von eilf bis zwölf Uhr vor unsere Gerichtsbänke zu gehen. Hier wird er einen Trupp Männer finden, welche alle Priester der Gerechtigkeit heissen, und worunter doch viele sind, welchen man an ihren hungrigen Mienen ansieht, daß sie nur da stehen, um die armen Clienten zu wegelagern, und der gedrückten Unschuld aufzulauern. Sie sind so wenig besorgt, ihre Absichten zu verbergen, daß man ihnen den Galgen an der Stirne ansieht, von dem sie andere retten wollen. In allen ihren Schriften, in ihrem mündlichen Verfahren, von dem Provocationssatze an bis auf die Liquidationes, findet man vielmals nicht den geringsten Schein der Redlichkeit. Wie wenig meynen sie es mit sich selbst gut! Wie viel glücklicher würden sie bey ihrer Praxi seyn, wenn sie sich angewöhnen könnten, wenigstens von aussem ehrlich zu scheinen! Das Erste, was sie ihren Clienten fragen, ist gemeiniglich dieses, ob er schwören könne? ob er Geld habe? Wie viele werden dadurch abgeschreckt, welche noch einiges Gewissen, und wenig Geld haben? Würden sie nicht viel weiter kommen, wenn sie mehrere Gleichgültigkeit für ihren eignen Nutzen blicken liessen; wenn sie thäten, als wollten sie sich der gerechten Sache ihrer Clienten nur darum annehmen, weil ihre Sache die gerechte Sache wäre, wenn sie wider die Bevortheilung des Gegenparts, wider die Sportelsucht des Advocaten, wider die vortheilhafte Langwierigkeit der Processe eiferten! Ihre Clienten würden bey diesen einschmeichelnden Reden betäubt werden, und mit Vergnügen den Beutel offen halten, um diesen wackern Rechtsgelehrten, diesen Vater der Wittwen und Waisen, für seine redlichen Absichten tarmäßig zu bezahlen: Da im Gegentheile bey vielen ihre Unverschämtheit, ihre so wenig verstellte Begierde nach Gel-

de, die traurige Urſache iſt, daß ein nur einigermaſſen vorſichtiger Client ſich ſcheuet, den Weg Rechtens zu ergreifen, und ſich lieber mit Schaden vergleichen, als mit ſeinem völligen Untergange den Proceß gewinnen will. Dieſe Weisheit, ich will es nur geſtehen, habe ich nicht von mir ſelbſt. Sie gründet ſich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welcher weit ehrlicher ausſieht, als er iſt, und er befindet ſich ungemein wohl dabey. . . . . Die Richter, denn die Richter ſind auch Menſchen, würden durch den angenommenen Schein der Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen ſeyn, und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu ſprechen, an ſtatt daß ſie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit ablegen müſſen, von welcher viele von ihnen auſſerdem ſo gar abgeſagte Feinde nicht ſind. Sie ſind ſchon etwas behutſamer. Bey einer gerechtigkeit liebenden Miene ſind ſie immer im Stande, alles, was ſie ſagen, von Rechtswegen zu ſagen, und ſie ſind in der Kunſt ſich zu verſtellen, ſo geſetzt, daß ſie auch in dreyſig Jahren noch, denn ſo lange währt gemeiniglich der geringſte Proceß, eben die ehrliche Miene beybehalten, welche ſie gleich anfangs machten, als der Krieg Rechtens beſeſtigt ward. Ich finde um deßwillen bey den Richtern wenig zu erinnern, und es ſind nur einige, welche ſich ſo unvorſichtig bezeigen, daß man es ihnen gleich an dem Maule anſehen kann, daß ſie mit den Advocaten einſtimmig geworden ſind, ſich in die Beute zu theilen. Dieſe wenigen werden ſich ohne mein weiteres Erinnern an dem Exempel anderer erbauen, und vorſichtiger werden, damit ſie, obſchon nicht ehrlich, doch reich werden mögen. . . . .

Auf der Börſe, (man wird mich vielleicht auslachen, daß ich ſo etwas behaupte, aber es ſey drum!) auf der Börſe, ſage ich, iſt die Ehrlichkeit beynahe unentbehrlicher, als irgendswo. . . . . Was ich hier ſage, iſt freylich kein allgemeiner Satz. . .

. . . . . .

Man darf nur eine Stunde lang in einer solchen Gesellschaft seyn, so wird man von dem, was ich behauptete, überzeugt werden. Mir ist es so gegangen. Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo verschiedne zusammen kamen, von denen man mich versicherte, daß sie angesehene Kaufleute wären. Sie traten mit einer rechnenden Miene und einem so zerstreueten Gesichte in das Zimmer, daß ich mir, ehe ich wußte, wer sie wären, nichts gutes zu ihnen versahe. Ich nahm meine Börse in Acht, und verbarg meine Uhr, weil ich sie für Leute hielt, welche auf dergleichen Sachen ihre Absicht haben. Ich fand mich, zu meinem Vergnügen, in meiner Furcht betrogen. Ein Glas Wein machte sie offenherzig. Der eine erzählte, wie viel er bey einem unmündigen Verschwender gewonnen habe, dem er auf die Versicherung, daß sein reicher Vater nicht lange mehr leben könne, ein ansehnliches Capital zu seinem nothdürftigen Plaisir, wie er es nennte, theils im baaren Gelde, theils an verschiednen Waaren, und theils an altem doch ganz brauchbarem Hausgeräthe vorgeschossen habe. Ein andrer zog eine Bilance vor, nach welcher er dreyßig Procent gewinnen könnte, wenn er auf künftige Messe Bankrutt machte, wobey er versicherte, daß keiner von den Anwesenden, noch von ihren Correspondenten, sondern nur einige Mündel, einige abgelebte Wittwen, die das Geld ohnedem nicht zu genieſſen wüßten, drey bis vier Geistliche, und etliche benachbarte von Adel Einbuſſe haben sollten. Noch ein andrer erzählte den Profit, den er mit Cassenscheinen gemacht, welche er einigen abgedrungen, die Wechselzahlung gehabt hätten. Weil sich dieser unter die Gelehrten rechnet, und in der That noch etwas mehr versteht, als ein Frachtzeddel zu schreiben: so las er uns den Plan einer Abhandlung vor, in welcher er aus dem Lichte der Vernunft erwiesen, und mit Exempeln bestätigt hatte, daß man so viel Procent nehmen dürfe, als man bekommen könne. Statt einer Vorrede waren die Vortheile ausgeführt, deren man sich bedienen kann, wenn man ohne

Beunruhigung seines Gewissens, einen Wechsel abschwören wolle. Den Schluß machte ein weitlauftiges Verzeichniß aller möglichen Unglücksfälle, die ein jeder zu seinem Behuf anziehen könne, welcher einen ehrlichen Bankerutt, sich und seiner Frau zum Besten, machen wolle. Ich freue mich, wenn das Werkchen wird zu Stande kommen. Der geschickte Herr Verfasser wird es selbst verlegen, und er hat ausgerechnet, daß er wenigstens dreytausend vierhundert und sechs und funfzig Exemplare vertreiben wolle, wenn sich ein jeder von seinen Freunden, welcher sich eines oder des andern dieser glücklichen Handgriffe mit gutem Vortheil bedient, ein Exemplar davon an sich zu kaufen, entschliessen sollte. Ich weis nicht, wie es kam, daß er mich für einen holländische Juden ansahe. Meine Miene, welche freylich die vortheilhafteste eben nicht ist, mochte ihn betrogen haben. Ohne weiter zu fragen, ob ich wirklich ein holländischer Jude sey, bat er mich, so viel Exemplare, als ich könnte; unter meine Freunde zu vertheilen. Er versprach mir drey Groschen vom Gulden Rabatt, und versicherte mich, daß ich binnen Jahr und Tag mit leichter Mühe fünfhundert Gulden dadurch verdienen könnte. Zu meiner Aufmunterung gestund er mir im Vertrauen, daß er noch ein Werk unter der Feder habe, welches den Titel führe: Praktische Anweisung, wie die Handelsbücher geschickt zu verfalschen wären, und worinnen der wahre Nutzen gezeigt würde, den eine Handlung habe, wenn zweyerley Handelsbücher geführet würden. Er machte mir die Schmeicheley, daß er gewiß glaubte, ich würde sehr geschickt seyn, ihm bey Verfertigung dieses Buchs beyzustehen, und bat mich sehr verbindlich darum. Ich sahe mich genöthigt, ihm zu bekennen, daß ich kein Kaufmann, am wenigsten ein holländischer Jude, wäre. Er, und die ganze Gesellschaft erschraken darüber, und ich merkte, daß ihre unvorsichtige Offenherzigkeit sie gereute. Sie drehten ihr Gespräche, so viel als möglich war, ab, und redeten von gleichgültigen Dingen, von den verfallnen Münzsorten,

von

von den ſchweren Impoſten, und von den verderbten Zeiten. . . . . .

Damit ich zeige, wie gerecht ich in meinen Urtheilen bin, ſo muß ich hier öffentlich bekennen, daß nur wenige ſind, welche den Mangel ihrer Ehrlichkeit auf eine ſo ausnehmende Art bloß geben. Die meiſten bekennen durch ihre täglichen Handlungen das, was iene mit dem Munde bey einer trunkenen Vertraulichkeit geſtunden. Welche von beiden die ehrlichſten ſind, kann ich nicht wohl entſcheiden.

Anderweitige Fortſetzung.

Alte Liebe roſtet nicht.

Wer nicht die eigentliche Bedeutung einer jeden Sylbe von dieſem Sprüchworte genau beſtimmt, dem wird es eben ſo gehen, wie es mir eine lange Zeit gegangen iſt. Er wird ſich wundern, daß man hat einen Satz zum Sprüchworte machen können, dem die Erfahrung alle Tage widerſpricht. Sind wohl unter zehen Ehen fünfe, wo die alte Liebe nicht geroſtet iſt? Und auch unter dieſen fünfen ſind wenigſtens drey, wo die Liebe noch nicht gar zu alt iſt.

Dieſe anſcheinenden Widerſprüche werden wegfallen, wenn man dieſe Wahrheiten annimmt, daß eine Liebe von vier Wochen ſchon eine alte Liebe, und im Eheſtande ein Jahr ſchon eine Ewigkeit iſt. Setze ich dieſes zum voraus, ſo wird man, wie ich hoffe, noch hin und wieder Exempel finden, wo eine alte Liebe von vier Wochen, und eine ewige Liebe von einem Jahre noch nicht geroſtet ſind. Freylich darf man die Sache nicht höher treiben; aber das iſt auch die Abſicht unſers Sprüchworts nicht.

Man wird ſolches noch allgemeiner machen können, wenn man es nicht von der Liebe verheiratheter Perſonen

verſteht. Ja der That glaube ich auch, daß es wider die wahre Bedeutung des Wortes, und wider den Sprachgebrauch iſt, wenn man die Liebe auf dieſe Art verſtehen will. Für den Eheſtand gehört Pflicht, und für unverheirathete Perſonen Liebe.

Es wäre eine groſſe Uebereilung von meinen Leſern, wenn ſie glaubten, daß ich dieſe Einſchränkung bloß aus einem misvergnügten Andenken wagte, welches bey mir von einer übelgewählten, und unglücklichen Ehe herkomme. Es iſt vorbey, und ich habe meiner Frau alle Beleidigungen vergeben, da ſie ſo billig geweſen, und geſtorben iſt. Ich habe nicht nöthig, mich weiter zu entſchuldigen. Der allgemeine Gebrauch unſrer Sprache iſt für mich die beſte Entſchuldigung. Ich will nur noch ein paar Exempel anführen.

Vor Liebe ſterben: Von wem ſagt man das, als von jungen Perſonen, die ſich noch nicht verheirathet haben? Ein verliebtes Paar: Sind das Mann und Frau? Eine ewige Liebe zuſchwören: Thut man das nicht vor der Verbindung? Die Liebe iſt blind; gewiß nicht in der Ehe, denn alsdenn ſieht eines des andern Fehler nur gar zu genau. Er ſchmachtet vor Liebe. Wer? der Mann? Ja wohl der Mann; aber vor Liebe zum Kammermädchen. Das laß ich gelten! Und die gnädige Frau? die iſt raſend verliebt . . . . . in den Heyducken. Tauſend Redensarten wollte ich anführen, wo das Wort Liebe nur von unverheiratheten, niemals von verehlichten Perſonen, oder in dieſem Falle nur poetiſch und metaphoriſch gebraucht wird. Wenn man dieſes einräumt, ſo iſt unſer Sprüchwort gerettet, und es bleibt allemal wahr, daß alte Liebe gegen Perſonen, die ſich nicht verheirathet haben, niemals roſtet.

Aber auch bey verehlichten Perſonen findet es ſeinen Platz, wenn die Liebe von andern Sachen, als von der Frau oder dem Manne verſtanden wird. Mein reicher Nachbar, ein Mann, der niemals denkt, als wenn er Geld zählt, hat ſeine Frau nur aus Liebe zu ihrem Vermögen

mögen geheirathet. Diese Liebe dauert nunmehr ins vierzigste Jahr, und rostet nicht, so alt sie auch ist. Er liebäugelt gegen das Geld seiner Frau noch eben so zärtlich, als er es im ersten Jahre that. Seine Frau ist vergessen; schon vor neun und dreyßig Jahren vergessen. Er würde sich gar nicht mehr darauf besinnen, daß sie seine Frau wäre, wofern sie ihn nicht alle Tage durch ihr eigensinniges Zanken daran erinnerte.

Macht es Climene besser? Sie liebt. Ihren Mann? Nichts weniger. Sie liebt die Pracht, welche sie, in Ansehung des Ranges, führen darf, den ihr Mann bekleidet. Sie heirathete; nicht ihn, denn sie hatte bey aller Eitelkeit doch zu viel Geschmack, einen Mann zu heirathen, den die vornehmen Ausschweifungen seiner Jugend ekelhaft gemacht hatten. Sie heirathete seinen Wagen mit sechs Pferden, und sechs Bedienten. Diese Pracht liebt sie noch itzt so sehr, als in der ersten Woche ihrer Vermählung. Ihr Mann, das hochgebohrne Vieh, folgt den gewohnten Ausschweifungen nach, und ist viel zu galant, als daß er seine Frau ein einziges mal daran erinnern sollte, daß er ihr Mann sey. Climene haßt ihren Mann, und liebt seine Equipage. Eine Liebe, die gewiß nicht eher rosten wird, als bis man ihren stolzen Rest auf einem prächtigen Trauerwagen zur Ruhe bringen wird!

In diesem Verstande will ich wohl glauben, daß alte Liebe auch bey verheiratheten Personen nicht rosten wird.

Wider den Rost der Liebe zwischen verehlichten Personen ist ein abwechselnder Zank ein bewährtes Mittel. Durch eine beständige Aussöhnung wird die Liebe immer neu. Eheleute, die sich die Fehler nicht sagen, welche sie an einander wahrnehmen, nähren, bey dieser verstellten Zurückhaltung, beständig einen Groll, welcher die Liebe nicht aufkommen läßt. Aber ein werthes Paar, das sich aus voller Lunge zankt, und sich die Fehler ohne Verschonung vorwirft; das ist immer geneigt, sich bald zu versöhnen. Nun ist ihnen das Herz leicht. Sie haben beide ihre Fehler

erfahren; ſie ſind vom Zanken ermüdet, ſie ſchweigen beide ſtille. Der Mann, welcher mit zornigen Schritten in dem Zimmer auf und ab gieng, ſieht ſeine ſchöne Hälfte in einem Winkel bittre Thränen vergieſſen. Es iſt zwar das Haupt, und hat ein Recht zur Herrſchaft, welches ihm Schrift und Geſetze geben; aber ein paar weibliche Thränen ſchwemmen dieſes ganze prächtige Gebäude der Herrſchaft vom Grunde weg. Er bleibt vor ihr ſtehen; mein Kind, ſagt er: aber ſie bleibt ſtumm, und nunmehr verdoppeln ſich ihre Thränen, da ſie die Reue ihres Mannes merkt. Er naht ſich ihr, und nimmt ihre beleidigte Hand, die ſich troßig zurücke zieht. . . . Aber mein Engel! und er bemächtigt ſich mit einer zärtlichen Gewalt dieſer rebelliſchen Hand. Nun verdoppelt ſich das Schluchzen. Der Mann ſoll es empfinden, wie ſehr ſeine unſchuldige Frau beleidigt worden iſt; denn eine Frau, die ſich mit ihrem Manne zankt, iſt allemal unſchuldig. Er ſetzt ſich neben ſie; ſie weint noch. Er ſchlägt ſeinen Arm ganz bußfertig um ihren Hals; ſie ſieht ihn mit einem Blicke an, der Vergebung hoffen läßt. Er küßt ihre Hand, und ſie ſeufzet. Er küßt ihren Mund, und die Thränen vertrocknen. Sie küßt ihn wieder; doch mitten unter dem Küſſen, murrt ſie noch zärtlich über das erlittene Unrecht. Er weis ſie ganz zu beruhigen. Und nun wundern ſie ſich beide, wie es möglich geweſen, daß ſie ſich über eine ſolche Kleinigkeit haben zanken können. Sie lieben ſich beide ſo empfindlich, als in den erſten vier und zwanzig Stunden ihrer Ehe. Nun ſchwören ſie einander zu, ſich ewig und ohne Verdruß zu lieben: Und zanken ſich doch in den nächſten vier und zwanzig Stunden noch einmal, verſöhnen ſich auf eben dieſe Art noch einmal, und ſchwören noch einmal. Auf dieſe Art bleibt ihre Liebe immer neu; ſie kann nicht roſten, denn ſie fangen alle vier und zwanzig Stunden vom neuen an, ſich zu lieben. Ein ſolcher Zank iſt in der Ehe, wie ein fruchtbares Gewitter im Sommer.

Vielleicht wundert man ſich, warum ich dieſes Bild ſo ſorgfältig ausgemalt habe? Es iſt eine Schmeicheley, die ich meinem Wirthe ſchuldig bin, welcher auf dergleichen Art übermorgen fünf und zwanzig Jahr im Eheſtande lebt. Er und ſeine Frau lieben ſich ſo herzlich, wie die Kinder; ſie zanken ſich aber auch ſo. Vierzehn Jahre hat er ſich mit ihr gezankt, zwölf Jahre mit ihr ausgeſönt, und ein Jahr ungefähr rechnet er auf die Zeit, wo ſie beide geſchmollt haben. Dieſe beſtändige Abwechſelung hat ihm ſeinen Eheſtand ſo neu gemacht, daß er ſeine Frau noch dieſe Stunde nicht überdrüßig iſt. Er liebt ſie vom ganzen Herzen; und ſollte ſie ſterben . . . ich wünſche es dem ehrlichen Manne nicht . . . aber ſollte der Himmel über ſie gebieten; er würde untröſtbar, ganz untröſtbar, ſeyn. Wenigſtens in den erſten vier Wochen würde er nicht heirathen.

Ich habe oben geſagt, daß die Liebe, welche nicht roſtet, vornehmlich nur von der Liebe unverheiratheter Perſonen zu verſtehen ſey. Mich dünkt, ich habe dieſe Wahrheit ſchon deutlich genug erwieſen, aber zum Ueberfluſſe will ich noch ein paar Geſchichte erzählen, welche ſie ganz unumſtößlich machen ſollen.

Meine alten Landsleute, die Spanier, ſind wohl unſtreitig diejenigen, die bey ihrer ernſthaften Liebe am beſtändigſten lieben. In Buentara, einem Städtchen am pyrenäiſchen Gebürge, lebten, unter der Regierung Ferdinands, zwo junge Perſonen, die ſich ſchon im erſten Jahre zwar kindiſch, doch vorzüglich liebten. Diego und Iſabelle waren ihre Namen. Beide waren die einzigen Erben ziemlich reicher Kaufleute. Die Aeltern ſchienen mit dem vertrauten Umgange ihrer Kinder ſehr wohl zufrieden zu ſeyn. Die Liebe macht vor den Jahren verſtändig und alt; daher kam es, daß unſer junges Paar ſchon in denen Jahren, wo andre Kinder noch nicht aufhören zu ſpielen, ſich ernſthaft liebte, und eine ewige Treue ſchwuren. Der junge Diego ſaß halbe Nächte unter dem Erker ſeiner Gebieterinn, und kratzte ihr, nach der Gewohnheit des Landes, auf der Cither ſei-

ne

ne Liebe vor. Dieſes Vergnügen dauerte nicht lange. Ein unglücklicher Zufall machte, daß ſein Vater auf einmal ſein ganzes Vermogen und ſeine Freyheit verlor. Iſabellen rührte dieſer Umſtand nicht mehr, als ſie das Unglück eines Freundes rühren mußte. In ihrer Liebe machte es keine Aenderung; und weil ſie großmüthig genug war, ſo gab ſie ihrer Mutter zu verſtehen, daß ſie nunmehr durch Beſchleunigung der Heirath die beſte Gelegenheit habe, dem Diego zu zeigen, wie uneigennützig ihre Liebe ſey. Der Vater, ein vollkommener Kaufmann, war ganz andrer Meynung. Er rechnete nach, und fand, daß Diego nicht liebenswürdig genug ſey. Seine Tochter zwang er, einen reichen Wittwer zu heirathen, deſſen kränklicher Körper alle Hoffnung machte, daß er bald ſterben würde. Der unglückliche Diego hatte das Verſprechen der Aeltern, und das Herz der Iſabelle vor ſich; aber er war zu arm, als daß der Richter ſeine Anſprüche hätte billig finden ſollen. Es war ihm unmöglich, länger an dieſem Orte zu leben. Er floh in ſeinem achtzehnten Jahre aus ſeinem Vaterlande; und Iſabelle, die nur ihr ſechzehntes Jahr erreicht hatte, war bey einem ſehr zärtlichen Abſchiede zu tugendhaft, ihm etwas mehrers zu erlauben, als die Hoffnung, daß ſie ihn ewig lieben werde. Diego ſuchte, nach den Regeln der ſpaniſchen Romane, ſeinen Tod im Kriege. Dieſen fand er nicht; aber dafür eine traurige Gefangenſchaft, welche ihn hinderte, ſeiner Freundinn Nachricht von ihm zu geben. Iſabellens unglückliche Ehe dauerte nicht länger als acht Jahre, da ihr eiferſüchtiger Tyrann ſtarb, und ihr das Andenken vieler misvergnügter Stunden, zugleich aber auch ein anſehnliches Vermogen verließ, welches durch den Tod ihres Vaters um die Hälfte vermehrt ward. Nun war ſie Herr von ihren Schätzen, und ihrer Hand. Sie ſuchte ihren Diego; aber es war unmöglich, einige Nachricht von ihm zu erlangen. Zehen Jahre lang erwartete ſie ſeine Rückkunft, nach dem Beyſpiele einer zärtlichen Penelope; welche Geſchichte aber ſo ſonderbar iſt, daß nicht einmal die Dichter das Herz gehabt haben, ſie

für

für etwas anders, als für eine Fabel, auszugeben. Endlich bekam Isabelle die schreckliche Nachricht, daß ihr Diego schon vor funfzehn Jahren in einem unglücklichen Treffen geblieben sey. Sie weihte seinem Andenken die redlichsten Thränen, legte seinetwegen öffentliche Trauer an, und ließ sich sodann das Zureden ihrer Freunde bewegen, sich wieder zu verheirathen. Inzwischen hatte Diego das Glück gehabt, aus seiner Gefangenschaft zu entkommen. Er erfuhr in Barcelona, daß Isabellens Tyrann gestorben, und ihre Hand noch frey sey. Er flog nach Bucntara, und der Unglückliche vernahm, daß seine Geliebte, nur vor einigen Wochen eine neue Wahl getroffen habe; aber zugleich erfuhr er auch, zu seiner grossen Beruhigung, mit wie viel Sehnsucht Isabelle seine Rückkunft erwartet, und sich zur neuen Heirath eher nicht entschlossen habe, bis man ihr seinen Tod versichert. Er wagte es nicht, sie zu sprechen; denn er hörte, ihr Mann sey so eifersüchtig, daß man selbst in Spanien seine Eifersucht tadelte. Er gab ihr schriftlich die Versicherung von seiner alten unverrosteten Liebe; und eben dergleichen Versicherung erhielt er von ihr. Er ließ ihr bey seinem Abschiede wissen, daß er in die amerikanischen Colonien gehen würde, sein Glück durch den Handel zu versuchen. Isabelle war untröstbar. Diego fand in Amerika sein Glück, und gelangte durch eine Heirath zu grossen Schätzen. Er lebte mit seiner Frau sehr zufrieden, und wußte an ihr nichts zu tadeln, als daß sie nicht Isabelle war. Diese hatte sechs Jahre unter der Tyrannen ihres Eifersüchtigen geseufzet, und ihr Unglück alsdenn doppelt empfunden, wenn es ihr einfiel, daß es ihre eigne Wahl gewesen, und daß sie mit ihrem Diego hätte glücklich leben können, wenn sie nur noch einen Monat mit dieser Wahl angestanden. Der Tod war zum zweytenmale so gefällig, sie aus diesem Joche zu reissen. So bald die Zeit vorbey war, welche, nicht die Liebe, sondern der Wohlstand zur Trauer erfoderte; so gab sie sich Mühe, zu erfahren, ob Diego lebe. Sie erfuhr gar bald, daß er in Mexiko sey. Man wußte nichts von sei-

ner Heirath; und vor heftiger Liebe vergaß sie, sich darnach genauer zu erkundigen. Eben diese Liebe verhinderte sie, auf den Zweifel zu fallen, ob sie wohl ihrem Diego im vierzigsten Jahre noch eben so reizend seyn werde, als sie es im sechzehenten gewesen war. Sie eilte von den Füßen der pyrenäischen Gebürge nach Meriko, in Begleitung eines ihrer nahen Verwandten, der ein Kaufmann war. Sie kam gesund an, und war trunken von zärtlicher Hoffnung, daß sie wenigstens nunmehro die Glückliche werden würde, welche sie seit dreyßig Jahren zu seyn gewünscht. Eben war sie im Begriffe, ans Land zu steigen, als sie ihren Diego an dem Ufer gehen sah, um dessen Arm sich ein Frauenzimmer sehr vertraulich geschlungen hatte. Sie glaubte zu träumen; die Kniee zitterten ihr, und sie fiel in die Arme ihres Vetters zurück. Ohnmächtig? Ja freylich! Was wäre das für ein Roman, wo die Heldinn nicht wenigstens einmal ohnmächtig würde? Endlich erhohlte sie sich; sie klagte ihr Unglück ihrem Vetter, dem die Ursachen dieser verliebten Wallfahrt nicht ganz unbekannt waren. Der Schluß ward gefaßt, daß sie sich verborgen halten, und mit dem nächsten Schiffe nach Cadir zurück gehen solle. Es geschah dieses nach wenigen Tagen, die sie anwandte, von dem Glücke ihres angebeteten Freundes genaue Erkundigung einzuziehen. Sie hielt sich während derselben sehr sorgfältig verborgen; und er hatte keine Vermuthung, daß ihm diejenige Person so nahe sey, welche vielleicht allein vermögend gewesen wäre, so viel bey ihm auszuwirken, daß ihn die getroffene Verbindung mit seiner liebenswürdigen Frau gereuet hatte. So großmüthig war Isabelle, ihrem Diego eine Unruhe zu ersparen. Sie blieb in Cadir, in dem Hause ihres Verwandten. Sie that dieses, um demjenigen näher zu seyn, der ihr Herz hatte: So würde ich sagen, wenn ich einen förmlichen Roman schriebe. Aber weil ich den nicht schreibe, so will ich aufrichtig gestehen, daß ich es nicht weis, warum sie es that. Hier brachte sie dreyzehen Jahre in einer todten Einsamkeit, unter den zärtlichsten Seufzern nach

ihrem

ihrem Diego, zu. Ihr Verwandter gab ihr mit jedem Schiffe Nachricht, daß er gesund und vergnügt lebe; Sie freute sich über sein Glück, und vergoß stille Zähren, daß nicht sie dieses Glück mit ihm theilen sollte. Die beständig wiederholte Nachricht, daß die Frau des Diego gesund sey, benahmen ihr alle Hoffnung, und brachten sie auf die frommen Gedanken, in ein Kloster zu gehen. Die Widerwärtigkeit, die sie in der Welt ausgestanden hatte, und der Kummer, der ihr freundschaftliches Herz nagte, machten ihr diesen Einfall angenehm und ernstlich. Der Geistliche, dem sie die Sorge für ihre Seele anvertraut hatte, ermunterte sie noch mehr dazu, und freute sich, daß er dem Himmel ein geheiligtes Opfer, und dem Kloster eine reiche Wittwe zuführen sollte. - Binnen der Zeit hatte Diego so viel Reichthümer erworben, daß er, ob er schon ein Kaufmann war, doch glaubte, er habe genug. Er wünschte sich, solche in seinem Vaterlande ruhig zu geniessen, und wer Lust hat, Böses zu denken, der kann glauben, daß er es auch darum wünschte, um sein Leben in der Gesellschaft der unvergeßnen Isabelle zu beschliessen. Er eröfnete sein Vorhaben seiner Frau, und diese widersprach ihm nicht; denn in der neuen Welt hatte man vor zweyhundert Jahren verschiedne Exempel, daß die Weiber den Mannern nicht widersprachen. Sie begaben sich beide zu Schiffe, und näherten sich glücklich den Küsten von Spanien. Nun werden meine Leser den Ausgang dieser Geschichte bald argwohnen können. Vielleicht sind sie für mich besorgt, was ich mit seiner Frau anfangen will, in deren Gesellschaft er nach seinem Vaterlande zurücke kehrte? Der Sache ist bald abzuhelfen. Sie sind noch hundert Meilen von Cadir entfernt. Vielleicht kömmt ein Sturm, vielleicht ein Seeräuber? Aber sie nähern sich der Küste glücklich; sie erblicken den gewünschten Hafen schon von ferne. Was soll ich mit der Frau anfangen? . . . . Gut; sie muß sterben! . . . . Diego, den der Anblick seines Vaterlandes vom neuen belebte, hatte in der letzten Nacht das unvermuthete Unglück, daß sein Weib, das er

in der That mehr liebte, als ein Weib, in seinen Armen starb. Dieser Verfall nöthigte ihn, einige Monate in Cadix zu bleiben. Er hörte in verschiednen Gesellschaften den Ruhm einer heiligen Isabelle, welche der Ueberfluß ihrer zeitlichen Güter nicht abhalten könne, den Ueberrest ihrer Jahre der Andacht und dem Kloster zu widmen. Die Neugier, und vielleicht ein unbekannter Trieb, bewegte ihn, diese fromme Heldinn kennen zu lernen. Er sahe sie, und er glaubte, er sahe die Mutter seiner angebeteten Isabelle. Sein Herz schlug ihm; er betrachtete sie genauer, und zitterte vor Freuden: denn er sahe, daß sie wirklich seine Isabelle war. Er näherte sich ihr mit bebenden Schritten, und redete sie stammelnd an. Isabelle nahm die Brille von ihrem ehrwürdigen Gesichte, und in dem Augenblicke sagten ihr das Herz, und die Augen, ihr Diego sey es. Sie sank vor - - - nein, das war zu viel. Verliebte Wittwen von sechs und funfzig Jahren sinken nicht mehr in Ohnmacht. Sie blieb also stehen. Sie freute sich, ihn zu sehen, wie sich eine Schwester über die unerwartete Ankunft eines geliebten Bruders freuet. Sie erkundigte sich nach der Ursache seiner tiefen Trauer, und erfuhr eine Neuigkeit, bey der ihre Runzeln erröthteten. Diego wiederholte einige Tage hinter einander seinen Besuch. Er war frey. Isabelle hatte den Schritt noch nicht gethan, der sie genöthigt hätte, eine Gelübde zu halten, die ihr nunmehr gewiß eben so unerträglich würde gewesen seyn, als sie einem feurigen Rinde von funfzehn Jahren ist, welche der Geiz des Vaters und der Haß einer eigennützigen Stiefmutter dem Herrn opfert. Diego und Isabelle gestunden also einander, daß sie sich noch beide eben so liebten, wie vor vierzig Jahren. Nun war keine Hinderung weiter im Wege, welche sie abhalten konnte, ihre Liebe öffentlich zu gestehen. Sie reisten nach Buenarara, und sahen einander noch eben so zärtlich an, als sie vor vierzig Jahren einander geküßt hatten. Wenn Diego recht jugendlich vergnügt seyn wollte, so setzte er sich mit seiner Cither unter eben den Erker, unter welchem er in seiner

Jugend

Jugend geseufzet hatte. Hier spielt er zu Ehren seiner Isabelle den horchenden Enkeln die rührenden Lieder vor, über welche ihre Großväter so oft eifersüchtig geworden waren. Sein Glück dauerte nicht lange; er starb, und hinterließ Isabellen, als eine Wittwe von ein und sechzig Jahren, welche über diesen Tod so untröstbar war, daß sie, wie man mich gewiß versichern wollen, sich nach seinem Tode niemals hat entschliessen können, wieder zu heirathen. Ist wohl ein Beweis in der ganzen Welt stärker, als dieser, daß alte Liebe nicht rostet?

Ich habe meinen Lesern zum Beweis dieses Satzes noch ein Exempel versprochen. Es ist, wie ich hoffe, eben so erbaulich, wenn es gleich nicht so merkwürdig, und so weitläuftig ist.

Auf der hohen Schule zu Leyden habe ich dem Begräbnisse einer ehrwürdigen Jungfer beygewohnt, welche sich nicht eher, als im siebzigsten Jahre durch den Tod in einer Liebe hatte stören lassen, die sich in dem vierzehnten Jahre angefangen hatte. In diesem Jahre stund sie, da sie einen jungen Baron von gutem Hause kennen lernte, der sich in Leyden seiner Studien wegen aufhielt. Brigitta liebte ihn, so bald sie ihn sahe. Es war ihre erste Liebe, und die erste Liebe eines jungen Mädchens ist gemeiniglich so heftig, daß sie sich schwerlich verbergen läßt. Am wenigsten hatte sie in Willens, solche vor dem Baron zu verbergen. Diese jungen Herren verstehen sehr oft auf Universitäten die Sprache der Augen besser, als die Sprache des Lehrers. Der Baron glaubte, seine müßigen Stunden, und deren hatte er täglich vier und zwanzig, nicht besser anwenden zu können, als wenn er mit dem hübschen Bürgermädchen tändelte. Das arme Kind liebte ernsthafter. Sie schwur, ihn ewig zu lieben; Dem Barone war es nichts neues, eben so zu schwören. Die leichtgläubige Brigitta war vor Vergnügen ganz ausser sich. Aber die Zeit kam, wo der Baron nach Hause gehen mußte. Er verließ die Universität, schwur beym Abschiede noch hundertmal, und vergaß

Brigitten. Diese Unglückliche hatte den Baron zu vertraut geliebt; die Folgen davon waren ihr und ihrer Familie beschwerlich. Im kurzen erfuhr sie, daß der Baron gleich nach seiner Zurückkunft geheirathet hatte. Diese Nachricht verdoppelte ihre Thränen; aber sie hörte nicht auf, ihn zu lieben, auch alsdenn, da sie ihn ganz ohne Hoffnung liebte. In dieser Einsamkeit waren zwanzig Jahre vorbey gegangen. Der Sohn ihres Meyneidigen kam auf eben die hohe Schule, und fand Gelegenheit, Brigitten kennen zu lernen. Es giebt Gesichter, die so frisch sind, daß sie auch noch in ihrem vier und dreyßigsten Jahre einen jungen Menschen reizen können, der zum ersten mal in die Welt kömmt. Ja oft reizen sie mit besserm Erfolge, wenn ihre Annehmlichkeiten mit einer künstlichen Coquetterie verbunden sind. Brigitta war entzückt, den Sohn desjenigen vor ihren Füssen zu sehen, den sie noch nicht vergessen hatte, und den sie nunmehr in seinem Sohne zu lieben glaubte. Sie liebte den jungen Baron, und liebte ihn so ernstlich, wie den Vater; doch mit dem Unterschiede, daß sie ihn allein schwören ließ, und selbst nicht schwur. Die Erfahrung hatte sie seit der Zeit gelehrt, daß ein Universitätsroman länger nicht, als höchstens drey Jahre, dauert. Itzt sahe sie der Entwickelung ihres Romans ganz gelassen entgegen, und nutzte die kurze Zeit sehr vorsichtig. Sie ließ ihn endlich aus ihren Armen, nicht mit der wilden Empfindung einer jungen Liebhaberinn, sondern mit der ernsthaften Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter, welche ihren Sohn von sich läßt, ohne Hoffnung zu haben, ihn wieder zu sehen. Die Thränen, die sie bey dem Abschiede vergoß, waren Thränen, welche sie dem Andenken seines Vaters weihte. Der junge Baron machte es, wie sein Vater. Er setzte sich auf seine Güter, heirathete, und vergaß Brigitten, welche an ihn immer mit Vergnügen, und an seinen Vater nicht ohne Seufzer dachte. Unter einer bequemen Ruhe, die sie bey ihrem ansehnlichen Vermögen sich verschaffen konnte, war sie in ihr neun und funf-

zigstes

zigstes Jahr getreten, da sie erfuhr, daß der Enkel ihres noch angebeteten Barons, und der Sohn ihres noch unvergeßnen Liebhabers auf die hohe Schule gekommen sey. Es gieng ihr nahe, da man ihr zugleich die Nachricht gab, daß diese Familie durch verschiednes Unglück in gänzlichen Verfall gekommen sey. Dieses war eine Ursache mehr, warum sie verlangte, den jungen Baron kennen zu lernen. Sie wollte gegen sich selbst eine Liebe verbergen, die bey ihren Jahren lächerlich war: Sie beredete sich also, es sey nur ein freundschaftliches Mitleiden, welches sie dem Andenken seines Vaters und seines Großvaters schuldig sey. Aber sie betrog sich selbst. Es war die uralte Liebe zu seinem Großvater, und die alte Liebe zu seinem Vater, daß sie die Freundschaft des Enkels suchte. Dieses unschuldige Kind war in seinem siebzehnten Jahre. Der Mangel nöthigte ihn, eingezogen, demüthig, und fleißig zu seyn. Brigitta machte sich diesen glücklichen Umstand zu Nutze. Sie wußte es durch ihre Freunde so einzurichten, daß der Baron die Zimmer von ihr miethete, und an ihrem Tische speiste. Der tägliche Umgang und die mütterliche Vorsorge der Brigitte, wirkte bey dem unerfahrnen Baron eine gewisse Empfindung, die er Dankbarkeit nannte. Seine Versorgerinn hatte noch in ihrem neun und funfzigsten Jahre einigen Rest derjenigen Annehmlichkeit übrig, welche seinem Großvater so gefährlich gewesen war. Der tägliche Umgang mit ihr machte ihn gegen diesen Rest empfindlich. Mit einem Worte; ehe die drey Universitätsjahre völlig verflossen waren, so bewies Brigitta durch ihre Geschicklichkeit den wahren Satz, daß gemeiniglich junge Liebhaber ihre ersten Zärtlichkeiten in den Armen einer alten Buhlerinn verschwenden. Sie empfand in diesem angenehmen Augenblicke ein dreyfaches Vergnügen, da sie bey den Schmeicheleyen des Enkels sich mit einem male aller der Entzückungen erinnerte, welche sie in den Umarmungen des Vaters und des Großvaters genossen hatte. Damit meine Leser nicht die geringste Unwahrscheinlichkeit in dieser Geschichte finden,

so muß ich erinnern, daß die Mutter der Brigitte keine frostige Niederländerinn, sondern von Caen war.

Werden meine Leser nunmehr noch einen Augenblick zweifeln können, daß alte Liebe nicht rostet?

Ehe ich schliesse, will ich noch eine Anmerkung machen. Ich kenne Leute, welche glauben, daß die Liebe einer unverheiratheten Mannsperson gegen ein verehlichtes Frauenzimmer die empfindlichste und dauerhafteste Liebe sey. Die Ursachen, die man davon anführen wollen, sind bekannt; man weis auch solche durch verschiedne Exempel erheblich zu machen, da eine solche Liebe sich erst nach vielen Jahren mit dem Tode geendigt hat. Es kann seyn; und dennoch bin ich einer ganz andern Meynung. Die Provinz Grenada hatte in vorigen Zeiten verschiedne besondre Rechte, die ihren Ursprung noch von den barbarischen Mauren haben mochten. Unter solchen war ein schreckliches Gesetz, welches dergleichen Liebe auf diese Art bestrafte. Ward eine Frau oder ein Mann eines solchen Umganges überzeugt, so trennte man zuvörderst die Ehe, nöthigte den ungetreuen Theil, diejenigen Person, welche sie wider die Gesetze geliebt hatte, so fort zu heirathen; und eine solche Ehe konnte nimmermehr wieder getrennt werden. Ich läugne es nicht, diese Gerechtigkeit ist entsetzlich. Gegen diese sind alle andre Strafen, so unnatürlich sie auch zu seyn scheinen, doch nur ein Spiel. Man stelle sich einmal eine unglückliche Mannsperson vor, welche auf eine solche Art genöthigt wird, eine Frau auf ewig zu heirathen, die er nur wegen ihrer Laster liebt. Hat dieser Umgang schon einige Zeit gedauert, so ist der ekelhafte Ueberdruß die natürlichste Folge; und itzt soll er gezwungen werden, seinen Ehestand mit eben dem Widerwillen anzufangen, mit dem ihn andre beschliessen. Er kennt schon die Untreue seiner itzigen Frau: Hat er wohl den geringsten Grund zu glauben, daß sie ihm getreuer seyn werde? Er hat sie alle Vortheile gelehrt, ihren ersten Mann zu betrügen: nun wird sie diese wider ihn anwenden. Er weis dieses, und darf ihr nicht einmal

Vorwürfe

Vorwürfe darüber machen, ohne sich selbst zu verdammen. Eine Eifersucht von dieser Art muß eine Hölle, und ihm desto schrecklicher seyn; denn er fühlt, daß er sie verdient hat. Ein jeder Blick von seinen Bekannten, ist für ihn eine Spötterey. Man flieht seinen Umgang, wie den Umgang eines Unglücklichen, der, wegen seiner Verbrechen auf die Galeeren geschmiedet ist. Vielleicht wäre seine Strafe ihm nur halb empfindlich, wenn seine ungetreue Frau eben so sehr dadurch gezüchtiget würde: Aber er empfindet sie ganz allein, da diese sich ihren Ausschweifungen ohne die geringste Sorge überlassen darf. Denn nunmehr ist sie dafür sicher, wegen ihrer Untreue iemals von ihrem itzigen Manne getrennt zu werden, welchen die Gesetze ganz hülflos lassen, da er der erste gewesen ist, der sie gegen ihren vorigen Mann untreu gemacht hat.

Ich will nicht wünschen, daß dieses Gesetz auch unter uns deutschen Christen eingeführt werden möge. Was vor eine jämmerliche Verwüstung würde dieses unter unsrer galanten Jugend anrichten! Was vor Zerrüttungen würden daraus in den ansehnlichsten Familien entstehen! Was vor unnatürliche Ehen würden daraus erwachsen; wenn Ihro Excellenz die Tochter des Verwalters, und der Kutscher die gnädige Frau heirathen müßte! Deutschland würde zur Hölle, die Hälfte der Häuser würde zu Zuchthäusern werden. Die traurigsten Proben davon habe ich bey verschiednen Ehen gesehen, wo die Mannspersonen, ohne einigen Zwang der Gesetze, die verwegne Uebereilung begangen haben, sich mit derjenigen Frau zu verheirathen, welche sie beym Leben des ersten Mannes zur Untreue verführt hatten. Nicht eine einzige ist vergnügt gewesen. Der Mann war unter ihnen der Glücklichste, der zuerst starb*.

* Man sieht wohl, daß Herr Anton Pansa dieses in Westphalen geschrieben hat. Wäre er in Sachsen gewesen: so würde er es mit mehrerer Einschränkung behauptet haben: denn in Sachsen, wo man zu leben weis, giebt es noch hin wieder solche glückliche Ehebrecher.

Ich habe für nöthig angesehn, mich hierbey etwas länger aufzuhalten, da diese Nachricht zu einem neuen Beweise dienen konnte, daß alte Liebe hauptsächlich nur bey unverheiratheten Personen nicht rostet, bey dem Zwange der Ehe aber sehr leicht verrostet.

Eine Hand wäscht die andere.

In diesem Sprüchworte liegt der Grund aller geselligen Pflichten, und aller daraus entspringenden Glückseligkeit der Menschen. Unsere Philosophen mögen gleich ganze Lasten moralischer Quartanten auf einander häufen, so werden sie doch darinnen weiter nichts sagen können, als was uns dieses einzige Sprüchwort lehrt. Wer dieses in seinem ganzen Umfange kennt, und mit der Vorsicht eines vernünftigen Mannes ausübt; der kann seines Glücks gewiß seyn. Er wird bey mittelmäßigen Gaben groß, und, wenn er auch Fehler hat, doch bey jedermann beliebt seyn. Versäumt er aber die gresse Pflicht, auf die uns dieses Sprüchwort weist; so ist er unvermeidlich verloren. Ohne diese Tugend scheint uns der größte Prinz nur ein verächtlicher Verwalter fremder Güter zu seyn, der auf Rechnung sitzt. Der Staatsmann wird zum Finanzenpachter, der Finanzenpachter zum Pedanten, und der Pedant zum Klotze, wenn er vergißt, daß er auch für andere lebt, und daß er nicht glücklich seyn kann, ohne vorher andere glücklich zu machen, oder, mit unserm Texte zu reden, wenn er vergißt, daß keine Hand sich selbst waschen könne.

Ich gebe mir bey aller Gelegenheit Mühe, zu zeigen, daß wir Menschen so verderbt nicht sind, als es uns der finstre Eigensinn einiger miltzsüchtigen Moralisten bereden will. Ich behalte mir vor, dieses in einer besondern Abhandlung zu thun, und freue mich, daß ich alsdenn mein menschenfreundliches Amt ausüben, und diejenigen, welche entwe-

entweder durch traurige Vorurtheile eingenommen, oder doch auf die Tugenden anderer Menschen so aufmerksam nicht sind, als ich es bin; daß ich diese überführen kann, wie ängstlich unsere Nebenmenschen sich angelegen seyn lassen, in allen Ständen die grosse Pflicht zu erfüllen, welche mein Sprüchwort predigt.

Itzo bitte ich mir nur die Erlaubniß aus, einige Betrachtungen über die gewöhnlichsten Ursachen anzustellen, welche die Menschen bewegen, andern zu dienen.

Hiezu gehört mehr nicht, als eine nur mittelmäßige Aufmerksamkeit auf die Handlungen, welche täglich um uns herum vorgehen; so wird man sehen, daß beynahe alle Dienstgefälligkeiten, welche ein Mensch dem andern leistet, vornehmlich in der Absicht geschehen, sich selbst einen noch grössern Dienst zu leisten. Eine Pflicht, die uns die Natur lehret! Der Philosoph erfindet neue Wahrheiten, lauter neue, wichtige Wahrheiten; aber seine Schüler und der Verleger müssen sie bezahlen. Der Advocat zankt sich und lästert für unsere gerechte oder ungerechte Sache; etwan nur aus Liebe zu uns? Nein, er liquidirt. Umsonst tödtet kein Arzt. Der Poet bewegt Himmel und Hölle, seinen Mäcenat zu vergöttern; warum? Das weis sein Mäcenat wohl.

Dieses ist nur ein einziger Blick, den ich meine Leser auf die Handlungen einiger Stände thun lasse, und zwar solcher Stände, deren Vortheil es schlechterdings verlangt, allen Leuten, mit denen sie zu thun haben, gleich Anfangs die Ursachen deutlich zu sagen, warum sie eigentlich dienstfertig sind.

Wie viel neue Beweise meiner grossen Wahrheit würden wir finden, wenn wir uns die Mühe nicht wollten dauern lassen, mit einer genauern Aufmerksamkeit auch diejenigen Handlungen der Menschen zu betrachten, welche ganz uneigennützig zu seyn scheinen!

In einem kleinen Städtchen, drey Meilen von mir, wohnt ein Mann, der sich von guten Werken nährt. Er verließ eine volkreiche Stadt, und zog an diesen öden Ort,

wo seine liebreichen Verdienste gegen den Nächsten etwas besser bemerkt werden, als unter jenem Getümmel. Er erquickt von Zeit zu Zeit einige arme Familien durch kleine Wohlthaten, die er ihnen durch verschiedene Umwege zufließen läßt. Er wird es niemals gestehen, daß sie von ihm kommen. Sein Gesicht hat er gewöhnt, zu erröthen, so bald man ihm merken läßt, daß man nur ihn für diesen unbekannten Vater der Wittwen und Waisen hält. Er betheuert uns, er sey dieser Glückliche nicht, welchem der Himmel so vieles Vermögen anvertrauet habe, daß er andern wohlthun könne. Er betheuert dieses; aber nimmermehr wird er es euch verzeihen, wenn ihr seinen Betheuerungen glaubt. Er weis die Personen sehr vorsichtig zu wählen, durch die er seine guten Werke aussäet. Allzu verschwiegen dürfen sie nicht seyn. Er macht sie geschwätzig, indem er sie beschwört, ihn nicht zu verrathen. Mit einem Worte: Seine Hand rauscht im Stillen, um bemerkt zu werden. Thut er dieses ohne Vortheil? Nichts weniger. Hundert erwirbt er mit Hunderten. Selten wird ein Testament einer reichen Verschwester oder eines bußfertigen Wucherers eröffnet, in welchem nicht die ansehnlichste Summe diesem Manne zufällt, welcher nichts für sich, sondern alles für die nothleidenden Armen besitzt. Die einträglichsten Aemter überläßt man ihm, da man niemanden kennt, der sie so uneigennützig verwalte. Die reichsten Familien halten es für einen Segen, sich mit seiner Familie zu verbinden. Könnte dieser Heuchler, denn ein Heuchler ist er, ich kenne ihn besser; könnte er durch Erpressenraub mehr verdienen, als er durch seine guten Werke verdient? Dieser fromme Mäkler ist bey seinem heiligen Wucher, den die Gesetze auf keine pro Cent einschränken, so lange sicher, als er sich hütet, daß der eigennützige Heuchler nicht entdecket wird.

Ich fühle es; ich werde zu ernsthaft: Ich predige Buße, und hatte mir vorgesetzt, zu lachen. Ich will nicht weiter an diesen Elenden denken. Meine Leser wer-

den

den vielleicht mehr Vergnügen darinnen finden, wenn ich ihnen durch einige Exempel zeige, wie allgemein diese Wahrheit sey, daß eine Hand die andere wäscht, und wie sorgfältig unsere Mitbürger andern Gefälligkeiten erzeigen, um ihren eignen Nutzen desto mehr zu befördern.

Machen Sie Platz! Hier kömmt ein armer Bauer, welcher unter der Last eines Scheffel Mehls gebückt zu seinem Richter kriecht. Seine Frau begleitet ihn mit sorgsamen Blicken, und trägt einen Theil des rechtlichen Beweises in ihrer Schürze. An der linken Hand führt sie den ältesten ihrer Söhne, welcher schon stark genug ist, zwo Hüner zum Opfer zu schleppen. Armer Freund! wo willst du hin? wessen Hand willst du waschen? Wer ist deine Gegenpart? . . . . . Einfältiger Tropf! Für so viele Hände soll dieses Wenige! Den Augenblick begegnete mir dein Widerpart in einer Kutsche mit sechs Pferden, in welche er ein ganzes Vorwerk aufgeladen hatte. . . . . Die Gerechtigkeit deiner Sache? wie thöricht denkst du? Ehrlich, wie ein Bauer, aber eben so dumm! Eine gefüllte Börse thut mehr, als Pergament, und zwanzig Zeugen. Und darüber wunderst du dich noch? Nein, mein gutes Weib, mit Thränen macht ihr es nicht aus! Was soll des Amtmanns Frau mit diesem elenden Flachse machen . . . . Ja, das glaube ich wohl, daß es euch sauer wird, so viel bey eurer Armuth zu entbehren; aber, mein Kind, fünf Schragen Holz, bedenkt es nur selbst, fünf Schragen hartes Holz! Wie geschwind wird hier euer Flachs in die Höhe lodern! . . . . . Nun meinethalben! Wenn ihr glaubt, es besser zu verstehn, so geht immer hin. Ich wünsche euch Glück!

Der Mann dauert mich. Er hat ein ehrliches Herz, er hat eine gerechte Sache; aber Geld hat der Narr nicht. Inzwischen habe ich doch aus seinen Reden so viel angemerkt, daß er von der Wahrheit unsers Sprüchworts: Eine Hand wäsch die andere, völlig überzeugt ist. Die Hüner sollten dem Schreiber. „Aber warum eben diesem?“

fragte ich. Je Herr, sagte der Bauer, er steht gut bey der Frau Amtmanninn. „Und das Mehl?„ Das kriegt des Bürgermeisters Frau! „Aber wie kömmt diese dazu?„ Hum! Unser Herr Amtmann kann sie wohl leiden.

Die Logik unsers Bauers ist gar nicht unrecht; aber der Nachdruck fehlt seinen Schlüssen. Der Bauer den Schreiber, dieser die Amtmanninn, diese ihren Mann: Auf der andern Seite, der Bauer die Bürgermeisterinn, und diese den Amtmann. So waschen diese Hände einander in der schönsten Ordnung; und gar weibliche Hände, die waschen scharf!

Und doch verliert der arme Bauer gewiß. Er hat einen zu wichtigen Gegner. Dieser badet gar. Seine eigennützige Aufmerksamkeit erstreckt sich bis auf die geringsten Personen, von denen er vermuthen kann, daß sie einen Zutritt zu demjenigen haben, der angesehen und wichtig genug ist, sein Glück zu hindern. Der Gerichtsdiener ist der erste, welchen er auf seine Seite zu bringen sucht. Dieser elende Mensch, so gering er ist, hat dennoch sehr vornehme Fehler. Er ist hochmüthig; denn er hat keine Verdienste. Er liebt den Trunk; zwar trinkt er nur Brandtewein; aber wäre er Rath, so würde er sich in Rheinweine berauschen. Er liebt die Geschenke so sehr, wie sein Herr. Unser vernünftiger Beklagte weis sich dieses alles zu Nutze zu machen. So bald er aus dem Wagen steigt, grüßt er mit einer besondern Freundlichkeit den Gerichtsdiener, der ihn an der Thüre hungrig erwartet. Er drückt ihm die Hand, und in dem Hause des Richters ist die Hand eines Beklagten niemals ledig, wenn sie drückt. Da er die Hand des Allerniedrigsten mit so vieler Aufmerksamkeit wäscht, so kan man selbst errathen, wie legal er die übrigen schmiert, auf deren verdientes Wohlwollen, und erkauften Ausspruch weit mehr, als auf die unmündigen Gesetze, der Ausschlag seines Processes ankömmt. Von dem untersten Schreiber bis auf den obersten Richter, überzeugt er durch proportionirliche Geschenke alle von der Ungerechtigkeit des

ver-

verarmten Klägers. Sie bearbeiten ſich nunmehr unter einander ſelbſt, ſich von der Billigkeit der Sache dieſes freygebigen Beklagten zu überführen. Einer arbeitet an den andern, wie bey einer Uhr ein Rad in das andere greift. Der erſte Druck, wodurch Beklagter den Gerichtsdiener bewegt, bringt die ganz groſſe Maſchine der Gerechtigkeit in Bewegung, welche faſt bis zu denenjenigen fortgehet, die das Recht haben, im Namen des Fürſten zu ſagen: Wohlgeſprochen, und übel appellirt! Das iſt die Wäſche der Gerechtigkeit, von der ich nicht nöthig haben werde, noch mehr zu ſagen, da nicht leicht einer von meinen Leſern ſeyn wird, dem nicht die eigne Erfahrung Gelegenheit giebt, meinen Satz weiter auszuführen.

Ich will nicht hoffen, daß iemand ſo kurzſichtig ſeyn, und glauben wird, das Sprüchwort: Eine Hand wäſcht die andre, ſey nur ein juriſtiſcher Terminus, der weiter nicht vorkomme, als in Gerichtsſtuben. Auf dem Markte, in der Küche, beym Katheder, überall findet man ihn; in dem ſchmuzigen Zimmer eines finſtern Pedanten iſt er eben ſo gemein, als unter dem freundſchaftlichen Gewäſche der Antichambre.

Eiferſucht, bittre Vorwürfe, und kritiſche Grobheiten ſind die Fehler, die man uns Schriftſtellern gemeiniglich Schuld giebt. Man thut uns unrecht; denn, nach einer andern Art von Geſchöpfen, ſind wir Autores unſtreitig diejenigen Creaturen, die einander am liebſten krauen, und ſich unter einander gemeinſchaftlich die Hände waſchen. Ein Scribent, welcher der Welt angeprieſen ſeyn will, wird nicht leicht ermangeln, mit einer collegialiſchen Vertraulichkeit ſich vor demjenigen zu beugen, welchen ſeine kunſtrichterliche Monatſchrift in das Recht geſetzt hat, für andre zu denken. Unſer groſſer Ariſtarch . . . ſo ſpricht der Stolz des demüthigen Autors, der von ſeiner Groſſe überzeugt genug iſt, der aber wegen der Unwiſſenheit der Welt den angeſehenen Mann zu ſeinem Herold machen will. Er kriecht bettelnd zu deſſen Pulte, und ſtreichelt ihm die

rich-

richtende Hand. Dieſer müßte ein Herz von Bley, und Dinte in Adern haben, wenn er bey der Erniedrigung ſeines Collegen froſtig und unempfindlich bleiben ſollte. Wir haben abermals das Vergnügen, unſerm Vaterlande zu der gründlichen Gelehrſamkeit des ſchon durch viele Schriften verewigten, und unſern witzigen Nachbarn ſchreklich gewordnen Herrn N. Glück zu wünſchen ꝛc. ꝛc.: So muß es in den nächſten vier Wochen heiſſen, und heißt es nicht ſo, ſo gnade der Himmel unſerm groſſen Ariſtarch! Der gebückte Autor wird ſich in die Höhe richten; er wird auf ſeinen angebeteten Herold verachtend herabſehn, und der Welt verſchreyen, wie ſtolz und unwiſſend dieſer partheyiſche Richter ſey, welcher ſich anmaſſe, die Schlüſſel der Ewigkeit an ſich zu reiſſen.

Auf dieſe Art waſchen die Gelehrten einander die Hände. So loben ſie ſich, und ſo ſchimpfen ſie ſich. Denn das muß man wiſſen, daß ſie in beidem gleich ſtark ſind. Aber die Unſterblichkeit iſt auch hier das Geringſte, worüber man kämpfet. Sollte dieſes nicht dergleichen Heftigkeiten entſchuldigen, da man gegen die Kutſcher ſo nachſehend und billig iſt, welche ſich oft über weit geringere Sachen, beynahe noch gröſſre Grobheiten ſagen?

Ich finde in den Archiven meiner Familie einen Aufſatz, welcher den Titel hat: Kirchengeſchichte von Mancha. Mein Urältervater hat ihn nicht geſchrieben: ſo viel weis ich, und das wiſſen alle diejenigen, die ſeine Geſchichte geleſen haben: Denn er war einer von den groſſen Geiſtern, welche nichts ſchrieben, und deſto mehr dachten. Ich halte es für die Hand ſeines Eidams Pedro, oder auch ſeiner Marie. Dem ſey wie ihm wolle; denn dieſe und viele andre Familien Kritiken ſind gemeiniglich nur denen wichtig, welche zur Familie gehören: Genug, es iſt eine Kirchengeſchichte von Mancha. Aber freylich nicht von Mancha allein; denn meine deutſchen Leſer werden den Spaniern die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß jene eben ſowohl, als ihre Scribenten, ihre Bücher durch fremde

Sachen,

Sachen, die zum Buche nicht gehören, zu einer ehrwürdigen Dicke zu bringen wissen. In dieser Kirchengeschichte also werden die Wege und Wendungen erzählt, welche die Weltlichkeit in den glücklichen Zeiten des Don Quixots angewendet hat, zu ihren Aemtern und Pfründen zu kommen. Die Erzählung hebt vom Erzbischofe zu Toledo an, und geht bis auf den Küster zu Mancha. Die Nachricht vom Pfarrer in Mancha ist eine der lesenswürdigsten; denn keiner von allen hat so viel Hände und auf so vielerley Art gewaschen, als er, um sich in den geistlichen Schafstall einzudrängen. Selbst die Ausgeberinn des Don Quixots, als eines Gerichtsherrns vom Orte, hat einen grossen Antheil an dem göttlichen Rufe. Bey denen, welche nur die geistlichen Rechte, und nicht die Kunst zu leben wissen, würde die Erzählung dieses Vorfalls ziemlich Aergerniß erwecken. Ich kann auch nicht läugnen, daß sie mit vieler Bitterkeit vorgetragen ist, und eben dieses bringet mich auf die Vermuthung, daß sie der Eidam, Pedro, geschrieben habe, den der Pfarrer sehr verfolgte, weil er auch ihn für einen neuen Christen hielt. Meine Begierde, niemanden zu beleidigen, nöthigt mich, hievon weiter nichts zu sagen. Da ich mich zu einer andern Kirche gewendet habe, so würde die römische Geistlichkeit es für eine rachsüchtige Verläumdung auslegen. Aber eben diese Vorsicht nöthigt mich, von den Geistlichen derjenigen Kirche nichts zu erwähnen, zu welcher ich übergetreten bin; denn auch diese sind eben so geneigt, diejenigen zu Kätzern zu machen, welche das Herz haben, ihren Beruf zu untersuchen; und doch ist ihr Beruf nicht allemal erbaulich.

Wer die wichtige Kunst, die Hände zu waschen, in ihrer Vollkommenheit sehen will, der muß auf diejenigen Acht geben, welche die grosse Welt vorstellen. Die wenigen Exempel, die ich bisher angeführet habe, sind nur Kleinigkeiten, welche unbemerkt bleiben, so bald man seine Aufmerksamkeit auf diejenigen richtet, welche ihre Geburt, oder auch eben so oft ihre Einbildung über andere erhebt. Eine

jede

jede Handlung, die ſie vornehmen, wenn man ſie recht betrachtet, iſt nichts anders, als die Beſchäfftigung, andern die Hände zu waſchen, damit ſie die ihrigen wieder waſchen mögen. Eine Verbeugung verlangt eine Gegenverbeugung; Ein unterthäniger Diener fodert einen ganz unterthänigen Diener heraus. In öffentlichen Geſellſchaften redet man von demjenigen Gutes, den man in ſeinem Herzen, oder in der Geſellſchaft weniger Freunde ſo ſehr verachtet, als er es verdient. Warum? Die Unverſchämtheit dieſes Mannes kann uns bey dem gefährlich ſeyn, der unſer Glück in ſeinen Händen hat. Er ſoll wieder Gutes von uns reden. Der eigennützige Rath, den man in ſeiner Stadt kennen wird, ſo bald ich ihn eigennützig nenne, verſpielt in einem Abende mit einer gelaßnen Miene hundert Dukaten an die Gemahlinn des Präſidenten. Man wundert ſich; aber man weis nicht, daß er im Begriffe iſt, mit Erlaubniß des Präſidenten, ſein Amt zu verkaufen, und ſich für ſeinen zehenjährigen patriotiſchen Müßiggang eine Penſion von hundert Dukaten zu erbitten. Er wird ſie gewiß erhalten; denn die Gemahlinn verſteht das Spiel, und ſie iſt Präſident.

Die Gaſtfreyheit des fürſtlichen Beamten ſetzt euch in Verwunderung! Er iſt prächtig; alle die mit ihm ſpeiſen wollen, empfängt er mit offnen Armen; er läßt den Wein in euern Keller ſchaffen, ohne daß ihr es vorher wißt. So lange er auf der Meſſe zu Frankfurt ſich aufhält, ſo lange iſt ſeine Tafel die offne Tafel für alle Diener ſeines Prinzen, und für alle ihre Freunde. Iſt das nicht von einem Pachter unerhört? Ja wohl! Aber wißt ihr nicht, daß der Prinz tractirt, und niemals der Beamte. Wer ſoll es nun wagen, und dem Prinzen den Betrug verrathen, ohne ſich ſelbſt um ſo viele nahrhafte Mahlzeiten zu bringen, und ohne den Haß ſo vieler auf ſich zu laden, welche unmöglich reden können, da ſie das Maul voll haben? Leben, und leben laſſen! Damit beruhigen ſie ihr Gewiſſen, und werden fett.

Aus diesem kurzen Abrisse kann man sehen, daß in dem Sprüchworte: Eine Hand wäscht die andere, die Philosophie des Hofs, und alles begriffen ist, was der Mensch braucht, sein Glück zu machen.

Wie können also diejenigen verlangen, glücklich zu seyn, welche zu ungeschickt oder zu eigensinnig sind, die Vorschriften dieses Sprüchworts zu beobachten? Es giebt Leute, welche nach ihrer Art zu reden, sich ein Gewissen daraus machen, dergleichen Mittel zur Beförderung ihres Glücks anzuwenden. Sie erwarten es mit aufgesperrtem Maule. Dieser stolzen Unbeweglichkeit wissen sie verschiedne Namen zu geben, die ehrwürdig genug sind, die aber sogleich verschwinden, wenn man genauer auf sie Achtung giebt. Der Hochmuth ist wohl die gemeinste Quelle davon. Sie kennen ihre Verdienste; sie verlangen also, daß sie die Welt auch kennen und belohnen soll: und thut sie es nicht, so ist es ein Unglück für die Welt, welche diese grossen Verdienste nicht zu gebrauchen weis. Sie sehen, daß andere, welche, wie sie glauben, gar keine Verdienste haben, dennoch emper kommen, da sie durch allerley Dienstbeflissenheit diejenigen auf ihre Seite zu bringen wissen, bey denen es steht, ihr Glück zu machen. Dieses sehn sie mit neidischen Augen; aber uns wollen sie bereden, daß sie sich schämen, so niederträchtige Wege zu wählen. Fehlt es ihnen wirklich an Geschicklichkeit und Verdiensten, so gewinnen sie wenigstens dadurch, daß sie der verderbten Welt die Schuld geben, welche Verdienste nicht kennt, nicht sucht, und nicht belohnet. Bey vielen ist die Unterlassung der Pflicht, andern die Hände zu waschen, ein unvorsichtiger Eigennutz. Sie bevortheilen ihre Obern vielleicht eben so sehr, als diejenigen, welche leben und leben lassen: aber sie wollen diese Vortheile allein geniessen; und wenn sie, wie es nicht fehlen kann, darinnen von denen gestört werden, welche allemal gerecht sind, wenn sie nicht einen Theil von der Beute bekommen, so klagen sie den Himmel an, daß dieser nicht, zu Rettung der Unschuld,

ihren hungrigen Feinden den Mund gestopft habe. Eine Sache, die sie selbst hatten thun können, ohne sie vom Himmel zu erwarten!

Jung gewohnt, alt gethan.

Ich bin noch bis auf gegenwärtige Stunde ungewiß, ob ich dieses Sprüchwort für wahr halten, oder glauben soll, daß es, wo nicht gar ungegründet, doch bey uns wenigstens ganz aus der Mode gekommen sey.

Alle Weltweisen, in der unendlich langen Reihe, vom grosen Sokrates bis auf unsern kleinen . . . *) rumpeln sich mit dieser alten Wahrheit, an der sie innerlich selbst zweifeln, weil ein Philosoph gar selten die moralischen Wahrheiten glaubt, die er andern lehrt.

Und wo soll ich den Beweis von der Wahrheit dieses Sprüchwortes hernehmen, wenn mir die Philosophen heucheln, wenn mir die Aufführung der halben Welt bezeuget, daß man es für ungegründet hält, und wenn ich so viel Menschen vor mir sehe, die in ihrem Alter etwas ganz anders thun, als sie in ihrer Jugend gewohnt gewesen sind?

Glaubte die Welt, daß die ersten Angewohnheiten der Jugend einen unvermeidlichen Einfluß in den übrigen Theil des Lebens hätten; so würden diejenigen, denen die Natur, oder die Obrigkeit, die Erziehung der Jugend auferlegt, sehr unverantwortlich handeln, daß sie diese Pflichten mit der Gleichgültigkeit erfüllen, die man fast in allen Familien, und in den meisten Schulen wahrnimmt. Weil aber die Welt diese Folgen nicht glaubt, so ist es sehr billig, diesen Leichtsinn zu entschuldigen, der ohnedem nunmehr eine Art des Weltstandes, und eine Hauptregel von derjenigen Kunst ge-

*) Eine jede philosophische Secte hat die Freyheit, diese Punkte auszufüllen.

geworden ist, die heut zu Tage die Kunst zu leben heißt. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit das Vergnügen gehabt, die Einsicht der Menschen zu loben, welche sich die Pflichten der Erziehung so bequem zu machen wissen, und der guten Natur alles überlassen, ohne sich mit einer verwitzigen Verwegenheit in ihre Wirkung zu mengen.

Wie mühsam ist man, junge Hunde zur Jagd, junge Pferde zur Pracht und zum Nutzen, und verschiedne Thiere in Zeiten an Bewegungen oder Töne zu gewohnen, die uns belustigen können! Es würde ganz vergebens seyn, dergleichen Unterweisungen alsdann erst vorzunehmen, wenn diese Geschöpfe zu alt geworden sind; ja es würde gar lächerlich seyn, wenn man diese Sachen und Dienste von ihnen fodern wollte, ohne sie dazu anzugewohnen. Alles dieses räume ich ein; aber was will man daraus folgern? Etwan dieses, daß man mit der Jugend auch so mühsam und sorgfältig verfahren müsse? Das heißt die Vorzüge der Menschheit beleidigen, und vernünftige Geschöpfe bis zum Viehe herab stossen.

Nur die Vernunft unterscheidet uns Menschen von dem unvernünftigen Viehe; müssen wir etwan diesen Unterschied erst durch die Erziehung erlangen? Müssen wir erst durch Regeln vernünftig werden? Wie wenig würden wir von dem Viehe in den ersten Jahren unterschieden seyn, da wir noch keiner Lehren und Erziehung fähig sind! Ich erschrecke, wenn ich diesem verwegnen Gedanken weiter nachdenke. Sonst dachte ich auch so, ich läugne es nicht; ich war so einfältig zu glauben, daß die Erziehung Menschen mache, daß ein Mensch ohne vernünftige Erziehung wenig von dem Viehe unterschieden sey: So dachte ich sonst, aber nicht länger, als bis ich die Welt kennen lernte. Ich schäme mich nunmehr meiner bürgerlichen Einfalt.

Poeten werden geboren: das räumen alle Gelehrte ein; Und warum nur Poeten allein? Warum denn nicht auch Bürgermeister, Magnificenzen, Hochwürdige Gnaden, Excellenzen, und Väter des Vaterlandes? Ist es nicht zu pe-

darisch, wenn man glaubt, nur an Poeten verschwende die Natur ihre mütterliche Vorsorge, und sey gegen diejenigen geiziger, ohne welche die gebornen Poeten gewiß verhungern müßten? Welches Geschöpf ist in der Natur wohl wichtiger; ein Poet, oder ein Macenat? Ein Mann, der witzig ist, oder ein Mann, der Geld hat? Und doch wird jener geboren, und dieser soll erst durch Kunst erzwungen werden?

Es folgt also hieraus, daß die Natur alles thut, daß die Erziehung ganz überflüßig, wenigstens in dem Falle nicht nöthig ist, wo man nur die vornehme Absicht hat, angesehen, groß und reich zu werden; mit einem Worte, wo die Geburt uns in die glücklichen Umstände setzet, daß wir Verstand und Tugend entbehren können.

Ich kann den ungeschickten Einwurf noch immer nicht verschmerzen, den man mir oben von der nöthigen Abrichtung unvernünftiger Thiere gemacht hat. Gesetzt nun auch, es wäre nöthig, die Jugend eben so mühsam zu unterrichten; folgte denn hieraus, daß man davon eben den Nutzen, wie bey den Thieren, haben könnte, und daß es der Kosten und Mühe wohl werth sey, die man darauf wenden muß?

Sagen sie mir einmal, gnädiger Junker, was ist ihnen lieber, ihr Pferd, oder ihre Gemahlinn, ihr Hünerhund, oder ihr Sohn? Wahrhaftig, ich müßte sie nicht kennen, ich müßte nicht eine Stunde lang bey ihnen gewesen seyn, wenn ich nicht wüßte, daß ihnen Pferd und Hund lieber sey, als Frau und Kind. Wie edel denken Ihro Gnaden; wie unendlich ist ihre Einsicht über die niedrigen Vorurtheile des unadlichen Pöbels erhaben! Ich erinnere mich mit unterthäniger Ehrfurcht derjenigen Messe noch sehr wohl, da sie ihren Apfelschimmel kauften. Sie boten den guten Rath aller ihrer Freunde auf, sie brauchten drey Tage Zeit, ehe sie sich zu diesem Kaufe entschließen konnten, und nunmehr sind sie von ihrem guten Kaufe so entzückt, daß sie uns Stunden lang mit den Tugenden ihres Apfelschimmels unterhalten. Von ihrer Gemahlinn reden sie desto weniger, und sind sehr zufrieden, wenn andere Leute sie nicht daran erin-

nern. Sie verbanden sich mit ihr ohne lange Ueberlegung, ohne sie genau zu kennen, und kennen sie noch itzt nicht. Es ist auch eben nicht nöthig: Denn sie heiratheten sie weder zum Umgange, noch zur Wirthschaft, sondern nur Erbfolger zu bekommen. Diesen grossen Endzweck haben sie erlangt; die Güter bleiben bey der Familie, und sie haben alles gethan, was man von ihrer Klugheit erwarten können. Es ist wahr, ihre Gemahlinn ist liebenswürdig, sie ist tugendhaft, sie nimmt sich des Armuths, und besonders ihrer Unterthanen an, so viel sie kann, sie ist grossmüthig, ohne stolz zu seyn, sie ist eine liebreiche und sorgfältige Mutter, eine gute Christinn . . . Geduld, gnädiger Junker! wie verdrüßlich sehen sie aus! Ich will nicht ein Wort mehr von ihrer Gemahlinn sagen . . . Was das für ein Apfelschimmel ist! Wie die Schenkel arbeiten! Er geht, als wenn er tanzte; Welch ein niedlicher Kopf! Ein ganz vortreffliches Gebäude! . . . Sind sie nun wieder besänftigt, gnädiger Herr? Wie freundlich sie lächeln! Aber, nur noch ein einziges Wort von ihrem jungen Herrn . . . Nein, gewiß nicht mehr, als nur ein einziges Wort. Er wächst heran; die Jahre kommen, wo er eine anständige Erziehung nöthig hat. Sie müssen ihm einen Hofmeister halten. Gelehrt soll er nicht werden; das wird er ohnedem so geschwind nicht: nur darf er nicht so unwissend bleiben. Er muß Sprachen lernen, er muß fechten und tanzen lernen; sie müssen ihn unter fremde Leute thun, damit er die Dorfluft entwohnt. . . . O! Sie verstehn mich unrecht, gnädiger Herr, lassen sie mich nur ausreden; Ich meines Orts halte es ja gar nicht für nöthig: Ich kenne ihren alten Adel wohl. Er braucht in der That alle die Pedanterenen nicht, da haben sie völlig recht; aber, der Hof . . . Verstehn sie mich . . . es ist freylich schlimm genug, aber es ist einmal so: Der Hof will schlechterdings haben, daß unsere Cavaliere noch zu etwas mehrerm zu gebrauchen sind, als Füchse zu graben; Vernünftige, gelehrte, geschickte Männer will er haben, und nicht adliche Bauern. Der Hof sagt das; ich

ſage es ja nicht. Es koſtet etwas Geld; freylich koſtet es Geld; aber was ſie an ſeiner Erziehung wenden, iſt ihm nützlicher, als was er von ihnen erbt. Laſſen ſie alle Jahre ein paar hundert Thaler mehr . . . Mein Gott, wie kommen ſie ſo hitzig ſeyn! . . . Sa! Perdrix! apporte! apporte! Das iſt ein prächtiger Hünerhund! Wie ſchön er behangen iſt! wie ſchön er gezeichnet iſt! Der muß theuer geweſen ſeyn, und ihnen viel koſten, ehe er ſo vollkommen abgerichtet worden iſt . . . Zehn Louis d'or? Iſt das möglich? Aber dafür haben ſie auch einen Hünerhund, der ihrem Revier Ehre macht!

Was glauben meine Leſer? Hat mein Dorfjunker nicht recht? Ich ſollte es wohl meynen. Und wenn es nun nach ſeinen Grundſätzen wahr iſt, daß ein Fräulein, auch ohne alle Erziehung eine rechtſchaffene Frau, und eine redliche Mutter werden, daß ein junger Edelmann die Vorrechte ſeines Adels behaupten kann, ohne in demjenigen unterrichtet zu werden, was man Sitten, Wohlſtand, und Gelehrſamkeit nennt; wenn dieſes wahr iſt: Wozu ſind uns denn die koſtbaren Leute nöthig, die uns alles dieſes erſt lehren ſollen? Und wenn der Adel ſich an der Vorſorge der Natur genügen läßt, ohne an ſeinem Verſtande zu künſteln; was wollen denn wir Bürger uns unterſtehen, der Natur durch eine ſorgfältige Erziehung zu Hülfe zu kommen? Das iſt ein ſtrafbarer Vorwitz!

Ich habe Leute geſprochen, die meinen gnädigen Dorfjunker von ſeiner erſten Jugend an gekannt haben. Bey ihm iſt alles lauter Natur. Sein Vater war ein alter guter Biedermann, ſo unwiſſend wie ſeine Ahnen, und eine wahre Zierde Deutſchlands, wenn er mit ſeiner Nachbarſchaft ſoff. Dieſer ehrliche Vater ließ es unſerm Junker Hanns weder am Eſſen noch Trinken fehlen, welche liebreiche Vorſorge der Himmel dergeſtalt ſegnete, daß er ſchon im achten Jahre ſtarke dauerhafte Knochen kriegte. Nun ſetzte er ihn auf ein Pferd. Im neunten Jahre ſchoß dieſer hoffnungsvolle Junge ſeinen erſten Haſen, zur Freude

der

der ganzen hohen Familie. Diese Ritterübungen trieb er bis ins zwölfte Jahr, da sich der Vater entschloß, ihm zu allen Ueberflusse so viel Unterricht geben zu lassen, als nöthig war, seinen Namen zu schreiben, und Geschriebnes zu lesen. Der Schulmeister quälte ihn ein ganzes Jahr damit; er war schon ziemlich weit in beidem gekommen, als der Vater starb. Nun hatte die Pedanterey ein Ende. Die Vormünder wollten die Kosten nicht weiter dran wenden, und in der That schickte sichs auch nicht, daß so ein ansehnlicher Landstand in die Schule gieng. Was er als Erb-Lehn- und Gerichtsherr zu wissen nöthig hatte, verstund er nach ihrer Meynung schon. Er konnte essen, trinken, schlafen, reiten, hetzen, die Bauern prügeln, den Pfarrer tummeln, wider den Hof eifern, und bey einem gnädigen Fräulein schlafen; Um deßwillen ließ er sich mündig sprechen, nahm die Güter an, und heirathete. Sollte man wohl glauben, daß Junker Hanns bey dieser Erziehung derjenige geworden ist, den seine Nachbarn wegen seiner guten Tafel lieben, wegen seiner vortrefflichen Pferde und Hunde, als einen Mann von guter Einsicht bewundern, und wegen der Unvorsichtigkeit, mit welcher er bey Tische wider die Regierung eifert, als einen Patrioten anbeten? Vermuthlich hätte er alle diese Vorzüge nicht, wenn er ärmer geboren, und sorgfältiger erzogen worden wäre!

Ich glaube, was ich bisher angeführet habe, wird hinreichend seyn, zu beweisen, daß man, wenigstens in der grossen Welt, eine mühsame Erziehung der Jugend für überflüßig hält, daß man glaubt, die Natur bilde die Gemüther schon selbst, ohne diese Erziehung; daß man sich die geringste Sorge nicht macht, es werden die übeln Angewohnheiten der Jugend einen Einfluß in die männlichen Jahre haben; mit einem Worte, man werde das im Alter thun, was man in der Jugend zu thun gewohnt ist.

Wer noch einen Augenblick daran zweifelt, der gebe sich die Mühe, und prüfe die Kinderzucht seiner Bekannten. Zwey Drittheile von ihnen bekräftigen meinen Satz,

und das übrige dritte Theil gehört zur Ausnahme, die keine Regel macht.

Am allermeisten bestätigt die Erfahrung, daß das Sprüchwort: jung gewohnt, alt gethan, gar keine allgemeine Wahrheit sey.

Der Graf N. N. war bis in sein zwanzigstes Jahr unter der strengen Zucht eines harten und eigensinnigen Vaters, einer abergläubischen Mutter, und eines pedantischen Informators. Der Vater wollte ihn mit Ohrfeigen zwingen, politisch, und ein Staatsmann zu werden; die Mutter prügelte ihn zum Christen, und der traurige Informator blökte ihn bey jedem Donatschnitzer menschenfeindlich an. Was waren die Folgen dieser Zucht? Er war sehr jung an die Bücher und zum Gebete gewöhnt: Hätte man nicht glauben sollen daß er sich bis in sein Alter damit beschäfftigen würde? Nichts weniger. Der unvermuthete Tod seines Vaters veränderte diesen ganzen Plan. Er war im ein und zwanzigsten Jahre mündig, und zugleich Herr von weitläuftigen Gütern, ohne von seiner Mutter und dem Hofmeister abzuhangen. Nun fühlte er, daß er ohne Zügel war. Diese Freyheit war ihm ganz neu; er wußte sich nicht darein zu schicken. Die vernünftige Mittelstrasse, zwischen einer pedantischen Sklaverey und einer ausschweifenden Freyheit, hatte man ihn niemals kennen gelehrt. Von jener riß er sich mit einer jugendlichen Wildheit los; in diese stürzte er sich blindlings. Den Hofmeister jagte er auf eine schimpfliche Art von sich, und verschwur zugleich alles, was zur Gelehrsamkeit und zu den schönen Wissenschaften gehört. Diesen Schwur hielt er Zeitlebens so heilig, daß er dümmer starb, als er geboren war. Seine Mutter konnte er nicht lieben; er scheute sich noch immer vor ihr, aber er flohe sie. Und, da er merkte, daß er sich vor ihr weiter nicht zu fürchten hatte, so fieng er an, sie zu verachten, und endlich spottete er ihrer Heiligkeit auf eine unanständige Weise. Er konnte es nicht vergessen, daß er zum Gebete so oft geprügelt worden war. Wie ruhig

war

war er nun, da ihn niemand weiter dazu zwang! Noch einige Zeit fuhr er fort, in den gewöhnlichen Stunden zu beten; so wie ein Rad sich noch einige Minuten durch die Gewalt des letzten Drucks beweget. Nach und nach ward er in seiner maschienenmäßigen Andacht gleichgültig. Ein übelgewählter Umgang machte ihn im kurzen leichtsinnig. Die Gesellschaft roher Jugend brachte ihn so weit, daß er über die Religion lachte, und endlich fiel er einem jungen Engelländer in die Hände, der in London ein Narr, und in Deutschland ein witziger Freygeist war, dieser zeigte ihn auf die lustigste Art von der Welt, daß die ganze Religion ein Gespenst für kriechende Geister, nur für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen sey. Was konnte unserm unglücklichen Grafen angenehmer seyn, als diese Entdeckung, welche seinen innerlichen Haß gegen die ihm eingeprügelte Religion rechtfertigte! Ohne weiter nachzudenken, umarmte er seinen Engelländer, trank Punsch, und spottete über die christliche Dummheit, die einen Gott glaubt. So bald er diesen wichtigen Schritt gethan hatte, so bald waren ihm alle Verbrechen geringe, zu denen er hingerissen ward. Sein ganzes Leben war ein Gewebe von niederträchtigen Bosheiten, und lasterhaften Ausschweifungen, die ihn sehr frühzeitig dem Tode entgegen führten. Er starb endlich mit der Angst eines Menschen, der sich wider die innern Regungen seiner Seele so lange Zeit Mühe gegeben hat, sich und andere zu bereden, daß kein Gott sey. Dieser Elende, welcher seine erste Jugend unter gelehrter Pedanterey, und einer übertriebnen Frömmigkeit zugebracht hatte, lebte, und starb endlich als ein Verräther der schönen Wissenschaften, und als ein Feind der Religion. Er war erzogen, wie Julian; und wie Julian starb er, nur unwissender, und nicht so vornehm verstockt!

Was vor ein Lärm entsteht unter meinen Fenstern? Ich höre die gebietrische Stimme trotziger Heyducken, welche das Volk nöthigen, auszuweichen. Wer sitzt in dieser vergol-

vergoldeten Sänfte? Sejan! Wollen Ihro Excellenz nur einen Augenblick verziehen; ich brauche ihr Bild.

Dieser prächtig geputzte Klumpen Fleisch beschäfftigt die Hände von sechs Bedienten; und noch vor zehen Jahren glaubte man, er sey geboren, andre zu bedienen. Damals machte ihn die Armuth demüthig. Er hat alles vergessen, und kennt auch die nicht mehr, denen er die Hände kußte, wenn er von ihrer Großmuth seinen nothdürftigen Unterhalt erhielt. Er war dienstfertig und sparsam; der Sejan, der itzt mit einer finstern Strenge diejenigen beleidigt, denen er seinen Dienst versagt, und auch die mit seinem Stolze demüthigt, denen er seinen Dienst nicht hat abschlagen können. Seine Sparsamkeit war eine Folge des Mangels, und keine Tugend. Itzt lebt er im Ueberflusse, er verschwendet also bey aller Gelegenheit, aber nur da nicht, wo er durch eine mäßige Freygebigkeit großmüthig und edel seyn könnte. Die Verfolgungen, welche seinen Vater unschuldiger Weise trafen, erweckten in ihm einen billigen Abscheu vor der Ungerechtigkeit der Obern; er flehte den Himmel mit Thränen um Hülfe an: und itzt läßt er unschuldiger Weise die Strenge seiner Rache unzählige Unglückselige empfinden, die vor ihm mit thränenden Augen fliehn, und ihm in ihren jammernden Herzen fluchen. Er war in seiner Jugend im Schooße der Musen erzogen: Nun schämt er sich ihrer, sieht verächtlich auf sie herab, und erröthet, wenn man ihn erinnert, daß er gelehrt gewesen sey. Durch eine vernünftige Erziehung brachte man ihm die Hochachtung für die Religion bey, die ein jeder haben muß, wenn er ein guter Bürger, und ein rechtschaffener Mann seyn will. Er verlangt beides weiter nicht zu seyn. Für die Religion ist er itzt zu groß: er giebt sich Mühe, sie zu verachten, weil sie ihm nicht zuläßt, daß er seine Bosheiten ruhig genieße. Mit einem Worte: Sejan war in seiner Jugend demüthig, dankbar, dienstfertig, auf eine anständige Art sparsam, mitleidig; sein Herz war freundschaftlich, seine Seele edel; er war zu allen Tugenden angewöhnt,

gewöhnt, und eben daher liebenswürdig. Jetzt, da er vornehm und älter geworden, nun ist er dieses alles nicht mehr; man haßt ihn.

Das ist ihr Bild, gnädiger Herr! Kennen sie sich? Ich will sie nicht länger aufhalten. Tragt ihn fort!

Der Unglückselige! Wie sehr wäre ihm zu wünschen, daß er noch in seinem Alter das thun möchte, woran er in seiner Jugend gewöhnt worden ist!

Kennen sie den Greis, welcher dort auf dem Markte unter den Buden herum schleicht, und sich in den alten blauen Mantel gehüllt hat? Grüssen sie ihn, er kann ihnen nicht danken; denn er trägt unter dem Mantel in beiden Händen die Käse und die Wurzeln, die er selbst eingekauft hat, um sich die Woche hindurch nothdürftig davon zu nähren. Wie reich glauben sie wohl, daß er sey? Urtheilen sie nicht nach seiner verhungerten Miene, und noch weniger nach den zerrissenen Kleidern, die ihm an dem Leibe verfaulen. Er hat zehen tausend Thaler auf Hypotheken, und noch überdieß so viel baares Geld, daß er der halben Stadt auf Pfänder leiht. Und noch ist alles dieses nicht vermögend, ihm die ängstliche Sorge zu benehmen, daß er in seinem acht und sechzigsten Jahre gar leicht Hungers sterben könne. Seine nächsten Anverwandten müssen neben ihm darben. Er läßt sie nichts von seinen Schätzen geniessen: denn er glaubt, der Himmel habe sie nicht ohne weise Ursachen so arm werden lassen; und den Absichten des Himmels sich zu widersetzen, das hält sein frommer Geiz für eine grosse Sünde. Er weis, daß seine Anverwandten auf seinen Tod ängstlich warten; um deßwillen hält er sie für seine gefährlichsten Feinde. Weil er gehört hat, daß man in jenem Leben weder Nahrung noch Kleider braucht: so wünschte er sich freylich wohl ein sanftes und seliges Ende, wenn er sich nur nicht vor den Begräbnißkosten so sehr fürchtete. Das kann er gar nicht begreifen, was die liebe Obrigkeit denkt, daß sie den Geistlichen zuläßt, so viel Unkosten für ein kleines Grab zu fodern.

Die

Die Erde ist ja des Herrn, wie er immer seufzet; und ihm würde es daher einerley seyn, ob man ihn auf den Kirchhof, oder auf den Anger begrübe, wenn es nur ohne Unkosten geschehen könnte. Seiner Schwester Sohne, einem vernünftigen und geschickten Manne, hat er den Fluch gegeben, weil er wider seinen Willen ein tugendhaftes Mädchen ohne Geld geheirathet hat; und da dieser aus einer guten Absicht, und seine Freundschaft wieder zu gewinnen, ihn zu Gevattern bat, so schwur er, ihn zu enterben, und war durch nichts zu besänftigen, als durch die Erklärung, daß er kein Pathengeld geben, und für die Erziehung des Kindes auf keine Weise sorgen sollte. Den Wein flieht er, wie die Pest: wenigstens auf seiner Stube flieht er ihn. Wenn er ein Mädchen sieht, so schüttelt er den Kopf, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, der ihm ein keusches Herz gegeben hat, welches alle üppige und kostbare Laster verabscheut. Die Kleiderpracht ist ihm was schreckliches; man kann es wohl aus seinem Anzuge sehn. Auch alsdann eifert er dawider, wenn junge Verschwender ihre gestickten Kleider bey ihm versetzen. Er thut dieses allemal mit einem jüdischen Wucher, und doch hält er es für Gott gefällige Werke, weil er dadurch die eitle Jugend ausser Stand setzt, sich durch Hoffart in Kleidern zu versündigen. Nach der Verschwendung ist ihm das Spielen die größte Sünde. Liegt ihm ein Kartenblatt im Wege, so weicht er mit zitternden Schritten aus; denn er glaubt, daß der Teufel dahinter stecke, und auf seine arme Seele laure. Länger als ein Jahr kann die Welt nun nicht mehr stehen; das hat er mir gestern selbst geklagt, da man ihn beredet hatte, daß ein starker Schoß von den Köpfen, ohne Ansehen des Alters, und eine erhöhete Abgabe von dem Vermögen entrichtet werden solle. Er bittet Gott, er möchte ihn vor dem nächsten Termine zu sich nehmen; und wenn er ihm ja sein kümmerliches Leben fristen sollte, so könne er doch ganz unmöglich von seinem bischen Armuth was geben, und wenn es auch zum Schwure kommen müßte.

Dieter

Dieser niederträchtige Greis ist in seiner Jugend der größte Verschwender gewesen. Von seinem funfzehnten Jahre an, hatte er sich in die kostbarsten Ausschweifungen gestürzt. Sein Vater kränkte sich über diesen ungerathenen Sohn und starb. Die Hälfte des hinterlassenen Vermögens reichte kaum zu, die Schulden zu bezahlen, die er bey Lebzeiten seines Vaters durch die hungrige Dienstfertigkeit der Wucherer gemacht hatte. Nunmehr ward die andere Hälfte in der Gesellschaft der lüderlichsten Weibspersonen, und der niederträchtigsten Schmarotzer verpraßt. Seine Anverwandten merkten, daß er nur noch einen Schritt bis zur äussersten Armuth zu thun hätte, und ihnen hernach zur Last fallen würde. Sie stellten dieses der Obrigkeit vor, und man brachte ihn, als einen Verschwender in das Zuchthaus. Die kostbaren Kleider, und das prächtige Hausgeräthe, so noch übrig waren, verkaufte man, und machte ein Capital daraus, wovon er sehr nothdürftig leben sollte.

Auf diese Art brachte er sechzehen Jahre zu, als ein Vetter von ihm in Batavia starb, und ihm ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man hatte nun keinen Vorwand weiter, ihn eingeschlossen zu halten: Er ward frey gelassen, und von diesem Augenblicke an hat er so gelebt, wie er itzt lebt.

Wer hätte glauben sollen, daß aus diesem unsinnigen Verschwender ein so niederträchtiger Wucherer werden sollte?

Hier habe ich unter so vielen hundert Exempeln nur dreye gewählt, welche, wie ich glaube, hinreichend seyn werden, deutlich zu beweisen, daß die Wahrheit des Sprüchworts: Jung gewohnt, alt gethan; gar nicht allgemein ist.

Und dieses deutlichen Beweises unerachtet, bin ich niemals zweifelhafter gewesen, als itzt, da ich Gelegenheit gehabt habe, weiter nachzudenken, und mich unter meinen Mitbürgern aufmerksamer umzusehen.

Es sind mir so viele in die Augen gefallen, welche die guten und bösen Angewohnheiten ihrer Jugend, bis in ihr hohes Alter, hartnäckig beybehalten haben. Und wenn man auch beym ersten Anblicke zuweilen glaubt, eine Aenderung

an ihnen zu finden; so wird man doch bey einer genauern Untersuchung merken, daß es eben die Leidenschaften, eben die Angewohnheiten ihrer Jugend, nur unter einem andern Anstriche sind: So wie das Gesicht des Greises in Ansehung der Hauptlineamente noch eben das Gesicht ist, das er in der Jugend gehabt hat; die Runzeln haben ihm nur ein anderes Ansehn gegeben.

Wer sollte glauben, daß die Frau Richardinn, diese alte Betschwester, noch in diesem Augenblicke eben die seine Buhlerinn ist, die sie vor fünf und dreyßig Jahren war? Damals schminkte sie sich, um schön zu sehen; itzt thut sie es nicht, um den heuchlerischen Ruhm einer frommen und einfältigen Christinn zu erlangen. Ihre schmachtenden Blicke flatterten in Gesellschaften, und in der Kirche herum, um neue Eroberungen zu machen: Diese Bewegungen sind ihre Augen einmal gewohnt; sie können noch itzt nicht ruhen, und weil die verderbte Welt diese matten Augen nicht weiter bemerken will, so wälzen sie sich andächtig herum, und sehen gen Himmel. Man gebe einmal auf sie Acht, wenn sie in ihrem Betstuhle kniet, den sie aus ihrem alten Triebe, bewundert zu werden, mitten in der Kirche, und vor den Augen des Priesters gemiethet hat; man gebe nur einige Minuten auf sie Acht. Wenn die ganze Versammlung stille ist, so wird man hören, daß sie mit den grossen silbernen Schlössern ihres Gebetbuchs eben so künstlich rauscht, als sie es in jungen Jahren mit dem Fächer that. Vor vierzig Jahren seufzete sie; sie seufzt noch itzt. Damals sang sie verbuhlte Lieder, und lachte: Was soll sie nun thun? Sie singt noch, und weint, nicht über ihre Sünden, nein, über ihre Runzeln. Als ein junges Mädchen richtete sie den Putz, die Mienen, die unschuldigsten Handlungen andrer Mädchen; denn aus Hochmuth wollte sie allein gefallen: Hat sie wohl eine andere Absicht, wenn sie itzt ihren Nächsten verdammt? Sonst gab sie sich Mühe lebhaft zu scheinen, wenn sie die stärksten Gesellschaften mit ihren gedankenlosen Reden übertäubte, und bey allen Gele-

genhei-

genheiten allein plauderte; Hat sie sich vielleicht hierinnen geändert? Nichts weniger. Ihr alter andächtiger Hals überschreyt eine ganze christliche Gemeine, mit ihren gedankenlosen Singen. Niemand verlangt weiter mit ihr zu reden; sie plaudert also mit Gott, und das nennt sie, Beten. Es ist wahr, sie kleidet sich schlecht, einförmig, und bis zum Ekel unachtsam; gleichwohl erinnern sich noch viel Leute ihrer Eitelkeit, und ausschweifenden Kleiderpracht. Das ist keine Veränderung. Sonst liebte sie den Putz, um ihre Schönheit zu heben; itzt wählt sie eine unansehnliche geringe Kleidung, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Mit einem Worte, die abgelebte Frau Richardinn ist immer noch das kleine, eitle, hochmüthige, und boshafte Geschöpf, das sie in dem Frühlinge ihrer Jahre war; der einzige Unterschied ist dieser: In ihrem zwanzigsten Jahre buhlte sie mit der Welt, im sechzigsten buhlt sie mit dem Himmel.

Bey Messalinen, die wir in voriger Woche begraben haben, konnte man viel leichter entdecken, daß sie in ihrem Alter noch eben diejenige war, die sie in ihrer Jugend gewesen. Sie war das seltene Beyspiel einer standhaften Jungfer, welche sich niemals hat entschliessen können, eine Mannsperson ganz und gar zu heirathen. Dieses hinderte sie nicht, von ihrem vierzehnten Jahre an bis ins vierzigste in einem beständig abwechselnden Ehestande zu leben. Der Reiz verschwand mit ihrer Jugend; der Zeit zum Trotz malte sie den entflohenen Reiz auf ihre Wangen. Noch auf ihrem Todbette, da ihr Beichtvater zu ihr kommen, und ihr den letzten Dienst leisten wollte, den Sterbende verlangen; noch alsdenn ließ sie sich den Spiegel vors Bette setzen, schlug den sparsamen Rest ihrer grauen Haare in Locken, druckte zwey kleine verrätherische Muschen zwischen die Runzeln an den Augen, lächelte sich im Spiegel beyfällig an, und schob das Halstuch nachläßig zurück. Durch diese Zubereitung zu ihrem Ende erkältete sie sich, und starb, noch ehe der Beichtvater kam, der beym ersten Eintritt

über

über den unvermutheten Anblick dieſer geſchmückten Mumie allerdings ſehr erſchrack.

Da ich noch in Leyden war, ſtarb die Frau meines Stiefbruders. Sie war in der That ein frommes ehrliches Weib, das ihren Mann aufrichtig liebte, aller Welt mit Vergnügen diente, keinen Menſchen beleidigte. Den einzigen Fehler hatte ſie von ihrer Mutter, daß ſie ſich ſehr gern, ſehr ſorgfältig, und bey aller Gelegenheit putzte. Aber auch dieſer Fehler war noch zu entſchuldigen, da ſie es weder aus Eitelkeit, noch aus Wolluſt, ſondern bloß aus Angewohnheit that, nur, ſich zu putzen. Sie war eben ſo vergnügt, wenn ſie andere Frauenzimmer anputzen konnte. Sie verſchwendete nichts; denn ihr Putz war ſehr wohlfeil, aber nur immer neu. Von keinem Menſchen redete ſie in Geſellſchaft Böſes; aber von Kleidern, von Spitzen, von neuen Moden, von dergleichen artigen Tändeleyen redete ſie beſtändig. Unter dieſer angenehmen Beſchäfftigung brachte ſie ihr ſechs und dreyßigſtes Jahr heran, da ſie in eine unvermuthete Krankheit fiel, die auf einmal ſo heftig wurde, daß der Arzt aufrichtig geſtund, es ſey unmöglich, daß ſie noch vier und zwanzig Stunden leben könne. Wer ſollte dieſe traurige Botſchaft der Kranken bringen, die ſo gern lebte, und mit ſo vielem Geſchmacke gelebt hatte? Ihr Mann liebte ſie zu ſehr, und war in der That allzuſehr bewegt, als daß er im Stande geweſen wäre, ihr den Tod anzukündigen. Der Geiſtliche ſollte es thun. Er that es auch mit der Vorſicht, die man in dergleichen Fällen von einem vernünftigen Manne fordern kann. Er beklagte ſie wegen ihrer jählingen Unpäßlichkeit; er machte ihr einige Hoffnung zu ihrer Geneſung; zugleich ſtellte er ihr auch die Möglichkeit eines geſchwinden Todes vor; und zeigte aus verſchiedenen Zufällen, die ſie ſelbſt entdeckte, wie wahrſcheinlich dieſe Möglichkeit ſey. Bey dieſer Vorſtellung hielt er ſich einige Minuten auf; nach und nach führte er ſie unter den angenehmſten Beſchreibungen eines ſanften Todes auf den Punct, welcher ſo kützlich zu ſagen war,

und als er ſie endlich mit ſo vielen Umſchweifen zubereitet hatte, ſo wagte er es, und eröffnete ihr: Sie müſſe ſterben. Ich ſterben? rief ſie, und fuhr in dem Bette auf; ich, in meinem ſechs und dreyßigſten Jahre ſterben? Was fehlt mir? Bin ich ſo krank? Wo iſt der Medicus? Sie ſahe ſich wild in der Stube um: ſie erblickte ihren Mann, und ihre Freunde in der traurigſten Stellung. Das vermehrte ihre Unruhe. Der Geiſtliche wollte noch einen Verſuch ſeiner Redekunſt wagen: aber ſie war auſſer ſich. Sie fiel ihm mit Ungeſtüm in die Rede, und hieß ihn ſchweigen. Ich ſterbe nicht, rief ſie! Bin ich allein die Sünderinn, die ſo früh ſterben ſoll? Sie drückte ihrem Manne die Hände, und bat, er möchte den Geiſtlichen von ihr gehen laſſen, welcher auch ſo beſcheiden war, und in das nächſte Zimmer gieng. Inzwiſchen kam der Arzt. So bald er herein trat, rief ſie ihm mit einer röchelnden Stimme entgegen: Iſt es wahr? Muß ich ſterben? Der Arzt ſchwieg, und zuckte die Achſeln. Sie verſtand dieſe traurige Sprache. Verräther! durch ihre Verwahrloſung ſterbe ich! Das ſagte ſie mit einer ihr ungewöhnlichen Wut. Der Arzt wolte ihr nach dem Pulſe greifen: Sie ſtieß ihn von ſich, und hüllte den Kopf in das Bette. Was ſollten wir nun anfangen? Wir ſahen aus ihren Bewegungen die Angſt der Verzweiflung, mit der ſie rang. Der Arzt verſicherte uns, daß dieſes ihren Tod beſchleunige, und daß ſie, bey dieſen heftigen Erſchütterungen ihres Körpers, kaum noch eine Stunde leben könne. Wir waren auſſer uns. Endlich trug man es mir auf, ſie zu beſänftigen. Ich nahm mir vor, mir ihre Neigungen zu Nutze zu machen, und ihr den Tod ſo geputzt zu zeigen, als es möglich ſeyn wollte. Ich näherte mich ganz gelaſſen ihrem Bette. Sie ſchlug die Augen auf, und ſah mich ſchüchtern an. Sind ſie auch ein Bote des Todes? Ja, ich will ſterben, ich Unglückliche, ich will gern ſterben! Das ſagte ſie mit knirſchenden Zähnen. Vielleicht iſt dieſe Furcht noch zu früh; war meine Antwort. Meynen ſie, Herr Schwager, ſollte

ich wohl noch leben können? Iſt dieſe Furcht noch zu früh? Sie ſind doch ein rechtſchaffener Freund von mir; mit ihnen kann man doch vernünftig reden. Glauben ſie in der That noch, daß Hoffnung übrig iſt? Aber ſchmeicheln ſie mir nicht. Bey dieſer Anrede merkte ich gar deutlich, daß ihre Seele die letzten Kräfte ſammelte, die Freude auszudrücken, die ſie über ein längeres Leben hatte. Ich bemächtigte mich dieſes vortheilhaften Augenblickes, ſetzte mich an ihr Bette, und faßte ſie bey ihrer ſterbenden Hand. Ich zeigte ihr, daß vielleicht noch Hoffnung zum Leben übrig ſeyn könnte, daß wir es alle ſo ſehr wünſchten, als ſie es ſelbſt kaum wünſchen könne, daß ich als ihr wahrer Freund ganz untröſtbar ſeyn würde, wenn ſie ſterben ſollte. Ich hoffte, es ſolle nicht geſchehen. Weil aber doch ein vernünftiger Menſch ſich auf alle Fälle müſſe gefaßt halten; ſo bäte ich ſie, mir zu ſagen, wie ſie auf dieſen unverhofften Fall wünſchte, im Sarge angekleidet zu ſeyn. Ich hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, ſo fühlte ich an ihrer Hand, daß der Puls ſtärker ſchlug. Ihre halb gebrochnen Augen bekamen wieder etwas von ihrem vorigen Feuer; ſie lächelte mich mit einer chriſtlichen Gelaſſenheit an, drückte mir die Hand, und ſagte: Wie GOtt will! Wir ſind alle ſterblich! Und wenn ich ja ſterben ſoll, ſo beſchwöre ich ſie bey ihrer Freundſchaft, laſſen ſie bey meiner Beerdigung nichts fehlen. Der Sarg muß von eichnem Holze ſeyn; aber, Herr Schwager, ja nicht ſo einen ſchlechten fleckichten Sarg, wie ihn die Stadtrichterinn hatte. Laſſen ſie ihn ſo glatt bonen, als es die kurze Zeit erlaubt. Hier fuhr ſie, faſt eine halbe Stunde, mit einer innerlichen Zufriedenheit fort, mir die Beſchlagung des Sarges, deſſen Bedeckung, die Anzahl der Lichter, ſo um den Sarg ſtehen ſollten, die Leichenproceßion, die Trauer für die Bedienten, die monatlichen Veränderungen, die ihr Mann bey ſeiner Trauer im erſten Jahre beobachten ſollte, mit einem Worte, die geringſten Kleinigkeiten vorzuſchreiben, die ich nicht verſtand, und die ich unmöglich merken konnte. Sie war von langen Reden ſehr entkräftet; ich

bat

bat sie, sich zu schonen. Lieber Gott, antwortete sie seufzend, lassen sie mich immer reden; vielleicht habe ich kaum noch eine Viertelstunde zu leben. Diese will ich noch anwenden, mich zu meinem Ende zu bereiten. Denn sehen sie nur, Herr Schwager, ich habe alles bey mir sehr vernünftig überlegt. Da mich Gott von meinem Manne, und meinen lieben Kindern im sechs und dreyßigsten Jahre, ja wohl in der Blüthe meines Alters! dahin reißt, so wird man es mir bey meiner Jugend nicht für eine Eitelkeit auslegen können, wenn ich rothen Atlaß zum Küssen nehme. Auf eben die Art soll auch der Sarg ausgeschlagen werden. Ich fühle, daß ich matt werde, ich kann kaum mehr reden. Wie flüchtig ist doch unser Leben! . . Hier ruhte sie einige Minuten, und ich gab einen Wink, daß man den Geistlichen wiederholen möchte. . . . Also, mit rothem Atlaß ausgeschlagen; das waren meine Gedanken, Herr Schwager. Dort in jener Commode, im mittelsten Fache rechter Hand, bey meinem neuen Fächer . . . den haben sie wohl noch nicht gesehen, Herr Schwager? Sie sollen ihn gleich sehen . . . dort liegt ein Stück silberner Spitzchen. Mit diesen wollen wir die Küssen, und den Atlaß im Sarge besetzen, alles Bogenweise; sehn sie auf mich, Herr Schwager, so wie ichs ihnen hier weise; (und sie wies mir es mit dem Finger auf dem Bette) aber so, ja nicht anders, und die Bogen bey Leibe nicht zu klein, es ist sonst gar kein Geschmack darinnen. Die Haare soll mir meine Schwester frisiren lassen, so, wie ich sie vor vier Wochen trug, als ich Gevatter stund; nur nicht zu weit ins Gesichte; man sieht wie eine Eule aus. Mein Sterbekleid aber . . . Hier trat der Geistliche ins Zimmer. Kommen sie, Herr Beichtvater, kommen sie zu mir her. Gott hat mir die Gnade gegeben, daß ich mich auf alle Fälle fassen können. Vielleicht frisket mir der Himmel das Leben noch; inzwischen will ich doch als eine gute Christinn, mich zu meiner Hinfahrt bereiten. Der Geistliche war über diese geschwinde Veränderung erstaunt,

und ſchickte ſich an, ſeine Kranke die letzte Handlung eines ſterbenden Chriſten verrichten zu laſſen. Ich wollte mit den übrigen aus der Stube gehen, und ſie allein laſſen: Aber ſie hielt mich feſt beym Rocke, und ſagte ganz ſachte zu mir: Sie müſſen bey mir bleiben; ich habe noch verſchiedenes mit ihnen zu reden. Ich blieb alſo bey ihr, und bewunderte nunmehr ihre wahre Standhaftigkeit, mit welcher ſie die Vermahnungen des Geiſtlichen hörte, und ihren Tod mit einer zuverſichtlichen Gelaſſenheit zu erwarten ſchien. Ueber dieſer andächtigen Handlung mochte faſt eine halbe Stunde verſtrichen ſeyn. Ihre Freunde traten wieder ins Zimmer, und ſie ward ſo matt, daß ſie in eine Ohnmacht fiel. Durch viele Mühe kam ſie wieder zu ſich ſelbſt. Sie fragte, wo ich wäre, und ich ſtund bey ihr, aber die Augen waren ſchon trübe. Sie faßte mich wieder bey der Hand: Nur noch ein Wort, Herr Schwager; denn ich fühle es, es wird bald das letzte ſeyn. Zu meinem Sterbekleide nehmen ſie weiſſen Atlaß, ſo rein ſie ihn kaufen können. Wir wollen es mit ſilbernen Spitzen beſetzen, von dem Muſter, wie ich auf meiner neuen Andrienne habe . . . Gerechter GOtt! Die Andrienne werde ich nun auch nicht wieder anziehen! Was ſind wir elende Menſchen doch mit allen unſern weitausſehenden Anſchlägen! . . . Meine Wäſche . . . Hier fiel ſie in eine neue Ohnmacht: aber ſie erhohlte ſich geſchwind wieder; denn ſie hatte mir noch zu ſagen, daß ſie nicht wüßte, was ſie vor Schuhe anziehen ſollte. Ich ſchlug ihr in der Angſt vor, ſie ſollte die Brautſchuhe nehmen; allein ſie ſchüttelte mit dem Kopfe, und ſagte: Die altväteriſchen Schuhe! Endlich wählte ſie ein andres Paar Schuhe, ich weiß nicht mehr, welches. Die dritte Ohnmacht überfiel ſie. Es koſtete viel Mühe, ihre flieheuden Lebensgeiſter zurück zu bringen: Endlich gelung es dem Arzte. Sie erwachte, aber die Sprache hatte ſie verloren. Sie winkte ihrem Manne, den ſie zärtlich umarmte. Man führte ihre beiden Kinder ans Bette, denen ſie die Hand

auf-

auflegte, und einige Thränen dabey fallen ließ. Gegen die Anwesenden machte sie eine freundschaftliche Bewegung, die die Stelle eines Abschiedes vertrat. Wir waren alle aufs äusserste gerührt. Ich mußte noch einmal zu ihr treten: Sie versuchte zu reden; aber es war ihr unmöglich. Sie wies etliche mal zwischen die Brust, und ward ungeduldig, daß ich sie nicht verstehen konnte. Sie wiederholte diese Zeichen noch einmal, und drückte die zusammen geballte Hand zwischen die Brust. Nun verstand ich sie, und sagte: Einen Straus meynen sie? Sie sollen ihn recht schön haben! So bald ich dieses gesprochen hatte, lächelte sie mich dankbar an, drückte sich die Augen selbst zu, und verschied.

Sieht man wohl oft ein so ruhiges Ende, als das Ende dieser Heldinn war! Noch ihre letzte Miene war ein Beweis, daß man das im Alter, und im letzten Augenblicke des Lebens thut, was man in der Jugend sich angewöhnt hat.

Diese drey Exempel sind so überzeugend deutlich, daß ich nicht Ursache haben würde, noch weitläuftiger meinen Satz zu beweisen, daß das Sprüchwort: Jung gewohnt, alt gethan; eine ziemliche allgemeine Wahrheit sey. Aber ich darf hiebey nicht stehen bleiben. Diese Exempel sind alle drey von dem weiblichen Geschlechte entlehnet. Dadurch würde ich mich den empfindlichen Vorwürfen einer meiner Freundinnen in Cleve bloß stellen, welche mir immer Schuld giebt, daß ich mich in meinen Reden und Schriften zu sehr an dem Frauenzimmer versündige. Sie lebt mich mit Beyfalle, wenn sie findet, daß ich keinem Stande und keinem Alter schmeichle. Die Gelehrten, den Soldatenstand, auch die Geistlichen, alle überläßt sie mir: Ja, gewisser Ursachen wegen, würde sie es gern sehen, wenn ich weniger behutsam mit den Obern verführe; denn sie ist eine hitzige Patriotinn, und ihr Mann ist kein Freund von Steuern und Gaben. Aber, das kann sie durchaus nicht leiden, daß ich das Frauenzimmer zu oft, und, wie sie glaubt, immer nicht auf eine Art erwähne, die für eine Schmeicheley angesehen werden könne. Darüber eifert sie

mit einer Heftigkeit, die dem Zanke sehr nahe kömmt. Sie würde mich böse machen, wenn sie nicht schön aussahe: Aber, ihr kleiner Mund bekommt einen ganz neuen Reiz, wenn er schmält; ihre Augen sind auf eine besondre Art angenehm, wenn sie ein wenig grimmig werden. Ich liebe diese kleine Kunstrichterinn in der wilden Unordnung, worein sie die Liebe zu ihrem Geschlechte setzt. Ich werde mich wohl noch weiter auf diese Art versündigen. Ich wurde gar zu viel verlieren, wenn ich sie nicht wider mich erzürnte. Wie reizend wird sie mit ihren weissen Zähnen knirschen, wenn sie diese Stelle so unvermuthet in meinen Sprüchwörtern findet! Ich habe ihr gedroht, daß ich ihre Parthlichkeit der Welt verrathen wollte, wenn sie nicht aufhörte, mich mit ihrer Kritik zu martern. In der That hat sie bey ihren tugendhaften Vollkommenheiten gar nicht Ursache, sich der Fehler ihres Geschlechts anzunehmen. Sie sollte bedenken, daß ihr Geschlecht die Hälfte der Welt ausmacht; so würde sie selbst nachrechnen können, daß ich niemals zwo tugendhafte, oder zwo lacherliche Charaktere malen kann, ohne den einen von dem Frauenzimmer zu borgen. Gleichwohl entschuldige ich bey ihr diese Vorurtheile. Sie thut nichts, als was der grosse Theil der Leser thut, welche zwar geschehen lassen, daß man aller spottet, aber alsdenn die Stirne runzeln, wenn man den ihrigen zu nahe kömmt. Sehn sie, Madame, wie billig ich bin Und damit ich sie noch mehr beruhige, so will ich dieses Sprüchwort nicht eher schliessen, bis ich einige Exempel angeführt, daß auch bey uns Mannspersonen, die Thorheiten der Jugend noch im Alter ihre volle Kraft unverändert behalten. Können sie wohl mehr von mir verlangen, Madame? Ich küsse ihnen die Hände!

Der ungerechte Herkommann, dieser Vater der Sporteln, und Hoheprieſter der Chicane, wird auf dem Rathhause unvergessen seyn, so lange man noch einen Schelm nennt. Den ersten Schritt, den er in die hohe Schule that, den that er in das Haus eines Mannes, welches von

den

den Thränen der Wittwen, und dem geraubten Brodte der Waisen erbaut war. Dieser geschworne Feind der Gerechtigkeit empfieng ihn, als den hoffnungsvollen Sohn seines würdigen Freundes, mit offenen Armen. Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß der Vater unsers Herkommanns im Gefängnisse gestorben war, und dieses um einer Kleinigkeit willen: Mit einem Worte, er hatte ein paar falsche Wechsel gemacht; in der That war dieses unter allen seinen Verbrechen das kleinste. Herkommann entdeckte seinem neuen Vater gar zeitig die grossen Gaben, die in ihm noch unausgebildet lagen. Ohne sich auf der Universität lange mit dem zu martern, was man Theorie nennt, schritt er gleich im ersten Jahre zur Praxi. Es verfiengen nicht vier Monate, so war er im Stande, alle Hände nachzumalen. Bey müßigen Nebenstunden übte er sich in der Geschicklichkeit, Siegel nachzudrücken, und Briefe unvermerkt zu öffnen. Damit er einige Nahrung haben, und desto mehr aufgemuntert werden möchte; so lehrte ihn sein Gönner die einträgliche Kunst, Zeugnisse abzulegen, und brachte ihn im kurzen dergestalt in die Kundschaft, daß er der ganzen Gegend, in allen möglichen Fällen, und wo es nur verlangt ward, mit seinem Zeugnisse gegen die Gebühr diente. Hievon hatte er einen dreyfachen Nutzen: Er verdiente Geld; er ward so unverschämt, als nach den Grundsätzen seines Lehrers ein Advocat seiner Art seyn mußte; und endlich lernte er zugleich durch eigne Erfahrung, wie man Zeugen abrichtet. Diese zween letzten Vortheile bringen noch mehr ein, als alle Titel aus den Pandekten. Nunmehr fand ihn sein Lehrer fähig, der Gerechtigkeit den Krieg anzukündigen, und zu practiciren. Seinen ersten Proceß verlor er. Sein Gegner war ein Advocat, der geschickt, ehrlich, und unerschrocken war: Sein Richter war einsehend und unpartheyisch. Unser Herkommann war noch nicht abgehärtet, und unverschämt genug, vor den Augen eines gerechten Richters, und eines Gegners, den die Wahrheit muthig machte, die augenscheinliche Ungerechtig-

keit seiner Sache zu vertheidigen. Er konnte sich nicht fassen; der Richter überführte ihn seiner Bosheit; sein Client verlohr seine Ansprüche, und sein baares Geld; der unglückliche Herkommann aber schlich beschämt nach Hause, und klagte seinem Meister den traurigen Ausgang seines ersten Angriffs. Dieser erfahrne Mann munterte ihn auf. Er gestund ihm, daß es sehr schwer sey, vor den Augen eines unpartheyischen Richters, und eines erfahrnen Gegners eine ungerechte Sache gelassen zu vertheidigen: Zugleich aber versicherte er ihm, es sey ein sehr seltnes Phänomenon, einen solchen Richter, und einen solchen Gegner beysammen zu finden. Muth müsse er fassen, dem Richter beständig widersprechen, seinen Gegner durch persönliche Vorwürfe und Grobheiten erhitzen; mit einem Worte, wenn er sie nicht mit der Bündigkeit der Beweise überführen könne, so müsse er sie durch die Stärke seiner Lunge überschreyen. Oft lernt ein junger Feldherr durch den Verlust einer Schlacht mehr Kriegskunst, als durch den vortheilhaftesten Sieg: Unserm Herkommann wiederfuhr eben dieses. Durch sein Unglück ward er groß. Bisher hatte er sich vornehmlich nur dieses angelegen seyn lassen, wie er die unbequemen Regungen eines ersterbenden Gewissens niederdrücke, und sein Gesicht gewöhne, niemals zu erröthen: Nun arbeitete er auch an seiner Lunge, und arbeitete mit einem so glücklichen Erfolge, daß er mit der Dreistigkeit eines alten legalen Betrügers in kurzer Zeit den Richter betäubte, und den Gegentheil überschrie. Nunmehr ward er allen Richterstuben schrecklich, und in der ganzen Gegend als ein grosser Advocat berühmt. Wittwen und Waisen zitterten vor seinem Namen: aber allen denen war er eine sichre Zuflucht, welche verdienten, gehangen zu werden. So seltne Verdienste sind einer seltnen Belohnung würdig. Der alte getreue Wegweiser unsers Herkommanns erstaunte über den geschwinden Fortgang dieses jungen Rabulisten. Er freute sich über dieses Werk seiner Hände, und liebte ihn, wie ein reissender Wolf seine Jungen liebt. Die Erfahrung hatte

ihn

ihn gelehrt, wie wenig Zeit dazu gehöre, sich reich zu plündern. Schon im Geiste stellte er sich die Grösse, und die Reichthümer seines muthigen Herkommanns vor. Zur Belohnung seiner ihm geleisteten Dienste, wollte er sein Glück mit dem Glücke dieses hoffnungsvollen Mannes verbinden: Er gab ihm also seine einzige Tochter. Die vertrauliche Einigkeit der Strassenräuber ist von keiner Dauer, und nimmt oft ein blutiges Ende. Herkommann, und sein Schwiegervater waren beide zu boshaft, als daß sie lange Zeit mit einander in einem Hause ruhig leben konnten. Ihre Freundschaft brach mit Heftigkeit aus: sie verklagten einander vor dem Richter. Die ganze Stadt war aufmerksam, wie bey dem rasenden Kampfe zweyer grimmiger Bestien. Herkommann, welchen die Chicane vorzüglich liebte, wie das Glück junge Helden liebt, und alten untreu wird; Herkommann, den sein Schwiegervater zum Raube eingesegnet, und zum Betrüger abgerichtet hatte, dieser undankbare Herkommann bestritt ihn mit seinen eignen Waffen, und siegte. Er war so geschickt, daß er seinen Schwiegervater um das Haus, und um sein ganzes Vermögen brachte. Er ließ ihn elendiglich verhungern. Nun war ihm weiter nichts im Wege, ungehindert zu würgen. Er that es dreyßig Jahre lang, und verwüstete die ganze Gegend. Das war ihm noch nicht genug: Auch nach seinem Tode wollte er noch schaden. Er machte ein Testament, welches seine Erben in die größte Verbitterung und in Processe stürzte, die ihnen nicht allein die Erbschaft zernichteten, sondern auch noch ihr eignes Vermögen kosteten. Herkommann that also in seinem Alter das, woran er sich in seiner Jugend gewöhnt hatte. Er war ein junger Böswicht, ein alter Räuber, und auch nach seinem Tode noch ein schändlicher Betrüger. Es fällt mir noch eine merkwürdige Handlung seiner standhaften Bosheit ein. Wenig Stunden vor seinem Tode entschloß er sich, des Wohlstands wegen den Beichtvater zu sich kommen zu lassen. Dieser segnete ihn endlich ein, und beym Einsegnen merkte Herkommann, daß

er contrebantes Tuch zum Prieſterrocke hatte. Er ließ den Fiſcal rufen, gab es an, und ſtarb.

N. N. ward durch den Tod ſeiner Aeltern der unwürdige Erbe eines anſehnlichen Vermögens. Sein rechtſchaffener Vater kannte ihn genauer, als viele Väter ihre Kinder nicht kennen. Er hatte gemerkt, daß ſein Sohn, von den erſten Jahren an, das Geld, ſo man ihm in die Hände gab, auf die niederträchtigſte Art verſchwendete. Er bemühte ſich, den Folgen davon durch ein ſehr ſorgfältig eingerichtetes Teſtament vorzukommen. Dieſe Sorgfalt war vergebens. In der verabſcheuungswürdigſten Geſellſchaft von eigennützigen Freunden, von Spielern und Huren brachte er ſein Vermögen durch, ohne es ſelbſt zu genieſſen. Itzt lebt er von dem Almoſen ſeiner Freunde. Weder die Verachtung der ganzen Stadt, noch die nagende Armuth, noch eine Zeit von funfzig traurigen Jahren ſind vermögend geweſen, ihn vernünftig zu machen. An ſeine raſenden Ausſchweifungen denkt er mit Vergnügen, und verſichert mit den ſchrecklichſten Flüchen alle, die es hören wollen, daß, wenn ſein Vater heute ſtürbe, er noch heute Anſtalt machen würde, das ererbte Vermögen mit eben der wilden Art zu zerſtreuen, wie er es vor dreyßig Jahren gethan habe.

Veit Knolline war des Verwalters Sohn, und in ſeinem Dorfe der gelehrteſte Bauerjunge. Seine zärtliche Mutter war erkenntlich; drum lobte ihn der Schulmeiſter alle Sonntage. Das machte den albernen Buben hochmüthig: Er verachtete die andern Knaben, welche nicht ſo fix leſen und ſchreiben konnten. Es war ihm unleidlich, wenn ihm einer von ſeinen Mitſchülern widerſprach, und da ihm die Natur, auſſer ſeinem groſſen Verſtande auch groſſe Fäuſte gegeben hatte, ſo prügelte er auf die armen Jungen deſpotiſch los. In dieſer Gemüthsverfaſſung kam er auf eine Stadtſchule, wo er alle Tage gelehrter, und alle Tage unbeſcheidner ward. Auf hohen Schulen bildete er ſeine grobe Seele ſorgfältig aus. Er war unermüdet fleiſſig,

um

vm andern ins Geſicht ſagen zu können, daß ſie unwiſſender Pobel wären. Im Kurzen ſagte er dieſes ſeinem eignen Lehrer; und damit er die Freyheit erlangen möge, es öffentlich behaupten zu dürfen, ſo öffnete er ſich den Weg zum Katheder, und wies der Welt in dem ſchönſten Latein, deſſen ſich in Rom kein Bootsknecht hätte ſchämen dürfen, daß alle ſeine Collegen unwiſſende Eſel, und deutſche Ochſen wären, und daß nur er von den Muſen geſandt wäre, ſeinem blinden Vaterlande die Augen zu öffnen, und den hochmüthigen Ausländer einen Mann entgegen zu ſetzen, der Knollius heiſſe. Es waren einige Theile der Gelehrſamkeit, um die er wahre Verdienſte hatte, Seine Feinde ſelbſt konnten ihm das nicht abſprechen: Aber auch ſeine beſten Freunde mußten geſtehen, daß dieſe Verdienſte durch ſeine Eigenliebe, und beleidigende Grobheiten dergeſtalt verdunkelt würden, daß er allen unerträglich ſey, und ein unpartheyiſcher Richter immer unſchlüßig bleibe, ob man mehr Urſache habe, ihn hoch zu ſchätzen, oder ihn zu verachten. Dieſe Aufführung, welche ſo gar die Critici in den Niederlanden für unhöflich hielten, erregte ihm viele heftige Gegner. Man griff ihn von allen Seiten unbarmhertig an, und zeigte ihm theils mit einer ernſthaften Gelaſſenheit, theils mit beiſſender Bitterkeit, theils aber in ſeiner eignen groben Sprache, daß er der gelehrteſte Thor ſeiner Zeit ſey. Bey allen dieſen Anfällen blieb er muthig ſtehen. Er war von ſeinen Verdienſten ſo trunken, und von der dankbaren Ehrfurcht, die ihm die ſpäteſte Nachwelt bezeigen würde, ſo gewiß überzeugt, daß er die vernünftigen und unvernünftigen Vorwürfe mit gleichem Hochmuthe verachtete. Grotius und Bayle waren groſſe Männer geweſen, und eben um deßwillen waren ſie den feindſeligen Spöttereyen ihrer neidiſchen Gegner ausgeſetzt. Dieſes war ſein Troſt; aber er beſann ſich nicht, daß auch Bav und Mäv verſpottet worden waren. Unſer groſſer Knollius hatte in lateiniſchen Büchern geleſen, daß die ungeſittetſten Männer durch die Liebe menſchlich, und beſcheiden geworden waren.

Dieſes

Dieses nannte er weibisch. Er flohe also den Umgang mit Frauenzimmern: er heirathete nicht, er liebte niemals, und flüchtete sich vor der Liebe hinter seine fürchterlichen Folianten, um nicht menschlich, und nicht gesittet zu werden. Denn nun hoffte er, zur Vergeltung seiner Unempfindlichkeit, ein desto grösserer Gelehrter, seinen Feinden nun schrecklicher, und unsterblich zu werden. Unter dergleichen menschenfeindlichen Beschäfftigungen ist er alt worden. Man will der Nachwelt seinen Ruhm überlassen, und fängt daher schon itzt an, ihn zu vergessen. Diese Verachtung fühlt er nicht. Noch schreibt er muthig fort. Es fehlt ihm nicht ganz an Schülern und Bewunderern, so unbescheiden er auch ist. Diese junge grobe Brut giebt seinem gelehrten Hochmuthe immer neue Nahrung. Er zieht sie für die Nachwelt heran, so wie er erzogen worden ist. Er braucht sie bereits zu kleinen kritischen Streifereyen, und segnet sie in seinem väterlichen Schooße, wenn sie mit Schlägen zurück gejaget werden. Es ist zu befürchten, daß unser Knollius noch lange lebt: Man kann aber gewiß glauben, daß er sich niemals ändern wird, da er sich in funfzig Jahren nicht geändert hat. Schon auf dem Dorfe bey seinem Vater war er der unerträgliche Bube, der mit Fäusten drein schlug, wenn ihm widersprochen ward: Noch in diesem Augenblicke ist er eben so ein kritischer Bengel, und verfolgt alle, die mit seinen gelehrten Grobheiten, die so unbedachtsam sind, ihm zu widersprechen. Ich freue mich, daß ich auch unter dem gelehrten Pobel Männer finde, die die Wahrheit meines Sprüchworts beweisen.

Diejenigen, welche eine bürgerliche Erziehung, oder der Mangel, oder der Geiz, oder der Hochmuth, oder alle diese Umstände zusammen nöthigen, zu arbeiten, diese sind immer ungerecht genug, zu behaupten, daß der Müssiggang eine sehr leichte Sache sey, daß aus demselben viel Schaden für das gemeine Wesen entstehe, und daß es ihnen ganz unbegreiflich sey, wie ein vernünftiges Geschöpfe Geduld genug haben könne, sein ganzes Leben, von den ersten

ſten Jahren an, bis in das höchſte Alter in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Auf dieſe Vorwürfe will ich nur mit wenigem im Namen der Müßiggänger antworten, da es zu viel Arbeit für ſie ſeyn würde, wenn ſie es ſelbſt thun ſollten.

Es iſt ungerecht zu ſagen, daß der Müßiggang eine leichte Sache ſey, Man betrachte nur die unruhige Wirkſamkeit der Seele, welche ſich beſtändig beſchäfftigen, beſtändig mit neuen Vorwürfen unterhalten, niemals, ſo gar im Schlafe nicht, ruhen will. Wie viel Arbeit gehört dazu, dieſe geſchäfftige Seele in eine ruhige Unempfindlichkeit einzuwiegen? Wie ſchrecklich muß einem Menſchen, der des Müßiggangs noch ungewohnt iſt, die traurige Ausſicht in das Leere des langen Tages ſeyn, welchen er beym Erwachen anfängt? Er wird es durch die Zeit gewohnt; er gähnt dem Tage entgegen, nährt ſeinen Körper, ſucht ſich in Geſellſchaft anderer Müßiggänger zu zerſtreuen, und freut ſich, wenn die erquickende Stunde kömmt, wo er ſich vor dem Getöſe der arbeitenden Welt in ſein Bette flüchten kann. Wie dieſer Tag iſt, ſo ſind die vielen tauſend Tage, die er zu leben hat. Bey einer ſolchen gedankenloſen Einförmigkeit würde ſich ein Engelländer hängen, aber ein ſich ſelbſt gelaſſener Deutſcher wird dabey fett. Iſt der Müßiggang ſo leicht, warum fliehen ihn diejenigen ſo ſehr, die dergleichen Vorwürfe machen?

Alſo iſt es nicht leicht, müßig zu gehen; ich will aber auch beweiſen, daß aus dem Müßiggange nicht allein gar kein Schaden für das gemeine Weſen entſteht, ſondern daß ſolcher demſelben ungemein vortheilhaft iſt. Die Stärke eines Landes beſteht in der Nahrung, das iſt ausgemacht; die meiſte Nahrung iſt da, wo das meiſte verzehrt wird, das iſt auch ausgemacht; und nirgends wird mehr verzehrt, als wo viel Müßiggänger ſind. Verlangt man davon Beweis? Ich will es nicht hoffen. So bald ein Müßiggänger aufſteht, ſo bald fängt er an zu verzehren, und kaut noch in dem Augenblicke, da er ſich, obwohl ſpät, zu Bette

te

te legt. Von den zwölf Stunden, die er wacht, werden achte mit Eſſen und Trinken zugebracht, und da er niemals ißt, wenn ihn hungert und niemals trinkt, wenn ihn dürſtet, ſo ſind es nur theure Spriſen und koſtbare Getränke, die er wählt, ſeinen Geſchmack zu reizen. Ein Mann, der durch Arbeit ſein Brodt verdient, lebt die meiſten Tage über ſparſam, und verthut gemeiniglich nur wenige Groſchen. Ein Müßiggänger hingegen, deſſen Vater ihm das Brodt verdient hat, wird mehr Thaler verzehren, als jener Groſchen braucht. Nun rechne man ſelbſt nach, (denn itzt rede ich nur mit denen, die rechnen) welcher von beiden dem Vaterlande am meiſten nützlich ſey. Ich will weder von dem übrigen Aufwande in Kleidung, in Spielen, noch von dem koſtbaren Viehe reden, das gemeiniglich ein vornehmer Müßiggänger zu ſeiner Geſellſchaft unterhält. Man ſieht hieraus deutlich, wie unentbehrlich die Müßiggänger dem Commerze ſind. Das wird man wohl ohne mein Erinnern verſtehn, daß ich nicht vom Pöbel, oder armen Müßiggängern rede; eben darum ſind dieſe zur Arbeit verdammt, weil ſie Pöbel und arm ſind: Nur von denen rede ich, welche entweder den guten Einfall gehabt haben, ſich von reichen Müttern gebären zu laſſen, oder denen die Vorſicht des Himmels eine reiche Frau gegeben, oder, welche die vornehme Kunſt verſtehen, das Vermögen anderer Leute zu verzehren.

Auſſer dieſem Nutzen, welcher dem Vaterlande durch dergleichen Müßiggänger in Anſehung des Conſumo, wie man es kunſtmäßig nennt, zuwächſt, iſt auch noch ein Vortheil, den die arbeitenden Mitbürger zu genieſſen haben. Dadurch, daß jene zu groß ſind, als daß ſie arbeiten ſollten, bleiben Aemter genug übrig, durch welche dieſe ihr Brodt verdienen können: Und wenn auch, wie es oft geſchieht, vornehme Müßiggänger wichtige Aemter bekleiden: ſo hat doch der Himmel, der alle ſeine Gaben ſo weislich eintheilt, gemeiniglich dasjenige, ſo er durch den Rang, und das Vermögen an ſie verſchwendet, ihnen wieder am

Ver-

Verstande abgebrochen, und dadurch sie in die Nothwendigkeit gesetzt, diejenigen zu Hülfe zu rufen, welche für sie und ihr Amt, gegen billige Bezahlung, Verstand genug haben.

Was ich hier mit wenigem berührt habe, ist weiter nichts, als ein kurzer Entwurf eines weitläuftigen Buchs, welches ich künftig unter dem Titel: Die schwere Kunst, müßig zu gehn, dem geliebten Vaterlande liefern werde, wenn mir der Himmel mein Leben und meine rechte Hand fristet. Itzt also will ich davon weiter nichts sagen, und nur diejenigen freundschaftlich warnen, welche immer so übereilend sind, auf den Müßiggang zu schmälen, und die Müßiggänger zu verachten; ohne zu bedenken, daß sie unrecht haben, und sich der Feindschaft so vieler Erlauchter und Hochwürdiger Müßiggänger aussetzen.

Der letzte Vorwurf ist noch zu beantworten übrig. Es können nämlich meine Gegner nicht begreifen, wie ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug habe, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an, bis in das höchste Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Ich kann es nicht läugnen, mir war es anfänglich auch ganz unbegreiflich; ich fragte also Ihro Excellenz, den Herrn Baron von ***, einen meiner größten Gönner und Beförderer, darum, welcher nunmehr, durch die Gnade des Himmels, und seines ererbten Vermögens, zwey und siebenzig Jahre rühmlichst müßig gegangen ist. Er lag eben auf dem Canapee, und rauchte Tabak, da ich ihn meinen Zweifel vortrug. Allein er lächelte mich mit einer faulen Miene an, und sagte: Sind sie auch so ein Narr, Herr Panßa! Wissen sie das noch nicht? Nach Tische will ich es ihnen sagen, wenn ich Zeit haben werde. Aber bis itzt hat er noch keine Zeit gehabt; und er wird verdrüßlich, wenn ich ihn an sein Versprechen erinnere. Ich muß also warten, bis die glückliche Stunde kömmt, wo er sich die Zeit nehmen wird, mir das grosse Geheimniß zu entdecken. Bis dahin müssen sich meine Leser gedulden; ich kann ihnen nicht helfen.

Damit

Damit ich aber doch etwas thue, so will ich der Welt eine kurze Nachricht von diesem patriotischen Müßiggänger geben. Sein Vater, welchen die Nachbarschaft nur unter dem Namen des alten Junkers kannte, war wegen seiner Wuchereyen berühmt. Er hielt die empfindlichsten Vorwürfe aus, um ein pro Cent mehr zu gewinnen. Sein Haus war ein Magazin von Geräthe, und andern Sachen, welche die Nothdürftigen in dasiger Gegend bey ihm, als Pfänder, versetzten. Durch beständige Processe gewann er bey nahe noch mehr, als sein Advocat: er stritt mit allen Nachbarn, und brachte die ansehnlichsten Familien an den Bettelstab. Mit einem Worte; er scharrte ein erstaunendes Vermögen zusammen, welches er seinem einzigen Sohne, meinem grossen Mäcenaten, hinterließ. Dieser kam auf die Welt, da sein Vater schon fünf und sechzig Jahr alt war. Die Feinde seiner Mutter, einer jungen, und liebenswürdigen Frau, hielten seine Geburt für sehr problematisch, und machten seinen Vater, nicht sowohl durch die Vorstellungen, daß er ein Hahnren seyn konnte, als vielmehr dadurch unruhig, daß er einen ziemlichen Theil seines Vermögens auf die Erziehung dieses ungezeugten Kindes würde verwenden müssen. In dieser ängstlichen Ungewißheit blieb er fast ein halbes Jahr, da er endlich merkte, daß dieses Kind sehr wenig Nahrung zu sich nahm, und wenn es am heftigsten weinte und schrye, dennoch den Augenblick beruhigt ward, und munter lächelte, sobald man mit einem Beutel voll Geld klirrte. Diese Sparsamkeit, und dieser natürliche Hang zum Gelde überzeugte ihn, wider alle Vorwürfe der Natur, daß dieses Kind sein leiblicher Sohn sey. Er freute sich über diese Entdeckung; er nahm sich großmüthig vor, seinem Sohne eine anständige Erziehung zu verschaffen, und ihn schreiben und rechnen zu lehren.

Dieses liebenswürdige Kind gab gar zeitig die deutlichsten Merkmaale von sich, daß ihn die Natur erschaffen habe, nichts zu thun. Er schlief beständig, und niemals

ruhiger,

ruhiger, als an der Bruſt ſeiner Amme. Mit dem erſten Jahre wollte man ihn entwöhnen; aber es war ihm viel zu muhſam, zu kauen: man ſahe ſich daher genothigt, ihn bis ins dritte Jahr zu ſtillen. Bis ins zehnte Jahr gängelte man ihn, weil er niemals lernen wollte, allein laufen, ſondern beſtändig im Stuhle ſitzen blieb. Um dieſe Zeit fieng er auch an zu reden, aber ſehr langſam; und noch itzt iſt ſeine Sprache ſo lallend, wie die Sprache eines Kindes; denn er glaubt, es entkräfte ihn zu ſehr, wenn er ordentlich, und vernehmlich rede. Des Wohlſtands wegen hielt man ihm einen Hofmeiſter, welcher ſehr ſcharfen Befehl hatte, das gute Kind nicht zu übertreiben, am wenigſten ſtrenge zu halten. Es blieb ihm alſo weiter nichts zu thun übrig, als dieſes, daß er ſeinen Schüler früh um zehn Uhr aufweckte, bis um zwölf Uhr anziehen ließ, über der Tafel für ſeine Nahrung ſorgte, nach Tiſche ſich neben das Canapee ſetzte, und von dem kleinen Junker, ſo lange er Mittagsruhe hielt, die Fliegen abwehrte, hernach Caffee mit ihm trank, ein paar Stunden ſpatzieren gieng, um ihn zum Abendeſſen vorzubereiten, und wenn auch dieſes überſtanden war, ihn endlich zu ſeiner Ruhe brachte. Dieſes waren die täglichen Beſchäfftigungen ſeines Hofmeiſters. Wie viel geſchickte Hofmeiſter würden in der Welt ſeyn, wenn man auch ſo billig wäre von ihnen weiter nichts zu fodern, als was der alte Junker von dieſem foderte! Ungeachtet dieſer ſpielenden Art zu unterrichten, war doch unſer junger Herr ſchon im achtzehnten Jahre ſo weit gekommen, daß er buchſtabiren konnte. Um deßwillen ſchickten ihn die Vormünder auf die hohe Schule, wo er drey Jahre lang ſchlief und aß; und nach rühmlichſt abſolvirten akademiſchen Studien, wie ihm alle Profeſſores, und Weinſchenken bezeugten, mußte er auf Reiſen gehen. Man packte ihn alſo, unter der Begleitung eines alten Kammerdieners, und eines erfahrnen Kochs, in einen ſehr bequemen Reiſewagen, und fuhr ihn faſt zwey Jahre, in Deutſchland, Frankreich, und den Niederlanden herum. Alsdenn ließ ihn ſeine gnä-

dige Mama nach Hause kommen, um zu sehen, wie sich ihr einziger lieber Sohn in fremden Landen gemästet habe. Man wog ihn den Augenblick, da er vom Wagen stieg, denn man hatte ihn bey seiner Abreise gewogen; und da fand man ihn, zum unaussprechlichen Vergnügen seines hohen Hauses, zwanzig Pfund schwerer, als vor zwey Jahren. Den nächsten Sonntag darauf mußten alle Bauern Gott danken, der diese Reise so augenscheinlich gesegnet hatte. Es gab in der Nachbarschaft leichtsinnige Gemüther, welche über diesen zwanzigpfündigen Segen spotteten; aber ich glaube nicht, daß sie recht thaten Wie viele von unsern jungen Edelleuten gehen in fremde Länder, und haben von ihren kostbaren Reisen so vielen Nutzen bey weitem nicht, als dieser hatte! Durch den Tod seiner Mutter, welcher kurz darauf erfolgte, sahe sich unser Junker genöthigt, die Verwaltung der Güter selbst zu übernehmen. Weil er aber noch itzt eben die gemächliche Lebensart führte, die er unter der Aufsicht seines Hofmeisters geführt hatte, so war es ihm nicht zu zu muthen, daß er sich um die Einnahme und Ausgabe selbst bekümmern sollte. Er trug also diese gemeine Arbeit einigen seiner Bedienten auf, und weil er sieht, daß ihm weder am Essen, Trinken, noch einiger Art der Bequemlichkeit etwas abgeht, so ist er mit ihrer Verwaltung sehr wohl zufrieden. Sie werden reich, und er wird fett. Das ist alles, was er wünscht; denn dazu ist er zu faul, daß er geizig seyn, und erst mühsam untersuchen sollte, wo seine Bedienten in so kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Vermögen gelangen können. Er hat sich niemals entschliessen können, zu heirathen; denn seine Lehnsfolger haben ihn bey aller Gelegenheit die schrecklichsten Vorstellungen gemacht, wie mühsam der Ehestand sey. Die schwerste Arbeit, die er in seinem Leben unternommen, und glücklich ausgeführt hat, ist diese, daß er in seinem funfzigsten Jahre Baron geworden ist. Aber auch diese hat ihn tausendmal gereut, wenn er an die unruhigen Zeiten des fürchterlichen Bernhards von Galen zurück gedacht,

und

und sich die Möglichkeit vorgestellt hat, daß bey einem allgemeinen Aufgebote der Ritterschaft er vielleicht mit aufsitzen, und als Baron sich an die Spitze stellen müsse, da er ausserdem, als ein gemeiner Edelmann, sich in dem dicksten Haufen unbemerkt verbergen können. Denn der Blutdurst ist sein Fehler nicht, ob er sich schon niemals ohne Harnisch malen läßt: und aus Liebe zur Ruhe, und einer guten Gemächlichkeit, bittet er Gott brünstig um die Erhaltung des lieben Friedens. Vor drey Wochen hat dieser ehrwürdige Greis sein zwey und siebzigstes Jahr angetreten, und den billigen Vorsatz gefaßt, den Rest seiner Tage in Ruhe zu zu bringen. Zu dem Ende hat er sich ein geraumes Canapee mit Stalfedern machen lassen, in welchem er von zehen Uhr des Morgens, bis Abends um acht Uhr wohnt, und unter Essen, Trinken und Tabakrauchen, in der Gesellschaft einiger artigen Möpse, seinen Tod ruhig erwartet. Das Einzige, was ich wünsche, ist dieses, daß ihm der Himmel nur so lange noch sein theures Leben fristen möge, bis er mir und meinen Lesern die schwere Frage aufgelöst hat, wie es möglich sey, daß ein vernünftiges Geschöpfe Geduld genug habe, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an, bis ins hohe Alter in einem ununterbrochenen Müßiggange zu zu bringen. Sollte ihn aber der Tod dahin raffen, ehe wir dieses von ihm erführen, so wird uns doch sein ungeschäfftiges Leben zu einem Beweise dienen, daß auch ein Müßiggänger in seinem Alter nichts thue, da er in seiner Jugend nichts zu thun gewohnt gewesen ist.

Der Satz ist sehr richtig, daß man schon in dem Knaben den Mann erblickt, und aus den Handlungen der Kinder mit einiger Zuverläßigkeit prophezeihen kann, was für eine Rolle sie bey zunehmenden Jahren und im Alter spielen werden. Mein Onkel ist ein alter Winkelschulmeister, und hat sich durch seinen Fleiß so beliebt gemacht, daß ihm fast die halbe Stadt ihre Kinder zur Unterweisung anvertraut. Dieser Gelegenheit bediene ich mich, Betrachtun-

aen anzuſtellen. Ich bin beſtändig unter dieſen Kindern, die ich mir durch kleine Gefälligkeiten verbindlich zu machen gewußt habe. Da ſie mich gewohnt ſind, und ich bey allen ihren kindiſchen Thorheiten freundlich bleibe, ſo verſtellen ſie ſich in meiner Gegenwart nicht, und ich erlange dadurch das Vergnügen, mit einem prophetiſchen Auge in die Nachwelt unſerer Stadt zu ſehen, und für ſie tauſend gute und ſchlimme Folgen zu entdecken, die andern, welche nicht ſo aufmerkſam ſind, ganz verborgen bleiben. Ja, ich bin ſo weit gekommen, daß ich mir getraue, mit einer ziemlichen Gewißheit zu beſtimmen, was wir in funfzig Jahren für neue Secten in der Kirche haben werden, wie es mit der Handlung ſtehen wird, welche Art vom Witze alsdenn mode ſeyn wird, und ob die Aemter auf dem Stadthauſe eben ſo unachtſam, und mit eben der Ungeſchicklichkeit, wie itzt, werden verwaltet werden. * Ich habe hiebey eben die Beluſtigung, die ein Menſch hat, der mit einem Sehrohre meilenweit neue Ausſichten und Gegenden entdeckt, die denen ganz unbekannt bleiben, welche bey ihren ſchwachen Augen nur wenige Schritte vor ſich hinſehen können. Da ich als ein wahrer Menſchenfreund, niemals ein Vergnügen allein genieſſen kann; So will ich auch dieſes mit meinen Leſern theilen, und ihnen von einigen Knaben die Charaktere beſchreiben, die ich an ihnen entdeckt habe. Sie können ſolche als moraliſche Aufgaben anſehen; denn ich überlaſſe ihnen das Urtheil, was für ein Mann aus einem jeden dieſer charakteriſirten Knaben werden dürfte.

Chriſtoph, der Junge eines Huſſchmidts, hat niederhangende Augenbraunen, unter denen er tückiſch hervor guckt. Er ſpricht wenig mit andern Jungen, mit ſich ſelbſt aber redet er beſtändig. Wenn er allein zu ſeyn glaubt, ſo ſtreichelt er ſich mit einer ſchmeichelhaften und beyfälligen Art

* Der Verleger erinnert hiebey, daß Herr Anton Panßa dieſes in J***, einem Städtchen in Weſtphalen ſchreibt, wie im Eingange dieſer Sprüchwörter angemerkt worden iſt.

Art auf den Backen, und heißt sich den groſſen Christoph. Wenn er zween Jungen auf der Gasse beysammen sieht; so glaubt er, daß sie mit Bewunderung von den Vocabeln reden, die er gestern in der Schule gelernt hat. Er weis mit einer wohlausgesuchten Unachtsamkeit den Donat, oder ein anderes Schulbuch vor der Werkstatt seines Vaters liegen zu lassen, damit die Vorbeygehenden merken sollen, daß in diesem Hause der gelehrte Junge wohnt, der lateinisch lernt. Vor ein paar Wochen warf dieser Bube dem Capellan vor, daß er in der Kinderlehre den Spruch unrichtig gebetet habe, und so bald er nach Hause kam, erzählte er es seiner Mutter mit groſſem Geschreye, daß er den Spruch besser beten könne, als der Magister. Schreiben kann er noch nicht, denn er ist erst neun Jahr alt: dem ungeachtet schmiert er sich beständig Dinte an die Finger, damit die Bürger glauben sollen, Schmidts Christoph könne schon schreiben. Ja er geht so weit, daß er Dintenflecke in die Wäsche macht; und als ihm seine Mutter unlängst dieses mit ein paar Ohrfeigen verwies, so war der kleine Schurke so boshaft, daß er sie mit einer verächtlichen Miene ansah, und ihr vorwarf, sie rede wie der unwissende Pöbel, der es auch nicht besser verstehe. Nichts thut er lieber, als daß er mit der Feder ein Blatt Papier voll gritzelt, und mir sodann mit einer tiefen Verbeugung solches überreicht, wobey er mich allemal mit den Worten anredet: Nach Stand und Würden geehrter Leser. Ich gebe ihm gemeiniglich dafür einige Kreuzer, und lasse mir erklären, was er eigentlich geschrieben haben wolle. Im Anfange schrieb er nichts, als Gesangbücher. Hiebey hätte er gar wohl können stehen bleiben, da es groſſe Männer giebt, die auf die Unsterblichkeit einen Anspruch machen, wenn sie die christliche singende Gemeine mit einem vermehrten, und verbesserten Gesangbuche irre gemacht haben; Aber mein ehrgeiziger Christoph gieng weiter. Denn da er das kleine a. b. c. schreiben konnte, so schmierte er einen Bogen in Quart voll, und sagte, er überreiche mir

den erſten Band ſeiner Herzenspoſtille. So viel muß ich ihm nachrühmen, daß ich dieſen Bogen durchſehen konnte, ohne zu gähnen, und ohne zu ſchlafen: Ich vergaß aber damals, ihm ſeine gewöhnlichen zween Kreuzer zu geben, welches dem Buben dergeſtalt ärgerte, daß er allen Leuten ſagte: Herr Anton Panßa iſt ein Feind der Geiſtlichen, und kann nicht einmal Geſchriebnes leſen. Noch weit ſchlimmer gieng es in voriger Woche einem von ſeinen Mitſchülern, welchem er einen vollgekritzelten Zeddel wies, und ihn bereden wollte, es ſey ein Kalender, den er geſchrieben habe. Weil aber dieſer arme Knabe in ſeiner Einfalt ſagte, das wäre nur ein Wiſch, und kein Kalender; ſo drückte ihn Chriſtoph unter ſich, (denn handfeſte iſt Chriſtoph) und prügelte ihn unbarmherzig, damit er geſtehen ſollte, es ſey ein Kalender; und weil er das nicht thun wollte, denn gemeiniglich ſind die Leſer eigenſinnig, ſo kniete er ihm auf den Leib, und wollte ihn mit geballter Fauſt zwingen, das Blatt zu freſſen; ja er ſtopfte es ihm bereits ins Maul, als ich unverhofft dazu kam, und den unſchuldigen Knaben rettete. Was glauben meine Leſer, was wird wohl aus dieſem Chriſtoph mit der Zeit werden?

Der Herr Fiſcal, mein Nachbar, hat zween rothköpfigte Jungen, über die ich mir viel Sorge mache. Der älteſte wird ungefähr funfzehn Jahr alt ſeyn. Er weis mit einer gefälligen Art ſich in allen Häuſern einzuſchmeicheln, und dieſes thut er nur in der Abſicht, ſeiner neugierigen Mutter ins Ohr zu ſagen, wo friſche Kuchen gebacken werden, in welcher Familie Caffeebeſuch erwartet wird, ob es wahr iſt, daß jener Nachbar ſeine Frau prügle, und was eigentlich die Urſache ſeyn müſſe, warum dieſe oder jene Frau ihre Magd mit Ohrfeigen aus dem Dienſte gejagt hat. Alle dieſe gleichgültigen Zeitungen gewinnen in dem Munde dieſes kleinen Spions ein boshaftes Anſehen; und er hat ſich von ſeiner horchenden Mutter bereits alle die vielbedeutenden, und richtenden Mienen angewöhnt, welche ſie bey der Anhörung eines neuen Märchens macht. Dieſe

Mie-

Mienen machen seine Erzählungen doppelt gefährlich, weil man gaben lachen muß. Kann er seiner Mutter keine neuen Klatschereyen von andern Familien erzählen, so geht er in fremde Häuser herum, und macht seine eigne Mutter lächerlich.

Der andere Junge, welcher erst vor ein paar Monaten ins vierzehnte Jahr getreten ist, scheint mir noch weit gefährlicher zu seyn. Er hat durch seine Schmeicheleyen das Herz meines Onkels, seines Schulmeisters, so einzunehmen gewußt, daß er die Schule mehr regiert, als mein Onkel. Schon itzt ist er ein vollkommner Tartüffe. Er begeht alle Bosheiten, deren ein Knabe von seinem Alter fähig ist, und dennoch heißt ihn der Schulmeister beständig seinen lieben Sohn, sein bestes Kind. Er hat ihm um deßwillen aufgetragen, in seiner Abwesenheit auf die übrigen Knaben Acht zu geben, und es ihm treulich zu hinterbringen, wenn einer oder der andere nicht stille sitzt, und kindische Ausschweifungen begeht. Dieses Amt macht den Buben dem ganzen Haufen schrecklich, und er misbraucht es eben so, wie mancher fürstliche Bediente, dem die Aufsicht über einen Theil des Landes aufgetragen ist. Die Jungen, die ihn vordem gerauft, oder ihm den Hut vom Kopfe geschmissen haben, verfolgt er unbarmherzig. Eine Rache ist ihm zu wenig: dadurch wird er noch nicht besänftigt: er rächt sich, so oft er kann. Merkt er, daß einer von ihnen Nüsse, oder Aepfel im Schubsacke hat, so stellt er ihm so lange nach, bis er ihn auf einem Versehen ertappt, und alsdenn ist nichts möglich, diesen Unglückseligen von der Anklage zu retten, als wenn er ihm seine Nüsse und Aepfel aufopfert, die er gleichwohl mit der grossen Miene eines Richters annimmt, welcher sich bestechen läßt, und doch auf den Schein einer unpartheyischen Gerechtigkeit eifersüchtig ist. Seine Leichtfertigkeit geht so weit, daß er anfänglich die boshaftesten Streiche anstellt, und sodann mit der heuchleeischen Miene, als ob es ihn bitterlich gereue, sich selbst anklagt, um seine Gespielen in Strafe zu brin-

bringen. Wenn einer von ihnen wegen einer That gezüchtiget werden soll, deren er noch nicht überwiesen ist; so ist dieser verrätherische Bube allemal bereit, wider ihn zu zeigen. Findet er gar keine Gelegenheit, diesen oder jenen zu verklagen, so reißt er selbst einige Blätter aus dessen Buche, und verklagt ihn wegen dieser Unordnung beym Schulmeister. Vor kurzen ward er über einer solchen Bosheit ertappt. Der ganze Haufe seiner Mitschüler wachte wider ihn auf öffnete dem alten Lehrer die Augen, und entdeckte diesem eine ganze Menge von Bosheiten, die er bisher niemals hatte glauben wollen. Mein Alter gerieth in die grimmige Wut eines verspotteten Lehrmeisters. Er faßte ihn bey den Hosen, und stäupte ihn vor den Augen der jauchzenden Schüler, von denen einige so dienstfertig waren, ihn zu halten, um ihm die Strafe besser fühlen zu lassen. Was sollte der arme Inquisit thun, da er überzeugt war, und sich weder entschuldigen, noch retten konnte? Er hielt seinen Schilling bur[illegible] aus, kroch zu den Füssen seines beleidigten Lehrers, gestand sein Verbrechen, versprach Besserung, und bat es ihm mit Thranen ab. Das that er, um das Vertrauen dieses leichtgläubigen Alten, und seinen vorigen Posten wieder zu erlangen, damit er sich an denen rächen konne, welche itzt über ihn triumphiret hatten. In wenig Tagen ward er wieder der vertraute Liebling, der er sonst gewesen. Nun ist er seinen Mitschülern weit gefährlicher, als iemals. Es ist keine Art der Verfolgung, die er nicht wider sie ausübt. Mein Onkel ist ein Liebhaber von jungen Tauben; der Böswicht weis das, und drehe ihnen allen in einer Nacht die Hälse um. Den Morgen darauf wird eine scharfe Untersuchung angestellt. Unser Tartüffe tritt auf, und zeiht die That dem Sohne eines Barbiers, dessen unversöhnlicher Feind er ist, weil dieser bey der grossen Execution ihm die Hosen gehalten hatte. Was für Ungerechtigkeiten wird dieser Knabe in zwanzig Jahren begehen, wenn er Stadtschulze werden sollte!

Ich

Ich rauche in müßigen Stunden eine Pfeife Tabak bey einem Würzkrämer, welcher eine ziemliche Anzahl Kinder hat. Unter diesen bin ich besonders auf zween Knaben und ein Mädchen aufmerksam.

Der älteste von ihnen ist ein stilles und fleißiges Kind, welches alle Tage seinen Spruch lernt, weil ihm die Mutter für ieden Spruch einen Pfennig giebt. Er bekömmt auch bey andern Gelegenheiten einige Groschen in seine Sparbüchse, die er sehr sorgfältig sammelt, an statt daß seine übrigen Geschwister ihr Geld vernaschen. So oft er aus der Schule kömmt, zählt er nach, ob er sein Geld noch beysammen hat. Er ist in der Kunst, reich zu werden, schon so weit gekommen, daß er einige mal den Bettelleuten den Kreuzer, so er ihnen bringen sollen, untergeschlagen, und ihnen nur einen Heller vor die Thüre gebracht hat. Ein alter Bürger, sein Pathe, der auf Pfänder leiht, hat unaussprechliche Freude über die gute Wirthschaft dieses Knabens. Um ihn besser aufzumuntern und zugleich seinen Scherz mit ihm zu haben, borgt er ihm von Zeit zu Zeit gegen schriftliche Versicherung einige Groschen auf ein paar Wochen ab, und zahlt sie ihm sodann in neuen Münzen, mit einer starken Interesse zurück. Dadurch ist der Junge schon so weit gekommen, daß er von Agio, von pro Cent, von Versicherung, und Wechselrechte plaudert.

Sein jüngerer Bruder ist ein munterer Kopf, und zugleich der feinste Bösewicht, den man unter Kindern von zwölf Jahren suchen kann. Er borgt ihm einige Kreuzer ab, und verspricht ihm nebst richtiger Bezahlung, die Interessen an Kuchen und Obste zu geben; Er zahlte auch die Interessen einige Tage richtig, weil er beredt genug war, seinem übrigen Geschwister solche abzuschwatzen. Im Kurzem waren sie diese Freygebigkeit überdrüßig. Die Interessen blieben also aussen, und der Gläubiger drang auf die Bezahlung. Was soll unser junger Schuldner in dieser Angst thun? Er hat von dem alten Nachbar gesehn, daß man ein Blatt Papier giebt, welches ein Wechsel

heißt: Er thut daher seinem wuchernden Bruder den Vorschlag, daß er ihm das übrige Geld gegen Wechsel auch leihen solle, verspricht ihm dafür, nebst reichen Interessen, alle Zahlpfennige, die er von den andern Jungen gewinnen werde, und nebst den Zahlpfennigen alle Tage einen Apfel. Diese Vorschläge gefallen; der ältere Bruder leiht ihm, in der Hoffnung eines so ansehnlichen Gewinnstes, die ganze Sparbüchse, und erhält dafür ein mit Dinte beschmiertes Zeddelchen, ungefähr von der Grösse, wie die Wechselbriefe des Pathens gewesen waren. Endlich rückte die Verfallzeit heran; aber da war keine Möglichkeit, weder Capital, noch Interessen zu bezahlen. Der betrogene Gläubiger klagte es seinen Aeltern, und bescheinigte seine Foderung mit dem ausgestellten Wechsel, von dem aber sein Bruder durchaus nichts wissen wollte. Ich war eben zugegen. Der Vater lachte über diese leichtfertigen Betrügereyen, ich aber erschrak ungemein, weil ich bey beiden die Folgen übersah, die ihre Wucherey und ihre Verschwendung in künftigen Jahren haben würde. Inzwischen entschied sich, auf mein Parere, der ganze Concurs mit ein paar Ohrfeigen, die Kläger und Beklagter zu gleichen Theilen bekamen.

Ich war aber doch neugierig, zu erfahren, wo dieser kleine Bankeruttirer das erborgte Capital hin gethan hatte; und die Schuld kam auf seine jüngere Schwester, welche der Knabe unendlich liebte. Diese hatte ihm mit guten Worten, oder im Spielen, oder auch unterm Vorwande, sich einige Tändeleyen zu kaufen, das meiste von dem geborgten Gelde abzuschwatzen gewußt, und, wenn er etwan einmal unerbittlich war, ihm gedroht, der Mutter zu entdecken, daß er einen Theil davon vernascht habe. Ich erstaunte über diese gewinnsüchtige Bosheit, so sehr ihre Mutter darüber lachte. Ich drang mit Ernst darauf, daß das Mädchen vorgefodert werden mußte. Sie trat ganz unerschrocken in die Stube, läugnete die ganze Anschuldigung, fuhr ihrem diensfertigen Bruder, der sie verrathen

hatte,

hatte, nach den Augen, und trotzte auf ihre Unschuld. Endlich ward ihre Sparbüchse geholt, und hier fand man das Corpus delicti. Ich, als ein strenger Richter, that den Ausspruch, daß sie dem ältern Bruder das Geld wieder geben, und ihm einen Theil seines übrigen Verlusts ersetzen sollte. Sie zitterte über mein Urtheil, das ich sogleich selbst vollzog, und sie bezeigte sich dabey so jämmerlich, als sich die Frau eines bankerutten Kaufmanns kaum bezeigen kann, welche durch ihren Aufwand, und Eigennutz ihn in dieses Unglück gestürzt hat, und wider alle Landesgesetze, und Gewohnheiten nunmehr angehalten werden soll, mit ihrem zusammengeplünderten Vermögen die betrognen Gläubiger zu bezahlen.

Ich hoffe, es soll meinen Lesern nicht schwer fallen, zu errathen, was für Rollen diese drey Geschwister in ihren ältern Jahren spielen werden. Ich vergnüge mich oft durch die Unterredung mit einem Knaben, der bereits in seinem dreyzehnten Jahre alle Eitelkeiten eines Theatermarquis hat. Er beschäfftigt sich beständig mit der Erhaltung seiner glatten Haut, er lockt seine gelben Haare sorgfältig, und kleidet sich so reinlich, als es die Armuth seiner Aeltern erlaubt. Er lächelt immer, er verliert niemals seine kleine erobernde Mine, und so gar alsdenn sieht er noch süsse und zärtlich aus, wenn er meinem alten Onkel in seine stäupenden Hände fällt. So bald er einige Kreuzer zusammen gespart hat, so kauft er sich ein Bändchen, oder eine andere dergleichen Tändeley. Er geht sehr ehrerbietig und geheimnißvoll damit um; und wenn er endlich die andern Jungen neugierig gemacht hat, so läßt er sich mit vieler Mühe das Geheimniß ablocken, daß dieses Bändchen ein vertrautes Geschenk von Nachbars Lieschen sey. Er geht oft in Gedanken, sieht traurig aus, und seufzet; zu einer andern Zeit stolvert er triumphirend durch die Gasse, und läßt die armen Mädchen verzweifeln. Ich bin sein Vertrauter. Er entdeckt mir alle Anfälle, die die Mädchen auf ihn thun, und weil ich weis, daß diese Art von Narren

ren nicht leicht anders, als durch die Zeit zu beſſern iſt, ſo laſſe ich ihn ruhig in dieſer Narrheit, damit er nicht in eine noch gröſſere fallen möge. Die einzige Sorge, die ich mir dabey mache, iſt ſeine Dreiſtigkeit, mit welcher er ſich in die Geſellſchaft von Mädchen drängt, bey denen er oft, und beſonders ſeit einigen Wochen, ſo unverſchämt wird, daß die Mädchen im Ernſte anfangen, ihn lieb zu gewinnen. Eine von ihnen, die ungefähr in ſeinem Alter ſeyn wird, iſt ſchon ſo weit verführt, daß ſie ihn vorgeſtern ſehr verſichtig auf die Hand ſchlug, und den loſen Chriſtel hieß.

Damit ich dieſen ſiegenden Cordon ein wenig in der Demüthigung erhalte; So bediene ich mich der Großſprecheren eines andern Knaben, den ich wider ihn zum Nebenbuhler aufhetze. Dieſer beſitzt bey der gröſten Feichherzigkeit, dennoch, wie gewöhnlich, die Gabe, alle Welt zitternd zu machen. Wenn er auf der Gaſſe geht, ſo drückt er ſeinen Strohut tief ins Geſicht, iſt in ſeinem Anzuge unordentlich, und fährt allen Jungen in die Haare, die ſchwächer, oder noch furchtſamer ſind, als er. Er iſt ſo ſinnreich, daß er ſich alle Vorfälle zu Nutze machen, und neue Beweiſe ſeiner Tapferkeit daher nehmen kann. Er mag nun von der Treppe herab gefallen, oder von der Mutter blau geprügelt worden ſeyn, ſo erzählt er die Sache allemal zu ſeinem Vortheile, und verſichert ſeine Mitſchüler mit männlichen Schwüren, daß er dieſe Striemen bekommen, als er ein gewiſſes Mädchen, das er nicht nennt, einem gewiſſen Jungen, den er auch nicht nennen will, vor einer gewiſſen Hausthüre, die ſie wohl ſelbſt errathen würden, abgejagt, und ſie im Triumph nach Hauſe geführt habe

Ich hoffe, durch dieſe Exempel bewieſen zu haben, daß zwiſchen dem Knaben und dem Manne kein Unterſchied iſt, als die Gröſſe, und daß man ſchon aus ſeinen kindiſchen Handlungen die Thorheiten, oder auch die Bosheiten beſtimmen kann, durch die er ſich bey zunehmenden Jahren lächerlich, oder verhaßt machen wird. Meine Leſer werden ſich eine ganz beſondere Art des Vergnügens verſchaffen,

wenn

wenn sie mit kritischer Aufmerksamkeit, eben so, wie ich es in der Schule meines Onkels thue, auf ihre eignen Familien, oder auf die Kinder anderer Leute Acht haben, und urtheilen, was sich die Nachwelt von diesen jungen Bürgern zu versprechen habe. Vielleicht hat so dann diese Aufmerksamkeit auch den Nutzen, daß man die Fehler dieser Kinder durch eine desto sorgfältigere Erziehung zu bessern sucht.

Gut macht Muth.

Da das Geld alle Verdienste in sich begreift, deren ein Mensch fähig ist; so ist auch nichts natürlicher, und billiger, als der Stolz eines Menschen, welcher dergleichen baare Verdienst besitzt. Dieser einzige Umstand macht den wesentlichen Unterschied zwischen einem vernünftigen Geschöpfe, das reich, aber geizig ist, und zwischen einem Maulesel, der die Schätze seines Herrn auf dem Buckel trägt. Dieser versteht die Kraft seiner Schätze nicht, und eben um deßwillen hängt er die demüthigen Ohren: Jener versteht die Verdienste, die auf dem Gelde ruhen, und deßwegen verachtet er die Armen.

Das Urtheil der ganzen Welt rechtfertigt den Stolz des Reichen. Er wird geliebt; man bemüht sich, seine Freundschaft zu gewinnen; man verehret, man vergöttert ihn. Er ist von geringem Herkommen; aber er ist reich. Seine Aufführung ist so niederträchtig, wie seine Erziehung; aber er ist reich. Wenn er lacht, so lacht er wie ein Thor, und wenn er seine wichtige Amtsmiene annimmt, so sieht er wie ein Narr; aber er ist reich. Seine Bosheit, mit welcher er das Armuth niederdrückt, seine Ungerechtigkeit verdiente den Strang. Kleinigkeiten! Nur ein Mensch, der die Welt nicht kennt, wird so einfältig urtheilen. Gargil, denn ich weis es doch, du meynst Gargilen,

Gar-

Gargil, der Sohn des vergeßnen Tagelöhners, ist hochgeboren, wohlgesittet, witzig in seinem Scherze, und verehrungswürdig in seinen Geschäfften; ein Vater der Armen, ein Patriot: Denn Gargil ist ein Herr von Millionen!

Aber ein Unglücksfall, oder die Gerechtigkeit, welche nie zu spät erwacht, raubt diese Millionen dem trotzigen Gargil, und macht ihn ärmer, als sein Vater war: Was glaubt die Welt nun von ihm? Man erschrickt über seinen Fall; man verflucht sein Andenken, und morgen ist er vergessen!

Ein sichrer Beweis, daß man alle diese Schmeicheleyen seinem Gelde, und nicht eine einzige seiner Person gemacht hat. That Gargil wohl unrecht, wenn er sich Mühe gab, seine Schätze zu häufen; wenn er nur auf seine Schätze stolz war; wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftigen Geschöpfe gehörten, die seine Achtung und Vorsorge verdienen könnten?

Ich habe angemerkt, daß man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und sammeln, die unbarmherzigsten Spöttereyen vorbringt. Nie ist der Gelehrte und der Ungelehrte in seinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es ist hiebey eine sehr grosse Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, sondern die Welt ist an allen diesen Thorheiten Schuld. Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch seine Vorsorge tausend Familien glücklich zu machen sucht, welcher an seinen eignen Vortheil zuletzt, und zuerst an das Wohl dererjenigen denkt, die seiner Aufsicht empfohlen sind; wüßte die Welt diese Verdienste nach Würden zu schätzen; So würde Gargil sich eben so viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig, und großmüthig zu seyn. Es ist allemal leichter, tugendhaft zu seyn, als durch Laster sich empor zu schwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bey seinen Handlungen empfin-

empfindet, ist der angenehmste Lohn, von welchem der Lasterhafte nichts weis, und dessen Grösse ihm doch, mitten in seiner Pracht die empfindlichsten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groß und angesehn zu werden; und er kam in eine Welt, welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die stillen Tugenden eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge hielt. Wer hatte nun die meiste Schuld? Gargil, oder die Welt?

Diese ungerechten Vorurtheile der Welt sind Ursache, daß die Tugend allemal schüchtern zurücke tritt, und in dem Getümmel der reichen Thoren sich verdrängen lassen muß. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott, und seinen Fürsten kennt, der diese Pflichten sorgfältig beobachtet, der sie andre lehrt, der durch diese Lehren und sein Exempel dem Staate tausend gute Bürger schafft: Dieser rechtschaffne Mann lebt unbemerkt, und stirbt unbeklagt; denn er ist arm. Er hatte nicht Muth genug, sich der Welt zu zeigen, denn seine und anderer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daß die Welt ihn verachten müsse, so bald sie ihn erblicke.

Es kann dieses genug seyn, zu beweisen, daß das Sprüchwort: Gut macht Muth, sehr gegründet ist. Zugleich habe ich die Ursache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen eifersüchtig zu seyn, so bin ich so gerecht gewesen, zu zeigen, daß die Schuld nicht sowohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: Ich glaube, ich habe alles gethan, was man von einem unpartheyischen Moralisten verlangen kann. Nun will ich auch die andre Seite von meinem Sprüchworte ansehen, und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug, und in Gesellschaften vielmals weit unerträglicher sind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer ist der schmuzige Cyniker, welcher dort an seinem Pulte die Nägel kaut, und mit einer bittern Wut lächelt? Es ist der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um

sich

ſich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerriſſener Mantel bedeckt ein ſtolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er iſt eben derjenige, der am meiſten wider die eifert, welche Verdienſte nicht belohnen, da ſie doch die Gewalt hätten, ihn aus ſeinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, und Glück, und Geſchicklichkeit, ſich durch Fleiß und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er ſpottet alſo über die Pracht der Groſſen, und nennt ſie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben dieſe Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich zu ſeyn? Verſteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unſer Timon beſſer verſteht, als ſeine Mutterſprache? Die Sitten der Griechen ſind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal, und laßt euch mit ihm an ſeinem Pulte in eine Unterredung ein: Er wird eure Unwiſſenheit beſchämen; er wird euch mit Syllogismen ſtumm machen, die ihr nicht einmal zu nennen wißt. Ihr werdet auf ſeiner Studierſtube eben ſo unwiſſend und albern vor ihm da ſtehen, als er in eurer Antichambre vor euch zittert. Sind dieſes nicht Verdienſte genug, welche belohnt werden ſollten, welche dem Timon ein Recht geben, bey ſeiner gelehrten Armuth ſtolz zu ſeyn, und Muth genug zu haben, die Eitelkeit der prächtigen Elenden zu verachten, welche weder Griechiſch noch Latein verſtehn, welche den Hektor für eine groſſe Dogge halten, welche ſich einbilden, bindig zu denken, und doch nicht einmal wiſſen, in welcher Form ſie denken, welche bey aller dieſer Unwiſſenheit dennoch das prächtige Glück genieſſen, das nur der weiſe Timon genieſſen ſollte, wenn der Himmel gerecht und die Welt erkenntlich wäre? Mitten in ſeiner Armuth iſt Timon ſo muthig, daß er mit dem Himmel und der Welt zankt; daß er auf ſein Elend ſtolz iſt, von welchem er ſich nicht los zu wickeln weis.

Man glaube nur nicht, daß Timon beſtändig ſo groß-müthig gedacht hat. Der erſte Schritt, den er aus der

Schule

Schule in die Welt that, war, seinem Wünschen und seiner Einbildung nach, der Schritt zu Reichthum und Ehre. Er kroch bettelnd vor den Füssen dererjenigen herum, die itzo sein pedantischer Stolz verachtet. Er suchte ihren Beyfall auf eine niederträchtige Art zu gewinnen. Er rühmte ihre Verdienste, und ihren Verstand; zwo Sachen, die er ihnen itzt gar abspricht. Die Sprache der Götter, welche bey uns der Misbrauch zur Sprache der Bettler gemacht hat, war diejenige, die er mit ihnen am liebsten redete, weil sie gemeiniglich baar bezahlt wird. Er beunruhigte die Asche der alten Helden, um wenigstens einen zu finden, mit dem er seinen Mäcenat vergleichen könnte. Nur der Nachwelt sang er dessen Ruhm vor: Die Nachwelt horchte erstaunt, wenn er sang; und sein unempfindlicher Mäcenat schlief darüber ein. Mit einem Worte: Timon erlangte seinen Zweck nicht. Er schmeichelte zwar, aber nicht in der Sprache des Hofs; die Sprache eines Pedanten war es. Dieses machte ihn lächerlich; und weil er nicht leiden wollte, daß man über ihn spottete, und ihn mit seiner Weisheit zum Narren machte; (ein Weg, welcher zu seinem Glücke der nächste hätte seyn können:) so verließ er murrend den undankbaren Hof, verschloß sich bey seinem Pulte, fühlte seinen Hunger, aber auch seinen Werth, hüllte sich also stolz in seine eigne Gelehrsamkeit ein, und verachtete den erlauchten Pöbel; denn so nannte er diejenigen, deren Glück er besungen hatte, und nunmehr beneidete. Zwar anfangs kam es ihm schwer an, etwas zu sagen, was wider seine eigene Empfindung war: Aber die fortdauernde Verachtung, und die Gewohnheit, dergleichen täglich zu sagen, hat es bey ihm so weit gebracht, daß er sich beredet, er eifre mit Ueberzeugung, und aus einer philosophischen Großmuth. Nun ist er bey seiner Armuth stolz, und verachtet alle diejenigen, welche im Ansehen und Ueberflusse leben.

Diese Anmerkung ist der wahre Schlüssel zu den meisten Satiren wider den Reichthum, und das Glück der Grossen.

Diejenigen, welche reich gewesen, und durch verschiedne Unglücksfälle arm geworden sind, gehören auch zu denen, die wider den Reichthum eifern. Sie haben ihre Schätze verloren; aber den Muth haben sie noch behalten, andre zu verachten. Wider die Armen dürfen sie ihre Verachtung nicht äussern; denn sie sind selbst arm geworden: Sie verachten also die Reichen, wie Timon, und mit viel stärkerer Bitterkeit, als er, da sie wirklich dasjenige genossen haben, was jener nur wünschte. Das traurige Andenken ihres vorigen Glücks macht sie wütend, so, wie der Haß eines Renegaten weit unversöhnlicher ist, als der Haß eines gebohrnen Muselmanns.

Zu diesen beiden Exempeln von dem Muthe der Armen, will ich noch das dritte nehmen.

Ein Mann, der seine Pracht nur durch das erborgte Geld seiner betrognen Gläubiger unterhält, ist, wie mich dünkt, unendlich ärmer, als ein Mann, der gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden hat; und dennoch ist der Muth dieses prächtigen Armen weit unerträglicher, als der Muth eines Reichen.

Ich rede hier von jenem Manne, der die vornehme Kunst gelernt hat, die Einfalt, oder auch den Wucher seiner Mitbürger zu nutzen, und Geld zu borgen, ohne das Vermögen, oder auch nur den Willen zu haben, es jemals wieder zu bezahlen. Anfangs gab er sich Mühe, sich den nöthigen Credit durch eine ordentliche und eingeschränkte Wirthschaft zu erwerben. Es gelang ihm, und man hielt ihn für reich, weil er beständig über schwere Zeiten, und die geringe Verlassenschaft klagte, die er von seinen Aeltern überkommen hätte. Er läugnete nicht, daß er Schulden habe, allein er brauchte die Vorsicht, daß er im Stillen borgte, und mit vielem Geräusche dadurch alte Schulden bezahlte. Dieses öffnete ihm die Beutel seiner Freunde, seiner Clienten, und aller Wucherer. Nun fieng er an, seine Mienen zu ändern. Er verschwendete mit grosser Pracht. Seine Freunde genossen seine Verschwendung,

und

und zogen ihren Beutel zurück. Seine Clienten zuckten die Achseln, und verloren dadurch ihren Mäcenaten, ihr Geld und ihre Hoffnung. Aber die Wuchrer drängten sich zu ihm, und hofften bey seinem Untergange Beute zu machen, so, wie etwan ein christlicher Räuber am Strande, unter dem Schutze seiner Gesetze unglückliche Reisende plündert, welche an seinem Ufer gescheitert sind.

Aber die Wuchrer haben an ihm einen Mann gefunden, der ihrer werth ist. Sie fodern ihr Geld, aber eher werden sie den Proteus fest halten, als diesen Schuldner. Er empfängt sie mit offnen Armen, oder er läßt sich auch verläugnen; er schmeichelt, er ist trotzig; er bittet freundschaftlich, er trotzt; er küßt sie, er wirft sie auch wohl die Treppe herab; er zeigt ihnen neue Hoffnung, oder auch den grossen Verlust: Alles, wie er es nach Beschaffenheit der Gläubiger, und der Zeit für gut befindet. Nun weis alle Welt, daß er ein Betrüger ist; aber für desto nöthiger hielt er es nunmehr, durch einen unverschämten Hochmuth sein schlechtes Spiel zu verstecken. Er wirft sich mit einer stolzen Miene in seinen vergoldeten Wagen, und rollt durch die Gassen der Stadt. Der ehrliche Handwerksmann, dem er den Wagen noch nicht bezahlt hat, bückt sich demüthig vor seinem Wagen, und kaum wird er gesehn. Er fährt vor dem Laden des Kaufmanns vorbey, den er in voriger Messe um das reiche Kleid betrog, das er itzt an hat. Der Kaufmann grüßt ihn trotzig; aber sein vornehmer Schuldner lächelt ihn freundschaftlich an; denn im künftigen Monate ist grosse Balla, und er braucht ein neues Kleid. In diesem Augenblicke kömmt der Prinz gegangen. Unser Hofmann springt aus dem Wagen, küßt ihm die Hand, und sagt ihm eine wichtige Kleinigkeit ins Ohr; der Prinz lächelt und geht fort. Das sieht der unzufriedne Kaufmann. Einen Herrn, den der Prinz anlächelt, muß man zur Kunde behalten. Er grüßt Ihro Excellenz demüthig, und bedauert, daß seine Waaren ihm gar nicht mehr anständig sind. Dieser eigennützige Wunsch wird

endlich in Gnaden erhört, und ein neues Kleid ausgenommen, und ihm zwar kein Geld, aber neue Versicherung vom Schutze und hohem Wohlwollen gegeben. So mächtig ist dieser Elende, welcher weit ärmer ist, als sein Bedienter.

Ich erinnere mich bey dieser Geschichte eines Gesetzes, welches, nach unsern Familiennachrichten, mein Urältervater, Sancho Panßa, seinen glücklichen Unterthanen zu Barataria geben wollte. Schon am ersten Tage seiner Regierung hatte er wahrgenommen, wie nachtheilig dem gemeinen Wesen dergleichen Schuldner sind, welche durch ihre Person, und ihre Art zu leben, dieser Betrügerey ein verführerisches Ansehn zu geben wissen. Der Handwerksmann verliert seinen nothdürftigen Unterhalt, und wird wider seinen Willen unter eine Last von Schulden gedrückt, die er niemals bezahlen kann, und doch ehrlich zu bezahlen wünscht, weil er ein armer Handwerksmann ist. Der Credit, welcher in einer Handlung so unentbehrlich ist verliert sich, so bald es erlaubt ist, ungestraft zu betrügen. Die Gesetze werden stumm, und endlich verachtet. Der grosse Sancho sahe dieses, und stampfte dreymal mit seinen krummen Füssen; und dreymal strich er sich zornig den Bart, und schwur bey der heiligen Hermandad*, dieses schändliche Geschlecht zu demüthigen, ja, wo möglich, von seiner Insel zu vertilgen. Er würde es gewiß gehalten haben; aber diese Feinde waren ihm zu mächtig. Man erfuhr sein Vorhaben; und die größten Häuser verschwuren sich wider ihn. Mit einem Worte: der patriotische Sancho mußte fliehen. Die Welt weis diese traurige Geschichte seiner Flucht; mir ist es zu empfindlich, sie zu erzählen. Aber ich, als sein Nachkomme, bin es seinem Andenken schuldig, das Project bekannt zu machen, das ich wegen dieses rühmlichen Vorhabens unter meinen Papieren finde. Er wollte nämlich, daß die Gläubiger eines solchen allgemeinen Schuldners, aus der Casse des Landes bezahlt werden sollten; aber dafür

* Ist in Spanien ein heiliges Gericht, wider Diebe und Rauber.

dafür sollten diese losgekauften Schuldner Knechte des Landes seyn, niemals die Freyheit haben, den Hut auf der Strasse aufzusetzen, und wenn ihnen einer von ihren alten Gläubigern begegnete, diesem, und wäre es auch der gemeinste Handwerksmann, knieend die Hand küssen, und seine Befehle erwarten.

So groß mein Eifer für die Gerechtigkeit ist, so nahe geht mir es doch, wenn ich an dieses unglückliche Project gedenke. Ohne dieses würde Sancho Regent geblieben seyn. Seine Herrschaft wäre ohne Zweifel erblich, seine Kinder würden Grandes und Bischöfe geworden seyn, und ich ... wenigstens würde ich doch nicht nöthig gehabt haben, mich als Autor so kümmerlich zu nähren!

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Dieses Sprüchwort wird auf zweyerley Art verstanden. Die erste Art ist zu wichtig, und allzu ernsthaft, als das ich in gegenwärtiger Abhandlung weitläuftiger davon reden sollte. Der andere Verstand, in welchem es die meisten nehmen, gehört zu meinen Absichten, und ich will mich darüber erklären.

Schon unsere Vorfahren haben das Geheimniß erfunden, ihre Thorheiten dem Himmel Schuld zu geben. Wir sind noch thörichter, als unsere Vorfahren; und, wenn der alte Satz wahr ist, so werden unsere Nachkommen noch mehrere Thorheiten begehen, als wir, wo es anders möglich ist. Um deßwillen ist es sehr ersprießlich, daß wir das Geheimniß beybehalten, und auf unsere Nachwelt fortpflanzen. Nichts schmeichelt unsrer Eigenliebe mehr, als das Vergnügen, sich zu entschuldigen, und jemanden auszufinden, dem wir unser Vergehen zur Last legen können.

Je grösser dieses ist, desto sorgfaltiger sehen wir uns nach einer Ausflucht um. Und da einer von den griechi-

ſchen Weiſen angemerkt haben will, daß in keinen Handlungen mehr Fehler begangen werden, als bey Schlieſſung der Ehen; ſo ſind dieſe Thorheiten wichtig genug, daß wir ſie dem Himmel Schuld geben. Ein Ueberreſt vom Gewiſſen, welchen man nicht allen Leuten abſprechen kann, verhindert uns, auf den Himmel zu läſtern; Wir finden alſo wenigſtens bey einem innerlichen Murren eine ziemliche Erleichterung, und wir glauben recht andächtig zu murren, wenn wir ſagen, daß unſere Ehen, welche wir öfters auf eine ſo närriſche Art anfangen, im Himmel geſchloſſen ſind. Können alſo wir etwas für unſere Thorheit? Iſt es unſer Fehler, wenn wir Narren geweſen ſind? Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen! Wir ſind völlig entſchuldigt.

Dieſes iſt der wahre Urſprung des Sprüchworts in dem allgemeinſten Verſtande.

Die Quellen ſind vielerley, aus denen ſolche Ehen entſpringen, deren unglücklichen Ausgang der unſchuldige Himmel auf ſeine Rechnung nehmen ſoll.

Die Ehen aus Neigung machen die ſtärkſte Anzahl davon aus. Derjenige iſt der hochdeutſchen Sprache noch nicht mächtig genug, und kann mich alſo nicht verſtehen, welcher glaubt, Neigung bedeute ſo viel, als eine freundſchaftliche und vorzügliche Liebe, ſo ſich auf Tugend und Verdienſte des geliebten Gegenſtandes gründet. Dieſe Begriffe haben noch itzt einige; es iſt wahr, und dieſe Einige ſind beneidenswürdig: Aber unſere Mutterſprache iſt viel reicher, als daß ſie ſich auf eine ſo enge Bedeutung einſchränken ſollte. Wenn ich ſage: Ich habe Neigung gegen dieſes Frauenzimmer; ſo heißt das ſo viel: Die Augen dieſes Mädchens gefallen mir, ſie hat einen ſchönen Mund, ihre runde Hand reizt auch einen Philoſophen zum Kuſſe, ſie iſt wohl gebaut, ihr Gang iſt edel, ihr Fuß engliſch, ihr Verſtand . . . Nein, das war falſch, der Verſtand gehört nicht dazu; genug, das Mädchen iſt ſchön, ich liebe ſie, ich bete ſie an,

ich

ich seufze, ich seufze, bis sie mich erhört. Und wenn diese Schöne so fein ist, daß sie die Seufzer dieses schmachtenden Seladons nicht allzu zeitig erhört, so hat sie das gewünschte Glück, seine Frau zu werden. Er hat sie aus Neigung geliebt, und aus Neigung geheirathet. Noch einige Zeit liebt er auf eben diese Art brünstig. Er wird ihre reizenden Augen, ihren schönen Mund gewohnt; er liebt sie noch, ohne sie brünstig zu lieben. Das Feuer der Augen verliert sich; die Liebe zu ihr wird matt. Nun wird er gegen seine Frau gleichgültig; er wird bey dem täglichen Umgange frostig gegen sie. Sie hat nicht Verstand genug, seine Liebe sich zu erhalten. Eine Krankheit stürzt mit dem Reste der Schönheit, alle Neigung über einen Haufen. Nun ist sie ihm ganz unerträglich. Er seufzet noch, der unglückliche Selador; aber er seufzet nicht mehr für seine Schöne. Er seufzet über sich, über die traurige Verwandlung; über den Himmel seufzet er, daß er ihn nicht bey den Haaren von einer Thorheit zurück gezogen, zu welcher ihn seine Neigung riß. Alle Freunde, welche seine Frau nicht vor dem Verfalle ihrer Schönheit gekannt haben, wundern sich über seine lächerliche Wahl. Einer von ihnen ist so vertraut, ihn zu fragen, wie er sich habe entschliessen können, eine Frau ohne Schönheit, ohne Geld, ohne Aufführung, ohne Verstand zu heirathen. Er zuckt mit den Achseln; die Ehen werden im Himmel geschlossen, antwortet er. Er thut sehr wohl, daß er so antwortet. Soll er etwan sprechen: Diese matten Augen, mein Herr, waren voll Feuer, als ich sie liebte; ihren unwitzigen Mund küßte ich mit Entzücken, denn er war schön; ich liebte die schön gemalte Puppe, und war ein Thor, sie zu heirathen, und war so närrisch, daß ich glaubte, ich heirathete sie aus vernünftiger Neigung? Nein, dieses eisenherzige Geständniß kann man ihm, zu thun, nicht zumuthen. Der Himmel, wie gesagt, nur der Himmel ist Schuld daran! Selador bleibt vernünftig; nur ist er unglücklich.

Nach dieſem Charakter, den ich von ihm gemacht habe, wird ſeine Frau allein Urſache an dieſer unglücklichen Verbindung ſeyn? Sie hat ihn verführt, ſie hat ihn mit ihren flüchtigen Reizungen geblendet. Nein! Sie iſt eben ſo wohl, wie er, zu entſchuldigen; ſie hat ihn aus Neigung, aus bloſſer Neigung geheirathet. Was beym Frauenzimmer Neigung heißt, brauche ich hier nicht zu erklären; Die Bedeutung ſoll in der neueſten Auflage des Frauenzimmerlexikons ausgeführet werden. Es war auf einem Balle, wo ſie ihn das erſte mal kennen lernte. Er tanzte, und dieſes mit der Artigkeit eines Menſchen, welcher tanzt, um bewundert zu werden. Ein weiſſer ſeidener Strumpf hob den Werth eines wohlgemachten Fuſſes, und einer beredten Wade. Selinde wird niedergeſchlagen; er hat mit ihr noch nicht getanzt. Nun tanzt er mit ihr; ſie bewundert ihn. Alles überführt ſie von ſeinen Verdienſten; der Kopf, die Bewegung der Arme, ſeine Blicke. Er führt ſie wieder an ihren Ort, er küßt ihr die Hand. Wie zärtlich küßt der artige Seladon? Er nennt ſie eine Göttinn. Sie antwortet ihm ganz ſittſam mit einem ſchamhaften: Ach nein! Er küßt ihr die Hand noch feuriger, und ſchwört, ſie ſey eine engliſche Schöne! Soll das gute Kind ſeinem Schwure nicht glauben? Er redet von ſeelenvollen Augen, von zernichtenden Blicken, von lachenden Grübchen, vom Purpur der Lippen, vom blendenden Schnee ihrer runden Hände; und dreymal hat er ſchon geſeufzet, da er dieſes ſagt. Er ſchwaßt ihr viel Zärtliches von Opfern und Herzen vor, und will in Feſſeln vor ihren Füſſen ſterben. Ach nein, mein Herr, ſagte ſie ganz weichmüthig zu ihm, ach nein! und überläßt ihm ihre Hand, ohne es zu wiſſen, und ohne etwas weiter zu ſagen, als ein ſtammelndes: O, gehn ſie doch! Sie verſpürt in ſich ſelbſt etwas gegen ihn, das ſie Neigung nennt; ſie iſt ihm gut, dem artigen Seladon. Der Ball endigt ſich. Er führt ſeine Schöne zum Wagen, und iſt ſo geſchickt, ihr einen Stab in dem Fächer zu zerbrechen, um das Vergnügen zu

haben,

haben, ihr morgen mit einer neuen Garnitur aufzuwarten. Der schalkhafte Seladon! So weit hat er es in einem einzigen Abende gebracht!

Wer die Welt nur ein wenig kennt, der wird mir bezeugen können, wie vortheilhaft es einem Liebhaber sey, wenn er zu rechter Zeit einen Fächer zerbricht, und auf eine anständige und freygebige Art diesen Schaden wieder ersetzt. Auf eine anständige Art, sage ich, damit es sich derjenige gelehrte Schriftsteller nicht anmaasse, der im vorigen Sommer einen Fächer für acht Thaler zerbrach, und dafür dem Frauenzimmer zween Bände von seinen Schriften verehrte, die in seinen Augen einen unendlichen Werth hatten, dem Frauenzimmer aber nur zu Papilloten nützlich waren.

Nach dieser Ausschweifung komme ich wieder auf unsern Seladon. Man kann glauben, daß ihm sein Sieg nicht schwer gemacht ward. Da er schon am ersten Abend es so weit gebracht hatte, so nahm sich seine Schöne nicht mehr Zeit, als es die Vorsicht und der Wohlstand erfoderte, ihn auf eine verbindende Art der Neigung zu versichern, die sie gegen seine tugendhaften Vollkommenheiten, oder, die Wahrheit zu reden, gegen seine artige Person, seinen wohlgewachsenen Körper, seinen gut gestalteten und flüchtigen Fuß, gegen seinen schmeichelhaften Mund, und seine erobernden Blicke empfand. Sie gab ihm ihre Hand, und ward seine Frau.

Und seine Frau mußte sie bleiben, ungeachtet bey einem täglichen Umgange sich mit ihrem Reize auch seine tugendhaften Vollkommenheiten verloren. Seine artige Person war nicht mehr für sie artig; sein Mund schmeichelte allen Schönen, nur ihr nicht; und seine erobernden Blicke, hatten sich in mürrische Blicke eines misvergnügten Ehemanns verwandelt. Womit beruhigt sich diese Unglückliche? Mit dem Schicksale, welches so grausam ist, daß es den Thoren nicht mit Gewalt verwehrt, Thoren zu seyn, oder, andächtig

dachtig zu reden, mit dem Himmel, in welchem ihre närrische Ehe soll geschlossen worden seyn!

Es kann dieses genug seyn, den Satz von den Ehen zu erläutern, welche aus Neigung geschlossen werden. Allemal ist es nicht nothig, daß so vielerley reizende Umstände zusammen kommen, welche zwo junge Personen zartlich machen. Ein einziger ist oft hinreichend. Eine weisse runde Hand, welche zu rechter Zeit aus den Falten eines schwarzen Sammtmantels einen verratherischen Ausfall that, hat einen jungen Menschen um seine Freyheit gebracht, der auf seinen flatterhaften Leichtsinn stolz war. Eine volle Brust, welche hinter dem leichten Palatin auf Eroberungen lauerte, hat meinen besten Freund ungluklich gemacht. Ein paar schmachtenden blaue Augen sind die ersten Dolmetscher einer Liebe gewesen, die sich nunmehr in die traurigste Ehe verwandelt hat. Meine selige Frau hatte ein paar schwarze Augen, so schwarz, als keine selige Frau in ganz Westphalen! Sie entzückten mich, und machten mir ihre ganze Person angenehm. Ich heirathete sie; Ja wohl heirathete ich sie! Könnte sie wohl ein paar so schwarze Augen haben, wenn sie nicht den Sitz einer tugendhaften, vernünftigen, und zärtlichen Seele wären? So dachte ich bey mir selbst; aber länger als ein Jahr, dachte ich nicht so. Schwarz blieben ihre Augen immer, es ist wahr; Aber Tugend, Vernunft, Zärtlichkeit . . . ja, meine Herren, es ist vorbey! Der Himmel, welcher diese Ehe schloß, hat sich meiner Noth erbarmt: Sie ist todt! O wären meine übrige Freunde auch so glücklich, die unter dem tyrannischen Joche einer kleinen weissen Hand, einer vollen Brust, und ein paar blauer schmachtender Augen, über die Strenge des Himmels noch itzt seufzen müssen!

Alles was ich hier gesagt habe, wird den Satz bestätigen, daß die meisten Ehen, die aus dem Anblicke einer oder mehrerer Schönheiten entstehn, nicht im Himmel, nein, vor dem Spiegel geschlossen werden.

Da

Da ich mit meinem eignen Schaden erfahren habe, was das sagen wolle; so möchte ich, als ein wahrer Patriot, wohl wünschen, daß man sichere Mittel ausfindig machte, diesen gefährlichen Reizungen zu steuern.

Dadurch möchte man dergleichen zärtlichen Uebereilungen wohl schwerlich vorbeugen, wenn man das Frauenzimmer auf morgenländische Art beständig im Zimmer, oder unter Kappen gefangen hielte. Ja es würde die Mannspersonen zu verliebten Einbrüchen, und galanten Gewaltthätigkeiten verführen. Die Verhüllung des Gesichts würde nichts helfen; sie würde uns nur neugieriger machen. Der Ellbogen, die Spitze von einem kleinen Fusse, würde unter den empfindenden Mannspersonen alsdenn eben die traurige Verwüstung anrichten, welche wir einem ganz aufgedeckten Gesichte Schuld geben.

Wäre es nicht rathsamer, man gewöhnte die Jugend beiderley Geschlechts gleich in den ersten Jahren dazu an, daß sie vertraut mit einander umgehen müßten? Geschieht das nicht schon mehr, als zu sehr? wird man sagen. Nein, so sehr noch lange nicht, als ich will, daß man es thun solle.

Bey dem Umgange junger Leute, den man bisher zugelassen hat, ist eine beständige Art des Zwanges, den man Wohlstand nennt. Es sind nur gewisse Jahrszeiten, gewisse feyerliche Lustbarkeiten, gewisse Stunden des Tages, wo man der Jugend verstattet, mit einander umzugehen. Bey diesen abgemessenen Zusammenkünften bringen die Mädchen alle ihre Reize und Schönheiten in die Waffen, und werden gefährlich. Die jungen Mannspersonen richten ihre ganze Natur und Kleidung auf Eroberungen ein. So bald die ersten Gepränge des Wohlstands vorbey sind, so seufzen sie ein wenig, werden ziemlich unverschämt, und siegen. Man weis wohl, wie gefährlich eine Mannsperson ist, die bey einem wohlgebauten Körper, die vornehme Kunst weis, mit Anstand unverschämt zu seyn. Es ist also diese Art des Umgangs meinen Absichten mehr hinderlich, als nutzbar.

Ich

Ich will, ich wünsche es wenigstens, daß man künftig jungen Personen beiderley Geschlechts, ohne Unterschied der Stunden, ohne die geringste Einschränkung, die Freyheit lasse, sich zu sprechen, und zu besuchen. Hier muß keine argwohnische Mutter, keine mürrische Tante in den Weg kommen. Dieser Zwang würde dem Besuche eine gewisse Annehmlichkeit geben, deren Folgen gefahrlich wären. Wie viel werden manche Mädchen verlieren, wenn man sie überrascht, ehe sie Zeit gehabt haben, ihr Gesicht in Ordnung zu bringen! Nach der Einrichtung, wie junge Leute itzt einander besuchen, ist es bey nahe nicht möglich, den wahren Charakter eines Frauenzimmers zu entdecken. Sie ist beständig auf ihrer Hut, um artig, um sittsam, um gefällig, um gelassen zu scheinen. Man überfalle sie einmal alsdenn, wenn sie noch nicht Zeit gehabt hat, die zornigen Runzeln aus ihrem kleinen heuchlerischen Gesichte zu streichen, welche sich über den Eigensinn ihrer Mutter, über die Unverschwiegenheit ihres Bedienten, über andere Kleinigkeiten zusammen gezogen haben; Alsdenn überfalle man sie: So wird man in dem Gesichte seiner huldreichen Gottinn die wütende Miene seiner künftigen Frau sehen. Wie sehr kann das zu unserer Besserung dienen! Würden wir Gelegenheit haben, bey dieser Wahl vorsichtig zu werden, wenn wir nicht die Freyheit gehabt hätten, unsere Schone unangemeldet zu besuchen?

Aber auf diese Art ist dergleichen uneingeschränkter Umgang den Mannspersonen allein vortheilhaft, und für das Frauenzimmer allein verrätherisch? Nichts weniger. Ein Mädchen, das die Freyheit hat, alle Tage Mannspersonen, alle Tage ihren Liebhaber um sich zu sehen, wird sich mit seinen thörichten Schmeicheleyen, mit seinem abgeschmackten Tandeln, mit seinen gedankenlosen Seufzern so bekannt machen, wie mit der Sonne, die alle Tage scheint. Im Kurzen wird sie gleichgültig dabey werden. Bald wird sie bey allen diesen Possen, bey diesen verliebten Verzückungen, und zärtlichen Sprüngen nichts sehen, nichts hören,

und

und gar nichts fühlen. Wie viel hat ein Mädchen schon alsdenn gewonnen, wenn sie vor dergleichen Anfällen sicher ist! Die Art, mit welcher diese hirnlosen Buhler stündlich um sie herum faseln, wird ihr erst zur Last, und endlich ekelhaft. Sie wünscht sich einen vernünftigen Umgang. Sie wird immer Mannspersonen genug finden, welche vernünftig, und doch im Umgange artig sind. Von diesen wird sie sich einen Mann wählen, und wird glücklich seyn. Wäre sie es wohl geworden, wenn sie nicht die Erlaubniß gehabt hätte, die Gesellschaft nach ihrem Gefallen zu wählen? Würde sie so leicht Gelegenheit gehabt haben, ihren vernünftigen Mann kennen zu lernen, wenn nicht der tägliche und freye Umgang mit ihren abgeschmackten Liebhabern, ihr vor den Thorheiten derselben einen Ekel gemacht hätte?

Ich dächte, das wäre genug bewiesen, wie vortheilhaft mein Vorschlag dem gemeinen Wesen sey; wie nothig es sey, daß junge Leute durch einen täglichen und freyen Umgang sich genau kennen lernen. Ich habe gezeigt, daß man auf diese Art die verstellten Fehler eines Mädchens, und das Lächerliche eines Liebhabers am leichtesten entdecken kann. Wie viel unglückliche Ehen wird man dadurch vermeiden! Denn eben dadurch werden so viel Ehen unglücklich, daß der Mann und die Frau erst nach ihrer Verbindung die Erlaubniß haben, sich täglich, zu allen Stunden, und ganz ohne Zwang zu sprechen. Nun lernen sie erst auf beiden Seiten ihre Fehler kennen, aber zu spät; sie geben sich keine Mühe, sie länger gegen einander zu verbergen, und fangen an, kaltsinnig gegen einander zu werden, und hassen sich endlich als Mann und Frau.

Aber kann nicht ein dergleichen uneingeschränkter Umgang zwischen jungen Personen beiderley Geschlechts vielen gefährlich seyn? Das wäre allenfalls ein Einwurf wider meinen redlich gemeynten Vorschlag. Ich glaube, ich habe ihn schon oben im voraus beantwortet. Zum Ueberflusse will ich hier noch etwas sagen. Gesetzt, es kämen aus einem solchen Umgange einige traurige Folgen; so würden

dieſe doch gegen den allgemeinen Nutzen nichts heiſſen, welchen die ganze Welt daher zu erwarten hätte. Sind einige durch ihre Unvorſichtigkeit unglücklich, ſo werden doch tauſend glücklich, welche ſich vorſichtiger dabey aufführen. Aber auch an dieſen wenigen Unglücksfällen iſt mein Project nicht Schuld: oder man würde aus eben dieſem Grunde das Spatziergehen, die Bälle, die Komödien, ſelbſt die Zuſammenkünfte in Kirchen verdammen müſſen. Die billigſten, die unſchuldigſten Handlungen werden denen eine Gelegenheit zum Unglücke, welche Thoren ſind.

Ich will noch einen Vorſchlag thun; Man ſieht, wie ſauer ich mir es werden laſſe, mich um meine Landsleute verdient zu machen. Dieſer Vorſchlag entdeckt mein ganzes patriotiſches Herz.

Die Erfahrung lehrt, daß die Menſchen alles dasjenige mit einem unruhigen und hitzigen Verlangen ſuchen, was ihnen verboten iſt, und im Gegentheile die angenemſten Pflichten mit Widerwillen erfüllen, zu denen ſie ein ernſthafter Befehl ihrer Obern anweiſt. Kann eine Beſchäfftigung angenehmer ſeyn, als diejenige iſt, wenn wir unſere Nächſten glücklich machen? Warum wird uns dieſes Vergnügen ſo ſauer? Weil es eine Pflicht iſt, weil wir es thun ſollen. Die Andacht, die Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes iſt eine von denen Handlungen, die einem vernünftigen und dankbaren Weſen ſo anſtändig ſind. Wir laſſen unſer Leben dafür, ſo bald ſie uns bey Strafe des Todes verboten wird; verlangen aber die Landesgeſetze, daß wir ſolche mit Eifer thun ſollen, ſo machen wir die Leichtſinnigkeit, und den Ungehorſam zu einer Art der Galanterie. Nur der dumme Pöbel mag andächtig ſeyn; für Vornehme, für Leute, die die Welt kennen, läßt es einfältig; denn durch den Befehl iſt es ein Zwang geworden, andächtig zu ſeyn. Soll ich noch ein Wort von der Ehe ſagen? Warum ſind die meiſten Eheleute ſo kaltſinnig in ihrer Liebe? Weil ihnen der Prieſter befiehlt, zu lieben.

Dieſe

Diese alten Wahrheiten bringen mich auf den neuen Einfall, daß man jungen Leuten beiderley Geschlechts durch geschärfte Landesgesetze ernstlich anbefehlen solle, von ihrem zwölften Jahre an, täglich, ohne Aufsicht ihrer Aeltern, oder Verwandten, und ohne den geringsten Zwang mit einander umzugehn, und sich auf eine vertraute uneingeschränkte Art zu sprechen. Wer es von ihnen nicht thut, oder bey diesem Umgange zu vorsichtig ist, der soll in eine namhafte Geldstrafe verfallen seyn. Diese wird ihm künftig von seinem Erbe abgezogen, und an das Waisenhaus gezahlt. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht dieser Zwang dem Frauenzimmer sowohl, als den Mannspersonen Gelegenheit geben sollte, in ihrem Umgange nicht zu vertraut, sehr eingeschränkt, und beständig vorsichtig zu seyn; geschähe es auch nur um deßwillen, weil sie es nicht seyn sollen. Den täglichen Umgang würden sie zwar nicht vermeiden können, weil sie sich der Ahndung der Gesetze zu bloß stellten; aber dieser Umgang würde sehr behutsam, und also ohne gefährliche Folgen seyn, weil die Gesetze diese Behutsamkeit zu bestrafen drohen. Man kann hieraus eine Folge ableiten, die alle Gesetzgeber sich wohl empfohlen seyn lassen möchten. Sie müssen sich nicht sowohl angelegen seyn lassen, ihre Unterthanen tugendhaft, und vernünftig zu machen; es ist ganz unmöglich, dieses durch den Zwang der Gesetze zu bewirken: Sie müssen vielmehr darauf sehen, wie sie sich die lasterhaften Neigungen, und die Thorheiten ihrer Unterthanen so zu Nutze machen, daß sie wider ihren Willen diejenigen bürgerlichen Pflichten ausüben, welche Tugendhafte, und Vernünftige ohne Gesetze thun. Wie wichtig diese Weisheit sey, das habe ich nunmehr durch mein Exempel, und durch die Verordnung bewiesen, die ich in meiner neuen Republik der verliebten Jugend allgemein und geltend zu machen wünsche. Man befehle der flüchtigen Jugend mit Ernst, thöricht zu seyn, so wird sie alle Kräfte daran setzen, vernünftig zu lieben; und man wird keine von den traurigen

gen

gen Folgen befürchten dürfen, welche aus einem uneingeschränkten Umgange auſſerdem erwachſen könnten.

Da ich itzt mein Herz wegen der übereilten Ehen ausgeſchüttet habe, welche ſich nur auf den flüchtigen Eindruck einer Schönheit gründen: So iſt meine Meynung gar nicht, zu behaupten, daß man nicht eben ſo thöricht wählen könne, wenn man ein heßliches Frauenzimmer heirathet. Die Schönheit macht nicht tugendhaft; aber die Häßlichkeit eben ſo wenig. Das iſt vielleicht noch der einzige Unterſchied, daß ich mit einem ſchönen Bild ohne Seele wenigſtens einige Minuten vergnügt leben kann, mit einem häßlichen Frauenzimmer ohne Verſtand aber, nicht einen Augenblick.

Damit man finden möge, daß ich den Werth der Schönheit einſehe; daß ich ſehr wünſche, es möge ihn ein jedweder mit Vernunft zu ſchätzen wiſſen, und daß ich nur damit nicht zufrieden bin, wenn man bloß die Schönheit, und, ſobald dieſe verſchwunden iſt, gar nichts mehr an der Perſon liebt: So will ich zwey Recepte geben, welche eine ſolche Wahl dauerhaft machen können.

Will ein Liebhaber wiſſen, ob die Schönheit ſeines Mädchens dauerhaft ſey, ſo ſehe er auf das Geſicht ihrer Mutter. So ungefähr wird ſein Mädchen in zwanzig Jahren auch ausſehen. Wird er dieſes Geſicht noch in zwanzig Jahren lieben können? Viele Schönheiten zwingen uns auch alsdann noch zur Hochachtung und Ehrfurcht, wenn ſie uns gleich nicht mehr zur Zärtlichkeit bewegen können. Dieſes Recept iſt für die Mannsperſonen.

Für die Frauenzimmer will ich ein Mittel bekannt machen, das ihre Schönheit, und alſo einen groſſen Theil ihres Werths, ſehr dauerhaft, und ſie ihren Männern lange Zeit ſchätzbar erhalten ſoll. Sie müſſen ſich vor ſolchen unanſtändigen Heftigkeiten hüten, die ihnen alle Lineamente in Unordnung bringen, und ihnen wirklich ihre ganzen Geſichtszüge verzerren, wenn ſie ſich dergleichen heftigen Bewegungen zu oft überlaſſen. Ein hochmüthiges Frauenzimmer, welches ihre kleine Perſon allen andern vorzieht,

läuft

läuft Gefahr, sehr geschwind ungestaltet zu werden. Sie bekömmt einen steifen Nacken, verrückte Schultern, einen schweren bäurischen Gang, kurzen Athem, weil sie ihre Brust beständig hervorpreßt; ihre Unterlippe senkt sich, und sie kann die Zähne kaum bedecken; ihre Nase verliert die richtige Stellung, und tritt in die Höhe; ihre Augen werden grösser, als sie seyn sollten, sie werden starr und schielend, weil sie nichts mit einer gebührenden Achtsamkeit, sondern alles nur von der Seite mit halb gebrochenen Blicken ansieht. Die Sprache selbst leidet durch den Hochmuth; sie wird unangenehm, weil sich die Worte wider ihren Willen aus der hohlen Brust hervor drängen, und durch den für die Gesellschaft nur halb geöffneten Mund brechen müssen. Ein neidisches boshaftes Mädchen ist in eben der Gefahr, bald häßlich zu werden. Ihr Kopf senkt sich, und der Nacken wird niedergekrümmt. Die Runzeln des Alters setzen sich schon in ihren besten Jahren auf ihrer Stirne fest; sie sieht unter ein paar niederhangenden Augenbraunen wild hervor, und schielt tückisch um sich herum; die Augen werden roth, und die Wangen gelb; der Mund geifert; mit einem Worte, sie wird, was der Neid ist, und mit zunehmenden Jahren wird sie noch häßlicher, als man den Neid malt. So verstellen auch andere ausschweifende Leidenschaften die Gesichtszüge unserer Frauenzimmer. Ich will mich nicht länger aufhalten, sie zu schildern. Ich überlasse diese Beschäfftigung der lebhaften Einbildungskraft meiner Leser; es wird ihnen eine angenehme Beschäfftigung seyn, wenn sie die traurigen Trümmer einer Verbuhlten, einer Spielerinn, einer Geizigen, einer Heuchlerinn malen.

Ich erinnere mich hier eines meiner Freunde, welcher sich in Utrecht aufhielt, und selbst ein grosser Maler war. Er malte das Bild seiner Frau alle fünf Jahre. Im ersten Jahre seiner Ehe malte er sie, und vielleicht etwas schmeichelhaft; denn im ersten Jahre schmeicheln die Männer ihren Weibern. Dem sey wie ihm wolle; er malte sie

ſo reizend, daß er noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre verliebt ward, wenn er dieſes Bild anſahe.

Fünf Jahre darauf malte er ſie noch immer ſchön, aber nicht ſo reizend, wie vorher. Mit einem jeden der folgenden fünf Jahre verſchwanden einige Reizungen, und alſo ward das dritte Bild nicht reizend, nicht ſchön, aber doch angenehm. Dieſes Angenehme behauptete ſich noch beym vierten Bilde. Seine Frau trat eben in das vierzigſte Jahr, als er ſie zum fünften male zeichnete. Sie ſchwur, ſie ſey gar nicht getroffen; denn ſie fand das Muntere der Farbe nicht mehr, und warf dem Manne vor, er habe zu viel Schatten gemalt. Fünf Jahre darauf vermehrte dieſer unpartheyiſche Maler das Bild mit einigen Runzeln über den Augen. Die Frau ſeufzete, und hatte doch das Herz nicht, ihrem Manne, und ihrem Spiegel zu widerſprechen. Sie faßte ſich endlich; denn ſie war in der That vernünftig. Sie freute ſich, daß das nächſte Bild eine geſetzte, und verehrungswürdige Miene zeigte. Nach fünf Jahren malte er ſie wieder, und die Miene ward andachtig. Endlich malte er das letzte Bild, da ſie ihrem ſechzigſten Jahre ſich näherte. Sie ſeufzte ſelbſt über die viele Mühe, die ihm ihre Runzeln, und grauen Haare machten. Sie wies das Bild Kennern, und man verſicherte ſie, der Maler habe ein Meiſterſtück von einem ſchonen alten Kopfe gezeichnet.

Ich erzähle dieſe Geſchichte nicht umſonſt. Wollte der Himmel, unſere Weiber lieſſen ſich alle fünf Jahre malen! Wie lehrreich wäre dieſe Sammlung der Bilder für ihre Töchter! Eine Schöne von ſechzehen Jahren würde vielleicht etwas weniger ſtolz ſeyn, wenn ſie die Bilder ihrer vierzigjahrigen Mutter, und ihrer ſechzigjahrigen Großmutter betrachtete, welche beide in ihrem ſechzehnten Jahre vermuthlich auf ihre Schönheit eben ſo ſtolz waren. Vielleicht würde ſie über dieſe großmütterlichen Runzeln manchmal ernſthafte Gedanken bekommen, welche einer jungen Schöne ſehr erbaulich ſeyn konnen. Und wir Mannsperſonen; wie vorſichtig würden wir

wäh-

wählen, wie vernünftig würden wir lieben, wenn wir durch eine Reihe von solchen Bildern auf die Vorstellung gebracht würden, ob wir unsre bezaubernde Phyllis noch in vierzig Jahren mit Runzeln und grauen Haaren, werden lieben können! Was würde gewöhnlicher seyn, als daß ein Liebhaber mitten unter den größten Schmeicheleyen, die er seiner Braut machte, einen Blick in die Zukunft thäte! Er würde seine Göttinn

im zwanzigsten Jahre reizend,
im fünf und zwanzigsten schön,
im dreyßigsten angenehm,
im fünf und dreyßigsten noch immer angenehm,
im vierzigsten ohne muntere Farbe,
im fünf und vierzigsten mit einigen Runzeln an den Augen,
im funfzigsten gesetzt, und verehrungswürdig,
im fünf und funfzigsten, mit einer andächtigen Miene,
und im sechzigsten Jahre als einen schönen alten Kopf finden. Aber das setze ich zum voraus, daß seine Frau eben so tugendhaft, eben so vernünftig sey, als die Frau meines Freundes war; ausserdem treffen diese Grade nicht ein. Das habe ich doch in der That vergessen, ob die Frau meines Freundes weiß oder braun war: Ich werde dieses dem Ausspruche meiner Leserinnen überlassen; denn mir ist es ganz unmöglich, mich darauf zu besinnen.

Ich habe mich vielleicht zu lange bey diesen Ehen aufgehalten, an denen die Schönheit mehr Antheil hat, als der Himmel. Aber vielleicht entschuldigen mich diejenigen, welche bey den Ehen unserer Mitbürger so aufmerksam sind, wie ich, und daher auch so, wie ich, angemerkt haben, daß eben diese Ehen diejenigen sind, die dem lieben Himmel die meiste Verantwortung machen. Wir wollen weiter gehen.

Die Ehen, die man aus Eigennutze schließt, werden dem Himmel auch sauer genug. Ich will mich aber wohl hüten, von diesen Ehen gar zu viel Böses zu reden; denn

meine Freunde geben mir Schuld, daß, wenn ich mich zum zweyten male verheirathen ſollte, ſo würde meine Ehe gewiß nicht im Himmel, ſondern im Comtoir geſchloſſen werden. Ich kann mich bey dieſem Vorwurfe beruhigen. Mir, als einem Wittwer, iſt es zu gute zu halten, wenn ich ein wenig mehr aufs Nützliche und Gründliche in der Ehe ſehe. Da ich jung war, verführten mich die ſchwarzen Augen meiner Frau, und ich war unglücklich genug: da ich ſo jung nicht mehr bin, ſo hätte ich wohl Luſt, mir eine reiche Frau zu wählen; die Augen mögen ſehen, wie ſie wollen. Bin ich auch wieder unglücklich bey einer reichen Frau, wie ich es bey einer ſchönen war; ſo weis ich doch zum wenigſten, wo ich Troſt ſuchen ſoll. Den fand ich bey meiner erſten Frau nicht, ſo bald ein Jahr vorbey war; denn ihr ganzes Einbringen beſtand in zwey ſchwarzen Augen, bey denen der zärtlichſte Ehemann mit der Zeit verhungern kann. Ich habe die Anmerkung gemacht, daß wir Mannsperſonen bis in unſer zwanzigſtes Jahr vor Liebe zappeln, bis ins fünf und zwanzigſte dahlen, und bis ins dreyßigſte lieben; heirathet man aber im vierzigſten Jahre, ſo handelt man Herz um Geld, Zug für Zug. Gezappelt habe ich, auch gedahlt, und vielleicht einige Zeit geliebt; Nun wird man es mir in meinem vierzigſten Jahre nicht übel nehmen können, wenn ich ein wenig ernſthafter verfahre, und ſehr genau überrechne, wie viel ich pro Cent mit einem Seufzer verdienen kann. Wer behaupten will, daß man bey den Ehen nicht aufs Geld ſehen ſoll, den halte ich, mit ſeiner gütigen Erlaubniß, für einen verliebten Pedanten, und wenn er darüber böſe wird, ſo wünſche ich ihm zur Strafe meine Erfahrung. Da waren die Mädchen ohne Geld noch ſehr nützlich, da ſie weiter nichts brauchten, als einen Mann: Itzt aber, da ſie ſo viele koſtbare Kleinigkeiten verlangen, da der Mann nur ein Nebenwerk, und die Pracht die vornehmſte Abſicht ihrer Liebe iſt, itzo iſt ſo eine poetiſche Schäferliebe nicht jedermanns Werk. Man wird mir dieſe Läſterung vergeben; Es fällt

mir

mir alle Augenblicke ein, daß ich auch so arkadisch geliebt habe.

Nach dem Vermögen meiner Frau werde ich meine Liebe einrichten. Ich habe nicht in Willens, ein Mädchen zu betrügen; ich will also die Taxe von meinem Herzen bekannt machen, und der Welt sagen, wie theuer ich liebe:

2000. Thaler; ich werde nicht gleichgültig seyn.
4000. Thaler, verdienen eine aufrichtige Gegenliebe,
6000. Thaler, eine zärtliche Gegenliebe,
10000. Thaler, eine inbrünstige Gegenliebe,
15000. Thaler, eine ewige Liebe,
20000. Thaler; o, Mademoiselle! dafür bete ich sie an, und sterbe vor Liebe, aber erst nach ihrem Tode.

Mich dünkt, ich bin noch ganz billig, und darf den Vorwurf nicht befürchten, daß ich die Mädchen übertheure. Denn das wird doch nicht strafbar seyn, daß ich ein wenig spröde und kostbar thue. Das ist immer die Sprache alter Junggesellen, und Wittwer, wenn sie auch noch häßlicher aussehen, als ich; aber sie lassen mit sich handeln, die ehrlichen Leute, und ich will mich auch billig finden lassen. Kann man wohl mehr von mir verlangen?

Denenjenigen, welche sich einfallen lassen zu glauben, daß meine Liebe zu eigennützig sey, denen will ich beweisen, daß ich nach der Vorschrift der Natur liebe. Und dieses zu beweisen, brauche ich nichts, als das Beyspiel des Landmanns, welcher unschuldig, und natürlich liebt, da ihn weder die Eitelkeit des Hofes leichtsinnig, noch der Eigennutz der Stadt niederträchtig macht.

Es werden ungefähr ein paar Monate seyn, als ich auf dem Landgute eines meiner Freunde das Vergnügen hatte zu hören, wie vorsichtig zween Väter um ihre Kinder handelten. Hanno, der Vater des erwachsenen Jungens, der freyen sollte, gieng zu seinem Nachbar, dem reichen Niklas, ans Fenster, und machte ihm seine Tochter feil. Grüß euch Gott, Niklas, sagte der zärtliche Vater; wißt ihr was: Mein Bube soll das Gütchen annehmen, und

ich ſuche ein feines Menſch für ihn, was gebt ihr eurer Tochter mit? Tauſend Gulden, mehr nicht, antwortete ihm der Nachbar ganz gelaſſen. Hum! Nur tauſend Gulden: das wäre ja gar nichts. Gebt ihr zweytauſend Gulden, ſo laſſe ich meinem Sohne das Gut heute noch im Amte verſchreiben. Seht nur, Gevatter, ſprach Niklas, das kann ich mein Seele nicht. Zweytauſend Gulden iſt zu viel. Mit einem Worte, zwölfhundert Gulden iſt alles, was ich thun kann, und da nicht einen Kreuzer mehr. Je geht doch verletzte Hanns, ihr ſolltet euch ſchämen; ſo ein hübſcher Nachbar im Dorfe! Niklas ſchüttelte ſeinen Kopf, und blieb dabey, er könne nicht mehr geben. Auch nicht funfzehenhundert Gulden? fragte Hanns ihn traurig. Nein, war die Antwort, mehr nicht, als zwölfhundert Gulden. Nun ſo behüte euch Gott, Gevatter, ſo will ich weiter gehen. Sie ſchieden ziemlich gelaſſen von einander. Hanns hatte kaum zwanzig Schritte gethan, als er mit einer rechnenden Miene ſtehen blieb, wieder umkehrte, und an des Niklas Fenſter mit ſeinem Stocke pochte. Gevatter Niklas, noch auf ein Wort! rief er. Wollt ihr auch nicht vierzehenhundert Gulden? Ich kann ſtraf mich Gott, nicht! dabey blieb Niklas. Hanns kehrte ſich trotzig um, und ſagte: Nun! ſo muß ich denken, daß es Gottes Wille nicht geweſen iſt. Lebt wohl!

Wer hat dieſe Leute dieſe vorſichtige Art zu lieben gelehrt, wenn es die Natur nicht geweſen iſt? Sollte ich wohl ſo rebelliſch ſeyn, und mich der mütterlichen Stimme der Natur widerſetzen? Wie vornehm dachte mein Hanns, welcher wohl wußte, daß keine Ehe unter funfzehenhundert Gulden im Himmel geſchloſſen werden könnte!

In dieſem Augenblicke fällt mir ein Aufſatz in die Hände, den ich machte, als ich noch verheirathet war. Es iſt ein Troſt für unglückliche Leute, wenn ſie andere finden, die eben ſo unglücklich ſind. Ich war damals ſehr aufmerkſam, Leute kennen zu lernen, die ſich bey der Heirath eben ſo ſehr übereilt hatten, als ich. Ich fand ſie, und alle ſeufzen,

wie

wie ich, über den Himmel; keiner von ihnen war Schuld an seiner unglücklichen Ehe: Der Himmel blieb es allein, in dem sie geschlossen waren.

Liste

einiger thörichten Ehen, die auf Rechnung des Himmels geschlossen worden sind.

Balthasar Mennig, mein Nachbar, ein Würzkrämer, und ehrlicher Mann, war dreymal Wittwer geworden, und misbrauchte die Geduld des Himmels zum vierten male, da er in seinem neun und funfzigsten Jahre ein artiges Mädchen von siebzehen Jahren heirathete. Sie war eine Waise, ohne Vermögen; sie lebte sehr nothdürftig von der Barmherzigkeit ihrer Muhme, welche sie so sklavisch und eingezogen hielt, daß das gute Kind keine Kirche versäumte, um Leute zu sehen. Mein Alter hatte seinen Kirchenstuhl nur wenige Schritte von dem ihrigen; Er freute sich, als ein guter Nebenchrist, über diese fromme andächtige Seele mit weissen Haaren, blauen Augen, und einer blendenden Haut; er vergaß seine Brille herunter zu nehmen, so lange sie vor ihm saß; ja er ward endlich so verliebt, daß er in einer elenden Predigt aushalten konnte, ohne zu schlafen. Er erfuhr ihre Wohnung, ihre Herkunft, und ihre Armuth. Dieser letzte Umstand machte sein Christenthum rege; und weil er sich schämte, noch in seinem hohen Alter verliebt zu seyn, so gab er sich Mühe, sich zu bereden, daß ihm Gott dieses Mädchen zugewiesen habe, um sie glücklich zu machen. Er hatte es so oft gehört, und vielleicht selbst erfahren, daß eigennützige Ehen gemeiniglich misvergnügt ausschlagen; nun wollte er einmal ganz uneigennützig, und, nach seiner großmüthigen Sprache zu reden, ein nackigt Mädchen heirathen. Er ließ der alten Muhme seine christlichen Absichten entdecken. Man freuete sich, und dankte Gott, der für arme Waisen so

ſichtbarlich ſorgt. Das fromme Mädchen ward ſeine Frau. Wie geſchäfftig iſt nicht der böſe Feind! Kaum hatte ſich die junge Frau vier Wochen lang ausgefüttert, prächtig gekleidet, und ihre vorige Noth vergeſſen; So blies ihr der Teufel, (denn wer ſollte es ſonſt geweſen ſeyn?) boshaft ein, daß zur Ehe noch etwas mehr, als Eſſen, Trinken, Kleider, und ein frommer ruhiger Greis von ſechzig Jahren gehöre! In ihrer Handlung war ein Ladendiener, welcher der Frau Würzkrämerin ſo zu ſchmeicheln wußte, daß ſie ſich und Pflicht vergaß, einen ziemlichen Theil des Vermögens mit ihm verſchwendete, ihren Mann auf die empfindlichſte Art verachtete, und ſo unvorſichtig buhlte, daß die ganze Stadt darüber lachte. Dieſe Ehe war im Himmel, und wenigſtens in der Kirche geſchloſſen; das geſtunden alle Leute: allein, wo kam der Hahnrey her? Das weis ich nicht; aber das weis ich wohl, daß ſeine Frau einige Monate drauf im Kindbette ſtarb. Mein rechtſchaffener Alter hat mir mit der zufriedenen Munterkeit eines ruhigen Gewiſſens geſtanden, daß er an dieſem frühzeitigen Tode nicht Urſache ſey.

Man weis die Noth der armen Wittwen. Faſt ieder ſucht ſie zu bevortheilen, und niemand nimmt ſich ihrer an. Man wird wenig Exempel finden, daß eine Wittwe ſich um deßwillen zum zweytenmale verheirathet, um zum zweytenmale einen Mann zu bekommen; o nein! um deßwillen gar nicht! Nur darum geſchieht es, um eine Stütze in ihrer Noth zu haben, und ſich einen Freund zu verbinden, der ſich ihres Hausweſens annehme, der ſie wider die Zunöthigungen ihrer Feinde ſchütze, mit einem Worte, der ihr Mann ſey.

Dieſe Sittenlehren verſtund meine alte Wirthinn aus dem Grunde. Sie war ſeit zehen Jahre Wittwe, und ihre Feinde gaben ihr Schuld, daß ſie bey dem Abſterben ihres Mannes wenigſtens acht und vierzig Jahr alt geweſen ſey. Sie keuchte und zitterte ziemlich mit dem Kopfe; aber ihr Arzt, ein junger artiger Doctor, war ſo galant,

ihr

he zu beweisen, daß es von einem feurigen und wilden Geblüte herkomme. Sie brauchte eine Brille, es ist wahr; aber es geschahe nur, ihre Augen desto schärfer zu erhalten. Mit einem Worte, es fehlte ihr zu ihrer Zufriedenheit weiter nichts, als ein Freund, der für sie sorgte, der sich ihrer annähme, und der ihr ziemlich ansehnliches Vermögen wider die eigennützigen Nachstellungen ihrer Feinde vertheidigte. Dieser Freund hätte können bey Jahren, und wenigstens in ihrem Alter seyn; vielleicht wäre er alsdenn vernünftiger, und einsehender gewesen: Aber Vernunft und Einsicht war es doch nicht allein, was sie suchte. Bey einem alten Freunde hätte sie noch einmal können zur Wittwe werden; das wäre für sie was schreckliches gewesen. Sie suchte sich also einen jungen dauerhaften Freund, bey dessen Umgange sie, wenigstens noch vierzig Jahre, ruhig und vergnügt zu leben hoffte. Gegen niemanden hatte sie so viel Verbindlichkeit, als gegen ihren jungen Arzt, der ihr feuriges und wildes Geblüte so wohl hatte kennen lernen. Sie bot ihm also ihre Hand an, und mit dieser Hand den ganzen Segen ihres Kastens. Er griff zu, denn er war arm. Er verließ sich auf seine Kunst, und hoffte gewiß, sie binnen zwey Jahren zu begraben. Und doch betrog er sich; so selten er sonst die Erben seiner Kranken in dergleichen Fällen betrogen hatte. Seine Frau lebte noch zehn Jahre. Er gab ihr gute und böse Worte, sie sollte sterben, sie starb nicht; er verachtete sie, und aus Demuth blieb sie leben. Endlich wurden sie mit einander so genau bekannt, daß er sie prügelte: Allein dieses machte sie desto munterer, denn sie glaubte, sie, als eine gute Christinn, müsse sich standhaft in ihrem Leiden erhalten. Sie seufzete freylich über ihre unglückliche Ehe; aber sie erwartete Rettung und Hülfe vom Himmel, da sie ihre Ehe gewiß nicht ohne Gebet angefangen hatte. Mit einem Worte, die Frau war unglücklich, und der Mann in der größten Verzweiflung. Zehnjährige Geduld, Verachtung gegen sein ehliches Gerippe, tausenderley Verdruß, so gar Schläge wa-

ren alſo nicht vermögend, ihr einen Ekel gegen dieſe vergängliche Welt zu machen. Sie lebte ihm zum Troße, und alle ſeine Arzeneyen würden kaum im Stande geweſen ſeyn, ihre hartnäckige Seele aus dem alten Neſte zu jagen, wenn ſich nicht der Himmel der Ehen ſeiner angenommen und zugelaſſen hätte, daß das unbeſcheidne Weib ihren ſiebzigjährigen Hals brach, da ſie eben im Begriffe war, ein Flaſchchen Aquavit aus ihrer Schlafkammer zu holen.

Unſer Herr Doctor Saft war alſo ein Wittwer. Nun hatte er Vermögen, und nun nahm er ſich vor, vernünftiger zu heirathen: denn das geſtund er, daß er das erſtemal unvernünftig gewählt hätte. Er glaubte, es fehle ihm weiter nichts, als ein höherer Titel, und die Verbindung mit einer anſehnlichen Familie, welche ſein Glück auf eine dauerhafte Art befeſtigen, und ihm das Recht geben könne, eine wichtige Miene zu machen. Er fand beides; denn Titel ſind immer feil, und immer giebt es anſehnliche Familien, mit noch anſehnlichern Schulden: Familien, die ſich bey dem Vermögen ihrer Freunde wohl befinden. Herr Hofrath Saft ſuchte alſo die Tochter eines geheimen Raths zu erbeuten, welcher an einem kleinen Hofe vornehm genug war, den Ehrgeiz eines Schwiegerſohns zu ſättigen. Man überwindet ſich endlich, ihm die Tochter zu geben, und es ſind kaum zwey Jahre vorbey, als der arme Hofrath durch den Stolz ſeiner neuen Frau zu einer ſolchen Verzweiflung gebracht wird, daß er glaubt, ſeine erſte Frau ſey ihm noch viel zu früh geſtorben. Die Reihe iſt nunmehr an ihm, verachtet zu werden. Der meiſte Theil ſeines Vermögens iſt durch einen prächtigen Aufwand verſchwendet worden. Seine Aeltern merken nunmehr, daß ſeine Reichthümer ſo unerſchöpflich nicht ſind, als er es ihnen anfänglich zu bereden geſucht hat. Sie fangen an, ihre Uebereilung zu bereuen, und werfen ihm vor, daß er ſie um ihre Tochter betrogen habe. Ihre Tochter glaubt eben das, und ſieht dem Augenblicke mit Schrecken entgegen, wo ſie die Frau eines Mannes ohne Familie, ohne

ne

re Sitten, ohne Verstand, und was das allerschlimmste ist, ohne Vermögen bleiben soll. Das einzige Mittel sich zu retten, ist der Tod ihres Mannes. Sie wünscht es, sie sagt es ihm, daß er sehr wohl thun werde, wenn er stürbe. Alle Kunstgriffe, die er angewendet hat, seiner ersten Frau das Leben verhaßt zu machen, werden itzt verdoppelt, ihn auf eben diesen guten Einfall zu bringen. Fast wünscht er sich selbst diese Art der Erlösung. Er könnte sich, als Medicus, die Mühe erleichtern; aber die Pflicht eines Arztes ist, nur andern in dergleichen Fällen zu dienen. Er lebt also, und erwartet den Tod sehnlich. Der Tod ist taub; denn man weis schon, wie viel dem Tode daran liegt, daß ein unwissender Medicus leben bleibe. Was soll unser armer Hofrath thun? Was soll seine trostlose Frau thun? Nun fehlt weiter nichts, als daß sie noch die Schläge rächt, die er seiner ersten Frau gegeben: Unter der Hand will man erfahren haben, daß sie zu ein paar Ohrfeigen Anstalt gemacht hat. Noch lebt er, und ich verlange sehr, den Ausgang dieser Ehe zu erfahren.

N. S. Sie leben noch beide, da ich dieses schreibe, und beide noch eben so misvergnügt. Es geht nun ins achte Jahr, daß seine itzige Frau das schreckliche Werkzeug ist, die Beleidigungen zu rächen, die er seiner alten Wittwe angethan hat.

Zebedäus Schlau hatte in einem gelehrten Buche gelesen, daß eine kluge Frau für ihren Mann eine sehr gefährliche Sache seyn könnte. Er war also so fein, und wählte sich das dümmste Mädchen in der Stadt. Sie war schön, und aus guter Familie. Er machte sich Hoffnung, sie ganz nach seinem Willen zu lenken, da sie so albern war, daß sie kaum einen Willen zu haben schien. Er irrte sich sehr. Ungeachtet ihrer Einfalt, wußte sie doch, daß sie eine Frau war. Ihre Dummheit diente nur dazu, daß sie auf ihre weiblichen Rechte trotziger ward. Das Ansehen ihrer Familie nöthigte den Mann, verbindlich zu seyn; Beleidigen durfte er sie nicht. Durch den Schutz ihrer Anverwandten bemäch-

bemächtigte ſie ſich nach und nach einer Herrſchaft über ihn. Je dümmer ſeine Frau war, deſto ſchimpflicher war ihm ſeine Sklaverey. Sie ſtarb ſehr jung; Ein Unglück, das ſonſt nur kluge Kinder trifft. Ich ſprach ihn einige Wochen nach ihrem Tode; Er verſicherte mich, daß er in ſeiner ganzen Ehe nur zween vergnügte Augenblicke gehabt habe: In der Brautnacht, und bey ihrem Tode.

Valentin Pinſel, deſſen Vater ein berüchtigter Quaker, und die Mutter eine Betſchweſter geweſen war, hatte ſich in Kopf geſetzt, daß die meiſten Ehen um deßwillen unglücklich wären, weil bey der Wahl ſo viel Menſchliches mit unterlaufe, wie er es nannte, oder nach unſerer Art zu reden, weil man mit zu viel Vorſicht heirathe. Dieſe Vorſicht hielt er für Sünde. Er wollte alſo heirathen, ohne den Himmel zu verſuchen. Dieſem überließ er die Wahl. Es war an einem Sonntage ſehr früh, als er ſich mit vieler Andacht rüſtete, der Perſon entgegen zu gehen, die ihm der Himmel zu ſeiner künftigen Braut zuführen würde. Dieſe ſollte nach ſeinem Gelübde, ſo er gethan hatte, das erſte unverheirathete Frauenzimmer ſeyn, das ihm begegnen würde. Er blieb an der Kirchthüre ſtehen, und erwartete ſein Glück mit aufgeſperrtem Maule. Das erſte unverheirathete Frauenzimmer, ſo an die Kirchthüre kam, war eine Perſon von etlichen und zwanzig Jahren, welche bisher ſo ausgeſchweift hatte, daß auch die ungeſittetſten Mannsperſonen öffentlich ſich ihrer ſchämten. Er wußte dieſes, und eben darinnen fand er einen beſondern Wink des Himmels. Noch an dieſem Tage wurde die Verbindung richtig; und nun werden es beynahe fünf Jahre ſeyn, daß er der unglücklichſte Ehemann, und ein Spott der ganzen Stadt iſt. Hätte er wohl eine Thorheit andächtiger anfangen können, als dieſe, und doch glaubt er noch itzt, daß dieſe Ehe im Himmel geſchloſſen ſey?

Meiſter Martin ſeliger, hat ſeine Frau aus keiner andern Urſache geheirathet, als weil ſie Chriſtine hieß. Und dieſes liebe Chriſtinchen hat ihn auf gut türkiſch gepeinigt, bis

bis an sein seliges Ende, welches drey Tage darauf erfolgte, als sie ihm einen Ziegel an dem Kopfe zerschlagen hatte.

M. M. war ein Frauenzimmer von guter Erziehung, welche sie besonders ihrer Mutter zu danken hatte. Diese liebreiche Mutter starb, und überließ die Tochter der Vorsorge ihres Mannes, der weiter keinen Fehler hatte, als diesen, daß er niederträchtig geizig war. Dieser Fehler hinderte das Glück seiner Tochter; denn ihre Liebhaber hatten gemeiniglich auch den Fehler, daß sie keinen geizigen Schwiegervater leiden konnten. Ihre schönsten Jahre, die bey einem Mädchen der Liebe so heilig sind, verstrichen ungenossen. Sie war zu tugendhaft, sich zu vergehen; aber sie war gar zu sehr ein Frauenzimmer, als daß sie bey dieser Verzögerung ganz gleichgültig hätte seyn können. Der Geiz des Vaters verscheuchte ihre Anbeter. Sie ward traurig über die Einsamkeit, die sie um sich herum wahrnahm, und diese Traurigkeit vermehrte sich, wenn sie an die künftigen Folgen dieser Einsamkeit gedachte. Endlich meldete sich ein junger Mensch, der sich vornahm auf Conto zu lieben, und den Tod ihres Vaters zu erwarten. Er hatte kein Vermögen; das war für einen geizigen Vater Ursache genug, ihm die Tochter abzuschlagen. Diese Schwierigkeit machte ihn nunmehro im ganzen Ernste verliebt. Er versicherte seine Schöne, daß seine Liebe aufrichtig, und vernünftig, und seine Absichten christlich wären. Bey einem Frauenzimmer von einer frommen und tugendhaften Erziehung, ist diese ehrbare Sprache eben so gefährlich, als bey einem leichtsinnigen Frauenzimmer das Geschenk eines kostbaren, und neumodischen Putzes. Ihre Standhaftigkeit fieng an zu wanken. Ihres Vaters Haus ward ihr alle Tage unerträglicher, und eben um deßwillen fand sie ihren Freund alle Tage liebenswürdiger. Eine alte Muhme, (denn die alten Muhmen sind immer die Ehestandsapostel,) diese ihre alte Muhme mischte sich endlich in den Roman, und machte ihr begreiflich, daß eine Ehe zwischen einem jungen wohlgewachsenen Menschen,

und

und der Tochter eines reichen Vaters, dem Himmel nicht anders, als angenehm seyn könne. Die vernünftigen Lehren ihrer verstorbnen Mutter erhielten das gute Kind noch einige Tage zweifelhaft. Endlich kam die gefährliche Stunde. Der verdoppelte Eigensinn eines ungerechten Vaters, die Schmeicheleyen eines wohlgebildeten Freundes, den man liebt, die Befehle der Natur, die man in diesen Fällen empfindet, und gern empfindet, und endlich die Predigt einer alten dienstfertigen Muhme, diese Umstände zusammen müssen wohl die Philosophie eines fühlenden Mädchens über einen Haufen werfen. Sie ließ sich entführen, nachdem sie vorher den Himmel sehr andächtig um seinen Beystand angefleht, und ihm vorgehalten hatte, daß diese Ehe durch ihn geschlossen wäre. Um ihr Gewissen noch mehr zu beruhigen, räumte sie ihrem Liebhaber die geringste Freyheit nicht ein, bevor sie in dem nächsten Kloster auf die feyerlichste Art getraut waren. Nun war sie Braut und Frau, und zugleich, unerachtet ihrer andächtigen Vorsicht, die unglücklichste Frau. Ihr harter Vater war beleidigt, und unversöhnlich. Kaum verflossen acht Tage, als er sich seiner entflohenen Tochter zum Trotze wieder verheirathete, und sein ganzes Vermögen dieser Elenden entzohe, welche die Feindschaft ihres Vaters nicht ertragen konnte. Sie lebte mit ihrem Manne nur wenige Jahre, traurig, elend, und ohne Hülfe. Der Mangel und Kummer machten dieser übereilten Ehe ein betrübtes Ende. Ein jeder, nur ihr Vater nicht, bedauerte sie; der alten Muhme aber war das ganz unbegreiflich, wie eine Ehe habe so unglücklich seyn können, welche doch durch ihre Vermittelung im Himmel geschlossen worden sey.

Die Ehen, die man auf Schulen schließt, gehören, nach dem angenommenen Verstande unsers Sprüchworts, ganz unstreitig unter die Ehen, die im Himmel geschlossen werden; denn der Verstand hat selten einigen Antheil daran. Und dennoch glaube ich, daß sie sich nach der heutigen Art zu lieben, und zu heirathen, wohl entschuldigen lassen.

laſſen. Man weis das deutſche Sprüchwort: Jung gefreyt, hat niemanden gereut. Das Sprüchwort hat Recht. Die Jugend iſt zu ausſchweifend, zu ſchwer zu bändigen, man laſſe ſie heirathen! Ein Jahr im Ehestande leben, macht weit zahmer, als zehn moraliſche Folianten leſen. Kann es wohl iemals einen jungen Menſchen gereuen, daß er bey Zeiten vernünftig geworden iſt? Die meiſten jungen Leute, wenigſtens diejenigen, die aus vornehmen Häuſern ſind, wachſen nur um deßwillen groß, damit ſie eine Frau nehmen können. So gebe man ihnen doch eine Frau, ſobald ſie groß genug ſind, Vater zu werden. Mit einem Worte: man thut Unrecht, wenn man wider dergleichen Univerſitätsromane zu altväteriſch eifert. Es iſt wahr; ſolche verehlichte Kinder werden ſelten, vielleicht niemals, eine glückliche und vergnügte Ehe haben: Aber heirathet man denn heut zu Tage nur um deßwillen, daß man glücklich und vergnügt leben will? Ich wundre mich ſehr, daß man noch itzt ſolche Einwürfe machen kann, die ſich kaum bey unſern einfältigen Voraltern entſchuldigen ließen.

Alles dieſes führe ich auf Verlangen eines meiner Freunde an, welcher erſt ſechs und dreyßig Jahre alt, und doch ſchon Großvater, und dem ohnerachtet noch bis auf dieſe Stunde unmündig iſt. Ich will ſeinen kurzen Lebenslauf hier mit den Worten einrücken, wie er mir ihn ſelbſt aufgeſetzt hat.

Ich war ſechzehn Jahre alt, als mich mein Vater nach Duisburg auf die Univerſität ſchickte. So lange ich bey ihm im Hauſe war, hielt er mich ſtrenge. Es geſchahe dieſes wider den Willen meiner Mutter. Ich war ihr einziger Erbe; ſie liebte mich alſo ſehr zärtlich. Wenn ich fromm und fleißig ſeyn würde, ſo ſollte ich auch eine hübſche Frau kriegen; dieſes war ihr täglicher Segen, welcher von meinem vierzehnten Jahre an, ſo ſtark in meine Seele wirkte, daß ich immer glaubte, fromm und fleißig genug zu ſeyn, und immer mit Ungeduld auf eine hübſche

Frau

Frau wartete. Die Ernſthaftigkeit meines Vaters ward mir unerträglich. Ich gewann meine Mutter, welche auf meine Vorſtellung glaubte, ich ſey gelehrt genug, auf die Univerſität zu ziehen; und was ſie glaubte, fand mein Vater immer billig, ſo ſtreng er ſonſt war. Ich kam alſo nach Duisburg, unter den zärtlichen Wünſchen meiner Mutter, daß ich recht fromm und fleißig ſeyn möchte, damit ſie mir bald eine hübſche Frau geben könnte. Dieſer mütterliche Segen ward mir verdächtig, weil ich drey Jahre vergebens darauf gewartet hatte; ich nahm mir alſo vor, mich ſelbſt zu ſegnen. Hiezu fand ich gar bald Gelegenheit, da man aus meinem Aufwande vermuthete, mein Vater ſey ſehr reich, und da mein Körper liebenswürdig genug gebaut war. Die Tochter eines Kaufmanns gefiel mir; ich machte mit ihr Bekanntſchaft, und war vielleicht noch nicht verliebt: aber binnen kurzer Zeit ward ich es im ganzen Ernſte, da das Mädchen ſehr ehrbar und züchtig that, und mich beſtändig vor der Eiferſucht, und ſtrengen Wachſamkeit ihrer Aeltern warnte, welche unerbittlich grauſam gegen ſie ſeyn würden, ſo bald ſie den geringſten Argwohn von unſerer Vertraulichkeit faſſen ſollten. Ich war jung genug, alles dieſes zu glauben; und da ich noch ſchlauer ſeyn wollte, als die ſcharfſichtigen Aeltern meiner Schöne: ſo verſprach ich ihr ins geheim die Ehe, heirathete ſie eben ſo geheim, und genos das ſo lange erwartete Vergnügen, welches nach dem Ausſpruche meiner Mutter eine Belohnung für ihren fleißigen und frommen Sohn bleiben ſollte. Mit einem Worte, im ſechzehnten Jahre meines Alters, und noch im erſten Jahre meines akademiſchen Lebens war ich verliebt, verheirathet, und Vater. Es war alſo nicht mehr Zeit, das zu verbergen, was wir gethan hatten. Die Aeltern meiner Frau gaben uns einen liebreichen Verweis, an ſtatt daß ich die heftigſten Begegnungen von ihnen erwartete. Dieſe Nachſicht würde mir unbegreiflich geweſen ſeyn, wenn ich nicht zu gleicher Zeit gemerkt hätte, daß dieſe wachſamen, und unerbittlich grauſamen Aeltern

vom

vom Anfange an, die Vertrauten meiner Frau in ihrer Liebe gewesen waren. Sie nannten es nunmehr einen Jugendfehler, und dankten dem Himmel, der für ihr Kind so väterlich gesorgt hätte. Meine Aeltern hingegen waren ganz untröstlich. Ich gab mir Mühe, meinem Vater begreiflich zu machen, wie vortheilhaft es für mich sey, die Tochter eines reichen Kaufmanns auf eine so feine Art erhascht zu haben; denn das Geld war bey meinem Vater ein Umstand, der viel Thorheiten entschuldigte. Allein meine Vorstellungen fanden kein Gehör. Er wußte bereits mehr, als ich; er wußte die schlechten Umstände meiner neuen Familie, welches sich in ein paar Monaten noch besser äusserte, da mein Schwiegervater einen so ungeschickten, und unverantwortlichen Bankerutt machte, daß er nicht allein den geringsten Vortheil davon nicht hatte, sondern so gar in die äusserste Armuth gerieth: Einen Bankerutt wider alle Regeln der Handlung! Nun war ich und das Geld meines Vaters der einzige Trost dieser Unglückseligen, aber ich blieb es nicht lange. Mein Vater starb; der Hof bemächtigte sich seines Vermögens, welches nicht einmal zureichend war, dasjenige zu ersetzen, was man foderte. Sie können glauben, wie sehr mich dieses alles beunruhigte. Ein junger unerfahrner Mensch von siebzehn Jahren, welcher nicht Zeit gehabt hat, das geringste zu lernen, womit er sein Brod verdienen könnte; dieser soll für den Unterhalt so vieler Personen sorgen, und kann sich selbst nicht ernähren! Nunmehr ließ mich es meine Frau empfinden, was für ein schreckliches Verbrechen es sey, kein Geld zu haben. Meine Schwiegeraltern hielten mich für den größten Bösewicht; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich ihr armes unschuldiges Kind verführt hätte. Mit einem Worte, ich habe seit achtzehn Jahren unter der strengen Vormundschaft meiner Frau ein trauriges Leben geführt. Gleichwohl hat sie mich immer nothdürftig ernährt; das kann ich ihr nachrühmen. Ich würde kaum begreifen können, wo dieser Segen herkäme; aber der Herr Kammerrath, und der Herr Oberamt-

mann ſind ein paar liebenswürdige Männer, und meine Frau ſieht in der That noch reinlich genug aus, chriſtliche und mildthätige Seelen zu erwecken. Dieſe rechtſchaffenen Patrone haben auch für meine älteſte Tochter väterlich geſorgt, und ihr in ihrem ſechzehnten Jahre einen Mann gegeben, der beym Herrn Kammerrathe Verwalter iſt, einen feinen frommen gelaſſenen Mann, wie ich bin, nur noch einmal ſo alt, als ich. Sie leben recht gut mit einander; denn meine Tochter iſt das wahre Ebenbild von ihrer Mutter. Sie hat mich auch ſchon zu einem vergnügten Großvater gemacht, und ihrem guten Manne ein Töchterchen geſchenkt, welches dem Vater bis auf die grauen Haare ſo ähnlich ſieht, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Ich habe das aus des Herrn Kammerraths eignem Munde; denn mir kam es nicht ſo vor. Sehn ſie, mein Herr, ſo lebe ich itzt! Der Himmel, der für eine Frau und für Kinder geſorgt hat, wird auch für Brodt ſorgen. Er erhalte nur meiner Frau ihre Geſichtsbildung, und dem Herrn Oberamtmanne ſein chriſtliches Herz. Ich will mir alles gefallen laſſen! Das iſt mein Lebenlauf, wie ſie ihn verlangt haben. Leben ſie wohl.

N. N. iſt ein unglückliches Opfer von dem Eigennutze ihres Vaters geworden. Sie beſaß alle Tugenden einer Weibsperſon, und faſt keinen einzigen von den Fehlern derſelben. Sie war ſo ſchön gebildet, daß ſelbſt Frauenzimmer nichts an ihrer Schönheit zu tadeln fanden, und doch war ſie dabey ſo tugendhaft, daß auch die ungezogenſten Mannsperſonen Ehrfurcht für ſie hegten, und in ihrer Gegenwart ſich vernünftig aufführten. Mit einem Worte: Sie war das, was alle ihres Geſchlechts ſeyn wollen, und nicht alle ſind. Sie war alſo eines vernünftigern Vaters, und eines beſſern Glücks würdig. Ihr ungerechter Vater hatte die Vormundſchaft über einen jungen Menſchen gehabt, und dieſe ſo eigennützig verwaltet, daß er mit Zittern an die Zeit gedachte, in welcher ihn die Obrigkeit nöthigen würde, Rechnung abzulegen. Dieſer Mündel beſaß, auſſer einer

ansehnlichen Herkunft, und einem grossen Vermögen, die geringsten Eigenschaften nicht, die ihm einiges Vorrecht vor dem Pöbel gegeben hätten. Ein Körper, der nach allen Regeln der Haßlichkeit gebaut war, würde sich haben entschuldigen lassen, wenn seine Seele nicht noch haßlicher gewesen wäre. Von seinen ersten Jahren an hatte man ihm alle Ausschweifungen verstattet. Nach dem Tode der Aeltern fiel er in die Hände des Vormundes, dem sehr viel daran lag, daß er nicht vernünftiger werden sollte. Er gab ihm, so viel er zu seinen Ausschweifungen brauchte, um ihn desto sicherer plündern zu können. Die Jahre kamen endlich, da er auf Reisen gehen sollte; denn zur Schande unsers Vaterlandes kriegen Ausländer mehr Narren, als vernünftige Deutsche, zu sehen. Das Ceremoniell erfoderte, ihm einen Hofmeister mit zu geben; unser Vormund wählte ihn selbst: man kan also wohl glauben, daß der Hofmeister nicht vernünftiger war, als sein Untergebener, der nunmehr in die Welt geschickt ward, ohne Wissenschaft, ohne Sitten, ohne Redlichkeit. Nur sein Körper war noch gesund, und gegen die Religion beobachtete er noch den äusserlichen Wohlstand. Nach einigen Jahren kam er zurück, noch unwissende, noch weit ungesitteter, eben so unredlich, als er fortgereist war. Nunmehr war das sein gröster Witz, wenn er öffentlich der Religion spotten konnte; und so bald diese Spöttereyen erschöpft waren, so erzählte er der Gesellschaft alle Krankheiten, die er in Paris ausgestanden hatte, und erzählte aus Ehrgeiz vielleicht noch mehr, als geschehen war.

Er hatte die Jahre erreicht, sein Geld ohne Vormund zu verschwenden. Was solte dieser nunmehr thun? Seine Tochter sollte unglücklich werden, damit er, als Vater, ehrlich bleiben konnte. Sie gefiel diesem jungen Böswichte. Anfänglich hatte er die Absicht gar nicht, sie zu heirathen; er wollte sie nur als ein Cavalier, der zu leben weis, unglücklich machen. Ihre Tugend demüthigte ihn zeitig genug. Er empfand Hochachtung und Ehrfurcht ge-

gen sie; eine Empfindung, die ihm ganz neu war; er wolte sie also heirathen. Er entdeckte es ihrem Vater, welcher diesen Vorschlag mit Freuden annahm, und seine Tochter auf die grausamste Art zwang, ihm die Hand zu geben. Nun waren die Vormundschaftsrechnungen richtig; seine unschuldige Tochter aber ganz verloren. Sie lebte nur wenige Jahre mit diesem Unmenschen, der alle Tage verabscheuungswürdiger, und durch seine pöbelhaften Ausschweifungen so ungesund ward, daß er diese Elende in eine Krankheit stürzte, die ihrer Noth ein betrübtes Ende machte. Der Mann freute sich über das Ende seines Ehestandes; der grausame Vater tröstete sich über den Tod seiner Tochter, und war noch unverschämt genug zu glauben, der Himmel habe diese Ehe gestiftet, um seiner Tochter einen reichen Mann zu geben, und ihn, als Vormund, vom Galgen zu retten.

William van Baaken aus Saerdam dachte wie ein alter Holländer, und faselte, wie ein junger Franzos. Er fand in Spaa Clarimenen, ein Frauenzimmer, welches die grosse Welt kannte, welches diese grosse Welt ziemlich genossen hatte, und sehr unzufrieden war, wenn man den Selbstmord der Lucretia entschuldigte. Van Baaken sprach sie zum ersten male auf einem Balle in einer ansehnlichen Gesellschaft. Ihre Mienen waren eben nicht abergläubisch, und dieses machte ihm Muth, ihr einige galante Unflatereyen öffentlich vorzusagen. Vielleicht hätte Clarimene diese lieber in ihrem Zimmer gehört, als auf dem Balle: doch weil des van Baakens Person eben nicht so gebaut war, daß man aus Liebe zu ihm eine Grobheit übersahe; so glaubte sie, ihrem guten Namen so viel schuldig zu seyn, daß sie ihren Unwillen darüber äusserte. Er hatte auf Reisen weiter nichts gelernt, als unverschämt zu seyn; er wiederholte also mit lauter Stimme seinen Bootswitz und bekam dafür von Clarimenen ein paar derbe friesländische Ohrfeigen. Van Baaken ward bestürzt. Er sah es ein, daß er Unrecht gehabt hatte und weil sein Herz nicht sowohl boshaft, als dummkühn war, so machte ihn dieser Zufal ernst-

ernsthafter, als er seit seiner Rückkunft von Paris gewesen war. Er hielt diese Ohrfeigen für einen göttlichen Wink, Clarimenen zu heirathen; denn er schloß von ihrer gränzenlosen Empfindlichkeit auf ihre Keuschheit, von ihrer Keuschheit auf alle übrige weibliche Tugenden, und von diesen auf das seltne Glück, das er in einer Ehe mit ihr zu genieſſen haben würde. Er war sehr eifersüchtig; und bey Clarimenen hoffte er, nicht Ursache zu haben, eifersüchtig zu seyn. War etwas natürlicher, als seine Hoffnung, Clarimene, welche als Jungfer eine zärtliche Unflätereyen mit ein paar so männlichen Ohrfeigen bestrafte, werde, so bald sie seine Frau sey, diejenigen mit Füssen treten, die die Verwegenheit hätten, ihre eheliche Treue wankend zu machen? So schloß der unerfahrne Mensch! Der Vorwand, ihr die Beleidigung abzubitten, schaffte ihm eine nähere Bekanntschaft. Er versicherte sie seiner Hochachtung, seiner Liebe, seiner guten Absichten; und Clarimene, welche sich schon längst einen so reichen und so dummen Mann gewünscht hatte, ließ sich nach einigen unumgänglichen Weigerungen so weit bringen, daß sie ihm die Hand gab. Er heirathete sie, ehe er von Spaa gieng. Er führte sie in seine Vaterstadt, und rühmte sich seiner erhaltenen Ohrfeigen mehr, als mancher junge Officier seiner Wunden, die er, Gott weis, wo? bekommen hat. Die ganze Gegend ward begierig, diese wilde Spröde kennen zu lernen. Es gab junge muthige Liebhaber, welche diese Sprödigkeit verwegen machte; und wider Vermuthen fanden sie diese Amazone so zahm, wie ein Lamm. Sie war Frau, und hielt also weiter nicht für nöthig, der Welt schrecklich zu seyn, da ihr Glück nun gemacht war. Mit einem Worte: Ehe noch ein halbes Jahr vergieng, wußte das ganze Land, daß sie ihrem Manne ungetreu war. Ihr Mann wußte es selbst, und war ganz trostlos. Er hätte sich die wahrsagenden Ohrfeigen gern noch einmal vom Himmel ausgebeten, wenn dieses ein Mittel gewesen wäre, von seiner Frau wieder los zu kommen; denn nun merkte er beynahe, daß er diesen Wink des Him-

mels falsch verstanden hatte. Er faßte also einen andern Entschluß: Er flohe im ersten Jahre seines Ehestandes von seiner ungetreuen Tyranninn, und gieng nach Surinam, wo er sich viele Jahre lang aufhielt, bis er erfuhr, daß sie gestorben war, und ihm, ungeachtet seiner Abwesenheit, eine zahlreiche Familie verlassen hatte.

Gedanken sind zollfrey;

und damit bin ich sehr unzufrieden.

In denen neblichten Stunden, wo mein Geist mürrisch ist, wo er nichts denkt, wo er so unwirksam ist, wie der Geist eines trunknen Finanzenpachters; in diesen traurigen Stunden beurtheile ich die Fehler des Staats, und mache Projecte.

Da ich dieses erinnere, so sollte ich wohl den gemeinen Vorwurf befürchten, daß das Projectmachen meistentheils die Beschäfftigung solcher Köpfe sey, welche zu ungeschickt sind, etwas wichtigers zu thun, und welche weder den Willen, noch das Vermögen besitzen, ihre Mitbürger glücklich zu machen, dagegen aber, unter dem scheinbaren Vorwande, die allgemeinen Einkünfte zu verdoppeln, hungrig und boshaft genug sind, sich mit dem Schaden des Armuths zu bereichern, und ihr ungewisses Glück auf das augenscheinliche Elend tausend entkräfteter Familien zu bauen. Allein, ich kann vor dergleichen Vorwürfen ruhig seyn, da ich niemals die Absicht habe, den geringsten Vortheil von meinen Projecten zu ziehen, da ich nicht in Willens habe, die öffentlichen Einkünfte zu vermehren, sondern nur Mittel ausfindig zu machen, wodurch die Kosten aufgebracht werden können, welche nöthig sind, für die Bequemlichkeit derjenigen unter meinen Mitbürgern auf eine dauerhafte Art zu sorgen, für welche bisher am wenigsten gesorgt worden ist.

Ausser

Auſſer dem guten Zeugniſſe, welches mir mein eignes Gewiſſen von der Billigkeit meiner Abſichten giebt, rechtfertigt mich noch ein andrer Umſtand, der in der ſpaniſchen Geſchichte bekannt genug iſt. Mein Urältervater, Sancho Panza, war einige Zeit Regent der groſſen Inſel Barataria *, und machte ſich in etlichen Tagen durch ſeine Gerechtigkeit, und tiefe Einſicht in die Kunſt zu regieren, um ſein Land weit verdienter, als viele Prinzen, welche von ihren Unterthanen und Nachbarn dreyſſig Jahre lang gefürchtet, und ewig verabſcheuet werden. Von dieſer Zeit an haben wir Nachkommen des glorwürdigſten Sancho einen innerlichen Trieb zu regieren; und weil bereits alle Throne und Regierungen beſetzt ſind, ſo behalten wir doch, ungeachtet des traurigen Verfalls unſrer Familie, beſtändig, auch als Privatperſonen noch, den Trieb, die Fehler der Regenten zu beurtheilen, dem Elende, das ein Land dadurch empfindet, abzuhelfen, und allerunterthänigſte Projecte zu machen, da wir nicht im Stande ſind, Gnadenbezeugungen auszutheilen.

Ich, als der einzige männliche Erbe des unſterblichen Sancho, beſitze dieſen Familienſchatz von einigen hundert Projecten, welche meine Vorfahren, und ich, aufgezeichnet haben. Sie betreffen ſowohl wichtige, als geringere Sachen; denn wir haben nicht allein für die nöthige Bevölkerung des Königreichs Spanien, ſondern auch für eine bequemere Art, weſtphäliſche Schinken zu räuchern, in unſerm patriotiſchen Eifer geſorgt. Ich werde mich ſehr billig finden laſſen, wenn ich den europäiſchen Staaten, oder auch Einem Ehrenveſten Rathe des Städtleins J. . . ., wo ich mich itzt aufhalte, mit meinen geſammelten Projecten dienen kann. Ich hoffe, das großmüthige Anerbieten wird angenommen werden, da nicht der geringſte Eigennutz dabey vorwaltet, ſondern da ich ſolches in der Abſicht thue, der Welt zu dienen, und mich mit einigen Schritten derjenigen Unſterblichkeit zu nähern, welche mein Erlauchter Vater,

* S. Don Quixot Th. II. Cap. 44.

ter, Sancho, mit seinem getreuen Esel, und vielen grossen Projectmachern des itzigen Jahrhunderts, rühmlichst erlanget hat.

Ich verlange nicht, daß man mir auf mein Wort glaube; ich will eine Probe von meinem Versprechen geben. Diese Probe biete ich hiemit vorzüglich dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation an, da ich in Deutschland die meiste Zeit über meinen Unterhalt gefunden habe, und um deßwillen gegen dieses nahrhafte Land erkenntlicher seyn will, als ein grosser Theil seiner Nachbarn, welche sich viele Jahre von dem deutschen Brodte masten, und dennoch immer, bey einer stolzen Eigenliebe, undankbar sind.

Mein Project soll alle die unentbehrlichen Eigenschaften haben, die den meisten Projecten fehlen. Es soll, ohne Ansehen der Person, eine durchgängige Gleichheit beobachtet werden; der Arme, und der gemeine Mann soll entweder gar frey gelassen, oder doch am meisten geschont, der Vornehme aber, nach Beschaffenheit seiner Umstände, und und Absichten, am meisten zur Mitleidenheit gezogen werden; die inländischen Manufacturen sollen dadurch auf keinerley Art niedergedrückt, und eben so wenig der freye Handel mit den Ausländern gehemmt werden; die Einkünfte von diesem Projecte sollen nicht durch die eigennützigen Hände einiger Privatpersonen dem gemeinen Besten entrissen, sondern vor den Augen des ganzen Landes so vertheilt, und angewendet werden, daß es gewissen preßhaften Personen vorzüglich zu Nutzen gereicht, und dieser Nutzen sich hernach wieder durch das ganze Land zertheilt. Ich will es so einrichten, daß alle diese Einkünfte nur durch wenige Bediente verwaltet werden können, und also dem gemeinen Wesen wenig dadurch entzogen wird. Ich schmeichle mir, daß man bey meinem Projecte nicht nöthig haben wird, die geringsten Zwangsmittel anzuwenden: Es ist für alle Stände so vortheilhaft, daß sich gewiß ein jeder von selbst beeifern wird, seinen Beytrag zu entrichten, und des Vortheils öffentlich zu geniessen, den er durch seine Beysteuer erlangt.

So

So gar Ausländer werden sich darzu drängen, und zur Bereicherung unsers Landes die Schätze aus ganz Europa zu uns schleppen, um die Erlaubniß zu erhalten, daß sie an den glücklichen Folgen dieses Projects Antheil nemen dürfen. Ja, ich will noch mehr thun: Ich will nicht allein keinen Genuß von der Erfindung dieses Projects haben, sondern auch, als ein billiger Contribuent, meinen Antheil selbst dazu erlegen. So großmüthig werden wohl wenig Projectmacher seyn!

Da ich auf diese Art die beträchtlichen Vorzüge meines Projects so deutlich gewiesen habe, so will ich auch nunmehr mit wenigen meine Gedanken sagen, für wen ich eigentlich die Einkünfte von diesem gerühmten Projecte bestimmt habe.

Nach der mir angebornen politischen Einsicht halte ich es für einen grossen Fehler, daß man zwar diejenigen in Zucht und Spinnhäusern ernährt, welche durch ihre üble Aufführung in der Republik Unruhen anfangen; gleichwohl für die Ernährung dererjenigen niemals sorgt, welche unter dem scheinbarsten Vorwande, und den prächtigsten Titeln, in dem gemeinen Wesen erstaunende Unordnung anrichten; und dieses bloß aus Mangel der Nahrung. Man gebe ihnen Brodt, so werden sie aufhören, dem Lande schädlich zu seyn; denn nur aus Hunger schaden sie.

Dieses deutlicher zu machen, will ich hier einige von denenjenigen nennen, für welche ich die Einkünfte meines Projects eben deßwegen bestimmt habe, weil die Obrigkeit zu grossem Schaden des Landes für ihren Unterhalt gar nicht sorgt, und sie eben dadurch in die verzweifelte Nothwendigkeit setzt, das zu seyn, was sie sind, und welches sie gewiß nicht seyn würden, wenn sie nur einigermassen Mittel wüßten, sich auf andre Art zu nähren. Die wenigen Beweise, die ich hier anführe, werden von dem grossen Umfange meines Geistes, und meiner grossen Einsicht in die Kunst zu regieren zeugen.

Unmittelbar nach den Raupen und Heuschrecken kommen die Rabulisten; ein gefräßiges Ungeziefer! Man kennt sie; ich habe also nicht nothig, sie zu beschreiben. Man weis die allgemeine Verwüstung, die sie in einem Lande anrichten, und doch duldet man sie, und giebt ihnen Ehrentitel: Man scheut sie, und sucht doch ihre Freundschaft. Und erwacht auch einmal die Gerechtigkeit wider sie, und giebt neue Gesetze zu ihrer Vertilgung; Wer soll darüber halten? Vielleicht die Richter? Viele Richter würden untröstbar seyn, wenn alle Advocaten gewissenhaft wären. Dazu habe ich zu viel Menschenliebe, daß ich glauben sollte, die Bosheit eines Rabulisten sey eine Handlung, deren ein Mensch freywillig, und ohne von der äussersten Noth gedrungen, fähig seyn könne. Zur Ehre meiner Mitmenschen glaube ich das nicht. Die größte Verzweiflung muß es seyn, die ein vernünftiges Geschöpf zu einer so abscheulichen Nahrung treibt. Nicht im Willen, nicht im Herzen; nein, in einem hungrigen Magen, nur in diesem allein, ist die ganze Quelle der Rabulisterey zu suchen. Der Hunger ist es, der Poeten, der Patrioten, der Schriftsteller, der Goldmacher, der Rabulisten schaffet. Ich will diesem Uebel steuern. Von den Einkunften meines Projects soll ein Theil angewendet werden, die Rabulisten zu füttern: dadurch werde ich sie nicht allein von ihrer schändlichen Rauberey abziehen, sondern ich werde auch dem gemeinen Wesen an ihnen solche Mitglieder schaffen, die ihm die wichtigsten Dienste leisten können. Es ist hier der Ort nicht, weiter davon zu reden; Im Vorbeygehen will ich nur so viel gedenken, daß ein dergleichen ausgefütterter Rabulist sehr geschickt ist, in der Gerichtsstube Fiscal zu werden. Er kennt die Schwäche der Richter, und die Bosheit der Advocaten. Er wird alsdenn alle Partheylichkeit und Rabulisterey am besten entdecken können, so, wie diejenigen die besten Zollbedienten sind, die den Zoll am meisten betrogen haben, ehe sie bankerutt wurden. Dieses Capitel aus der Finanz verdient eine besondere Abhandlung, die ich mir vorbehalte.

Für

Für die Freygeister will ich auch sorgen. Sie werden die Einkünfte meines Projects ziemlich erschöpfen; denn sie vermehren sich täglich: aber desto nöthiger ist es auch, daß man ihnen Brodt giebt, damit sie Christen werden; denn nur am Brodte fehlt es ihnen, und nicht an der innerlichen Empfindung. Unter tausend Freygeistern ist vielleicht nur einer, der mit Ueberzeugung nichts von Gott und der Religion glaubt, und dieser Eine wird gewiß am wenigsten schaden, weil er zu vernünftig ist, seinen Unglauben merken zu lassen, und weil er sich bey seiner Vernunft schämen muß, in der Gesellschaft einer so abgeschmackten Bande Gaukler zu seyn, welche zu dumm sind, von der Religion nichts zu glauben: Denn von der Religion im Ernste nichts zu glauben, das ist weit schwerer, als ein guter Christ zu seyn. Also sorge ich bey meinem Projecte bloß für diese starken Geister, die wider ihre Ueberzeugung, nur aus Hunger Lügen predigen, wie etwan die Ziegeuner nur aus Hunger wahrsagen. Ich schreibe gar nicht aus mütterlichen Vorurtheilen, was ich hier schreibe; Ich berufe mich auf die Erfahrung, und bitte mir von meinen Lesern nur eine kleine Aufmerksamkeit auf dergleichen Geschöpfe aus, welche so verwegen sind, sich Atheisten zu nennen. Bey allen, ich sage nicht zu viel, wenn ich dieses sage; bey allen werden sie finden, daß ihr Leichtsinn sich bloß aus einem Mangel der Nahrung herschreibt. Ein junger Mensch, der sein Vermögen durchgebracht, dem der wollüstige Müssiggang das Gemüthe zu höhern Beschäfftigungen träge gemacht, und die Knochen zur Arbeit entkräftet hat, den das Andenken seiner vorigen Glückseligkeit verzweifelnd, und der gegenwärtige Mangel unverschämt macht, der es nicht gewohnen kann, unbemerkt zu leben, da er nur vor kurzem durch seine kostbaren Thorheiten die Augen der ganzen Stadt auf sich zog; ein Mensch von dieser Art, und deren sind unzählige, wird eine Beruhigung für seinen Hochmuth, und für seinen Hunger finden, wenn er zuerst die innerlichen Vorwürfe seines eignen Gewissens damit übertäuben

kann,

kann, daß alle heilige und bürgerliche Pflichten, die uns die Religion predigt, ein eigennütziges Gewäsche der Pfaffen, und daß alle Strafen, mit denen die Offenbarung die Uebertreter dieser Pflichten so schrecklich bedroht, ein kindisches Märchen christlicher Weiber sind. Hat er es erst mit sich selbst so weit gebracht, so liegt ihm daran, daß er sein eingeschläfertes Gewissen in dieser Betäubung erhalte, und daß er auch gegen die Welt seine Thorheiten rechtfertige. Am füglichsten geschieht dieses dadurch, daß er sich selbst, und allen, die es hören, und die es auch nicht hören wollen, die neuen Entdeckungen täglich vorsagt, die sein starker Geist aus Scham und Verzweiflung, wider die Religion erfunden hat. Der Mangel hat ihn so vorsichtig gemacht, daß er vornehmlich diejenigen von ihrem Aberglauben zu bekehren sucht, welche am wenigsten Verstand haben, ihm zu widersprechen. Er wird sich also am liebsten reiche bejahrte Thoren, und junge Narren aus guten Häusern wählen. Jenen ist es ungemein schmeichelhaft, daß man ihnen bey ihrer reichen Thorheit den Verstand zutraut, wichtige neue Wahrheiten einzusehen, die so viele vernünftige Leute, und ihre eignen Beichtväter nicht einsehen können. Diese kützelnde Eitelkeit thut ihnen so sanft, daß sie mit freygebigen Händen demjenigen ihren Ueberfluß mittheilen, welcher so großmüthig gewesen ist, ihnen auf eine so bequeme Art, so viel Weisheit, so viel unerhörte Wahrheit mitzutheilen, die ihr Verstand, so gar ihr Verstand, so leicht hat fassen können. Am besten aber befinden sich unsre predigenden Freygeister bey jungen bemittelten Narren, welche, sobald sie die Religion weiter nicht schreckt, ganz ungestört ihren Ausschweifungen nachhängen können. Sie lassen mit Vergnügen ihren neuen Apostel an allen diesen Ausschweifungen Antheil nehmen; und dieser nimmt ihn sehr gern, weil er sie gewohnt ist, und befindet sich bey diesen jungen Verschwendern am besten, weil die alten bemittelten Thoren, mitten in ihrer Thorheit, noch immer rechnen, und gewisse Ausschweifungen verabscheuen,

die ihnen entweder zu theuer, oder für ihre abgelebten Körper zu jugendlich sind. Ich habe hier das Bild eines Freygeistes von der mittlern Classe gemalt. Denn von dem atheistischen Trosse will ich hier gar nicht reden, welche von jenen nur alberne Affen sind, und dasjenige abgeschmackt nachplaudern, was jene bey ihrer mittelmäßigen Einsicht, vorschwatzen, und welche, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollen, starke Geister seyn wollen, weil dieses eine Modenarrheit ist; welche endlich über Himmel und Hölle spotten, weder Engel noch Teufel glauben, und doch vor jeder alten Frau, die ihnen im Dunkeln begegnet, ein Kreuz machen. Diese kleine Charlatane muß man weder bestrafen, noch auslachen. Man muß sie nicht merken: so werden sie schon selbst aufhören, närrisch zu seyn; denn nur darum sind sie es, damit sie nicht ganz unbemerkt in der Welt seyn wollen. Diese überlasse ich der Ruthe ihrer Ammen, oder der Faust des Vormunds. Nur für die mittlere Classe sorge ich; und diese Vorsorge ist desto wichtiger, je grösser der Schade ist, den ihre eigennützigen Schwärmereyen der Welt, und vornehmlich der jungen flatterhaften Welt zuziehen. Vielleicht habe ich mich zu lange bey dieser Stelle aufgehalten. Ich bitte meine Leser um Vergebung. Es war nöthig, weil nicht alle die Genealogie der Atheisterey von dieser Seite kennen: weil keine Thorheit gefährlicher ist, als die, welche man für Verstand hält; und weil ich es genau bestimmen mußte, welche Art von Freygeistern eigentlich von meinem Projecte ernährt werden solle. Nunmehr wissen diese, wer sie künftig ernähren wird; und ich hoffe gewiß, sie werden sich schämen, wider ihre eigne Ueberzeugung Narren, und wider ihren natürlichen Ehrgeiz, den sie aus Noth verleugnen müssen, niederträchtige Schmeichler des reichen Pöbels zu seyn. Und damit diese Unglückseligen wegen ihrer künftigen Versorgung recht ruhig und sicher seyn können; so gebe ich ihnen mein Wort, daß bloß zu ihrer Unterhaltung alles dasjenige bestimmt bleiben soll, was durch mein Project von den

Weis-

Geiſtlichen und den Philoſophen einkommen wird. Aus dem Projecte ſelbſt werden ſie ſehen, wie anſehnlich der Betrag davon ſeyn müſſe. Und ich bin gewiß überzeugt, die Geiſtlichen und Philoſophen werden nun weit mehr beytragen, als von ihnen verlangt wird: Dieſe, weil ſie von der Nichtswürdigkeit des Reichthums überzeugt ſind, und gewiß alles Geld hingeben werden, um einen einzigen Narren weiſe zu machen; jene aber, weil ſie gewohnt ſind, gute Werke zu thun, und ihren verirrten Mitbrüdern nicht allein mit ihrem Segen, ſondern auch mit ihrem Beutel zu dienen.

Ich habe lange bey mir ſelbſt gezweifelt; ob ich die herumirrenden Goldmacher unter diejenigen mitleidenswürdigen Perſonen rechnen ſoll, für deren Unterhalt ich ſorge, damit ſie aufhören, unglückliche Thoren zu ſeyn. Sie ſind dem gemeinen Weſen ſehr verderblich; ſie bringen oft anſehnliche Familien um ihr ganzes, oder doch um ihr meiſtes Vermögen: Aber ſie ſind zu entſchuldigen, und mehr zu entſchuldigen, als diejenigen, welche ſich von ihnen misbrauchen laſſen. Wer iſt lächerlicher: Ein Bettler, welcher, um nicht gar zu verhungern, einem Reichen das wichtige Geheimniß lehren will, zu groſſen Schätzen zu gelangen; oder dieſer Reiche, welcher von den Händen eines hungrigen Landſtreichers den Ueberfluß erwartet? Inzwiſchen will ich es doch auf einige Zeit verſuchen, damit man mir nicht den geringſten Vorwurf einer Liebloſigkeit machen könne. Ich will dieſe Elende an meinem Projecte Antheil nehmen laſſen: und damit ſie zu ihrer Nebenausgabe doch etwas noch verdienen, ſo will ich ihnen von der Obrigkeit die Erlaubniß auswirken, daß ſie auf den Jahrmärkten herumziehen, und, in Geſellſchaft anderer Taſchenſpieler, das neugierige Volk mit ihren chymiſchen Tändeleyen beluſtigen mögen.

Man hat angemerket, daß dieſe Goldmacher, wenn ſich ihre Betrügereyen weiter nicht verſtecken laſſen, gemeiniglich anfangen, die quakeriſche Sprache einer dunkeln

Heilig-

Heiligkeit und mystischen Andacht anzunehmen. Dieses bringt mich auf den Einfall, bey meinem Projecte auch für die engbrüstigen Narren mit triefenden Augen, schiefen Hälsen, und verkrummten Händen zu sorgen, welche der Pöbel Heilige, und ein vernünftiger Mann heuchlerische Betrüger nennt. Sie schleichen gebückt in die Häuser frommer Thoren, und bemächtigen sich unter dem Vorwande, mildthätige Beysteuern für arme Brüder zu sammeln, des Vermögens dieser Leichtgläubigen, welches sie im Dunklen wollüstig verschwenden, und diejenigen hungern lassen, denen sie es entreissen. Diesem Uebel will ich steuern. Ich will für den Unterhalt dieser andächtigen Räuber sorgen; denn aus Mangel des Unterhalts beten die meisten von ihnen die treuherzigen Thoren um ihr Vermögen: Ob ich schon nicht läugnen will, daß viele nur aus Hochmuthe heilig herumkriechen, um desto mehr verehrt zu werden. Für diese mag ich nicht sorgen; denn sie thun dem Vermögen meiner Mitbürger keinen sonderlichen Schaden.

Ich belustige mich beynahe in keiner Gesellschaft mehr, als in der Gesellschaft derjenigen, welche unter dem prächtigen Namen der Patrioten mit der Regierung unzufrieden sind. Man findet daselbst einen wahren Mischmasch von Hochmuthe, von Neide, von Vaterlandsliebe, und von Hunger. Es steht in meinem Vermögen nicht, ihnen Aemter und Ehrenstellen zu geben: ich wollte es sonst mit Vergnügen thun. Ich weis gewiß, ich würde dadurch ihren Neid und ihren Hochmuth zugleich befriedigen. Denn, wie die Engländer sagen, flucht derjenige der Regierung am meisten, der am meisten an der Regierung Antheil zu nehmen wünscht. Also will ich nur für ihren Hunger, oder welches einerley ist, für ihre Vaterlandsliebe sorgen. Sie sollen satt werden; und wenn ihr Magen noch so patriotisch wäre, so soll er doch satt werden. Wirf dem Hunde Brodt hin, der dich beissen will, sprechen die Bürger in Mancha: Das will ich auch thun; denn ich glaube, daß

bey

bey mir in Westphalen der Hunger eben so beissend macht, wie bey meines Uräitervaters Nachbarn in Mancha. Wie erstaunend werden die Veränderungen seyn, die mein Project in einem Staate macht! Alle politische Schneider und Schuster, welche zeither mit aufgestemmten Armen hinter dem Bierkruge dem Fürsten geflucht, werden vor Freuden hervortaumeln, und dem Himmel danken, der ihnen ein so weises Regiment, und so gutes Bier verliehn. Der alte Ritter, welcher sich voll Misvergnügen über seine ungesuchten Verdienste seit der letzten Regierung auf die Hufe geflüchtet, um daselbst murrend den Untergang seines Vaterlandes zu erwarten, das ohne ihn regieret wird; dieser wird sein bestes Kleid, in welchem er zum letztenmale gehuldigt hat, aus dem Kasten hervorsuchen, um bey dem nächsten Gallatage mit steifer Pracht dem Hofe und seinem Dorfe Ehre zu machen. Und die misvergnügten witzigen Köpfe - - - ! Welchen Lärm sehe ich voraus! Wie wimmelt der Parnaß! Denn für eine Pension von hundert Gulden sollen sich zehen Reimer aus dem Athem singen.

Für diese witzigen Geister will ich vorzüglich sorgen. Vielleicht haben sie bisher mit Ungeduld gewartet, bis ich ihrer erwähne. Ich habe es mit Fleiß unterlassen; denn ich weis, daß sie fodern können. Ich werde ihnen auf eine anständige Art Unterhalt verschaffen, damit sie keine Ursache weiter haben, durch schmeichlerische Thorheiten die schönen Wissenschaften verächtlich zu machen.

Diese wenigen Exempel werden genug seyn können, meinen Lesern einen ehrwürdigen Begriff von dem Nutzen des grossen Projects zu machen, womit ich die Welt beglücken will. Vermuthlich sind sie nunmehro neugierig genug, es zu erfahren, und vielleicht so ungeduldig, als ich es wünschen kann. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Neugierde so lange aufgehalten habe. Es war nöthig, um den Charakter der Projectmacher zu behaupten, welche die Welt mit dem erstaunenden Nutzen ihrer Erfindungen

lange

lange Zeit berauben, ehe sie entdecken, was sie erfunden haben.

Mit einem Worte: Ich bin der grosse Mann, der zum Besten seiner dürftigen und verlaßnen Mitbürger auf den glücklichen Einfall gekommen ist, eine Gedankensteuer anzulegen. Ich will mich gleich deutlicher erklären.

Die Eigenliebe der Menschen hat keine angenehmere Beschäfftigung, als wenn sie sich mit den Vorzügen, die ihr doch fehlen, schmeichelhaft unterhält, und sie dafür denenjenigen abspricht, welche sie doch wirklich besitzen.

Von den ältesten Zeiten her haben sich die Philosophen bemüht, diese Leidenschaft sowohl ernstlich, als bitter zu bestrafen; und auch von den ältesten Zeiten her ist dieses Unternehmen vergebens gewesen.

Ich will einen Vorschlag thun, nicht sowohl wie man die Welt bessert, denn ich kenne die Welt; sondern wie man die hartnäckigen Thorheiten der Menschen zum Besten eines ganzen Landes nutzen soll. An statt also die Leute in dem angenehmen Traume ihrer eignen Verdienste zu stören; so will ich zufrieden seyn, daß sie sich für ihr Geld darinnen unterhalten: Und an statt, daß sie bisher nur schüchtern und im Winkel ihrer Eigenliebe geschmeichelt haben; so mögen sie sich nunmehr das Recht erkaufen, es öffentlich zu thun.

Aber erkaufen müssen sie dieses Recht; denn das können sie unmöglich verlangen, daß sie umsonst Narren seyn dürfen.

Sie sollen jährlich eine gewisse Steuer erlegen, und sich dafür die Freyheit lösen, öffentlich dasjenige von sich zu rühmen, was sie bisher nur heimlich gedacht haben.

So bald sie diese Gedankensteuer erlegen, bekommen sie einen Schein, und damit zugleich das Recht, daß niemand ihrer Eigenliebe widersprechen darf.

Dieser Schein soll sie wider alle Einwürfe mürrischer Philosophen, und wider alle bittre Satiren der Spötter schützen. Macht jemand in Gesellschaft die geringste Mie-

ne, als wolle er an ihrer Weisheit, an ihrer Tapferkeit, an ihrer Gelehrſamkeit, an ihrer Schönheit, an ihrem Reichthume, mit einem Worte, an ihren Verdienſten zweifeln; ſo dürfen ſie nur ihren Gedankenſchein vorzeigen, und die ganze Geſellſchaft muß verſtummen. Denn dieſer Schein macht ihre Verdienſte eben ſo unwiderſprechlich und vor Gerichte gültig, als das öffentliche Zeugniß von Geſchicklichkeit und Qvalitäten, welches man denen für ihr baares Geld beylegt, die ſich Rang und Titel kaufen.

Nunmehr werden meine Leſer wohl im Stande ſeyn, zu überſehen, wie gegründet alles dasjenige ſey, was ich bisher von den Vortheilen meines Projects geſprochen: ſie werden finden, daß ich aus Beſcheidenheit noch viel zu wenig geſagt habe.

Sie dürfen nur die Menge der Menſchen überdenken, welche ſich einbilden, das zu ſeyn, was ſie nicht ſind; ſo werden ſie ſofort eine erſtaunende Menge Contribuenten erblicken.

Sie dürfen weiter nachdenken, wie hartnäckig die Menſchen auf dergleichen ſchmeichelhaften Vorurtheilen beharren, und wie ſie lieber alles dran wagen, ehe ſie ſich in dieſen Vorurtheilen ſtören laſſen; ſo werden ſie mit einem Blicke überſehn, wie willig dieſe unzählbare Menge der Contribuenten herzueilen wird, ſich die Freyheit zu löſen, daß ſie ungehindert thöricht ſeyn können.

Die Summen müſſen erſtaunend ſeyn, die dadurch zum Beſten des gemeinen Weſens zuſammenflieſſen, und die ohne Bedruckung des Armuths, ohne Hinderung des inländiſchen und auswärtigen Handels, ohne den geringſten Zwang zuſammen gebracht werden. Dieſen einzigen Zwang nehme ich aus, daß niemand, ohne ſeinen Gedankenſchein zu loſen, auf Vorzüge ſtolz ſeyn darf, die er nicht beſitzt, und niemand ſich unterſtehen darf, demjenigen die gerühmten Vorzüge ſtreitig zu machen, der einen ſolchen Schein geloſt hat. Dieſe zween Puncte ſind die einzigen, in welchen der Beyſtand der Obrigkeit nöthig iſt.

Es ist meine Absicht nicht, und der Raum würde es auch nicht verstatten, einen Tarif, oder ein ausführliches Verzeichniß von demjenigen zu geben, was eine jede Art der eingebildeten Thoren beysteuern soll. So bald ich aber über dieses Project den gewöhnlichen Octroy erlange; so bald will ich ein vollständiges Schatzungsregister durch öffentlichen Druck bekannt machen. Für itzo wird es genug seyn, eine kleine Probe davon zu geben, nach welcher man die übrige Einrichtung beurtheilen kann.

Dieses will ich nur noch erinnern, daß die Westphälinger nur die Hälfte von jeder Anlage entrichten. Ich thue dieses aus Erkenntlichkeit, da ich unter ihnen wohne, und bey ihnen auch, als ein Fremder, mein Brodt so lange Zeit gehabt habe. Ich will diese Proben hinsetzen, ohne Ordnung, wie sie mir einfallen. Künftighin werde ich schon wissen, die Sache kunstmäßiger einzurichten.

Die Hagestolze sind die ersten, die mir einfallen. Ich weis nicht, wie es kömmt; aber es sey drum.

Ein alter Junggeselle ist mehrentheils ein Geschöpf, das sich viel, und gemeiniglich viel lächerliches einbildet. Wenn man ihn reden hört, so hat es nur an ihm gelegen, eine tugendhafte, eine reiche, eine schöne Frau zu haben. Er hat sie nicht haben mögen; denn sie wäre doch allemal eine Frau gewesen. Alle Gesellschaften unterhält er mit den Fehlern des Frauenzimmers, und glaubt nicht, daß die Gesellsaft noch weit mehr Ursache habe, sich mit seinen Fehlern zu unterhalten. Dieser Weise lebt frey: denn er hat keine Frau, die ihm befiehlt: aber zu Hause hat er eine Magd, die ihn tyrannisirt.

Aus Achtung für einen meiner besten Freunde will ich von den Hagestolzen etwas nachtheiliges weiter nicht sagen. Ich würde ihn beleidigen, und meine Leser würden ihn errathen. Er ist ohnedem argwöhnisch, und, wenn ich noch zween Fehler von ihm sagen darf, eigensinnig und unschlüssig. Ich erwähne diese Fehler ausdrücklich, damit diejenigen, die ihn von Person kennen, seinen Hagestolz entschuldi-

ſchuldigen, und nicht einen von denen Fehlern zur Urſache nehmen, die ich oben erwähnt habe. Ich muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Keiner von obigen Fehlern hält ihn ab. Er redet von ſich wenig, und immer beſcheiden. Für das Frauenzimmer hat er die größte Hochachtung; und nur aus Hochachtung kann er ſich nicht entſchlieſſen, zu heirathen, weil er befürchtet, ſein Eigenſinn werde beleidigen. Dieſe kleine Schutzrede war ich meinem beſten Freunde ſchuldig: ich komme wieder zum Hauptſatze.

Ein alter Junggeſelle, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß er nur aus Vorſicht und Klugheit nicht heirathe, ſoll jährlich Gedankenſteuer geben - - - - 2 fl. - Und ſo bald er damit den Schein gelöſt hat, ſo ſoll, bey ſchwerer Strafe, kein Menſch in der Geſellſchaft befugt ſeyn, ihn an die Körbe zu erinnern, die er, vom zwanzigſten bis ins funfzigſte Jahr, bekommen hat.

Alte Junggeſellen, die ſo unverſchämt ſind, zu glauben, daß es in ihren jungen Jahren Mädchen gegeben habe, die aus Liebe zu ihnen jämmerlich dahin geſtorben ſind; die ſollen geben - - 1 fl. - Die aber noch in ihrem funfzigſten Jahre coquettiren, und albern genug ſind, zu glauben, daß die ſchönen Kinder, ſo bald ſie ihr zärtliches Gerippe erblicken, ſeufzen, und nicht lachen; die geben - 2 fl. - und alſo noch einmal ſo viel; denn ſie ſind noch einmal ſo groſſe Thoren.

Bey uns in Weſtphalen, und vielleicht noch an mehrern Orten in Deutſchland, giebt es keine groſſern Hahnreye, als die alten Junggeſellen ſind, welche ſich Maitreſſen halten. Da die ganze Stadt dieſes weis, und ſie doch die ganze Stadt von der ſeltnen Keuſchheit ihrer Beyſchläferinnen überführen wollen, ſo werden ſie es nicht unbillig finden, wenn ich die Taxe ein wenig hoch ſetze. Dieſer Gedanke von der Treue ihrer Haushälterinn, oder wie ſie etwan heiſſen mag, faßt ſo viel ſtolze Eigenliebe in ſich, daß ſie für die Freyheit, ſo zu denken, nicht genug geben können. Wie viel Reizungen, wie viel männliche Vollkommen-

kommenheiten müssen sie von sich selbst träumen, wenn sie glauben, daß ihre Gebieterinnen (denn Gebieterinnen sind sie immer,) nur ihnen nicht, sonst allen widerstehn, nur ihnen nicht untreu seyn können, da sie es vorher zehen andern gewesen, und, daß sie gegen alle Welt die unerbittliche Strenge vestalischer Jungfrauen gebrauchen werden, da doch sie vermogend waren, die zweydeutige Tugend derselben durch Ueberlassung mittelmäßiger Vortheile wankend zu machen! Kann wohl etwas lächerlicher seyn? Mit einem Worte: Sie sollen geben - - - - - - - 5 fl. - und dafür sollen sie das Recht haben, zu glauben, was kein Mensch glaubt.

Alte Junggesellen, welche an ihre Jugendsünden so wenig zurück denken, daß sie das Herz haben, noch im funfzigsten Jahre ein Mädchen von zwanzig Jahren zu heirathen, sollen jährlich 1½ fl. erlegen, und dafür die Freyheit erkaufen, nicht zu glauben, daß sie was thörichtes gethan haben.

Alte Junggesellen, die alte reiche Wittwen heirathen, um in den nächsten fünf Jahren reich zu sterben, sollen nichts geben, und doch die Erlaubniß haben, zu denken, daß ihre Wahl sehr vernünftig sey. Die Freude ist ohnedem von kurzer Dauer, und sie werden nicht lange Zeit haben, es zu glauben. Sie sind zu unglücklich, als daß sie noch zu einer allgemeinen Schatzung gezogen werden sollten. Und da sie bey ihrem zärtlichen Drachen im Hause so wenig gute Stunden haben, so wollen wir ihnen das Leben nicht noch schwerer in Gesellschaften machen. Ihr Unglück ist in der That zu groß, als daß ihnen ein einziger schmeichelhafter Gedanke einfallen sollte, es müßte denn dieser seyn, daß ihre Frau vor ihnen sterben werde. Und ihnen zum Trotz stirbt sie nicht! Diese unglücklichen Leute sollen also zur Gedankensteuer nichts geben. Man wird diesen Ausspruch billig finden, und niemand wird ihn billiger finden, als mein Freund, dessen ich oben erwähnt habe, und welcher zu vielen Thorheiten zu klug ist, nur zu dieser nicht.

Die alten Jungfern werden es nicht übel nehmen, wenn ich sie den alten Junggesellen an die Seite setze; meine Leser werden es auch zufrieden seyn, denn es giebt kein Aergerniß, und nimmt sich doch gut aus. Dergleichen Winterstücke zieren eine Galerie ungemein, und heben die Farben der andern Schildereyen.

Es ist eines der ungegründetesten Vorurtheile der Menschen, welche gern lachen, daß sie am bittersten über alte Jungfern lachen.

Ist es etwan lächerlicher, keinen Mann zu haben, als es ist, ohne Frau zu bleiben? Und warum sind denn die alten Junggesellen nicht noch lächerlicher, da die Mannspersonen die ungerechte Freyheit haben, nach den Frauenzimmern zu gehen, und sich eine Frau nach ihrem guten Gefallen im Lande auszulesen; die armen eingesperrten Mädchens aber nur hinterm Vorhange lauern dürfen, ob jemand kommen und sie suchen will? Und diesem ungeachtet ist man so barbarisch, der armen Kinder zu spotten, wenn sie bis in ihr vierzigstes Jahr vergebens aufgelauert haben! Ich nehme mich hiermit dieser Verlaßnen an, und bekenne vor der ganzen deutschen Welt, daß über eine Jungfer, welche weder durch ihre unvorsichtige Aufführung, noch durch ihre Sprödigkeit, ihr Glück, wie es die Mannspersonen nennen, von sich gestossen hat, welche nur vielleicht aus Mangel der Schönheit, aus Mangel des Vermögens, oder aus einem gewöhnlichen Eigensinne des Schicksals bis in ihr vierzigstes Jahr einsam, und doch bey ihrer gesitteten Aufführung ungeändert geblieben ist; daß, sage ich, über dieses Frauenzimmer nur Thoren spotten, und daß sie bey Vernünftigen unendlich mehr Hochachtung verdient, als eine Frau, welche sich in die Arme des Mannes geworfen hat, um bey ihren Ausschweifungen desto sichrer zu seyn. Ich würde zu ihrer Vertheidigung noch viel mehr anführen können, wenn ich nicht befürchten müßte, man möchte meinen Eifer für eigennützig halten, und gewisse Absichten darunter suchen, da ich ein frischer Wittwer bin. Ich will al-

so

so gegenwärtig nur so viel sagen, daß alte Jungfern von dieser Classe, von meiner Gedankensteuer frey seyn sollen: ja sie sollen das Recht haben, ohne Entgeld zu glauben, daß sie darum gar nicht unglücklich sind, weil sie keinen Mann haben, und daß sie es gewiß seyn würden, wenn die Narren ihre Männer wären, welche über ihre alte Jungferschaft spotten. Ich will noch mehr thun. Diejenigen von ihnen, welche ihrer Armuth wegen übrig geblieben sind, sollen von den alten Junggesellen, denen sie nicht reich genug waren, ernährt werden, und zwar auf die Art, daß ich die Hälfte der Gedankensteuer, so diese eingebildeten Hagestolze nach meinem Plane erlegen müssen, anwenden werde, ihnen ihr Alter bequem zu machen.

Bey diesen Freyheiten, die ich einigen der alten Jungfern ertheile, wird meine Casse so gar viel nicht verlieren. Es bleibt noch eine unendliche Menge von ihren Gespielinnen übrig, die ich bey der Gedankensteuer zur Mitleidenheit ziehen kann.

Zwischen hier und Oßnabrück, rechter Hand der Strasse, liegt ein Meyerhof, in welchem ein altes Fräulein spukt. Vor dreyßig Jahren mag sie den Reisenden gefährlich gewesen seyn; nun ist sie ihnen nur schrecklich. Sie wohnt im Fenster; denn mit dem Anbruche des Tages steht sie am Fenster im Erker; und erwartet die Reisenden. So bald sie von ferne einen Wagen merkt, so rückt sie ihr altes Gesicht in Ordnung, und lächelt unter einer Wolke von Runzeln dem Wagen entgegen. Vermuthet sie aus der Menge der Bedienten, daß die Reisenden von vornehmen Stande sind: so wallt ihr adliches Geblüte noch einmal so heftig; sie reißt das warme Halstuch herab, und wirft einen verrätherischen Palatin flüchtig um, unter welchem der traurige Rest einer vierzigjährigen Reizung hervorgepreßt wird, der sich über Luft und Sonne wundert, die er seit zwanzig Jahren entwohnt ist. Ihr Vater war ein ehrlicher Junker, den sein Acker und der Handel mit gemästeten Schweinen nährte; denn ein Kaufmann konnte er nicht werden,

ohne seinen alten Adel zu beschimpfen. Ein Soldat hätte er werden können: aber er hatte seine guten Ursachen, warum er es nicht ward. Er blieb also auf seiner väterlichen Hufe, nahm eine gnädige Viehmagd aus eben so altem Geschlechte, erhielt dadurch seinen Adel unbefleckt, bestellte seine Felder, predigte die tapfern Thaten seiner Vorfahren, soff mit seinen Nachbarn, und zeugte Kinder, von denen keines mehr übrig ist, als unser Fräulein. Sie ward also von den Ihrigen mit verdoppelter Zärtlichkeit erzogen, und ihre hohen Aeltern liebten sie, wie die Alten ihre Jungen lieben. Sie war noch nicht zwölf Jahr alt, als ihre Mama so viel Schönheit an ihr zu merken glaubte, daß sie für nöthig hielt, argwöhnisch zu werden. Jeden Reuter auf der Strasse sahe sie für einen irrenden Ritter an. Alle Augenblicke unterhielt sie ihre liebe Tochter mit den Vorzügen, die ihr der Himmel vor hundert andern Fräulein, bey ihrem Verstande und bey ihrer Schönheit gegönnet hätte. Und so schön war ich auch in meiner Jugend; Himmel, wie die Zeit vergeht! Mit diesem Seufzer schlossen sich ihre Predigten allemal. Ihr Herr Vater aber schwur bey seiner armen Seele: Sie sey ein braves Mensch, und verdiene einen hübschen Kerl; den wolle er ihr schaffen, wenn sie gute Wirthschaft lerne. Nach diesen Gründen richteten Vater und Mutter ihre Erziehung ein, welche auch so gute Wirkung hatte, daß sie bey einer mittelmäßigen Häßlichkeit, einige kleine Romane spielte, die verdrießliche Folgen hatten, und daß sie dennoch, bey ihrer mütterlichen Sprödigkeit, stolz genug war, alle Heirathen auszuschlagen, die ihr scharfer Verstand, (denn innerhalb einer Viertheilmeile war sie das verständigste Fräulein,) die ihr Verstand für sich nicht ansehnlich, und vortheilhaft genug fand. Unter diesem lächerlichen Mischmasche von Sprödigkeit, und von Wollust, hat sie gestern ihr sechs und funfzigstes Jahr herangebuhlt, und unterhält sich in den Stunden, wo sie nicht betet, (denn seit sechs Jahren betet sie fleißig,) mit den Verdiensten, die die Welt

ent-

entbehren muß, da ſie nunmehr ſeit ſechs Jahren ſich im Ernſte entſchloſſen hat, einſam auf ihrem Meyerhofe zu ſterben. In dieſem frommen Entſchluſſe mag ich ſie nicht ſtören: damit ſie aber dem gemeinen Weſen noch zu etwas nütze, und damit ſie mit einem ruhigen Gewiſſen ihrem ſtolzen Traume nachhängen könne; ſo will ich ſie zu meiner Gedankenſteuer ziehen, und ich hoffe, ein anſehnliches Stück Geld aus ihr zu löſen.

So oft ſie die gefährlichen Schönheiten ihrer Jugend rühmet, ſo oft ſchmeichelt ſie ſich mit einer Einbildung, die ganz falſch iſt. Dieſes aber thun zu dürfen, zahlt ſie ein Jahr über, - 1 fl.

Sie erzählt, eben ſo wie ein junger Officier, ſehr gern die Siege, die ſie gehabt, und erzählt auch die, die ſie nicht gehabt. Wir wollen ihr nicht wehren, ſich ſo viel Liebhaber zu denken, als ſie für gut findet: aber ſie muß dieſe Liebhaber bezahlen, und giebt für jedes Stück - 1 Blaffert.

Sie mag ſich gern bunt kleiden, und daher kömmt es manchmal, daß ſie in der Ferne Schaden thut. Mir iſt es leider ſo gegangen. Ungeachtet meines geſchwollenen Fuſſes, bin ich ihr einmal in Münſter drey Gaſſen zärtlich nachgehinkt, um ein Geſicht zu ſehen, das ich für jung und ſchön hielt. Aber die Untreue, die ich dadurch an meiner damals noch lebenden Frau erwies, ſtrafte der Himmel ſchrecklich an mir; denn es war unſer Fräulein, die ich erblickte. Man wird mir dieſe kleine Rache gönnen, und erlauben, daß ich ihr für die Freyheit, ſich dieſer Maske eines jungen Mädchens zu bedienen, jährlich abfodre - - - 1 fl.

Für die Schminkpflaſterchen, die ſie in die Furchen ihres Geſichts ſo häufig ſäet, muß ſie auch etwas geben. Freylich thut ſie es nicht, wie unſre Frauenzimmer in der Stadt, ganz ohne Urſache; denn ſie hat eine ungeſunde Haut, und unter jedem Pflaſterchen einen heimlichen Schaden: aber ſie thut es doch darum nicht allein, ſondern auch in der Abſicht, hinter dieſen kleinen Räubern unſrer Freyheit deſto kräftiger zu buhlen. Beſonders iſt mir das groſſe

Pflaſter verdächtig, welches ſie an die ehrwürdige Höhlung ihres linken Schlafs, den benachbarten grauen Haaren zum Trotze, legt. Was für Unglück hatte es vor dreyßig Jahren anrichten können! Freylich hat es itzt nur den Willen zu ſchaden: aber auch dieſer muß beſtraft werden. Sie giebt ihre Beyſteuer für dieſe Erlaubniß, lächerlich zu ſeyn, und zahlt für ein jedes Schminkpflaſterchen wöchentlich

\- - - - 1 Albus.

Seit einiger Zeit habe ich ſie im Verdachte, daß ſie ſich ſchminke. Das wäre zu arg! In ihrer Jugend hat ſie es nicht gethan; denn die Landfräulein haben immer weniger nöthig, ihrer Schönheit aufzuhelfen, als die Fräulein in der Stadt: deſto unverantwortlicher wäre dieſe Thorheit itzo. Ein Freund von mir hat die Mühe auf ſich genommen, es auszukundſchaften. Thut ſie es, ſo ſoll ſie bey allen Thorheiten, die ſie aus Eitelkeit begeht, doppelt zahlen; ſie könnte ſich denn überwinden, öffentlich zu geſtehen, daß ſie nur um deßwillen ſich ſchminke, weil ſie ſo gar häßlich ſey, daß ſie ihres natürlichen Geſichtes ſich ſchämen müſſe. Auf dieſen Fall wollte ich Mitleiden mit ihrer Häßlichkeit haben, und ſie ſollte für dieſes geborgte Geſicht jährlich nur 4. Blaſſerte Miethzins zu meiner Gedankenſteuer geben.

Sie will es nicht geſtehen, daß ihre ſchwarzen Haare ſchon ziemlich ins Weiße fallen. Wenn ſie alle Jahre - - - ½ fl. - zahlt, ſoll niemand das Recht haben, ihren grauen Kopf zu merken.

Das kann ich ihr nicht vergeben, daß ſie oft, und beſonders um die Zeit der frankfurter Meſſe, am Fenſter ihren Morgenſegen mit entblößter Bruſt betet. Dadurch ärgert ſie Himmel und Erde; und wenn ſie es gar nicht unterlaſſen will, kann ich ihr weniger nicht, als 1½ fl. abfodern.

Ein Bedienter, den ſie wegen ſeines Alters fortgejagt hat, will die Leute verſichern, daß ſie ſeit einiger Zeit ſich an abgezogne Waſſer gewöhnt habe, um immer lebhaft und munter zu ſeyn. Aus chriſtlicher Liebe halte ich es für eine

Ver-

Verleumdung. Es wäre doch himmelschreyend, wenn sich alte Jungfern wollten zu jungen Mädchen saufen! Ich kann ihr diese Thorheit nicht wohlfeiler, als für 1 fl. - - verstatten. Derjenige, der das Herz hat, sie früh nüchtern zu küssen, um die Wahrheit von dieser Beschuldigung zu erfahren; der soll aus dem gemeinen Kasten eine ansehnliche Pension auf Lebenszeit erhalten.

Ich habe immer nicht begreifen können, warum sie bey allen Gelegenheiten in Gesellschaften, wider die unvorsichtige Zärtlichkeit unglücklicher Mädchen donnert, welche die Thorheit gehabt haben, den heiligen Schwüren ihrer betrügerischen Liebhaber zu glauben, und sich zu einem Vorwitze bereden zu lassen, der sich nur für ihre Mütter schickt. Schon dieser verdammende Eifer verdient eine Geldbuße; und weil er immer aus einem Hochmuthe herkömmt, der seine eignen Tugenden fühlt, so würde ich ihr nicht zugelassen haben, ihre unglücklichen Schwestern zu richten, wenn sie nicht jährlich - - 1 fl. - - gezahlt hätte: Da ich aber sichre Nachricht bekommen, daß sie vor acht und zwanzig Jahren nach Spaa - - - Mit einem Worte, sie soll doppelt so viel geben; ich habe meine Ursachen, und ich habe es ausdrücklich von meiner seligen Frau gehört, die in dergleichen Sachen nichts weniger, als leichtgläubig war; und meine selige Frau hatte es auch von guter Hand. Will sich das Fräulein zu diesem Ansatze nicht bequemen, so will ich es ihr deutlicher erklären; aber ich denke wohl, sie soll sich geben.

Sie erzählt sehr gern in Gesellschaft ein gewisses Märchen, daß ein angesehner und bemittelter Kaufmann in Emden sie nur vor fünf Jahren noch, aus einer recht zärtlichen Liebe, und ohne die geringsten Nebenabsichten heirathen wollen; aber, daß sie wegen der ehrenrührigen Verwegenheit dieses Würzkrämers, ihm die schimpfliche Antwort gegeben: „Es hätten ihre gnädigen Aeltern sie nicht gezeugt, um bürgerliche Bastarte in ihre Familie einzupfropfen.„ Dieses Märchen kostet vieler Ursachen wegen - - 1 fl.

Ge-

Gemeiniglich iſt die Moral von dieſer Fabel, daß es nur ihr guter Wille geweſen ſey, unverheirathet zu bleiben, und daß ſie mit Händen und Füßen ſich der Freyer erwehren müſſen. Für die Vergünſtigung, dieſe Unwahrheit zu ſagen, ohne roth zu werden, giebt ſie jährlich - 5 Blafferte.
Und wenn ſie ſo gar dem Himmel dafür dankt, ſo koſtet es - - - - 10 Blafferte.

Es wiederfährt ihr ſehr leicht, daß ſie ſich in ihrer weſtaliſchen Grauſamkeit vergißt. Das ſoll ſie nicht thun. Iſt ein junger Cavalier ſo boshaft, und küßt ihr ſeufzend die Hand, und ſie giebt ihm nicht einen derben mütterlichen Verweis; ſo muß ſie für dieſe hochmüthige Leichtgläubigkeit erlegen - - - 1 Blaſſert.
Nimmt ſie es gar mit einem freundlichen Lächeln an, - - - - 2 Blafferte.
Heißt ſie ihn einen loſen Vogel, oder ſchlägt ihn mit dem Fächer, - - - 3 Blafferte.
Und läßt ſie es gar zu, daß er ihr den Palatin - - -
O pfuy! das iſt zu arg! das iſt eine Sünde wider die Natur! Das ſoll ſie nicht zulaſſen.

Ein Mann, welcher in ſeinen jüngern Jahren alle wollüſtige Ausſchweifungen begangen hat, und dennoch ſo ungerecht iſt, zu verlangen, daß die Perſon, die er zu ſeinem Weibe gewählt hat, tugendhafter gelebt habe, als er; der zahlt für dieſe Ungerechtigkeit - - 4 fl. -
und kann hernach behaupten, daß dergleichen Ausſchweifungen, welche das weibliche Geſchlecht unvermeidlich um ihren guten Namen bringen, den Mannsperſonen anſtändig, und ein Beweis ſind, daß der Menſch, welcher ſie begeht, zu leben weis.

Ein Mann, welcher ſo oft die Redlichkeit andrer Weiber verführt hat, und nunmehr bey ſeiner Frau die Untreue nicht leiden will, die er ſonſt Galanterie nannte; der ſoll entweder ſein verdientes Schickſal ruhig ertragen, und mit geſchloßnen Augen Abrechnung halten, oder für eine jede dergleichen Jugendſunde - - 2 fl. Nachſchuß geben,

und

und alsdann verlangen dürfen, daß ihm seine Frau diese gebüßten Ausschweifungen nicht wieder vergelte.

Ein Weib, welches ihrem Manne untreu ist, und dabey sich schmeichelt, daß diejenigen, denen sie ihren guten Namen aufopfert, sie in ihrem Herzen wirklich hochachten, und sie nicht für das halten, was sie in der That ist, die soll nur - - - - 1 fl. -

und also halb so viel geben, als in dem vorstehenden Satze geordnet ist. Ich finde dieses um deßwillen billig, weil gemeiniglich ein Frauenzimmer mehr verführt wird, als es selbst verführt, und weil ihre Liebhaber, nach obgedachter Verordnung zu ihrer Zeit auch büßen müssen.

Ich kenne Väter, welche von den wilden Unordnungen ihrer Jugend niemals lebhafter und scherzender reden, als in Gegenwart ihrer Kinder. Sie sind stolz auf ihre Thorheiten. Indem sie solche wieder erzählen, so empfinden sie alles dasjenige vom neuen, was ihnen sonst ihre Ausschweifungen so angenehm machte. Sie vergehen sich wohl oft so weit, daß sie Umstände erdichten, um ihre jugendlichen Bosheiten recht witzig vorzustellen. Ihre Kinder hören begieriger auf diese Erzählungen, als auf das Märchen der Amme. Sie lachen ihrem Vater nach, der bey den niederträchtigsten Thorheiten zuerst lacht Sie erwarten die Gelegenheit und die Jahre mit Ungeduld, wo es ihnen erlaubt ist, eben so lustig zu leben, wie sie es nennen, als ihr Herr Vater gelebt hat. Sie bekommen unvermerkt gegen alle Laster eine Hochachtung, da es die Laster ihres Vaters gewesen sind. Es war freylich nicht recht, was ich that! Aber wie man nun ist, wenn man jung ist: Jugend hat Untugend! Mit dieser Vermahnung schließt der unbesonnene Vater seine gefährliche Erzählung, und lächelt ganz beruhigt darüber, daß er ein Thor gewesen ist. Der älteste Sohn vergißt bey dieser Erzählung alle tugendhafte Lehren, die ihm seine Mutter und sein Katechismus gegeben haben: er merkt sich nur diese, daß Jugend Untugend hat; und diese merkt er um deßwillen am liebsten, weil er die be-

ste Entschuldigung für alle keimende Bosheiten seines Herzens darinnen findet. Er hört, daß sein Vater schon im zehnten Jahre ein leichtfertiger Schelm gewesen, und dem Kammermädchen der Mutter nachgeschlichen ist: nun schämt sich der würdige Sohn des Vaters, daß er noch nicht einmal in seinem eilften Jahre auf diesen artigen Einfall gekommen ist. Nur aus kindlichem Ehrgeize schleicht er auch dem Kammermädchen seiner Mutter nach, und gewöhnt sich spielend an eine Ausschweifung, die ihn mit der Zeit unglücklich macht. Ich führe hier nur ein einziges Exempel an. Mit dem Spiele, mit dem Trunke, mit der Begierde, andern ihr Vermögen abzuschwatzen, um seine Unordnungen unterhalten zu können, mit allen diesen Lastern hat es eine gleiche Bewandniß. Den ersten Trieb dazu empfindet der Sohn bey den lustigen Erzählungen des Vaters. Er ist von Natur boshafter, als sein Vater; die itzigen Zeiten sind für einen jungen Menschen verführender, als die damaligen Zeiten waren, in denen sein Vater noch als ein junger Thor lebte: ist es nunmehr wohl Wunder, wenn der Sohn in seinen schändlichen Unordnungen viel weiter ausschweift, als es der Vater gethan; wenn er sich von seiner Verirrung niemals wieder zurecht findet, wie sich doch der Vater gefunden hat; wenn dieser unglückliche Greis endlich den kläglichen Untergang seines Sohnes mit Schrecken ansehen, und dabey sich selbst die nagenden Vorwürfe machen muß, daß nur er durch die unbedachtsamen Erzählungen seiner jugendlichen Thorheiten, sein Kind zur Bosheit gereizet habe, daß er selbst der Henker seines unglücklichen Sohnes sey?

Weil eine dergleichen klägliche Erfahrung oft erst nach späten Jahren kömmt, und viele Aeltern sie nicht einmal erleben; so will ich versuchen, ob ich diesen traurigen Folgen durch meine Gedankensteuer vorbeugen kann.

Für eine jede Sünde ihrer Jugend, deren sie sich rühmen, erlegen sie - 5 fl. Und ist es nicht einmal wahr, daß sie diese Sünde begangen haben, wie es oft nicht wahr

und

und nur eine unbesonnene Eitelkeit ist, sich dergleichen zu rühmen; so geben sie diese Summe doppelt.

Für die schändliche Zufriedenheit die diese alten Narren empfinden, daß sie Thoren gewesen sind, können sie weniger nicht geben, als - - - 1 fl.

Wollen sie verlangen, daß ihre Kinder tugendhafter seyn sollen, als sie selbst gewesen sind; so erlegen sie - 2 fl.

Finden sie, daß ihre Kinder in ihre Fußtapfen treten, und sind noch so ungerecht, darüber zu jammern und mit einem albern: aber zu unsrer Zeit war es ganz anders! die Schuld von sich weg, und auf die verschlimmerten Zeiten zu schieben; so werden sie diese Eigenliebe nicht wohlfeiler, als mit - 4 fl. - - büßen können.

Ich will sehen, wie weit ich mit dieser Taxe komme. Finde ich, daß sie noch zu schwach ist; so werde ich sie künftig erhöhen, und nach den verschiednen Anmerkungen, die ich in einigen Familien machen werde, neue Taxen bestimmen.

Ich habe mir ein gewisses Haus auf dem Ringe zu F . . . t gemerkt, wo der Vater beym Kamine, und die Mutter bey ihrem Nachttische alle Anstalten machen, ihre Kinder auf dergleichen Art zu verführen. Der Vater lacht über seine begangene Thorheiten, bey einer Pfeife Tabak und in Gegenwart seines Sohnes so herzlich, daß ich große Ursache habe zu befürchten, der Knabe werde gewiß im Hospitale sterben: und die Mutter buhlt vor ihrem Spiegel, in Gegenwart ihrer Tochter so unvorsichtig mit dem Buchhalter, daß ich schon im voraus den unglücklichen Mann herzlich bedaure, welcher dereinst verdammt ist, ihr Schwiegersohn zu werden. An diesem Hause will ich wahrnehmen, ob meine Vorschläge von einiger Wirksamkeit seyn werden. Sind sie es nicht; so will ich meine Streiche verdoppeln, und machen, daß man dieses Haus fliehen soll, wie man das Haus eines Mannes flieht, der an einer ansteckenden Seuche krank liegt.

Ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes, welches für gut angesehen hat, ihr Geld an einen von Adel zu verheira-

then,

then, und welches ſich doch dabey einbildet, daß ihre Schönheit und ihre Verdienſte ſie zur gnädigen Frau gemacht haben, giebt monatlich 10. fl. - - - Es iſt viel und in der That ſcheint ſie für ihre Thorheit allzutheuer zu büßen: aber es war ſchlechterdings nöthig, eine ſtarke, und ſo gar monatliche Lieferung anzuordnen; weil ich beſorge, ihr Vermögen werde binnen zwey Jahren zerſtreut, und ſie alſo weiter nicht im Stande ſeyn, die Steuer zu erlegen, wenn ſie auch noch bey ihrer Armuth ſtolz genug bleiben möchte, zu glauben, daß ihre Wahl vernünftig geweſen wäre.

Ein Bürger ohne Erziehung und ohne Verdienſte, der bey ſeinem und ſeiner Aeltern erwucherten Vermögen diejenigen mit Verachtung überſieht, welche Erziehung und Geburt, aber nur kein Geld, haben; ein ſolcher Bürger iſt bey ſeinem plumpen Stolze gemeiniglich eines der unerträglichſten Geſchöpfe. Ich will ihm zween Vorſchläge thun. Entweder, er ſoll denen von guter Geburt einen Theil ſeines Vermögens leihen, und dadurch das Recht behalten, zu glauben, daß er weſentliche Vorzüge vor ihnen habe; oder er ſoll die Erlaubniß, gegen Vornehmere unbeſcheiden und gegen Geringere trotzig zu ſeyn, jährlich mit - 20 fl. - - erkaufen. Ich glaube wohl, er wird den letzten Vorſchlag wählen, weil er aus der Erfahrung hat, daß man nicht ſicher genug iſt, wenn man ſich bereden läßt, Vornehmern zu leihen.

Es giebt Bürger, welche dem Vaterlande durch ihren Verſtand, durch Tapferkeit und Fleiß ſo heilſame Dienſte geleiſtet, daß ihre Verſetzung in den Adelſtand eine billige Belohnung, und zugleich für andere eine nützliche Aufmunterung iſt, ſich auf gleiche Art um ihr Vaterland verdient zu machen. Man hat ſich ſchon oft Mühe gegeben, zu beweiſen, daß ein ſolcher Mann, welcher durch ſeine eignen Verdienſte den Vorzug erlangt, der erſte Edelmann in ſeinem Hauſe zu ſeyn, mehr Achtung verdiene, als derjenige, welcher durch die Geburt der neunte Edelmann in ſeiner Familie, und alſo dieſes Glück einem ganz ungefähren Zufalle,

wenigstens seinen eignen Verdiensten nicht, schuldig ist. Ungeachtet dieser gegründeten und so oft wiederholten Moral, lehrt doch die Erfahrung, daß die Neugeadelten gemeiniglich von jenen verachtet, oder beneidet werden. Sie äussern diese unbillige Gesinnung öffentlich in Gesellschaften. Es sind nur zwo Ursachen, welche sie von dergleichen Beleidigungen zurückhalten können: der Schutz des Prinzen, der die Verdienste dieser neuen Edelleute kennt; oder ihr Geld, welches, so neu es auch ist, denen vom Adel doch immer angenehm, und oft sehr unentbehrlich ist. Da ich sie nicht abhalten kann, so unbillig zu denken: so will ich doch wenigstens Anstalt machen, daß sie nicht umsonst ungerecht denken sollen. Dergleichen Edelleute vom gutem Hause, aber ohne eigne Verdienste, sollen für jeden Ahnen, dessen sie nicht werth sind, und auf den sie doch so gerne stolz seyn mögen, jährlich 2 fl. • und für jede gute Eigenschaft, die ihnen fehlt, und die sie doch in Ansehung ihrer Ahnen, und ihres Standes vorzüglich haben sollten, 3. fl. • zahlen; und bevor sie diese Summe erlegt, kein Recht haben, auf Vorzüge stolz zu seyn, welche, als Vorzüge des blinden Glücks, auch der unedelsten Seele zufallen können.

Dergleichen Verachtung derer von guten Häusern gegen Neugeadelte ist bey aller dieser Unbilligkeit doch eher zu entschuldigen, als der ungeschickte Spott derer Bürger, welche jene vor Ueberläufer ansehen. Je niedriger diese zu denken gewohnt sind; desto niederträchtiger sind auch ihre Urtheile über diejenigen, deren verdienstliche Eigenschaften so vorzüglich belohnt werden. Neid und Eigenliebe sind die wahren Quellen, aus denen diese feindliche Urtheilsprüche fliessen. Ein jeder von ihnen glaubt, eben so viel Verdienste zu haben, und der Aufmerksamkeit des Prinzens eben so wohl würdig zu seyn. Da aber der Prinz sie nicht belohnt, und ihre Verdienste unbemerkt bleiben: so wollen sie wenigstens dadurch sich schadlos halten, daß sie andre zu bereden suchen, ihr belohnter Mitbürger sey der verständige, der tapfre, der fleißige Mann gar nicht, für den ihn der Prinz hal-

halte. Indem ſie andern dieſes ſo oft verſagen, ſo fangen ſie unvermerkt an, es ſelbſt zu glauben, und haben gewiſſe ruhige Minuten, in denen ſie froh ſind, daß man ihnen dieſe Würde nicht angeſonnen, vielmehr ihnen die Freyheit gelaſſen hat, als gute ehrliche Büger, wie ihr Vater und und Großvater waren, zu ſterben. Aber dieſe ruhigen Minuten dauren nicht lange. Ihr eingeſchläferter Hochmuth erwacht vom neuen, und ſie ſehen mit neidiſchen Augen neue Fehler an dem Manne, deſſen verliehener Rang ihnen, und noch mehr, ihren Weibern ein Gräuel iſt.

Wenn ein ſolcher Mann jährlich 10 fl. abentrichtet, ſo ſoll er die Erlaubniß haben, alles, was ich oben angeführet, im Ernſte zu glauben. Es ſoll ihm vergönnt ſeyn, in ſeiner Tabaksgeſellſchaft ſtolz auf ſeinen Bauch zu ſchlagen, und beym Teufel zu ſchwören, daß er es nicht einmal annehmen würde, wenn man ihn auch aus einem alten Bürger zum neuen Edelmanne machen wollte. Und giebt er jährlich noch etwas, als ein freywilliges Geſchenk, in meine Gedankencaſſe; ſo ſoll es ſeiner Frau erlaubt ſeyn, ſich von ihrem Ladenjungen Ew. Gnaden nennen zu laſſen.

Da ich mich hier, wie ich hoffe, ſo billig und unpartheyiſch gezeigt habe; ſo wird man mir verzeihen, wenn ich von denenjenigen noch ein Wort ſage, welche bey ihrem angeerbten Vermögen eher nicht ruhig ſeyn können, als bis ſie die Vorzüge des Adels an ſich gekauft haben. Weil ſie den gänzlichen Mangel andrer Verdienſte dadurch eingeſtehen, daß ſie dieſe Würde für Geld erhandeln; weil ſie die Thorheit haben, ſich derer zu ſchämen, die ihnen an Geburt gleich ſind, und ſich in die Geſellſchaft derer jenigen einzudrängen, die ſich ihrer ſchämen müſſen: ſo will ich beiden, ohne Erlegung einiger Taxe, die Erlaubniß zugeſtehen, über dieſen ohne alle Verdienſte erlangten, und nur durch baares Geld erhandelten Adel zu ſpotten. Aber dieſer Titel ſoll jährlich für ſich und ſeine Nachkommen 50 fl. ſteuern. Und hat er ſo gar eine zahlreiche Familie, und dennoch ſo viel Vermögen nicht, daß ein jedes von ſeinen Kindern mit

eben

eben der Gemächlichkeit, wie er es vielleicht thut, den nöthigen Aufwand bey seinem neuen Range behaupten kann: so soll er zu Bestrafung dieser Liebloſigkeit gegen seine unschuldigen Nachkommen, obige Summe doppelt erlegen, und dadurch das Recht erlangen, ſich niemals mit den traurigen Gedanken zu beunruhigen, daß er durch seine eitle Thorheit bemittelte Bürgerskinder zu armen Edelleuten gemacht habe.

Die unerwarteten politiſchen Veränderungen ſind oft für die gröſten Staatsmänner ein unauflösliches Räthſel. Man giebt ſie gemeiniglich dem Eigenſinne des Glücks Schuld. Es iſt unrecht. Ich will ſo mitleidig ſeyn, und die Welt aus einem Irrthume reiſſen, der dem Glücke ſo nachtheilig iſt.

Peter Hum iſt Schuld daran! Peter Hum? Ja freylich! Dieſer Mann, den die Welt nicht kennt, den ſo gar in der Stadt, worinnen er wohnt, nur wenige kennen; dieſer Mann iſt ſeit Carls des ſechſten Tode an allen Verwirrungen Schuld. Er reſidirt in einem ſehr weitläuftigen und weichgepolſterten Greſsvaterſtuhle, in welchem ſein politiſcher Bauch von früh neun Uhr bis Abends um acht Uhr, ausgeſtreckt liegt, und die ganze Welt regiert. Denn das muß man wiſſen, daß dieſer Mann ganz Bauch iſt, nur für ſeinen Bauch lebt, und mit dem Bauche denkt. Sein Vater, ein geſchickter und vermögender Kaufmann, war über die unempfindliche Träghеit ſeines ſich mäſtenden Sohnes ſehr bekümmert. Er ſann immer auf Mittel, ihn in Bewegung und Geſchäffte zu bringen: aber alle ſeine guten Abſichten wurden durch die weibiſche Verzärtelung ſeiner Mutter hintertrieben, welche ihrem einzigen Sohne nichts verſtattete, als zu ſchlafen, und ſich zu füttern. Sie wußte, daß ihr Vermögen hinreichend genug ſeyn würde, ihn gemächlich zu nähren: Sie konnte es daher nicht über ihr mütterliches Gewiſſen bringen, daß ſie ihm einige Arbeit oder Beſchäfftigung hätte zulaſſen ſollen, welche ihn an der Verdauung hindern können. In den wenigen Stun-

den, wo er nicht ſchlief, und nicht aß, mußte er neben ihr auf dem Canapee ſitzen, und ihr politiſche Zeitungen vorleſen, von welchen ſie, in Ermangelung neuer Stadtzeitungen, eine beſondere Liebhaberinn war. Sie freute ſich über die groſſe Fähigkeit ihres lieben Sohnes, welcher ſchon im funfzehenten Jahre vermögend war, ganz deutlich und vernehmlich zu leſen. Sie war gewohnt, alle Staats- und andere Neuigkeiten zu beurtheilen, und kraft ihrer Einſicht, die politiſchen Fehler gekrönter Häupter eben ſo ſcharf zu tadeln, als die wirthſchaftlichen Fehler ihrer Frau Gevatterinn. Dieſe vorwitzigen Urtheile gefielen ihrem feiſten Jungen. Er plauderte von den politiſchen Händeln damaliger Zeiten ſo dreiſte, und ſo dumm, wie ſeine werthe-ſte Mama, welche vielmals über ſeinen frühzeitigen Verſtand die bitterſten Thränen vergoß, da ſie nicht ohne Grund befürchtete, daß das kluge Kind unmöglich lange leben könnte. So war die bequeme Erziehung, welche ihm die Mutter gab, und über welche ſich der Vater unendlich betrübte, ohne daß er im Stande geweſen wäre, dem Uebel abzuhelfen, weil er nur Vater war, die Mutter aber Europa, und ſein ganzes Haus regierte. Endlich traf er doch die glückliche Stunde, wo er ihr begreiflich machen konnte, daß es der Geſundheit, und dem guten Namen ihres Sohnes ſehr zuträglich ſeyn würde, wenn er auf Reiſen gienge. Nach vielen ängſtlichen Widerſprüchen gab ſie ihre Einwilligung darein, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſeine erſte Reiſe weiter nicht, als nach Holland zu ihren Freunden, gehen ſollte; ſo wie ein Vogel mit ſeiner jungen Brut aus dem Neſte zuerſt nur auf die nächſten Zweige flattert, wenn er ſie gewöhnen will, auszufliegen. Niemand, als die Mutter, war vermögend, ihren Sohn zu bereden, daß er ſich dieſe Reiſe gefallen ließ. Er wußte wohl, daß er nirgends eine ſo liebe Mama, und nirgends ein ſo weiches Canapee finden werde, als in dem väterlichen Hauſe. Endlich aber wälzte er ſich doch aus ſeiner Mutter Schooſe, und reiſte von Münſter bis nach Osnabrück,

zabrück, wo er bey seinen Freunden etliche Wochen ausruhete. Hier bekam er unvermuthet die Nachricht, daß sein Vater an einem Schlagflusse gestorben sey. Er kroch also ohne Verzug in das väterliche Haus zurück, nahm das hinterlaßne Vermögen in Besitz, streckte sich ruhig auf seinen Sopha, und übersahe von diesem Posten, ohne sich um die Wirthschaft zu bekümmern, die er, nach dem Tode der Mutter, seine ehemalige Amme besorgen ließ, alle geheime Bewegungen der Potentaten, und überlegte mit seinem Markthelfer, in wie weit sie zu billigen wären, und dachte auf Vorschläge, sie zu hintertreiben, wenn sie seinen Absichten gefährlich zu seyn schienen. Seit dem Jahre 1740. ist er in grosser Unruhe gewesen. Der Tod der Kaisers überraschte ihn zu geschwind, ehe er sich in gehörige Positur hatte setzen können. Anfänglich hielt er es mit den Franzosen; aber die Sache gieng zu weit, und weil sein Markthelfer einen Schwager unter den Husaren hatte, so schlug er sich zum Hause Oesterreich, und gab der Sache bald ein andres Ansehen. Der Aachner Friede ist gar nicht nach seinem Sinne; er hofft aber auch, ihn noch zu überleben. Persien hat er nun bald in Ordnung. Anfänglich wollte er, zur Ehre der christlichen Religion, den Prinz Heraklius auf den Thron bringen: da er aber von guter Hand erfuhr, daß derselbe der protestantischen Religion nicht zugethan sey, so schickte er ihn wieder nach Hause. Der König Theodor macht ihm viel Sorge. Er möchte ihn, als seinen Landesmann, gern wieder auf den corsischen Thron bringen; nur kann er noch kein Mittel ausfinden, die Schulden desselben in Engelland zu bezahlen. Er überlegt diese Sache mit seinem Barbier, den er in wichtigen Fällen zu Rathe zieht, wenn er es mit seinem Markthelfer nicht allein bestreiten kann.

Was soll ich mit diesem politischen Don Quixote machen? Weil er bey seiner Faulheit der Welt gar nichts nützt: so soll er doch wenigstens seine Staatsgedanken verzollen.

Für jeden feindlichen Einfall, den er in fremde Staaten thut, giebt er - - - - 5 fl.

Den Aachner Frieden soll er nicht wohlfeiler, als für - - - - - 20 fl. brechen.

Für die asiatischen Händel zahlt er in Pausch und Bogen - - - - - 50 fl.

Erfahre ich, wie ich es vermuthe, daß er mit den spanischen Küstenbewahrern unter einer Decke liegt: so soll er sich entweder zu den Engelländern schlagen, oder jährlich für seine Kaperey 15 fl. erlegen.

So oft er an einem der europäischen Höfe einen Staatsfehler entdeckt, so soll er schuldig seyn, dieses Vergnügen über seine schlaue Einsicht mit 20 Stüvern zu lösen. Ich setze mit Fleiß keine grosse Summe; denn sonst würde ich ihn in kurzer Zeit an den Bettelstab bringen, da bey nahe kein Posttag vergeht, wo er nicht einige dergleichen Fehler entdeckt.

Bringt er die Sache mit dem Könige Theodor nicht zu Stande; so soll er ein vor allemal 10 fl. entrichten, und dafür die Erlaubniß haben, zu glauben, daß er gewiß zu seinem Zwecke gelangt seyn würde, wenn Theodor nicht selbst zu schläfrig gewesen wäre.

Ich will ihm erlauben, daß er sich zu dieser Gedankensteuer von seinem Marktheifer und dem Barbier einen Zuschuß geben lasse.

Es ist mir nahe gegangen, so oft ich an die Eifersucht gedacht habe, welche man an den meisten Orten zwischen den Gelehrten und den Kaufleuten wahrnimmt. Ich sage gar nichts neues, wenn ich behaupte, daß die Handlung das Leben eines Staats ist. Sie unterhält eine Menge von Menschen in Bewegung, welche den wichtigsten Theil der Unterthanen ausmachen. Hundert ämsige Familien haben ihr Brodt durch die Hand eines einzigen Kaufmanns, welcher in seiner Schreibstube die Correspondenz führt. Dieses nützliche Mitglied des gemeinen Wesens sorgt für unsre Bequemlichkeit, und bringt uns mit den entferntesten Gegen-

den

den der Welt in die genaueste Verbindung, ohne, daß wir es merken, und ohne daß wir nöthig haben, etwas weiter zu thun, als ihm einen geringen Vortheil für seine Mühe zu gönnen. Wie viel Sachen würden wir entbehren müssen, welche die Gewohnheit, die Bequemlichkeit, und, wenn ich es sagen darf, unsere Wollust unentbehrlich gemacht haben? Ohne die Handlung würden wir genöthigt seyn, uns mit der Armuth unsers Vaterlandes kümmerlich zu behelfen, an statt daß wir uns nunmehr den Ueberfluß der entferntesten Himmelsgegenden eigen machen. Der gelehrte sieht dieses; er läßt sich den Vortheil gefallen, und verachtet in seinem Herzen den Mann, der sein Leben und seine Bequemlichkeit daran gewagt, uns so viele Bequemlichkeit des Lebens zu verschaffen .... Aber dieser Mann weis doch nichts von dem unendlich Theilbaren, nichts von Mitteln und Zwecken, nichts von dem Satze des Widerspruchs, nichts von der Circulirung des Geblüts, von seinen eigenen Muskeln nichts. Er ißt, und weis nicht, wie er verdaut; er trinkt, und weis nicht, wie dieser Trank sich in so verschiedene Säfte verwandelt. Er wird nach Italien reisen, ohne den Vesuv zu besehen, und ohne in Rom nach der Gegend zu fragen, in welcher das Haus des Cicero gestanden hat. Er wird sich die Schätze von Florenz zeigen lassen; aber nicht den Coder. Er kennt Surinam und die Levante, und weis nicht, wo Troja gelegen hat. Xanthus ist ihm ein fremder Name; aber wo die Wolga fließt, das weis er wohl .... Ich gebe das alles zu. Aber schadet die Unwissenheit dieses Mannes dem Vaterlande so viel, als sein Fleiß ihm nützt? Er weis vieles nicht, es ist wahr; aber er weis Geld zu verdienen: Eine Kunst, um welcher willen wir Gelehrte Tag und Nacht Quartanten lesen, und Folianten lesen, und Folianten schreiben, und doch oft in einem ganzen Jahre mit unserm Griechischen und Lateine so viel nicht verdienen, als der Kaufmann in einem Tage durch Provision verdient. Da der Kaufmann, und der Gelehrte einerley Absichten, und doch nicht einerley Wege haben, zu dieser Absicht zu gelangen,

langen; so ist es mir immer unbegreiflich gewesen, wie es kommen müsse, daß sie sich unter einander anfeinden; und noch unbegreiflicher ist es mir, warum der Gelehrte den Kaufmann verachtet, da er sieht, daß dieser in Erlangung seiner Absichten viel glücklicher und geschwinder ist, und es immer höher bringt, als er. Ich wünschte wohl, daß die Gelehrten hierinnen billiger urtheilen möchten. Derjenige, welcher gut rechnet, und der, welcher gut denkt, sind beide dem Vaterlande unentbehrlich. Darf ich es wagen, meine Gedanken hievon zu eröffnen? Ist nicht der Hochmuth unserer Gelehrten, und folglich ihre Pedanterey, Schuld an der stolzen Miene, die sie dem Kaufmanne machen?

Ich werde diesen Satz bey meiner Gedankensteuer zum Grunde legen.

Ein Gelehrter, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß sein Handel mit neuen Wahrheiten wichtiger, und dem Vaterlande nützlicher sey, als der Handel eines Kaufmanns mit Waaren aus inländischen Manufacturen, der soll sich dieses Recht jährlich mit - - 2 fl. - erkaufen.

Hält ein Mann sich um deßwillen für gelehrt, weil er eine weitläuftige Kenntniß von alten Münzen besitzt, und will er die Freyheit haben, den Kaufmann, weil er alles dieses nicht weis, als einen Idioten zu verachten, ob dieser gleich zu seinem bessern Vortheile den Wechselcours und die Agiorechnungen gründlicher versteht: so muß er für diese Freyheit geben - - - 1 fl. -

Will ihm der Philosoph vorwerfen, daß er nichts verstehe, da er nichts vom Satze des Widerspruchs und andern tiefsinnigen Gaukeleyen weis, die mancher Philosoph selbst nicht versteht: so soll er entweder - 3 fl. - - entrichten, oder sich im Comtoir des Kaufmanns seine philosophischen Wahrheiten vom Widerspruche, vom unendlich Theilbaren, von Mitteln und Zwecken praktisch lehren lassen, die der Kaufmann immer am besten versteht, und am nützlichsten ausübt, ohne zu wissen, daß sie dergleichen zaubermäßige Namen haben.

Der Kaufmann weis vielleicht nicht, wie sein Magen die Austern verdaut, und in was für Säfte sich der ungarische Wein zertheilt, den er trinkt: aber ich glaube, er wird lieber in dieser Unwissenheit bleiben, als an der sparsamen Tafel seines Arztes eine Gelehrsamkeit erlangen wollen, welche so nahrhaft bey weitem nicht ist, als seine bisherige Ungelehrsamkeit, bey der es ihm wohlgeschmeckt hat. Ich will hier zween Vorschläge thun: Entweder der Gelehrte soll an dem leckerhaften Ueberflusse der Tafel seines Kaufmanns Antheil nehmen, und, so oft er vom Tische aufsteht, bekennen, daß dieser Ungelehrte gründlicher speist, wenn auch er gründlicher denkt; oder wofern, wie ich fast glaube, dieses seinem gelehrten Ehrgeize zu empfindlich wäre; so soll er jährlich zu meiner Casse entrichten - - 4 fl. und sodann befugt seyn, zu glauben, daß es weit anständiger sey, zu hungern, und doch zu wissen, wie man verdaut, als bey dem Ueberflusse der Mahlzeit aufgeräumt, und fett zu werden, ohne zu wissen, wie beides zugehe.

Ich bin überzeugt, daß mir diese Stelle von den Verdiensten der Kaufleute bey vielen Gelehrten eine verdrießliche Miene, und in vielen Schreibestuben einen lauten Beyfall zuwege bringen wird. Ich will hoffen, daß ich diesen durch das, was ich itzo sagen will, nicht wieder verlieren werde.

So unerträglich mir der Stolz einiger Gelehrten ist, welche den Handelsmann unendlich tief unter sich zu seyn glauben: so unerträglich, und noch weit abgeschmackter ist der pöbelhafte Hochmuth einiger Kaufleute, welche die wesentlichen Vorzüge eines Menschen vor andern Geschöpfen nur in der Geschicklichkeit suchen, Reichthümer zu sammeln; welche diejenigen ihrer Achtung nicht würdig schätzen, deren Beruf es ist, mehr für die Austheilung der Seele, als für die Füllung des Beutels zu sorgen; mit einem Worte, welche alle Gelehrte anders nicht ansehen, als ihren Informator. Diese wuchernden Creaturen, welche nicht weiter denken, als sie rechnen können, sollten überlegen, daß sie nicht einmal rechnen können, wenn nicht der Gelehrte diese Kunst

zu der gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht hätte. Ohne die Entdeckung der Gelehrten, würden die Kaufleute Batavia und Braſilien nicht zu finden wiſſen; und bey allen Reichthümern, die der Kaufmann gerechter, oder auch ungerechter Weiſe zuſammen geſcharret hat, kann er nicht glücklich ſeyn, wenn er nicht denkt, wie der Philoſoph.

Ich will verſuchen, ob ich dieſen Unbilligkeiten durch meine Gedankenſteuer Einhalt thun kann. Vielleicht erhalte ich hier meinen Endzweck eher, als bey den Gelehrten, da die Gelehrten immer hartnäckiger ſind, und lieber den letzten Groſchen hingeben, als geſtehen, daß ſie Unrecht haben; viele Kaufleute aber alles einräumen, was man von ihnen verlangt, wenn man nur kein Geld verlangt.

Ein Kaufmann, welcher glauben will, das edelſte Geſchöpf unter der Sonne ſey dasjenige, welches weder ißt, noch trinkt, noch ſchläft, von wahrer Liebe, von wahrer Freundſchaft, von Geſelligkeit nichts weis, auſſer der Rechenkunſt alle Künſte verachtet, aber welches an ſtatt deſſen Reichthümer ſammelt; ein Kaufmann, der dieſes glauben will, der ſoll alle Jahre zehen pro Cent von demjenigen abgeben, was er durch Bevortheilung, und dergleichen ungerechte Wege, erbeutet. Das wird meiner Caſſe erſtaunende Summen einbringen. Denn ein Kaufmann, der im Stande iſt, ſo niederträchtig zu denken, dem iſt auch kein Mittel niederträchtig genug, reich zu werden. Ich kenne zwo gute Häuſer, eines in Maynz, das andre in Straßburg, von denen ich durch dieſen Satz jährlich, wenigſtens drey tauſend Gulden zu heben hoffe.

Ein Kaufmann, welcher von allen ſchönen Wiſſenſchaften ein ſo unwiſſender Feind iſt, daß er die Koſten ſcheut, ſeinem einzigen Sohne eine anſtändige Erziehung zu geben, und ihn noch etwas mehr lehren zu laſſen, als was zum Buchhalten gehört, der ſoll jährlich geben 100 fl. • Es iſt eine groſſe Summe, ich läugne es nicht; aber er iſt auch ein groſſer Narr, da er ſeinem Sohne auf dieſe Art alle Mittel benimmt, das bereits erworbne Vermögen vernünf-

tig

tig zu genieſſen, und da er ihn verdammt, in ſeinem ganzen Leben weiter nichts zu thun, als Geld zu ſammeln, und es auch nicht zu nutzen.

Glaubt ein Kaufmann, ſeine todten Reichthümer, die er für ſich ſelbſt ſorgfältig verſchließt, wären vermögend genug, ihm die Hochachtung der Vernünftigen, die zärtliche Liebe ſeiner Kinder, und die ſegnenden Wünſche der Armen zu wege zu bringen: ſo ſoll er ſich mit der Vorſtellung eines ſolchen Glückes, das nur vernünftigen Reichen gehört, nicht länger ſchmeicheln, oder, wenn er es doch thun will, jährlich 290 fl. beyſteuern; und alsdenn ſoll kein Menſch befugt ſeyn, ihm zu entdecken, daß er ſeinen vernünftigen Mitbürgern lächerlich und verächtlich iſt, daß ſeine Kinder mit ungeduldiger Sehnſucht auf ſeinen Tod warten, daß die Armen, die er Noth leiden läßt, und denen er wohl nicht einmal das Schuldige bezahlt, ihn in ihrem bekümmerten Herzen, und öffentlich verfluchen, und daß alle Patrioten dem Vaterlande zum Beſten wünſchen, daß er ſich noch heuer über ſeiner Caſſe aufhängen möge.

Dieſes wäre alſo ein kurzer Entwurf von dem, was ich zur Abſtellung der Eiferſucht zwiſchen den Gelehrten und den Kaufleuten bey meiner Gedankenſteuer anzuordnen gedenke. Ich will dadurch entweder der Verachtung, und den unbilligen Vorurtheilen beider Theile gegen einander, vorbeugen; oder, wenn dieſes ja nicht möglich ſeyn wollte: ſo hoffe ich doch wenigſtens dadurch für das Vaterland einigen Nutzen von ihrer unverbeſſerlichen Thorheit zu ziehen.

Von dieſer Claſſe allein werde ich in Deutſchland und in den Niederlanden jährlich ſo anſehnliche Summen heben, daß ich einen groſſen Theil meiner wohlthätigen Ausgaben damit zu beſtreiten, und, nach dem Plane, den ich im Eingange dieſes Projects geäuſſert, wenigſtens ein paar tauſend ſchwärmende Freygeiſter, und noch etliche verhungerte Goldmacher, zu füttern im Stande bin.

Aus Engelland verſpreche ich mir wenig Vortheil, wenn auch ſchon dieſer Artikel daſelbſt angenommen werden ſollte.

Denn bey den Engelländern iſt der Kaufmann ehrgeizig genug, ſich den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und der Gelehrte niemals beredter und witziger, als wenn er auf die Vorzüge und nützlichen Verdienſte der Kaufleute zu reden kömmt.

Auch in Frankfurt und in Hannover hat man dieſe engliſche Art zu denken, in etlichen Häuſern zugleich mit dem Roaſtbeef angenommen.

Auf meiner letzten Reiſe nach Leipzig habe ich das unerwartete Vergnügen gehabt, viele Familien kennen zu lernen, wo ſchon die Väter ſo billig gedacht hatten. Ja, es behauptete ſo gar in öffentlicher Geſellſchaft ein alter bemittelter Banquier: Der Kaufmann belohne ſich ſelbſt durch ſeinen eignen Fleiß; aber Gelehrte müſſe man durch Hochachtung und Belohnung aufmuntern, da ſie gemeiniglich erſt von der Nachwelt belohnt würden. Ein Kaufmann, der dieſe Pflicht verſäume, ſey des Vermögens unwürdig, das ſein Fleiß erworben habe. Ich freute mich über dieſe großmüthigen Gedanken, und war dafür ſo erkenntlich, daß ich dieſem rechtſchaffenen Patrioten die Warnung ins Ohr ſagte: Er möchte es ja nicht wagen, eine ſolche Meynung in . . . zu äuſſern, weil er dadurch auf dem ganzen Platze ſeinen Credit verlieren würde.

Ich werde mich bey dieſem Artikel von den Gelehrten noch etwas länger aufhalten. Die Materie iſt unerſchöpflich.

Wenn es in andern Kreiſen ſo iſt, wie bey uns: ſo wimmelt Deutſchland von lächerlichen Geſchöpfen, welche ſich unter einander Gelehrte nennen, und doch auf dieſen ſo anſehnlichen Titel gar keinen Anſpruch weiter haben, als dieſen, daß ſie keine Handwerksleute ſind. Bisher hat man immer geglaubt, daß dieſe Leute dem Lande, wo nicht zur Laſt, doch wenigſtens unnütze wären. Ich aber bin dieſer Meynung niemals geweſen; denn ich habe nachgerechnet, daß allein in - - die Acciſe jährlich neunhundert

bis

bis tausend Gulden, nur von Papier, Federn, und Dintenpulver gewinnt, welche daselbst consumiret werden.

Desto mehr freue ich mich, da ich eine Gelegenheit habe, diesen sogenannten Gelehrten ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch sie sich von allem Vorwurfe befreyen, und der Welt zeigen können, wie nützlich sie einem Lande sind. Wenigstens zur Contribution sind sie vortreflich zu gebrauchen: ein Beweis, daß in der Welt nichts so schlecht und geringe sey, es sey wenigstens zu etwas gut!

Ich will ihrentwegen einen Vorschlag thun, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht alle mit dem offenen Beutel in der Hand gelaufen kommen sollten, um ihre Schatzung zu entrichten.

Von den Gelehrten, die sich Dichter, die aber Vernünftige nur Schmierer, und, wenn sie recht glimpflich urtheilen, Gratulanten nennen, will ich anfangen, da sie selbst gemeiniglich von sich und ihren Schriften zuerst anfangen. Denn nach derjenigen Rangordnung, welche diese Herren auf dem Parnasse eingeführet haben, kommen sie unmittelbar nach den Halbgöttern. Ja, man hat die Anmerkung gemacht: Je schlechter ein Poet ist, desto höher ist auch der Rang, dessen er sich über andre anmaßt. Um mich bey diesen verewigenden Reimern einzuschmeicheln, sollen sie unter meinen Gelehrten die ersten seyn, die ich in das Schatzungsregister bringe.

Diejenigen Dichter, welchen die Kritik diesen Titel zugesteht, mag ich nicht einmal schätzen; es würde sich die Mühe nicht verlohnen. Legte ich auch einen jeden mit zwanzig Gulden an, so würden doch kaum zweyhundert Gulden heraus kommen. Was will das sagen? Und auch diese wenige würden zu furchtsam seyn, es zu gestehen, daß sie wirklich gute Poeten sind. Denn das ist immer der Fehler von guten Dichtern, daß sie es am wenigsten glauben, und bey dem verdienten Lobe, das ihnen andre geben, noch immer schüchtern bleiben, und es eher für eine Schmeicheley, als für ein verdientes Lob halten. Diese wenigen mögen frey

blei-

bleiben, da ich ſie ohnedem nach meinem erſten Entwurfe nicht füglich zu meiner Gedankenſteuer ziehen kann, als welche den Contribuenten ein Recht geben ſoll, ſich das zu dünken, was ſie nicht ſind; und da Dichter von dieſer Gattung immer, wie geſagt, weniger von ſich denken, als ſie zu denken wohl befugt wären.

Es giebt noch tauſend andre, welche dieſen Mangel reichlich erſetzen, und welche von ſich ſelbſt ſo viel unverdiente gute Einbildung haben, daß ſie die Erlaubniß dazu nicht theuer genug löſen können.

Keiner von ihnen ſoll künftig das Recht haben, ſich des Titels eines unſterblichen Dichters anzumaſſen, wenn er nicht ſeinen Lorber mit 5 Gulden löſt.

Die Anzahl dieſer Dichter hat ſich im vorigen Jahre in Ober- und Niederſachſen, auf ſechs tauſend fünf hundert und ſechs und achzig Stück belaufen, worunter diejenigen nicht einmal gerechnet ſind, welche dann und wann noch ein leidliches Gedicht machen. Dieſes trägt richtig gerechnet, in einem Jahre - - 32930 fl.

Wer dieſe 5 fl. erlegt hat, und bey den Kunſtrichtern gehörige Quittung vorzeigt, dem ſoll niemand den Titel eines göttlichen Poeten abſprechen, bey Strafe von 20 Goldgülden Rheiniſch.

Wer von ihnen die Gewalt haben will, andre mit Vorleſung ſeiner Gedichte zu quälen; der muß dieſe Gewalt mit Geld erkaufen. Es iſt billig, daß die Angſt, welche einzelne Perſonen dabey ausſtehen, dem ganzen Lande zu gute komme. Umſonſt wenigſtens können ſie nicht verlangen, daß man ihnen zuhöre. Für das erſte Vorleſen zahlen ſie 2 Stüver; für das zweyte 4 Stüver; und für die dritte Wiederholung 8 Stüver. Oefter dürfen ſie es nicht thun. Die Zuhörer würden es in die Länge nicht ausſtehen können; und es iſt doch gleichwohl billig, daß man bey einer öffentlichen Anlage mit darauf ſehe, daß wegen des gemeinen Beſten einzelne Unterthanen nicht ganz ruiniret werden. Weil nun vermöge der Erfahrung alle ſchlechte Poe-

ten

ten ihre Schriften wenigstens dreymal vorlesen, so beträgt diese Anlage 14 Stüver.

Und da nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ein jeder schlechter Poet das Jahr über zum wenigsten dreyhundert und fünf und sechzig elende Gedichte verfertigt, so kömmt eine ansehnliche Summe heraus.

Alte Poeten, die über sechzig Jahre sind, zahlen diese Tare doppelt; denn unter allen sind sie am unerträglichsten.

Wer 30 Stüver zahlt, soll befugt seyn, die Leute auf der Gasse anzufallen, und ihnen vorzulesen.

Alle Poeten behalten die natürliche Freyheit, ihre Arbeiten, wenn sie ganz allein sind, laut zu lesen, so oft sie wollen. Sie dürfen auch darüber lachen, ohne einen Deut Contribution zu entrichten. Doch ist wohl zu merken: wenn sie dieses thun, so müssen ihre Stuben abgelegen, und die Vorhänge fest zugezogen seyn, damit niemand von der Nachbarschaft dadurch geärgert werde.

Die Dichter, welche mit dem Weihrauche unter dem Volke herumgehen, und ihren Segen Bekannten und Unbekannten ertheilen, werden es nicht unbillig finden, daß sie auch einen Beytrag geben. Sie wünschen den Leuten beständig Gutes; nun mögen sie ihnen auch einmal Gutes thun. Ich will nicht so lieblos seyn, wie die Kunstrichter, welche diese gratulirenden Insecten lieber gar vom Parnasse vertilgen möchten, und sie mit ihren schönen Spielwerken und bunten Raritäten nicht einmal in den stillen Morästen des Parnasses ruhig quaken lassen. Desto billiger will ich seyn, da ich überzeugt bin, daß die Natur nicht einmal den verachtetesten Wurm umsonst schafft, geschweige einen Gratulanten. Wie gesagt, ich will es billig mit ihnen machen; und ich erwarte auf meinen Geburtstag, welcher der dreyzehnte October seyn wird, die gezimte Danksagung dafür.

Hier ist meine Tare. Und wenn ich selbst ein Gratulant wäre, so könnte ich die Preise nicht leidlicher setzen.

Ein Mäcenat; Wer diesen in seinen Versen braucht, giebt - - - - - 1 Stüver.

Ge-

Geprieſner Mäcenat - - 2 Stüber.
Saiten, Leyer, Rohr, für jedes 1 Deut.
Ein Haberrohr eben ſo viel - -
Beſchwörung der Alten - 1 Schilling.
Und wer den Achill bannt, zahlt 2 Schillinge.
Ein Gott durch die Bank; - 1 Stüver.
aber Apoll geht umſonſt mit darein.

Fama, nachdem ſie ſtark oder ſchwach bläſt; ½ Stüver.
oder auch - - - 1 Stüver

Blitz, Hagel, Donner, oder andere Meteoren werden geſchätzt auf - - - 1 Deut.

Iſt die Doſis gar zu ſtark, ſo zahlt der Dichter - - - 4 Deute- -

Der Zeiten Zahn zu wetzen - - 1 Deut. -

Liebesgötter und Grazien werden in dem Preiſe bezahlt, wie die Götter überhaupt.

Wenn die Grazien wiegen müſſen, koſtet es -
- 1 Fettmännchen - - -

Rohr, Bey, Cypreſſen, wenn ſie zu der Leiche eines Handwerksmanns gebraucht werden, koſten - 1 Stüver -

Sind ſie aber für eine Standesperſon, nur - ½ Stüber.

Ein Wortſpiel auf den Namen desjenigen, den der Gratulant beſingt, koſtet billig - 1 Schill. und es iſt nicht zu viel; denn in der That iſt das Wortſpiel gemeiniglich das Hauptwerk vom Gedichte.

Nach dieſen Preiſen werden die übrigen Taxen gar leicht feſt zu ſtellen ſeyn.

Nun mache man einmal den Ueberſchlag auf folgende Art: Unter 6586. elenden Dichtern ſind wenigſtens 4000. Gratulanten. In einem Jahre haben die Mäcenaten in Ober- und Niederſachſen, ich will nur wenig ſagen,

10000. Geburtstage,
20000. Namenstage. Hiezu kommen:
1000. Hochzeiten ungefähr,
2000. Leichen, und
3000. auſſerordentliche Begebenheiten, die nothwen-

dig

dig besungen werden müssen. In einem jeden Liede, welches der Nachwelt angestimmt wird, kommen wenigstens 30. Stücke vor, die taxmäßig sind. Dieses beträgt nach einem Ueberschlage, den ich sehr sorgfältig gemacht habe,

- - 105425 fl. - 1¾ Stüver -

salvo errore calculi. Man kann mir nachrechnen, so wird man finden, daß die Summe richtig ist. Unter diese Gedichte muß der Gedankencontributionseinnehmer pflichtmäßig attestiren, daß die Taxe ohne Reste, in guten gangbaren Münzsorten, erlegt sey; und alsdenn hat der Verfasser die Erlaubniß, sich mit der Unsterblichkeit zu schmeicheln; kein Mensch soll sich unterstehen, ihn einen elenden Reimer zu nennen, und niemand von der Gesellschaft soll, bey schwerer Pön, und bey Strafe, das ganze Gedicht siebenmal durchzulesen, befugt seyn, in das geistvolle Carmen eher, als nach völlig aufgehobener Tafel, Confect zu wickeln.

Da die arkadischen Dichter sich nur mit Klee und Milch behelfen: so wird ihnen das Geld ohnedem nichts nütze seyn, und desto eher können sie einen Beytrag geben. Zu Vermeidung aller Streitigkeiten, will ich auch den vornehmsten Hausrath eines Schäferdichters taxiren.

Eine beperlte Flur - - ½ Stüver -
Crystallene Bäche - - ½ Stüver.

Wer in eine Buche den Namen schneidet, giebt nach dem Holzmandate, ein altes Schock; thut nach unsrer Münze - - - - 6½ Schillinge.

Eine Heerde Lämmer - - 1 Stüver.
Ein Bock - - - - 1 Deut -
Ein Bock mit Glocken - - 2 Deute -
Hylax - - - - 4 Deute -

Käse, Milch und Butter wird um den gewöhnlichen Marktpreis bezahlt.

Rosent ist steuerfrey.

Phyllis - - - - ½ Schilling
Eine grausame unerbittliche Phyllis 1 Schilling.

Giebt Phyllis dem Myrtill eine Ohrfeige, ſo zahlt der Dichter für ihre Grobheit - 2 fl.

Erhängt ſich Myrtill - - 3 Schillinge.

Ein Schäferbengel, ein Limmel, wird unter den Bauern in Arkadien gebüßt mit - 1 fl. - ; unſere geſitteten Schäferdichter können es alſo auch nicht wohlfeiler verlangen.

Wer ſich dieſen leidlichen Taxen unterwirft, dem gebe ich die Erlaubniß, zu glauben, daß ſein Schäfergedicht witzig, artig und ſchalkhaft ſey. Er ſoll niemals an den Virgil und Fontenelle gedenken, ohne mit der beruhigenden Zufriedenheit eines elenden Poeten über die unendlichen Vorzüge, die er vor jenen hat, beyfällig zu lächeln. Mit einem Worte: kraft dieſer erlegten Gedankenſteuer ſoll er der göttlichſte Dichter in Ober- und Niederſachſen ſeyn, da er auſſerdem freylich der unſinnigſte Narr in ganz Arkadien ſeyn würde.

Da gegenwärtige Abhandlung nur eine vorläufige Probe von dem Tarife ſeyn ſoll, welchen ich künftig wegen dieſer Gedankenſteuer bekannt machen will, wofern mein Vorſchlag den gehofften Beyfall finden ſollte; ſo werde ich für itzo nicht nöthig haben, die übrigen Arten der Gedichte auf eben dieſe Weiſe zu tariren. Im Vorbeygehen will ich nur erinnern, daß in einem Trauerſpiele

ein O!	- - -	2 Stüver.
ein Ach!	- - -	2 Stüver.
ein O! und Ach! zuſammen	-	4 Stüver.
ein O! ihr Götter!	- -	6 Stüver.
ein Dolchſtich	- -	1 Schilling.
und ein jeder matte Gedanke	-	1 Deut.

koſten ſolle. Und wer ein gar zu elendes Trauerſpiel verfertigt, wenn es auch ſchon nach allen Regeln des Ariſtoteles elend wäre, der ſoll es entweder in ſeinem eignen Kamine verbrennen; oder, wenn er doch ſo hartnäckig iſt, es öffentlich aufführen zu laſſen, ſo ſoll er dem Publico pro redimenda vexa - - - 5 fl. erlegen, die ich zu meiner Gedanken-

dankensteuer nehmen, und sodann auf meine Kosten die öffentliche Kritik veranlassen will: Daß wir nunmehr in unserm Vaterlande endlich einmal auch ein Original haben, welches wir unsern stolzen Nachbarn entgegen setzen können.

Bey den Lustspielen werde ich mich schon etwas länger aufhalten müssen. Da der Verfasser und die Komödianten mit den artigen Unflätereyen den meisten Beyfall, und das meiste Geld verdienen; so werde ich wohl auf diese die stärkste Taxe legen. Ich werde aber einen sehr sorgfältigen Unterschied zwischen den witzigen Zoten des Dichters, zwischen dem zweydeutigen Schwunge, den die Mienen, die Aussprache, und besonders die Stellung des Frauenzimmers, welche die Rolle hat, einem oft gleichgültigen Ausdrucke geben, und endlich zwischen den unflätigen Auslegungen machen, welche der Parterrepöbel (denn auch in Deutschland giebt es auf dem Parterre viel witzigen und anc[illegible]nen Pöbel) bey einer Stelle macht, die weder der Di[illegible]: unvorsichtig gedacht, noch der Komödiant leichtsinnig vorgestellt hat.

Wegen unsrer höhern Gedichte bin ich bey mir selbst noch sehr unschlüssig. Ich weis in der That noch nicht, wodurch ich am meisten verdienen werde: Ob durch das hoch am Olympe dahin ertönende Brüllen der Donner einiger unglücklichen Nachahmer des Hexameters, oder durch die glänzende Sonne und liebliche Wonne unsrer kriechenden Reimer. Ich will die Sache überlegen.

Weil meine patriotische Vorsorge sich auf alle Arten des Witzes erstreckt: so kann man wohl glauben, daß ich auch für diejenigen sorge, welche in den übrigen Arten der Gedichte unsterblich werden wollen, ob man gleich einem ehrlichen Manne nicht einmal ihre Prosa zu lesen ansinnen darf. Ich gebe ihnen mein Wort: Sie sollen in Gesellschaften alle Vorzüge eines wahren Dichters haben; aber freylich, für baares Geld, denn ohne dieses können sie unmöglich verlangen, erträglich zu seyn.

Noch ein paar Wort will ich von den andern Arten der Scribenten ſagen, welchen ich durch meine Taxen das Recht gebe, ſich unter die Gelehrten zu mengen, ob ihnen gleich die Welt, die Kunſtrichter, und vielmals ihr eignes Gewiſſen ſagen, daß ſie in dieſe ehrwürdige Zunft nicht gehören.

Ich habe an verſchiednen meiner Landsleute *) wahrgenommen, daß ihr Witz und ihr Verſtand mit den reiſenden Jahren auf eben die Art abnimmt, wie er in andern Gegenden Deutſchlands, und wie ich vermuthe, in der ganzen Welt zunimmt. Wo das herkommen mag, weis ich nicht; daß es aber in der That ſo iſt, lehrt mich die Erfahrung alle Meſſen. Ich habe weiſe Knaben kennen lernen, welche in ihrem ſechzehnten Jahre, durch verſchiedne Blätter in moraliſchem Formate, ſtrenge und einſehende Sittenrichter der Welt waren; und im dreyßigſten Jahre waren ſie kaum noch geſchickt, einen Winkelſchulmeiſter abzugeben. Andere verfochten ſchon im funfzehenten Jahre das Anſehen, und die Wahrheiten ihrer Kirche mit einer heiligen Wut, die man kaum von ihren Vätern, ſo gern auch dieſe verketzerten, erwartete; und zum groſſen Unglück unſrer Kirche waren ſie in ihrem vierzigſten Jahre ſo unwiſſend, daß man ihnen kaum mit gutem Gewiſſen eine Heerde Bauern anvertrauen konnte. Ich habe einen Vetter gehabt, der in ſeinen erſten Univerſitätsjahren neue Lesarten in den Pandecten erfand, und dem Juſtinianus Schnitzer wies: aber was nahm es für ein Ende? Sein Verſtand hatte ſich übertrieben, wie eine frühzeitige Frucht, welche welkt, wenn ſie reifen ſoll. Je älter er ward, je weniger verſtand er; und itzo iſt er in ſeinem funfzigſten Jahre Pedell in Duisburg. Mit der Poeſie iſt es eben ſo. Unſre witzigen Kinder fangen mit Heldengedichten an, und hören mit Sinngedichten auf.

Ich

*) Daran dürfen wir unſre Leſer nicht mehr erinnern, in welchem Lande Herr Anton Panßa dieſes ſchreibt.

Ich habe keine Hoffnung, diese jungen Greise zu bessern, wenn ich ihnen gleich aus unwidersprechlichen Gründen darthun wollte, daß sie gewiß länger verständig seyn würden, wenn sie etwas später anfiengen, witzig zu seyn, und daß die Behutsamkeit, sich in der ersten Jugend nicht allzu geschwind zu verewigen, das sicherste Mittel eines Schriftstellers sey, sich nicht zu überleben. Alles dieses würde ich ihnen sagen, und würde es ihnen beweisen; aber die guten Kinder sind gar zu scharfsinnig, als daß sie es einsehen, und gar zu gelehrt, als daß sie es verstehen sollten. Sie möchten weinen, wenn ich ihnen ihre Puppe nähme. Ich will sie ihnen also lassen, und ich will ihnen so gar die Freyheit lassen, zu glauben, daß sie erfahrne, beleſne, scharfsinnige, geistvolle, . . . ich weis nicht alles, was sie seyn wollen? mit einem Worte; sie sollen die Erlaubniß haben, zu glauben, daß sie in der That das sind, was sie gewiß nicht sind. Aber, meine Kinder, umsonst kann ich ihnen eine solche Thorheit nicht verstatten. Sie müssen mir für diese Erlaubniß, etwas zu meiner Gedankensteuer beytragen. Viel will ich von ihnen nicht nehmen, weil sie gröstentheils noch unmündig, und ausser dem, was ihnen ihr mildthätiger Verleger grosmüthig zuwirft, noch nicht Herren über ihr Vermögen sind: aber gar umsonst können sie es auch gewiß nicht verlangen. Und wenn ihnen auch die Taxe ein wenig zu hoch vorkäme; so dürfen sie ja nur bedenken, daß dergleichen Abgaben nicht lange, und nicht viel länger, als zehn Jahre dauren. Denn, wer in seinem zwanzigsten Jahr ein unsterblicher Autor in Quart ist, der ist gemeiniglich im dreyßigsten Jahre Corrector in einer Druckerey, und also von dieser Auflage befreyt.

So soll, zum Exempel, ein moralischer Knabe, welcher nur vor ein paar Jahren noch am Kinderzaume lief, und itzo schon die Welt lehrt, wie sie auf dem Wege der Tugend wandeln solle, für das Vergnügen, ein lehrreicher Scribent zu heissen, in meine Casse geben. . . . ½ fl. . . .

Ist er in seinen Schriften satirisch, und macht die Welt lächerlich, so giebt er doppelt so viel.

Dieſe beiden Sätze verſtehen ſich nur von dem Falle, wenn unſer Autor noch ſo billig iſt, und es bey Verſuchen und Glückwünſchungsſchreiben auf den Geburtstag ſeines Herrn Vaters, oder auf den Namenstag ſeines Onkels, oder auf eine andre dergleichen Familienfeyer bewenden läßt. In dieſen Fällen erlaube ich ihm, für dieſen Preis, ſich einer Arbeit und des damit verknüpften Titels anzumaſſen, der ſonſt nur Männern gehört, welche ſchon ſeit vielen Jahren gewohnt ſind, zu denken, welche die groſſe Welt, und alſo mehr Leute kennen, als ihre Mütter, und ihre lieben Ammen. Wagt ſich aber unſer ſchreibender Knabe weiter, und ſucht ſeine Stadt mit moraliſchen Wochenblattern heim, ſo muß er wöchentlich geben 4 Schill. Dieſes giebt er ſo lange, bis er ſich barbieren läßt. Damit aber auch hiebey kein Unterſchleif vorgehe, und er nicht etwan, wie verſchiedne Autores thun, ſich nur pro Forma barbieren laſſe: ſo ſoll die erſte Verwüſtung ſeines Barts, in Gegenwart eines Notarien geſchehen. Bezeugt dieſer ihm die erfoderliche Reiſe, ſo giebt er nur monatlich 4 Schillinge. Ich wolte es gern auf eine jährliche Ablieferung ſetzen; ich darf es aber um deſſwillen nicht wagen, weil die Kräfte eines ſo zarten Moraliſten es ſelten ein Jahr lang aushalten; und gleichwohl mache ich mir ein Gewiſſen, die Taxe, wie ich ſonſt in Anſehung der Hinfälligkeit ihres Verſtandes und Witzes wohl thun könte, zu erhöhen, da vielleicht dieſe guten Kinder, ohne es öffentlich zu geſtehen, die billige Abſicht haben, nach dem bekannten Sprüchworte, etwas zu lernen, da ſie andre lehren.

Mit den unbärtigen Zeloten werde ich gelinder verfahren müſſen. Es iſt gefährlich, ſie in ihrem heiligen Koller aufzuhalten; ſie kratzen, und ſprudeln lauter Kätzer um ſich. Aber ich habe noch mehrere Urſachen, als dieſe, ſie zu verſchonen. Vielleicht hat es in künftigen Zeiten für ihre Kirche einen guten Nutzen: ſo wie ich immer gern ſehe, wenn unſre Jungen auf der Gaſſe als Soldaten ſpielen, weil ich mir Hoffnung mache, daß mit der Zeit aus

dieſen Buben ſtreitbare Männer werden können. Hiezu kömmt noch dieſes, daß gemeiniglich ihre eignen Verwandten an den Verkätzerungen dieſer Unmündigen Urſache ſind. Sie führen gar oft ihre eignen Kriege durch die Feder dieſer jungen Helden. Sie freuen ſich, daß ihre Sache ſo gerecht iſt, daß ſie auch der Mund der Kinder und Säuglinge vertheidigen kann. In dergleichen Fällen alſo will ich ſie für ihre Perſon, mit einem Beytrage zu meiner Gedankenſteuer verſchonen: aber ihre Aeltern, oder ihre Verwandten, oder auch ihre Lehrer, welche den Unverſtand dieſer guten Kinder misbrauchen, ſollen für ſie bezahlen. Inzwiſchen iſt es doch nötig, zu ſorgen, daß dieſe orthodoxen Buben nicht gar zu ungezogen werden, und wie es immer geſchieht, den Wohlſtand nicht gar zu ſehr beleidigen. Wagen ſie ſich zum Exempel an einen Mann, deſſen Gelehrſamkeit, und wahre Verdienſte um alle Arten der Wiſſenſchaften die unparteyiſche Welt erkennt, deſſen Stand und ehrwürdiges Alter die Hochachtung aller Vernünftigen verdient, und welcher weiter keinen Fehler hat, als dieſen, daß er nicht eben das glaubt, was unſer Knabe und ſeine Mutter glauben; wagt er ſich an dieſen Mann, und beobachtet nicht alle Beſcheidenheit, die geſittete Männer auch alsdann einander ſchuldig ſind, wenn ſie ſchon nicht einerley Meynung haben; redet er die Sprache des Pöbels, wenn er die Sprache des Glaubens zu reden vermeynt; ſo ſoll ihn ſein Præceptor ſtäupen, und für jeden ungeſitteten Ausdruck einen Streich geben. Und dafür erlaube ich ihm das Vergnügen, ſich einzubilden, daß er nicht wegen ſeines Muthwillens, ſondern als ein junger Märtyrer gepeitſchet werde.

Dieſe zwo Proben werden genug ſeyn, meinen Leſern einen Begriff von dem Plane zu machen, nach welchem ich junge Scribenten zu meiner Gedankenſteuer ziehen will. Man wird daraus wahrnehmen können, daß ich diejenigen Schriftſteller und Gelehrte gewiß nicht vergeſſen werde, welche ihre Jahre vernünftig gemacht haben ſollten, und welche

dem ohnerachtet ſich von ihrer Gröſſe, von ihrer Gelehrſamkeit, von ihren Verdienſten um die Welt, und endlich von ihrer Unſterblichkeit ganz falſche, oder doch allzu ſchmeichelhafte Begriffe machen. Ich habe ſchon oben Gelegenheit gehabt, einige Proben davon zu geben. Damit ich dieſen Entwurf in ein noch deutlicheres Licht ſetze, ſo will ich ihn mit einigen Zügen vermehren.

Kommen ſie naher, meine Herren! Kriechen ſie einmal aus ihren gelehrten Löchern hervor! Sie ſollen die Muſterung paſſiren.

Was für ein ungeheurer Schwarm von gelehrtem Pöbel läuft hier zuſammen! Was für finſtre und unbekannte Geſichter erblicke ich!

Aber ſie, mein Herr, mit der ſtolzen Autorminе, ſie kenne ich gar wohl. Dieſe hochmüthigen Züge habe ich vor dem groſſen Quartanten geſehen, in welchem ſie die Menſchen alle Pflichten lehren wollen, die ein geſittetes und tugendhaftes Leben erfodert. Ihr ſtolzes Lacheln verräth die Zufriedenheit, die ſie empfinden, indem ſie ſehen, wie genau ich von ihrem Buche unterrichtet bin. Aber, hüten ſie ſich wohl, daß ſie nicht gar zu zeitig ſtolz werden. Ich habe ihren Quartanten geleſen, aber zugleich habe ich auch die zehen Quartanten geleſen, aus welchen ſie den ihrigen zuſammen geplündert haben. Dieſen Raub müſſen ſie büſſen. Wenn die gelehrte Welt das Recht nicht haben ſoll, ſie wegen ihres Diebſtahls vor das kritiſche Gerichte zu ziehen: ſo geben ſie mir jährlich für dieſen falsum conductum; 10 fl. Warum ſchütteln ſie mit dem Kopfe? Iſt es zu viel? .... Sie haben Recht; aber ſie geben dieſes auch nur ſo lange, bis ihre gelehrte Schrift Maculatur wird, und ich hoffe, ſie werden dieſe Steuer kaum ein Jahr lang entrichten.

Aber, warum verkriecht ſich ihr College hinter ſie? Scheut er ſich vor meiner Tare, oder vor ſeinem Gewiſſen? Nur heran mein Freund! Warum verbergen ſie mir ein Geſicht, das ſich an dem Laden ihres Verlegers der Straſſe

öffentlich

öffentlich zeigt? Ich kenne diese tartüffischen Züge noch wohl. Eben diese ist die heuchlerische, und traurige Miene, die der Autor hat, welcher uns das Verderbniß des menschlichen Herzens, die verborgensten Ursachen dieser Verderbniß, ihre unglücklichen Folgen, so wohl für den ganzen Staat, als für eine jede Familie insbesondre, die wahren Mittel, wie man dieser allgemeinen Verderbniß steuren, und sich selbst vorsichtig darwider verwahren soll; mit einem Worte, der uns den Reiz der Tugend, und das Verabscheuungswürdige aller lasterhaften Ausschweifungen auf eine so gründliche und so angenehme Art gezeigt hat, daß diese Schrift einen allgemeinen Beyfall, und die größte Hochachtung verdient, so bald man vergessen haben wird, daß der Urheber derselben sie sind . . . . Fassen sie sich! Ihre drohenden Blicke schrecken mich gar nicht. Niederträchtiger! der sie die Verderbniß des menschlichen Herzens so genau kennen, und doch vor sich selbst die Augen zudrücken! Der strenge Sittenrichter erlaubt sich die pöbelhaftesten Ausschweifungen. Er schleicht sich von der Seite einer liebenswürdigen Frau hinweg, um sich in die Arme einer unzüchtigen Person zu werfen, die er mit der ganzen Stadt gemein hat. Es kommen noch immer Augenblicke, wo ihm sein eigenes Gewissen nagende Vorwürfe macht: er kann sich gegen die Vorwürfe nicht verantworten; er ist aber auch zu verhärtet, als daß er sich diese zu Nutze machen sollte. Um deßwillen unterdrückt er dergleichen beunruhigende Empfindungen durch den Wein. Es vergeht fast kein Tag, wo man nicht diesen strengen Richter des menschlichen Herzens trunken nach Hause schleppt. Seine Kinder sehen dieses. Die Tochter weinen in dem Schooße der untrostlichen Mutter; aber sein Sohn erwartet schon mit Ungeduld die Jahre und die Gelegenheit, wo es ihm erlaubt seyn wird, sich auch zu berauschen. Eine solche Unordnung muß allerdings die völlige Zerrüttung seiner Wirthschaft nach sich ziehen. Er sinnt also auf Mittel, den ausserordentlichen Aufwand bestreiten zu können. Er borgt, und hat schon so

viel geborgt, daß ihm niemand mehr leihen will. Der unglückliche Mündel, den man seiner Vorsorge anvertraute, hat seine Ausschweifungen noch einige Jahre lang unterhalten können. Nun ist diese Quelle auch erschöpfet, und die Zeit kömmt, da er Rechnung ablegen soll. Er zittert, wenn er an diesen schrecklichen Augenblick gedenkt: aber durch die freundschaftliche Beyhülfe eines eben so grossen Betrügers, als er ist, hat er sich mit untergeschobnen Quittungen versehn, und sich gefaßt gemacht, einen Eid zu schwören. Ich zweifle, daß die Rache des Himmels ihn diese Zeit wird erleben lassen. Seine täglichen Ausschweifungen, und ein Gewissen, welches sich nicht ganz übertäuben laßt, verzehren die übrigen Kräfte seines Körpers. Seine unglückliche Wittwe wird er in der äussersten Armuth verlassen. Sein Sohn wird, durch das Beyspiel des Vaters gestärkt, ein würdiger Sohn seines Vaters, und, wie er, ein elender Böswicht seyn. Die betrognen Gläubiger werden sein Andenken verfluchen; und wie viel Unschuldige werden nach seinem Tode noch hungern müssen, denen er ihr Vermögen geraubt hat! . . . Und sie, mein Herr, der sie dieser Böswicht sind, sie schämen sich nicht, uns ein so vortreffliches Buch von der Verderbniß des menschlichen Herzens zu schreiben, in welchem eine jede Zeile für sie ein schreckliches Urtheil ist? Ich mache mir ein Bedenken, sie zu meiner Gedankensteuer zu ziehen. Die ganze Gesellschaft der andern Contribuenten, würde sich ihrer schämen müssen: denn diese Steuer ist nur für lächerliche Thoren entworfen, und nicht für Böswichter, welche die Hand des Richters züchtigen muß. Und dieser will ich sie, Nichtswürdiger! überlassen.

Wer ist der Unbescheidne, der mich so gewaltsam bey der Brust anfaßt? Bin ich an einem öffentlichen Orte, und in Gegenwart so vieler Personen nicht sicher? Hier ist meine Uhr, und meine Börse; mehr habe ich nicht bey mir . . . Sie wollen beides nicht? also sind sie kein Strassenräuber? Aber warum packen sie mich so mörderisch an? . . . . .

O das

O das hätte ich nimmermehr errathen! also sind sie ein Advocat, der diesem unglücklichen Moralisten, wider den Richter, und wider mich beystehen will? Aber warum wollen sie mich Injuriarum belangen? Ich habe ja nichts gesagt, als was sie selbst gestehen müssen. Womit können sie es verantworten, daß sie diesem Manne die falschen Quittungen gefertigt, und ihn aufgemuntert haben, einen ungerechten Eid zu schwören? . . . . . In ihre Inauguraldisputation hätten sie dieses mit einfliessen lassen? Und man hat ihnen den Doctorhut aufgesetzt, an statt daß man sie an den Pranger hätte schliessen sollen? Ueberhaupt ist mir es ganz unbegreiflich, was sie hier unter den Gelehrten wollen, und warum sie hervor kommen, da ich die Gelehrten auffodre? . . Halten sie dieses etwan für eine neue Beleidigung? Es ist nur für sie eine neue Wahrheit. . . Beruhigen sie sich: Ich will ein Mittel vorschlagen, wie wir uns versöhnen können; aber versprechen sie mir auch, daß sie mich los lassen, und keine Klage wider mich anstellen wollen. Wissen sie was: für einen ehrlichen Mann kann ich sie unmöglich halten, und daran kann ihnen auch wenig liegen, da sie so wenig Mühe anwenden, als ein ehrlicher Mann vor der Welt zu erscheinen; aber für einen gelehrten Mann will ich sie halten, und auch andere sollen sie dafür halten, wenn sie die Gebühr erlegen. Gelehrte Sprachen verstehn sie zwar nicht; aber desto besser die Sprache der Rabulisterey, welche die Gelehrten auch nicht verstehn. Vernünftige Bücher haben sie zwar niemals gelesen; aber dieses hindert sie nicht, zum Beweise einer einzigen Unwahrheit, hundert grosse Rechtsgelehrte anzuführen, deren Namen sie kaum zu schreiben wissen. Diese gelehrte Pralerey haben sie mit vielen grossen Männern gemein. Was ihnen an Kenntniß der Bücher abgeht, das ersetzt ihre Kenntniß von alten und neuen Manuscripten, da sie die Geschicklichkeit haben, alte Documente nachzumachen, und falsche Quittungen unterzuschieben. In der Beredsamkeit haben sie ihre Stärke. Zwar denken sie nicht, aber desto gründlicher

ſchreyen ſie; und kommen ſie einmal zur Feder, ſo ſchmieren ſie, trotz unſern arbeitſamen Schriftſtellern, und werden auch ſo wenig, als ſie geleſen. Es iſt wahr, ſie ſind in ihren Ausdrücken beleidigend, grob, und pöbelmäßig; aber man thut unrecht, wenn man ihnen einen Vorwurf über eine Sache machen will, welche die Gewohnheit, und ihr Nutzen rechtfertigt. Schimpften ſie in altem und gutem Lateine, ſo würden ſie die Sprache unſrer beleſenſten Kritiker reden: aber, da ſie nur deutſch ſchimpfen, ſo ſagt man, ſie redeten die Sprache des Pöbels. Neue Wahrheiten erfinden ſie freylich nicht; aber dafür ſind ſie auch im Stande, zu machen, daß man die alten Wahrheiten gar verliert. Die Arithmetik iſt der Grund aller mathematiſchen Wiſſenſchaften; und mich dünkt, ihre Liquidationes ſind Zeugen, daß ſie vortreflich rechnen können. Mit einem Worte; wenn ſie mich aus ihren juriſtiſchen Klauen laſſen, und einen jährlichen Beytrag zu meiner Gedankenſteuer erlegen wollen; ſo ſollen ſie, ungeachtet ihrer Unwiſſenheit, und ihrer Niederträchtigkeit, dennoch das Recht haben, zu glauben, daß ſie ein groſſer Rechtsgelehrter ſind. Aber, das wiederhole ich noch einmal: für einen ehrlichen Mann kann ich ſie unmöglich halten. . . . . Wie? Und damit ſind ſie noch nicht zufrieden? . . . Gut! ſo muß ich mir einen Mann ſuchen, der meine Sache vertheidigt.

O, mein Herr! ſie kommen mir gewünſcht. Das Amt, bey welchem ſie als öffentlicher Lehrer beider Rechte beſoldet werden, verbindet ſie, ſich meiner vor dem Richter anzunehmen, und mich wider dieſen Zungendrescher zu vertheidigen. Legen ſie dieſes Buch nur auf einen Augenblick aus ihren Händen, und hören ſie mein Anliegen. Dieſer ungerechte Mann, welcher, wie ſie ſelbſt ſehen, mich bey der Gurgel feſt hält . . . Ich verſtehe ſie nicht. Was wollen ſie mit ihrer formula actionis ſagen? Dieſer Mann hat mich hier an einem öffentlichen Orte gewaltſam angefallen; ich will beweiſen, daß er mich nicht hätte anfallen ſollen: Iſt das nicht deutlich genug? .... Sie lächeln,

ſie

sie sehen mich und meinen Gegner mit Verachtung an, und verlassen mich? Nur auf ein Wort! Verziehn sie noch einen Augenblick: ich weis nunmehr, wer sie sind. Ein Böswicht sind sie nicht, wie mein Gegner; aber eben so ein grosser Thor. Der Misbrauch unsrer Rechtsgelehrsamkeit hat ihnen einen Eckel davor beygebracht; allein eben dadurch sind sie auf die Unbilligkeit verfallen, alles dasjenige zu verachten, was praktische Rechtsgelehrsamkeit heißt. Ihre angewohnte Gemächlichkeit, nichts zu thun, als an ihrem Pulte ruhig zu lesen, hat ihnen diesen Einfall angenehm gemacht. Der Hochmuth, und zwar ein pedantischer Hochmuth, hat sie in dem Vorhaben bestärkt, den bewetenen Weg derjenigen zu verlassen, die Advocaten heissen, und einen Weg zu wählen, der einsam ist, auf welchem sie aber auch desto besser bemerkt werden. Sie verachten alle diejenigen, welche diesen Weg nicht gehen, und sind mit sich selbst sehr zufrieden, daß sie alles dasjenige nicht wissen, was ein Rechtsgelehrter unsrer Zeit wissen muß: aber dafür wissen sie von den Alterthümern der römischen Rechte die kleinsten Umstände, die man bey unsern Zeiten gar füglich nicht wissen kann. Es ist ein Unglück, daß sie keinen Unterscheid zwischen einem Zungendrescher, und einem vernünftigen Rechtsgelehrten zu machen wissen. Dieser würden sie seyn können, ohne in den ersten Fehler zu fallen. Ein ganzes Land braucht kaum zween Gelehrte von ihrer Art: aber niemals kann man zu viel geschickte und gewissenhafte Rechtsgelehrte haben. Daß sie in ihrer Art gelehrt, und, wenn ich so sagen darf, sehr gut sind, eine Universität aufzuputzen, das will ich ihnen noch wohl einräumen: aber, daß sie ein Recht zu haben glauben, andre neben sich zu verachten; daß sie glauben, sie wären dem Vaterlande nützlicher, als ein Rechtsgelehrter, der sich seiner Clienten vor Gerichte anzunehmen weis, welches sie, mein Herr, bey allen ihren Alterthümern nicht verstehn, wie ich leider erfahren muß; daß sie sich schmeicheln, von der spätesten Nachwelt mit Bewunderung gelesen zu werden,

wenn

wenn ſie über die wahre Lesart eines alten vergeßnen Geſetzes kritiſche Anmerkungen ſchreiben, die nicht einmal itzt iemand leſen mag; wenn ſie alles dieſes glauben, mein Herr, ſo ſind ſie ein Thor. Und wenn ſie das Recht haben wollen, noch ferner ſo ein eingebildeter Thor zu ſeyn, ſo müſſen ſie mir in meine Gedankencaſſe jährlich 10. fl. ſteuern. . . . . Nur fort, halten ſie ſich nicht auf! Ich brauche ſie weiter nicht.

Soluentur riſu tabulae, tu miſſus abibis. Und doch gefallt ihnen dieſer Vers? . . . . . Nein, ich mag weiter nichts von ihnen hören. Vermuthlich wollen ſie mir bey dieſer Stelle ihre tiefe Kenntniß der Alterthümer ſehen laſſen. Ich mag nicht ein Wort weiter von ihnen wiſſen. Ich brauche itzo keinen Kritiker; einen geſchickten Advocaten brauche ich, der ſich meiner wider die Gewaltthätigkeiten dieſes Mannes annimmt. Wo werde ich einen finden!

Aber hier kömmt ein Richter und, wie ich gewiß glaube, ein billiger Richter. Gut! Der wird mich ſchützen. Dieſer groſſe anſehnliche Mann mit der ernſthaften Miene, der ehrwürdigen Unterkehle, und dem Domherrnbauche iſt vermuthlich der Richter, den ich wünſche. Ja, mein Herr, ich kenne ſie, da ſie mir näher kommen. Erbarmen ſie ſich eines Unglückſeligen! Sie ſind ein Zeuge, wie gewaltſam mich dieſer Verräther hält, Die öffentliche Sicherheit verlangt meine Rache. Ihre Unpartheylichkeit . . . Warum bleiben ſie nicht hier? Warum wollen ſie weiter gehen? Ein Vater der Wittwen und Waiſen . . . Aber, mein Gott, warum eilen ſie ſo misvergnügt von mir? Den Ruhm, den ſie als ein Beſchützer der unterdrückten Unſchuld, als ein Vertheidiger der Verlaßnen, als ein Chriſt . . Gerechter Himmel! Iſt denn gar kein Mittel, ſie nur einen Augenblick aufzuhalten? Nehmen ſie dieſe Börſe von mir, mein Herr, und erwarten ſie von meiner ſchuldigen Erkenntlichkeit noch ein weit mehrers. . . . . Wie gefällig ſind ſie, mein Herr! Nunmehr ſetzen ſie ſich gar zu uns nieder, und noch vor einem Augenblicke hatten ſie ſo viel

Zeit

Zeit nicht, mich nur im Vorbeygehen anzuhören. Dieser Mann hat mich, unter dem Vorwande, einen Betrüger zu vertheidigen, hier auf öffentlicher Strasse angefallen . . . Ich werde gewiß erkenntlich seyn . . . . Er faßte mich mit der mörderischen Grausamkeit eines Strassenräubers bey der Brust an . . . Wie gefällt ihnen meine Uhr? Ich warte ihnen damit auf . . . . Alle glimpfliche Vorstellungen, die ich ihm that, waren vergebens . . . Unter uns; eine Garnitur Spitzen für die Frau Liebste . . . Ich führte diesem Verräther zu Gemüthe . . . Ereifern sie sich nicht mein Herr, sie erzürnen sich zu heftig! So lassen sie den Elenden wirklich ins Gefängniß führen, ohne ihn zu hören? Wie gerecht sind sie! Und wie überzeugend muß mein Vortrag gewesen seyn, da sie meinen Gegner verdammen, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu verantworten! Ich will gewiß halten, was ich versprochen habe; ja ich will noch mehr thun. Ohne einen Kreuzer zu meiner Gedankensteuer geben zu dürfen, sollen sie, ein ganzes Jahr über, das Recht haben zu glauben, daß sie wirklich ein Mann von Einsicht, ein unparteyischer Richter, ein Vertheidiger der Verlassnen, ein Retter der unterdrückten Unschuld sind. Diese Zeit über soll es keinem Menschen erlaubt seyn, ihnen die verdrießlichen Wahrheiten zu sagen, daß sie ein ungeschickter, ein unwissender Mann sind; daß sie auf die gerechte Sache der Nothleidenden eher nicht Acht haben, als bis ihr niederträchtiger Geiz durch Geschenke aufgemuntert wird; daß sie ihre grosse Unerfahrenheit unter einer viel bedeutenden Miene zu verstecken, und ihre natürliche Dummheit durch ein vernehmes Stillschweigen zu verbergen wissen; daß sie kaum Thürsteher seyn würden, wenn sie nicht die Untreue ihrer gefälligen Frau aus dem Pöbel, für den sie geboren waren, hervorgezogen, und auf den Richterstuhl gepflanzt hätte. Nicht einen einzigen von diesen Vorwürfen soll man ihnen, binnen diesem Jahre machen. Ja, damit sie sehen sollen, wie wichtig der Dienst ist, den sie mir itzo geleistet haben, so

sollen

ſollen ſie auf ihre ganze Lebenszeit das Recht haben, alle Zueignungsſchriften ihrer demüthighoffenden Clienten für Wahrheiten anzunehmen. Ich erlaube ihnen, bey Leſung dieſer Zueignungsſchriften zu glauben, daß ſie ein gelehrter Mann, daß ſie der Mund der Weisheit ſind, und daß Ulpianus kaum verdiente, der Famulus von Ihro Hochweisheiten zu ſeyn.

Dem Himmel ſey Dank, aus dieſer Noth wäre ich! Wie habe ich mich geängſtiget! Ich bin auſſer mir. Kaum bin ich noch im Stande, mich auf den Füſſen zu erhalten.

Wer ſind ſie, mein Herr? Was wollen ſie mit meiner Hand machen? Iſt das ein neuer Angriff?

O nun merke ich es wohl an ihrer horchenden Miene; mein Puls iſt es, den ſie ſuchen. Gut, Herr Arzt, ſie kommen mir gleich zu rechter Zeit. Hier haben ſie meine Hand. Fühlen ſie einmal, recht aufmerkſam fühlen ſie; können ſie wohl aus dem Schlage des Pulſes errathen, über wen ich mich am meiſten ereifert habe; ob über den Moraliſten, oder die Advocaten, oder den Richter? . . . . Und dieſe Frage nehmen ſie ſo ungütig auf? Der Vorwurf, den ſie mir machen, iſt ungerecht. Ich bin nichts weniger, als ein Verächter der Arzneykunſt; ich kenne ihren Werth gar wohl. Aber eben ſo wohl kenne ich auch den Unwerth der Pfuſcher, welche nichts verſtehen; welche, wie ſie, um den Puls fingern, eine Menge unnützer Arzeneyen zum Beſten der Apotheker, ohne Verſtand verſchreiben, und, wenn endlich der Patient daran erſtickt iſt, die Belohnung für den kunſtmäſſigen Mord von den Erben fodern wollen. Ich ſage eben nicht, daß ich ſie, mein Herr, für einen ſolchen Marktſchreyer halte; aber das werden ſie mir doch erlauben, zu ſagen, daß ſie die Miene eines ſolchen Charlatans eher haben, als die Miene eines erfahrnen Leibarztes. . . . . Im Ernſte? und ſie ſind wirklich ein Leibarzt? und durch den Ruhm ihrer Schriften ſind ſie das geworden? Wer hätte ſich dieſes ſollen träumen laſſen! Aber, mein Herr, unter uns geſprochen: Machen ſie ſich denn gar kein

Gewissen, ein Leibarzt zu seyn, und sich einen Gelehrten zu nennen? Ich habe nur einige Augenblicke mit ihnen gesprochen, und doch habe ich auch in diesen wenigen Minuten Gelegenheit genug gehabt, mich zu überzeugen, daß sie beides nicht sind. Gestehen sie mir es aufrichtig: Wir sind hier ganz allein, und es hört uns keine Seele: ..... Nun das war in der That aufrichtig! Also ist es nur die Thorheit der Kranken, und die Unwissenheit ihrer Leser, welche sie zum Boerhave macht? Ich will ihre Treuherzigkeit nicht misbrauchen; die Welt mag auf ihre eigene Gefahr glauben, was sie will. Und, mein Herr, wenn sie mich nicht tödten wollen, so will ich ihnen einen wichtigen Dienst leisten. Sie sollen das Recht erlangen, selbst im Ernste zu glauben, daß sie wirklich geschickt und gelehrt sind, und kein Mensch soll das Recht haben, sie in dieser Einbildung zu stören, wofern sie einen Vertrag zu meiner Gedankensteuer geben. Erlegen sie für jeden Kranken, den sie Kraft ihrer Kunst erwürgen, 1 fl. Und für jeden Paragraph ihrer Schriften, den man nicht lesen mag, 1 Stüver: so ertheile ich ihnen Macht und Gewalt, ohne Widerspruch ein berühmter Arzt, und ein gelehrter Scribent zu heissen. Leben sie wohl!

Er geht fort. Dieser war doch ein bescheidner Arzt, der seine Schwäche erkannte. Ob es wohl noch viele so bescheidne Aerzte im westphälischen Kreise geben mag? Das wird gewiß einen ansehnlichen Vertrag ausmachen, wenn er mir für jede Leiche 1 fl. giebt. Und wenn ich auch ein Jahr über, nur hundert solche Märtyrer seiner Kunst ...

Wer lacht hinter mir? ... Spotten sie über mich, mein Herr, oder was ist ihnen sonst an meiner Berechnung lächerlich? Mich dünkt, es ist so gar bescheiden nicht einem Fremden, den man nicht kennt, ins Gesicht zu lachen .... Also lachen sie nicht über mich, sondern über diesen Arzt? und woher kennen sie ihn? .... Der Unglückliche! Wie sehr dauert er mich nunmehr! Und bey allen diesen bittern Bosheiten glauben sie doch, mein Herr, noch ein Kunst zu

haben, ſich einen Satirenſchreiber zu nennen? Hätten ſie ihm das Leben genommen; ſo würden ſie barmherziger geweſen ſeyn, als da ſie ihn um ſeinen guten Namen, und zugleich, da er durch ſie einmal lächerlich worden, um weitre Beförderung, und den größten Theil ſeines Glücks gebracht haben. Er iſt vielleicht ſo gar gelehrt nicht, ich habe es auch vermuthen können: aber er hat auch, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, nicht in Willens gehabt, eine Hauptrolle in der gelehrten Welt zu ſpielen. Ich will es ihnen glauben, daß ſeine Schriften fehlerhaft, und ſehr elend geweſen ſind: aber er kann ungelehrt und elend ſchreiben, und dennoch in ſeiner Art ein ehrlicher und ein nützlicher Mann ſeyn. Da er weiter nichts verlangte, als an dem kleinen Hofe bekannt zu ſeyn, wo er ſein Glück ſuchte; was war ihre Abſicht, als ſie ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch ihren unglücklichen Witz lächerlich machten? Wollen ſie ſo aufrichtig ſeyn, zu geſtehen, daß ſie ihn nur um deßwillen niedergetreten haben, weil ſie befürchteten er möchte durch ſeine Beförderung ihr Glück oder das Glück ihrer Freunde hindern? Wollten ſie etwan zeigen, wie gelehrt ſie ſelbſt wären, da ſie die Unwiſſenheit dieſes Mannes lächerlich machten? Wie unrühmlich iſt ihr Sieg über einen ſolchen Ignoranten? ... Alſo war keine von dieſen die Urſache ihres feindſeligen Angriffs? Deſto ſtrafbarer ſind ſie, da ſie mit kaltem Geblüte einen Mann ſo liebles würgen konnten, der ihnen gleichgültig ſeyn mußte. ... Aber warum ruhten ſie wenigſtens nicht nunmehr, da ſie ſahen, daß er dem ungeachtet auf gewiſſe Maaſſe ſein Glück gemacht hatte? Iſt es nicht wahr, nun arbeitete ihr Hochmuth an ſeinem Untergange? Ihre Abſicht war geweſen, dieſen Mann ſo verächtlich zu machen, daß ein jeder ſich des Umgangs mit ihm ſchämen ſollte: und doch gab ihm der Fürſt ein kleines Amt, und einen Rang. Das war ihrem Ehrgeize empfindlich. Die Welt würde an der Stärke ihres Witzes gezweifelt haben; dieſer würde der Welt nicht länger ſo fürchterlich geweſen ſeyn. Es war alſo nöthig, noch einen Angriff

griff zu wagen. Sie verdoppelten ihren Witz und ihre Bosheit. Und konnte denn dieses nicht anders geschehen, als wenn sie die Welt an den Stand und an die Thorheiten seines verstorbenen Vaters erinnerten? Die Fehler des Vaters sollten also noch den unschuldigen Sohn niederdrücken? Ihre Wut .... fallen sie mir nicht in die Rede! ihre Wut gieng so weit, daß sie ihm auch seine zufriedne Ehe vergällten. Was waren ihre grausamen Absichten, da sie die Aufführung seiner Frau der Stadt zum Gespötte machten? Vielleicht war sie mehr unvorsichtig, als strafbar; vielleicht erdichtete ihr tückischer Witz Laster, wo er nur Fehler fand. Aber diese Unglückselige war die Frau ihres Feindes; eines Feindes, der sie niemals beleidigt hatte. Sie störten ihn also in dem Vergnügen seines Ehestandes. Er mußte sich einer Frau schämen, die er geliebt hatte, von der er keine Untreue vermuthen konnte, die vielleicht die redlichste Frau gewesen war: aber dennoch mußte er sich ihrer schämen, weil ihm die ganze Stadt wegen seiner Frau verspottete. Ueberlegen sie nun einmal, mein Herr, was waren die schrecklichen Folgen ihres unmenschlichen Witzes? Sie scheinen noch darüber zu frohlocken, da sie unverschämt genug sind, mir alles mit einer so heitern, und zufriednen Miene zu erzählen. Sie haben gemacht, daß dieser Mann mit dem ersten Schritte, den er in die Welt that, um sein Glück zu machen, unsrer gelehrten Welt verächtlich wurde. Sie haben ihn an dem Fortgange seines Glücks gehindert. Er würde bey seinem Fleiße vielleicht ein geschickter Arzt geworden seyn: aber man trug Bedenken, sich einem Manne anzuvertrauen, dessen Name schon lächerlich war. Gleichwohl nöthigten ihn seine Umstände, von dieser Profession zu leben: Er ward also ein Quacksalber, durch dessen Hände so viele Unschuldige ihr Leben verlieren. Fällt es ihnen niemals ein, daß sie durch ihren wütenden Witz die erste Ursache aller dieser Mordthaten sind? Ich habe nicht Ursache zu zweifeln, daß seine Frau tugendhaft, und, wenn ich viel einräumen soll, nur nicht vorsichtig genug gewesen ist: we-

nigſtens waren ſie der erſte, der ihre Aufführung der Stadt verdächtig machte. Dadurch verlor ſie ihren guten Namen ohne Rettung. . . . Gut, ich will es zugeben, daß ſie in den folgenden Jahren ſich der gröſten Ausſchweifungen auch öffentlich nicht geſchämt hat: aber wer war ſonſt Schuld daran, als ſie? Die Verzweiflung hat dieſe Unglückliche laſterhaft gemacht. Ihr guter Name war nun ſchon einmal auf ewig verloren. Sie gab ſich vielleicht eine Zeitlang Mühe, durch ihre eingeſchränkte Aufführung die Stadt eines beſſern zu überreden: aber ſie, Grauſamer, lieſſen ſie nicht aufkommen. Je vorſichtiger ſie lebte, deſto verdächtiger muſten ſie ihre Vorſicht zu machen. Wie ſtandhaft muß eine Frauensperſon ſeyn, welche dennoch tugendhaft bleibt, wenn ſie auch ſieht, daß es ganz vergebens iſt, die Welt von ihrer Tugend zu überzeugen! Sie ſehen hier den klaglichen Beweis davon. Sie ſtürzte ſich aus Verzweiflung in den Abgrund, aus welchem ſie hernach nicht wieder in die Höhe kommen konnte. Aller ihrer Verbrechen, haben ſie, ehen ſie, mein Herr, haben ſich aller dieſer ſchändlichen Ausſchweifungen theilhaftig gemacht. Die Völlerey des Mannes iſt auch eine betrübte Folge von ihrer Feindſeligkeit. Er wollte ſich der nagenden Gedanken von ſeiner Schande, und ſeiner unglücklichen Ehe entſchlagen: War ein Mann von ſeiner Erziehung nicht zu entſchuldigen, daß er dieſes durch die Völlerey that? Noch eins, mein Herr, und zwar etwas, welches mir das Schrecklichſte zu ſeyn ſcheinet: Zittern ſie nicht, wenn ſie an die unglücklichen Kinder dieſer Ehe gedenken? Wer iſt Urſache, denken ſie einmal ernſthaft nach, wer iſt die wahre Urſache ihres Verderbens? Niemand, als derjenige, der den Vater unglücklich, und die Mutter laſterhaft gemacht hat. . . Und bey dem allen können ſie mich noch ſo ruhig anſehen; noch immer ſo zufrieden mit ihren Handlungen ſeyn? Wären ſie wohl ſtrafenswürdiger geweſen, wenn ſie dieſem Elenden gleich anfangs den Dolch in die Bruſt geſtoſſen hätten? Wenigſtens würde er auf dieſe Art, aller der Schande und

allem

allem Jammer entgangen seyn, worein er durch ihre Pasquille gestürzt worden ist. . . . Ja, allerdings, durch ihre Pasquille. Sie schämen sich des Namens eines Pasquillanten; und schämen sich doch nicht, ihn zu verdienen? Nun sind sie doppelt strafenswürdig, da sie ihre Unverschämtheit so weit treiben, daß sie ihre ehrenrührigen Schriften Satiren nennen. Entheiligen sie, Niederträchtiger, einen Namen nicht, welcher so einen wichtigen Theil unsrer Sittenlehre ausmacht, und dessen niemand würdig seyn kann, als wer ein Verehrer der Religion, ein Freund der Tugend, und ein Mensch ist! Durch ihren Misbrauch machen sie der Welt die Satire verdächtig. Man zittert vor der Satire, weil man sie nicht kennt, und weil man vor dem Pasquillanten zittert. Die rächenden Gesetze . . . Nein, mein Herr, ich kenne nun ihre spottende Miene. Ich weis es gar wohl, daß sie das nicht im Ernste von mir bitten: aber, einer so anständigen Strafe sind sie auch nicht werth. Die jährliche Gedankensteuer von 100 Gulden, die sie mir anbieten, damit sie die Erlaubniß von mir lösen mögen, zu glauben, daß ihre Pasquille Satiren sind, daß ihre Wut Scherz, ihr würgender Unsinn gesalzner Witz, und ihr menschenfeindlicher Haß Liebe zur Wahrheit sey; dieser Vorschlag ist ein neuer Beweis ihrer verstockten Unbilligkeit. Ich überlasse sie der Züchtigung der Gesetze, und, wenn sie verwegen genug sind, auch diese zu trotzen, so überlasse ich sie der Empfindung ihres eignen Gewissens, welches Zeit genug ihr unerbittlichster Richter seyn wird. Aber das Einige will ich sie noch bitten: Halten sie diejenigen nicht für ihre Freunde, welche über ihren Witz lachen, oder ihnen gar Lobeserhebungen darüber machen. Man schmeichelt ihnen, wie man einem wütenden Hunde schmeichelt, daß er uns nicht zerreissen soll. So bald sie nicht mehr im Stande seyn werden, zu schaden; so bald werden sie sehen, wer ihre Freunde waren, und daß sie die ganze Welt verflucht. . . . Wie, rasen sie! Nein, mein Herr, alle diese wilden Drohungen schrecken mich nicht! Ich weis ein Mittel, mich zu

vertheidigen. Nunmehr kennt ſie die Welt zu genau, als daß mir dieſe Drohungen fürchterlich ſeyn ſollten. Habet foenum in cornu! . . .

Was geht denn ſie dieſes Sprüchwort an, mein Herr? Wer ſind ſie? und wer hat ihnen das Recht gegeben, mich mit geballter Fauſt zu überfallen? Ich ſehe ſie in dieſem Augenblicke zum erſten male, und ſie wollen glauben, ich habe ſie beleidigt? Kann man denn nicht von einem Ochſen reden, der Heu zwiſchen den Hörnern hat, ohne daß ſie dadurch beleidigt werden? Und dennoch drohen ſie mir in der Stellung eines Mannes, der den Verſtand in der Fauſt hat? Halten ſie an ſich, oder ich werde um Hülfe rufen! Zum wenigſten ſagen ſie mir nur ihren Namen; und aus welchem Dorfe ſind ſie? .. O! mein Herr, ich bitte um Vergebung; das hätte ich mir nimmermehr träumen laſſen. Alſo ſind ſie ein deutſcher Kunſtrichter? Und dieſer handfeſte Schwarm, der mit aufgehabnen Fäuſten, und blökenden Zähnen ihnen beyzuſtehen droht; wer ſind denn dieſe? . . . auch Kunſtrichter! So errette mich der Himmel! Gnade, meine Herren! Ich will gern keine Gedankenſteuer von ihnen fordern: Nur laſſen ſie mich in Ruhe.

Wie unvorſichtig habe ich gehandelt, daß ich die Gelehrten aus ihren Löchern hervorgebannt habe! O! meine Herren, gehen ſie zurück; ich bitte ſie innſtändigſt, gehen ſie alle wieder zurück in ihre Studierſtuben. Die Meſſe iſt vor der Thüre; die Preſſen warten auf ihre gelehrten Schriften; bringen ſie die Nachwelt nicht um das Vergnügen, ihre Werke zu bewundern; eilen ſie der Unſterblichkeit mit ſtarken Schritten entgegen; nicht einen Augenblick dürfen ſie verſäumen.

Sie kehren ſich um; ſie verlaſſen mich; ſie eilen fort; ſie fliegen nach ihren gelehrten Winkeln zurück! Glückliche Nachwelt, die du von dieſem ſchreibenden Pöbel nichts erfahren wirſt! Und glücklich bin auch ich, der ich mich auf eine ſo gute Art von ihnen habe loswickeln können!

Da ich mich zu weiter nichts anheischig gemacht, als nur eine Probe von meinem Gedankensteuertarife zu geben; so werde ich nunmehro, wie ich glaube, dieses Versprechen zur Genüge erfüllt haben. Man kann aus diesem Entwurfe die Absicht und die Einrichtung des Ganzen wahrnehmen. Ich hoffe, die billige Welt wird mich hierinnen unterstützen, da ich hiebey ohne den geringsten Eigennutz handle; da man sieht, wie viel Thoren durch diese Gedankensteuer gebessert, oder, wenn dieses zu bewerkstelligen auch nicht möglich wäre, wie es in der That schwer ist, wie viel Nutzen zum wenigsten die Welt aus ihren Thorheiten ziehen; und wie viel andre Thoren, die aus Hunger unvernünftig gewesen sind, durch diese Gedankensteuer vernünftig gemacht werden können.

Es wird überflüßig seyn, daß ich mich weiter dabey aufhalte: Damit ich aber doch die Vortheile meines Projects in ein desto deutlicheres Licht setze, so will ich eine Gesellschaft beschreiben, in der ich mich vor etlichen Monaten befand. Ich will zu einem jeden Charakter die Taxe setzen: Daraus wird man sehen, was für erstaunliche Summen in ganz Deutschland zusammen kommen müssen, wenn meine Gedankensteuer allgemein werden sollte, da schon von der kleinen Gesellschaft, in der ich war, der Beytrag so ansehnlich ausfällt.

Ich fuhr mit dem Marktschiffe von Frankfurt nach Mayntz. Da ich gewohnt bin, in unbekannten Gesellschaften sehr wenig zu reden, und sehr gern viel zu hören; so setzte ich mich in einen einsamen Winkel, wo ich die meisten der Gesellschaft übersehen und hören konnte.

Ein Kaufmann, der mit Weinen handelte, war der erste, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trat eben in das Schiff, als sich ein schreckliches Gelächter unter den Schiffern, und einigen von der Gesellschaft erhob. Ich fragte eine Frau, die nicht weit von mir saß, nach der Ursache davon, welche mir antwortete: „Der Herr hätte „einen kleinen Spaß gemacht. Es werde was zu lachen

„ſetzen, da dieſer Herr bey uns wäre: er ſcheine auf guter „Laune zu ſeyn, und wenn er einmal anfange zu ſpaſſen, „ſo müſſe man vor Lachen berſten.„ Ich erſchrack ſehr über dieſe Nachricht, welche leider mehr als zu gegründet war. Der Kaufmann, welcher ſich auſſer ſeiner Lebhaftigkeit, auch dießmal witzig geſoffen haben mochte, trat bey dem Maſtbaume in die Höhe, und überſchüttete uns mit ſeinen unglücklichen Scherzen. Wortſpiele, ſchmuzige Zweydeutigkeiten, und andere Beluſtigungen des Pöbels waren der Innhalt ſeiner Erzählungen, welche immer mit einem beyfälligen Gelächter aufgenommen wurden. Ich merkte gar deutlich, daß er nur aus Ehrgeiz ein Narr war; denn wenn das Volk über ſeine Scherze nicht lachte, ſo ward er beſchämt, und verdoppelte ſeinen Unſinn, um den Zuhörern den Zweifel an ſeinem Witze zu benehmen. Dieſer Mann wird mir ein Anſehnliches in meine Caſſe bringen!

Für das Vergnügen zu glauben, daß er ein witziger Kopf ſey, ſoll er geben 2 fl. . .

Wenn er ſich einbilden will, daß man ihn bewundert, und nicht für das, was er eigentlich iſt, für einen Stocknarren hält; ſo kann er weniger nicht geben, als 1. fl.

Für eine jede Unflätterey, die er ſagt, um die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu ermuntern, zahlt er 1 Stüver. Ich habe auf dieſer Reiſe, dreyßig Zoten von Wichtigkeit gehört; dieſe thun zuſammen 30 Stüver.

Alle Wortſpiele, wenn ſie nur albern ſind, hat er frey, fallen ſie aber ins Grobe und Ungezogne, ſo zahlt er dafür halb ſo viel, als für eine Zote.

Lacht er zuerſt über ſeine Einfälle, wie er immer zuerſt lachte, ſo giebt er 1 Albus. Und weil ſich dieſes nicht ſo genau nachrechnen ließ, ſo rechne ich ihm für dieſe Freyheit ein für allemal an 1½ fl.

Hebt er einen aus der Geſellſchaft heraus, ihn zu beleidigen, oder, wie er es nennt, ihn zu tummeln, ſo giebt er 4 Schillinge; es wäre denn, daß ihm dieſer mit ein paar Ohrfeigen antwortete: auf ſolchen Fall iſt er ſteuerfrey.

Ich

Ich habe fünfe von der Gesellschaft gezählt, mit denen er sich auf diese Art lustig machte, und dieses beträgt $3\frac{1}{2}$ fl. Er war damals so vorsichtig, sich an niemanden zu wagen, von dem er eine reelle Antwort besorgen konnte.

Ich habe an ihm wahrgenommen: So oft es mit seinem Witze gar nicht mehr fort wollte, und auch nicht einmal die Schiffer mehr darüber lachten; so oft brachte er unvermuthet eine Anspielung auf eine Stelle der Bibel, oder einen verdrehten Spruch hervor. Es hatte allemal seine gehoffte Wirkung; und der Pöbel, vor dem er ausstund, wollte fast rasend vor Lachen werden, so oft er nach seiner Sprache zu reden, dergleichen Schwänke machte. Ich wollte wohl wünschen, daß ihn die Obrigkeit für dergleichen leichtsinnigen Muthwillen an den Kirchenpranger stellen möchte: Weil aber dieses nicht geschehen wird, und nicht füglich eingeführt werden kann, ohne die ansehnlichsten Gesellschaften um ihre witzigsten Köpfe zu bringen; so will ich auf diesen pöbelhaften Witz eine desto höhere Steuer legen. Ein solcher unanständiger Scherz wird mit $\frac{1}{2}$ fl. bezahlt. Ich rechne ihm nach, daß er sich fünfmal damit geholfen hat; das thäte also $2\frac{1}{2}$ fl.

Auf diese Art hätte ich von diesem einzigen Manne, in den wenigen Stunden, über 11 fl. bekommen. Nun rechne man selber nach, was dieses wohl in Deutschland auf ein ganzes Jahr betragen werde. Denn das glaube man ja nicht, daß nur allein auf meinem Schiffe ein Original von dieser Art sich befunden habe: fast in allen Gesellschaften der Handwerksleute, der Kaufleute, der Soldaten, giebt es dergleichen Originale; in Gesellschaften der Gelehrten, und in Antichambern herrschen solche witzige Köpfe; ja so gar, wenn nur zwanzig ehrwürdige Herren Confratres auf Kirchmessen zusammen kommen, so getraue ich mir, wo nicht eher, doch nach Tische, wenigstens einen unter ihnen zu finden, der es meinem Kaufmanne in der Art zu scherzen, und witzig zu seyn, gleich thun soll, wo er ihn nicht gar übertrifft.

Die Komödie dieses Harlekins ward unvermuthet durch ein andächtiges Zwischenspiel unterbrochen.

Eine bejahrte Frau fieng an, einen Psalm zu singen. Ich war mit dieser unzeitigen Andacht sehr unzufrieden; denn ich befürchtete von dem Leichtsinne der meisten in der Gesellschaft, sie würden eine neue Gelegenheit daher nehmen, über die Religion zu spotten: allein wider Vermuthen ward eine grosse Stille auf dem Schiffe, obwohl diese Heilige niemanden fand, als zwo Weiber, und einen jungen Menschen, die mit einstimmten.

Der Psalm kam zu Ende, und sie sperte schon das Maul auf, einen neuen anzufangen, als ein alter Officier von den fränkischen Kreistruppen zu ihr sagte: „Aber, „Mutter, wie lange ist es denn, daß du so fromm bist?„ Die Gesellschaft, welche das Singen schon lange überdrüssig war, empfieng diesen Einfall mit freudigem Gebläke; die Frau hingegen verstummete. Der Officier machte sich den Beyfall der Zuschauer zu Nutze, und nachdem er etliche Millionen Teufel geschworen hatte, so sagte er: „Es trifft „doch immer ein: Junge Huren, alte Betschwestern.„ Er erinnerte sie an vielerley Sachen, daran sie vermuthlich nicht gern erinnert seyn wollte; aber am allerempfindlichsten war ihr dieser Vorwurf, daß sie bey zunehmenden Jahren eine Gesellschaft von jungen Mädchen unterhalte, um von deren Schönheit zu leben, da ihre eigne Schönheit, wie er sagte, zum Teufel gegangen wäre. Ich freute mich über die Angst, welche dieser beschämten Betschwester auf dem Gesichte saß. Sie sahe sich verwirrt in der Gesellschaft um, ohne im Stande zu seyn, dem Officier etwas anders zu antworten, als dieses, daß sie ihn einen alten Lügner, einen alten Hund, und dergleichen nannte, welches ihr böses Gewissen noch mehr verrieth. Dieser blieb auch ganz gelassen bey diesen Schimpfwörtern, und begegnete ihr mit nichts, als der immer wiederholten Antwort: „Aber „Gott straf mich, Mutter; was wilt du viel läugnen? „rechne einmal nach, wie viel du allein von mir verdient „hast!

„hast!„ Hier verdoppelte sich das elende Lachen der Gesellschaft. Der Officier nahm diesen Beyfall für eine Aufforderung an, die Streiche zu erzählen, die er gespielt hatte; und wäre von allen auch nur die Hälfte gegründet gewesen, so war doch diese schon hinreichend, ihn vor den Augen der Gesitteten zum ungesittetesten Manne zu machen.

Ich hoffe, an diesen beiden Contribuenten ein paar einträgliche Kunden zu bekommen.

Die Frau will mit ihrer lärmenden Andacht die Schande ihrer ehmaligen Lebensart verbergen. Sie mag von der Abscheulichkeit ihrer Aufführung überzeugt seyn: allein sie hat entweder nicht Muth genug, oder sie ist schon gar zu boshaft, sich von derselben loszureissen. Ihre Jahre verhindern sie, selbst lasterhaft zu seyn; sie ist es nun durch andre, und verdoppelt so gar dadurch ihre strafwürdigen Laster, daß sie andere Mädchen verführt, und vielleicht unschuldige Personen in den Abgrund stürzt, aus dem sie sich nicht zu retten weis. Sie schämte sich vor sich selbst. Denn auch die lasterhaftesten haben gewisse Augenblicke, in denen sie vor sich erschrecken. Sie war, ihrer Frechheit unerachtet, ganz verwirt, da man ihr ihre Ausschweifungen zu eben der Zeit vorwarf, als sie sich den Namen einer frominen und erbaren Frau erfingen wollte. Sie fühlte den Werth der Tugend; sie wollte tugendhaft scheinen: aber sie war der Laster gewohnt, und hielt die Belohnungen der Tugend für zu ungewiß, als daß sie den gegenwärtigen Vortheil hätte aufgeben sollen, den sie von ihrer und anderer Ausschweifung zog. Alles dieses machte sie zur Heuchlerinn. Da sie mir gleich gegen über saß, so hatte ich Gelegenheit, sie, während ihres Singens, sehr genau zu bemerken. Weil sie zur Unzeit heilig seyn wollte: so war mir, gleich mit dem ersten Augenblicke, ihre Andacht verdächtig. Ich spähete alle Züge ihres Gesichtes aus. Sie spielte die Rolle einer Betschwester vortrefflich. Sie hieng ihren grauen Kopf bußfertig nach der linken Schulter; sie preßte die Seufzer mit einem heiligen Ungestüme aus der verstockten

Brust

Brust hervor; sie drehte die Augen mit einer quakerischen Entzückung gegen den Himmel, einen Ort, der ihnen ganz fremde war; und zu einer andern Zeit übersahe sie mit einem ehrgeizigen Blicke die Gesichter der Gesellschaft, und suchte den Beyfall, welchen sie wohl nicht fand, und den sie doch durch ein heuchlerisches Ringen ihrer besudelten Hände zu erzwingen suchte. Die ehrerbietige Stille der Gesellschaft nahm sie auf ihre Rechnung. Vermuthlich hatte sie die Absicht, durch einen neuen Psalm noch einen Anfall auf unsre Hochachtung zu thun: Man kann auch wohl urtheilen, wie empfindlich es ihr seyn mußte, da sie durch die Frechheit des Officiers so unerwartet in ihren stolzen Absichten gehindert, und so sehr gedemüthigt ward.

Aus dieser Abschilderung werden meine Leser ziemlich im Stande seyn, zu errathen, wie die Taxe für diese Betschwester eingerichtet werden soll.

Für das heuchlerische Kopfhängen soll sie geben ½ fl.

Ein Seufzer kostet 1 Schilling. Sie kann dieses gar wohl zahlen, da sie in ihrer Jugend durch verbuhlte Seufzer das meiste Geld verdienet hat. Sie seufzete achtmal unter dem Psalme, das thut - - 1½ fl.

Das Verdreben der Augen bezahlt sie mit 1 Stüver. Es war mir nicht möglich zu zählen, wie oft sie dieses that; ich will ihr also nur überhaupt - 1 fl. - abfodern.

Das Ringen der Hände muß sie wenigstens mit ½ Stüver verbüssen, da es Ursache war, daß sie während ihrer Andacht sehr ungeberdig that. Sie soll wegen dieses Satzes einmal für allemal geben - ½ fl.

So oft sie uns für so einfältig hielt, zu glauben, daß wir ihre Gottesfurcht bewunderten, so oft hat sie 1 Schilling verwirkt. Sie glaubte es wohl, so lange der Psalm währte; ich will ihr aber doch die Zahlung nicht mehr, als einfach abfodern.

Da sie ohne Zweifel durch ihre übertriebene Andacht sich den Namen einer frommen Matrone auch in der Absicht

ſicht erheucheln wollte, um künftig bey ihren Ausſchweifungen deſto ſicherer zu ſeyn; ſo ſtrafe ich ſie um - ½ fl.

Sie ſollte wohl nicht umſonſt ſo unbeſcheiden gegen den Officier geweſen ſeyn, und ein jedes Schimpfwort verdiente wenigſtens eine Pön von 1 Stüver. Allein zu geſchweigen, daß der Officier ſelbſt nicht beſcheiden gegen ſie verfuhr, und eben nicht ſo empfindlich darüber zu ſeyn ſchien; ſo will ich ihr die Strafe auch um deßwillen erlaſſen, weil ſie in der größten Verwirrung ſich befand, und dieſe pöbelhafte Art, ſich zu vertheidigen, die deutlichſte Sprache eines böſen Gewiſſens war.

Alſo bekäme ich von dieſer Betſchweſter zu meiner Gedankenſteuer überhaupt 4 fl. und noch etwas drüber; und dieſes binnen einer Zeit von zehen Minuten. Was werden nicht unſre Betſchweſtern im ganzen Lande, binnen einem Jahre, erlegen müſſen!

Der Officier war gleich das Widerſpiel von dieſer Heuchlerinn und dennoch eben ſo lächerlich, und eben ſo ſtrafbar. Aus Ehrgeiz wollte jene fromm ſeyn; und dieſer war leichtſinnig aus Ehrgeiz. Er warf ihr vor, daß ſie der Jugend Gelegenheit gegeben hätte, auszuſchweifen, und um deßwillen gab er ihr die ſchändlichſten Beynamen: gleichwohl hielt er es nicht für ſchändlich, zu geſtehen, daß er für ſein baares Geld an dieſen Ausſchweifungen Theil genommen habe. Er beleidigte die übrige Geſellſchaft beſonders dadurch, daß er uns für ſo ungeſittet hielt, zu glauben, wir würden ihn wegen ſeiner vormaligen Aufführung bewundern. Sein Alter machte dieſe Thorheit noch ſtrafbarer. Wie viel ſollen wir einem jungen Officier zu gute halten, wenn ein alter Mann, den die Sünde verlaſſen hat, ſich ſo unanſtändig aufführt? Es iſt ein Unglück, daß junge Helden ſehr oft ſo unrichtige Begriffe vom Muthe, von einer männlichen Freyheit, und von dem Wohlſtande ihres Amtes haben: aber deſto gefährlicher iſt ihnen das Exempel eines alten Officiers, welcher Kenntniß der Welt, Erfahrung, Tapferkeit, und vielleicht viele Tugenden, aber keine

ne

ne Sitten hat. Es kostet ihnen die wenigste Mühe, es ihm in dieser letzten Eigenschaft gleich zu thun; aber sie vergessen, daß dieses ein Fehler ist, den man ihm wegen seiner übrigen Tugenden zu gute hält, und mit seiner schlechten Erziehung entschuldigt. In Ansehung dieses Umstandes will ich auch mit unserm Officier billig verfahren. Er soll für alle Thorheiten, die er auf der Reise begieng, mehr nicht, als das halbe Tractament von einem Monate bezahlen. Es wird ungefähr 7½ Gulden betragen. Ich schenke ihm noch also alle Flüche, die er that, und die er sehr häufig that, ohne es zu wissen, weil er sie schon als Musketier gewohnt gewesen war.

Binnen der Zeit, da der Officier seine witzigen Grobheiten gegen die alte Betschwester vorbrachte, merkte ich, daß man mich etlichemal beym Aermel zupfte. Ich war zu aufmerksam, als daß ich mir die Zeit hätte nehmen sollen, mich umzuwenden: endlich faßte man mich bey der Hand, und ich sahe mich um. Es war ein junger Mensch, den ich noch für einen Schüler hielt, der aber, wie ich bald darauf aus seinen Reden vernahm, ein junger Richter, und ein Mitglied einer gar ansehnlichen Gesellschaft zu - - war. „Was halten sie, mein Herr, von dieser iniuria verbali?„ Und ohne mir Zeit zu lassen, ihm zu sagen, was ich davon hielte, fuhr er mit der praktischen Geschwätzigkeit eines jungen Richters also fort; „Ich möchte der Advocat von die„ser Frau seyn. Zwar, wegen der Unkosten, sieht es auf „beiden Seiten mißlich aus: O; da muß wohl Rath wer„den. Fiat Executio! Ich habe den casum etlichemal in „terminis gehabt . . Warum sehn sie mir so steif ins „Gesicht? Ich habe drey Jahr in Franecker und ein Jahr „in Rinteln studirt, und ohne Ruhm zu melden . . aber „ich will weiter nichts sagen. So bald ich nach Hause kam, „heirathete ich die Tochter eines der uns angesehenen Man„nes, welcher mir seine Stelle abtrat. Es geht schon in „den fünften Monat, daß ich Beysitzer in diesem Gerichte „bin. Sie können nicht glauben, mein Herr, was für Igno-

„ranz

„ranz unter den alten Graubärten, meinen Herren Colle-
„gen, herrscht. Gar keine Principia, nicht die geringsten!
„lauter Schlendrian! Aber ich sage ihnen auch meine Mey-
„nung deutsch heraus. Es macht mir allerdings sehr viel
„Verdruß; aber ich kann mir nicht helfen. Meine Schuld
„ist es gar nicht, daß diese alten Männer so unwissend sind:
„doch können sie auch mir es nicht übel nehmen, daß ich,
„ohne mich zu rühmen, gelehrter und einsehender bin. Es
„ist wahr, so oft ich eine Meynung vorbringe, so oft wi-
„dersprechen sie mir alle; aber dafür lasse ich ihnen auch nie-
„mals Recht. Was meynen sie wohl: Ich will ihnen ein-
„mal einen Casum proponiren.„ Hier ward mir angst,
und ich sann auf ein Mittel, mich von Ihro Hochweisheit
loszumachen. Ich fand es bald . . „Geben sie einmal
„Achtung, mein Herr, der Casus ist sonderbar! Aber eins
„muß ich vorher erinnern. Sie wissen den Huber . .„
O! mein Herr, sagte ich, den kenne ich recht wohl; was
macht der ehrliche Mann? Ich habe ihm noch in voriger
Meisse abgekauft . . „Wem? fragte er mich mit weit
„aufgesperrten Augen; dem Huber? Der Mann ist ja lan-
„ge todt. Er war ein grosser Rechtsgelehrter in Fran-
„cker!„ So bitte ich um Vergebung, mein Herr; ich glaub-
te, sie meynten den Kaufmann in Frankfurt, von dem ich
meine Haarsiebe nehme. Der gute Richter sahe mich vom
neuen mit Erstaunen an. „Sind sie denn kein Gelehrter,
„mein Herr? „O! nein, mein Herr, antwortete ich ganz
demüthig und schüchtern; ich bin ein ehrlicher Schneider
aus Sachsenhausen . . . Das war ein Donnerschlag
für meinen weisen Richter, welcher vermuthlich in Willens
gehabt haben mochte, mir noch viele juristische Weisheit
vorzupredigen. Nun sah er mich mit der Verachtung an,
mit welcher Gelehrte seiner Art auf Handwerksleute herab-
sehen: und nachdem sein Hochmuth es mich genug hatte
empfinden lassen, daß er ein Richter, und ich, wie er glaub-
te, nur ein armer Schneider war, so sprach er endlich mit ei-
ner trotzigen Miene: „Aber, mein Freund, das hätte er
„gleich

„gleich sagen können, daß er ein Schneider ist; ich würde „mir nicht haben einfallen lassen, mit ihm von gelehrten Sa„chen, und so vertraut, zu reden!„ Ich beugte mich tief, und freute mich, daß ich Gelegenheit gehabt hatte, einen neuen Narren kennen zu lernen, und zwar einen so ergiebigen Narren, den ich auf vielerley Art bey meiner Gedankensteuer nutzen kann.

Die Verwegenheit, die er gehabt, das wichtige Amt eines Richters in denen Jahren zu übernehmen, in welchen er noch billig, mit dem Buche unter dem Arme, in die Schule hätte gehen sollen; die dreiste Geschwätzigkeit, mit seiner wenigen und unvollkommenen Wissenschaft alle Gesellschaften zu übertäuben; die Begierde, über alle Vorfälle seine entscheidenden Gedanken zu sagen; die Empfindlichkeit, die er äusserte, wenn man an seiner Weisheit und Unfehlbarkeit zweifeln wollte: alle diese Thorheiten werden mir ein ansehnliches Stück Geld einbringen; denn ihm wird es unmöglich seyn, sich solche abzugewöhnen, und mir soll er sie theuer genug bezahlen.

Aber am allerstärksten soll er die thörichte Unverschämtheit büssen, die er hat, seinen erfahrnen und einsehenden Collegen so muthwillig zu widersprechen, und sie gegen andre, die es von ihm nicht einmal zu wissen verlangen, für Männer ohne Einsicht, und für eigensinnige Ignoranten auszuschreyen. Diesen jungen Stolz werde ich um so viel mehr exemplarisch strafen, da er so viele schädliche Folgen hat, und, nicht allein bey uns, sondern, wie ich erfahre, auch in Sachsen und in andern Ländern unter denen so allgemein ist, welchen man aus guter Absicht, einen leeren Platz in der Versammlung der Richter und Räthe gönnt, um das zu hören, was sie auf Universitäten unmöglich hören konnten, und aus der Erfahrung ihrer einsehenden Collegen diejenige Geschicklichkeit zu erwerben, die man von ihrer flüchtigen und unerfahrnen Jugend nicht verlangte. Aber gemeiniglich verstehen diese wohlweisen Knaben die Absicht der Obern ganz unrecht. Sie strotzen von dem Ueberflusse einer übel-

verdauten

verdauten Schulweisheit. Sie sehen ihre Collegen für Zuhörer, und ihren Stuhl für den Katheder an, auf welchem sie gewohnt gewesen sind, einige aufgegebne Sätze gegen Mitschüler hartnäckig zu vertheidigen. Sie vergessen, daß sie nur die Anfangsgründe der Rechtsgelehrsamkeit erlernt haben, welche allererst die Erfahrung brauchbar machen muß. Es ist sehr zu besorgen, daß ihnen diese eitlen Vorurtheile eine beständige Hinderung bleiben müssen, sie durch eine bescheidne Lehrbegierde zu geschickten, und dem Vater aude nützlichen Männern zu machen, da sie das Unglück haben, zu glauben, daß sie es bereits sind. Man hat zwar Exempel, daß ein junger Richter, der in den ersten zwey Jahren voll von seiner neuen Weisheit, braust im dritten Jahre zu verstummen anfängt, weil er seine Unwissenheit fühlt: allein diese Exempel sind so gar häufig nicht, daß ich wegen der schädlichen Folgen ihrer unreifen Gelehrsamkeit und pedantischen Eigenliebe ausser Sorgen seyn sollte. Ich werde mir also künftig, bey völliger Einrichtung meiner Gedankensteuer Mühe geben, sie in Contribution zu setzen, daß sie es fühlen. Für meinen Reisegefährten aber hatte ich ungefähr diesen Ansatz gemacht.

Für die Begierde, die ihn juckte, mir zu sagen, daß er ein Richter sey, bezahlt er . . 4 fl.

Er ward empfindlich, daß ich ihm so steif ins Gesicht sah, weil er glaubte, ich zweifelte an seiner Einsicht, und an seinen Verdiensten. Er hatte Recht; aber weil er seinen Stolz dabey verrieth, so giebt er . 1 fl.

Dafür, daß er glaubt, er sey wegen seiner Verdienste zu diesem Amte gewählt worden, da er doch nur durch die Frau in diese Stelle eingedrungen ist, soll er erlegen . ½ fl.

Fünf Monate hält er für zureichend, auf seine Erfahrung zu trotzen. Es verräth dieses seine erstaunende Unwissenheit. Für jeden Monat zahlt er einen Gulden, und fährt damit so lange fort, bis er klüger wird.

Für einen jeden Vorwurf, den er seinen erfahrnen Collegen macht, büßt er 1 Schilling.

Ein casus in terminis kostet 1 Schilling.

Die Narrheit soll er vor diesesmal umsonst begangen haben, daß er mich so trotzig verachtete, als ich ihn beredete, ich sey ein Schneider. Es konnte ihm freylich nicht anders, als höchst empfindlich seyn, da er so grosse Anstalten machte, mit seiner juristischen Weisheit zu paradiren, und den demüthigen Beyfall eines Mannes zu verdienen, von dem er erfahren mußte, daß er nur ein unwürdiger Handwerksmann sey.

Nach diesen Sätzen und einem genauen Ueberschlage, den ich gemacht, hätte ich also von ihm binnen einer Zeit von fünf Minuten verdient 7 fl.

Durch dergleichen Betrachtungen suchte ich mir die Unannehmlichkeit der Reise und der schlechten Gesellschaft zu erleichtern. Inzwischen waren wir in die Gegend gekommen, wo ich wegen meiner Geschäffte ans Land steigen mußte. In der That verließ ich das Schiff sehr ungern, da ich unter dem Haufen bereits einige Originale bemerkt hatte, die ich wohl etwas genauer hätte kennen mögen.

Unter vielen andern fiel mir ein junger Mensch am meisten in die Augen, welcher nur zwo Stellen von mir in einem dunkeln Winkel saß, den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte, immer mit sich selbst sprach, bisweilen die Augen gen Himmel richtete, manchmal mit den Füssen stampfte, und andere nicht die misvergnügte Mine ablegte, als wenn er durch ein bittres Lächeln seine Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Einige Tage darauf erfuhr ich, daß er der Sohn eines bemittelten Kaufmanns sey, daß er bey einem ganz gesunden Körper, bey reichem Ueberflusse, bey aller Bequemlichkeit, die das menschliche Leben wünschen kann, und, was das lächerlichste ist, bey einem wirklich vergnügten Herzen dennoch die Thorheit begehe, sich krank, milzsüchtig, und mit der ganzen Welt unzufrieden zu stellen, und alles dieses nur in der Absicht, um in Gesellschaften bemerkt zu werden. Er hat diese Rolle in London gelernt, wo er sich etliche Monate aufgehalten: aber er ist eine eben so unglückliche Co-

pie

sie von einem schwermüthigen Engelländer, wie viele unsrer abgeschmackten Landesleute närrische Copien eines lebhaften, und gaukelnden Franzosen sind, welchen sie sich bey ihrem kurzen Aufenthalte in Paris zum Originale gewählt haben. Diese hüpfen und pfeifen, wenn sie am meisten Ursache haben, ernsthaft, oder traurig zu seyn: und jener wird gemeiniglich zu der Zeit, wo er am wenigsten Ursache hat, misvergnügt zu seyn, und wo er es auch in der That am wenigsten ist, dennoch am meisten vom Erhängen und Erschiessen reden. Noch zur Zeit bin ich ungewiß, wer von beiden der größte Narr ist: aber, ohne es weiter zu untersuchen, will ich mir beider Thorheit zu Nutze machen.

Vor mir sassen zween Kaufleute, welche, wie ich aus ihrem eifrigen Gespräche abnehmen konnte, sehr unzufrieden mit ihrer Obrigkeit waren. Sie eiferten heftig wider einige erhöhte Auflagen; sie seufzeten über den Verfall der Nahrung, über theure Zeiten, über Mangel des Silbergeldes, und über die grosse Verschwendung: denn, in ihrer Jugend ward ganz anders gewirthschaftet, und da konnte man doch einen Thaler Geld zurück legen.

Ich werde sie bey meiner Gedankensteuer gewiß nicht vergessen. Sie überlegen nicht, daß die Obrigkeit besser, als sie, einsehen muß, was zum Besten des Staats erfodert wird. Gemeiniglich eifert niemand so sehr, als der Kaufmann, über die erhöhten Auflagen, und er bedenkt nicht, daß man die Handlung vornehmlich um deßwillen in Aufnahme zu bringen sucht, damit der Staat Bürger habe, welche von ihrem Ueberflusse dasjenige abgeben können, was zu Beschützung des Landes, und zu Erhaltung der innerlichen Sicherheit unentbehrlich ist. Die Seufzer über den Verfall der Nahrung sind oft ungegründet, und gemeiniglich nur eine Folge ihres Geizes, und des Neides über die bessre Nahrung andrer Häuser. Ueber den Mangel des guten Geldes können sie nicht klagen, ohne zugleich ihren eigennützigen Wucher zu verdammen, der an diesem Mangel die meiste Schuld hat. Eben so ungerecht sind

ihre Klagen über die Verschwendung. In der That würde es sehr schlecht um die Handlung aussehen, wenn die Welt anfienge, sparsam zu seyn, und sich nur mit dem Nothdürftigen zu behelfen. Leute von dergleichen ungegründeten Vorurtheilen glauben immer die meiste Einsicht in Sachen zu haben, die den Staat und die Handlung angehen. Diese Thorheit giebt mir das Recht, sie zu meiner Gedankensteuer zu ziehen, wenn sie noch länger die Erlaubniß haben wollen, so patriotisch zu murren.

Beym Eingange des Verdecks saß ein junger Mensch, welcher, wie ich aus seiner Kleidung vermuthen konnte, sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Gleich sein Eintritt in das Schiff fiel mir in die Augen, weil er mehr gekrochen, als gegangen kam. Er setzte sich ganz schüchtern auf den ersten Platz, den er ledig fand, und schien die ganze Gesellschaft wegen seiner Gegenwart um Vergebung zu bitten. Nur selten schlug er die Augen auf; die übrige Zeit saß er so ängstlich und gebückt, wie ein Schüler, der sich vor den Streichen seines erzürnten Lehrers fürchtet. Eine Tugend, die zu sehr in die Augen fällt, ist mir allemal verdächtig gewesen: um deßwillen war es mir auch diese allzugroße Bescheidenheit. Destomehr gab ich auf ihn Acht. Ich fieng an, mich seinetwegen zu beruhigen, da ich die Unzufriedenheit merkte, die er über den abgeschmackten Witz des Weinhändlers äusserte. Beym Gesange der Verschwester war er die einzige Mannsperson, die mit einstimmte; dieß vergab ich seinem Stande. Er schien bey den Vorwürfen, die der Officier dieser Frau machte und bey der ungeschickten Vertheidigung der Heuchlerinn sehr empfindlich zu seyn, und beide zu misbilligen: mit einem Worte, ich fieng an, mich zu freuen, daß ich einen jungen Menschen sehen sollte, dessen Demuth, Bescheidenheit, und gute Sitten dem Amte, für das er bestimmt war, viel Ehre und Vortheile zu versprechen schienen. Bey der Unterredung mit dem jungen Richter hatte ich ihn aus dem Gesichte verloren; ich würde auch vielleicht

nicht

nicht weiter an ihn gedacht haben, wenn ich ihn nicht beym Aussteigen aus dem Schiffe in einem mehr entfernten Winkel mit einer unanständigen Vertraulichkeit neben einer jungen Frauensperson erblickt hätte, welche, wie mir der Schiffer sagte, für eine Tochter der alten Betschwester ausgegeben ward. Nun kannte ich den jungen Tartüffe. Da er mich in Ansehung seiner verstellten Sittsamkeit betrogen; so hatte ich Ursache zu fürchten, daß seine Bescheidenheit und Demuth eben so geheuchelt wären. Ich bedauerte diejenigen im voraus, welche künftig in einer genauern Verbindung mit ihm stehen sollen So kriechend und schüchtern er gegenwärtig zu seyn scheint: so unerträglich wird seine Eigenliebe, und sein geistlicher Hochmuth seyn, welcher desto gefährlicher ist, da er die Ehrenbezeugungen niemals für sich, sondern allemal für sein Amt fodert. Kann man wohl von ihm hoffen, daß seine Aufführung exemplarisch seyn wird? Anfänglich wird er sich alle Ausschweifungen verstatten, die er geniessen kann, ohne verrathen zu werden: endlich aber wird er mit weniger Vorsicht lasterhaft seyn, da ihn die Gewohnheit unverschämt und sicher macht. Ich will dafür sorgen, daß er nicht umsonst hochmüthig und lasterhaft sey. Er und seine ihm ähnlichen Collegen können die Erlaubniß, ehrwürdig zu heissen, nicht theuer genug bezahlen.

Auf ein Wort, nur auf ein einziges Wort, Herr Panssa, rief mir eine bekannte Stimme zu, da ich schon den einen Fuß aus dem Schiffe gesetzt hatte. Ich sahe mich um, und erblickte den alten Bürgermeister aus meinem Städtchen, welcher das gewöhnliche Unglück hat, zu reimen, und dabey zu glauben, daß er ein Poet sey.

Er war sehr erfreut mich zu sehen, da er mich hier am wenigsten vermuthet hatte. „Sehen sie, Herr Panssa: „Monumentum aere perennius! „und wies mir einen grossen Stoß gedruckter Glückwünsche auf den Geburtstag eines seiner Gönner in Maynz, wohin er itzo reiste, um sie ins Geld zu setzen. Er wollte sie mir vorlesen; allein ich

ſchützte meine Eilfertigkeit vor. Das half mir nichts; er verrat mir wirklich den Weg, und fieng an auszupacken. „Ich kann ihnen nicht helfen, ſagte er; das Carmen müſſen „ſie anhoren, wenn ſie mein Freund ſeyn wollen.„ Ich verdoppelte meine Vorſtellungen, ihm begreiflich zu machen, wie nothig es ſey, zu eilen; der Schiffer fluchte ihm etliche Donner in den Bart daß er das Schiff nicht aufhalten ſollte; ich verſuchte, ob ich mir den Weg mit einiger Gewalt frey machen könnte: aber alles vergebens.

Geprieſner Mäcenat! Jyt, da das Purpurliche
Dort aus Aurorens Schoos ; . ;

So fieng er wirklich ſchon an zu leſen. Ich drängte ihn auf die Seite, und floh; aber unglücklicher weiſe gleitete ich von dem Brete ins Waſſer, da ich nicht wahrgenommen hatte, daß er mich bey dem Rocke feſt hielt. O! ihr Götter! rief er. Aber der Schiffer reichte mir die Hand, und ich ſprang ans Ufer, ohne mich weiter umzuſehen; ſo erſchrecklich war mir der Gedanke, daß er mir mit ſeinem Bündel Verſe nachſetzen möchte. Aber er ſoll mir dieſe Angſt bezahlen: denn da er ein Dichter ſchon bey Jahren iſt, ſo habe ich das Recht, ihn bey meiner Gedankenſteuer doppelt anzuſetzen.

Ich habe durch dieſe kurze Reiſebeſchreibung eine Gelegenheit geſucht, meinen Leſern eine Probe zu geben, wie einträglich dieſe Gedankenſteuer ſeyn wird. Wir wollen einmal annehmen:

11 fl. der Weinhändler.
4 fl. die Betſchweſter.
7½ fl. der Officier.
7 fl. der junge Richter. Die andern will ich nur in einen ungefähren Anſchlag bringen.
6 fl. der Unzufriedne. Es iſt nicht zu viel, wenn man bedenkt, wie viel Mühe er ſich giebt, lächerlich zu ſeyn.
20 fl. die beiden murrenden Kaufleute.
3 fl der junge Tartüffe.
1 fl. der Gratulante. Der böſe Mann ſollte wohl mehr ge-

geben, da er mich mit seinen Versen ins Wasser gejagt hat; aber er muß Weib und Kind von seinem Witze ernähren, und ich weis, daß sein gepriesner Mäcenat sehr karg ist; darum dauert er mich. Alles dieses macht zusammen . . 58½ fl.

Nun bedenke man einmal: wenn eine so kleine Gesellschaft von neun Contribuenten, binnen einer Zeit von wenigen Stunden so viel beysteuern soll; was für unsägliche Summen wird es ein Jahr über in ganz Deutschland ausmachen? Ich bin vor Freuden ganz ausser mir, daß ich einen so glücklichen Einfall gehabt habe, diese Gedankensteuer in Vorschlag zu bringen. Wie viel tausend Miebürger, für die niemand bisher gesorgt hat, werde ich künftig von der Thorheit anderer ernähren können!

Hier könnte ich schliessen; aber ich muß noch auf einen Einwurf antworten: Ist es wohl iemals möglich, diese Gedankensteuer wirklich einzuführen, da es nicht möglich ist, die Gedanken anderer zu wissen, und da die Menschen gemeiniglich ihre Einbildungen, je lächerlicher sie sind, desto sorgfältiger zu verbergen wissen?

Vielleicht hätte ich gar nicht nöthig, mich auf diese Frage einzulassen. Ein Projectmacher entwirft den Plan; er macht weitläuftige Berechnungen von den grossen Einkünften, welche die Casse davon zu erwarten hat: mehr darf man von ihm nicht verlangen. Ob es eine Möglichkeit sey, diesen Plan einzuführen? das ist seine Sache nicht; dafür mögen andre sorgen: genug, sein Project steht richtig berechnet auf dem Papiere.

Aber ich bin meiner Sachen so gewiß, daß ich mehr antworten will, als man berechtigt ist, mich zu fragen.

Der obige Einwurf schickt sich nicht auf alle Fälle. Viele Handlungen der Menschen brauchen gar keine Erklärung. Viele Menschen sind nicht im Stande, oder geben sich doch keine Mühe, ihre Gedanken zu verbergen. Was soll ich von den Werken der Schriftsteller sagen? Sie lie-

gen am Tage, und mein Tarif ſoll ſo deutlich ſeyn, daß ein jeder Leſer die Taxe ſelbſt beyſetzen kann. Die Strafe des vierfachen Erſatzes wird meine Contribuenten noch mehr abhalten, ihre Gedanken zu läugnen. Aber ich glaube, daß ich nicht einmal nöthig haben werde, zu ſtrafen, da es für die Eitelkeit der Menſchen ſo vortheilhaft iſt, daß ſie für eine ſo geringe Beyſteuer ſich das Recht loſen komen, ungehindert, und ohne Widerſpruch Thoren zu ſeyn, und die Welt, ſie mag wollen, oder nicht, zum Beyfalle zu zwingen. Da es aber doch geſchehen kann, daß es Leute giebt, welche ſich verſtellen, und zu Bevortheilung meiner Gedankenſteuer, durch verſchiedne Umwege den Beyfall der Welt zu erſchleichen ſuchen; ſo habe ich ſchon Anſtalt gemacht, dieſen Contrebandierern Einhalt zu thun. Ich will nämlich Gedankenfiscale ſetzen. Das ſind Leute, die aus den Unterredungen mit andern, ſo gar aus ihren Mienen, aus ihrem Gange, aus ihrer Kleidung, die innerſten Bewegungen des Herzens entdecken ſollen. Für einen aufmerkſamen Zuſchauer, und für einen Menſchen, der die Welt kennt, iſt dieſes ſo ſchwer nicht, als vielleicht manche glauben. Und was will man dazu ſagen, wenn ich beweiſe, es ſey die angenehmſte Beſchäfftigung vieler Menſchen, wenn ſie, ob ſie gleich oft ſich ſelbſt nicht kennen, dennoch die kleinſten Handlungen, und die Gedanken andrer ſehr ſorgfältig ausſpähen, und, daß ſie ſolche entdeckt haben, mit vieler Zuverſicht behaupten? Durch eine vorſichtige Wahl der Perſonen, die ich zu Gedankenfiscalen beſtätigen will, werde ich mir die Sache noch leichter machen. Ich werde Leute darzu nehmen, welche neugierig und argwöhniſch ſind, welche in ihrem Hauſe wenig Geſchäffte, und alſo mehr Zeit haben, auf die Handlungen anderer Acht zu geben. Zwo Gattungen der Menſchen, werden mir hiezu am beſten dienen können: Frauenzimmer von einem gewiſſen Alter, die ſich in jüngern Jahren mit allen Fehlern ihres Geſchlechts bekannt gemacht haben, gegen welche ſie bey zunehmenden Jahren ganz unerbittlich ſind; und Gelehrte, welche der Welt ihre

re periodiſchen Betrachtungen über Staatsſachen mitheilen. Da dieſe mit ihren ſcharf urtheilenden Blicken bis in die geheimſten Cabinette der Prinzen dringen; ſo wird es ihnen nur ein Spiel ſeyn, die Gedanken ihrer Mitbürger zu entdecken.

Aber hiebey will ich es noch nicht bewenden laſſen. Ich will über die Geſchicklichkeit, die Gedanken anderer zu erforſchen, eine Abhandlung in ſyſtematiſcher Ordnung entwerfen, und öffentlich darüber leſen.

Der Plan zu dieſer Unterweiſung, die Gedanken andrer zu errathen, oder, daß ich mich, nach der Mode unſrer Zeit, etwas kunſtmäßiger und dunkler ausdrücke, der

Plan
zu dieſer
Noematokataſkopologie

iſt ungefähr folgender:

Erſtes Buch.

Capitel I. Vom Menſchen.

Cap. II. Von den Gedanken der Menſchen überhaupt.

Cap. III. Ob es Menſchen giebt, welche gar nicht denken? Dieſes Capitel wird etwas weitläuftig, aber auch von dem größten Nutzen ſeyn. Ich nehme mich darinnen beſonders der Frauenzimmer, welche man ſchöne Statuen nennet, verſchiedner witziger Schriftſteller, und endlich einiger un-

unſrer tiefſinnigſten Philoſophen mitleidig an, von welchen allen man bisher in der liebloſen Meynung geſtanden, daß ſie gar nicht dachten.

Cap. IV. Warum einige ihre Gedanken ſo ſorgfältig verbergen? Ich habe hier die Anmerkung ausgeführt, daß die meiſten Menſchen ſich mehr vor andern, als vor ſich, ſchämen.

Cap. V. Daß dieſe Gewohnheit, im Verborgnen zu denken, für die Eigenliebe des Menſchen ſehr bequem und vortheilhaft ſey.

Cap. VI. Von dem Schaden, den die menſchliche Geſellſchaft davon hat.

Der Menſch gewöhnt ſich dadurch an eine Eitelkeit, die hernach weder glimpfliche Vorſtellungen, noch bittre Demüthigung ausrotten können.

Er fängt an, andre zu verachten.

Er giebt ſich keine Mühe, die Vollkommenheiten wirklich zu erlangen, die er ſchon zu beſitzen glaubt.

Cap. VII. Wie nöthig es alſo ſey, die Menſchen in dieſen ſanften Träumen ſchmeichelhafter Eigenliebe zu ſtören.

Cap. VIII. Viele wichtige Einwürfe wider die Möglichkeit eines ſo rühmlichen Unternehmens.

Cap. IX. Der Autor geſteht aufrichtig, daß er nicht im Stande ſey, dieſe Einwürfe zu beantworten.

Cap. X. Der Autor erzählt eine merkwürdige Geſchichte, die ihn auf den Einfall gebracht hat, von den thörichten Einbildungen der Menſchen einigen Nutzen für das gemeine

meine Wesen zu ziehen, da er es fast unmöglich gefunden, sie auszurotten.

Cap. XI. Ein patriotischer Seufzer!

Zweytes Buch,

enthält den Tarif.

Drittes Buch.

Cap. I. Von den Mitteln, die geheimen Einbildungen der Menschen zu entdecken.

Cap. II. Von der Verrätherey der Augen überhaupt.

Cap. III. Vom Unterschiede zwischen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches mit Empfindung liebt, und es verbergen will; und zwischen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches nicht liebt, und nur coquettiret.

Cap. IV. Dreyßig Folgerungen daraus für meine Gedankensteuer.

Cap. V. Wie die Blicke eines bejahrten Frauenzimmers aussehen müssen, wenn man daraus schliessen soll, ob sie aus Hochmuth, oder aus Freundschaft, oder aus Wollust ihr Alter vergißt.

Cap. VI. Vom frommen Liebäugeln einer alten Betschwester.

Cap. VII. Vom Unterschiede ihrer Seufzer, welche sie über

über das Andenken der vergangnen Zeiten, oder welche sie über die itzige verderbte Zeit ausstoßt.

Cap. VIII. Von den verschiednen Arten des Lächelns.

Vom abgeschmackten Lächeln eines Stutzers.

Vom witzigen Lächeln eines Hofmannes.

Vom vornehmen Lächeln eines Pedanten.

Vom gefährlichen Lächeln eines Kunstrichters, bey Lesung einer fremden Schrift.

Vom nichts bedeutenden Lächeln eines Mäcenaten.

Vom unerträglichen Lächeln eines Ehrgeizigen, wenn er von seinen Fehlern redet.

Was es bedeutet, wenn ein Wuchrer lächelt.

Von verschiednen andern Arten des Lächelns, und was man daraus auf den Charakter der Person schliessen kann.

Cap. IX. Von den Mienen überhaupt. In diesem Capitel wird dasjenige nachgeholt, was in den vorigen Abschnitten nicht berühret werden können.

Von den wichtigen Mienen.

Von der zerstreueten Miene eines Menschen, der gar nichts zu denken, und nichts zu verrichten hat, und doch gern geschäftig aussehen möchte.

Geschichte von den drey Mienen: oder, Beurtheilung eines Menschen von schlechter Erziehung, und einem boshaftigen Herzen. Es ist darinnen eine genaue Abschilderung, wie seine kriechende Miene aussahe, da er sich durch Niederträchtigkeit in ein wichtiges Amt einzuschleichen suchte, von der trotzigen, und doch unruhigen, und tükkischen Miene, die seinen Hochmuth, seine liebloſe Undienstfertigkeit, und die Begierde andern zu schaden, verriethen, so lange er in diesem Amte war: und endlich von der ängstlichen, und scheuen Miene eines folternden Gewissens zu der Zeit, wo ihn seine Ungerechtigkeiten gestürzt, und ausser Stand gesetzt hatten, weiter zu schaden. Dieser Abschnitt ist besonders wegen der vielen historischen Noten erbaulich, die ich

zu

zu mehrerer Erklärung dieser lehrreichen Geschichte beygefügt habe.

Cap. X. Abhandlungen von den Hüten und Flohrkappen.

Ich habe die Anmerkung gemacht, daß man das menschliche Herz aus beiden besser entdecken kann, als man bisher geglaubt. Ich will nur zwo Proben davon anführen:

Ein trotzig in die Augen gedrückter Hut ist das Kennzeichen eines Feigherzigen.

Von der besondern Art, wie die Frauenspersonen in Westphalen sich sehr sorgfaltig in die Kappen verhüllen, wenn sie wünschen, bemerkt, und ohne Kappe gesehen zu werden.

Nota! Dieses Capitel ist ausser Westphalen nicht zu verstehen.

Cap. XI. Lehre von Schönpflästerchen. Der englische Zuschauer hat in seinen Tagen die glückliche Erfindung gemacht, wie man aus der Lage der Schönpflästerchen entdecken könne, welche von den Frauenspersonen in London zu den Whigs, und welche zu den Torys gehörten. Dieses hat mich auf unser deutsches Frauenzimmer aufmerksam gemacht, und ich glaube, das Geheimniß entdeckt zu haben, wie man aus der Lage und Menge der Schönpflästerchen bey den meisten ihre Gedanken und Einbildungen errathen könne. Dieses handle ich in gegenwärtigem Capitel ab, und bestätige einen jeden Satz durch eine Erfahrung. So habe ich zum Exempel die Geschichte eines Frauenzimmers erzählt, welches bey einer ziemlichen Schönheit eine sehr einfältige Miene machte. Weil sie aber doch ehrgeizig genug war, witzig zu heissen, so klebte sie einen halben Mond unter das linke Auge so gleich fanden ihre Anbeter daß ihre feine und schalkhafte Miene sie doppelt liebenswürdig machte. Zwey Schönpflasterchen über den Augenbraunen machen

ein

ein gebieterisches Ansehen. Meine selige Frau hatte die Gewohnheit, sich auf diese Art zu putzen, so oft sie über mich misvergnügt war; und alsdenn war es Zeit, ihr auszuweichen, oder sie ließ mich es gewiß empfinden, daß sie meine Frau war. Niemals bin ich in größrer Gefahr gewesen, als da es ihr einfiel, noch das dritte Schönpflästerchen über den Mund zu legen. Ein junger Mensch aus der Nachbarschaft, der sich viel Mühe um meine Freundschaft gab, verstand diese Sprache den Augenblick: aber ich merkte es noch bey Zeiten, und gieng alle Bedingungen ein, mich wieder mit ihr auszusöhnen, um Folgen vorzubeugen, die meiner Ehre empfindlich gewesen seyn würden. Vor dieser unglücklichen Constellation der Schönpflästerchen will ich alle Männer aufrichtig warnen. Ein Frauenzimmer, welches ein Schönpflästerchen über das linke, und das andere an den Winkel des rechten Auges klebt, ist, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, von ihrem scharfen und durchdringenden Verstande überzeugt. Ist sie schon verheirathet, so kann man gewiß glauben, daß sie ihren Mann übersieht; ist sie noch unverheirathet, so wird ihr Ekel so lange wählen, bis sie endlich die Verzweiflung nöthigt, sich dem ersten, dem besten Manne in die Arme zu werfen, um nicht gar ohne Mann zu sterben. Da sie ihren Verstand so sehr fühlt, so kann man wohl glauben, daß niemand mehr, als sie, beschäftigt ist, die Handlungen andrer Menschen zu richten. Ein Schönpflästerchen, welches nachläßig auf dem linken oder rechten Backen liegt, ist gemeiniglich die Losung, daß ein Frauenzimmer aufgeräumt genug sey, sich Schmeicheleyen vorsagen zu lassen. Es kömmt alsdenn nur auf die Geschicklichkeit der Mannspersonen an, daß sie diese guten Augenblicke sich zu Nutze zu machen wissen. Ich bin noch nicht mit mir einig, was die grossen Pflaster, die man seit ein paar Jahren an den linken Schlaf postirt, für einen Gemüthscharakter anzeigen wollen. Ich habe sie allemal für sehr gefährlich gehalten: aber mein Medicus lacht mich aus, und bildet sich ein, es besser zu verstehen. Ich will

diesen

diesen Punct bis zur zwoten Auflage gegenwärtiger Abhandlung ausgesetzt seyn lassen. Diese Zeit werde ich anwenden, auf alle Frauenzimmer Achtung zu geben, welche dergleichen Pflaster tragen. Ich will nicht eine von ihren Handlungen übersehen, und auf diese Art wird mich die Erfahrung lehren, was ich eigentlich von diesen schwarzen Meteoren halten soll. Zum Schlusse dieses Capitels habe ich zween Fälle angeführt, welche die Schönpflästerchen nothwendig machen, und wo man von ihnen nicht auf den Gemüthscharakter schliessen kann. Der erste Fall ist bey einem Frauenzimmer, welches noch nicht verheirathet ist, und, ihren Runzeln zum Trotz, auf Eroberungen ausgeht. Diese kann gar füglich mit fünf bis zum höchsten sechs Schönpflästerchen der sinkenden Schönheit zu Hülfe kommen, ohne daß man berechtigt ist, über diese dringende Nothwendigkeit nachtheilige Betrachtungen anzustellen. Der andre Fall ist, wenn ein Frauenzimmer für gut findet, eine kleine Unreinigkeit der Haut, die vielleicht kaum gemerkt wird, durch ein schwarzes Fleckchen, welches desto mehr in die Augen fällt, zu verbergen. Ich warne bey dieser Gelegenheit meine Gedankenfiscale, daß sie, bey dergleichen vorkommenden Fällen, sich ja nicht übereilen sollen. In einer besondern Note zeige ich, wie überflüßig es seyn würde, diese Lehre von Schönpflästerchen auch auf die Mannspersonen zu erstrecken. Alles was man davon sagen kann, kömmt auf diese drey Fälle an: Daß eine dergleichen Mannsperson sich dieses Mittels entweder auf Ordre des Barbiers bedient, und alsdenn braucht es keine weitere Entschuldigung; oder daß unter den Mannskleidern wirklich ein Frauenzimmer steckt, und alsdenn würde man die Ursache dieser Verkleidung untersuchen müssen; oder wofern eine wirkliche Mannsperson, ohne Noth, und wie man es nennt, nur zur Galanterie, sich dieses weiblichen Schmucks bedient, so kann man, ohne ihm Unrecht zu thun, alle Leute versichern, daß er ein Geck sey.

Cap. XII. Anmerkungen über die Unterkehle.

Cap. XIII. Dergleichen über den Bauch. Diese beiden Capitel gehören zusammen, und wird fast alles darinnen enthalten seyn, was man zu wissen nöthig hat, um die Einbildungen eines Mannes von Geschäften in allen Ständen zu entdecken. Dieses Capitel ist eines der weitläuftigsten; aber ich habe in Willens, etliche Seiten wegzustreichen, wo ich von der trotzigen Unterkehle, und dem strotzenden Bauche derjenigen handle, deren Amt befiehlt, Demuth zu predigen.

Cap. XIV. Der Finger über der Nase! Ich habe meine guten Ursachen gehabt, gegenwärtiges Capitel auf diese sonderbare Art zu überschreiben. Ich werde sehr gern sehen, wenn diejenigen, von denen es handelt, sich die Mühe gar nicht nehmen, es zu lesen: denn ich befürchte ausserdem, daß ich die Hälfte unsrer gelehrten Scribenten wider mich aufbringe. Ich zeige die Wege, wodurch man ihre Selbstliebe, und alle daraus fliessende unzählige Fehler unsrer Gelehrten entdecken kann. Ich handle aber nicht allein von der tiefsinnigen Miene, die sie machen, wenn sie den Finger über die Nase legen; sondern ich beschreibe auch zugleich alle ihre Bewegungen, ihren Gang, den äusserlichen Anzug, und dergleichen, aus welchem man die Leidenschaft eines Gelehrten errathen kann. Ich habe so gar Regeln gegeben, wie man aus einer jeden Miene und Bewegung eines Gelehrten so gleich sehen kann, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Es würde zu weitläuftig seyn, alles hier anzuführen, was ich vermöge meiner öftern Erfahrung, davon gesagt habe. Zur Probe will ich von den drey und funfzig Exempeln gegenwärtig nur etliche anführen.

Ein Mann, welcher mit einer vornehmen und viel bedeutenden Miene durch die Gassen geht, nur diejenigen grüßt, von welchen er glaubt, daß sie einen Einfluß in die

Re-

Regierung des Landes haben, diejenigen, die ihm grüssen, argwöhnisch, und aufmerksam ansieht, immer den Schubsack voll Zeitungen trägt, seinen Freunden den guten Morgen ins Ohr sagt; dieser Mann ist unfehlbar einer von den politischen Schriftstellern, welche an ihrem Pulte das Gleichgewicht von Europa halten.

Man wird sich nur selten betrügen, wenn man diejenigen für Sittenlehrer von Profession hält, welche bey einem sehr schmuzigen, und unordentlichen Anzuge in Gesellschaften am wenigsten gesittet sind.

Ein junger Mensch, welcher sich in derjenigen Gegend der Stadt immer geschäfftig sehen läßt, wo die meisten Buchläden sind, ist vermuthlich ein junger Scribent, der seine Kinder sucht.

Ich habe einen Mann gekannt, welcher tiefsinnig mit dem Kopfe wider die Bäume lief; und dieser Mann war ein grosser Mathematicus.

Die meiste Mühe hat mir ein gewisser Autor gemacht, dessen Gang so unordentlich, und abwechselnd war, daß ich lange Zeit nicht errathen konnte, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Endlich erfuhr ich, daß er ein Poet sey; und da ich nur einmal das wußte, so lernte ich ihn in kurzer Zeit so genau kennen, daß ich gleich beym ersten Anblicke errathen konnte, welche Arten der Gedichte er unter der Feder hatte. Schlich er traurig an den Häusern hin, wie ein Hofmann, welcher keinen Credit mehr hat; so schrieb er Elegien. Hüpfte er faselnd durch die Gassen, wie die Kinder thun, die auf Stecken reiten; schrieb er gewisse Tändeleyen, die er anakreontische Oden nannte. Wenn er einige Zeit sehr ernsthaft aussah, und alsdenn mit einem male überlaut lachte, und geschwind in ein Haus sprang; so machte er Sinngedichte, die er hinter der nächsten Hausthüre in seine Tafel schrieb. Spaziert er in denjenigen Stunden durch die Gassen, in welchen andre Leute zu Mittag essen, und grüßt er alsdenn diejenigen demüthig, die er wegen ihrer reichen Westen für Mäcenaten hält; so kann

man gewiß glauben, daß er, aus Mangel der Nahrung, auf eine poetiſche Zueignungsſchrift denkt. Kömmt er aus dem Weinhauſe getaumelt; ſo iſt das ein richtiger Beweis, daß ihm ſein Verleger auf die Fortſetzung ſeiner Schriften einige Gulden vorgeſchoſſen hat.

Ein Mann, der die rechte Fauſt geballt hält, an dem Daumen der linken Hand mit den Zähnen nagt, mit einer gerunzelten Stirne, und einem bittern Lachen jeden, die ihm begegnen, ſtarr ins Geſicht, mit weiten Schritten keuchend durch die Gaſſen läuft; dieſer Mann iſt ein beleidigter Kunſtrichter. Vorgeſehn!

Ein gelehrtes Frauenzimmer wird man ſo gleich aus der Dinte erkennen, die ſie immer ſorgfältig an den Finger, den rechten Backen, und die Manſchetten ſchmiert. Trägt ſie gar beſchmuzte Wäſche; ſo iſt ſie eine Poetinn, ich wette drauf!

Wegen der übrigen Exempel will ich meine Leſer auf den Plan ſelbſt verweiſen.

Cap. XV. Von den Schnupftabaksdoſen. Ein ſehr nüzliches Capitel. Ich habe nicht vergeſſen, die gewöhnlichſten Arten, die Doſe zu ſchütteln, zu klopfen, oder Tabak anzubieten, auf eine ſehr praktiſche Art durchzugehen. Für diejenigen iſt dieſes Capitel unentbehrlich, welche die Originale der Antichambre auserſehen wollen.

Cap. XVI. Von der Sprache der Fächer. Dieſes Capitel iſt in ſeiner Art ſo wichtig, wie das vorige.

Ein Frauenzimmer, welches den Anputz der Geſellſchaft kritiſirt, hat ſeine beſondere Art, mit dem Fächer zu ſpielen.

Noch anders ſind die Bewegungen des Fächers, wenn ein Frauenzimmer beleidigt iſt.

Wenn ein Frauenzimmer mit einer rauſchenden Geſchwindigkeit, die Stäbe ihres Fächers, bald auf, bald wieder zuſammen blättert, und dabey lächelnd auf ihre Hand, oder in den Spiegel ſieht: ſo iſt dieſes vermöge der

öftern

öftern Erfahrung ein Zeichen, daß ſie entweder gar nichts denkt, oder, welches faſt einerley iſt, nur an ſich denkt, oder daß ſie die Stunde mit einer zärtlichen Ungeduld erwartet, in welcher ſie eine Zuſammenkunft mit ihrem Seladon abgeredet hat.

Wenn ein Frauenzimmer auf dem Spatziergange einem ihrer ſeufzenden Sclaven begegnet und den Fächer auf die Erde fallen läßt; ſo muß dieſer ſehr neu, oder ſehr einfältig ſeyn, wenn er ſich einen ſo glücklichen Umſtand nicht zu Nutze zu machen weis. Sind noch mehrere in der Geſellſchaft, welche mit ihm zugleich ſeufzen, und um die Göttinn herumflattern; ſo iſt für ihn dieſer Fächer eine eben ſo deutliche Wahl, als das Tuch des Großſultans.

Das Frauenzimmer hat eine gewiſſe Art, mit dem Fächer zu ſchlagen. Wer die Sprache der Fächer ſo wohl verſteht, als ich mir ſchmeichle, ſie zu verſtehen, der weis, daß ein ſolcher Schlag, der ſich beſſer nachmachen, als beſchreiben läßt, ungefähr ſo viel ſagen will: „Gehn ſie, mein Herr, „ſie ſind gefährlich! Sie ſagen mir eine ſchalkhafte Zwey„deutigkeit, über die ich erröthen muß, weil wir nicht allein „ſind. Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn ſie ein „wenig verwegner ſeyn wollen. . . . . Wer ſollte ſo viel „Beredſamkeit in dem Schlage eines Fächers ſuchen?

Cap. XVII. Vom Gange. Hätte ich dieſes Capitel vor funfzig Jahren geſchrieben, ſo würde der Nutzen davon weit allgemeiner geweſen ſeyn, als er heut zu Tage iſt, da zwey Drittheile der Menſchen nicht mehr gehen, ſondern fahren oder ſich tragen laſſen. Inzwiſchen habe ich mich doch dieſes nicht abhalten laſſen, von den Entdeckungen, die man aus dem Gange eines Menſchen machen kann, ſehr ausführlich zu handeln, da es doch noch hier und da Gelegenheit giebt, diejenigen gehen zu ſehen, welche man ordentlicher Weiſe nur ſitzen ſieht; und da es oft geſchieht, daß viele in ihrem Alter zu Fuſſe gehen müſſen, denen in ihrer Jugend kein Wagen ſanft genug war.

Cap. XVIII. In dieſem Capitel werden noch alle übrige Stellungen und Bewegungen der Menſchen zuſammen genommen, aus denen man ihre Leidenſchaften entdecken kann. Es ſind deren eine gar zu groſſe Menge; ich will alſo, ohne mich länger dabey aufzuhalten, meine Leſer auf den Plan ſelbſt verweiſen.

Etwas muß ich noch erinnern, welches ich gleich im Eingange hätte ſagen ſollen. Ich habe alle Mienen und Bewegungen, deren in vorſtehenden Capitein gedacht worden iſt, in Kupfer ſtechen laſſen. Dieſes macht meine Abhandlung ungemein deutlich und beluſtigend. Vielleicht finden manche ihr Portrait darinnen: Aber in der That iſt es nur ein ungefährer Zufall, da ich gewiß glaube, daß unſer berühmter Art von Schwelingen, ein geſchickter Schüler des groſſen Hogarths, die wenigſten von ihnen kennt, und nur ſeiner Einbildung gefolgt iſt.

Cap. XIX. In dieſem letzten Capitel werden noch verſchiedne Mittel gezeigt, wodurch man die Gedanken der Menſchen auskundſchaften kann, wenn auch alle diejenigen nicht zureichend wären, von denen in vorherſtehenden Capitein gehandelt wird. Unter dieſe Mittel rechne ich auſſer dem Frauenzimmer, und dem Weine, beſonders dieſe zwey: Daß man der Eigenliebe desjenigen ſchmeichelt, deſſen Gedanken man erforſchen will; oder, welches noch ſchwerer iſt, daß man ihm widerſpricht.

Der Anhang von dieſem Plane betrift die Gedankenfiſcale ſelbſt, und die Einrichtung des Caſſenweſens.

Daß die

Begierde, Uebels von andern zu reden,

weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens,

sondern

von einer wahren Menschenliebe

herrühre.

Eine Abhandlung,

welche

den von der Koeniglichen Academie

zu

PAU in BEARN,

aufgesetzten Preis gewiß erhalten wird.

1754.

An die

H E R R E N

der

Koeniglichen Academie

zu

Pau in Bearn.

Meine Herren,

Ich finde in der Utrechter Zeitung, daſs Sie heuer den ordentlichen Preis für eine kurze Abhandlung in Proſa beſtimmet haben, in welcher unterſuchet werden ſoll: *Ob die Begierde, von andern Uebels zu reden, eben ſowohl von dem Stolze, als von der Bosheit des Herzens herkomme?* *

Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen zu erzaehlen, wie ich bey dieſer Aufgabe durch einen ſonderbaren Zufall aufmerkſam geworden bin. Dieſer iſt die Urſache gegenwaertiger Schrift; aber zugleich auch die Urſache, warum ich bewieſen habe: *Daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.*

In der That beweiſe ich alſo das, was Sie nicht wollen bewieſen haben. Aber ich hoffe, Sie, meine Herren, ſollen eben ſo grosmüthig ſeyn, als es die Academie zu Dijon war. Ja ich habe vielleicht mehr Urſache, auf den geſetzten Preis Anſpruch zu machen, als Monſieur Rouſſeau hatte, da ich eine Leidenſchaft vertheidige, die uns allen ſo natürlich iſt, und da ich einen Satz behaupte, der dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zur Ehre gereichen muſs; an ſtatt, daſs Monſieur Rouſſeau etwas zu beweiſen ſuchte, welches alle koenigliche Academien der ſchoenen Wiſſenſchaften und freyen Künſte um ihren Credit brin-

* In der Utrechter Zeitung Num. XXV. ao. 1754. L'Academie Royale des Sciences, et des beaux Arts établie a *Pau* dans le *Bearn* adjugera le Prix ordinaire de chaque année à un Ouvrage en Proſe, qui n'excédera pas une demie heure de lecture, et dont le ſujet ſera: *La médiſance, eſt-elle autant l'effet du Tempérament, que de la malignité?*

bringen mufste, wenn die Welt seinen Beweis für Ernst angenommen haette.

Aber ich glaube, dafs ich aufser diesem noch mehrere Verdienste habe. Sie verlangen ausdrücklich, dafs man zu Verlesung dieser Abhandlung nicht mehr, als eine halbe Stunde, Zeit nöthig habe. Ein schreckliches Gesetz für einen Deutschen! und dennoch habe ich es genau beobachtet. Ich machte einen Versuch damit, so bald ich fertig war; ich las es auf meinem Zimmer laut, und es war nicht voellig eine Minute über die gesezte Zeit, als ich zum Ende kam. Sie haben vergessen, zu sagen, ob man langsam, oder geschwind lesen soll? Ziemlich geschwind habe ich gelesen, das ist wahr; ohngefähr so geschwind, als ein junger Geistlicher seine Messe liest, wenn er weis, dafs eine artige Gesellschaft mit dem Essen auf ihn wartet. Diese Selbstverlaeugnung verdient, wie mich dünket, noch wohl eine billige Belohnung.

Ich habe ein Recht zu verlangen, dafs Sie, meine Herren, mich schadlos halten, da ich Gefahr laufe, bey meinen schreibenden Landesleuten alle Achtung zu verlieren. Diejenigen in meinem Vaterlande, die mich kennen, werden mir gewifs vorwerfen, dafs ich meine Aeltern noch in ihrer Gruft beschimpfe. Denn mein Grofsvater, ein orthodoxer Mann, schrieb Postillen in Quart: mein seliger Vater schrieb beynahe einen Centner geheime Nachrichten in Folio vom spanischen Successionskriege; und ich, meine Herren, ich, der ich nach dem ordentlichen Laufe der Natur wenigstens Opera omnia in Regal schreiben sollte, ich, fast schaeme ich mich vor mir selbst, ich schreibe ein Werkchen in Octav, und dieses nur in der Absicht, mich dem Preise zu nachern, den Sie ausbieten.

Die Unbilligkeit will ich Ihnen nicht zutrauen, dafs Sie mir den Preis um desswillen entziehen werden, weil ich ein Deutscher bin. Bey uns giebt man Ihren Landesleuten die Partheylichkeit Schuld, dafs sie behaupten, der

Rhein

Rhein beſtimme die unüberſteiglichen Gränzen des Witzes. Aus dem Erfolge werde ich ſehn, ob dieſer Vorwurf gegründet ſey. Ich will es nicht hoffen. Ihnen, meine Herren, traue ich die Einſicht zu, daſs ſie von der Erfindſamkeit der Deutſchen richtigere Begriffe haben werden. Deutſche waren es, die das Pulver, die America,* die die Buchdruckerkunſt, ja, wo ich mich nicht ganz irre, ſo gar auch Acroſticha und Chronodiſticha erfanden: und mit ihrer Erlaubniſs, meine Herren, ein Deutſcher iſt es, der die Ehre hat, die unerhoerte neue Wahrheit zu erfinden. Daſs die Begierde, von andern Uebels zu reden, nur aus einer edlen Menſchenliebe entſpringe.

Ich weis nicht, meine Herren, ob Sie in gegenwaertiger Ausarbeitung das Muehſame und Schwerfaellige wahrnehmen werden, welches ihre witzige Schriftſteller uns Deutſchen ſo gern Schuld geben. Ich ſollte es kaum meynen. So viel kann ich ihnen bey meiner Autorparole verſichern, daſs ich zu dieſer Abhandlung, nicht voellige zwoelf Stunden noethig gehabt habe. Wenigſtens hat mir mein Barbier, der ein Mann von Einſicht iſt, und den meiſten von der franzoeſiſchen Colonie den Bart putzt, die Schmeicheley geſagt: Meine Abhandlung ſey ſo leicht und flüchtig geſchrieben, daſs ſie wohl verdiene, von einem gebornen Franzoſen geſchrieben zu ſeyn.

Aber, wenn ich nun den Preis nicht erhalten ſollte? Der Gedanke iſt mir ſchrecklich! Ich weis nicht, was ich thun würde. Raechen würde ich mich gewiſs. Bey den meiſten unſrer deutſchen Hoefe wollte ich Ihre ganze Academie durch ſatiriſche Leberreime laecherlich machen: bey

* Man hat ſich, bey Gelegenheit dieſer Stelle, im *Journal Etranger* und zwar im *Novembre 1754.* viel Muehe gegeben, zu beweiſen, daſs die Erfindung der neuen Welt kein Werk für einen deutſchen Kopf ſey. Der Streit iſt mir gleichgultig: ich bin ſchon zufrieden, daſs man uns die Acroſticha und Chronodiſticha nicht ſtreitig gemacht hat, zu denen doch die Auslander vielleicht noch mehr Recht haben dürften, als wir Deutſche.

bey unſern Gelehrten wollte ich Sie durch Noten, Lesarten, und Anmerkungen in Verachtung bringen: aber Sie, meine Herren, erſchrecken Sie vor meiner Rache. Sie wollte ich mit dem erſten Folianten, den ich ſchreibe, heimſuchen, und Ihnen ſolchen zueignen, es müſsten denn, wie es beynahe das Anſehen gewinnen will, Ihre Gelehrte im kurzen auch Geſchmack an Folianten finden: alsdenn würde ich auf einen noch groeſſern Format, mich zu raechen, denken. Aber ich hoffe gewiſs, alle dieſe Sorge wird vergebens ſeyn.

Ich habe die Ehre, mit der demüthigſten Hochachtung eines Autors, der um den Preis buhlt, zu ſeyn

Meine Herren,

Ihr ergebener Diener.

N. S.

Den Augenblick faellt mir ein Zweifel ein, der mich auſserordentlich unruhig macht, und der alle meine groſſen Abſichten zerſtoeren kann. Vielleicht verſteht von Ihnen, meine Herren, kein einziger deutſch? und vielleicht haben Sie auch im ganzen Bearn niemanden, der es Ihnen verdollmetſchen kann? Ich ungluecklicher Autor! wie werden wir zuſammen kommen? Latein zu ſchreiben iſt in Deutſchland faſt gar nicht mehr mode, und in Frankreich iſt es ſchon lange nicht mehr mode geweſen, es zu verſtehen. Von Ihrer Sprache verſtehe ich zu wenig, als daſs ich es wagen moechte, in ſelbiger zu ſchreiben. Ich dürfte Ihnen wohl zumuthen, deutſch zu lernen, damit Sie meine Schrift leſen und verſtehen moechten: denn faſt in keinem Lande iſt ein Autor, der ſeine Schrift nicht für wichtig genug halten ſollte, den Auslaendern dergleichen anzumuthen: aber ich kenne die Herren Franzoſen ſchon. Sie glauben, daſs alle Deutſche reden, wie ihre Schweizer,

zer, und um deſswillen wollen ſie ihre Gurgel nicht dran wagen, deutſch zu lernen. Was ſoll ich thun? Denn oeconomiſch von der Sache zu urtheilen, muſs mir mehr dran liegen, daſs Sie mich verſtehen, als Ihnen dran liegen kann, meine Schrift zu leſen. Wiſſen Sie was? Damit Sie vor den gothiſchen Characteren meiner Sprache nicht erſchrecken: ſo will ich mich überwinden, die Abhandlung mit lateiniſchen Buchſtaben drucken zu laſſen. Sehn Sie, meine Herren, ich thue den erſten und wichtigſten Schritt: es iſt billig, daſs Sie den andern thun. Lernen Sie deutſch!

Beweis:

daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.

Es iſt gemeiniglich eine Folge unſrer hypochondriſchen Philoſophie, wenn wir diejenigen Handlungen der Menſchen, die wir ſelbſt zu begehen nicht im Stande, oder nicht geneigt ſind, dadurch verdaechtig zu machen ſuchen, daſs wir ihre Quellen vergiften, und ihnen einen thoerichten oder laſterhaften Urſprung andichten. Wir empfinden bey dergleichen Entdeckungen der Fehler anderer Menſchen eine gewiſſe ſchmeichelhafte Beruhigung, die der Theolog ein zufriednes Gewiſſen, der Philoſoph das innere Bewuſstſeyn eigner Vollkommenheiten, und ein Unpartheyiſcher einen menſchenfeindlichen Stolz nennet.

Es würde mir leicht ſeyn, dasjenige, was ich hier behaupte, weitlaeuftiger zu beweiſen: aber ich muſs befürchten, daſs ich eben dadurch den Vorwurf, den ich

andern

andern machen will, zuerſt verdiene. Ich würde vielleicht einen ſehr gelehrten Beweis führen, daſs der Theolog aus einem frommen Stolze verdamme, und der ſchlieſſende Philoſoph ſeinen eignen Hochmuth demonſtrire: aber was würde ich Ihnen, meine Herren, antworten koennen, wenn Sie mich fragten, ob ich dieſen gelehrten Beweis aus Demuth führte? Ob ich nicht in dem Augenblicke, da ich andere richte, über mich ſelbſt das Urtheil ſpraeche? Ob ich nicht dadurch doppelt ſtrafbar waere, da ich eben den Fehler, den ich an andern ſo mühſam tadelte, aus Hochmuth und Eigenliebe ſelbſt begienge? Ein Vorwurf, bey dem nur ein Moraliſt nicht erroethen darf!

Ich erſuche Sie alſo, meine Herren, daſs Sie dasjenige, was ich hier geſagt habe, für nichts anders, als für eine gelehrte Aufgabe, und für eine von denen problematiſchen Wahrheiten anſehen, welche eben ſo leicht nicht ſeyn koennen, als ſie ſind. Wenigſtens wünſche ich dieſes.

Da ich mich überwunden habe dieſe Ehrenerklaerung zu thun: ſo werde ich es wagen dürfen, oeffentlich zu geſtehen, daſs ich bey mir ſelbſt überzeugt bin, daſs alle Handlungen der Menſchen, auch diejenigen unter ihnen, die den Sittenrichtern am meiſten verdaechtig ſind, aus einer guten Quelle, und, wenn ich meinen Gegnern ja noch was einraeumen ſoll, aus guten, doch übelverſtandnen Abſichten herkommen.

Wie viel Ehre macht dieſe patriotiſche Entdeckung dem ganzen menſchlichen Geſchlechte! Wie tugendhaft werden die Menſchen, wie ſehr werden ſie wenigſtens zu entſchuldigen ſeyn! In dieſem Augenblicke ſchenke ich meinen Mitbürgern eine unendliche Menge rechtſchaffner Maenner, die ſie bisher entweder für Thoren oder für Boeſewichter hielten. Die Laſter fliehen, die Welt wird tugendhaft! Die Welt, über welche der Fromme ſeufzet,

zet, und die der Weise verachtet: diese mache ich itzt dem Frommen und dem Weisen zur besten Welt.

Da ich gegenwaertig die rolle eines Autors übernommen habe; so ist man schuldig, mir einen gewissen Hochmuts zu verzeihen, der den Autoren, und vornemlich jungen Autoren so wohl anstieht. Ich glaube, dass ich itzt an meinem Pulte, in einer Minute, eben die Thaten ruhig verrichte, welche zu verrichten Hercules so viel Jahre lang den groessten Theil der Welt durchirren musste. Er reinigte die Welt von Ungeheuern; die Fabel sagt es; ist der Dienst, den ich der Welt leiste, weniger wichtig? Aber ich glaube auch, dass man die Fabel ganz unrecht versteht, haette Hercules wirklich gethan, was die Poeten von ihm erzaehlen; so würde er mehr ein gewaltthaetiger Raeuber, oder wenigstens mehr ein Don Qvixote des Alterthums, als ein Held gewesen seyn. Eine Heerde Ochsen zu plündern, und einen Stall auszumisten; verdient dieses, vergoettert zu werden? Die Weisheit der Fabel hat unter diesen Erzaehlungen etwas viel wichtigers verborgen. Hercules war ein Weltweiser, der seine Schüler lehrte: dass die Handlungen der Menschen im Grunde tugendhaft, und, wenigstens durch die guten Absichten zu entschuldigen sind. Dieser Satz fand allgemeinen Beyfall. Nun war niemand mehr lasterhaft. Vom aeussersten Ende Hesperiens bis an den Ganges sahe man nichts als menschenfreundliche Mitbürger, als tugendhafte Handlungen, als Vertraulichkeit, als Nachbarn, die einander entschuldigten. Bittern Hass, Verkaetzerungen, denn auch die Priester des Saturnus verketzerten schon, ungerechte Laesterungen; alle diese Ungeheuer des menschlichen Geschlechts rottete der Philosoph aus. Dieses waren die vergoetterten Thaten, die Hercules, der Weltweise, verrichtete, ohne vielleicht jemals aus seinem Vaterlande zu kommen. Das kriegerische Alterthum machte daraus einen bewaffneten Held, mühsame Abentheuer, Hydren, und, was das billigste war, ihn endlich zum Gott.

So weit geht mein Ehrgeiz nicht. Die Schriftſteller haben das alte Recht, ſich ſelbſt zu vergoettern: aber auch dieſem Rechte entſage ich. Ich werde mich für voellig belohnt halten, wenn Sie, meine Herren, meiner neuen Wahrheit Ihren Beyfall nicht entziehen, und wenn mein geſelliges Beyſpiel andre aufmuntert, die Handlungen ihrer Mitbürger als billig und gerecht zu vertheidigen, oder, wo ſie das nicht thun dürfen, ſie doch zu entſchuldigen. Wie ſehr wird dieſes der Menſchheit zur Ehre gereichen! Wie beneidenswerth würde dieſe gluckliche Verwandlung unſern Vorfahren ſcheinen, wenn ſie zurück kommen, und die Vollkommenheiten ihrer tugendhaften Kinder ſehn ſollten! Sie würden keine *Geizige* mehr finden, ſondern nur Patrioten, welche mitten unter ihren geſammelten Schaetzen liebreich verhungern, um ihren Kindern, oder welches noch eine ſtaerkere Groſsmuth beweiſt, ganz Fremden, die ſie vielleicht nicht einmal kennen, Reichthümer zu hinterlaſſen, daſs ſie ſolche in Vergnügen und Ueberflus zerſtreuen koennen. Der Mann, den ſie einen *ungerechten Richter* hieſsen, iſt dieſes nicht mehr, ſondern ein theuer erkauftes Werkzeug der Gerechtigkeit: welche durch ihn den ſtreitenden Partheyen ihre feindſelige Thorheit koſtbar machen will, um ſie zu einem friedfertigen Betragen zu zwingen, und welche zugleich durch die ungeſchickten Ausſprüche dieſes Richters den Stolz der Geſetzgeber demüthiget, deren wohlüberlegte, und weitausſehende Vorſicht oft durch ein geringes Geſchenk vereitelt wird. Dieſe mürriſchen Alten würden keine Urſach weiter haben, die Jugend vor dem Umgange mit *Frauenzimmern* zu warnen, deren Auffuhrung ihnen *verdaechtig* ſchiene. Sie würden oeffentlich geſtehen müſſen, denn innerlich waren ſie es ohnedem ſchon überzeugt, daſs dieſe reizenden Geſchoepſe nichts thun, als die Natur predigen: daſs ſie nur der Jugend Gelegenheit verſchaffen, die angeborne Empfindung ihres Frühlings zu genieſsen, daſs ſie für das Vaterland ſich ſelbſt aufopfern,

opfern, um die Mannspersonen von gefaehrlichern Ausschweifungen zurückzuziehen: dass sie in trunkner Wollust sehr geschwind leben, da sie wohl wissen, wie flüchtig diese Wollust sey. Sollten wohl unsre Alten noch so hart seyn, unsre Alten, deren Herz immer auch zaertlich war, sollten sie so hart seyn, und die freundschaftliche Wollust dieser kleinen dienstfertigen Geschoepfe mit dem beleidigenden Namen einer verführerischen Ausschweifung belegen?

Hier habe ich drey Proben gegeben, welche, wie ich hoffe, die Wahrheit meines Satzes deutlich genug unterstützen werden.

Der kurze Raum einer halben Stunde, den mir die Gesetze der Academie verstatten, erlaubt mir nicht, weitlaeuftiger zu seyn: ich würde es ausserdem mit Vergnügen und gewiss nicht ohne Nutzen seyn, wenn ich durch noch mehrere Beyspiele zeigte, dass die Handlungen der Menschen, welche unsrer mürrischen Ernsthaftigkeit oft so verdaechtig sind, immer noch eine gute Seite haben, von welcher man sie der Welt zeigen kann, woferne man billig seyn will. Für itzo mag dieses genug seyn, mein Vorhaben zu rechtfertigen, da ich beweisen will: *dass die Begierde Uebels von andern zu reden, weder aus Hochmuth, und aus Bosheit des Herzens, sondern aus einer wahren Menschenliebe herrühre.* Dieses zu beweisen, und von jenem den Ungrund zu zeigen, brauche ich weiter nichts, als Sie, meine Herren, von dem grossen Einflusse zu überführen, den diese Begierde, Uebels zu reden, in das Beste des gemeinen Wesens, und in die Glückseligkeit eines jeden einzelnen Mitbürgers hat! Ein Beweis, welchen man sich von demjenigen gewiss mit Erfolge versprechen kann, der Muth und Menschenliebe genug hat, den Geizigen zum Patrioten, den ungerechten Richter zum nützlichen Mitgliede des Staats, und Frauenzimmer von einem schlüpfrigen Character zu Prieflerinnen der Natur zu machen.

Ich verzeihe es den angeerbten Vorurtheilen unserer Welt, welche von dieser Begierde, Boeses zu reden, sich die fürchterlichsten Begriffe macht. Unsre Ammen, die uns Gespenster bereden, machen uns auch vor dieser Begierde zu fürchten: und in dem Augenblicke, da sie dieses thun, reden sie immer von ihren Nachbarinnen am meisten Boeses. Ein Beweis, dass die Triebe der Natur, denn eben darunter gehoeren die Triebe, Boeses zu reden, sich niemals ganz unterdrücken lassen!

Unsre deutsche Sprache, so reich sie ist, ist doch zu arm, diese Pflicht, Boeses zu reden, mit einem anstaendigen, wenigstens gelinden, Worte auszudrücken. Schmaehen, Lastern, Verunglimpfen, Splitterrichten, Verlaemmden etc. dieses sind etwan die gemeinsten Ausdrücke, die man braucht, wenn man von dieser grossen Pflicht, Boeses zu reden, sich erklaeren will. Lauter verhasste Namen! Aber ich halte dieses mehr für einen Fehler der Grammatik, als des Herzens. Wir sind von der Nothwendigkeit dieser Pflicht allzuwohl überzeugt, als dass wir im Ernste so verhasste Begriffe damit verknüpfen sollten. Unsre Aufführung widerspricht diesem am meisten. Denn zum Ruhme meiner Deutschen muss ich hier bekennen, dass wir in der Kunst Boeses zu reden, es beynahe unsern Nachbarn gleich thun. Der Aberglaube der Maler hat diese mütterlichen Vorurtheile noch mehr geschaerket. Diese Herren sind nicht allemal gewohnt, ihre Gemaelde den Originalen gemaess einzurichten. Sie schmeicheln den Leidenschaften der Menschen, oder copiren denen nach, die vor ihnen gemalt haben. Und daher koemmt es, dass sie alle Prinzen weise und grossmüthig, alle Richter ehrwürdig ernsthaft, alle Braeute mit einer reizenden Unschuld, alle Geistliche fromm und heilig, alle Teufel mit Hoernern und Schwaenzen, und die Begierde, Boeses zu reden, mit Schlangen und spitzigen Zungen malen. Lauter Fehler wider die Wahrscheinlichkeit.

Und

Und würden wir wohl im Stande seyn, dergleichen übereilte Fehler zu begehen, wenn wir bedenken wollten, dafs die Begierde Uebels zu reden nichts anders sey, als ein von der Natur uns vernünftigen Geschoepfen eingepflanzter Trieb, die wirklichen, oder auch die eingebildeten Fehler einzelner Menschen, und wohl ganzer Gesellschaften und Voelker, gemeiniglich auf eine lustige, oft auch crafthafte Weise, andern bekannt zu machen, um sich und andre dadurch zu ergoetzen, denen, die dergleichen Fehler wirklich haben, einen Abscheu davor beyzubringen, andre, die sie nicht haben, davor zu warnen, einen ieden aber gegen sich und andre aufmerksam, einen ieden tugendhaft, oder doch vorsichtig, mit einem Worte: die ganze Welt zu guten Mitbürgern zu machen!

Ich empfinde in mir selbst einen heiligen Schauer, wenn ich an die grofse Pflicht, Uebels von andern zu reden, gedenke. Ein patriotisches Mitleiden empfinde ich, wenn ich die unglückliche Blindheit derer erwaege, welche diese grofse Pflicht nicht allein selbst nicht beobachten, sondern auch andern davor einen Abscheu beyzubringen suchen. Ein Werk der Natur, ein Werk, das sie nur vernünftigen Wesen vorzüglich gegoennet hat, dieses wollten wir den Menschen entreifsen? So hofsen wir ihn herab zu den nicht denkenden Geschoepfen, die die weise Natur dieses Vorzugs unwürdig gehalten hat; so reifsen wir die vornehmste Stutze über den Haufen, auf welcher das Vergnügen, die Sitten, und das Wohl der Menschen sich gründen.

Ich hoffe, aus wahrer Menschenliebe hoffe ich es gewifs, dafs diese unerwarteten, und doch unumstoefslichen Wahrheiten bey Ihnen, meine Herren, einen besondern Eindruck machen werden. Noch scheinen sie zweifelhaft. Uberwinden Sie sich! Nehmen Sie eine Wahrheit an, deren Gewalt Sie fuhlen. Ein weiser schaemt sich niemahls, seine Vorurtheile zu erkennen.

Gestehn Sie es nur, meine Herren: Sie empfinden nunmehr das Unrecht, das Sie der ganzen menschlichen Gesellschaft angethan, da Sie den Trieb von andern Uebels zu reden, in einem eitlen Hochmuthe, und in der Bosheit des menschlichen Herzens gesucht haben? Aber ich will Ihnen aufrichtig gestehen, was ich zu Ihrer Rechtfertigung von Ihnen glaube. Waren Sie vielleicht schon von der Wahrheit meines Satzes überzeugt? Wollten Sie etwan eine so neue Meynung noch nicht oeffentlich wagen? Vermuthlich war es nur Ihre Absicht, den witzigen Koepfen unvermerkt Gelegenheit zu geben, von der ganzen Welt Uebels zu reden, da sie eine Handlung, die allen vernunftigen Geschoepfen so eigen ist, von Hochmuthe und der Bosheit des Herzens ableiten sollten. Wie glucklich wissen Sie, meine Herren, den Menschen, auch wider Willen, auf seine Pflicht zurückzuführen! Ich bewundre diese Vorsicht, und sehe auch unter dieser angenommenen Masque den rechtschaffnen Patrioten.

Nunmehr, da ich Ihre wahre Absicht entdeckt habe, kann ich mit Ihnen schon ein wenig vertrauter reden, und ich habe weniger Ursache, dasjenige muhsam zu erlaeutern, was ich bereits oben gründlich erwiesen habe. Was ich also hievon noch sagen werde, das sage ich nur in der Absicht, mich gegen Sie deutlicher zu erklaeren, nicht aber in der Meynung, Ihnen eine Wahrheit begreiflich zu machen, von der Sie lange vorher uberzeugt waren, noch ehe Sie mir die Gelegenheit wiesen, ihr selbst nachzudenken.

Diese neue Vertraulichkeit, die ich mit Ihnen itzo gestiftet habe, verbindet mich, Ihnen aufrichtig zu bekennen, was die Zweifel, die ich hier ausfuhre, bey mir zuerst veranlasst habe. Ich las in der Utrechter Zeitung die Stelle von Ihrer Aufgabe, mit eben der gleichgültigen Unachtsamkeit, mit der ich die Nachricht von den Actien der ostindischen Compagnie lese. In dem Augenblicke

kam

kam meiner Frau Bruder ins Zimmer gestolpert, stürzte auf mich los, umarmte mich, fluchte fein Cadedis, und fragte mich mit gebrochenem Deutsche: wo hat der Donner deine Frau? Glauben Sie vielleicht, dafs dieser Mensch aus dem Tollhause entsprungen sey? Unwahrscheinlich ist es nicht. Allein, mit Ihrer Erlaubnifs, es war ein junger Deutscher, der den Augenblick aus Paris kam, wo er sich sechs Wochen aufgehalten hatte. Meine Frau empfieng ihn schwesterlich, aber das Erste, was er ihr sagte, waren ein paar Unflatereyen, wegen ihrer Schwangerschaft. In diesem Tone fuhr er fort, und rühmte seine Ausschweifungen, die er in Paris begangen, und die er auch wohl nicht begangen hatte. Alle verdächtige Häuser zählte er in einer so richtigen Ordnung her, wie Homer die Schiffe der Griechen. Wir erfuhren die schändlichsten Krankheiten, die er gehabt haben wollte, und von wem er sie bekommen, wenigstens eine Marquisinn mufste diese seyn. Er vertraute uns, in welchen zweydeutigen Umständen sein entkräfteter Körper noch izt sey. Dieses alles sagte er uns mit einer fafelnden Lebhaftigkeit, die man nur von einem Rasenden erwarten kann.

Meine Frau, welche sich nicht schämt, eine vernünftige Christinn zu seyn, schlug die Hände zusammen. Bist du es denn, Bruder, sagte sie, hast du denn vor Gott und vor Menschen keine Scheu? Du deutsche Bestie! war seine Antwort; Schwester, du weifst nicht, was Leben ist! komm mit nach Paris! Ihr Deutschen lebt hier so ordentlich und gesund, wie das liebe Vieh, und daher kommt es, dafs ihr auch so denkt. Mit deiner Gottesfurcht! Die Religion eines ehrlichen Mannes, die lafse ich noch gelten, das andere ist alles Quakerey, hol mich der Teufel Quakerey! Eure Pfaffen machen euch zu Narren. In Paris haben wir ein Sprüchwort - - - - - Meine Frau hielt ihm den Mund zu, und liefs ihn nicht wei-

ter reden. Er ſchwieg endlich; aber das muſsten wir ihm erlauben, daſs er uns zwey Gaſſenlieder vorheulte, eines wider den Koenig, und das andre wider die Beichtzeddel.

Was halten Sie, meine Herren, von dieſem deutſchen Franzoſen? und von ſeiner Begierde, Boeſes zu reden, von welchem gewiſs die Haelfte erdichtet war? Das meiſte Boeſe redete er von ſich ſelbſt; ſollte er das aus Hochmuth, oder aus Bosheit des Herzens gethan haben? Wie wenig wahrſcheinlich iſt dieſes: Aus Hochmuth konnte es nicht ſeyn; denn alles, was er erzaehlte, war zu ſeiner Schande. Aus Bosheit gegen ſich ſelbſt konnte es noch viel weniger ſeyn; denn das Zeugniſs kann ich ihm geben, daſs er nichts in der Welt ſo ſehr liebt, als ſeine kleine Perſon. Alſo muſste wohl noch eine andre Urſache übrig ſeyn, die ihn bewegte Boeſes von ſich und von ſeinen Freunden zu reden. Noch zweifelhafter machten mich die Gaſſenlieder, die er uns ſang. Wenn das Volk in Paris ſchaendliche Lieder von dem ſingt, der ihnen ihr *Liebſter* iſt; und darüber ſpottet, wovor es nieder kniet; ſollte es dieſes wohl aus Hochmuth oder aus Bosheit thun? Das war mir unwahrſcheinlich. Ich dachte weiter nach, und endlich war ich ſo gluecklich, dieſe neue Entdeckung zu machen, daſs die Begierde, Boeſes zu reden, aus einer ganz andern Quelle abzuleiten ſey.

Wenn ich beweiſen will, daſs dieſe Begierde, Boeſes zu reden, lediglich aus einer wahren Menſchenliebe herruehrt; ſo habe ich nicht noethig, etwas weiter zu thun, als daſs ich den unentbehrlichen Nutzen zeige, den ſie in der menſchlichen Geſellſchaft hat. Und beynahe iſt auch dieſes überflüſsig, da der gemeinſte Mann ſolches aus der taeglichen Erfahrung lernt. Ich will alſo weiter nichts thun, als meine Leſer an diejenige Empfindung erinnern, die Sie gehabt haben, ohne vielleicht aufmerkſam

sam dabey gewesen zu seyn, weil sie Ihnen gar zu gewoehnlich war.

Das Band der bürgerlichen Gesellschaft, worauf sich die ganze Republik gründet, ist das Vergnügen, welches die Innwohner einer Stadt in dem Umgange mit einander empfinden. Der Satz ist klar, und wer daran noch zweifelt, der stelle sich eine Stadt vor, wo alle Thüren verschlossen bleiben, wo die Fenster verhangen sind, wo niemand auch nicht den Nachbar kennt, und wo derjenige, welcher nicht vermeiden kann auszugehn, doch nur im Finstern ausgeht, um nicht gesehn, und von niemanden angeredt zu werden. Diese traurige Stadt stelle er sich vor. Würde *Pean*, würde *Leipzig* anders seyn, wenn seine Bürger nicht mit Vergnügen einer des andern Gesellschaft suchte? Und würden sie dieses Vergnügen geniessen, wenn sie nicht eben dadurch Gelegenheit fanden, Uebels von andern zu reden? Nur dieser Unterscheid ist dabey, dass eine jede Gesellschaft ihre eigne Art hat, Boeses zu reden.

Der Greis seufzt über die schlimmen Zeiten: die Jugend über den Eigensinn und Geiz des Greises. Ehrwürdige alte Jungfern reden Boeses von den flatterhaften Maedchen, die schon gern sündigen, und doch nur achtzehn Jahr alt sind; und diese lachen über die fromme Buhlerey der alten Heiligen. Die Bürger reden Boeses von den Pressungen und der Partheylichkeit des Magistrats; und dieser noch mehr Boeses von dem Ungehorsame und müssigen Leben des Bürgers. Der Narr redet Boeses von der Religion, und der Ketzermacher zankt sich mit dem Teufel. Der junge Marquis ist nie witziger und muthwilliger, als wenn er etwas Boeses von einem Philosophen erzachlen kann, und der Philosoph untersucht, ob dieser Muthwille aus Hochmuth, oder aus Bosheit herrühre. Mit einem Worte: die ganze Stadt redet Uebels, und die ganze Stadt eilt mit Vergnügen in die Gesellschaf-

ſchaften, wo ſie es reden kann. Man nehme ihnen die Gelegenheit Boeſes zu reden, ſo nimmt man der Welt ihre Sonne.

Diejenigen, welche die unglückliche Leidenſchaft des Spielens zu Sclaven gemacht hat, wiſsen ſich immer damit zu entſchuldigen, dafs man alsdann, wenn geſpielt wird, nicht Zeit habe, Uebels von andern zu reden. Welche Thorheit! Einen Fehler damit entſchuldigen, dafs man eine Tugend unterlaeſst! Aber ich will mir dieſe Art der Entſchuldigung zu Nutze machen. Die Begierde, und die Gelegenheit Boeſes zu reden, iſt ein bewaehrtes Mittel, unzaehlige Thorheiten zu vermeiden. Zu der Zeit, wenn die Geſellſchaft Boeſes redet, entfernt ſie ſich von der Seuche zu ſpielen, und ein muehſam verdientes Vermoegen durch einen unglücklichen Augenblick unter aengſtlicher Hoffnung zu zerſtreuen. Der Richter verſaeumt, ungerecht zu ſeyn, wenn er Boeſes von andern redet. Der Advocat merkt es nicht, dafs zween Nachbarn in vertraulicher Einigkeit leben, und laeſst ihnen daher dieſes Glück ungeſtoert. Der Arzt, wenn er Uebels von andern ſpricht, vergiſst ſein Amt, und die Menſchen bleiben leben!

Die erſte Regel, die uns der Moraliſt einpraegt, iſt dieſe, dafs man alle Muehe anwenden ſoll, ſich und die Welt kennen zu lernen. Iſt wohl eine bequemere Art dieſes zu lernen, als wenn man die Geſellſchaften fleiſsig beſucht, wo am meiſten Boeſes geredet wird? Man waehle ſich nur zwo der beſten, und die beſten ſind dieſe, wo eine Betſchweſter oder ein Müſsiggaenger das groſse Wort fuhren: ſo lernt man die ganze Stadt kennen, und auch dieſe beiden Geſellſchaften lerne man kennen, weil gewiſs keine die andere ſchonen wird. *Philen* iſt mildthaetig. Er ernaehrt mit ſeinem eignen Brodte die Kinder einer Wittwe, welche der Mann in aeuſserſter Armuth hinterlies, weil er zu ehrlich war. Philen hat wohl Urſache

mild-

mildthaetig zu ſeyn. Denn drey von dieſen Kindern ſind
ſein. *Herkommann* iſt ein Gerechtigkeit liebender Advocat, welcher ſich ein Vergnügen daraus macht, Wittwen und Waiſen beyzuſtehen. Im Ernſt? Warum nicht; denn Herkommann iſt ein Erbſchleicher. Aber *Suſſen*, der Patriot, wird doch ohne Tadel ſeyn? Suſſen, welcher mit Thraenen die Noth der Unterthanen ſieht, und der Regierung flucht? Suſſen, iſt ein Misvergnügter, den der Hof beleidigt hat, weil er ihm das Amt nicht geben wollte, das er ſuchte, um die Unterthanen ſelbſt zu drücken. Wie lehrreich iſt die Schule derer, die von andern Boeſes reden! Ohne dieſe Geſellſchaft würde ich niemals Gelegenheit gehabt haben, den Philen, den Herkommann, den Suſſen kennen zu lernen.

Aber werde ich auch Gelegenheit haben, mich ſelbſt kennen zu lernen? - - Warum nicht? mein Herr. Sind ſie allein ſo tugendhaft, oder ſo ehrwürdig, daſs man von ihnen allein nichts Boeſes reden wird? Ich moechte es ihnen wohl im Vertrauen entdecken, was man von ihnen ſagt, aber verdrieſslich müſſen ſie nicht werden. Man ſpottet über ihre pedantiſche Mühe, die ſie ſich machen, andre kennen zu lernen. Der gute Menſch glaubt, er ſey weiſe genug, die Fehler anderer zu entdecken; bey der klugen und geſetzten Miene, die er ſich giebt, iſt es nur der Geiz und der Hochmuth, der ihn abhaelt, laſterhaft zu ſeyn. In Geſellſchaft redet er wenig, damit man glauben ſoll, er ſey im Stande, ſehr vernünftig zu reden, wenn er ſich nur entſchlieſsen wollte zu reden. Sein Anzug iſt reinlich und ohne Pracht; aber er hat keinen Credit. Wenn er von der Religion mit Ehrfurcht ſpricht, ſo geſchieht es, um diejenigen in der Stadt auf ſeine Seite zu ziehen, deren Zorn am gefaehrlichſten iſt. Ungeachtet er unverheirathet iſt, ſo wird er doch niemals anders, als mit einer gewiſſen Ehrfurcht, vom weiblichen Geſchlechte reden: aber, wollen ſie etwan ſeinen

Roman wiſſen? In zwo Minuten will ich . . . Verzeihen ſie, mein Herr; warum ſehen ſie ſo wütend aus? Sie verſtehn mich unrecht. Ich hatte gar nicht in Willens, ſie zu beleidigen. Nur aus Freundſchaft gab ich mir die Mühe, ihnen das Boeſe wieder zu erzaehlen, das man in allen Geſellſchaften von ihnen ſpricht. Sie ſollten das Glück haben, ſich kennen zu lernen, und nur in dieſer Abſicht redete ich ſo viel Uebels von ihnen.

Und wenn die Begierde Boeſes zu reden weiter gar keinen Nutzen haette, als dieſen, daſs ſie uns gegen andere und gegen uns ſelbſt aufmerkſam und vorſichtig macht; ſo verdiente ſie ſchon, auch dieſes einzigen Nutzens wegen, alle Hochachtung. So gar diejenigen, die am meiſten eigenſinnig und von dem Vorurtheile nicht abzubringen ſind, daſs die Begierde Boeſes zu reden ein Laſter ſey; auch dieſe würden ſie wenigſtens für ein ganz unentbehrliches Laſter halten, wenn ſie dieſen Nutzen gelaſſen überdenken wollten. Die Dieberey, ob ſie ſchon ihren eignen Gott hatte, war dennoch auch bey denen ein Laſter, die dieſen Gott anbeteten; und gleichwohl fanden die Lacedaemonier einen ſo groſsen Nutzen darinnen, daſs ihre Jugend ſchlechterdings eine Geſchicklichkeit im Stehlen erlängen muſste, wenn man ihr nicht den Vorwurf machen ſollte, daſs ſie künftig ein ſehr unnützes Midglied des Staats ſeyn würde. O, machten doch dieſe Worte einen Eindruck in die Herzen unſrer Aeltern! O, koennten ſie ſich doch entſchlieſsen ihre Kinder, die ihnen die Natur anvertraut hat, in Zeiten an die wichtige Kunſt, Uebels zu reden, zu gewoehnen! Zu ihrer eignen Ehre, zum Nutzen des Vaterlandes, und vornehmlich zum Nutzen ihrer Kinder würde es gereichen, wenn ſie dadurch vorſichtig gegen ſich ſelbſt, und gegen andre gewoehnt würden. Dieſer Theil der Erziehung iſt vornehmlich ein Werk der Mütter. Von ihren Haenden wird es das Vaterland fodern. Die Natur verlangt es ſelbſt.

ſelbſt. Sollte wohl die Natur, die nichts umſonſt thut, den Müttern die Triebe, Boeſes von andern zu reden, umſonſt ſo verſchwenderiſch mitgetheilt haben?

Es giebt wenige Fehler, die der menſchlichen Geſellſchaft ſo beſchwerlich ſind, als der Hochmuth. Der Hochmüthige ſelbſt leidet dabey; aber derjenige noch mehr, der ſeinen Umgang nicht vermeiden kann. Der Theolog und der Philoſoph, arbeiten gemeinſchaftlich daran, das Herz des Menſchen demüthig zu machen. Jener beweiſst es ihm aus Staub und Erde, und dieſer noch gründlicher daraus, daſs unmoeglich ein Ding zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn koenne. Für beide Beweiſe habe ich alle die Ehrfurcht, die ein unphiloſophiſcher Laye für alle Theologen und Philoſophen haben muſs; und dem unerachtet bin ich verſtockt genug zu glauben, daſs man einen Hochmüthigen dadurch, daſs man Uebels von ihm ſpricht, in einer viertheil Stunde weit zahmer und menſchlicher machen kann, als durch eine lange traurige Predigt, und eine Reihe von finſtern Schlüſſen.

Ehe ich ſchlieſse, werde ich Gelegenheit haben, hievon noch einmal zu reden. Bis dahin verſpare ich es, weitlaeuftiger zu ſeyn.

Ich übergehe zugleich noch eine unzaehlige Menge andrer Vortheile, welche ein jeder Menſch für ſich, und das ganze gemeine Weſen überhaupt dadurch erlangt, wenn einer von dem andern Uebels ſpricht. Da das Vergnügen, welches wir dabey empfinden, ſo groſs iſt, ſo iſt wohl nichts geſchickter, uns in den traurigen Stunden unſers Lebens aufzuheitern. Wir vergeſſen unſre eigne Thorheit, da wir uns mit der Thorheit andrer beluſtigen. Durch eine beſtaendige Uebung, Boeſes von andern zu reden, machen wir den Witz lebhaft. Kann wohl bey unſern Zeiten etwas wichtiger ſeyn, als dieſes, da ein lebhafter Witz mehr gilt, als ein ſcharfer Verſtand?

Auch

Auch diejenigen werde ich auf meiner Seite haben, die den Werth einer Sache finantzmaefsig beurtheilen. Wie grofs iſt der Einfluſs, den die Begierde, Uebels von andern zu ſchreiben, und dieſes zu leſen, in Handel und Wandel hat. Holland iſt nie reicher geweſen, als eben zu der Zeit, da alle Preſſen beſchaefftigt waren, über die Schwachheiten eines alten Koenigs zu ſpotten, deſſen Jugend ihm ſo ſchrecklich geweſen war. Holland zog durch dieſe Schatzung die Reichthümer ganzer Laender an ſich, und gab aus dafur ſeinen Witz. Peter Marteau in Coeln, den die witzige Welt auch alsdenn noch nennen wird, wenn ſeine Schriftſteller laengſt vergeſſen ſind, der ward reich, und wodurch anders, als durch die Begierde der Welt, Boeſes zu reden?

Sollte wohl, meine Herren, noch iemand an der Wahrheit meines behaupteten Satzes zweifeln, daſs dieſe Begierde, Boeſes von andern zu reden, einen unendlichen Einfluſs in die Glückſeligkeit eines ganzen Staates habe? Und müſſen Sie nunmehr nicht geſtehen, daſs eine Handlung, welche der Grund der menſchlichen Geſellſchaft iſt, welche das Vergnügen über alle Familien ausbreitet, welche uns Gelegenheit ſchafft, andre und uns ſelbſt kennen zu lernen, welche uns aufmerkſam und vorſichtig macht, welche den Stolz des menſchlichen Herzens ſo ſehr demüthigt, welche macht, daſs wir das Bittre dieſes kümmerlichen Lebens vergeſſen, welche ganze Laender bereichert, und die Seele eines Staats belebt, müſſen Sie nicht geſtehn, ſage ich, daſs eine ſolche Handlung keinen geringern Urſprung, als die Menſchenliebe, haben kann, und daſs derjenige wohl verdient, als ein wahrer Patriot verehrt zu werden, der ſich angelegen ſeyn laeſst, dieſe Handlung allgemein zu machen?

Ich erſuche Sie, meine Herren, noch um eine kleine Aufmerkſamkeit, und bitte mir die Erlaubniſs aus, gelehrt zu ſeyn. Ich habe mir dieſe ganze Zeit über Ge-

walt

walt angethan, mit meiner Gelehrſamkeit an mich zu halten: laenger iſt es mir nicht moeglich. Ich ſtoſſe zu viel aus. Ich muſs mich ſchlechterdings meiner Belefenheit entſchütten, oder ich erlange den Preis gewiſs nicht, den ich von Ihrer Academie erwarte. Ich will Ihnen die Wahrheit meines Satzes aus dem Alterthume unterſtützen. Mit einem Worte, ich muſs allegiren, denn ich bin ein Gelehrter. Ich werde Ihre Gedult nicht misbrauchen, darauf koennen Sie ſich verlaſſen.

Die Goetter würden ohne den Momus *a)* einen ſehr unvollkommenen Himmel gehabt haben. Es war jemand unter ihnen noethig, vor deſſen Begierde Boeſes zu reden, ſie ſich ſcheuen muſsten. Ihr Umgang würde endlich zu ſchlaefrig geworden ſeyn; ſie würden zu wenig auf ſich ſelbſt Acht gegeben haben.

Dieſes ſahe Julian *b)* wohl ein. Damit es an der Tafel ſeiner Goetter nicht zu traurig ſeyn moechte, ſetzte er den Silen an die Seite des Bacchus; denn ohne ihn würde auch Bacchus, der Gott der Freuden, ſchlaefrig gewefen ſeyn. Silen muſste von den Goettern und von den Kaiſern Uebels reden, und die Goetter vergnügten ſich dabey *c)*. Wollen wir Menſchen über eine Sache eifern, die Jupiter ſich ſelbſt gefallen laeſst? Wollen wir ein Vergnügen von uns verbannen, ohne welches auch die Goetter nicht aufgeraeumt ſeyn koennen?

Die

a) Momus, *μωμος*, Deus reprehenſor Heſiodo, in Theogonia. Was ich ſonſt noch hievon haette ſagen können, das findet der geneigte Leſer in Baſilii Fabri Sorani Theſauro eruditionis ſcholaſticae.

b) Vid ΙΟΥΛΙΑΝΟΥ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ Καισαρες.

c) Παιζων εν τῳ των Θεων συνδειπνῳ καθημενος ὁ Σιληνος, ἐρωτικως ἐχων δοκων μοι τα Διονυσα καλα και νεα, και τῳ πατρι τῳ Διι παραπλησια, πλησιον αὐλα, τρεφειν τε ὡς και παιδαγωγος καθειτο, τατ' ἀλλα φιλοπαιγμονα και φιλογελωτα και χαριζομενῳ ὀντα τοις Θεοις ευφραινων, και δη και τῳ σκωπτειν τα πολλα, και γελωιαζειν.

Die Fabel vom Prometheus *d)* hat man bisher ganz unrecht verstanden. Sie sagt, er habe Menschen geschaffen. Koennen wir dieses nach den Worten nehmen, da wir wissen, dass Menschen waren, ehe Jupiter und Prometheus geboren wurden? Die Begierde Boeses zu reden, war damals nur ein Vorzug der Goetter. Prometheus lernte es unter ihnen, und brachte dieses Geheimniss unter die Menschen. Dadurch machte er sie gesellschaftlich, vorsichtig, witzig, mit einem Worte, er machte sie menschlich. Dieses, und nichts anders, war das Feuer, das er vom Himmel entwandte, und wodurch er die kalten und schlaefrigen Menschen belebte. Durch dieses Feuer, durch diesen vom Himmel entwandten Trieb, Boeses zu reden, schuf er die Menschen, die vorher nur Creaturen waren, zu vernünftigen Creaturen, und machte sie den Goettern aehnlich *e)*. Jupiter ward eifersüchtig darüber. Sonst hatte er nur Ursache gehabt, sich vor den zusammengesetzten Kraeften der rebellirenden Menschen zu scheuen; nun ward ihm auch ihr Witz furchtbar. Für diese Verraetherey sollte Prometheus büssen. Dass er die Menschen glücklich und witzig gemacht, dass er die Begierde Boeses zu reden, dieses Feuer vom Himmel entwandt, das durfte Zevs nicht bestrafen: seine misgünstige Eifersucht würde zu merklich gewesen seyn: man suchte also, so lange man konnte, einen scheinbaren Vorwand zur Ungerechtigkeit. Er hatte dem

d) Prometheus Iapeti, vnius ex Titantibus et Climenes Filius. Fabula nota ex Hesiodo et Metamorphosi Ovidii. Wie viel koennte ich hier abschreiben, wenn ich wollte.

e) *Lucian*, im Gespraeche: *Prometheus* oder Caucasus. *Ἐγω δε - - ἐννοησας ὡς ἀμεινον ἀη ὀλιγον ὁσον τα πηλα λαβοντας ζωα τινα συστησασθαι και ἀναπλασαι* (das muss alles figürlich verstanden werden:) *τας μορφας μεν ἡμιν αὐτοις προσεοικοτα - - Ταυτ' ἐστι ἁ μεγαλα ἐγω τας Θεας ἠδικηκα.*

dem Jupiter Knochen für Fleisch vorgelegt *f*) dafür sollte er büſsen. Man fühlte gleichwohl, daſs diese Ursache laecherlich war: er hatte also Menschen geschaffen, boshafte Geschoepfe, und besonders Frauenzimmer *g*). Aber würde Jupiter Gelegenheit gehabt haben, sich bald in einen Stier, bald in einen Schwan zu verwandeln, wenn Prometheus dieses grausame Verbrechen nicht begangen haette *h*)? Prometheus blieb immer unschuldig: man muſste also das wahre Verbrechen nennen. Er hatte das Feuer vom Himmel gestohlen, und es den Menschen mitgetheilt *i*). Ohne sich nunmehr weiter entschuldigen zu dürfen,

f) Lucian hat im nur angeführten Gespraeche alle Klagen zusammengenommen, wenn er den Mercur mit dem Prometheus diese Unterredung halten laeſst: ΠΡΟΜΗΘ. Ω Κρονε, και Ἰαπετε, και συ, Γη μητερ, ὁια πεπονθα ὁ κακοδαιμων, ὀυδεν δεινον εἰργασμενος; ἙΡΜ. Ὀυδεν δεινον εἰργασω, ὠ Προμηθευ, ὁς πρωτα μεν την νομην των κρεων ἐγχειρισθεις, ὁυτως ἀδικον ἐποιησω και ἀπατηλην, ὡς ἀυτῳ μεν τα καλλιστα ὑπεξελεσθαι, τον Δια δε παραλογισασθαι, ὀστα καλυψας ἀργετι δημῳ; - - ἐπλασα δε τας ἀνθρωπας ἀνεπλασας, πανεργοτατα ζωα, και μαλιστα γε τας γυναικας. Ἐπι πασι δε το τιμιωτατον κτημα των Θεων (Diese Worte sind wohl zu merken) το πυρ κλεψας, και τετο ἐδωκας τοις ἀνθρωποις. Τοσαυτα δεινα εἰργασμενος, φῃς, μηδεν ἀδικησας δεδεσθαι; λ. τ. λ.

g) In dem darauf folgenden Gespraeche des Lucians, zwischen dem Prometheus und dem Jupiter, findet dieser das groeſste Verbrechen darinnen, und sagt dem Prometheus, er habe noch viel schwerere Fesseln und schwerere Strafe verdient: ὀυδ' ἀν τοιαυθ' ἡμιν ζωα τας ἀνθρωπας ἐπλασας - - και τας γυναικας ἐδημιεργησας.

h) Ich bleibe beym Lucian, weil ich ihn einmal vor mir liegen habe. Prometheus sagt: ὁ δε μαλιστα με πνιγει, τετ' ἐστιν· ὡς μεμφομενοι την ἀνθρωποποιιαν, και μαλιστα τας γυναικας, ὁμως ἐρατε αὐτων, και ὀ διαλειπετε κατιοντες, ἀρτι μεν ταυροι, ἀρτι δε σατυροι και κυκνοι γενομενοι θεες ἐξ αὐτων ποιεισθαι ἀξιουντες.

i) Vulcan war darüber am meisten empfindlich. Seine Verbitterung wider den Prometheus gieng so weit, daſs er nicht

dürfen, (denn ein Prinz, der Unrecht hat, laesst sich zum drittenmale nicht widersprechen) ward er aus dem Himmel gestossen, und vor den Augen der beneidenswürdigen Menschen, seiner Geschoepfe, an den Caucasus geschmiedet *k*). Koennen Sie es verantworten, meine Herren, wenn Sie ein Geschenk des Prometheus verdaechtig machen wollen, welches die Goetter nur für sich allein zu besitzen wünschten, welches sie den Sterblichen misgoennten, und worüber der grosmüthige Prometheus zum Maertyrer werden muste?

Bey den weisen und vernünftigen Griechen war die Kunst, Uebels zu reden, ein Theil des oeffentlichen Gottesdienstes. Maenner und Weiber stunden bey den Eleusinischen Festen zu beiden Seiten der Brücke, und sagten denen, die in Procession über diese Brücke giengen, die bittersten Vorwürfe *l*). Gleiche Freiheit hatte das Volk bey den Ithyphallischen Festen *m*). Den Ephesiern war zu

nicht einmal sein Richter, sondern sein Anklaeger seyn wollte. Μα Δι', heisst es: ἀλλα κατηγορειν ἀντι δικαζειν, ὅτι με ἴδοις, ἐς το πυρ ὑφελομενος ψυχραν μοι την κρεανομιαν ἀπολελοιπας. Kann man dieses wohl nach dem todten Buchstaben verstehn, ohne etwas ungereimtes zu denken.

k) Dieses sagt der Anfang des lucianischen Gespraechs. Ich koennte ihn auch abschreiben. - - Eheu! jam satis est! Gelehrt genug sehn meine Noten aus, so gelehrt, dass, so Gott will, sie niemand lesen wird. Aber ich lese sie selbsten: und ein wahrer Gelehrter schreibt allemahl mehr für sich, als für andere.

l) Vid. Meursius Attic. Lect. V. 31. Graecia feriata p. 73. Eleusin. 27. Casaubonus ad Strabon. p. 400. Suidas in Γεφυριζων et Αχαια, et ibi Kuster. Kuster ad Aristoph. Acharn: v. 709. Bochart Geogr. Sacr. S. II. L. 1. c. 21. Valckenner. Animadu. ad Ammonium p. 209. Hesychius v. Γεφυρισται et ibi Alberti. Wie gelehrt muss der Mann seyn, der so viel Titel von Büchern weis! werden meine Leser von mir denken, wenn sie billig sind.

m) - - - Sed truncum forte dolatum,
Arboris antiquae numen, venerare Ithyphalli. Columell

zu dergleichen feyerlichem Muthwillen ein Tag im Januar heilig Das traurige Beyſpiel des Timotheus hatte Sie, meine Herren, wohl abſchrecken ſollen, wider dergleichen Freyheit zu eifern *n*).

Auch bey den Roemern hatte die Gewohnheit Boſſes zu reden, einen heiligen Urſprung *o*). Man ſuchte die erzürnten Goetter durch Spiele zu verſoehnen, welche der Grund zu den Feſcenniniſchen Bitterkeiten und vielen feyerlichen Gelegenheiten waren, von andern Uebels zu reden. Caeſar, welcher Gallien und Germanien zitternd gemacht hatte, war bey dem oeffentlichen Einzuge eine Spoetterey ſeiner eignen Soldaten. Seinen Stolz zu demüthigen, ſeine Fehler ihm mitten unter dieſem ſchmeichelnden Pompe erinnerlich zu machen, ihm zu zeigen, daſs er noch ein Menſch ſey, dieſen Zweck zu erlangen, ſangen ſie bey ſeinem Triumphwagen oeffentlich: er ſey ein kahler Ehebrecher *p*). Ein ſchrecklicher Vorwurf für

n) Epheſii die 22. Ianuarii celebrabant feſtum καταγωγια dictum, quo licebat honeſtos quosque viros et foeminas verbis et factis vexare et insultare. Quod cum Timotheus, ad quem Paulus epiſtolam ſcripſit, tollere vellet, trucidatus a plebe fuit. Conf. du Cange Gloſſ. Graec. ſub Καταγωγια.

o) Liv. l. VII. c. 2. etc. Et hoc et inſequenti anno peſtilentia fuit. - - quum vis morbi ne humanis conſiliis nec ope divina levaretur, victis ſuperſtitione animis ludi quoque ſcenici - - inter alia coelestis irae placamina inſtituti dicuntur - ludiones ex Etruria acciti - imirari deinde eos iuventus ſimul incondita inter ſe iocularia fundentes verſibus coepere - Iuventus hiſtrionibus fabularum actu relicto, ipſa inter ſe more antiquo ridicula intexta verſibus iactitare coepit. etc.

p) Sueton, in Caeſ c. 51 Ne provincialibus quidem matrimoniis abſtinuiſſe vel hoc diſtichо apparet, jactato aeque a militibus per Gallicum triumphum

Urbani ſervate vxores, moechum calvum adducimus.

für einen Kaiser, der sich über keine von seinen Handlungen, aber über seinen kahlen Kopf untroestlich, schaemte *q*)!

Wünschen Sie es nicht, meine Herren, dass ich anfange, von den Saturnalien zu predigen *r*). Sie würden erschrecklich viel Gelehrsamkeit auszustehen haben. Ich würde von dem Jupiter, da er noch als ein Kind den Zaehnen seines Vaters entfloh *s*), anfangen, und beym Davus des Horaz aufhoeren, und vielleicht auch da noch nicht aufhoeren *t*).

Alle

Aurum in Gallia effutuisti (ein vornehmer Trost für unsre junge Deutsche, die nach Paris reisen) heic sumsisti mutuum;

Im 49 Cap. sagt Sueton: Gallico denique triumpho milites eius inter caetera carmina, qualia currum prosequentes joculariter canunt, etiam vulgatissimum illud pronunciaverunt:

Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem, etc.

q) Caluitii deformitatem iniquissime tulit, saepe obtrectatorum jocis obnoxiam expertus. Ideoque et deficientem capillum reuocare a vertice assueuerat, et ex omnibus decretis sibi a senatu populoque honoribus, non aliud aut recepit aut vsurpauit libentius, quam jus laureae perpetuo gestandae. Suet in Caes. c. 45.

Dieses war auch einer von den bittersten Vorwürfen des Silens, da er vom Caesar sagte: Και γαρ, ὡς ὁρας, ἐστι μεγας και καλος, ἐμοι γεν, ὡ και μηδεν ἀλλο, τα γεν περι την κεφαλην ἐστι προσομοιος. S. Jul. Caes.

r) V. Macrobium, Athenaeum, und alle Gelehrte, die diese beide geplündert haben.

s) Πιωτον δε φασι Ῥεαν ἡσθεισαν τῃ τεχνῃ - - και ὁ τα μετρια ἀνατο της τεχνης αυτων. ὁι γαρ περιορχουμενοι, διεσωσαντο αὐτῃ τον Δια, ὡστε και σωστρα εἰκοτως ἀν ὁ Ξευς ὀφειλειν ὁμολογοιη αὐτοις ἐκφυγων δια την αὐτων ὀρχησιν τους πατρωους ὀδοντας. S. den Lucian vom Tanzen.

t) Horat. Sat. 7. L. II.

Alle dieſe gelehrten Nachrichten, die ich hier angeführt, und die ich aus Mitleiden gegen Sie auch nicht angeführt habe, erlaeutern meinen Satz, daſs die Erlaubniſs von andern Boeſes zu reden, vornehmlich auch dieſe Abſicht gehabt, diejenigen in einem gewiſſen Grade der Demuth zu erhalten, welche das Glück, oder ihre Tapferkeit u), oder ihre Weisheit weit über andere Menſchen zu erheben ſchienen. Wie heilig x) ſollten uns diejenigen Mittel ſeyn, welche die Menſchen ſo tugendhaft machen!

Weil man nur von griechiſchen und lateiniſchen Sachen gelehrt reden kann; ſo will ich mich bey dem nicht aufhalten, was ich zum Beweiſe meines Satzes aus den folgenden und neuern Zeiten anführen koennte. Ich finde darinnen unzaehlige Exempel.

Der Koenig der Britten wird von den witzigen Koepfen, und Bootsknechten in London alle Tage darin erinnert, daſs er ein Menſch ſey. Nirgends iſt ſeine Majeſtaet kleiner, als auf der Themſe.

War bey Ihnen, in Frankreich, das berühmte Narrenfeſt etwas anders, als eine Schule der Demuth für die Geiſtlichen Ihres Landes? Sie war ein wenig ausſchweifend, und beynahe raſend, ich kann es nicht laugnen; aber eben dieſe Raſerey hatte einen myſtiſchen Verſtand, den Herr Tillot nicht wahrnehmen wollte, weil er gar zu vorſichtig war y).

Ich

u) . . . . . et ſibi conſul
Ne placeat, curru ſervus portetur eodem

Wer von meinen Leſern nicht begreifen kann, wie dieſe Stelle hier herkommt, der bedenke nur, daſs ich den Juvenal noch nicht angeführt hatte.

x) Der berühmte Rabbi Ben-Maimon in ſeinem סֵפֶר הַמִּצְוֹת ſagt hievon nicht ein Wort.

y) Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de la Fête des Fous

Ich wundre mich, dafs die Engellaender, und auch Ihre Landesleute, uns Deutſchen die Hofnarren vorwerfen z), welche bey uns ſo einen groſsen Theil der fürſtlichen Beluſtigungen, und dieſes mit Recht, ausmachen. Sie lachen darinnen einen Beweis eines unausgearbeiteten Geſchmacks; ich aber ſehe ſie an, als einen Beweis der deutſchen Freyheit, die uns billig ſo ſehr am Herzen liegt, und die wir, beſonders gegen Sie, meine Herren, nicht eiferſüchtig genug vertheidigen koennen. Ich koennte zum Ruhm unſrer autoriſirten Narren ſehr vieles ſagen: aber das iſt ſchon Ruhm genug, dafs ſie den Beyfall unſrer Fürſten mit Lachen erlangen, um welchen ſich ſo viele Hofleute Zeitlebens aengſtlich und koſtbar, und oft wohl umſonſt bemühen. Es iſt wahr: die Scherze dieſer Narren ſind immer niedrig: aber wie vortheilhaft iſt dieſes für den Witz mancher Hofleute, die auch ſcherzen! Werfen Sie uns nicht vor, dafs ihr Anzug etwas barbariſches und gothiſches an ſich habe. Bey uns gehen die Narren buntſchaeckig und reden albern. In Frankreich gehen ſie ſchwarz, und plappern die witzige Sprache eines jungen Abbe. In Engelland hüllen ſie ſich in einen Frack, und murren polniſch: mit einem Worte, jedes Land hat ſeine Narren, nur gefallen ſie es nicht in allen Laendern. Alle dieſe Vorzüge unſrer deutſchen Hofnarren, und noch hundert andere, übergehe ich mit Stillſchweigen, und will nur dieſes erinnern, dafs ſie wegen ihrer privilegirten Freyheit, Uebels zu reden, einem Hofſtaate ganz unentbehrlich zu ſeyn ſcheinen. Der Hofmann muſs ſich ſcheuen, Thorheiten zu begehen, um ihnen oeffentlichen Vorwurf zu vermeiden; und der Prinz lernt durch dieſes Mittel ſeine Hofleute kennen, die ſich ſonſt ſo wohl vor ihm zu verſtellen wiſſen. Mit einem Worte;

qui ſe faiſoit autrefois dans pluſieurs egliſes, par Mr. du Tolliot.

z) Von hundert Stelle will ich nur das XVII. Stück im I. Theile des engliſchen Zuſchauers anführen.

Worte; derjenige weiſe Spruch: *wenn man die Wahrheit nirgends ſuchte, ſo muſs man ſie doch bey den Prinzen finden!* Dieſer weiſe Spruch, den man ſo oft hoert, und doch ſo oft nicht verſteht, redet nur von unſern deutſchen Hofnarren!

Welches alles zu erweiſen war!

Vielleicht haben Sie, meine Herren, in Willens, mir noch einige Einwuerfe wider den bisher behaupteten Satz von der edlen Quelle der Begierde Boeſes zu reden, und wider den allgemeinen Nutzen zu machen, den dieſe Begierde über die ganze menſchliche Geſellſchaft ausbreitet. Sie wollen etwan ſagen: ich hatte einen deutlichern Unterſchied feſt ſetzen ſollen, zwiſchen der nothwendigen Verbindlichkeit, andern ihre Fehler liebreich vorzuhalten, und zwiſchen der boshaften Neigung, die Uebereilungen anderer auszubreiten, oder gar denen, die unſchuldig ſind, Fehler anzudichten; ich hatte das Heilige einer vernünftigen und beſſernden Satire mit dem niedertraechtigen Splitterrichten, und den Pasquillen des Poebels nicht vermengen ſollen; es ſey eine Tugend offenherzig zu ſeyn, es ſey eine wichtige Kunſt, dieſe Offenherzigkeit durch einen muntern und lebhaften Scherz angenehm, und zugleich die bitterſten Wahrheiten ertraeglich zu machen; aber eben dieſe Kunſt ſey mendlich weit von derjenigen Bosheit unterſchieden, welche man mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer niedertraechtigen Verunglimpfung belegen koenne; dieſe ſey ein Grund zu ewigen Verbitterungen zwiſchen denen, die ſonſt die beſten Freunde waren; niemand ſey empfindlicher, wenn Boeſes von ihm geredet werde, als derjenige, der es von andern am meiſten rede, und dieſer verdiene es doch am meiſten; ein Menſch, der in den Geſellſchaften herumſchleiche, Unſchuldige zu laſtern, ſey weit gefaehrlicher, als jener, der uns den verborgenen

Dolch in die Bruſt ſtoeſst; die abſcheulichſten Verbrechen - - -

Gut, meine Herren! ich verſtehe alles, was Sie ſagen wollen! Ich koennte Sie widerlegen; aber ich ſehe an meiner Uhr, dass ich ſchon eine Minute laenger geredet habe, als es die Geſetze der Academie erlauben. Ich wuerde noch eine halbe Stunde Zeit noethig haben, Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen; aber darüber wuerde ich den aufgeſetzten Preis verlieren. Glauben Sie denn, dass ein Philoſoph um deſswillen ſchreibt, damit er Wahrheiten ausfindig mache? Er ſchreibt, um bezahlt zu werden: und ich, meine Herren, ich bin ein Philoſoph!

Realregiſter.

Vorbericht des Verlegers.

Ich habe, wie es bey uns immer gewoehnlich iſt, vorſtehende Schrift von einer unbekannten Hand zugeſendet bekommen. Der Verfaſſer bittet mit einer wahren Autordemuth, daſs ich mich entſchlieſſen moechte, ſie zum Drucke zu befoerdern: er thut dieſes auf eine ſo verbindliche Art, daſs ich unmoeglich ſo hart ſeyn koennen, ihm ſein Bitten abzuſchlagen. Inzwiſchen befürchte ich, wenn ich es aufrichtig geſtehen ſoll, daſs ich dabey ſchwerlich auf meine Koſten kommen dürfte. Ich weis in der That nicht, was ich aus dem Werkchen eigentlich machen ſoll. Es ſcheint mir ein Zwitter vom Witze und von Gelehrſamkeit zu ſeyn. Und ich weis nicht, ob ich es ſagen darf; beynahe bin ich auf die Gedanken gekommen, daſs es, ich moechte mich zwar nicht gern an dem Herrn Autor verſündigen, aber, wie geſagt, Gott gebe, daſs ich lüge, mit einem Worte, ich halte es gar für eine Satire! Mein Herr Gevatter, ein Mann, der nicht unrecht iſt, und immer weiter ſieht, als andere, findet ſehr vieles darinnen, das ſich auf die corſiſchen Unruhen beziehet. Das dachte ich nun eben nicht, wenigſtens ſteht nicht ein Wort von den Corſen darinnen: aber der Henker mag den Schriftſtellern trauen. Dem ſey aber, wie ihm ſey, ich halte es für eine gelehrte Abhandlung; denn

denn witzig kann ſie unmoeglich ſeyn, weil ſo erſchrecklich vieles Griechiſch darinnen ſteht. Inzwiſchen iſt es wahr, daſs ſie weit über die Haelfte ſehr ungelehrt ausſieht; denn auf den erſten Seiten iſt nicht eine einzige kleine Note. Das iſt noch mein Troſt, daſs ſie lateiniſch gedruckt iſt. Aber zur Hauptſache zu kommen. Damit dieſes Buechlein eine recht gruendlich gelehrte Miene erlangen, und auch denen nuetzlich ſeyn moege, welche, als maennliche Gelehrte nicht den ſpielenden Witz, ſondern das Solide lieben; ſo habe ich mir die Muehe gegeben, bey einer Pfeife Tabac einen Verſuch vom nachſtehenden Realregiſter daraus zu fertigen, das ich kuenftig weiter ausfuehren werde. Der unbekannte Herr Autor wird mir dieſe Freyheit nicht ungütig nehmen. Haette ich gewuſst, wo er anzutreffen waere, ſo würde ich ihn um Erlaubniſs hiezu gebeten haben. Aber der Himmel mag wiſſen, unter welchem Dache er ſteckt; denn, als ein witziger Autor, der er doch wohl ſeyn will, wohnt er vermuthlich fünf Treppen hoch. Wie geſagt, das Realregiſter habe ich ſelbſt dazu gemacht. Sollte der Herr Autor den Preis von der Academie zu Pau erlangen; ſo will ich nun eben nicht ſagen, daſs er ihn in Anſehung meines Realregiſters erlangt habe: aber man weis doch das zehntemal die Urſachen nicht, warum etwas in der Welt geſchieht. Inzwiſchen mag er ihn behalten.

Versuch eines Realregisters.

Advocate

Gewissenhafter, ist einmal einer gewesen 24. Ob das Ernst sey? ib. ist als ein ehrlicher Mann verhungert 25. Ein Kennzeichen einer weisen Regierung, wo die Advocaten verhungern 26. Sind einem Staate nothwendig 27. Geschichte von Heuschrecken 27. Von welchen Advocaten eigentlich die Rede sey? 58. Warum die Richter wider die Advocaten eifern? 30. Die Fabel vom Wiesel und der Katze. ib. Anatomie eines Advocaten 39.

Academie

Die zu Dijon ist grossmüthig 5. die zu Pau soll sich daran spiegeln ib. Der Autor ist in Leipzig zu erfragen. ib. Der Autor droht, die Academie laecherlich zu machen 9. Wie er sich sonst an der Academie raechen will, wenn er den Preis nicht kriegt 10. In diesem Falle schreibt er nur für die Ehre, und ist zu gross, als dass er sich aus dem Preise etwas machen sollte 11. Klagen des Autors über die Parteylichkeit der Franzosen 12. Will diese Klage widerrufen, wenn er den Preis kriegt ib.

Autor

ist demüthig 3. und droht ib. koennte sich selbst vergoettern 9. will es aber nicht thun ib. schreibt nur wegen der Ehre 7. bittet flehentlich um den Preis 7. 8. 9. 10. 11. 29. 30. 32. Autor schaemt sich 5. in welchen Faellen sich ein Autor schaemen dürfe 6. Autor beweist gründlich 8.

denkt

denkt mit den Fingern 8. Autor giebt ſeinen Gegnern einen Stich 15. ſchumpft ib. hat noch mehr Verdienſte 19. iſt berühmt ib. ſchreibt mehr für ſich, als für andere 20. iſt mit ſich wohl zufrieden 14.

Autorparole

Siehe Meineide.

Ammen

ſchuen uns die Geſpenſter 19 Vom Einfluſſe der Ammen in unſern Gemüthscharacter 20. Wie die Amme eines Kunſtrichters geweſen ſeyn muſſe 21.

Betſchweſtern

ſind würdige Praeſidentinnen in der Geſellſchaft, wo Uebels geredet wird 24. Warum die liederlichſten Weibsperſonen in ihrem Alter die grauſamſten Betſchweſtern werden? 39.

Beluſtigung

Ob aus der Beluſtigung eines Menſchen ſein Gemüthscharacter zu ſchlieſsen 9 Wird verneint, ib und mit Exempeln bewieſen ib. Gelehrte beluſtigen ſich mit ſich ſelbſt 10.

Bibliothek

iſt eine Art von Tapeten 15. Ein deutſcher Graf fodert ſechs Ellen Bücher, um ein Local auszufüllen 19.

Buhlen

15. der Autor buhlt um den Preis der Academie zu Pau 7. das Buhlen iſt allen Staenden gemein 15. von der geiſtlichen Coquetterie, ib. daſs ſie eine ehrgeizige Begierde ſey, fromm zu ſcheinen ib. Die meiſten Verkaetzerungen entſpringen daraus ib. Ob ein Autor mit ſich ſelbſt coquettire? ib. Mannsperſonen coquettiren mehr, als die Frauenzimmer 16.

Coquetterie

ſiehe Buhlen.

Caesar

Julius, viel Boeses von ihm 37.

Chronodistiche

machen ihrem Erfinder Ehre 8 sind der einzige Witz gewisser Gelehrten 30. der Witz wird dadurch gesucht, und der Verstand ruht dabey aus 31. Angst eines Verfassers dem noch ein L. fehlt ib. Welche Koepfe dazu die geschicktesten sind ib.

Comoedie

warum diejenigen am heftigsten dawider eifern, die die meisten Comoedien spielen 32. Beytrag aus der Kirchengeschichte ib.

Charlatan

siehe Marktschreyer.

Deutsche

schreiben nicht gern kleine Werkchen 4. Warum junge Deutsche so gern nach Paris reisen? 7. warum sie gemeiniglich narrisch und ungesund zurück kommen? ib. Warum die Franzosen die Deutschen verachten? 19. Warum die Deutschen ihre eignen Landesleute verachten, wenn sie aus Paris zurücke kommen? ib. warum die deutsche Sprache den Franzosen so ekelhaft ist? 37. Eine Stelle aus dem Sueton: autum in Gallia effutuisti, hoc sumsisti mutuum, wird jungen Deutschen zum Trost angeführt 38. Deutsche lieben die Hofnarren 40. thun daran Recht ib. ist ein Zeichen der alten deutschen Freyheit ib.

Dummheit

Ein Mittel reich zu werden 16 In welchen Staenden man am meisten damit verdienen kann? 16. Klugheit hat mehr Leute ungluecklich gemacht, als die Dummheit ib. Ist eine grose Kunst, zu rechter Zeit dumm zu seyn 17.

Dichter

Warum itzt alles von Poeten wimmelt? 19. Ob es bey des Horaz Zeiten nicht eben so viel Dichter gegeben habe, als itzt? ib. wo sie hin sind? ib. Welche Art von Dichtern bey Hofe noch in einigem Ansehen ist? 27. Woher das komme? ib. Wodurch sich die Poeten um ihren Credit bringen? 14. Ob sie mehr schuld daran sind, als der Hof 15. Ein Vorschlag, wie das Ansehen der guten Dichter zu retten, 16. Warum unsre Maecenaten, wenn sie auch noch so billig und vernünftig sind, zwar einen wirklich grosen Dichter bewundern, aber doch verhungern lassen? 17. Lob der Koeche ib.

Ehrgeiz

was das heisse, wenn ein Autor ehrgeizig heisst? 19. Berechnung des Autorehrgeizes nach itzigem Münzcours ib.

Ehe

warum alte Junggesellen am liebsten über die Ehen spotten? 34. Warum die Ehen nicht mehr im Himmel geschlossen werden? 36.

Eifersucht

ist gemeiniglich ein Kennzeichen eines boesen Gewissens 13. Maenner, die als Junggesellen am meisten gesündiget haben, sind am meisten eifersüchtig 14. Eifersucht eines witzigen Kopfes geht über alle Eifersucht 19.

Einwurf

dem Autori werden verschiedne Einwürfe wider seinen Satz gemacht 43. Hat nicht Zeit sie zu beantworten ib. Koennte es wohl thun ib. Einem Schriftsteller Einwürfe zu machen, ist gefaehrlich 17. bey welchen Gelehrten es am meisten gefaehrlich sey? ib.

Finanzen

werden durch die Begierde, Boeses zu reden, vermehrt 28. S. Projectmacher.

Frauen-

Frauenzimmer

Die von einer zweydeutigen Aufführung werden entſchuldigt 11. Warum alte Jungfern gern beten? 13. Wie lange ſie verliebt ſeyn dürfen 14. Warum ſie über junge Maedchen ſich ſo chriſtlich aergern? 14. Ob junge Maedchen Unrecht thun, wenn ſie im ſechzehnten Jahre das wünſchen, was alte Jungfern ſchon vor 40 Jahren ſich gewünſcht haben? ib. Warum alte Junggeſellen ſo gern Boeſes von Frauenzimmern reden 43. Frauenzimmer geht auf die Heirath 37. Warum das billig ſey? ib. Liebaeugeln, und coqvettiren, iſt nichts anders, als auf die Heirath ausgehen ib.

Franzoſen

die Deutſchen geben ihnen viel Vorurtheile ſchuld 18. Der Autor wird binnen Jahr und Tag ſehen, ob dieſer Vorwurf gegründet iſt ib. Der Autor bewundert ihre Academien, beſonders weil ſie Preiſe austheilen 29. Der Autor verharrt mit demuthsvoller Hochachtung 7. Hat ein groſses Vertrauen zu ihrer Einſicht ib. Iſt wegen des aufgeſetzten Preiſes ſehr gleichgültig ib. und droht ib.

Gewiſſen

In welchen Faellen das Gewiſſen zu brauchen 18. Erklaerung einer Stelle aus dem Pancirolli, de rebus deperditis 19. des gemeinen Mannes altvaeteriſche Begriffe vom Gewiſſen 30. Beſchreibung vom Gewiſſen eines Hofmanns 32. eines Generalpachters ib. eines Domherrn ib. Der Autor macht ſich ein Gewiſſen 40. Ob das Heucheley ſey, wenn der Autor das ſagt? ib,

Geizige

ſind Patrioten, weil ſie fur andere verhungern 13. Warum die Autores beſtaendig wider den Geiz eifern? 29. Autores ſind ſelbſt geizig ib. in welchen Faellen ſie es nicht ſind ib.

Geſchenke

ſind bey uns nicht gebraeuchlich 13. Was an deren Stelle eingeführt iſt 14. Wie ſie nach dem Stylo curiae genennet werden 15. von ſchuldiger Erkenntlichkeit ib. von gehorſamſter Bezeigung ib. von geringer Vergeltung auf Abſchlag wegen auſſerordentlicher Bemuhung ibid. von einer Hand voll Devotion ib. Was das heiſst: mit Devotion klimpern ib. Ob das ein Nationalwort ſey? ib. Vom Porte-bras eines Clienten ib. Was das in Sachſen heiſse: der Candidat hat ſchoene Studia! ib.

Goldmacher

warum alle herumirrende Goldmacher Bettler ſind? 29. Von ihrer Quakerey 40. Von der Groſsmuth dieſer Goldmacher, die allemal andere, und niemals ſich ſelbſt, reich machen wollen ib. Daſs ſie den Galgen nicht verdienen 43.

Geſpenſter

wo ſie herkommen? 16. Warum ſie an den wenigſten Orten mehr mode ſind? 19. warum ſich der Teufel am liebſten von alten Weibern ſehen laeſst? 33.

Gewichte

Werth eines deutſchen Buchs wird nach Pfunden ausgerechnet 9. Des Autoris Vater ſchrieb einen Centner geheime Nachrichten 6. Woher die Berechnung der Verdienſte nach Pfunden bey den Deutſchen komme? 7. Iſt ein bequemes Mittel, den Werth eines Buchs zu beſtimmen ib. alle Partheylichkeit der Kunſtrichter wird dadurch vermieden ib. Dieſe Urtheile ſind gemeiniglich eben ſo zuverlaeſſig, als die übrigen Urtheile von Büchern ib. Vorſchlag zu einer Kunſtrichterwage ibid. Autor ſeufzt über die Kunſtrichter 13. Fürchtet ſich aber gar nicht ib. Thut wenigſtens ſo ib. Zuruf des Autoris an ſeine Collegen, wie ſie es machen ſollen,

daſs

dafs ihre Bücher bey den Kunſtrichtern im Gewichte fallen 13.

Griechen

waren weiſe 37. Griechiſche Noten ſehen gelehrt aus 30. Warum der Autor ſo gerne griechiſch allegirt 37. ob man noethig habe, die Sprache zu verſtehen, die man allegirt? ib. Es giebt ſich, wie das Griechiſche, wo das herkomme? 19. warum die Gelehrten kein Griechiſch mehr lernen? 30.

Geſchmack

was das heiſst? 8. warum ein jeder glaubt, dafs ſein Geſchmack der beſte ſey? 9. ob nicht oft der Geſchmack des Kutſchers beſſer ſey, als deſſen, den er fahrt 10. Recept, wie ein guter Geſchmack zuwege zu bringen, wenn man den Geſchmack eines Cammerjunkers und eines Profeſſors zuſammen miſcht 10.

Hercules

ein Criticus, 4. miſſet aus ib. wird vergoettert 5. der Autor ſieht ein, dafs er wichtigere Thaten verrichtet, als Hercules 9. verlangt dem ungeachtet nicht vergoettert zu werden ib. ob dieſes Compliment einem Schriftſteller von Herzen gehen koenne? 10. Schuldigkeit der Leſer in dergleichen Faellen 11. Wie die Fabel zu verſtehen, dafs Hercules geſponnen habe? 19. Vom Zeitvertreibe junger Officiers, die in Garniſon müſsig ſtehen ibid.

Hof

wer wider den Hof am meiſten eifre? 24.

Kaetzer

Schon die Prieſter des Saturnus verkaetzerten 12. Kaetzerfabrik 13. Warum gemeiniglich da die meiſten Kaetzer gemacht werden, wo die Geiſtlichen am dümmſten ſind? 14.

Kupfer

Warum die Schriftſteller ſich ſo gern in Kupfer ſtechen laſſen? 19. wie es komme, daſs die Kupferſtiche der Gelehrten meiſtentheils ernſthaft und tiefſinnig ausſehen? 20. warum Monſieur Rouſſeau wider das Kupfer geſchrieben hat? 39.

Leipzig

Darinnen redet man Uebels von andern 22. Handel und Wandel wird dadurch in die Hoehe gebracht 22. warum daſelbſt mehr Uebels geredet wird, als anderwaerts? 23. Verdienſte der Gelehrten um die Kunſt, Uebels von andern zu reden ib. In welcher gelehrten Sprache ſich am beſten Uebels reden laeſst? 24. Der Autor iſt in Leipzig zu erfragen 5.

Latein

Siehe Roemer.

Maecenat

Siehe Zueignungsſchrift. Warum es keine armen Maecenaten gebe? 59. Wie man es anfangen müſſe, einen Maecenaten freygebig zu machen? 60. Ob ein deutſcher Kaufmann ein Maecenat ſeyn koenne? 61. Der Autor erinnert ſich eines Exempels 62. Maecenat ſchenkt einem Autori ein abgetragenes Kleid 64. wird bey der zwoten Auflage abgeſetzt ib.

Mütter

ſind ſchuldig, ihre Kinder die Kunſt zu lehren, Boeſes von andern zu reden 19. Ihnen hat die Natur dazu die Gaben im reichen Maaſse verliehen ib.

Maler

begehen Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit 16. haben mit den Poeten groſse Freyheit 19. werden beſſer bezahlt, als Poeten ib. bilden ſich auch mehr ein ib. warum ein ſchlechter Maler ertraeglicher ſey, als ein elender Poet? 36.

Magiſtrat

Siehe Vaeter der Stadt.

Meſſe

wenn ein junger Geiſtlicher die Meſſe geſchwind zu leſen pflegt 4.

Marktſchreyer

Deſſen Unterſchied von einem Gelehrten, der lauter neue Wahrheiten ankündigt 19.

Nachwelt

Für die Nachwelt ſchreiben die Schriftſteller 13. Ob die Itztlebenden verbunden ſind, ihre Bücher zu leſen? ib. Grammaticaliſche Anmerkung über das Wort: Nachwelt 14. Nachwelt heißt im myſtiſchen Verſtande der Autorn, ſo viel als der Magen ib.

Natur

Ieder ahmt die Natur nach 3. Was daraus für den Witz für traurige Folgen kommen ib. Horazens Maev glaubte auch, er ahme die Natur nach ib. Und - - - glaubt es noch itzt ib. Was der Natur ſchwerer ſey, einen witzigen Kopf, oder einen Wechsler hervorzubringen? ib. Wie man den Fehlern der Natur zu Hülfe kommen koenne? 4. Ob es nicht dadurch am leichteſten geſchehe, wenn die Wechsler genoethigt wurden, die witzigen Koepfe zu Erben einzuſetzen? ib. Warum die Frauenzimmer ſo gern an der Natur meiſtern? 7. Was die erſte Gelegenheit zur Schminke gegeben? ib. ſiehe Schminke.

Obrigkeiten

ſiehe Magiſtrat.

Philoſophen

ſind gemeiniglich hypochondriſch 9. wie das komme? ib. Ob ſie über die Thorheiten der Menſchen ſich wirklich aergern? 10. warum ſie ſich uber die ihrigen nicht aergern? 11.

Projectmacher

ob ſie die Projecte für ſich oder für den Staat machen 19. die leichteſten Projecte ſind, wenn man die Abgaben verdoppelt 24. Warum die Projectmacher nur vom Landesherrlichen Intereſſe, und von ihrem niemals, reden 25. Warum ſie ſo gern Patrioten heiſsen 26.

Politiſch

geheime politiſche Nachrichten ſchrieb des Autors ſeliger Herr Vater in folio 4. einen ganzen Centner ib. warum man ſo gern geheime Nachrichten ſchreibt? 6. Ein Gelehrter überſieht in ſeinem Groſsvaterſtuhle die ganze politiſche Welt 9

Pedanten

Wer der erſte geweſen 5. Bey Hofe giebt es mehr Pedanten, als auf Schulen 6. Von Frauenzimmerpedanten 9. Von der pedanterey eines petit Maitre ib.

Poet

ſiehe Dichter.

Querini

Cardinal, warum unſre Gelehrten ſo gern an ihn ſchreiben? 19.

Richter

Wie nützlich ein ungerechter Richter ſey 13. von der Gewohnheit, im Finſtern zu richten 19. Warum dieſe abgeſchafft ib. Warum ſie wieder eingeführt werden koennte ib. Daſs man auf dieſen Fall dem Richter nur die Haende frey laſſen dürfe 20.

Religion

Wer darüber ſpottet 22. Die Religion eines ehrlichen Mannes 38. ihre groſse Bequemlichkeit ib. Junge Deutſche, wenn ſie aus Paris kommen, bringen gemeiniglich die Religion eines ehrlichen Mannes, einen entkraefteten Koerper und Schulden mit 40.

Rabbi

Der berühmte Rabbi Ben-Maimon sagt davon nichts 43.

Roemer

mugen keine Hüte 40. Wie es gekommen, dass ihre Kinder schon im fünften Jahre Latein redeten 32. Ob alle diejenigen Gelehrte sind, die Latein koennen ib. Latein ist nicht mehr mode 33. Ob ein Gelehrter in der lateinischen Sprache besser schimpfen koenne, als ein Kutscher in der deutschen? 15. Ob es schon bey den Roemern Pedanten gegeben? 13. Warum man diejenigen sogern Pedanten nennt, die critisch Latein lieben? 14. Anecdoten von deutschen Michels ib. Dass diese oft die groessten Pedanten sind ib. in der Note b.

Schrift

Durch welchen Zufall gegenwaertige Schrift entstanden 3. Nachricht von vielen andern Schriften des Verfassers, die alle wichtig sind 4 Warum die Autores mit ihren Schriften so wohl zufrieden sind? 5.

Stolz

Was der kriechende Stolz sey 27. Warum diejenigen am meisten stolz sind, die sich am tiefsten beugen 29. Berechnung der Grade des Stolzes, vom Portier bis in die Garderobe 30. Warum ein armer Poet mehr Stolz habe, als ein reicher Wechsler? 32. Ob ein witziger Kopf bey einer Zueignungsschrift an einen Wucherer im Ernste stolz bleiben koenne? 33. Warum ein Frauenzimmer, die auf ihre Schoenheit stolz ist, doch bey zunehmender Haesslichkeit nicht demüthig wird? 17. Dass man nur aus Stolz andern ihren Hochmuth vorwirft 18. Der Autor weis sich dabey auf eine feine Art zu entschuldigen ib.

Schminke

Was die erste Gelegenheit zum Schminken gegeben 7. War bey den Bactriern in den aeltesten Zeiten eine Art der Strafe

Strafe für Weibsperſonen, welche nicht mehr erroethe-
ten 8. Ward in folgenden Zeiten bey ihnen eine Art
der Galanterie ib. Scholia zur Stelle des Lucans: - - - -
tinxere fugittas ib. Die Mode zu ſchminken, wie ſie auf
uns gekommen ib. Ob ſie die Gothen eingeführt ibid.
Ob man ſich von einem Frauenzimmer um deſswillen
koenne ſcheiden laſſen, weil ſie ſich beſtaendig geſchminkt,
und man das vor der Hochzeit nicht gewuſst hat 19.

Trauer

warum eine junge Wittwe in der Trauer am meiſten rei-
zend ſieht 11. Vier Exempel aus dem Alterthume, von
jungen Wittwen, die ihre alten Maenner im Ernſte be-
trauert haben 12. Eines von dieſen Exempeln iſt noch
zweifelhaft 13. Der Autor giebt der Academie zu Pau
einen wohlgemeynten Rath, im künftigen Jahre demje-
nigen den Preis zuzutheilen, welcher vier dergleichen
Exempel aus neuern Zeiten beybringen wird 14. Die Be-
dingungen, ſo dabey erfodert werden ib. Ein Exempel
weis der Autor in ſeinem Lande ib. Zu noch einem iſt
ihm Hoffnung gemacht ib. ſagt ſich vom Preiſe los ib.

Vorurtheile

ein Weiſer ſchaemt ſich nicht, ſie zu bekennen 18. Sind
der Grund aller menſchlichen Zufriedenheit 33.

Vater der Stadt

warum der Magiſtrat mit den Bürgern unzufrieden iſt 22.
wie alt ein Vater der Stadt ſeyn muſs 38. Von einem Va-
ter der Stadt im Flügelkleide ib. Vater der Stadt laeſst
ſich zum erſten male barbieren ib. Freude ſeiner Mama
über die Erſtlinge des Barts ihres wohlweiſen Sohnes ib.

Verdienſte

eines Autoris 4. ſind unendlich 5. jeder Autor iſt dar-
innen ſein eigner Zeuge ib. warum ihre Verdienſte ſo ſel-
ten

en belohnet werden 3. Ein herzlicher Seufzer über alle Verleger ib.

Wahrheiten

Gelehrte suchen lauter neue 22. Warum sie mit den alten nicht zufrieden sind ib. Definition einer neuen Wahrheit 23. die meisten Wahrheiten erfinden die, so die Wahrheit am wenigsten leiden koennen 24. Nachricht von einem Gelehrten, welcher nach vielen Wahrheiten endlich auch die erfunden, dass er gar nichts weis 30. ein alphabetisches Verzeichniss vieler itztlebenden Gelehrten, welche dieses noch nicht erfunden 31. Der Autor erwaehnt seiner eignen Person hiebey mit einem sehr bescheidenen Stolze 32. Erwartet von seinen Lesern darüber eine Schmeicheley ib.

Wissenschaften

schoene, siehe Castraten.

Zueignungsschriften

sind gemeiniglich Satiren auf die Maecenaten 49. aus der Zueignungsschrift kann man schliessen, wie hungrig der Autor sey 50. Warum die Dedicationen abkommen 62. Nachricht von verschiednen Maecenaten, die nicht lesen koennen, und doch gut bezahlen 63.

Zorn

Warum die Moralisten gemeiniglich so viel Galle haben? 26. Ueber wen sich die Schriftsteller am meisten erzürnen? ib.

Zahnarzt

siehe Marktschreyer.

ERRATA.

Ich war halb todt, da ich nach Hauſe kam, und vorſtehendes Realregiſter ſo gedruckt fand, wie es hier iſt. Im Concepte hatte ich die Seiten des Manuſcripts beygeſetzt; und bey meiner Abweſenheit hatte der Corrector vergeſſen, ſie nach dem gedruckten Exemplare zu aendern. Es iſt alſo nicht eine einzige Zahl richtig allegirt; und die Meſſe iſt zu nahe vor der Thüre, als daſs ich Zeit haette, es umdrucken zu laſſen. Wer kann ſich helfen! Es wird dieſes Regiſter noch immer ſeinen Nutzen haben: denn man kann doch mit einem Blicke die Realien überſehen, ſo in dieſem Werkchen anzutreffen ſind. Bey einer zwoten Auflage will ich es aendern; itzo werden es meine Kaeufer thun.

Das Märchen vom ersten Aprile,

aus dem

Holländiſchen in das Hochdeutſche

überſetzt.

Art Beuzelaars van Saerdamm Zueignungsschrift an seine liebe Amme, Aafje Praatmeer van Sloten.

Liebe Amme,

Ich erinnere mich der langen Abende noch immer mit Vergnügen, an denen ich, als ein junger Knabe, auf deinem Schooße saß, und meinen zitternden Arm ängstlich um deinen Hals schlung, wenn du uns das fürchterliche Märchen vom Seehunde, das traurige Märchen vom verwünschten Prinzen ohne Kopf, oder das fromme Märchen vom lahmen Esel erzähltest. Damals konnte ich mir noch nicht vorstellen, daß der Nutzen hievon, und die Lust zu Märchen, die mir durch dergleichen Erzählungen beygebracht ward, einen so wichtigen Einfluß in mein Glück, und in mein ganzes Leben haben sollten. Nur dir habe ich es zu danken, meine liebe Amme, daß ich in männlichen Jahren, alle Märchen von den Verdiensten gewisser Gelehrten, von neuen tiefsinnigen Wahrheiten, und von der Einsicht einiger Privatpersonen in die Cabinette der

Prinzen

Prinzen mit eben dem Vergnügen habe leſen und anhören können, wie dein Märchen vom redenden Affen. Ich bin an Höfen geweſen, und man hat mich lieb gewonnen, da ich auf ihre Märchen von Gnadenverſicherungen, von Freundſchaft, von Verdienſten um das Vaterland eben ſo aufmerkſam war, als ich auf dich hörte, wenn du uns das luſtige Märchen vom bezauberten Schloſſe in der Luft erzähltest. Du ſieheſt wohl, liebe Amme, daß dein Säugling ſich aller deiner Wohlthaten mit Vergnügen erinnert. Damit du aber auch ſehen ſollſt, daß ich nicht unerkenntlich bin; ſo ſchenke ich dir hier ein Märchen vom erſten Aprile, welches ich bey meinem letzten Aufenthalte in Batavia von einem Braminen bekommen habe. Nimm es an, und lies es, und behalte mich lieb. Lebe wohl.

Erſtes Buch;

enthält

das

Märchen vom erſten Aprile.

SIT. MIHI. FAS. AVDITA. LOQVI.

Virg.

Es war einmal ein alter König auf der mächtigen Insel Chiekock, welchen die Götter und seine Unterthanen liebten, weil er fromm und gerecht war. Juocamosamma hieß sein wahrer Name, ob ihn schon einige Chroniken ohne Grund Camosamma nennen. Zur Belohnung seiner Tugenden ließ ihn der Himmel alle Glückseligkeiten eines Fürsten genieſſen. Die Nachbarn suchten seine Freundschaft, und überlieſſen ihre Streitigkeiten seinen billigen und uneigennützigen Aussprüchen. Seine Feinde unterstunden sich nicht, ihn zu beleidigen; denn sie würden dadurch den Zorn aller benachbarten Prinzen wider sich erreget haben. Er hatte viele getreue Diener an seinem Hofe, und nicht einen einzigen Schmeichler. Er gab nur wenige Gesetze, weil sein Exempel das Land tugendhaft machte; und wenn er ein Gesetz gab, so war es noch in zwanzig Jahren eben so unverbrüchlich und eben so heilig, als es in der ersten Woche gewesen. Die Unterthanen waren in ihrer Arbeit freudig, und unermüdet, weil sie wußten, daß sie für sich und ihre Kinder arbeiteten. In seinem ganzen Lande war kein Bettler, denn niemand gieng müßig, niemand verschwendete, und ein jeder war genügsam; so gar die Priester seiner Götter waren es. Er strafte selten, denn sein Volk war tugendhaft, nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Furcht seinem Fürsten zu misfallen. Mit einem Worte: ein jeder Unterthan war sein Freund. So glücklich war der alte Juocamosamma!

Aber er hatte keinen Erben; und auch damit war er zufrieden, weil er mit allem zufrieden war, was er für den Willen der Götter hielt. Deſto untröstbarer war seine Gemahlinn. Sie kniete Tag und Nacht vor dem Bilde der Fekula-Puſſa, und bat um einen Sohn. Sie that sieben Wallfahrten auf den Gipfel des Fusinogamma. Der König war mit dieſer ungestümen Andacht wenig zufrieden: aber er schwieg still, so bald sie ihm vorstellte; das Wohl

der

der Unterthanen erfodere einen Thronerben. Ihre Unfruchtbarkeit war eine Folge der Bosheit des alten Zauberers Ciongock, den ihr Großvater beleidigt hatte. Endlich erbarmte sich die Göttinn Pussa über sie, und gab ihr von ihren schwarzen Kirschen aus Japan zu essen: sogleich hörte die Bezauberung auf, und sie ward schwanger.

Ciongock gerieth darüber in Wut; er schwur den Untergang der Mutter, und das Unglück des Sohnes. Die guten Feen, welche allerseits Freundinnen der tugendhaften Königinn waren, hörten den Schwur, und erzitterten; denn sie kannten die Gewalt des Zauberers, welcher verwegen genug war, die Götter und die Feen zu trotzen. Ihre Freundschaft verband sie, auf Mittel zu denken, wie sie den traurigen Folgen dieses Schwurs vorbeugen könnten.

Sie versammelten sich bey der Niederkunft der Königinn. Zoimane, die ansehnlichste unter den Feen, nahm den neugebornen Prinz auf ihren Schoos; sie küßte ihn dreymal auf das Herz, und sprach: sey ein Freund der Götter! Asaide, eine gütige Fee, und grosse Freundinn der Menschen, nahm ihn in die Arme, und sprach: regiere, wie dein Vater! Zimzime, welcher Name eine einsame, und wohlthuende Fee bedeutet, berührte siebenmal mit ihrem Daume seine Zunge, und seine Hand, und sprach: sey weise und reich! Alcimedore, eine junge, und lebhafte Fee, küßte ihm die Augen, und den Mund, und sprach: sey liebenswürdig!

Als dieses geschehen war, legten sie das Kind an die Brust seiner Mutter, welche vor Freuden ausser sich, und eben im Begriffe war, ihnen die aufrichtigsten Versicherungen ihrer Dankbarkeit zu geben, als der Zauberer Ciongock in einer finstern Wolke über ihrem Sopha erschien, das Kind mit einem grausamen Lächeln ansah, und mit einer fürchterlichen Stimme herabrief: ich aber will dein Feind seyn! So bald er dieses gesagt hatte, hüllte er sich in einen schwarzen Dampf, und zog langsam und brausend über die Gefilde von Chiekock. Die Feen erblaßten, und die unglückliche

glückliche Mutter überlebte diese schreckliche Erscheinung nur wenige Minuten.

Zoimane übernahm die Erziehung des Prinzen. Zwar wußte sie wohl, daß ein Zauberer zu unvermögend sey, die Geschenke der Feen zu vernichten; und um deßwillen war sie überzeugt, daß der junge Prinz, der den Namen T'Siamma bekommen hatte, ein Freund der Götter, und ein guter Regent, liebenswürdig, weise und reich werden würde: aber sie kannte auch die Gewalt des schrecklichen Tiongock, und wußte, daß dieser tausend Wege finden würde, den Ruhm und die Vortheile zu verhindern, welche der Prinz von diesen Geschenken der Feen erwarten konnte. Um deßwillen wandte sie bey seiner Erziehung alle Sorgfalt an, ihn zur Standhaftigkeit und Gelassenheit zu gewöhnen. Sie wiederholte ihm diese Vermahnungen bis in sein achtzehntes Jahr, da er nach den Gesetzen des Landes die Regierung übernehmen konnte. Sie führte ihn selbst zu dem erledigten Throne, übergab ihn dem Beystande der versammelten Räthe, umarmte ihn noch einmal mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, und sprach: Prinz! sey deines Vaters würdig, und vergiß nicht, daß die Tugend ihre Freunde belohnt, wenn sie auch von der ganzen Welt verkannt wird! Hier schwieg sie, sah ihn zum letztenmale liebreich und mitleidig an, und schwung sich auf einer blauen Wolke in die Höhe, um nach ihren glücklichen Wohnungen zurück zu kehren, oder in einem andern Lande die Erziehung eines jungen Prinzen zu übernehmen, welches sie, als eine Freundinn der Menschen, ihre einzige und liebste Beschäftigung seyn ließ, da sie wußte, daß durch die tugendhafte Erziehung eines einzigen Prinzen, Millionen Menschen glücklich werden.

Tiongock saß eben an dem Eingange seiner traurigen Höhle, und sann auf Verderben, als er die Zoimane in der Luft erblickte. Er verbarg sich; denn der verruchteste Böswicht erschrickt bey dem unvermutheten Anblicke eines Tugendhaften. Nunmehr wußte er, daß T'Siamma den

Thron beſtiegen hatte, und weiter nicht unter dem Schutze der Fee war. Er brüllte vor Freuden, und rüſtete ſich, ſein Vorhaben auszuführen. „Ja, T'Siamma, dein Feind „will ich ſeyn, wie ich der Feind deiner Aeltern geweſen bin. „Sey immerhin ein Freund der Götter, ſey tugendhaft, „ſey weiſe und gerecht; alle dieſe Geſchenke der Feen ſollen „dir unnütze ſeyn. Ich will mich der Herzen der Unterthanen und deiner Nachbarn bemächtigen. Deine Frömmigkeit ſollen ſie für Heucheley halten. Du wirſt regieren, „wie dein Vater, und doch wird ſich das Volk wider dich „auflehnen. Sey immerhin liebenswürdig und weiſe; man „wird dich doch verachten. Du ſollſt nach Schatten greifen; deine groſſten Unternehmungen ſollen ſich endigen, „wie ein lächerlicher Traum verſchwindet.„

Das ſagte der drohende Tiongock mit einer rauhen Stimme. Er lachte dreymal, und dreymal ſeufzete die Natur. Er ſetzte ſich auf ſeinen Wagen, welchen vier graue Drachen zogen, und eilte nach der Inſel Chickock, ſein Vorhaben auszuführen. Die Dichter erzählen, daß die Blumen unter ihm verwelkt, und die Vögel verſtummt ſind, da er durch die Lüfte fuhr.

Inzwiſchen hatte das Volk erfahren, daß T'Siamma den väterlichen Thron beſtiegen habe. Es verſammelte ſich vor den Thoren des Palaſts, und verlangte, ſeinen neuen König zu ſehen. Der Ruhm von ſeiner Weisheit und Güte hatte ſich ſchon ſeit vielen Jahren im Lande ausgebreitet. Das Volk betete ihn um deſſwillen an; und hätte er auch dieſe groſſen Gaben nicht beſeſſen, ſo würde es ihn doch geliebt haben, weil er der Sohn ihres Jiocamoſamma war.

T'Siamma wollte ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze machen, und ſo wohl die Ehrfurcht, als die Liebe ſeiner Unterthanen gewinnen, wenn er ſich in der Majeſtät eines Königs, und zugleich in der Freundlichkeit eines liebreichen Vaters zeigte. Die Könige in Chickock redeten, wider die Gewohnheit der mer tenländiſchen Könige, öffentlich zu ihren Unterthanen. T'Siamma, deſſen Zunge die göttliche

Fee

Fee siebenmal berührt hatte, nahm sich vor, seinen Unterthanen bey dieser feyerlichen Gelegenheit zu sagen, daß er sie liebe. Er freuete sich, als ein guter König, daß er ihnen dieses sagen konnte. Die Thüren des Palastes wurden geöffnet. Und der König erhob sich vom Throne zu seinem Volke.

In eben diesem Augenblicke langte der Zauberer über der königlichen Burg an. Er sahe die freudige Ungeduld des Volks, und knirschte mit den Zähnen. Er murmelte drey schreckliche Worte: sogleich kehrte sich das bezauberte Volk um, und lief nach einer andern Seite des Schlosses, eine Bande chinesischer Gaukler zu sehen, die der Zauberer dahin gestellt hatte, den Pöbel zu belustigen. Man urtheile einmal von der Bestürzung des T'Siamma, welcher bey dem Austritt aus dem Zimmer keinen von seinen Unterthanen fand, und welcher erfahren mußte, daß sie ihn verlassen hatten, um einer Bande Gaukler nachzulaufen. Er betrübte sich darüber; aber er gab sich auch alle Mühe, die Leichtsinnigkeit des Volks zu entschuldigen. Er wartete lange Zeit vergebens auf die Zurückkunft des Volks, und kehrte endlich bekümmert in sein Schloß zurück. Sogleich endigte sich die Bezauberung. Das Volk versammlete sich von neuem, und ward ungeduldig, daß es so lange auf seinen König warten sollte.

Man hinterbrachte dem Könige diese Ungeduld des Volks, welches ihn zu sehen verlangte. T'Siamma war ein zu gütiger Fürst, als daß er vermögend gewesen wäre, seinen Unterthanen eine Bitte abzuschlagen, welche ein Beweis ihrer Ehrfurcht und Liebe war. Er gieng etlichemal in seinem Zimmer auf und ab, um sich von der vorigen Bestürzung zu erholen, und zu überlegen, wie er in wenigen Worten seine Unterthanen am nachdrücklichsten an ihre Pflicht erinnern, und sie zugleich von der liebreichen Vorsorge, mit welcher er ihr König seyn werde, versichern könne. Er eilte nunmehr, seinem Volke sich vorzustellen, welches ihn mit einem jauchzenden Zurufe, und allgemeinen

Händeklatſchen empfieng. Einem gütigen Könige kann nichts angenehmers ſeyn, als die Freude ſeiner Unterthanen. Er wartete, bis das Geräuſch des Volks ſich würde gelegt haben, um mit ihm zu reden. Das Jauchzen verdoppelte ſich, und T'Siamma brannte vor Begierde, ihnen die Worte zu ſagen, von denen er hoffte, daß ſie bey der Freude ſeines Volks einen noch einmal ſo ſtarken Eindruck haben müßten. Da das Volk nicht aufhören wollte, zu jauchzen; ſo gab er ihnen das gewöhnliche Zeichen, daß er reden wolle, und erwartete ein ehrerbietiges Stillſchweigen: aber das Lärmen verdoppelte ſich. Nunmehr war es kein Jauchzen oder Händeklatſchen mehr; es war ein wildes und wüſtes Geſchrey eines trunkenen Pöbels. Der König erſchrak, ſeine Räthe erblaßten. Sie würden es für einen Aufruhr gehalten haben: aber ſie ſahen, daß das Volk ſich ruhig hielt, und nur bey einem unaufhörlichen Jauchzen und Händeklatſchen zu raſen ſchien. Mit einem Worte: es war dem Könige nicht möglich, zu ſeinem Volke zu reden. Er kehrte zurück, und überdachte ſein Schickſal mit der Traurigkeit eines liebreichen Vaters, welcher nicht mehr weis, wie er ſeinen Kindern helfen ſoll, die auf ihn nicht hören wollen.

Alles dieſes war ein Werk des Zauberers, welcher die Freude ſeiner Unterthanen in einen ausſchweifenden Unſinn verwandelt hatte, damit ſie, wie die Trunknen, nicht wiſſen ſollten, was ſie ſähen, oder was ſie hörten.

T'Siamma merkte wohl, daß ihm eine mächtigere Hand widerſtund. Er erinnerte ſich der weiſen Vermahnung ſeiner gütigen Zoimane, welche ihn beſtändig aufgemuntert hatte, ſtandhaft und gelaſſen zu ſeyn, wenn er auch unglücklich wäre. Sie hatte ihm merken laſſen, daß er einen mächtigen Feind habe; aber daß dieſer Feind ein Zauberer, und zwar der grauſame Tiongock ſey, das hatte ſie ihm niemals ſagen wollen, damit er den Muth nicht gänzlich ſinken laſſen, und nicht müde werden möchte, ſeinem Unglücke zu widerſtehen.

Tiongock freute sich, wie sich ein Böswicht freut. Er sann auf neue Mittel, wie er den tugendhaften T'Siamma kränken könne: und da er einer von den gefährlichsten und grausamsten Zauberern war; so nahm er sich vor, die Frömmigkeit und Weisheit des gütigsten Königs seinen Unterthanen und Nachbarn lächerlich zu machen.

Die Gesetze des Reichs erforderten, daß der neue König in den ersten dreyßig Sonnen seiner Regierung eine Wallfahrt zu dem Haine des grossen Namu-Amida thun sollte. T'Siamma unterwarf sich diesem Gesetze mit Vergnügen, da es ihn zu einer heiligen Handlung verband, und da er den meisten Theil seiner Unterthanen beysammen sehen sollte. Er zog fort in Begleitung der Aeltesten seines Reichs, und hatte die ansehnlichsten Geschenke auf einen weissen Elephanten geladen, um sie seinem Gotte zu heiligen.

Tiongock sahe wohl, daß er alles verlieren würde, wenn er geschehen liesse, daß die Unterthanen ein öffentliches Zeugniß seiner Frömmigkeit und Andacht sähen: aber daß er desto mehr gewinnen würde, wenn er dem Volke diese Frömmigkeit verdächtig machen könnte. Er thut es.

Der König näherte sich dem Haine, und legte sich dreymal auf sein Angesicht nieder, um sich zu dem Anschauen des Namu-Amida zu heiligen. Seine Unterthanen, die ihn in unzähliger Menge am Haine erwarteten, freuten sich über ihren König, und fielen dreymal mit ihm nieder, und beteten für ihn: denn das fromme Beyspiel eines Königs macht fromme Unterthanen, und die Frömmigkeit macht treue Bürger. Nun zog er mit seinem Gefolge nach dem Tempel. Die Priester tanzten ihm in langen weissen Kleidern, und mit Kränzen in den Händen entgegen, um ihn zu segnen, und seine Geschenke unter sich zu theilen. Sie liessen ihn ihre Kränze küssen, und fragten im Namen ihres grossen Gottes nach den Geschenken. Er befahl, daß man den Elephanten herbey führen sollte: aber, wie bestürzt war er, und wie wütend waren die Priester, als man, an statt des aufgeputzten Elephanten, einen grauen Esel brachte,

der zween Körbe mit Reiß und Bohnen trug! Sie warfen den Staub gen Himmel, hörten die Entschuldigungen des Königes nicht, und riefen dem Volke zu: Sie sollten die Beschimpfung ihres Gottes rächen, und den ungläubigen T'Siamma erwürgen. Das Volk fieng schon an zu murren. Kaum konnte der unglückliche König noch so viel Zeit gewinnen, sich in sein Schloß zu flüchten, wo er drey Tage lang verschlossen blieb, und auf seinen Knien rohe Bohnen aß, um den Zorn des schrecklichen Namu-Amida zu versöhnen; denn er glaubte, daß dieser auf ihn erzürnt sey, und aus Zorn seine Geschenke in so verächtliche Sachen verwandelt habe. Am vierten Tage versammelte er den grossen Rath. Es ward beschlossen, der König solle durch einen seiner verschwiegensten Knechte den Priestern Geschenke senden, und solche verdoppeln. Er that es. Die Priester liessen sich bewegen, die Geschenke anzunehmen, und ihr Gott ward versöhnet.

Seit diesem Zufalle blieb der König immer traurig; denn die Gnade seiner Götter, und die Liebe seiner Unterthanen verloren zu haben, das waren diesem guten Könige zwo schreckliche Sachen. Die Räthe merkten seine Schwermuth, welche weder die Geschäffte seiner Regierung, noch die öftern Lustbarkeiten zerstreuen konnten. Sie riethen ihm an, er solle sich vermählen. Es vergiengen dreyßig Monden, ehe er sich entschliessen konnte. Endlich stellten sie ihm vor: das Wohl seines Landes erfodere dieses; und sogleich entschloß er sich.

Man schickte Gesandten an den König der benachbarten Insel Saykock, die um seine Enkelinn werben sollten, eine Prinzeßinn, welche so tugendhaft, so weise und so schön war, daß man ihr den schmeichelhaften Namen, Zizizi beygelegt hatte. Der König freute sich über die Gelegenheit, die man ihm gab, sich mit dem Sohne seines alten und besten Freundes auf eine so genaue Art zu verbinden. Er gab seine Einwilligung zur Vermählung; er bat aber zugleich, daß T'Siamma selbst zu ihm kommen,

und

und die Prinzessinn von seiner Hand annehmen sollte, damit sie sich mündlich unterreden könnten, wie das gute Vernehmen zwischen beiden Reichen, und das Wohl ihrer beiderseitigen Unterthanen am sichersten zu befestigen sey. Eine einzige von diesen Ursachen wäre schon vermögend gewesen, den T'Siamma zu dieser Reise zu bewegen.

Er segelte also mit einem prächtigen Gefolge von hundert Schiffen ab. Zur Ueberfahrt nach Saykock brauchte man nur wenige Zeit. T'Siamma sahe schon den Hafen. Er näherte sich ihm, ungeduldig vor Liebe, Freundschaft, und Begierde, seine Unterthanen glücklich zu machen. Der alte König von Saykock stand mit seinen Dienern und seinem Volke am Ufer, seinen Freund zu erwarten; als ein jählinger Sturm seine Flotte ergriff, aus dem Hafen zurück warf, und mit solcher Heftigkeit um die ganze Insel Saykock herum trieb, daß er mit der dritten Sonne schon wieder vor dem Hafen war. Die Innwohner entdeckten seine Flotte, die Freude breitete sich durch die ganze Stadt aus, und der König eilte mit seinem Hofe nach dem Hafen, seinen Freund und Sohn zu empfangen, den er schon verloren gegeben hatte. Sie sahen sich, sie winkten einander, um ihr Vergnügen über diese unvermuthete Zurückkunft auszudrücken; das Ufer und die Flotte ertönten von dem Jauchzen des freudigen Volks: aber, eine schreckliche Nacht umhüllte die Flotte. Es war nicht möglich, weiter zu kommen; man zog die Segel ein, damit die Schiffe nicht an einander scheiterten. In dieser ängstlichen Unbeweglichkeit blieb die Flotte liegen. Der Nebel verzog sich: aber wie erschrak T'Siamma, da er sahe, daß er nicht mehr vor dem Hafen, sondern an den Ufern von Chickock, nicht weit von seiner Burg, war. Er warf sich auf dem Verdecke seines Schiffes nieder, betete zu seinen Göttern, und befahl, die Segel von neuem aufzuspannen. Er flog zum drittenmale nach der Insel Saykock seinen Wünschen entgegen. Zum drittenmale kam er in den Hafen, und fand den König mit seinem Vol-

Volke wieder versammelt, welche eine ausserordentliche Freude über diese dritte Ankunft empfanden. Der alte König stand am Ufer; er reichte seinem Freunde die Hand, welcher eben im Begriffe war, aus dem Schiffe zu steigen, als das Volk auf dem Schiffe und auf dem Lande, Verrätherey! Verrätherey! rief. T'Siamma sprang ins Schiff zurück, und suchte sein Volk zu besänftigen. Der alte König riß seinen Unterthanen die Waffen aus den Händen. Er rief ihnen zu: aber niemand hörte auf ihn. Das Geschrey auf dem Lande, und auf den Schiffen war, wie das Geschrey zweyer feindlichen Heere, die sich erwürgen. Die Flotte des T'Siamma kehrte zurück, und flohe und keiner von seinem Gefolge hatte den Muth sich umzusehn, bis sie in dem Hafen von Chiekock angelangt waren. Hier versammelten sich die zerstreueten Schiffe. T'Siamma, welcher wohl merkte, daß ihn eine mächtigere Hand hinderte, trat traurig ans Land. Sein Gefolge erwachte, wie von einem unruhigen Traume, und sie wußten nicht, was ihnen wiederfahren war, oder warum sie geflohen waren. Sie schämten sich vor ihren Weibern, sie schlugen die Augen vor ihrem Könige nieder; aber dieser gute König erkannte wohl, daß es nicht ihre Schuld sey. Er richtete sie auf, und unterwarf sich dem Willen der Götter, welcher ihm unbegreiflich war.

Ciongock freuete sich grimmig; denn er sahe die Angst des Königs, welche dieser vor seinem Volke zu verbergen suchte. Seine Verbindung mit der tugendhaften, weisen, und schönen Zizizi war ein zu groſses Glück für den T'Siamma, als daß ihm dieser wütende Zauberer solches ungestört hätte überlassen sollen. Denn er war es, welcher den Sturm erregte, welcher die Nacht über die Schiffe verbreitete, und welcher Wut und Mord unter das Volk hauchte.

Der alte König von Saykock war fromm, aber nicht abergläubisch. Dieser dreyfache Zufall hielt ihn nicht ab, die Unterhandlungen von neuem anzufangen. Das sahe er wohl,

wohl, daß dieſe Hinderungen kein Werk der Götter wären: er kannte ſeine Götter, und wußte, daß dieſe das Vergnügen zweyer tugendhaften Perſonen, und das Glück zweyer mächtigen Reiche nicht hinderten. Er hielt alſo alles, was begegnet war, für einen ungefähren Zufall, und wollte, daß die Vermählung vollzogen werden ſollte; nur das wollte er nicht zulaſſen, daß T'Siamma zum viertenmale zu ihm käme. Um derwillen ſetzte er ſich ſelbſt mit einem kleinen Gefolge in ein Schiff, und landete in Thiekock an, ohne daß ſich T'Siamma deſſen verſah. Man meldete ihm die Ankunft des alten Königs. Er erſtaunte, und eilte ihm mit offnen Armen entgegen, den Freund ſeines Vaters und ſeine göttliche Zirzii zu umarmen. Er küßte dem Alten den Bart; und als ihn der Alte geſegnet hatte, ſo übergab er ihm die Prinzeßinn, welche ſich zu den Füſſen des T'Siamma niederwerfen wollte. Dieſer fieng ſie in ſeine Arme auf, und zog ihr, zur Verſicherung ſeiner ewigen Treue, nach der Gewohnheit des Landes, in Gegenwart des Hofs und des ganzen Volks, den Schleyer vom Geſichte.

Man kann wohl glauben, wie heftig ſein zärtliches Verlangen war, diejenige zu ſehen, welche ganz Morgenland für die ſchönſte Prinzeßinn hielt: aber man ſtelle ſich auch das Schrecken vor, das ihn überfiel, als er die unangenehmſte und häßlichſte Geſtalt vor ſich erblickte. Ein übelverwachſener Zwerg mit einem kahlen Haupte, einer gerunzelten und mit Haaren bewachſenen Stirne, trieſenden und ſchielenden Augen, herabhangenden welken Backen, einem ſpitzigen Kinne, und hervorragenden ſchwarzen Zähnen; das war die Geſtalt der göttlichen Zirzii.

T'Siamma blieb einige Minuten unbewegt vor ihr ſtehen. Er ſahe ſie, er ſahe ihren Vater, er ſahe das Volk an, und warf ihr endlich den Schleyer über das Geſicht. Die unglückliche Prinzeßinn weinte, und wußte die Urſachen dieſes allgemeinen Erſtaunens, und traurigen Stillſchweigens nicht. Der ehrwürdige Greis verhüllte

das graue Haupt in seinen Rock; unter dem Volke erhob sich ein misvergnügtes Murren; und hoch in der Luft hörte man ein lautes Lachen, wie das Lachen eines Riesen ist, der in seiner gewölbten Höhle vom Weine taumelt und jauchzet. Der alte König erkannte diese Stimme des Zauberers. Er enthüllte sein Gesicht, warf den Staub gen Himmel, und rief dreymal den Namen des mächtigen Namu Amida. Das Lachen des Zauberers verwandelte sich in ein wildes Heulen, welches sich in den entfernten Wolken verlor. aber die unglückliche Prinzessinn behielt ihre Häßlichkeit, von der sie nichts wußte.

Der alte König nahm sie bey der Hand, und gieng mit ihr, und dem T' Siamma, in das Zimmer, wo er sie also anredete: Ich sehe nunmehr, meine Kinder, daß die alten Drohungen eines der mächtigsten Zauberer erfüllt sind: aber zu meiner Beruhigung weis ich auch dieses, daß ich nur noch wenige Monden lebe, und mit meinem Tode die Zaubereyen sich endigen wird. T' Siamma, sey großmüthig und gerecht; verstoß meine Tochter nicht; liebe sie, und erwarte bald ein bessres Vergnügen. Und du, meine Tochter, hier umarmte er sie, du wirst nicht immer unglücklich bleiben. Ertrage dein Unglück! Tugend und Weisheit hat dir die Hand des mächtigsten Zauberers nicht rauben können; nur die vergängliche Schönheit war es, die er auf einige Zeit verstören konnte. Hier stellte er seine Tochter vor den Spiegel, damit sie die traurige Verwandlung erfahren sollte. Sie sahe sich, sie erschrack, sie fiel halb ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück, und vergoß über den Verlust ihrer Schönheit bittere Thränen, denn sie war ein Frauenzimmer: aber sie faßte sich auch nach einigen Minuten wieder, denn sie war ein vernünftiges Frauenzimmer. Die Hand unsers Feindes, sagte sie, hat eine Zerstörung angerichtet, die ich ohnedem einige Jahre später, vor der Zeit erwarten mußte. Ich werde mich zu beruhigen suchen; aber, du, Prinz, so redete sie den T' Siamma an, du bist von deinem Versprechen befreyt. Ich kehre

re

e wieder mit meinem Vater zurück. Ich liebe dich zu ſehr, als daß ich von dir verlangen ſollte, mich zu lieben. Lebe ohne mich vergnügt.

T'Siamma, welcher Zeit gehabt hatte, ſich von ſeiner erſten Betäubung zu erholen, ward durch dieſe Rede empfindlich gerühret. Er nahm ſie bey der Hand, umarmte ſie, und ſchwur ſie ewig zu lieben. Die feyerliche Vermählung ward vollzogen. T'Siamma bewunderte ſeine Gemahlinn; aber der Pöbel in Chiekock ſang ſpöttiſche Lieder von ſeiner neuen Königinn. Sie erfuhr es, und lachte; denn ein Weiſer lacht mitleidig über den Witz des Pöbels. Sie bemühte ſich, ihrem Gemahle zu gefallen; und dieſer war ſo weiſe und gerecht, daß er ihre Verdienſte bald einſah, und ſie mit Hochachtung liebte. Sie bemühete ſich auch, das Volk von ihrer Tugend und ihrem Verſtande zu überführen; und dieſe Mühe blieb vergebens, denn ſie war häßlich. Lag ſie in den Tempel vor ihren Göttern, und betete andächtig; ſo ſagten die ſtarken Geiſter zu Chiekock, daß ſie, wie der fromme Pöbel, andächtig bete, weil ſie nicht vernünftig denken könne. Redete ſie, wie der weiſeſte Bramine von den Göttern, von der Natur, und von den heiligſten Pflichten der Menſchen; ſo nannte man ſie eine traurige Pedantinn. War ſie gefällig und freundlich gegen die, mit denen ſie ſprach; ſo gab man ihr eine gemeine und niedrige Aufführung Schuld. War ſie freygebig; ſo nannte man es eine übelangebrachte Verſchwendung. Mit einem Worte: Der Pöbel am Hofe, und der Pöbel in der Stadt, fand nichts als Untugenden und lächerliche Fehler an ihr; denn ſie war ſehr häßlich.

Dieſe allgemeine Verachtung war ihr ſehr empfindlich. Sie wußte die Urſachen derſelben, ſie wußte, daß dieſe Urſachen aufhören würden, ſo bald ihre Bezauberung aufhörte. Sie wünſchte aus Liebe zu ihrem Gemahle, zu ihrem Volke, und zu ſich ſelbſt, daß ſie ihre vorige Geſtalt wieder bekommen möchte: aber mitten in dieſem Wunſche hielt ſie inne, und zitterte, wenn es ihr einfiel, daß dieſer Wunſch

nicht

nicht anders, als durch den Tod ihres Großvaters den ſie ſo ſehr liebte, erfüllt werden könnte. Sie wünſchte, daß er noch lange leben möchte: und damit dieſes deſto gewiſſer geſchahe: ſo verlangte ſie, häßlich und ungeſtaltet zu bleiben.*

Ihr gemeinſchaftlicher Feind, der unverſöhnliche Cionnoch wußte wohl, daß dieſe Zauberen durch den Tod des alten Königes aufhören werde; er wußte auch, daß dieſer Tod in wenigen Monden erfolgen müſſe. Er konnte urtheilen, wie ſehr T'Siamma und ſeine Gemahlinn ſich alsdenn lieben würden, da nicht einmal ihre Häßlichkeit dieſe Liebe hatte hindern können. Ein ſolches Glück gönnte der Grauſame ſeinem Feinde nicht. Er merkte wohl, daß T'Siamma, ſo großmüthig er auch war, doch mit Ungeduld auf die Zeit ihrer Verwandlung wartete. Er, als ein Zauberer, war allein vermögend, die ſtillen Wünſche der Königinn zu entdecken, die ſie nach ihrer Schönheit that, ſo oft ihr die Verachtung des Volks unerträglich ward. Alles dieſes ſahe er, und frottete ihrer Wünſche; denn er hatte einen grauſamen Einfall den König durch die Schönheit ſeiner Gemahlinn noch weit unglücklicher zu machen, als er ihn durch ihre Häßlichkeit gemacht hatte.

Es war an einem Morgen als die Königinn mit Anbruch der Sonne in ihrem Zimmer vor dem Bilde des Gottes Pſum lag, und für die Seele ihres ſterbenden Großvaters betete, deſſen gefährliche Krankheit man ihr gemeldet hatte. Sie war eben im Begriffe, vom Gebete aufzuſtehen, als ſie von einem Schlage, wie der Schlag eines ſtarken Donners iſt, niedergeworfen ward. T'Siamma hörte es; er eilte nach ihrem Zimmer, und fand ſie ohnmächtig auf der Erde liegen, aber mit einer Schönheit, die ihn blendete, ſo ſchrecklich ihm ſonſt dieſer Anblick war. Er nahm ſie in ſeine Arme, und ſie kam in wenigen Augenbli-

* Hier muß ein Fehler im Originale ſeyn: denn kein Frauenzimmer, wenigſtens in Europa keines, wird einen ſo widernatürlichen Wunſch für das Leben ihres Mannes, geſchweige ihres Großvaters, thun.

genblicken wieder zu ſich ſelbſt. Der König war in groſ-
ſer Unruhe, wie er ihr dieſe glückliche Verwandlung entde-
ken ſollte, da er es nicht anders thun konnte, als ihr zu-
gleich die Nachricht von dem Tode ihres Groſsvaters, den
ie ſo zärtlich liebte, zu entdecken. Sie ſaß noch auf ſei-
nen Knieen, und zitterte vor Schwachheit. Sie ſahe ih-
ren Gemahl und die Umſtehenden mit einer wilden Unord-
nung an, wie ein Kranker, der von einem ſchweren Traum
erwacht. Endlich erblickte ſie ihre eigne Geſtalt in einem
Spiegel. Sie riß ſich aus den Armen ihres Gemahls,
drängte ſich durch die Bedienten des Hofs, und blieb eini-
ge Minuten unbeweglich vor dieſem Spiegel ſtehen. Ja!
ich bin es! rief ſie mit einer ungemäßigten Freude. Sie
ſetzte ſich vor dem Spiegel nieder, zog ihre ſchwarzen Haar-
locken durch die weiſſe Hand, und bewunderte die Schön-
heit von beiden. Von ungefähr lächelte ſie, und ſie fand
dieſes Lächeln ſchön. Sie wiederholte es, und gab ſich
Mühe auf verſchiedne Art zu lächeln, um zu verſuchen, wel-
ches Lächeln eigentlich ihrem Munde, und ihren Zähnen am
vortheilhafteſten ſey. Sie ward nicht müde, ihre Augen
zu betrachten. In einer einzigen Minute machte ſie die
Blicke einer Zärtlichen, einer Spröden, einer Gebieterinn,
einer Schmachtenden, einer Traurigen, und tauſend Bli-
cke, in welchen ſich der Leichtſinn eines europäiſchen Frau-
enzimmers vor dem Spiegel übt. Mit einem Worte; ſie
buhlte mit ſich ſelbſt, und fand endlich, daß die Blicke der
Gebieterinn ihren ſchwarzen Augen am anſtändigſten wä-
ren. Mit dieſer Miene wandte ſie ſich um, und erwarte-
te die Anbetung derer, die um ſie waren. Ihr Gemahl,
welcher mit Erſtaunen alle dieſe ungewohnten Bewegungen
an ihr wahrgenommen hatte, ſtund ganz betrübt neben ihr,
ohne von ihr geſehen zu werden. Er nahm ſie bey der Hand;
aber ſie zog ihre Hand kaltſinnig zurück, und ſah ihn an.
Endlich ſchien ſie ſich zu erinnern, daß er ihr Gemahl ſey.
Sie überließ ihm die Hand nachläſſig, ohne auf die Zärt-
lichkeit Acht zu haben, mit welcher er ſie küßte. Er wag-

te

te es endlich, sie an den Tod ihres Großvaters zu erinnern. Der Wille der Götter, sagte er mit einer ängstlichen Miene zu ihr, seine Weisheit, seine Tugend, das Glück der Todten, das schwächliche Alter deines Großvaters . . . Ist er todt? unterbrach sie ihn ganz gelassen. T'Siamma sah traurig auf die Erde. Also ist er todt, wiederholte sie nochmals, und zuckte mit den Achseln. Aber er war alt, und verdrießlich; sein . . . Indem sie dieses sagen wollte, so entdeckte sie im Spiegel, unter ihrem linken Auge, ein kleines fast unmerkliches Blätterchen. Aber, grosse Götter! schreye sie, was ist dieses? Sie ward unruhig, sie verlangte die Aerzte, und sank kraftlos auf einen Sopha nieder.

T'Siamma stand vor ihr, wie ein Träumender. Er sah seine Gemahlinn, als die schönste Person des Morgenlandes, vor sich; aber ohne Zärtlichkeit, ohne Empfindung der Tugenden, die ihr sonst so eigen waren. Er sah einen schön gemalten Körper, welche nur mit sich beschäfftigt war, nur sich liebte, und die Hochachtung der Menschen erwartete, ohne sie verdienen zu wollen. Er schlug an seine Stirne, und bat die Götter, sie möchten ihm diese Schönheit wieder nehmen, welche so viele Tugenden verdrängt hätte: aber die Götter wollten ihn noch nicht hören, und der Zauberer freute sich über seine Verwüstung.

Bey dem Pöbel hatte diese Verwandlung eine ganz andere Wirckung. Er betete ihre Schönheit an. Wenn sie nur die Lippen öffnete, so ward sie bewundert, noch ehe sie redete. Sie redete mit ihrem Papagey, und was sie mit ihm redete, war Weisheit. Unter diesem Pöbel waren viel Dichter: Sie besungen ihre Schönheit, und die Königinn spendete Reiß unter sie aus. An gewissen feyerlichen Tagen theilte sie ein sparsames Almosen unter die Armen der Stadt, um dem Volke ihre weissen Hände zu zeigen: man nannte diesen eitlen Hochmuth, wohlthätige Tugend, denn ihre Hände waren rund und wohl gemacht. Mit einem Worte: Der Pöbel in Chickock, der die tu-

gendhaf-

gendhafteste Königinn verachtet hatte, weil sie häßlich war, der vergötterte nunmehr ihre Schönheit, und hielt ihre Thorheiten für Tugend.

Der unglückliche Gemahl ward durch diese Schönheit nicht verblendet. Er liebte sie noch: aber weit zärtlicher liebte er sie damals, als sie, zwar häßlich, aber tugendhaft war. Er brachte die Stunden in ihrer Gesellschaft sehr misvergnügt zu; denn gegen alle war sie freundlich, gefällig und aufgeräumt, nur gegen ihren Gemahl nicht. Gegen seine Liebkosungen war sie immer unempfindlich und kalt. Wollte er sie küssen; so klagte sie über Schmerzen am Haupte. Verlangte er, daß sie mit an seiner Tafel speisen sollte; so wendete sie eine Andacht vor, und fastete. Redete er mit ihr, und sagte ihr die zärtlichsten Schmeicheleyen; so spielte sie mit ihrem kleinen Drachen. Redete er nicht mit ihr; so warf sie ihm seine Unempfindlichkeit vor. Was ihm gefiel, tadelte sie. War er aufgeräumt, so vergoß sie Thränen, daß er bey ihrem Kummer noch scherzen könne. In den traurigen Stunden, wenn er seinen Schmerz weiter nicht bergen konnte, machte sie ihm bittre Vorwürfe, und klagte, daß er sie nicht mehr liebe, daß er allemal aufgeräumt, und nur in ihrer Gegenwart immer traurig sey.

Das Exempel der Königinn breitete sich durch die ganze Stadt aus. Die Weiber der Vornehmen ahmeten sie nach. Die Aerzte hielten es für eine Krankheit, aber sie wußten kein Mittel dawider. Sie gaben dieser Krankheit einen gelehrten Namen, und nannten sie: Ongasauwara Sinano; * das war alles, was sie thun konnten. Unerachtet dieses gelehrten Namens, blieben die Männer bey dem misvergnügten, und sich widersprechenden Eigensinne ihrer Weiber unglücklich. ☾ Siamma sahe die Zerrüttung

* Der berühmte *Pere du Halde* erzählt eben diese Geschichte, aber nur mit einigen Veränderungen. Er drückt das Ongasauwara Sinano durch sein *Vapeurs* aus, und ich weis nicht, ob er es getroffen hat.

rüttung mit Betrübniß, welche dadurch in den anſehnlichſten Familien verurſachet ward. Er gewöhnte ſich, gegen ſeine Gemahlinn gelaſſen, nachſehend und immer gefällig zu ſeyn. Die Groſſen im Reiche ahmten ihn hierinnen nach. Sie machten dadurch ihren Eheſtand erträglich, aber ihre Weiber nicht vernünftiger. Die Chronikenſchreiber von Chiekock wollen behaupten, daß ſich um dieſe Zeit die Herrſchaft der Weiber angefangen habe; aber der gelehrte T'Sintſia macht dieſe Gewohnheit noch etliche tauſend Jahr alter.

In dieſen bekümmerten Umſtänden lebte T'Siamma etliche Jahre lang, und war endlich ſo glücklich, ſein Elend gewohnt, und ruhig zu werden. Aber auch dieſe traurige Ruhe gönnte ihm der Zauberer nicht.

Es breitete ſich ein Gerücht in Chiekock aus, daß zween mächtige Prinzen in Siam mit einander in Krieg verwickelt wären. Der Schwächſte von ihnen war ein Freund, und Bundsgenoſſe des T'Siamma. Dieſer brach mit ſeiner Armee auf, ihm beyzuſtehen. Er landete glücklich an, ſchiffte ſeine Truppen aus, und fand, daß das ganze Land in Ruhe war. Sein Freund hielt dieſes für einen feindlichen Einfall, und ward entrüſtet. Er verband ſich in Eil mit andern benachbarten Fürſten, und überfiel die Völker des T'Siamma, welcher nicht im Stande war, der Macht zu widerſtehen, und mit vieler Noth den Reſt ſeiner Truppen auf die Schiffe flüchten konnte.

Dieſer unglückliche Zufall ſchlug ſeinen Muth gänzlich nieder. Es war ihm unerträglich, daß er ein Spott der benachbarten Fürſten ſeyn, und für einen bundbrüchigen Freund angeſehen werden ſollte. Er eilte nach ſeinem Lande zurück, um ſich vor den Augen der Welt, und ſeiner Unterthanen zu verbergen.

Er kam an den Hafen, aber er fand ſeine Unterthanen in den Waffen, welche ihm und den Seinigen den Eingang verwehrten. Der Zauberer, welcher wußte, daß die Götter ihm nur wenige Zeit noch ſeine Bosheiten ungeſtraft zu laſſen

laſſen würden, hatte ſich vorgenommen, den letzten und empfindlichſten Streich wider den T'Siamma auszuführen. Er hatte, als dieſer abweſend war, ſeine Geſtalt angenommen, und das Volk in die Waffen gebracht, da er ausſprengte, daß eine fremde Macht ſein Reich überfallen wollte. Das war die Urſache des Widerſtandes, welchen T'Siamma fand. Aber ſein Muth, und ſeine gerechte Sache überwanden auch dieſe Hinderniſſe. Er trat an das Land. Das Volk ſahe ihn, und erſtaunte; denn es ſahe auch den Zauberer in der Geſtalt des T'Siamma. Der Zauberer hatte die Prieſter durch Geſchenke gewonnen. Die unglückliche Zirizi hielt ihn für ihren Gemahl, und liebte ihn ſeit einiger Zeit wirklich, weil er ihr tauſend kindiſche Schmeicheleyen vorſagte, und ihr alle Stunden neue Gelegenheit gab, ihre Eitelkeit zu beruhigen. Die Weiber der Groſſen im Reiche hatten gar zu viel Urſache, auf ihrer Seite zu ſeyn: ſie bedienten ſich alſo der Gewalt über ihre Männer, und nöthigten ſie, die Parthey der Königinn zu nehmen. Der Pöbel war ohnedem ſchon auf ihrer Seite. Alſo blieben nur noch wenige Tugendhafte und Getreue übrig, welche dem wahren T'Siamma anhiengen. Er verlangte, in Gegenwart ſeiner Gemahlinn, und des Volks, ſeinen Feind zu ſehen, und mit ihm um ſein Recht zu kämpfen. Der Zauberer gieng es ein, da er ſeiner Macht gewiß genug zu ſeyn glaubte. Sie begegneten beide einander in einer fruchtbaren Ebene vor der Stadt. Der Zauberer führte die Königinn an der Hand, und ward von einer unzählbaren Menge Volks begleitet. T'Siamma erſtaunte nunmehr ſelbſt über die Aehnlichkeit ſeines Feindes. Er war wütend, daß er ſeine Gemahlinn an der Hand dieſes Räubers ſehen ſollte. Er zog das Schwerdt, und rief: Göttliche Zoimane! ſtärke meinen Muth, und dieſen Arm! So bald er dieſes geſagt hatte, ſprang er auf den Zauberer los, welcher ihn aber, ohne aus ſeiner Gelaſſenheit zu kommen, zu Boden warf und erwürgen wollte.

In dieſem Augenblicke ſtürzte die göttliche Zoimane, die

die Freundinn und Beſchützerinn ihres T'Siamma, in einer Wolke von Feuer auf den Zauberer herab. In ihrer linken Hand hielt ſie einen Talismann, welchen der eingegrabene Name des Namu-Amida den Gottloſen ſchrecklich machte. Der Zauberer erblickte dieſen Namen, und zitte. Er wollte fliehen, aber er ſank zur Erde nieder. Er verwandelte ſich in einen ſchrecklichen Rieſen, und war ſo verwegen, wider die Fee zu kämpfen. Dieſe hielt ihm den Talismann vor; und er ſtürzte zum zweytenmale, wie ein Kind, zur Erde. Er verwandelte ſich in einen hohen Felſen, um gegen die Kraft des Talismanns unempfindlich zu ſeyn; aber er ſchmolz, wie Schnee, zuſammen. Noch zum drittenmale verſuchte er zu entkommen, verwandelte ſich in einen Strom, und riß den unglücklichen T'Siamma, welcher ohnmächtig auf der Erde lag, mit ſich fort. Die Fee merkte dieſes zu ſpät. Sie warf ſich in den Strom, den T'Siamma zu retten. Durch die Gewalt des Talismanns vertrocknete der Strom, und es blieb nichts übrig, als ein faules ſtehendes Waſſer; aber mitten in demſelben lag der T'Siamma ohne Empfindung ausgeſtreckt, und blieb todt.

Das war das Ende des grauſamen Zauberers, welcher noch in dem letzten Augenblicke ſeiner Wut den tugendhaften T'Siamma zugleich mit in ſein Verderben hinriß. Nur die weiſen Götter wußten, warum ſie dieſes geſchehen lieſſen.

Die Fee netzte den Leichnam mit ihren Thränen. Sie wollte der Nachwelt ein Andenken ſeines groſſen Muths, und ſeiner ſtandhaften Tugend hinterlaſſen. Sie hielt alſo den Talismann an ſeine Stirne, und es erhob ſich mitten aus dieſem todten See ein Fels von weiſſem Marmor, welcher den Leichnam des T'Siamma in ſich verſchloß.

Unter dieſem ſchrecklichen Kampfe der Fee und des Zauberers war das Volk geflohen. Die Königinn lag ohnmächtig an dem Fuſſe eines Baumes, und wußte von allen

die-

dieſen traurigen Veränderungen nichts. Sie ermunterte ſich durch ein Wort der Fee, welche ihr das Schickſal ihres Gemahls, die Bosheit des Zauberers, und die Rache der Götter erzählte. Sie legte ihr den Talismann auf die Bruſt, und in dieſem Augenblicke verſchwand alle Eitelkeit und Thorheit, welche durch die Zauberey des Ciongock zeither ihren Verſtand umnebelt hatte. Sie war vor Bekümmerniß auſſer ſich. Sie wollte mit den Göttern zanken; aber die Fee erinnerte ſie an ihre Gottesfurcht, an ihre Tugend, und an ihre Weisheit. Sie ward ruhig; ſie küßte den Namen des mächtigen Namu-Amida, und beweinte ihren Gemahl, ohne ungeduldig zu murren. Die Fee verließ ſie. Zizizi baute ihrem Gemahle einen prächtigen Tempel auf dem Marmorfelſen, welcher ſeinen Leichnam verſchloſſen hielt. In dieſem Tempel war ſie die oberſte Prieſterinn bis an ihren Tod. Das Volk betete ihn an. Er ward der Gott der Unglücklichen, welche ihren Wünſchen immer nahe ſind, ohne ſie jemals zu erlangen, und welche, ſo lange ſie leben, vergebens hoffen.

Sein Tod geſchahe, nach der Zeitrechnung der Innwohner zu Chickock, am ſiebenten des Monden Ni-ada, welcher nach dem europäiſchen Calender der erſte April iſt. Dieſer Tag war dem Volke beſonders heilig. Sie giengen hinaus in die Ebene nach dem Tempel ihres Gottes T'Siamma, und ſtellten ſich, als wenn ſie ihn ängſtlich ſuchten. Sie riefen ihn, und wenn ſie ihn nicht fanden, ſo warfen ſie Steine in den faulen See Ciongock, um das Andenken des Zauberers zu verfluchen. Die Aeltern ſagten an dieſem feyerlichen Tage zu ihren Kindern: Gehet hinaus, nnd ſucht den T'Siamma, er wird euch etwas ſchenken: die Kinder giengen, und warfen Steine in den See, wenn ſie ihn nicht fanden. Das Weib ſagte zu ihrem Manne: Gehe hinaus, und ſuche den T'Siamma, er wird dir ſagen, ob ich dich mehr liebe, als andre Männer: der Mann gieng, und rächte ſich an dem See, wenn er ihn nicht fand. Die Mutter ſagte zu ihrer Toch-

ter: Gehe hinaus, und ſuche den T'Siamma, er wird dir den Mann nennen, durch deſſen Liebe du glücklich werden ſollſt: die Tochter gieng, und kehrte traurig zurück, weil ſie dieſen Mann nicht erfuhr. Der Weltweiſe ſagte zu ſeinen Schülern: Gehet hinaus, und ſuchet den T'Siamma, er wird euch eine Weisheit lehren, gegen welche die meinige nur Thorheit iſt: ſie giengen, und ſuchten ihn, und klagten es ihrem Lehrer, daß ſie keine Weisheit gefunden hätten.

Dieſes war die Art, mit welcher die Innwohner das Andenken ihres unvergeßlichen T'Siamma feyerten. Sie faſteten an dieſem Tage, und das ganze Land war traurig.

Nach tauſend Jahren ward die Religion in Chiekock verächtlich, da das Land einen König bekam, der ſich der Religion ſeiner Väter ſchämte. Die groſſen des Volks waren ſtarke Geiſter, und nur der arme Pöbel betete noch. Um dieſe Zeit fiel auch die Hochachtung, die man für das Andenken des T'Siamma hatte. Sein Gottesdienſt verkehrte ſich in die Völlerey, und pöbelhafte Ausſchweifungen. Sie ſandten einander noch immer zu dem T'Siamma, aber nicht tugendhaft, nicht weiſe zu werden, nein, nur ihren Muthwillen zu kützeln. Und fanden ſie noch einen, welcher fromm und treuherzig genug war, ſich zu dem T'Siamma ſchicken zu laſſen, den hielten ſie für einen Narren. Dem Pöbel gefiel endlich dieſer Scherz auch, und für den Pöbel gehörte er eigentlich. Er bemächtigte ſich dieſes Witzes, und behielt ihn bey, nachdem die Vornehmen des Landes anfiengen, ſich deſſelben zu ſchämen. Dieſe Gewohnheit breitete ſich durch Siam in Japan aus, und iſt endlich auch zu uns Europäern herüber gebracht worden.

Nunmehr iſt der ſiebente Tag des Monden Ni-ada ein Feſt der Narren in Chiekock; und der europäiſche Pöbel feyert es zu gleicher Zeit am erſten April.

Zweytes Buch,

enthält

ſieben mal ſieben Wahrſagungen

vom erſten April.

RIDE. SI. SAPIS. *Mart.*

Warnung

an alle unverheirathete

Frauenzimmer.

So viel Mühe ſich der Autor auch gegeben hat, alles zu vermeiden, was den zärtlichen Ohren ſeiner Leſerinnen, und beſonders unverheiratheter Frauenzimmer, anſtößig ſeyn möchte; ſo wenig hat er es doch von der achten bis zur neunzehnten Wahrſagung vermeiden können. Er warnt ſie daher wohlmeynend, dieſe Stellen vorſichtig zu überſchlagen. Es würde ihm nahe gehen, wenn ſie darinnen etwas finden ſollten, worüber ſie erröthen, oder empfindlich werden müßten.

Zweytes Buch.

1.

Einem von meinen Lesern sind sieben mal sieben Wahrsagungen verdächtig. So bald er diesen Titel zu Gesichte bekömmt, so bald fällt ihm das Sprüchwort ein: daß Sieben gemeiniglich die Zahl eines Lügners sey; und um deßwillen hat er ein schlechtes Vertrauen zu diesen Wahrsagungen. Sie irren sich, mein Freund; lesen sie weiter: es ist auch für sie eine Wahrsagung darinnen. Sie werden gestehen müssen, daß ich nicht lüge, wenn sie anders sich selbst kennen.

2.

Phäneſt (1) hat an einem feyerlichen Tage die Pracht und die Lustbarkeiten des Hofs mit angesehen; diese Lebensart gefällt ihm. Er versetzt einen Theil seines väterlichen Gutes, kauft sich reiche Kleider dafür, und läßt sich heute um eilf Uhr zum erstenmale bey Hofe sehen. Man bewundert seinen Verstand, und seinen Rock; man sucht seine Freundschaft; man erbietet sich zu allen möglichen Diensten. Der unerfahrne Phäneſt kennt die Sprache des Hofs noch nicht. Er träumt schon von lauter hohen Ehrenstellen, von Gewalt und Reichthume: aber in kurzem wird er merken, daß alles nur ein Traum gewesen ist. Er wird wieder auf sein Landgut flüchten, und suchen, durch eine genau eingeschränkte Wirthschaft in zehn Jahren so viel zu erspahren, als er es sich in einem Jahre hat kosten lassen, dem Hofe lächerlich zu seyn.

3.

Naſidien (2) hat in der Stadt, wo der Hof wohnt, seit zwanzig Jahren ein ansehnliches Vermögen, durch alle nur ersinnliche, sowohl vornehme, als niederträchtige Ausschwei-

(1) Kennen sie den Herrn V.. T.. nicht?

(2) Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N.. meyne.

schweifungen zerstreut. Weil er für den Prinzen kein besonderes Ballakleid, ein anderes für die Gemahlinn des Prinzen, und für einen jeden Vetter und eine jede Muhme des fürstlichen Hauses wenigstens eine reiche Weste gehabt; weil er zwanzig Jahre in der Antichambre müßig geplaudert hat; weil er sich sein Geld bey Hofe hat abgewinnen lassen; weil er seine Gesundheit, in der Gesellschaft einiger Frauenspersonen vom Theater eingebüßt hat: so glaubt er, ein Recht zu haben, von dem Prinzen eine Belohnung seiner treuen Dienste, und eine Schadloshaltung für das ansehnliche Vermögen zu fodern, welches er, nach seiner Art zu reden, im Dienste des Fürsten zugesetzt hat. Er entschließt sich also, diesen Morgen ernstlich um ein Amt, oder, welches bey ihm einerley ist, um eine Pension anzusuchen. Man hort sein Bitten an, und macht ihm ein gnädiges Compliment; er bittet noch einmal, und man verweist ihn zur Geduld; er bittet zum drittenmale, und nunmehr findet man seine Bitte sehr unbescheiden. Man wird ihn fragen, worinnen denn eigentlich die wichtigen Dienste bestehen, die er dem Hofe mit Aufwendung eines so ansehnlichen Vermögens geleistet habe? Dieser Frage hatte er sich nicht versehen. Er geht, misvergnügt über den Hof, zurück, lebt noch einige Zeit in der Stadt von den Wohlthaten seiner Bekannten, von der Leichtgläubigkeit einiger Wucherer, und von seiner eignen Unverschämtheit. Endlich flieht er aufs Land, und futtert sich in etlichen adlichen Familien zu Tode, wo er der gnädigen Frau viel Nachtheiliges von den Hofdamen erzählt, der Fräulein ein paar abgesetzte Operarien vorheult, den Junker die Geographie von allen verdächtigen Häusern der Residenz lehrt, und mit dem alten Ritter, beym Kamine, über die Regierung, und den Undank des Hofs patriotisch seufzet.

4.

Der Prinz wird nach der Tafel einige Minuten mit dem Grafen N.. (3) am Fenster stehen, sehr vertraut mit ihm reden,

(3) Der Graf E.., ist ihnen der unbekannt?

reden, und ihm einigemal etwas ins Ohr sagen. Es sind in der That nur gleichgültige Dinge, die er mit ihm spricht, und die Geheimnisse, die er ihm ins Ohr sagt, dürfen alle wissen, nur die Prinzeßin nicht. Gleichwohl macht diese gnadige Vertraulichkeit eine grosse Bewegung am Hofe, und im Gehirne des armen Grafen. Der Hof weis, daß der Prinz den Grafen zu gut kennt, als daß er ihn hoch schätzen, oder ihn seiner Vertraulichkeit würdigen sollte. Man hält ihn für einen Mann, der zu den kleinen Belustigungen des Hofs zu trocken, und zu ernsthaften Verrichtungen zu albern sey; in der That hat der Prinz auch bisher niemals mit ihm geredet, als wenn er nach der Uhr, oder nach dem Wetter fragte. Und gleichwohl redet er itzo mit ihm allein und redete ihm ins Ohr, und klopft ihn auf die Achsel. Nunmehr ändert auch der Hof seine Begriffe, die er sich von dem Grafen machte. Kaum hat ihn der Prinz verlassen, so drängt sich die ganze Antichambre zu ihm. Die Grossen reden vertraut mit ihm, und bitten, daß er morgen mit ihnen speisen möge; die Hofleute von der mittlern Classe lächeln zu allem, was er spricht, finden seine Scherze sehr fein, und zucken die Achseln geheimnißvoll, wenn er seiner Natur die Gewalt anthut, ernsthaft und vernünftig zu reden; die Kleinen weichen ihm ehrerbietig aus dem Wege, damit er desto vornehmer auf und abgehen, und sie desto mehr bemerken könne. Der gute Graf taumelt von diesem ungewohnten Glücke. Er kann es noch nicht begreifen, daß er es ist, dem man alle diese Freundschaft und Hochachtung bezeugt. Endlich läßt er sichs gefallen, und er läßt sichs um so viel lieber gefallen, da er bisher der einzige am Hofe gewesen ist, der an seinen Verdiensten nicht gezweifelt hat. Nun überrechnet er schon sein künftiges Glück, da er gewiß glaubt, daß er der Vertraute des Prinzen sey. Er hat Feinde, und diese will er es empfinden lassen, daß sie seine Feinde gewesen sind. Er hat Schulden; diese will er nicht bezahlen, denn nunmehr würde sich das noch weniger für ihn schicken, als vorher. Aber er will Schätze sammeln,

meln, und was ihn noch beunruhiget, iſt die Ungewißheit, welche Güter im Lande er eigentlich an ſich kaufen will. Zu ſeinem guten Glücke iſt er noch nicht vermählt. Er läßt in Gedanken alle Fräulein die Muſterung paßiren, und bedauert die guten Kinder, daß er nur eine von ihnen heirathen kann. Mit dergleichen angenehmen Träumen beſchäftigt ſich der arme Graf, und weis nicht, daß es nur Träume vom erſten Aprile ſind. Noch an eben dem Tage kömmt er an den Hof zurück. Er nähert ſich dem Prinzen mit einer gewiſſen Vertraulichkeit, zu welcher er ſich ſeit drey Stunden berechtigt zu ſeyn glaubt. Der Prinz ſieht ihn gleichgültig an; er redet mit allen, die um ihn ſtehen, nur mit dem Grafen nicht. Dieſe veränderte Scene iſt ihm ein Räthſel. Er wagt es endlich, dem Prinzen etwas ins Ohr zu ſagen; der Prinz hört es, ohne ſeine Miene zu ändern, oder ihm zu antworten. Er wiederholt ſeine ſtille Frage noch einmal; der Prinz antwortet ihm mit einem unzufriedenen, Nein! und kehrt ihm den Rücken zu. Der arme Graf tritt beſchämt zurück; er vergißt alle Schlöſſer, die er kaufen, und alle Fräulein, die er heirathen wollte. Die Antichambre verachtet ihn eben ſo ſehr, wie geſtern. Er ſieht überall am Wege; man drängt ihn zurück. Er bietet ſich an, daß er morgen mit Ihro Excellenz ſpeiſen wolle; aber nun beſinnen ſich Ihro Excellenz, daß ſie morgen ſelbſt zu Gaſte ſind. Er ſagt etliche artige Einfalle, und niemand lächelt mehr. Er geht zu denen, die ihm vor drey Stunden ehrerbietig auswichen; ſie bleiben ſtehen, ſie merken ihn nicht, und, die ihn noch merken, die ſind ſo vertraut, Tabak von ihm zu fordern. Zum größten Unglücke kömmt der Kaufmann in das Vorzimmer, dem der ganze Hof ſchmeichelt, weil der ganze Hof ihm ſchuldig iſt. Er hat in ſeiner Schreibeſtube von der gnädigen Vertraulichkeit des Prinzen gegen den Grafen gehört; um deßwillen ließ er alles liegen, und eilte nach Hofe, um dem Grafen ſein ganzes Vermögen anzubieten, in der Hoffnung, dasjenige wieder zu bekommen, was er ihm bereits ſchuldig war. Aber

der schon auf der grossen Treppe erfährt er die geschwinde Veränderung: er geht also in das Vorzimmer, sucht den Grafen, und mahnet ihn trotzig. Der Graf eilt beschämt nach Hause, verflucht den Hof, und den unglücklichen Tag, ohne sich zu besinnen, daß dieser Tag der erste April ist.

5.

Endlich hat Hypsäus (4) den Schritt gethan, den er sich seit langer Zeit zu thun wünschte. Er hat heute das ansehnliche Amt überkommen. Zwarden Verstand hat er nicht, der zu dem Amte erfordert wird; aber den hat er sich auch eben nicht gewünscht. Genug, daß er die Besoldung und den Rang hat. Er wird dafür sorgen, daß er jemanden miethet, der in seinem Namen den Verstand und Fleiß anwendet, den das Amt erfodert. Nunmehr glaubt Hypsäus vollkommen glücklich zu seyn. Aber seine grosse Dummheit, und Nachläßigkeit wird nun destomehr in die Augen fallen, je ansehnlicher der Posten ist, in welchem er stehet. Die Stadt fängt an, öffentlich über ihn zu lachen, da sie ihn vorher nur in Stillem verspottet hat. Die Einkünfte muß er denen abgeben, die für ihn arbeiten. Er wird also auf den ersten April kunftigen Jahres von seiner Ehrenstelle nichts übrig haben, als die Schande, und die Verantwortung.

6.

Sehen sie jenen Mann mit der tückischen und menschenfeindlichen Miene, welcher sich die Stirne wischt, und sich ganz ermüdet auf das Canapee wirft? Das ist Meran! (5) Erst vor einer Minute hat er das grosse Werk zu Stande gebracht, an dem er seit einem halben Jahre gearbeitet hat. Durch die niederträchtigsten Schmeicheleyen, durch Bestechungen, die ihm den dritten Theil seines Vermögens gekostet haben, durch Verunglimpfung der redlichsten Männer, die er für Nebenbuhler hielt, hat er sich diesen Morgen in das Amt gedrängt, bey welchem er hofft, daß man ihm

(4) Der Herr Rath Af.. mit der wichtigen Miene eines O..

(5) Der Mann ist mir zu tückisch, den mag ich nicht nennen.

ihm eben so niederträchtig schmeicheln werde, als er gethan, und ihn eben so bestechen werde, als er es thun müssen. Hier ißt er, und dichtet, an welchem von seinen Feinden er sich zuerst rächen will. Schon hungert ihn nach dem Vermögen anderer, welches er, als seine Beute, ansieht. In der That wird er Verschiedne unglücklich machen. Aber der Elende, der heute hier auf dem Canapee von seinem Glücke, und dem Untergange seiner Feinde träumt, weis nicht, daß, ehe noch ein Jahr verläuft, Unschuld und Tugend siegen werden, und er in dem Gefängnisse verschmachten soll.

7.

Wer ist das kleine junge Männchen, welches dort an jener Tafel eine ganze Gesellschaft ehrwürdiger und erfahrner Männer mit einer so unanständigen Lebhaftigkeit zu übertäuben sucht? Und wer ist die ansehnliche Frauensperson, welche dort an der Thüre horcht, und vor Freuden Thränen vergießt? . . . (6) Ist das möglich? Also ist dieser Knabe heute zum erstenmale von dem Prinzen in die Versammlung der Räthe aufgenommen worden? Und gleichwohl ist er schon so weise, daß er denenjenigen unbescheiden widerspricht, die ihn vor zwanzig Jahren auf den Armen trugen? Und das ist seine Frau Mutter? Sie weint vor Freuden, daß der Himmel ihren Sohn mit so vieler Weisheit, und Lunge ausgerüstet hat. Ihre Freude wird nicht lange dauern. Das weise Kind, welches heute vor Gelehrsamkeit bersten möchte, wird in drey Monaten erfahren, daß er ein elender Ignorant sey. Er wird verstummen, und alsdann erst wird er erträglich seyn.

8.

Heute wird der unglückliche Ball seyn, auf welchem so viele zärtliche Thoren den Grund zu ihrem Misvergnügen legen werden.

Der

(6) Viel Glücks, hochweiser N . . d.

Der junge Herr (7) in weissen Strümpfen und mit den reichen Aufschlägen, flattert um seine Schöne, wie die Motte ums Licht. Er sieht ein paar schwarze Augen, er fühlt eine weiche Hand, er schielt nach dem Palatine, und wird so heiß vor Liebe, daß er schmelzen möchte. Morgen wird er seine Göttinn besuchen, und seufzen; übermorgen wird er seine Liebe entdecken; in vier Wochen wird er ihr Mann seyn; und in vier Monaten möchte er sich vor den Kopf schiessen, so oft es ihm einfällt, daß er die Thorheit gehabt hat der Mann eines Frauenzimmers zu werden, dessen unvorsichtige Ausschweifungen ihn vor der ganzen Stadt lächerlich machen.

9.

Selinde, (8) ein stilles, tugendhaftes, und wie man versichern will, fast einfältiges Mädchen, nimmt die Schmeicheleyen des jungen Seladons für Ernst an. Er thut ihr Versicherungen und Schwüre, die sie in dem Hause ihrer Mutter, die eben so stille, tugendhaft, und eben so einfältig ist, niemals gehört hat. Sie nimmt diese Schwüre für Ernst auf, und fängt an, diesen Flatterhaften zu lieben. Die Mutter läßt es geschehen, daß er sie oft und zu allen Zeiten besucht: die zufriedne Tochter küßt der gefälligen Mutter die Hände dafür. Seladon redet von nichts, als von dem Glücke, das er sich wünscht, die Hand eines so liebenswürdigen Kindes ewig zu besitzen. Das einfältige Kind schweigt sittsam, und wünscht es in ihrem Herzen selbst. Die Mutter lächelt, halb andächtig, und halb, als erinnerte sie sich ihrer Jugend, und sagt: wie Gott will, ihr Kinder! Der leichtsinnige hat die Absicht gar nicht, Selinden zu heirathen. Er liebt ihre Schönheit, und will versuchen, wie weit er diesen Roman ausführen könne. Aber die Tugend des Mädchens, und der Mutter

(7) Der süße Herr L . . , der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.

(8) Arme E . . ! du dauerst mich, und doch weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen ist.

Mutter sind ihm beständig ein unüberwindliches Hinderniß. Man warnt die gute Mutter. Sie bittet ihn, seine Besuche zu unterlassen, welche der ganzen Stadt so verdächtig würden: aber er ist so niederträchtig, daß er sich in öffentlichen Gesellschaften gewisser Vertraulichkeiten berühmt, die den guten Namen der treuherzigen Selinde zweydeutig machen. Sie hoffte, der Ball würde die Gelegenheit zu ihrem künftigen Glücke seyn: aber durch eben diese einfältige Treuherzigkeit hat sie ihren guten Namen verloren, welchen ihre Unschuld nicht retten kann. Seladon ist ein Böswicht: und einem Böswichte, der etwas Nachtheiliges von einem Frauenzimmer erzählt, glaubt die lästernde Welt immer lieber, als einem Frauenzimmer, welches seine Unschuld eidlich erhärtet.

10.

Aber Seladon bleibt nicht ungestraft. Er hat an eben diesem Abend eine Bekanntschaft mit der Tochter (9) eines Kaufmanns gemacht, die er nebst der Bekanntschaft mit Selinden zugleich unterhält. Denn ein junger Mensch von Verdiensten, wie Seladon, muß mehr, als ein Mädchen auf einmal betrügen. Und diesesmal wird Seladon selbst betrogen. Die Tochter des Kaufmanns hat nicht Ursache, sprode zu seyn. Ihr Vater hat ausgerechnet, daß er kaum noch ein Jahr lang im Stande seyn werde, seinen ehrlichen Namen vor der Welt zu erhalten. Seladon ist bemittelt genug, ihn noch einige Zeit zu retten. Der Vater räth der Tochter, diese Beute nicht fahren zu lassen. Sie thut alle Anfälle einer verschlagenen Buhlerinn auf ihn, und thut sie mit gutem Erfolge, weil ihr dergleichen Anfälle nicht neu sind. Noch einige Zeit bleibt Seladon ungewiß, weil er sehen will, wie weit er sein Glück bey Selinden treiben könne. So bald aber dieser Roman abgerissen wird, so kann er sich weiter nicht aus dem Netze entwickeln, das ihm die Tochter des Kaufmanns legt. Nun ist der flatterhafte

(9) Die Mademoiselle K. . . ist es, die der Himmel geschaffen hat, den ungetreuen Seladon zu bestrafen.

urhafte gefangen; und kurz nach der Hochzeit erfährt er die zerrüttete Wirthschaft seines Schwiegervaters, ja, was noch weit empfindlicher ist, er erfährt, daß seine Frau ihn nicht zuerst geliebt hat. Er muß zu beidem stillschweigen; denn ein Mann, dem sein eigenes Gewissen Vorwürfe macht, wird selten Muth genug haben, seiner Frau dergleichen Ausschweifungen vorzuwerfen, und zwar einer Frau, welche so viel Muth hat, wie diese, ihrem Manne es fühlen zu lassen, daß sie Frau ist. Nun hangt Seladon traurig den Kopf. Er verliert sein Vermogen, welches er in die Hände des Schwiegervaters geben müssen. Er verflucht seine Wahl; aber ganz in Stillen verflucht er sie, damit es seine Frau nicht höre, vor der er sich scheut. Er kann niemals Selinden begegnen, ohne sich zu schämen. Wie unglücklich ist der Ball vom ersten April für den armen Seladon! (10)

T.. (11) und E.. (12) sehen sich diesen Abend zum erstenmale; sie finden in ihrem beiderseitigen Umgange etwas, das ihnen gefällt; sie fangen an, sich zu lieben; noch an diesem Abende entdecken sie einander ihre Liebe. T.. freut sich, und überläßt es aus Bescheidenheit dem Ausspruche ihrer Mutter. E.. ist ein tugendhafter und ehrlicher Mensch; aber er hat kein Geld, kein Amt, und weis auch noch nicht, wenn? und wo? er beides finden soll: T.. hat eben so wenig Vermögen, und kann sich nur sehr kümmerlich mit ihrer Mutter ernähren. Sie lieben sich beide zu aufrichtig, als daß sie einander dieses verschweigen sollten; aber sie lieben sich auch beide zu stark, als daß sie vernünftig nachrechnen sollten, wie viel sie etwan

(10) Der leichtsinnige E.., er ist unglücklich, aber er hat die Strafe verdient.

(11) (12) Ich konnte wohl ihre Namen ganz nennen; denn T.. und E.. sind zu arm, als daß sie sehr bekannt wären; aber doch dauren sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen.

wan kürzlich brauchen möchten. Ihre Mutter, ein christliches Weib, und eine groſſe Freundinn des Eheſtandes, macht ihnen Muth; Sie ſollen beten und arbeiten, ſo wird es ihnen nicht fehlen! Wie ſehr beruhigt dieſer mütterliche Segen unſer zärtliches Paar! Sie heirathen ſich, und vor groſſer Liebe merken ſie in den erſten vier Wochen ihren Mangel nicht. Nun wird ihre jugendliche Liebe etwas ernſthafter. Sie vermiſſen die unentbehrlichſten Sachen in ihrer Wirthſchaft: ſie klagen es der Mutter, und dieſe zuckt die Achſeln. Sie beten, und haben doch kein Brodt. Sie wollen arbeiten, und es findet ſich keine Arbeit, und kein Amt für ihren Stand. Sie lieben einander noch eben ſo aufrichtig; aber deſto empfindlicher iſt ihnen der Mangel, den keines vor dem andern verbergen kann. Sie und ihre Mutter können nicht begreifen, wie daß möglich iſt, daß der Himmel eine ſo aufrichtige Liebe darben läßt: aber ſie bedenken nicht, daß die aufrichtigſte Liebe unvernünftig ſeyn kann, und daß der Himmel nicht ſchuldig iſt, unſere Thorheiten zu ſegnen, wenn wir auch ſchon dieſe Thorheiten mit Gebet anfangen.

12.

Kleant .. (13) ich weis nicht, ob ihr ihn kennt? Kleant, der eigennützige Hageſtolz, hat ſelbſt keine Verdienſte, als das Geld, und alſo kennt er auch, auſſer dem Gelde, keine Verdienſte weiter. Man hat immer die Abſicht gehabt, ſein Vermögen in vernünftigere Hände zu bringen, und um deßwillen hat man ſich Mühe gegeben, ihn zu verheirathen. Man ſchlägt ihm ein Frauenzimmer vor, die ſehr tugendhaft iſt. Aber hat ſie Geld? fragt er. „Sie „iſt von einer guten anſehnlichen Familie.„ Aber vielleicht hat ſie eben um deßwillen kein Geld? „Sie iſt zu allen „denen Künſten und Wiſſenſchaften angeführt worden, die „ein Frauenzimmer zu einer vernünftigen Mutter, einer „häuslichen Frau, und einer liebenswürdigen Freundinn „machen.

(13) Mit ihrer Erlaubniß, Herr N.. T.., daß ich ſie ein wenig bekannter mache.

„machen“ Hum! spricht Kleant, aber was bringt sie mit? Dort tanzt dieser Kleant, und zwar tanzt er mit Orimenen, (14) einem Frauen Zimmer von dreyßig Jahren, welche von ihrem Vater die Kunst gelernt hat, bey einem mittelmäßigen Vermögen die Miene eines Frauenzimmers zu behaupten, welches grosse Reichthümer besitzt, und nur aus Bescheidenheit, und guter Wirthschaft diese Reichthümer nicht gestehen will. Mit dieser tanzt er, und mitten im Tanzen rechnet er nach, wie viel er wohl gewinne, wenn er dieses Frauenzimmer zur Frau bekommen könne. Alle ihre Capitalien tanzen vor seinen Augen herum, und wenn er ihr die Hand reicht, so geschicht es mehr mit der Bewegung eines Menschen, der Geld empfangen soll, als der die Hand einem Frauenzimmer zum Tanze giebt. Die Menuet ist geschlossen. Er führt sie an das Fenster, er redet schüchtern mit ihr, sie wird roth; er küßt ihr die Hand, sie neigt sich, und er drückt die Hand mit Entzückung an seinen Mund. Nun sind sie einig. Des Wohlstands wegen will man noch vorher den Vormund darum fragen. Der arme Klean! er ist seines Glücks gewiß; gleich nach Ostern wird die Hochzeit vollzogen. Nun fragt Kleant nach ihrem Vermögen, und ihr Vermögen besteht in ungültigen Papieren, weitläuftigen Ansprüchen, und in der Hoffnung, einen reichen Vetter in Ostindien zu beerben, wenn er unverheirathet und ohne Testament sterben sollte.

13.

Warum ist Leonore, (15) die Tochter des reichen Kaufmanns, so aufgeräumt? Noch vor einer Stunde saß sie ganz tiefsinnig und unzufrieden, und war gegen alle, die sie zum Tanze auffoderten, frostig und beleidigend, nur gegen den Baron von N.. (16) nicht. Der vergoldete Baron, der eben itzo mit ihr tanzt, hat ihr, oder viel mehr ihrem

(14) Das ist meine Nachbarinn, die kostbare A...

(15) Die musikalische T....

(16) Zu deutsch, der Herr Baron von D.

Beide vor einigen Minuten eine förmliche Liebeserklärung gethan. Leonore ist ein hochmüthiges Bürgermädchen, welches nichts so sehr wünscht, als einen hohen Rang, und den Titel einer Excellenz: der Baron hat beides, aber auch viele Schulden. Sind wohl in der Welt zwo Personen, die sich besser für einander schicken? Die Liebeserklärung von diesem Abende ist der Grund zu einer Vermählung, mit welcher der Baron so geschwind als möglich eilen wird, um eine ruhige Messe zu haben. Nun ist der Baron Herr von ihrem Vermögen, und nun läßt er es die glückliche Leonore empfinden, daß ihre Person, ohne dieses Vermögen, gar keinen Werth hat. Er schämt sich, sie an den Hof zu bringen, an welchen doch zu kommen die eitle Leonore so sehr gewünscht hat. Sie fühlt die Spötterey seiner Familie, und darüber würde sie sich allenfalls trösten lassen: aber das ist für sie eine schreckliche Sache, daß sie sich auf ein entferntes Landgut ihres Gemahls begeben soll, um daselbst einsam und unbemerkt, in der Gesellschaft der Weiber ihrer Verwalter und Pachter zu leben, um ihren Mann dadurch von dem schimpflichen Vorwurfe einer ungleichen Heirath zu befreyen. Würde Leonore wohl so lustig tanzen, wenn sie die unglücklichen Folgen dieses Balls voraus wissen sollte!

14.

Was muß wohl dort der Herr Secretär (17) mit der grossen Perucke in seine Tafel schreiben? Er lacht so laut, daß man kaum noch den Baß von der Music hört, und läßt sich von der witzigen Kalliste etwas dictiren. Kalliste (18) ist ein Frauenzimmer, welches von allem dem nichts versteht, was man gemeiniglich von der Sorgfalt und dem Fleisse eines Frauenzimmers fodert: aber sie hat viel gelesen, sie ist witzig, und so gelehrt, daß sie in Gesellschaft anderer Frauenzimmer gähnt, und andere Frauenzimmer in ihrer Gesellschaft einschlafen. Der Secretär liest Acten und

(17) Der Herr Secretär E . ., ein Mann, dessen ganze Lunge witzig ist.

(18) Die gelehrte F . ..

und Zeitungen, und ist gleich so witzig, als er es bey seinem Amte nöthig hat: aber gleichwohl macht er die Mode unsrer Zeit mit. Er bewundert den Witz, wo er ihn findet, und bewundert ihn allemal aus vollem Halse. Kalliste sagt ihm ein Sinngedicht auf eine Frau vor, die das Unglück hat, dem Herrn Secretär zu missallen. Das ist schon Ursache genug für ihn, diesen Witz zu bewundern. Er schreibt es in seine Tafel; er fragt nach dem Verfasser: Kalliste erröthet. Ha! Ha! schreyt der Secretär, soll mich der Teufel, das Ding haben sie gemacht! Kalliste muß es gestehen. Der Secretär bietet ihr einige Schmeicheleyen vor, und spricht: so eine Frau möchte ich haben, wie sie sind! Gott straf mich, so eine Frau! er läßt es bey diesem zärtlichen Sturme nicht bewenden. Weil aber Kalliste des Wohlstandes wegen ihn noch diesen Abend in Ungewißheit lassen muß, so wird er morgen von neuem ansetzen, er wird auch morgen noch das Jawort, und in vierzehn Tagen Kalisten zur Frau bekommen: aber in vier Wochen möchte er sie gern wieder los seyn. Wenn er zu Bette gehen will, so fehlt Kallisten noch ein Reim: er muß allein schlafen. Wenn er aufsteht, so schläft Kalliste noch, weil sie gestern den Reim sehr spät fand. Wenn er nach Hause kömmt, und essen will; so hat Kalliste über einer schönen Stelle aus dem Voltaire vergessen, die Küche zu bestellen. Geht er wieder in sein Amt, so versammelt sich eine Menge witziger Herren bey seiner Frau, welche sich der schönen Künste und Wissenschaften wegen, allemal in Abwesenheit des Mannes bey seiner Frau versammeln. Er kömmt Abends nach Hause; er findet den Tisch voll Bücher, und wieder kein Essen darauf. Er flucht, und sie erklärt ihm aus dem Seneca eine vortreffliche Stelle vom Zorne. Er fragt: ob sie ihn ganz wolle verhungern lassen? und sie antwortet ihm mit einem gelehrten: natura paucis contenta! Er lärmt über die witzigen Gesellschaften, die seiner Ehre ziemlich zweydeutig wären: aber sie erklärt ihm sehr tiefsinnig, die beruhigende Lehre von der harmonia praestabilita. Er legt sich vor

Verdruß zu Bette, aber die witzige Kalliſte weckt ihn wieder auf, und lieſt ihm ein Sonnet vor. Wie unglücklich wird der unwitzige Secretär mit der witzigen Kalliſte leben!

15.

Glauben ſie etwan, daß dort im Erker der junge Menſch bey ſeiner Großmutter ſitzt? Nichts weniger. Er ſagt einer alten reichen Wittwe (19) zärtliche Schmeicheleyen vor, welche bey ihrem fünf und funfzigſten Jahre noch wollüſtig genug iſt, ſie anzuhören. Die Frau beſitzt ein erſtaunendes Vermögen, iſt immer ungeſund, nimmt von drey Aerzten Arzeney, und alſo wird ſie in fünf Jahren gewiß ſterben. So rechnet Adraſt, (20) welcher geſchickt, aber arm iſt. In der Hoffnung, daß er ſich länger nicht, als fünf Jahre, mit ihr qualen werde, verlangt er ihre Hand, und bekommt ſie, und dieſer neue Eheſtand gedeiht der alten Frau ſo gut, daß ſie noch in ihrem fünf und ſiebzigſten Jahre ſo munter ſeyn wird, als heuer. Armer Adraſt!

16.

Roſamunde (21) ſteht ganz tiefſinnig unter dem Spiegel. Murner, (22) ein alter Wucherer von zwey und ſechzig Jahren, fodert ſie zum Tanze auf, und taumelt mit ihr eine Menuet. Dieſer verdrießliche Alte wird morgen ihr Bräutigam. Roſamunde wird von ihrem Vater gezwungen, dem Manne, der Tonnen Goldes hat, ihre Hand zu geben. Das gute Kind dauert mich: denn Murner wird noch zehn Jahre nach ihrem Tode leben, welcher in den erſten fünf Jahren ihres Eheſtandes vor Verdruß über ihren geitzigen, ekelhaften, und plumpen Mann erfolgt. Aber ſie würde mich noch mehr dauren, wenn ich nicht wüßte, daß ſie ihren natürlichen Widerwillen gegen den verdrießlichen Alten durch die eigennützige Hoffnung beruhigte, daß er in ein paar Jahren ſterben, und ſie durch ſein Vermögen in den

(19) So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres erſten Mannes C. . nicht.

(20) Der Herr Licentiat E. . r.

(21) Dieſes Schlachtopfer heißt N. . in.

(22) Und dieſer ihr Henker heißt . . D.

den Stand ſetzen werde, den jungen Erill (23) glücklich zu machen.

17.

Warum eilt Polidor (24) ſo geſchwind, und ſo unruhig nach Hauſe? ... Ich das moglich! ſo iſt ſeine Frau in dieſem Augenblicke geſtorben, welcher er ſeit etlichen Jahren durch tauſend niederträchtige Beleidigungen das Leben bitter, und die Luſt zum Tode angenehm machen wollen! Er findet ſie todt. Wie leicht iſt ihm das Herz! er ſchickt noch dieſen Abend zu Agneſen, (25) die er ſeit einigen Jahren mehr geliebt hat, als ſeine Frau, und läßt ihr den Tod der letztern melden. Agneſe verſteht diese Botſchaft, und freut ſich; und Polidor freut ſich noch mehr da er nun keine Hinderung weiter ſieht, Agneſen öffentlich für ſeine Frau zu erkennen. Was für aufrichtige Thränen würde itzo Polidor über den Tod ſeiner rechtſchaffenen und unglücklichen Frau vergieſſen, wenn er wiſſen ſollte, daß ihn heute über ein Jahr, um eben dieſe Zeit, ſeine Agneſe bey den Haaren zum Zimmer hinausſchleppen wird, weil er ſie in ihrer Einſamkeit mit einem Kaufmannsdiener ſtören wollte, deſſen Glück ſie, durch das Geld ihres Mannes, zu machen denkt!

18.

Florinde (26) war auch auf den Ball gebeten; aber ſie begräbt dieſen Abend ihren alten Mann. Sie geht hinter ſeinem Sarge weit vergnügter, als ſie hier in dieſer muntern Geſellſchaft tanzen würde, wenn ihr Mann noch lebte. Sie hat in drey Jahren viel mit ihm ausgeſtanden; aber er liebte ſie aufrichtig, und zum Beweiſe ſeiner Liebe ſetzte er ſie zum einzigen Erben ein. Nunmehr theilt ſie ihre Reichthümer mit dem Herrn Lieutenant von . ., welcher hier in Garniſon ſtehet, ein irrender Ritter, und ein

(23) Ich habe ihn ſchon genennt; er heißt *Erill*.
(24) Der untreue R . .
(25) Wie geſagt: Agn . ſen.
(26) N . . e., welche dort ſo vergnügt unter ihrem Fenſter lacht.

unglücklicher Spieler ist. Wie oft wird sie in drey Jahren an ihren verstorbenen Mann mit Thränen denken, wenn sie bey seinen Freunden um das Gnadenbrodt bitten muß!

19.

N.. wird heute diese Weissagungen in der Stille lesen, ohne sich es merken zu lassen. Ich habe sie auf dem Titelblatte gewarnet, sie solle dieselben vom achten bis zum neunzehnten Artikel überschlagen, weil für das Frauenzimmer, und besonders für unverheirathetes Frauenzimmer, viel anstößige Stellen darinnen wären. Diese Warnung ist Ursache, daß sie den achten und die folgenden Artikel bis zum neunzehnten zuerst gelesen hat. Sie weis gar nicht, was ich will: denn in allen diesen Stellen findet sie nichts anstößiges für das Frauenzimmer. Im Ernste, gar nichts. Desto zufriedner bin ich, meine Schöne! aber doch werden sie hier vieles finden, das ihnen sehr nützlich seyn kann. Hätte ich ihnen gerathen, diese zwölf Artikel wegen ihrer erbaulichen Moral zu lesen, so würden sie dieselben vielleicht gar nicht, oder nach ihrer guten Bequemlichkeit, oder doch mit ihrer gewöhnlichen Unachtsamkeit gelesen haben. Aber da ich bat, sie möchten diese Stellen nicht lesen, da ich sie davor warnte, weil viel Anstößiges darinnen wäre, welches die Ohren der Frauenzimmer beleidigen könnte; mit einem Worte, da ich es ihnen verbot: so schlichen sie sich ganz in der Stille auf die Seite, nahmen mein Märchen vom ersten April, suchten begierig die achte Wahrsagung, und lasen unermüdet, bis hieher. Und nunmehr ärgern sie sich, daß ich das alles voraus gewußt habe. Werden sie nun bald glauben, daß meine Wahrsagungen vom ersten April gegründet genug sind? Stecken sie nur das Buch ein, gehen sie wieder zur Gesellschaft, ich will sie nicht verrathen.

20.

Wie vielerley Wege sucht sich der Mensch aus, zu seinem Glücke zu kommen, und wie selten trifft er die rechten Wege!

Wege! Ich sehe, daß Frontin (27) mit einem kleinen Blättchen Papier sehr vergnügt aus dem Zimmer eines Grossen (28) des Hofs zurücke kömmt, von dem er sein Glück gehofft hat, und von dem er es nunmehro desto gewisser erwartet, da er ihm itzo 6000 Fl. gegen einen Wechsel, geliehen hat. Frontin ist ganz ausser sich über die gnädige und vertraute Art, mit welcher ihm sein Mäcenat ein Amt, und seine ganze Gnade versprochen hat. Aber er wird es ihm noch oft versprechen, und wenn Frontin es sich jemals einfallen läßt, die Interessen, oder das Capital wieder zu fodern, so ist er ohne Hülfe verloren. Er hätte wissen sollen, daß die Wechselbriefe eines Mächtigern weiter nichts sind, als schriftliche Complimente.

21.

Wen muß heute Harpax (29) betrogen haben, daß er dort bey seinem Geldkasten so vergnügt lächelt? Nun weis ich es. Vor einer Stunde hat er die letzten hundert Thaler verdient, die ihm noch an dem ersparten Vermögen von 50000. Thalern fehlten. Nun setzt er sich auf die Geldsäcke, und rechnet. Wir wollen ihm zuhören, ohne ihn zu stören . . . . Das wären also 20. 9. 5. 14. 1. gut! Das wären also 49000. Thaler! Hier in dem Sacke 500. und 300. und 100. und hier in der Hand die 100. Thaler . . . Es ist richtig! Das macht zusammen 50000. Thaler. Gott lob! Nun will ich nur noch 10000. Thaler darzu verdienen, und hernach mein Alter ruhig beschliessen, und dem lieben Armuthe nach meinem Vermögen Gutes thun, so bald ich diese 60000. Thaler beysammen haben werde. Wie glücklich wird mein Sohn leben! Ich habe mit hundert Thalern angefangen, und höre mit 60000. Thalern auf. Glücklicher Sohn! wie viel kannst du zusammen sparen, da

(27) Sein Vater, der reiche E . . hätte sein Geld vorsichtiger ausgeleht.

(28) Man wird auf verschiedene rathen, aber es ist niemand, als Ihro Excellenz der Graf M . .

(29) Marx Israel O . .

du mit 60000. Thalern anfängst! Gott erhalte mir nur mein Bißchen Armuth! Ich will es gewiß auch denen geniessen lassen, die darben müssen, wenigstens nach meinem Tode; denn so lange man lebt, weis man nicht, was man selbst braucht, und mein lieber Sohn ist mir doch der nächste. . . . Wollen sie den lieben Sohn kennen lernen? Dort sitzt er in einem verdächtigen Hause, unter der Gesellschaft einiger Spieler, die seine Freunde sind, und einiger lüderlichen Weibspersonen. In eben der Stunde, da sein Vater die letzten hundert Thaler so andächtig in seinen Kasten sperrt, schreibt der Sohn einen Wechsel auf 4000. Thaler, und bekömmt von einem Wucherer, der fast so schlimm, wie sein Vater, ist, 1500. Thaler dafür. Von diesem Gelde wird er mit seinen Freunden und Freundinnen, ein paar Wochen vergnügt leben. Der Sohn wird von neuem, und mit noch mehrerm Verluste borgen, und wird nach und nach so viel Schulden häufen, daß nicht einmal die väterliche Erbschaft zulangt, sie zu tilgen. Armer Harpax! Wie sehr hast du dich heute verrechnet!

22.

Wie zärtlich drücken Aranth (30) und Javolen (31) einander die Hände! Aranth, als ein geschickter Kaufmann, hat ausgerechnet, daß er 15000. Thaler gewinnen kann, wenn er in der künftigen Meße Bankerutt macht. Aber es ist eine gewisse Vorsicht dabey nöthig, um den Namen eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und zugleich zu vermeiden, daß man mit den Gesetzen keine Händel bekömmt. Er hat die Sache itzt mit seinem Advocaten, dem Javolen, überlegt. Der Plan ist gemacht: die Unglücksfälle sind alle aufs reine gebracht, und Aranth findet das Unternehmen sicher genug. In künftiger Messe also wird er den Streich wagen. Er und sein Advocat überrechnen schon den Vortheil, den sie machen wollen. Sähen sie zukünftige Dinge voraus, wie ich sie voraus sehe, so würden sie beide die Köpfe

(30) Mich dünkt, er heißt A . .
(31) T . . *Juris utriusque Doctor.*

Köpfe hängen. Ihre Boeheit wird entdeckt werden. Den Kaufmann wird man auf seine ganze Lebenszeit in den Schuldthurm werfen; und den Advocaten wird man zu einer öffentlichen Handarbeit verdammen. Wie unglücklich ist ihnen der heutige Tag zu diesem Unternehmen! Aber sie sind zu entschuldigen. Haben sie wohl Ursache gehabt, eine so strenge Gerechtigkeit zu befürchten, von welcher man seit funfzig Jahren keine Exempel weis?

23.

Unter allen Tagen im ganzen Jahre ist besonders der erste April der Geldmacherkunst geheiligt: ich würde also Unrecht thun, wenn ich nicht ein paar Worte davon sagen wollte.

Der Mann mit der heitern und ehrlichen Miene, welcher dort vor dem Ofen sitzt, und gedankenvoll das künftige Glück überrechnet, an welchem er so viele Menschen will Antheil nehmen lassen, so bald er die grosse Sache wird zu Stande gebracht haben; dieser Mann verdient unsere Hochachtung, und unser Mitleid. Es sind gestern gleich zwanzig Jahre gewesen, daß er angefangen hat zu laboriren, und allemal unglücklich: aber heute hat er einen Proceß angefangen, der ihm gewiß alle seine Mühe auf einmal belohnen wird. Nun sinnt er nach, was er mit den unsäglichen Schätzen anfangen will, von denen er künftig Herr seyn wird. In seiner Vaterstadt will er eine Stiftung für hundert Arme machen. Unter seinen Verwandten hat er viele, die Noth leiden; denen will er unter die Arme greifen, daß sie Brodt verdienen können. Für die Geistlichen und Schulen setzt er jährlich dreytausend Thaler aus, die er nach seinem Gutbefinden unter sie theilen will. Alle Jahre will er fünf Knaben auf ein Handwerk thun, und fünf armen Mädchen will er eine Ausstattung geben. Er kennt zween Kaufleute, die fleißig und ehrlich, aber in ihrer Handlung unglücklich sind; denen will er ohne Zinsen so viel Geld leihen, als sie brauchen, damit sie für sich und die Ihrigen Brodt erwerben können. Hundert tausend Thaler

ler will er alle Jahre verbauen, damit diejenigen ihren Unterhalt bekommen können, die Luſt haben zu arbeiten. So menſchenfreundlich träumt Philet! (32) Dieſer rechtſchaffne Mann iſt der einzige, dem ich die Entdeckung eines Geheimniſſes gönnen wollte, welcher auſſerdem, wenn es zu entdecken, und mehr als einer Perſon bekannt wäre, das gröſte Unglück für ein Land ſeyn müßte.

24.

Dort ſitzt Argyl (33) vor dem Ofen, und bläſt, daß ihm Schweiß und Ruß über das Geſicht laufen. Er arbeitet auch an der Erfindung des groſſen Geheimniſſes: aber wie ſehr iſt er von dem tugendhaften Philet unterſchieden! Argyl hat ein anſehnliches Vermögen auf die niederträchtigſte Art verſchwendet, und noch viele Leute boshaft um das Ihrige gebracht. Nun macht ihn die Verzweiflung zum Narren. Er iſt einem bettelnden Landſtreicher in die Hände gefallen, welcher ihn dieſe wichtige Kunſt lehren will. Argyl lechzet nach den verſprochnen Schätzen, nicht, daß er tugendhaft leben, andre glücklich machen, und ſeine Schulden bezahlen will: Keineswegs! Er will Gold machen, damit er eine unerſchöpfliche Quelle habe, ſeine gewohnten Ausſchweifungen fort zu ſetzen. Er hat heute einen neuen Proceß angefangen. Er macht ein groſſes Geheimniß daraus; aber ich will ihn verrathen:

„*Rec.* ℔. *fin. ſolvire* ſolche *in aquafort.* Ziehe das „*aquafort* davon, und dieſes wiederhole zum drittenmale. Nun gieſſet *deſtillirten acet.* drauf, und *ſolviret* „darinnen alles, was ſich *ſolviren* will, ziehet den *acet.* „*deſtill.* davon, uud ſolches wiederholt auch zum dritten„male: Das hinterbliebene Salz *ſolvire in aqua pluvia„li, filtrire* und *coagulire* es *ad conſiſtentiam diſcretam,* „ſo iſt es fertig.„

Nun

(32) Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P . . . kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte.

(33) Der Taugenichts R . . k.

Nun hat Argyl alles, was er sich wünscht. Aber ich weis es besser, was er hat: Er hat . . . . die Narrentinctur.

25.

Blasewind, (34) ein herumirrender Goldmacher, ist es, welcher den rechtschaffnen Philet, und den unartigen Argyl betrügt. Er hat sich schon einige Zeit von ihrer Leichtgläubigkeit sehr bequem unterhalten. So ungeschickt und unwissend er auch ist; so ist er doch fein genug, sich die Schwäche eines jeden zu Nutze zu machen. Mit dem Philet redet er von nichts, als von guten Werken, und mit dem Argyl von nichts, als von den wollüstigen Tagen, die auf ihn warten. Er hofft an dem Orte, wo er itzo ist, noch viele zu hintergehen, weil es bey uns noch einige Philete, und unzählige Argyle giebt. Aber Blasewind betrügt sich. Die Schulden, die er an andern Orten gemacht, verfolgen ihn. Er hat hier zu seinen Ausschweifungen nöthig gehabt, neue Schulden zu machen? und er flicht. Er schmeichelt sich an einem kleinen Hofe ein, welcher gewohnt ist, mehr Aufwand zu machen, als die Einkünfte seines Landes ertragen: Er verspricht, diesem Mangel abzuhelfen. Man hört ihn, man giebt ihm, was er verlangt; aber man giebt auch sehr sorgfältig auf ihn Acht. Er wird über einer Betrügerey ertappt, er gesteht noch mehrere, und dort vor dem Thore auf der Höhe rechter Hand der Strasse, dort wird ein vergoldeter Galgen hingebaut werden, an dem dieser tückische Landstreicher hängen soll.

26.

Moran (35) hat gehört, daß Kleider Leute machen. Bisher haben ihm seine Umstände nicht erlaubt, daß er viel auf die Kleider hätte wenden können; und eben dieses hat er für die einzige Ursache gehalten, warum er so wenig bemerkt, und so wenig geschätzt worden ist. Nun will er der Welt

(34) . . A . . , und wer ihn von Person will kennen lernen, der lese die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird.

(35) E . . heißt dieser prächtige Narr.

Welt die Augen öffnen. Er überlegt diesen Morgen die Sache mit seinem Schneider. Er läßt einige prächtige Kleider verfertigen, und damit ihm diese neue Equipage nicht gar zu kostbar falle, so kauft er ein paar reiche Westen von einem Kammerdiener. Nun bricht er hervor, und läßt sich in allen Spaziergängen, in den Lustspielen, und Antichambern sehen. Er erlangt seinen Zweck. Alle Welt sieht auf diese unbekannte Figur, wie man auf einen unerwarteten Kometen sieht, der einige Zeit unter den Sternen herum irrt. Man fragt, wer er sey? man erfährt es endlich, und in kurzer Zeit weis die ganze Stadt, daß er ein Mensch ohne Erziehung, ohne Wissenschaften, ohne Sitten, mit einem Worte, daß er ein unnützes glänzendes Geschöpf ist. Hätte Moran nicht besser gethan, wenn er in seinem alten Kleide unbemerkt gestorben wäre? Man würde nicht gewußt haben, daß er lebe; aber das würde für ihn sehr vortheilhaft gewesen seyn.

27.

Der heutige Tag ist für die Pracht des Narcisi (36) nicht glücklicher. Narciß, nachdem er lange genug sich in sich selbst verliebt hatte, verliebt sich nun auch in ein vornehmes Frauenzimmer, und ist so ungerecht, zu glauben; die Aufmerksamkeit eines Frauenzimmers zu gewinnen, dazu gehöre weiter nichts, als ein wohl gepuderter Kopf, ein kostbares Kleid, feine Wäsche, ein Band im Degen, ein paar kostbare Dosen, eine goldne Uhr, und ein Ring, von dessen Werthe man sich eine Weile unterhalten kann, wenn man sonst nichts zu reden weis. Alles dieses schafft sich Narciß, und borgt es, da er kein Vermögen hat, es zu bezahlen. Er hat das Glück, ein paar Tage in dem Hause des Frauenzimmers gelitten zu werden: aber in Kurzem erfährt der Jubelierer, daß er seinen Ring sehr unsichern Händen anvertrauet habe. Er nimmt ihn zurück; die übri-

gen

(36) Sein wahrer Name ist C . . und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Jubelierer.

gen Gläubiger folgen ihm nach, und in Kurzem ist Narciß ganz ausgekleidet, und kriecht wieder in seinen alten Rock.

28

Heute ist in dem Hause des alten Marcilo (37) alles vor Freuden ausser sich; denn eben heute ist sein Sohn aus Paris zurücke gekommen. Im vorigen Jahre reiste er dahin, als ein junger, bescheidener und gesitteter Mensch, ein wenig einfältig, und hieß Hanns: Heute kommt *Monsieur Jean* zurück, ohne Gesundheit, ohne Sitten, ohne Religion, und sagt seinem deutschen Vater und seiner deutschen Mutter Thorheiten vor, und beide sind vor Freuden ausser sich. *Monsieur Jean* geht in Gesellschaften; alle sehen auf ihn, wie auf ein fremdes Thier. Der Einfältige hält diese Aufmersamkeit für Beyfall; aber er wird in dieser vergnügten Einbildung nicht lange bleiben. In vier Wochen wird er einen alten, und angesehenen Kaufmann auf dem Caffeehause finden; er wird vor ihm herum gaukeln, und ihn so lange beleidigen, bis dieser ehrliche Mann ihn vor der ganzen Gesellschaft versichern wird, daß *Monsieur Jean* ein Narr sey. Die ganze Gesellschaft wird diese Wahrheit durch ihren lauten Beyfall unterstützen.

29.

Celsus (38) hat diesen Morgen den Grundstein zu einem prächtigen Gebäude gelegt, welches er vor dem Thore aufführen will, um seinem Namen ein ewiges Andenken zu stiften und seinen Nachkommen eine anständige Wohnung zu bauen. Wüßte Celsus, daß ihm dieser Bau sein ganzes Vermögen kosten wird, daß er noch eben so viel aufborgen muß, um nicht die Schande und den Vorwurf eines unüberlegten Unternehmens zu haben, das er nicht aus-

(37) Bisher hat er *E* = = geheissen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Markisian aussprechen kann, so deutsch klingt er.

(38) Auf seinen Ballen steht ein *D* = =, und über die Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen, und einem heuchlerischen *Soli Deo Gloria* kommen, um zugleich seinen Vornamen, und sein Vaterland auszudrücken.

ausführen kann; wüßte er, daß ihn ſeine Gläubiger durch die Hand des Richters aus dem Hauſe werfen werden, ſo bald er es völlig ausgebaut hat, daß dieſer prächtige Palaſt den Namen eines ganz Fremden und Unbekannten bekommen wird, der itzo nur noch eine kleine verachtete Handlung durch ſeinen Fleiß und ſein Glück unterhält; wüßte Celſius, daß ſeine unglücklichen Kinder in eben dieſem Hauſe um das Brodt dienen werden: wie traurig würde er ſeyn, wie ſehr würde er ſich ſeines unüberlegten Ehrgeizes ſchämen!

30.

Argyr (39) hat heute zum erſtenmale den unglücklichen Einfall, ein Münzcabinet anzulegen. Sein Vermögen iſt geringe, ſeine Einkünfte ſind ungewiß: aber deſto gewiſſer die Ausgaben, die er auf die Erziehung einer ſtarken Familie wenden muß. Das alles hindert ihn nicht. Er hat heute früh das anſehnliche Münzcabinet eines ſeiner reichen Freunde geſehen; um deßwillen nimmt er ſich vor, auch eines anzufangen. Er putzt alle Thaler rein, die er bekommen kann, und, wo er eine Münze findet, die recht glänzt, und neu ausſieht, die trägt er in ſeinen Schatz. In ein paar Jahren wird ein ſtärkeres Vermögen in dieſer Sammlung ſtecken, als er entbehren kann. Seine Kinder leiden Noth, er ſieht es, es jammert ihn, aber er ſammelt immer noch mehr in ſein Münzcabinet. Er borgt Geld mit ſechs pro Cent auf, um ſchöne Münzen zu kaufen. Endlich drängen ihn ſeine Schuldner, und da er nicht bezahlen kann, ſo bemächtigen ſie ſich ſeines Cabinets. Der unbedachtſame Argyr! Seine Kinder ſind halb verhungert, er ſelbſt hat kein Brodt, und ſein ſchön aufgeputztes Cabinet haben die Goldſchmiede.

31.

Das iſt heute zum fünftenmale, daß ſich Mentor (40) in ein Joch ſpannen läßt, aus dem er ſchon viermal, zu ſeinem groſſen Vergnügen, erlöſt worden iſt. Aber dasmal iſt

(39) Wer kann ſonſt ein ſolcher Thor ſeyn, als Herr E . . ?
(40) Und dieſer iſt mein Freund N . . r.

ist es eine ganz andre Sache; denn der Vater des jungen Menschen, von dem er heute Hofmeister werden müssen, ist einer der Vornehmsten bey Hofe, und hat ihm eine gewisse und anständige Versorgung versprochen. Armer Mentor! Desto schlimmer ist es für dich, wenn der Vater deines Telemachs so vornehm und mächtig ist. Führt sich dieser auf, wie es die Wünsche der Aeltern, und deine unermüdete Sorgfalt verlangen; so ist es nur sein guter natürlicher Charakter, dem man es zu danken hat. Schweift er aus; so ist kein Mensch Schuld daran, als der Hofmeister. Ich habe Mitleiden mit dem rechtschaffenen Manne. Sein Amt ist in vielerley Absicht eines der wichtigsten; und doch ist ein alter Hofmeister immer derjenige, welcher am meisten getadelt, und am wenigsten belohnt wird. Er macht vielleicht einen jungen Cavalier nach dem andern geschickt, sein Glück bey Hofe, und in dem Lande zu finden: aber er bleibt immer Hofmeister; ungefähr so, wie ein alter Fährmann das halbe Land über den Fluß gesetzt hat, und immer auf der Fähre grau wird, und immer nicht viel mehr davon hat, als ein kleines Trinkgeld, und ein nichts bedeutendes: Behüt euch Gott, mein Freund!

32.

Wie lustig geht es dort am Markte in des jungen Lindoro (41) Hause zu! Heute ist der feyerliche Tag, an welchem ihn der Prinz mündig gesprochen hat. Er verkündigt dieses Glück der Stadt mit Trompeten und Pauken, und feyert dieses Fest in Gesellschaft einiger nichtswürdigen Leute, die schon lange auf sein Vermögen gelauert haben, und deren Nahrung es ist, die Freundschaft junger Thoren zu suchen, die sich mündig sprechen lassen. Das Recht, das er sich erkauft hat, drey Jahr eher mündig zu seyn, als er es nach der Ordnung der Gesetze seyn sollte, ist nichts anders, als das Recht, drey Jahr eher zum Bettler zu werden.

33.

(41) Der junge T . . und, wenn es nach ihm geht, in Kurzem der Herr von T . .

33.

Endlich hat es Polydor (42) so weit gebracht, als er es schon seit vielen Jahren gewünscht hatte, zu bringen, und als es weder sein Vater, noch Grosvater haben bringen können. Hier sitzt er im Lehnstuhle, und überdenkt sein Glück, und das Glück seiner Kinder, bis auf die spätesten Urenkel. Seine Frau hängt ihm zärtlich am Halse, und danke Gott und ihrem Manne, daß sie den heutigen grossen Tag noch hat erleben können. Der glückliche Polydor! Vier Wochen wird das ganze Land von nichts reden, als von ihm. Seine Feinde werden vor Verdruß rasen, und seine Freunde werden stolz seyn, daß sie seine Freunde sind. Er wird auch noch immer ihr Freund seyn, ob es ihm gleich seine Umstände nicht erlauben, so vertraut mit ihnen umzugehen, wie vorher. Er muß den Hof schonen; denn nunmehr giebt der Hof auf alle seine Schritte Acht. Was ist denn das für ein schreckliches Glück, das Polydor heute erlebt hat? Er hat sich für 3000. Gulden Ahnen gekauft.

34.

Nun wird die Sache schon anders gehen. Sempron (43) kömmt eben itzt vom Rathhause, und hat eine Klage übergeben. Sein Nachbar soll es schon erfahren, daß er das Recht nicht hat, in Semprons Hof zu sehen. Wenn er mir folgen wollte; so würde er es ihm nicht verwehren. Aber sein Advocat hat es ihm aus einem grossen Folianten bewiesen, daß er gerechte Sache hat, und daß der Streit in vier Wochen entschieden seyn muß. Auf den ersten April 1775. wird sich Sempron vergleichen, und dem Nachbar erlauben, in seinen Hof zu sehen. Die Unkosten werden aus bewegenden Ursachen compensirt: und damit Sempron den Advocaten bezahlen kann, so verkauft er das Haus. Nun hat er doch so viel erlangt, daß der Nachbar nicht mehr in seinen Hof sieht.

35.

(42) Seit diesem Augenblicke, Ihro Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von J . . Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf ꝛc. ꝛc. ꝛc.

(43) Der streitbare S . . .

35.

Das war alles, was man von Philanders (44) Klugheit und Wirthschaft erwarten konnte. Er hat ausgerechnet, daß es ihm sehr viel kosten würde, eine Frau zu nehmen. Er ist zu schlau, als daß er nicht wohl merken sollte, eine Frau würde mehr Herrschaft verlangen, als ihm erträglich sey. Er nimmt also heute eine Magd zu sich, und macht eine Maitresse aus ihr. Ehe noch ein Jahr vergeht, wird ihn diese Magd zur Treppe hinunter werfen, und ehe zehen Jahre vergehn, wird diese Magd sein ganzes Vermögen an sich gezogen haben, und wenn Philander essen will, so ißt er das Gnadenbrodt aus der mildthätigen Hand seiner Magd.

36.

Dort steigt Gurdus (45) vom Wagen, nachdem er vier Wochen ausser Landes gewesen, und von dem Prinzen in einer kleinen Verrichtung gebraucht worden ist. Es waren seine ersten Verrichtungen; darum hielt er sie für sehr wichtig. So lange er abwesend war, bildete er sich ein, daß das ganze Land nur von ihm und seinen Verrichtungen rede. Er kömmt zurück, er wundert sich, daß ihn das Land nicht durch Bevollmächtigte an der Gränze einholen läßt. Er kömmt in die Stadt, und fährt unbemerkt durch die Gassen. Er steigt vor seinem Hause ab, und der Wirth fragt ihn, ob er spatzieren gefahren sey? Also hat nicht einmal der Wirth ihn vermißt? Hätte wohl dem Gurdus der sich alle Wochen in den Zeitungen suchte, eine grössere Demüthigung begegnen können?

37.

Nun wird Célestine (46) ihre Lebenszeit recht vergnügt zubringen. Sie hat heute den Handel über ein Land-

(44) Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur den alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er P . . F . . .

(45) Der Herr von C . . . so lange er ausserhalb Landes war, aber den ums C . . . schlecht mag

(46) Wenn es doch T . . . gestehen wollte, daß sie nur die Eifersucht zu diesem Entschlusse gebracht hat!

gut geschlossen, auf welches sie nach den Feyertagen ziehen, und nicht wieder in die Stadt kommen will. Sie ist die Stadt überdrüßig Man sieht da nichts, als den Himmel und die Gasse. Tag und Nacht ist keine Ruhe; jede Familie ist der Spion der andern. Den besten Freunden darf man nicht trauen, und unter diese besten Freunde gehört Pattine, die den reichen Kaufmann geheirathet hat auf dessen Haus; Cölestine eine Hypothek hatte. Mit einem Worte, sie ist die Stadt überdrüßig: aber vor Eintritt des Winters wird sie das Landleben noch mehr überdrüßig seyn. Die Natur ist ihr zu einförmig: die Bäume stehen einen Tag, wie den andern, auf ihren Plätzen. Niemand ist da, der ihren Putz sieht: niemand, der ihr eine Schmeicheley von ihren Händen sagt; und niemand, der sich zärtlich ängstigt, wenn es ihr einfällt, unpaß zu seyn. Sie hat keinen Zeitvertreib. Von wem soll sie Böses reden? Aber der Pfarrer und seine Frau spielen Lombre . . . Ja, ja! sie spielen es freylich, aber das Fischchen nur um einen Kreuzer. Die unglückliche Cölestine! wie sehr wird sie der Kauf reuen, über den sie heute so viel Vergnügen bezeigt!

38.

Guten Morgen, Junker Wester, (47) guten Morgen! Was macht die Frau Gemahlinn, die kleine Familie, und ihr Hünerhund? . . . Das ist ja recht gut. Ich freue mich über das Wohlseyn der lieben Ihrigen. Aber was haben sie so früh in diesem Hause gemacht? . . . Im Ernste? Sie haben also das Haus itzo gekauft, und wollen vom Lande in die Stadt ziehen? Der Verdruß mit ihren Nachbarn, der Proceß mit ihren unruhigen Unterthanen, die Chicanen der Advocaten, die Unredlichkeit der Pachter, und, was das Kläglichste ist, der Verlust der Mittelsjagd, das sind freylich Ursachen genug, die ihnen das Landleben verhaßt machen können. Aber werden sie in der Stadt vergnügter seyn? Man wird sie auslachen, wenn sie gestiefelt in Spielgesellschaften

(47) Junker A . . der Fuchsjäger.

schaften gehen wollen. Wenn man von Operarien spricht, so werden sie zeigen, wie der Hirsch auf der Brunst schreyt. Man wird ihnen sagen, daß morgen ein Gallatag ist, und sie werden antworten, daß morgen auch die Jagd aufgeht. Man wird sie fragen, ob sie morgen auf den Abend den Tamerlan mit ansehen wollen: und sie werden sehr neugierig fragen, ob er schon eingehetzt ist? Die ganze Stadt wird über sie spotten, und sie werden glauben, daß die ganze Stadt närrisch sey. Tauschen sie noch heute mit Cölestinen. Ziehn sie wieder aufs Land, und bereden sie Cölestinen, daß sie bey uns bleibt: so ist jedes an seinem Orte.

39.

Timoleon (48) wird heute sein Testament bey den Stadtgerichten niederlegen. Er vermuthet wohl nicht, daß es seine Kinder umstossen werden. Er ist immer ein strenger Vater gegen seine Kinder gewesen; und diese haben mit Zittern seine Befehle befolgt. Aber Timoleon hat vergessen, ihre Liebe zu erwerben: und das ist die Ursache, daß sie nach seinem Tode über keine von seinen Verordnungen halten werden, weil si weiter nicht Ursache haben, sich vor seiner Strenge zu fürchten. Bey der Unfreundlichkeit, mit welcher er seine Kinder regierte, haben sie keine Gelegenheit gehabt zu lernen, wie man sich gegen einander liebreich bezeigen müsse. Die traurigen Folgen davon werden sich bey der Erbtheilung zuerst äussern. Ein jedes wird nur auf seinen Nutzen sehen, und daraus entsteht ein ungesitteter Zank, der ohnedem unter den Geschwistern immer am heftigsten ist. Dieser Zank erwächst zu einer öffentlichen Verbitterung, und es giebt Advocaten, welche sich diese Uneinigkeit so wohl zu Nutze zu machen wissen, daß sie in zehen Jahren die einzigen Erben dieser reichen Verlassenschaft seyn werden.

(48) Mein Nachbar T...

40.

Opim (49) iſt nicht glücklicher. Er weis, daß er fremde und lachende Erben hat, die, unerachtet aller legalen Mühe, die er anwenden wird, dennoch ſeinen letzten Willen nicht ſorgfältig genug beobachten werden. Opim iſt ein Mann, der bey einem ſehr groſſen Vermögen viel Ehrgeiz, und keinen Verſtand beſitzt. Er hat ſich niemals Mühe gegeben, ſich um ſeine Mitbürger verdient zu machen: was wird er nach ſeinem Tode für Nachruhm von ihnen erwarten können? Opim hat einen guten Einfall: er will ſich ſeinen Nachruhm ſelbſt beſtellen. Der Bildhauer kömmt; er ſoll ihm ein marmornes Grabmaal bauen. Ein halb Dutzend ſteinerne Tugenden ſollen um daſſelbe herum ſitzen, und bittre Thränen vergieſſen. Selbſt der unerbittliche Tod ſoll unzufrieden ausſehen, daß er den groſſen Opim hat von der Erde wegraffen müſſen. Die Fama bekommt auch ihre Rolle. In der Mitte des Grabmaals ſollen zween kleine verlumpte Buben, die ganz erbärmlich greinen, das Schild halten, welches ſich Opim ſo groß als möglich beſtellt, um ſeinen ganzen Titel, alle ſeine Tugenden, und alle ſeine Verdienſte darauf ſetzen zu laſſen, damit die Welt doch ſehen möge, daß es auch in unſern Tagen groſſe und tugendhafte Männer, und einen Patrioten gegeben habe, der Opim hieß. So macht er es, wie es Alexander mit ſeinem Lager in Indien machte, welches er ſo groß und weitläuftig einrichten ließ, daß die Nachwelt glauben ſollte, ſeine Macedonier wären Rieſen geweſen. Das Grabmaal wird fertig, und es fehlt nichts, als daß noch die Schrift in das Schild eingehauen werde. Was für ein ſchweres Ende würde der ſtolze Opim haben, wenn er wiſſen ſollte, daß ſeine Erben ſich nicht einmal über die Koſten werden vereinigen können, ſeinen Namen auf das Grabmaal ſetzen zu laſſen! Das prächtige Monument wird unvollkommen ſtehen bleiben. In funfzig Jahren wird

(49) Der prächtige Name *V . . R . . M . .* würde ſich gewiß auf ſeinem Grabmaale vortreflich ausgenommen haben.

wird man nicht mehr wissen, wer darunter liegt: In hundert Jahren wird es der Magistrat an sich nehmen, und es zu einem Grabmaale seines alten Bürgermeisters brauchen, welcher sehr tugendhaft, aber zu arm war, als daß ihm seine Erben ein so verdientes Denkmaal hätten stiften können.

41.

Nunmehr wird sich der unzufriedene Timon (50) wohl beruhigen; er hat endlich ein ansehnliches und einträgliches Amt bekommen, wie er es schon lange gewünscht hat. Ich zweifle doch noch daran; denn die Unzufriedenheit ist sein Fehler, und vielleicht sein einziger Fehler, weil er ausserdem ein sehr liebenswürdiger Mensch ist. Schon als ein Kind war er unzufrieden. Wenn man ihm erlaubte, zu spielen; so wünschte er sich ein Buch. Wenn er studiren sollte, so setzte er sich auf sein hölzernes Pferd. Der Vater widmete ihn dem geistlichen Stande, und der Sohn hatte Lust dazu; aber mit einem male fiel es ihm ein, ein Soldat zu werden. Er ward es, und wollte studiren. Auch dazu verhalf man ihm, und nachdem er etliche Jahre sehr fleißig studirt, und viel gelernt hatte, so wählte er die Jagd. Auch die gefiel ihm nicht lange, und er versuchte sein Glück am Hofe. Der Zwang des Hofes machte ihm diese Lebensart in den ersten zween Monaten verhaßt; er wünschte sich also ein Amt, wo er Gelegenheit hätte, seine Gelehrsamkeit zu brauchen, und dafür belohnt zu werden. Das hält schwer: denn Rang und Titel kann man bey Hofe immer eher erlangen, als Amt und Belohnung. Endlich hat er beides heute bekommen, und er ist vor Freuden ausser sich. In Kurzem wird er die mühsamen Beschäfftigungen des Amtes überdrüssig seyn. Er wird eine reiche Wittwe heirathen, und sich auf ihr Landgut setzen. Aber mit einem Landgute hat man nichts, als Verdruß: er wird sich dafür ein Haus in der Stadt kaufen.

(50) Der redliche, aber unzufriedne A . . .

sen. Aber in dem nächsten Sommer ist ihm auch die Stadt zu enge. Es fällt ihm einmal wieder ein, daß er ohne Frau vergnügter gelebt hat. Nun wäre er es wohl zufrieden, wenn seine Frau stürbe. Sie stirbt: Timon ist untröstbar? denn er hat sie in der That geliebt. Nun will er wieder heirathen, und ehe ein halbes Jahr vergeht, heirathet er ein junges lebhaftes Mädchen. Der unglückliche Timon! Itzt hätte er wohl Ursache, sich ein besseres Glück zu wünschen: aber der Tod wird ihn überraschen, eben da er den Mund aufthut, etwas zu wünschen.

42.

Sehen sie dort den dicken Bürger, (51) welcher sich am Kamine mit einer kurzen Tabakspfeife auf seinen Bierkrug gelehnt hat? In diesem Augenblicke ist er dahinter gekommen, ob Oßmann wider Rußland, oder wider Persien zu Felde ziehen wird. Sehen sie einmal, mit welcher Zufriedenheit er lächelt! Die Czarinn mag sich wohl in Acht nehmen; denn sie hat an diesem politischen Bürger einen heimlichen Feind. In seinem Handwerke ist er ein ehrlicher Mann; aber ein Narr, so bald er ein Stück Zeitung in die Hände bekömmt. Und daß er heute ein doppelter Narr ist, das macht der erste April.

43.

Beobachten sie einmal die Pharisäermiene, mit welcher Ergon (52) von seinem Fenster herab auf eine Menge armer Bürger sieht, die sich vor seinem Hause versammelt haben, um einen kleinen Theil von denen zwanzig Thalern zu bekommen, die er unter sie ausspenden läßt, und allemal auf den heutigen Tag auszuspenden verordnet hat. Betrachten sie aber auch zugleich seine Aufmerksamkeit, mit welcher er die Fenster der Gasse, und die Gesichter der Vorbeygehenden untersucht: ob sie auch sein mildthätiges Christenthum

(51) Meister N . . , Bürger und Zinngiesser allhier.
(52) Dieser lärmende Wohlthäter heißt T . . .

thum genug bewundern, und ob sie auch denjenigen am Fenster stehen sehen, aus dessen wohlthuender Hand so viel Segen auf das arme Volk herabträufelt? Wie sehr betrügt sich Orgon, wenn er glaubt, daß er durch diese milde Stiftung die Hochachtung seiner Mitbürger erlangen, und bey den Nachkommen sein Andenken erhalten werde! Die ganze Stadt redet heute von dieser neuen Stiftung, das ist wahr; aber die ganze Stadt erinnert sich auch heute zugleich der Ungerechtigkeiten und der Meineide, mit welchen Orgon sein Vermögen zusammen gescharret hat. Die Nachkommen, so lange sie noch von ihm etwas wissen, werden eben das sagen, und erst alsdann, wenn man seinen Namen ganz wird vergessen haben, alsdann, erst wird dieses Gestifte erbaulich, und von einigem Werthe seyn. Orgon ist nicht ganz ohne Gewissen. Er fühlt seine Bosheiten; er weis, daß er nur wenige Jahre noch leben kann: er erschrickt, wenn er an das denkt, was auf ihn wartet. Was soll er thun? Er will das thun, womit er sich so oft auf dem Rathhause geholfen hat. Um nach dem Tode einen gnädigen Richter zu haben, drückt er heute Gott vier Louisdor in die Hände; denn er hat gehört, man leihe dem Herrn, was man den Armen giebt, und die Armen, die hier vor seinem Hause auf ein paar Kreuzer warten, werden es schon bey ihrem Gott zu rühmen wissen.

44.

Es ist wohl noch niemals ein Mensch sich selbst so ungleich, und in seinem Charakter so widersprechend gewesen, als Chamäleon. (53) Seine Fehler, und seine Tugenden sind übertrieben. Er kauft sich eine prächtig eingebundene Bibliothek, und redet von nichts, als von Gelehrten und von Editionen. Mit einemmale fällt es ihm ein, daß alle Gelehrsamkeit Pedanterey sey; er verkauft alle Bücher, und kauft sich eine Rüstkammer von Flinten und anderm Ge-

(53) Sein Name heißt J . . . . Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch schon etlichemal verändert hat.

Gewehre. Diese weis er noch weniger zu brauchen, als die Bücher, er kauft sich also Uhren dafür. Von ungefähr sieht er eine prächtige Equipage; sie gefällt ihm, er muß auch eine haben. In vier Wochen jagt er den Kutscher und die Bedienten fort, verkauft seine reichen Kleider an die Juden, und geht ohne Lacken in einem alten Regenmocke durch die Gassen.. Er war einmal in die Gesellschaft eines rohen Engelländers gekommen, und so lange er in dessen Gesellschaft herum schwärmte, so lange that er nichts, als daß er sich in Punch besoff, und die Religion lästerte. Sein alter Onkel, ein abergläubischer Mann, brachte ihn von dieser Ausschweifung zurück, und nun gieng er mit ihm in alle Predigten und Betstunden, sah Gewenster, und that Gelübde. Seit einem Monatte hatte er sich in den Kopf gesetzt, ein alter ehrlicher Deutscher zu seyn. Er redete Vornehme und Geringe mit einer quakerischen Vertraulichkeit an. Nichts war ihm beschwerlicher, als zu grüssen und zu danken, denn das hielt er für eine französische Tändeley. Er sagte allen Leuten Grobheiten, in der Meynung, daß es Wahrheiten wären. Er ward dadurch verhaßt, man litt ihn in keinen Gesellschaften mehr, und erst gestern hat er eine Verdrießlichkeit gehabt, die ihm sehr empfindlich gewesen ist. Heute hat er sich also vorgenommen, artig und lebhaft zu seyn, und aller Welt zu schmeicheln. Er wird es eben so ungeschickt anfangen; seine Schmeicheley wird noch mehr beleidigen, als seine Grobheit! denn allemal wird er zur Unzeit, und sehr unüberlegt schmeicheln. Einem Kammerjunker wird er sagen, daß er in seinen Scherzen sehr tiefsinnig und gelehrt sey: und an einem Professor wird er den schönen Fuß bewundern, und ihn nöthigen, eine Menuet zu tanzen. Cölimenen wird er sagen, daß sie ein männliches und frisches Gesicht habe: aber an dem Hauptmanne, der neben ihr sitzt, wird er die glatte Haut, und die weichen Hände bewundern. Seinen Beichtvater wird er umhalsen, und zu ihm sagen: der Teufel solle ihn holen, wenn er iemals so einen guten Gesellschafter gefunden

finden habe, als Ihro Hochehrwürden: aber mit dem Schmarozer, den er seit vielen Jahren als seinen gefälligsten Freund um sich hat, wird er über die Bulle Unigenitus disputiren. Das ist die Lebensart, die Chamäleon heute anfängt; in ein paar Monaten wird er sie wieder ändern, weil er sich dadurch noch mehr Feinde, als durch seine Grobheit gemacht hat. Er wird sie wieder ändern; aber er wird nur in neue Ausschweifungen verfallen.

45.

Nun ist er (54) fertig! Das war der letzte Vers. Glückliches Vaterland! Endlich hat einer von deinen witzigen Söhnen ein deutsches Original zu Stande gebracht, dessen sich kein Corneille schämen darf. Was für ein Lärm wird in den gelehrten Zeitungen darüber entstehen! Die Engelländer werden es gleich übersetzen lassen; die Franzosen nicht, denn diese sind auf den deutschen Witz zu eifersüchtig. Noch ist er unschlüßig, auf welchem Theater er es soll aufführen lassen. Koch? . . Je nun, ich will es ihm endlich gönnen . . Aber seine Frau muß die Hauptrolle nehmen, sonst mache ich Schönemannen dadurch glücklich.. So denkt der arme Autor, und weis es noch nicht, daß bey der ersten Vorstellung das Parterre lachen wird, und die Logen gähnen werden.

46.

Nun ist er unsterblich! Wer? Unser deutscher Burmann. (55) Er hat es aus einer Stelle des Plautus bewiesen, daß sein Gegner ein Ochse sey. Aber er weis es nicht, daß die Welt mit einer boshaften Freude, auf den Beweis seines Gegners wartet, und daß sie Lust hat, beide für Thoren zu halten, und, ehe fünf Jahre verflossen sind, beide zu vergessen.

47.

(54) Wer sonst, als Er? *Quam pulchrum est, digitis monstrari et dicier: HIC est!*

(55) Der handfeste C . . . *Cur non dictus Hylax?*

47.

Aber Scriblern (56) wird man doch nicht vergeſſen, welcher für die Nachwelt ſchreibt? Gewiß wird man ihn vergeſſen; denn er ſchreibt für die Würzkrämer, und Stärkeweiber. Was hat denn ihm die Nachwelt gethan, daß er ihr zumuthen will, ſeine Schmiererey zu leſen?

48.

(57) . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

49.

Herr Autor! Auf ein Wort! Ihnen muß ich an dieſem feyerlichen Tage auch etwas ins Ohr ſagen. Alſo wären ſie mit ihren ſieben mal ſieben Wahrſagungen zu Stande. Und vermuthlich ſind ſie mit ſich ſelbſt wohl zufrieden, daß ſie etwas geſchrieben haben, welches ganz Deutſchland gefallen wird, weil es die Ehre hat, ihnen zu gefallen. Was erwarten ſie für ihre Bemühung? Berühmt zu werden? Man weis ja ihren Namen nicht. Geleſen zu werden? Vielleicht. Bewundert zu werden? Sachte, mein Herr Autor, ſie verlangen zu viel! Weil ſie heute allen wahrſagen, ſo will ich auch ihnen wahrſagen. Wiſſen ſie, was die Welt von ihrem Werkchen ſprechen wird?

(56) Κατ' ἐξοχὴν, vom AuTorE.

(57) Damit ich dem Witze meiner Leſer etwas zu thun gebe, ſo will ich hier Platz zu einer Wahrſagung laſſen, und ihnen das Vergnügen machen, daß ein jeder an dieſe Stelle einen ſeiner Bekannten ſetzt, von deſſen lächerlichen Thorheiten er etwas wahrſagen will. Ich weis, die Wahl wird ihnen ſchwer werden; aber das weis ich noch gewiſſer, daß keiner von meinen Leſern, ich nehme dreye von ihnen aus, hiebey an ſich ſelbſt denken wird. War dieſe Wahrſagung richtig?

wird? Der deutsche Römer (58) wird es im Buchladen se-
hen. Hum! wird er sprechen, wieder ein deutscher Wisch!
Aber es geht ab, wird der Buchhändler sagen. . . . Ja,
ja! es geht wohl ab, aber in zehen Jahren liest niemand
dergleichen Quark mehr. Der Rechtsgelehrte (59) wird
es in die Hand nehmen; man wird glauben, er lese dar-
innen: aber eben überdenkt er gewisse Gegenbeweisartikel,
die noch morgen übergeben werden müssen. Hier kömmt
ein Philosoph! (60) ein Erzautor! Der wird sich gewiß
darüber freuen; denn er wird auf die moralische Absicht,
und nicht auf die Einkleidung sehen. Was soll das seyn?
wird er sprechen. Ein Märchen! Sieben mal sieben! Wie
spielt man mit der Moral! Der Autor ist gewiß noch ein
Kind, oder er sieht seine Leser für Kinder an. Ganz hin-
ten im Buchladen hat sich ein finsterer Mensch (61) an den
Tisch gelehnt, und liest ihre Schrift, und liest sie ganz
durch, und schmeißt sie unter den Tisch, und geht verdrieß-
lich hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Wer muß dieser
Mensch seyn? Aber hier kömmt ein freundlicher schwarzer
Mann, (62) welcher dem Verleger ein ganz neuvermehrtes
und durch und durch verbessertes Gesangbuch anbietet. Er
blättert in der Auslage; er findet ihr Märchen, er liest es
flüchtig durch, und legt es seufzend wieder weg. Darin-
nen steckt viel Gift! der Verfasser scheint ein Spinosist zu
seyn. Ich will nicht richten; aber wenigstens ein Feind
der Geistlichen muß er seyn. Sehen sie, spricht er zum
Buchhändler, sehen sie einmal die beiden Stellen hier im
Märchen. Es sind die letzten Zeiten, gewiß mein Herr, die
letzten Zeiten! Madame N . . (63) hat von dieser Schrift
ge-

(58) *Clarissimus Dominus R.*
(59) Und zwar Herr *Doctor G . .*
(60) Man darf nur die Quartanten lesen, die seit zehen Jahren herausgekommen sind, so wird man auf den meisten Titeln finden: *Autore O . . P., . . E . .*
(61) Eigentlich heißt er *R . . S . .*: aber der finstre Mensch sieht es nicht gern, daß man seinen Namen nennt.
(62) Ihro WohlEhrwürden Herr *J . .*, *Pastor* zu *U . .*
(63) Madame *S . .*! Ich küsse ihnen die Hände.

gehört; ſie läßt ſie gleich holen. Das müſſen ſie wiſſen, Herr Autor, daß Madame N . . eine artige und lebhafte Frau iſt, die von aller Welt Böſes ſpricht, und die ſehr empfindlich iſt, wenn man etwas ſagt, das auf ſie gehen kann. Sie lieſt ihr Märchen, und verſteht es nicht. Sie lieſt die Wahrſagungen, und freut ſich, und lacht, und kömmt endlich auf eine Stelle, in welcher ſie glaubt, getroffen zu ſeyn, ob ſie gleich auf hundert Perſonen von ihrem Charakter gehen kann. Sie beißt in die Lippen, legt das Buch weg, und ſagt zu ihren Töchtern: Der Autor iſt ein Menſch, vor dem man ſich hüten muß. Sehen ſie, Herr Autor, das wird die Welt von ihrer Schrift ſagen, und das wird die Belohnung für ihre Mühe ſeyn! Wenigſtens acht und vierzig Feinde haben ſie ſich durch ihre Wahrſagungen gemacht. Wie ſehr haben ſie ſich in ihrer ſchmeichelhaften Hoffnung betrogen! Aber ſie hatten vergeſſen, daß auch ſie zu der Welt gehören, die heute den erſten April feyert.

Drittes Buch,

enthält

den Schlüſſel

zu den ſiebenmal ſieben

Wahrſagungen.

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO

AT PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO

Perſius.

Drittes Buch.

Nach dem Urtheile der meiſten Leſer iſt eine Satire ohne Schlüſſel ein ſehr unnützes und unangenehmes Werk. Dieſes Urtheil würde ungerecht ſeyn, wenn man Satiren ſchriebe, um der Welt eine Verachtung, oder einen Abſcheu vor den Thorheiten beyzubringen, und wenn man Satiren läſe, um ſich zu beſſern. Da wir aber aus der Erfahrung wiſſen, daß nur wenige in dieſer Abſicht Satiren ſchreiben, und faſt niemand in der Abſicht ſie lieſt: ſo ſehe ich nicht, warum ich ein ſolches Urtheil verdammen ſoll. Meine Wahrſagungen werden um deßwillen gefallen, da ich die Originale meinen Leſern ſchon einigermaſſen durch die Anmerkungen kenntlich gemacht habe, und da ich ſie in gegenwärtigem Schlüſſel der ganzen Welt bloß ſtellen will. Wie ſehr wird dieſe Schrift geleſen werden, da ich keinen Menſchen ſchone, und da die ehr-

Die Fortsetzung folgt künftig.

Die versprochene Fortsetzung.

Wenn ein Satirenschreiber die billige Absicht hat, durch seine Schriften nur die schädlichen und unanständigen Thorheiten der Menschen verhaßt, oder lächerlich zu machen, ohne einen Menschen persönlich zu beleidigen: so kann ihm allerdings nichts empfindlicher seyn, als der lieblose Vorwitz derjenigen, welche zu allen Charaktern ein Original aufsuchen, und sich mit Fertigung der Schlüssel zu seinen Satiren, ohne Beruf beschäfftigen.

Ich habe mich, gleich bey dem Anfange meiner Schriften sehr weitläuftig über diesen Punct erklärt, und meinen Lesern, so wohl durch eine Aufgabe allgemeiner Abschilderungen, als durch Bekanntmachung verschiedener Briefe über die vermeynten Entdeckungen dieser Abschilderungen, gezeigt (*), wie ungewiß ihre Vermuthungen sind wie beleidigend eine solche Beschäfftigung, und wie unanständig sie sey.

Das schmeichelhafte Vergnügen, die lächerlichen Thorheiten an andern zu suchen, um selbst desto vollkommener zu scheinen, ist vermuthlich einem grossen Theile meiner Leser zu angenehm, als daß dergleichen Vorstellungen vermögend gewesen wären, sie davon abzubringen. Ich habe sie bey aller Gelegenheit wiederholt, ich habe glimpflich, und auch bitter gebeten, daß sie durch Fertigung ihrer Schlüssel mich nicht verhaßt, und sich nicht lächerlich machen sollten: aber meistentheils habe ich vergebens gebeten.

Da dieser vierte Theil der letzte Theil meiner satirischen Schriften seyn soll, und ich wohlbedächtig den Entschluß gefaßt habe, niemals, so lange ich noch leben werde, einige

(*) S. den Vorbericht vom Misbrauche der Satire, im ersten Theile der satirischen Schriften.

Anmäße dieser Art der Welt bekannt zu machen (*): so hielt ich es für nöthig, noch einen Versuch zu thun, ob es denn gar nicht möglich sey, meinen Lesern einen Widerwillen gegen diese lieblose Deutungsbegierde beyzubringen, und ob ich sie nicht wenigstens auf diese Art überführen könne, wie ungerecht sich ihr menschenfeindlicher Witz beschäfftige, wenn sie nur aufmerksam sind, Thoren unter ihren Mitbürgern zu suchen, ohne sich selbst zu finden.

Ich ließ vor einigen Wochen das Märchen vom ersten April an einem auswärtigen Orte, unter verstellten Namen, und auf so eine Art drucken, daß ich gewiß hoffe unerkannt zu bleiben. Die sieben mal sieben Wahrsagungen, welche in der That nichts, als ganz allgemeine Charaktere enthalten, bezeichnete ich in den Anmerkungen durch willkührliche Buchstaben, und sagte meinen Lesern in das Ohr, wie etwan die Originale heissen möchten. Im dritten Buche versprach ich einen deutlichern Schlüssel dazu zu geben, und brach eben da ab, wo ich glaubte, daß die deutende Neugier gewisser Leser am stärksten seyn würde.

Ich habe dadurch alles erlangt, was ich suchte, und noch mehr, als ich zu erlangen wünschte. Ich habe erfahren, daß bey nahe keine Hoffnung mehr übrig sey, diesen Lesern eine Schoosstünde abzugewohnen, die ihrer Neugier und ihrer Eigenliebe so angenehm ist. Viele haben sich die wenige Wochen hindurch beschäfftigt, theils abgeschmackte, theils lächerliche, theils gefährliche Auslegungen zu machen, nachdem einer oder der andere von ihnen abgeschmackt, lächerlich oder boshaft war. Und am meisten haben sich diejenigen mit Fertigung der Schlüssel den Kopf zerbrochen, von denen ich doch mit gutem Gewissen nicht einmal verlangen kann, daß sie denken sollen. Viele haben ihre Vermuthungen aus dem Formate, andre aus einer gewissen Art der Orthographie, und noch andere von dem Drucke und Papiere abgeleitet. Man hat den Verfasser an verschiednen

(*) S. den Vorbericht zum vierten und letzten Theile der satirischen Schriften.

ſchiednen Orten geſucht, und ich habe das Vergnügen gehabt, unbemerkt, hinter meinem ausgeſtellten Bilde gute und böſe, gegründete und unvernünftgie Urtheile, von Schuſtern und von Kennern zu hören. Ich werde keine von allen beantworten: aber das iſt mir nahe gegangen, daß ich habe erfahren müſſen, wie man rechtſchaffne und unſchuldige Manner, die ich zum Theil vorher niemals gekant habe, durch dergleichen ungerechte Auslegungen lächerlich zu machen, und zu beſchämen geſucht hat.

Dieſer ehrenrührige Muthwille einiger meiner Leſer nöthigt mich, nicht länger verborgen zu bleiben. Sie werden ſich ſchämen, wofern es anders nicht zu ſpät iſt, dergleichen von ihnen zu hoffen, wenn ich ihnen den Schlüſſel zu denen Anmerkungen gebe, die den Charaktern in den ſieben mal ſieben Wahrſagungen untergeſetzt ſind. Sie werden nunmehr finden, und ich wünſchte, ſie fänden es zu ihrer Demüthigung, wie ſehr ſie ſich übereilt haben, wenn ſie glaubten, den ſüſſen Herrn S - - zu kennen, welcher dort rechter Hand wohnen ſollte, wenn man nach dem Markte zu geht. a) Sie werden ſich wundern, daß der eigennützige Hageſtolz N - - T - - derjenige nicht iſt, an den ſie dachten. b) Sie werden es dem Herrn Secretär F - - abbitten, daß ſie ihm Liebe zum Witze Schuld gegeben haben, welches doch ſein Fehler gar nicht iſt. c) Der Clariſſimus Dominus K. kann vielleicht ein Pedant ſeyn: aber ich kenne ihn nicht, und verlange nicht, ihn zu kennen, und doch dauert er mich, weil ich nicht ihn, ſondern alle Pedanten gemeint habe. d) Herr I - - Paſtor zu V - - e) iſt eine Wohlehrwürden in der Luft; ich weis von ihm nicht ein Wort, und der ehrliche Mann, den man dafür ausgeben wollen, hat es bloß der Uebereilung eines ſeiner Collegen zu danken, der vielleicht

a) S. in den ſiebenmal ſieben Wahrſagungen, Anmerk. 7.
b) Ebendaſ. Anmerk. 13.
c) Ebendaſ. Anmerk. 17.
d) Ebendaſ. Anmerk. 58.
e) Ebendaſ. Anmerk. 62.

leicht eiferſüchtig iſt, daß er ſich nicht auch durch Verſtümmelung eines Geſangbuchs in ſeinem Marktflecken hat verewigen können. Die übrigen Auslegungen übergehe ich mit Stillſchweigen; theils ſind ſie mir zu empfindlich, theils kann ich nicht glauben, daß man ſie wirklich gemacht hat, und viele habe ich auch wegen der kurzen Zeit, ſeit welcher das Märchen bekannt worden iſt, noch nicht erfahren. Aber daß ſie alle ungegründet ſind, das will ich gleich erweiſen.

Auf dem Titelblatte zum dritten Buche ſteht der Vers:

V'T. NEMO. IN. SE SE. TENTAT. DESCENDERE NEMO

AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO

Perſius.

Setzt man nun aus den ſieben mal ſieben Wahrſagungen die Buchſtaben, welche, wie die Anmerkungen ſagen, die Anfangsbuchſtaben von den Namen der geſchilderten Originale ſeyn ſollen, zuſammen; ſo kömmt dieſer Vers in ſeiner richtigen Ordnung heraus. Das iſt der Schlüſſel! Ich will ihn hier ganz einrücken, damit ich meine Ausleger ganz beſchäme.

1. Kennen ſie den Herrn V . . T . . nicht?	V
2. Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N . . meyne.	T. N
3. Der Graf E . ., iſt ihnen der unbekannt?	E
4. Der Herr Rath M . . mit der wichtigen Miene eines O . .	M O.
5. Der Mann iſt mir zu tücklſch, den mag ich nicht nennen.	I
6. Viel Glücks, Hochweiſer N . . d.	N.
7. Der ſüſſe Herr S . ., der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zu geht.	S

8. Arme

8. Arme E . . ! du dauerst mich, und doch weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen ist. E

9. Die Mademoiselle S . . ist es, die der Himmel geschaffen hat, den ungetreuen Seladon zu bestrafen. S

10. Der leichtsinnige E . ., er ist unglücklich, aber er hat die Strafe verdient. E.

11. 12. Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen; denn T . . und E . . sind zu arm, als daß sie sehr bekannt wären: aber doch dauern sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen. T E

13. Mit ihrer Erlaubniß, Herr N . . T . ., daß ich sie ein wenig bekannter mache. N T

14. Das ist meine Nachbarinn, die kostbare A . ., A

15. Die unglückliche T . ., T

16. Zu deutsch, der Herr Baron von D . ., D

17. Der Herr Secretär E . ., ein Mann, dessen ganze Lunge witzig ist. E

18. Die gekrönte S . ., S

19. So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres ersten Mannes C . . nicht. C

20. Der Herr Licentiat E . . r. E

21. Dieses Schlachtopfer heißt N . . in. N

22. Und dieser ihr Henker heißt . . D. D

23. Ich habe ihn schon genennet; er heißt Erill. E

24. Der ungetreue R . ., R

25. Wie gesagt, AguEsen. E.

26. N . . a, welche dort so vergnügt unter ihrem Flohre lacht. N

27. Sein Vater, der reiche E . ., hätte sein Geld vorsichtiger ausgelehnt. E

28. Man wird auf verschiedene rathen; aber es ist niemand, als Ihro Excellenz, der Graf M . ., M

29. Marr Iſrael O . . . O.
30. Mich dünkt, er heißt A . . A
31. T . . , Juris utriusque Doctor. T.
32. Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P . . kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte. P
33. Der Taugenichts R . . k. R
34. . . A . . , und wer ihn von Perſon will kennen lernen, der leſe die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird. A
35. E . . heißt dieſer prächtige Narr. E
36. Sein wahrer Name iſt C . . , und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Jubelierer. C
37. Bisher hat er E . . geheiſſen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, dieſen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Markiſinn ausſprechen kann, ſo deutſch klingt er. E
38. Auf ſeinen Ballen ſteht D . . , und über der Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen, und einem heuchleriſchen Soli Deo Gloria kommen, um zugleich ſeinen Vornamen, und ſein Vaterland auszudrücken. D
39. Wer kann ſonſt ein ſolcher Thor ſeyn, als Herr E . . . E
40. Und dieſer iſt mein Freund N . . h. N
41. Der junge T . . , und wenn es nach ihm geht, in Kurzem der Herr von T . . T
42. Seit dieſem Augenblicke, Ihro Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von I . . , Erb-Zehn- und Gerichts-Herr auf ꝛc. I.
43. Der ſtreitbare S . . . S
44. Seine gebietende Magd wird ihm zwar nur den

alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er P.. E..

45. Der Herr von C.., so lange er ausserhalb Landes war; aber bey uns C.. schlecht weg.

46. Wenn es doch T.. gestehn wolte, daß sie nur die Eifersucht zu diesem Entschlusse gebracht hat!

47. Junker A.., der Fuchsjäger.

48. Mein Nachbar T..

49. Der prächtige Name V..R..M.. würde sich gewiß auf seinem Grabmaale vortrefflich ausgenommen haben.

50. Der redliche, aber unzufriedene A..

51 Meister N.., Bürger und Zinngiesser allhier.

52. Dieser lärmende Wohlthäter heißt T..

53. Sein Name heißt I.. Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch schon etliche mal verändert hat.

54. Wer sonst als Er? Quam pulchrum est, digitis monstrari, et dicier: HIC est!

55. Der handfeste C.. Cur non dictus Hylax?

56. Κατ' ἐξοχήν, vom AuTorE.

57. ....

58. Clarissimus Dominus R.

59. Und zwar Herr Doctor G..

60. Man darf nur die Quartanten lesen, die seit zehen Jahren heraus gekommen sind, so wird man auf den meisten Titeln finden:
Autore O..
P..E..

61. Eigentlich heißt er R..S..; aber der finstre Mensch sieht es nicht gern, daß man seinen Namen nennt.

62. Ihro Wohlehrwürden Herr I.., Pastor zu U.

63. Madame S..! Ich küsse ihnen die Hände.

P E. C T A T V R. M A N T I C A. T E R G O. P E R S I U S.

Alſo liegt der Schlüſſel zu den ſieben mal ſieben Wahrſagungen in den Verſen des Perſius:

Vt nemo in ſeſe tentat deſcendere, nemo!
At praecedenti ſpectatur mantica tergo!

Damit mich auch diejenigen verſtehen, welche der lateiniſchen Sprache nicht kundig ſind, und vielleicht die meiſten Schlüſſel zu den ſieben mal ſieben Wahrſagungen gefertigt haben; ſo will ich ihnen, zu ihrer Erbauung ſagen, was dieſe Verſe heiſſen:

Wie thöricht ſind wir Menſchen, daß wir niemals in unſern eignen Buſen greifen, niemals unſre eignen Fehler ſehen wollen; und daß wir nur alsdenn ſcharfſichtig ſind, wenn wir die Fehler unſrer unſchuldigen Mitbürger ausſpähen!

Abbitte

und

Ehrenerklärung.

Da ich itzt von meinen Lesern mit dem ernstlichen Vorsatze Abschied nehme, niemals wieder einige satirische Schriften der Welt bekannt zu machen: so betrachte ich mich als einen Sterbenden, der seinen umstehenden Freunden die Hand giebt, und diejenigen von ihnen beweglichst um Verzeihung bittet, von denen ihm sein erwachendes Gewissen sagt, daß er sie beleidigt habe.

In den vier Theilen meiner satirischen Schriften ist nicht eine Seite, wo nicht zum wenigsten Ein Thor in seiner angenehmen Eigenliebe, und der beruhigenden Zufriedenheit über seine Verdienste gestört worden ist. Ich habe ihm nichts, als nur Wahrheiten gesagt: aber auch schon das ist heut zu Tage ein unverantwortliches Verbrechen! Hätte ich Vernünftige und Tugendhafte beleidigt, so würde die Anzahl meiner Feinde vielleicht noch zu übersehen seyn: aber ich spottete der Thoren, und die halbe Welt ward erbittert. Ich erschrecke, wenn ich itzt mit gelassenem Gemüthe an die Verwegenheit gedenke, die ich gehabt habe. Was soll ich anfangen? Das einzige Mittel, welches noch übrig ist, meine Fehler zu verbüssen, ist eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung, die ich denenjenigen thun will, an welchen ich mich mit meinen beleidigenden Wahrheiten versündigt habe. Die Messe ist zu nahe, und mein Verleger zu ungeduldig, als daß ich bey allen denjenigen, welche meine Satire gegeisselt hat, um Vergebung bitten könnte. Es mag itzt bey einer Probe sein Bewenden haben, die ich von meinem reuigen Autorgewissen, und von dem ernstlichen Verlangen geben will, das ich habe, mich mit allen Thoren auszusöhnen. Ich hoffe, sie sollen nicht unerbittlich seyn; und erlange ich durch diesen Versuch die gewünschte Vergebung, so soll es eine von meinen ersten und wichtigsten Beschäfftigungen seyn, allen denenjenigen Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, die ich in gegenwärtiger Abhandlung nicht habe nennen können.

Meine

* * *

Meine Spöttereyen über diejenigen Mäcenaten, welche nur der Misbrauch, und der Hunger unsrer Schriftsteller zu Mäcenaten macht, sind ungerechte Spöttereyen gewesen. Was habe ich nöthig gehabt, ihnen ihre Unwissenheit, ihren schlechten Geschmack, und ihre Härte gegen die nothleidenden Musen vorzuwerfen, da alles dieses so vornehme Fehler sind, welche die Mode rechtfertigt? Nicht an ihnen liegt die Schuld, sondern an ihren bettelnden Clienten. Wer heißt denn diesen, einen Mann zum Mäcenaten zu machen, der vielleicht ein guter Mäkler ist? Von schönen Wissenschaften hat er gar keinen Geschmack; aber fragt ihn etwas von reichen Stoffen, von Spitzen, von einer Tracht, von Aufputzung der Zimmer, von Einrichtung der Equipage, von einem Lotterieplane; ihr werdet über seinen Geschmack erstaunen! Gegen die Musen ist er hart; aber warum können die Musen nicht bellen und wiehern? Denn gegen seine Hunde und Pferde ist er sehr großmüthig. Mit einem Worte: die Schuld liegt nur an unsern Scribenten, welche bey der Wahl ihrer Gönner so unvorsichtig, und eigennützig sind. Wenn sie einen reichen Mann finden, den macht ihr Hunger gleich zum Mäcenaten. Dieser erschrickt, er widersetzt sich, er schämt sich, er will es nicht seyn; aber er muß es schlechterdings werden, denn er kann es bezahlen. Das heißt Mäcenaten pressen, wie man Matrosen preßt. Ist es ihre Schuld, wenn sie ungeschickte und unwissende Mäcenaten sind?

* * *

Ich gestehe es, an unsern Dichtern habe ich mich oft versündigt: ich würde untröstbar seyn, wenn ich es an guten Dichtern gethan hätte; aber ich habe mich nur an unsern Reimern versündigt. Ich habe sie für niederträchtige Schmeichler gehalten, für Leute, welche die göttlichste der schönen Wissenschaften, den Vornehmen und dem Pöbel verächtlich machen; ich hielt sie für übermüthig, und

diesen

dieſen Uebermuth für deſto lächerlicher, da es gemeiniglich nur der Stolz eines ſchmuzigen Bettlers war; mit einem Worte, ich lachte über ſie; und eben das geht mir nahe: ich hätte über ſie weinen ſollen. Kann wohl irgend ein Menſch eine traurigere Rolle zu ſpielen haben, als ein Poet von dieſer Art? Ungeachtet des zuverſichtlichen Stolzes, welcher ihn von ſeiner eignen Gröſſe überzeugt, kriecht er vor den Füſſen eines kargen Wohlthäters herum. Nectar und Ambroſia iſt die tägliche Koſt, womit er ſich an der Tafel ſeiner Götter ſpeiſt; und doch ſingt er um einen Biſſen Brodt, vor der Tafel ſeines Mäcenaten. Die Schätze beider Indien ſind in ſeinen großmüthigen Augen eine verachtungswürdige Laſt für den, der ſie beſitzt; nur die Tugend macht reich: das hat er heute früh einem reichen Wucherer zum Geburtstage vorgereimt; und nun wartet er vor der Thüre deſſelben ſchon vier Stunden lang vergebens, und mit hungriger Ungeduld auf einen Louisdor. Wie empfindlich muß es dieſen unglücklichen Creaturen ſeyn, die muthig auf die Unſterblichkeit trotzen, und gleichwohl ſchon itzt unbemerkt, und ungeleſen ſterben! Und doch habe ich ſo lieblos ſeyn können, über dergleichen preßhafte Perſonen zu ſpotten! Es reut mich, und die nachdrücklichſte Abbitte und Ehrenerklärung wird dieſe ſeyn, wenn ich ſie verſichere, daß ich den Frevel, mit welchem ich mich an ihrem Lorber vergriffen, nunmehr eben ſo ernſtlich verabſcheue, als ſie den Eigennuz, den Hochmuth, die Wolluſt, und die bettelnde Niederträchtigkeit verabſcheuen.

* * *

Wie ungerecht die Spöttereyen über den Geizigen ſind, das kann man auch daraus abnehmen, daß über ſeinen Geiz niemals die nächſten Erben, es müßten denn junge Verſchwender ſeyn, ſondern nur Fremde ſpotten, für die er nicht geizig iſt. Ich habe ſchon bey einer andern Gelegenheit geſagt, daß eine mehr als ſtoiſche Tugend dazu gehört, wenn ein Geiziger ſeine ganze Lebenszeit hindurch ſorgen,

ſich ängſtigen, an den nothdürftigſten Sachen Mangel und Gebruch leiden ſoll, und dieſes nur darum, damit er ſein Geld einem Fremden, den er oft nicht einmal kennt, überlaſſen möge, und damit dieſer Fremde deſto ruhiger und vergnügter lebe, und mitten in ſeinen Verſchwendungen über den alten Narren lachen könne, den er beerbt hat. In meinen Augen verdient jener weiſe Thor, welcher, um ruhig zu ſeyn, ſein Geld ins Waſſer warf, die Bewunderung bey weitem nicht, welche dieſer Geizige verdient, der Reichthümer zuſammen ſcharrt, um zu verhungern: denn darüber iſt gar keine Frage, welcher von beiden am meiſten verdient, ein Patriot zu heiſſen. Aber man thut ſehr unrecht, wenn man glaubt, daß ein Geiziger gar kein Vergnügen habe. In der ganzen Welt kann, wie ich mir gewiß vorſtelle, kein Vergnügen gröſſer ſeyn, als das Vergnügen eines Geizigen in dem Augenblicke iſt, wenn er vor dem Kaſten kniet, und die gefüllten Säcke anſieht. Hier überſieht er in einem engen Raume alle Pracht, allen Rang, alle Wolluſt, alle Verdienſte, alle Freundſchaft. In dieſem Kaſten voll verpfändeter Jubelen fährt eine Excellenz mit ſechs Pferden, zwölf Bedienten, und einem breiten Bande. Hier bindet er einen Sack auf, und ſieht darinnen den unausgebildeten Stoff zu einem Barone. Sechs Rittergüter liegen darneben in etlichen andern Beuteln. Hinter jenen Wechſelbriefen eines groſſen Hofmanns guckt deſſen Fräulein Tochter, ein liebenswürdiges Kind, hervor, die der Vater gewiß gegen dieſe Wechſelbriefe vertauſchte, wenn unſer alte Geizige ſich entſchlieſſen wollte, Rang und Güter zu kaufen, und die Hand ſeiner Tochter an ſich zu handeln. Gärten, koſtbare Kleider, Muſik, und Gaſtereyen ſtecken alle in dieſem einzigen Sacke. Wenn er jenen Beutel mit tauſend Ducaten daran wagen will: ſo ſchaffe ich ihn für vier hundert Ducaten zum Vater des Vaterlandes; vier hundert Ducaten will ich einer gewiſſen ehrwürdigen Geſellſchaft geben, und in Kurzem ſoll er der heilige Harpar ſeyn; für hundert und acht und achtzig

Duca-

Ducaten will ich ihm ein Dutzend Zueignungsschriften gewähren, die ihn, ungeachtet seiner Barbarey, zum Beschützer der Musen, ungeachtet seiner Dumnheit zum Mäcenaten, ja, wenn er es verlangt, zum Apoll machen sollen, ob er schon beynahe weiter nichts, als zählen, schreiben, und lesen kann. Zwölf Ducaten sind von diesem Sacke noch übrig; was fange ich damit an? Gut! für zwölf Ducaten soll ihn der fliessendreimende Bav verewigen, und ihm einen Theil seiner Unsterblichkeit abtreten. Alle diese Glückseligkeiten sieht Hapar vor sich in seinem Kasten liegen. Er könnte sie geniessen; er lächelt auch in der That schon, welches er seit der letzten Messe nicht gethan hat. Sehe ich recht? Er bindet wirklich schon einen kleinen Sack auf, und nun wird der reiche Hapar anfangen, großmüthig, mildthätig, vernünftig zu seyn; nun wird er doch endlich einmal sein Geld mit Verstande geniessen! . . O, nein! Er nimmt nur einen halben Gulden heraus, um sich die Schuhe besolen zu lassen. Er sieht seinen halben Gulden freundschaftlich an, nimmt mit traurigen Blicken auf ewig von ihm Abschied, schließt den Kasten sorgfältig zu, und bittet den Himmel, daß er ihm sein Bißchen Armuth behüten, und nicht zulassen wolle, daß er noch in seinem hohen Alter Noth leiden müsse. Wie viel glückliche Vorzüge hat dieser Geizige, welche diejenigen nicht wissen, oder nicht wissen wollen, die ihn für einen Thoren halten!

* * *

Die Ordnung, meine Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, trifft nun den Erben des Geizigen, den Verschwender. Da ich ihn itzt recht betrachte, so finde ich so viel Gutes an ihm, als ich an vielen kaum finde, die man doch für Vernünftige hält. Nur aus Hochachtung für seinen Geizigen, rechtfertigt er dessen Thorheiten durch weit größre Thorheiten. Durch unsinnige Verschwendung verbüßt er den sündlichen Wucher seines Erblassers, und stößt die erpreßten Reichthümer von sich. Er wagt Ehre und Glück daran,

daran, um ein Märtyrer der groſſen Wahrheit zu werden, daß heut zu Tage das ganze Verdienſt der Menſchen im Golde beſtehe. Denn ehe er noch erbte, war er unbekannt, und verachtet; itzt zieht er die Augen der ganzen Stadt auf ſich, und alle, die ſchmeicheln und verdauen können, ſind ſeine Freunde! aber in Kurzem wird er arm, und alſo wieder eben ſo unbekannt, und verachtet ſeyn, wie vorher. Alle ſeine Handlungen, die uns ſo raſend ſcheinen, ſind unumſtößliche Beweiſe, daß er denkt, wie ein Philoſoph. Er kennt die Flüchtigkeit des Lebens; er weis, daß alles Vergnügen ungewiß und vergänglich iſt, daß derjenige ſein Alter am höchſten gebracht hat, welcher nicht eine Minute ungenützt, und ohne Vergnügen verſtreichen läßt; er weis, daß allemal das Andenken der vergangenen Wolluſt ſtärker und empfindlicher iſt, als das Vergnügen des gegenwärtigen Genuſſes: das alles weis unſer Philoſoph, und eben das iſt die Urſache, warum er heute ſo lebt, als ob er morgen todt ſeyn würde. Wie viel ungerechte Urtheile würde ich vermieden haben, wenn ich alles dieſes ſo überlegt hätte, wie ich es itzt überlege! Meine Uebereilung gieng ſo weit, daß ich dieſen Verſchwender in das Hoſpital bringen wollte, nach welchem er doch ſelbſt mit ſtarken Schritten zueilt! Damit er ſehen ſoll, daß dieſe Abbitte und Ehrenerklärung mir ein Ernſt ſey, ſo will ich ihn mit meiner Aufmerkſamkeit, bis an die Thüre des Hoſpitals begleiten, und alsdenn will ich der einzige von ſeinen Freunden ſeyn, der ihn bedauert.

* * *

Ich habe Unrecht gethan, daß ich die herumirrenden Goldmacher für Betrüger angeſehen, die ſich von der Leichtgläubigkeit derer ernähren, die von ihren hungrigen und bettelnden Händen Reichthümer hoffen. Warum giebt man ihnen den verhaßten Namen eines Betrügers, da ſie nichts thun, als was man in den artigſten und anſehnlichſten Geſellſchaften täglich thut, da ſie nämlich nur an-

dern

dern etwas verſprechen, das ſie nicht halten können, da ſie andre etwas lehren wollen, das ſie ſelbſt nicht verſtehen, und da ſie von ihrer Unwiſſenheit, und der Leichtgläubigkeit anderer ſich ein wollüſtiges und bequemes Leben zu verſchaffen wiſſen? Ihro Gnaden borgen, ſie verſprechen Intereſſen zu geben, das Capital richtig wieder zu bezahlen, ſie nehmen dabey Gott zu Hülfe, und noch über dieſes thun ſie ihren treuherzigen Gläubigern tauſend gnädige Verſicherungen: aber Ihro Gnaden bezahlen weder Intereſſen noch Capital; die gnädigen Verſicherungen verwandeln ſich in einen unverſöhnlichen Haß, ſobald der Gläubiger ungeſtüt genug iſt, ſein Geld wieder zu fodern. Der treuherzige Thor, welcher ſo viel von der Gnade ſeines Schuldners hoffte, büßt ſeine Hoffnung, und ſein baares Geld ein. Ich will ihm nicht rathen, daß er ſo verwegen ſey, ſeinen Schuldner das zu nennen, was er iſt: wenn er mir folgen will, ſo ſoll er hingehen, ihm die Weſte küſſen, und ſich zu gnädiger Protection empfehlen. Meine Leſer, die zu leben wiſſen, werden dieſes billig finden. Aber warum finden ſie es denn nicht auch billig, daß man die Betrügereyen des elenden Goldmachers entſchuldigt, den nur der Hunger zum Betrüger macht, da im Gegentheile unſer vornehmer Schuldner die armen Gläubiger an den Bettelſtab bringt, nur um ſeine Wolluſt und Pracht, noch einige Zeit zu unterſtützen; da dieſer Schuldner ſeinen Gläubigern an einem einzigen Gallatage mehr koſtet, als der Goldmacher ſeinen Freunden in einem Jahre? Dieſer iſt noch ſo billig, und entflieht dem Galgen, ſo bald er merkt, daß ſeine Betrügereyen entdeckt ſind: aber jener rollt trotzig mit ſeiner prächtigen Equipage durch die Gaſſen, ſein verarmter Gläubiger, der eben itzt an dem Laden eines Kaufmanns um ein Almoſen bittet, ſpringt auf die Seite, um von den Pferden nicht zertreten zu werden; er bückt ſich demüthig vor ſeinem Schuldner, und wird kaum angeſehen. Mich dünkt, dieſes Exempel, ſo wahr es iſt, ſo deutlich und ſo überzeugend iſt es auch, daß man künftig einen herumſtreichenden Goldmacher

macher ſo gar einen ehrlichen Mann nennen wird, ſobald man ſich auf Ihro Gnaden beſinnet.

* * *

Es iſt ein paar mal geſchehen, daß ich diejenigen getadelt habe, die ſich von den Gaukeleyen der herumirrenden Goldmacher verführen laſſen, und von einem nackichten Bettler unſägliche Schätze hoffen. Ich habe die Sache beſſer überlegt, und nun glaube ich, daß ſie zu entſchuldigen ſind. Ihr ganzer Fehler beſteht darinnen, daß ſie hoffen: ein Fehler, der uns Menſchen ſo natürlich, und ſo ſchmeichelhaft iſt! Kleant hofft Schätze von ſeinem Goldmacher zu erlangen; und Ariſt hofft nunmehr zwanzig Jahre auf ſein Glück bey Hofe. Patin, ein künſtlicher Erbſchleicher, überhäuft ſeinen alten Nachbar nun ſchon in das zehnte Jahr mit Geſchenken, und weis nicht, daß ſein alter Nachbar ohne Teſtament ſterben wird. Wie viele Schriftſteller durchwachen ihr ganzes Leben, ſchreiben ſich hypochondriſch, ſchimpfen, und machen ſich lächerlich, und erwarten die Belohnung von dem Beyfalle der Nachwelt; aber ſchon zehen Jahre vor ihrem Tode ſind ſie vergeſſen! Entſchuldigt man die Hoffnung des Ariſts, des Patins, und unſrer groſſen Gelehrten, und will doch die Hoffnung des ehrlichen Kleants nicht entſchuldigen?

* * *

Kein Mäkler, der von einem unmündigen Verſchwender fünf und zwanzig pro Cent genommen hat, kann ſo ängſtliche Gewiſſensbiſſe empfinden, als ich itzt empfinde, da ich diejenigen Stellen überſehe, wo ich von dem Frauenzimmer mit einer Art geredet habe, die freylich einer Schmeicheley nicht gar zu ähnlich ſieht. Itzo fühle ich erſt, Madame, wie gerecht die Vorwürfe geweſen ſind, welche ſie mir oft darüber gemacht haben. Ich ſehe ſie, als eine Bevollmächtigte ihres ganzen Geſchlechts an; und eben um deßwillen werfe ich mich vor ihnen auf meine Kniee, bezeu-

ge

ge ihnen die bußfertigste Reue, küsse ihre Hände, und bitte um Vergebung. Könnte man wohl eine verwegnere Lästerung erdenken, als die war, da ich sagte, daß man den Frauenzimmern wenigstens die Hälfte der menschlichen Fehler vorwerfen könne, da sie die Hälfte des menschlichen Geschlechts ausmachten? Ich habe die Verwegenheit gehabt, zu sagen, daß Selinde eitel genug ist, auf ihre Schönheit stolz zu seyn; daß Orimene die Verdienste anderer nur nach dem äusserlichen Putze schätzt; daß Leonore von der ganzen Stadt Böses spricht; daß Celsa durch ihre Rangstreitigkeiten die freundschaftlichsten Familien in Uneinigkeit verwickelt; daß Alcimedore durch ihren unüberlegten Aufwand den Mann an den Bettelstab, und ihre Kinder um das Brodt bringt; daß die fromme Agnese unversöhnlich wütet, sobald sie beleidigt wird; daß es bey Rosamunden ein Theil ihres Gottesdienstes ist, wenn sie sich geputzt in der Kirche sehen läßt; daß Florinde sich weder der Wirthschaft, noch der Erziehung ihrer Kinder annimmt, welche doch gewisser ihre, als ihres Mannes Kinder sind; daß Rallisse pedantisch stolz ist, weil sie noch etwas mehr versteht, als das Kochen; daß eine Frau aus der grossen Welt zu heirathen, für viele ein gewisser Schritt zum Hospitale ist; daß Gurda eine Thörinn ist, weil sie noch so eitel seyn kann, ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen.

Das alles, und vielleicht noch mehr zu sagen, habe ich die Verwegenheit gehabt! Ich erschrecke über dieses Sündenregister! Es ist alles wahr, was ich gesagt habe; es ist vielleicht nur der dritte Theil von dem, was ich hätte sagen können; ich habe nur eine Gurda genennt, und doch kenne ich in der Stadt, wo ich itzt wohne, zweyhundert Schwestern von ihr, und hundert in der Stadt, wo ich sonst gewohnt habe: aber alles dieses rechtfertigt mich nicht. Hätte ich nicht überlegen sollen, daß man einem Frauenzimmer niemals verdrießliche Wahrheiten sagen darf, daß man ihnen nur schmeichelt, daß eine Schmeicheley von die-

ſer Art bey vielen das einzige Mittel iſt, ihre Freundſchaft zu erhalten, daß man ihre Thorheiten wenigſtens entſchuldigen muß, wenn ſie gar zu merklich ſind, als daß man ſie ganz überſehen könnte? Und wie unbetenten habe ich gehandelt! Wie viel würden wir Mannsperſonen verlieren, wenn das Frauenzimmer durch dergleichen Vorwürfe und lehrende Satiren anfienge, ſeine Fehler zu erkennen! Den Augenblick darauf würden ſie auch unſere Fehler kennen, und die Hälfte der Anbeter würde von ihren Nachtmahlen verſcheucht werden, wenn ſie durch die Erkenntniß ihrer eigenen Fehler lernen ſollten, daß die Hälfte ihrer Anbeter lächerliche Thoren ſind. Was für Verwüſtungen hätte ich in der galanten Welt anrichten können! Tauſend Mannsperſonen hätte ich grauſam um ihre Verdienſte gebracht, deren ganze Verdienſte in einer feinen Manſchette, in einem wohlzugeſchnittenen Kleide, in neumodisch gekräuſelten Haaren, in einer unverſchamten Lebhaftigkeit, und in einem allerliebſtartigen Faſeln beſtehen.

Gnade, Madame! Ich will mich auf den Mund ſchlagen. Nur noch das einzigemal wirken ſie mir bey ihrem Geſchlechte Vergebung aus. Sehen ſie meine Wahrheiten für unüberlegte Jugendfehler an. Seit geſtern bin ich alter geworden; heute denke ich viel gründlicher, und und weit gefälliger. Dieſes iſt meine Abbitte: ſind ſie damit zufrieden? — Auch noch einen Widerruf wollen ſie haben? Gut! Hier haben ſie eine förmliche Palinodie: Fragen ſie Kalliſten, was das heiſſe?

* * *

Hatte Selinde nicht Urſache, auf ihre Schönheit ſtolz zu ſeyn, da dieſe Schönheit ihren ganzen Werth ausmacht, und da ſie alle Tage hört, daß man nichts, als dieſe Schönheit an ihr bewundert? Schon in ihren erſten kindiſchen Jahren, ward ſie daran gewöhnt, daß man ſie ein allerliebſt ſchönes Kind nannte. In den Jahren, wo die Mädchen anfangen, die Aufmerkſamkeit der Mannsperſo-

nen

nen zu verstehen, verdoppelten sich diese Schmeicheleyen. Einer von ihren Anbetern zerschmolz vor den feurigen Blicken ihrer stralenden Augen; ein anderer besang ihren Mund; der dritte küßte ihre runde Hand mit einer ehrerbietigen Entzückung; alle bewunderten ihre Schönheit, und keiner sagte ein Wort von ihrem Verstande, oder ihrer Tugend. Wahr es wohl anders möglich, als daß Selinde sich von Jugend auf gewöhnen mußte, zu glauben, der ganze Werth eines Frauenzimmers bestehe in der Schönheit, und daß sie Verstand und Tugend, als einen sehr entbehrlichen Nebenumstand ansahe, da Mannspersonen, welche sich das Recht anmassen, vom Verstande und von der Tugend zu urtheilen, davon gegen sie niemals, und nur einigemal gegen ihre alte Mutter etwas erwähnten. Daß sie Kleemens Frau geworden ist, das hat sie weder ihrem Verstande, noch ihrer Tugend, sondern bloß ihrer reizenden Miene, und einem wohlgewählten Anputze zu danken, welcher vor etlichen Jahren auf einem Balle ihrem Manne so gefährlich war. Noch itzt, da ihr Mann, welcher zu leben weis, sie, als seine Frau, weiter nicht liebt, noch itzt findet man sie von einer Menge Männer, und unverheiratheter Mannspersonen belagert, von denen sie weiter nichts, als Lobsprüche ihrer Schönheit hört. Verstünde Selinde diese eigennützigen Schmeicheleyen der Mannspersonen, so würde sie dadurch sehr gedemüthigt werden; denn sie würde sehen, daß diese Schmeichler aus eiteln, und gemeiniglich unanständigen Absichten, sehr flüchtige, und zufällige Vorzüge an ihr bewundern, und daß ein jedes Lob, welches man nur ihrer Schönheit giebt, nichts anders, als ein stillschweigender Vorwurf ist, daß man sie in zehn Jahren, und vielleicht noch eher, mit Verachtung ansehen werde. Mit einem Worte: Nur wir Mannspersonen sind Schuld daran, daß die schöne Selinde eine eitle Thörinn ist. Und doch bin ich so ungerecht gewesen, ihr einen Vorwurf zu machen, der nur auf uns Mannspersonen zurück fallen sollte! Versichern sie Selinden, Madame, daß mir diese

dieſe Uebereilung ſehr nahe geht, und daß ich aus wahrer Reue ein Gelübde gethan habe, alle Leute zu verſichern, daß ſie anfange, häßlich, aber auch vernünftig zu werden. Wird Selinde wohl mit dieſer Schmeicheley zufrieden ſeyn? Was glauben ſie davon, Madame?

* * *

Sonder Zweifel erwartet Orimene eben dergleichen Abbitte und Ehrenerklärung von mir, da ich ihr Schuld gegeben habe, daß ſie die Verdienſte anderer nur nach ihrem äuſſerlichen Putze zu ſchätzen gewohnt ſey. Wenn ſie zwar dieſen Vorwurf unpartheyiſch überlegen will, ſo wird ſie geſtehen müſſen, daß ich Recht habe: aber auch nicht einmal gegründete Vorwürfe ſoll man dem Frauenzimmer machen, da die meiſten nur Schmeicheleyen von den Mannsperſonen verlangen. Es iſt wahr, Orimene, welche das Unglück hat, nicht gar zu ſchön zu ſeyn, iſt den ganzen Tag über beſchäfftigt, den Mangel ihrer Schönheit durch einen wohlgewählten und in die Augen fallenden Anputz zu verbergen. Sie iſſt und trinkt, ſie ſchläft, ſie putzt ſich und unterſucht den Putz anderer; das iſt ſeit funfzehn Jahren ihr Beruf, den ſie mit ſolcher Sorgfalt beobachtet, als wenig Leute ihren Beruf in Obacht zu nehmen pflegen. Sie ſteht mit einer kunſtrichterlichen Miene am Fenſter, und läßt alle Weſten und Manſchetten, alle Andriennen und Kopfputze die Muſterung paſſiren. Der junge Herr, welcher dort die Allee herunter getanzt kömmt, hat eine reiche Weſte und dergleichen Aufſchläge, von einem ganz neuen und ſehr guten Geſchmacke. Sie kann gar nicht begreifen, warum der Hof dieſem liebenswürdigen Menſchen die Präſidentenſtelle abgeſchlagen hat. Wer iſt der finſtre Mann in dem abgetragnen Sammetkleide, und der altväteriſch geſtickten Weſte, welcher dort in der Hausthüre mit zween armen Bürgern, ſo gelaſſen und freundſchaftlich ſpricht? . . Iſt das möglich! Alſo iſt dieſer der würdige Präſident, an welchem der Hof ſo viele Verdienſte gefunden hat? Was iſt

das für eine Perucke! Unfehlbar muß er diese Perucke auch an statt der Nachtmütze brauchen; denn sonst konnte sie unmöglich so verwirrt aussehen. Und die Manschetten! Ganz gewiß sind das noch Erbstücken von seinem seligen Vater. Sehe ich recht? Unmöglich! Doch wahrhaftig, ja! Zwey Löcher hat er in den schwarzen Strümpfen! Gerechter Himmel! Und einen solchen Mann macht der Hof zum Präsidenten! Das arme Land! Auf diese Art beurtheilt Orimene die Verdienste der Menschen, wenn sie in ihrem Erker Gericht hält; auf diese Art theilt sie Aemter aus, und setzt andere von ihren Aemtern ab; auf diese Art prüft sie ihre Freunde und Freundinnen; sie lobt und tadelt auf diese Art. Aber thut Orimene etwas anders, als was wir alle Tage thun? Bey dem ersten Anblicke eines Menschen ist sein Anzug der entscheidende Umstand, ob wir ihn hoch schätzen, oder verachten sollen. Sind diese Vorurtheile übereilt, so wird gemeiniglich viel Zeit, und ein genauer Umgang erfodert, wenn wir diese übereilten Vorurtheile ändern sollen. Ein vernünftiger Mensch wird die Gelegenheit zu dergleichen Vorurtheilen wider sich vorsichtig vermeiden, und nach seinen Umständen den äusserlichen Putz sorgfältig einrichten, weil dieser allemal eher in die Augen fällt, als sein Verstand, den man erst suchen muß. Und doch will man Orimenen es übel nehmen, daß sie es ihre einzige Beschäfftigung seyn läßt, den Anputz zu untersuchen, und nach solchem die Verdienste der Menschen zu bestimmen? Ist dieses ein Fehler von ihr, so sind auch an diesem Fehler nur die Mannspersonen Schuld. Alle, die mit ihr umgegangen sind, haben sich mehr von Spitzen und Stoffen mit ihr unterhalten, als von ernsthaften Sachen. Ein jeder hat darinnen des andern besondern Geschmack zu übertreffen gesucht: und weil ein jeder Eigenliebe genug gehabt, Orimenen zu versichern, daß er Verstand und Verdienste besitze; so hat endlich Orimene glauben müssen, daß in dem äusserlichen Anputze, und in der Kunst, selbigen zu beurtheilen, Geschmack und Verdienste bestehen. Sind also wir Mannspersonen nicht die unglück-

unglückliche Urſache, daß Orimene alle ihre Tugenden dem Schneider und der Putzmacherinn zu danken hat, und daß ſie ganz ohne Verdienſte iſt, ſo bald ſie ſich ausgekleidet hat?

* * *

Leonore, welche von der ganzen Stadt Böſes ſpricht, hat es bloß meinem zerknirſchtem Gewiſſen, und meiner übertriebnen Buſſe zu danken, daß ich auch ihr eine Abbitte und Ehrenerklärung thue, da ſie doch von mir ſelbſt ſo oft, und ſo viel Böſes geſprochen hat. Der nachdrücklichſte Widerruf, den ich thun kann, wird dieſer ſeyn, wenn ich die Urſachen anzeige, warum ſie von der ganzen Welt in einem Tage mehr Böſes ſpricht, als die ihr ſo fürchterlichen Satirenſchreiber in zwanzig Jahren nicht können drucken laſſen. Leonore hat Witz; ſie fühlt ihn, und wünſcht, daß dieſer Witz bemerkt und bewundert werden moge. Iſt dieſes ja ein Fehler, ſo iſt es doch ein männlicher Fehler, den ſie mit vielen Gelehrten, und mit allen witzigen Scribenten gemein hat. Duno ſpottet der Religion, um geleſen, und von andern Narren bewundert zu werden. Puff ſchmiert die gröbſten Spöttereyen wider die Prinzen, wider die Regierung, wider ſeine Obern, und wider alle, denen er Hochachtung und Ehrfurcht ſchuldig iſt: warum? Um geleſen und von andern Narren bewundert zu werden. Und Leonore redet von der ganzen Stadt Böſes, damit ſie in Geſellſchaften gehört und ihr Witz bewundert werde. Wie viele Sittenlehrer predigen Tugend, ohne die Tugend zu kennen! Unendliche Vorzüge vor ihnen hat Leonore, welche alle Ausſchweifungen, alle lächerlichen Fehler, alle Thorheiten, die ſie von andern erzählt, ſelbſt, und aus der Erfahrung ſehr genau kennt. Niemand weis die kleinen Hahnreyhiſtorien ſo gut, wie ſie, zu erzählen; aber auch niemand weis ſo gut, wie ſie, was dazu gehört. Der Hochmuth ihrer Nachbarinn iſt für ihre Spötteren eine unerſchöpfliche Quelle: aber dieſe hochmüthige Nachbarinn hat

ihr

ihr den Rang ſtreitig gemacht. Wollen ſie Leonoren recht lebhaft und beredt ſehen, ſo bringen ſie nur ſelbige auf Henriettens Spielſucht; denn Henriette hat ihr in voriger Woche zwanzig Ducaten abgewonnen. Die Frau Doctorinn iſt ein eitler, lächerlicher und bettelſtolzer Affe: warum? Leonore hat mirs geſagt; denn die Frau Doctorinn hat ihr den reichen Stoff vorgekauft, mit dem ſie bey dem letzten Balle ſich ſelbſt ausputzen wollte. Habe ich alſo nicht recht geſagt, daß Leonorens Spöttereyen weit erbaulicher ſind, als alle moraliſche Tugendpredigten unſrer finſtern Sittenrichter, da Leonore alle Thorheiten ſelbſt kennt, und aus eigner Erfahrung über ſie ſpottet? Aber Leonore gewinnt bey dieſen bittern Spöttereyen ſehr viel. Wenn ſie mit dem Finger auf einen Thoren weiſt, ſo ſieht jedermann auf dieſen Thoren, und auf ſie niemand. Wie ruhig kann nunmehr Leonore ihre eignen Fehler genieſſen! Ich habe ſchon oben geſagt, daß Leonore vornehmlich um deßwillen ſo viel Böſes von andern ſpricht, damit ſie ihren Witz zeigen könne: es fällt mir gleich ein, daß dieſe Entſchuldigung darum ſehr erheblich iſt, weil man niemals aufmerkſamer iſt, und niemals mit mehrerm Beyfalle lacht, als wenn ſie Böſes ſpricht. Zwingt ſie ſich aber ja einmal, und redet von ihren Nachbarn Gutes, ſo wird ſie nicht bemerkt, am wenigſten bewundert: denn Seladon pfeift gedankenlos, ohne auf ſie zu hören; Narciß legt die Falten ſeiner Manſchetten in Ordnung, und trellert; der fürſtliche Rath gähnt, und ſeine alte Gemahlinn ſpricht mit einer verdrießlichen Beyfälligkeit, wenn ſie hört, daß Leonore ſo viel Gutes von ihrer Freundinn erzählt: Iſt das möglich; Hum! Ja, es mag eine ganz ehrbare Frau ſeyn. Je nun! man muß zu allen Sachen das Beſte reden! Aber es iſt heute erſchrecklich ſchwules Wetter; wir kriegen auf den Abend gewiß ein liebes Gewitter. Können ſie es Leonoren, die auf ihren Witz ſo ſtolz iſt, wohl verdenken, wenn ſie durch Spöttereyen die Aufmerkſamkeit und den Beyfall der Geſellſchaft zu erhalten

halten ſucht, da ſie beides verliert, wenn ſie von ihrem Nächſten Gutes ſpricht? Hat ſie ja Unrecht, ſo fällt die Hälfte der Verantwortung auf ihre Geſellſchaft, welche die Verleumdung liebt. Ich bitte ſie, Madame; ſagen ſie es Leonoren, wie vortheilhaft ich ihre ungerechte Sache vertheidigt habe. Es iſt gewiß Schade, daß ich kein Advocat geworden bin!

* * *

Aber wie werde ich es machen, daß die hochmüthige Celſa auf ihren unterthänigſten Wurm herabſieht, da ich ſie mit der unehrerbietigen Wahrheit beleidigt habe, daß daß ſie durch ihre Rangſtreitigkeiten, auch die freundſchaftlichſten Familien in bittre Feindſchaft verwickelt? Dieſen Ehrgeiz werde ich nicht beſſer entſchuldigen können, als wenn ich die Urſachen getreu erzähle, welche Celſen zu dieſen Feindſeligkeiten bewegen. Celſa hat das ſeltne Glück, ſich ſelbſt zu kennen; und dieſes hat ſie von ihren Vorzügen dergeſtalt überzeugt, daß ſie die Pflichten gegen ſich ſelbſt verletzen würde, wenn ſie nicht dieſen Vorzügen ihr Recht wiederfahren laſſen wollte. Da ſie es einmal ſo weit gebracht hat, von ihren eignen Vollkommenheiten überführt zu ſeyn; ſo iſt, wie man leicht glauben kann, dieſes eine von ihren angenehmſten Beſchäfftigungen, daß ſie täglich neue Vollkommenheiten an ſich ausſpähet, und ihrem Schöpfer die Ehre thut, ſich zu bewundern. Dieſe eigne Bewunderung würde für ſie nur halb ſo angenehm und erbaulich ſeyn, wenn ſie nicht mit einer bittern Aufmerkſamkeit die Unvollkommenheiten anderer unterſuchte. Aus dieſer Unterſuchung kann nichts anders, als Mitleid, oder Verachtung kommen; denn alle Perſonen, die ſie noch zur Zeit hat kennen lernen, ſtehen ſo unendlich weit unter ihr, daß ſie es bloß der unerforſchlichen Langmuth des Himmels zuſchreibt, daß dergleichen unedle Geſchöpfe mit ihr in die Welt geſetzt ſind, und mit ihr leben. Sie will, ſo viel möglich, dieſes Verſehen der Natur wieder gut machen;

chen; sie entzieht sich daher des Umganges mit diesen verächtlichen Geschöpfen, die sich auch Menschen nennen, gänzlich, oder, wenn sie das nicht thun kann, so will sie doch ihre Vorzüge vor ihnen behaupten. Sie weis das Sprüchwort, daß man nicht mehr Ehre hat, als man sich selbst giebt; sie giebt sich also so viel Ehre, als sie ihren Vollkommenheiten schuldig zu seyn glaubt. Und da diese freylich andern Leuten so deutlich nicht in die Augen fallen, so behauptet sie diese Vorzüge mit Zank und Heftigkeit: und wenn jemand so verwegen ist, ihr zu widerstehen, so ist ihr Mann, wenn er anders ihrer nicht unwürdig seyn will, allerdings schuldig, sie zu vertheidigen, und ihr durch den Beystand des Richters Gerechtigkeit zu verschaffen. Das nennen ihre Feinde Rangstreitigkeiten: aber sie nennt es eine Pflicht gegen sich selbst. Wem alle diese Entschuldigungen ein wenig zu tiefsinnig, und metaphysisch vorkommen möchten, dem will ich noch deutlichere Ursachen angeben, die allerdings mehr in die Augen fallen. Wollen wir es etwan der Celsa verdenken, daß sie mit feindseligem Sturme, und mit Beleidigung anderer einen Rang behauptet, der ihr, wie sie überzeugt ist, gehört? Wie viel hat es sich Celsa kosten lassen, in diesen Stand zu kommen, in dem sie itzo lebt! Sie überließ ihre Hand einem Manne, welcher wie der Pöbel dachte, und wie der Pöbel lebte. Durch seine Ausschweifungen war sein gebrechlicher Körper noch ekelhafter, und seine dicke Seele, noch dümmer geworden. Er hatte sich in eine drückende Last von Schulden gesteckt, die er nicht bezahlen konnte: aber seine Geburt, und sein Amt gaben ihm einen gewissen Rang, welcher Celsen so ansehnlich vorkam, daß sie ihm alle seine Mängel und Untugenden verzieh, und auch ihre Reichthümer ihm überließ. Ist es wohl unbillig, daß sie sich dafür bezahlt macht, und den Rang mit Gewalt behauptet, dem sie ihren Geschmack, und ihr Vermögen aufgeopfert hat? Noch eins: ihr Vater war der niederträchtigste Wucherer in der Stadt; um sich einen kleinen Vortheil zu ver-

verſchaffen, war ihm keine Erniedrigung zu ſchimpflich: dieſen Fehler ihres Vaters muß ſie wieder gut machen. So oft ſie einen Rangſtreit anfängt, ſo oft glaubt ſie das Andenken ihres Vaters aus dem Staube zu erheben, und einen Theil ihrer kindlichen Pflicht zu erfüllen. Sehen ſie, gebietende Celſa, wie viel Gewalt ich mir, und der Wahrheit anthue, ihren Ehrgeiz zu vertheidigen! Verzeihen ſie mir meinen Autorfehler, den ich begangen habe. Ich lege mich zu ihren Füſſen, und ſchwöre ihnen bey ihnen ſelbſt, daß ich es künftig keinem Menſchen wieder ſagen will, daß ſie eine hochmüthige Thörinn ſind, welche den Mangel eigner Vollkommenheiten dadurch verbergen will, wenn ſie andern ihre Vorzüge ſtreitig macht.

* * *

Ich kann es nicht läugnen; ich habe geſagt, daß Alcimedore durch einen unüberlegten Aufwand ihren Mann an den Bettelſtab, und ihre Kinder um das Brodt bringt: aber ich hätte bedenken ſollen, daß dieſes ein ſehr gemeiner Fehler iſt, der Alcimedoren bey der heutigen Welt eben ſo viel Ehre bringt, als nachtheilig er ihr vor hundert Jahren geweſen ſeyn würde. Ihr Mann heirathete ſie, weil er ſie für reich hielt: er verlangte alſo von ihr Geld, nicht aber, daß ſie eine vernünftige Frau, eine verſichtige Wirthinn, oder eine ſorgfältige Mutter ſeyn ſollte. Was er verlangte, hatte ſie ihm gegeben; alſo kann er weiter nichts von ihr fodern. Ihr Vermögen war bey weitem ſo anſehnlich nicht, als er glaubte. Dem ungeachtet hat ſie als Frau ein Recht, noch zehnmal ſo viel aufzuwenden, als ihr Vermögen beträgt. Wird ihr Mann bankrutt, was kann das ihr ſchaden? Deſto vortheilhafter wird es für ſie ſeyn. Ja, wenn man die Sache genau und recht unpartheyiſch anſehen will, ſo iſt ihre Verſchwendung nichts, als eine Art von guten Werken, zu denen ſie ihre Pflicht und ihr Gewiſſen verbindet; denn ſie bringt dasjenige Vermögen wieder unter die Leute, das ihr Mann auf ſo vielerley

len unverantwortliche Art zusammen wuchert. Aber sie bringt doch ihre unschuldigen Kinder um das Brodt! Was für ein altväterischer Gedanke! Sorgt denn bey uns die Mutter für das Brodt der Kinder, oder muß das der Vater thun? Bey dem vertrautesten Umgange mit ihrem Manne, und ihres Mannes Freunden, ist das niemals ihre Hauptabsicht gewesen, Mutter zu werden: da nun die Kinder wider ihren Willen leben, können sie der Mutter wohl zumuthen, daß sie für ihr Leben sorgen soll? Mit einem Worte: Alcimedore verschwendet; sie bringt ihren Mann an den Bettelstab; sie stürzt ihre Kinder in die verächtlichste Armuth: aber Alcimedore ist eine Frau, die zu leben weis.

* * *

Daß die fromme Agnese unversöhnlich wütet, wenn sie beleidigt wird; das ist auch eine von den unüberlegten Wahrheiten, die mir itzo viel Gewissensunruhe machen. Agnese hat gute Ursachen, sich sehr leicht zu erzürnen. Sie weis ihre tugendhaften Vollkommenheiten, die ihr einen so ansehnlichen Rang über alle sündige Menschen verschaffen. Ist es nicht eine Verwegenheit, wenn ein Mensch, der kaum halb so viel betet, sich unterstehen will, sie zu beleidigen? Das Andenken ihrer jugendlichen Ausschweifungen muß ihr empfindlich seyn, wenn man sie daran erinnert, und sie dadurch in der schmeichelhaften Einbildung einer heiligen Vollkommenheit stört. Wer sie beleidigt, der beleidigt die ganze Kirche. Sie ist ihre unversöhnliche Wut der Religion schuldig, um andere abzuschrecken, daß sie diejenigen nicht verwegen antasten, welche der Religion so viel Ehre machen. Agnese verdammt mit einer lieblosen Zuversicht: aber sie versäumt keine Kirche. Sie ist neidisch über das unverdiente Glück anderer Menschen: aber sie hat eine Predigt gestiftet. Es ist wahr, sie wuchert mit Pfändern, und drückt ihre armen Schuldner unbarmherzig: aber sie hat auch der Kirche einen kostbaren Schmuck ge-

geſchenkt. Sie läßt die Dürftigen hungern, und preßt einem armen Bettler durch ihre grauſamen Verweiſe Thränen aus, ehe ſie ihm ein trocknes Stück Brodt zuwirft: aber ſie faſtet alle Wochen einmal. Sie iſt rachſüchtig, und wütet unverſöhnlich, wenn ſie beleidigt wird: aber ſie iſt fromm.

* * *

Ich will es geſtehen, es iſt von mir ein groſſer Leichtſinn geweſen, daß ich Roſamunden Schuld gegeben habe, es ſey ein Theil ihres Gottesdienſtes, wenn ſie ſich geputzt in der Kirche ſehen läßt. Roſamunde thut in der Kirche mehr nicht, als was andre Frauensperſonen, an ihrem Nachtiſche, thun. Sie bewundert ſich, und läßt ſich bewundern. Ein jeder, von welcher Secte er auch ſey, verdient eine gewiſſe Hochachtung, wenn er das, was er in ſeiner Religion glauben ſoll, mit Ueberzeugung, und mit einem beſcheidnen Eifer glaubt: und dieſe Hochachtung verdient Roſamunde doppelt. Sie hat es der Unterweiſung ihrer Mutter, deren völliges Ebenbild ſie iſt, zu danken, daß ſie von der Religion überhaupt ſehr bequeme Begriffe, und insbeſondre vom Sonntage dieſen hat, daß er nichts anders ſey, als ein gewiſſer Tag in der Woche, wo das Frauenzimmer zwo Stunden eher aufſteht, als an den andern Tagen, um ſich die Haare auf das ſorgfältigſte friſiren zu laſſen, und ein Kleid anzulegen, welches die andächtige Aufmerkſamkeit der Nebenchriſten auf ſich ziehen kann, in deren Geſellſchaft man drey Stunden lang ſtille ſitzt, um bewundert zu werden, und andre zu richten. Roſamunde glaubt, daß nur zu dieſem Ende der Sonntag erdacht ſey, und das glaubt ſie mit einer ſo lebhaften Ueberzeugung, daß ſie ſeit ihrem vierzehnten Jahre nicht einen einzigen Sonntag ausgeſetzt hat, ihren Gottesdienſt auf dieſe Art zu verrichten. Hätte man ihr beſſere Begriffe von der Religion beygebracht, ſo würde ſie eben ſo wohl im Stande ſeyn, ſich nach dieſen beſſern Begriffen mit Eifer

zu

zu richten. Aber, da sie nur das erbauende Exempel ihrer werthesten Mama vor sich gehabt hat, da alle, die mit ihr reden, nur von Göttinn und Anbetung reden: So kann man es ihr gar nicht verdenken, daß Exempel und Schmeicheley sie, bey ihrer natürlichen Eigenliebe, zu einer solchen Abgötterey gegen ihre kleine Person gebracht haben. Das muß man wohl bedenken, wenn man billig seyn will: und so billig hätte ich auch seyn sollen!

* * *

Wie werde ich es bey Florinden verantworten können, von der ich gesagt habe, daß sie sich weder der Wirthschaft, noch ihrer Kinder annehme, welche doch gewisser von ihr, als von ihrem Manne sind? Vielleicht hat sie es nicht einmal übel genommen; denn Florinde kennt die Welt. Die Zucht ihrer Kinder überläßt sie dem Gesinde. Sie würde es für einen sehr empfindlichen Vorwurf halten, wenn ich ihr nachrühmen wollte, daß sie eine gute Wirthinn sey, weil sie wohl weis, daß dieses eine sehr bürgerliche Tugend ist. Und am allerwenigsten wird sie darüber empfindlich, wenn man ihre Treue gegen den Mann in Zweifel zieht, da dieses nur ein desto stärkerer Beweis ihrer Schönheit, ihrer Verdienste, und der Hochachtung ist, welche die Welt für sie hat. Und also hat sie vielleicht meine Wahrheit nicht einmal übel genommen! Aber gesetzt auch, es wäre geschehen, so weis ich ein Mittel, sie wieder zu besänftigen. Bey der nächsten Gelegenheit will ich ihr eine Schmeicheley auf Unkosten anderer Frauenzimmer sagen; ich will sie mit boshaften Neuigkeiten von ihrer Freundinn versehen, damit sie in Zusammenkünften Gelegenheit habe, witzig zu seyn; allenfalls spiele ich mit ihr, und lasse sie gewinnen; und wenn sie bey aller dieser Busse noch unversöhnlich bleibt, so will ich die Rolle eines Anbeters nehmen, damit ich die Zahl ihres zärtlichen Trosses vermehre, und ihr

ihr das Vergnügen mache, mich verachten zu können? Denn das wünscht ihr Ehrgeiz, daß sich die Anzahl ihrer Anbeter vermehre, und daß sie einige darunter habe, bey welchen es ihr nicht schwer ankömmt, grausam zu seyn. Ich glaube, ich bin gedemüthigt genug, wenn ich mich dieser Strafe unterwerfe.

* * *

Kalliste ist bedantisch stolz, weil sie etwas mehr versteht, als das Kochen. Ich habe das gesagt, es ist wahr: aber wenn auch Kalliste diesen Fehler hat, so ist sie wenigstens zu entschuldigen. Und am meisten müssen wir Mannspersonen sie entschuldigen, weil wir nur an diesem Fehler, wie an den meisten Fehlern der Frauenzimmer, Ursache sind. Wir fürchten uns zu sehr vor dem fähigen Verstande und Witze des weiblichen Geschlechts, als daß wir uns Mühe geben sollten, ihren Verstand und Witz sorgfältig zu bilden, und sie an dem Ruhme der Gelehrsamkeit Antheil nehmen zu lassen. Sie würden uns einen gewissen Vorzug entreissen, welcher beynahe der einzige noch ist, den wir vor ihnen behaupten. Wir sind schon eifersüchtig genug, daß für sie die Schönheit ein vorzügliches Geschenk der Natur ist: ich nehme unsre männlichen Puppen zu Zeugen, daß wir auf dieses Geschenk eifersüchtig sind. Schon der natürliche Verstand unsrer Frauenspersonen ist so durchdringend, daß es für unsre angemaßte Herrschaft doppelt gefährlich seyn würde, wenn wir diesen natürlichen Verstand durch Fleiß, Bücher und gelehrte Bemühungen noch mehr ausbilden wollten. Es ist dieses ohnedem nur noch der Schatten der Herrschaft, mit der wir uns brüsten, da wir alle andre Arten der Herrschaft, schon seit undenklichen Jahren an das weibliche Geschlecht verloren haben. Wir ersticken daher mit einer tyrannischen Vorsicht alle Begierde, welche das Frauenzimmer bewegen

könnte, ihren Verstand durch Schriften und Gelehrsamkeit noch mehr auszubilden. Und weil wir es nicht wagen dürfen, den Frauenzimmern solches ernstlich zu verbieten, da sie, als Frauenzimmer, gewohnt sind, dasjenige am eifrigsten zu thun, was ihnen am schärfsten verboten wird: so wissen wir sie schon durch andere Beschäfftigungen zu zerstreuen. In vorigen Zeiten ließ man sie für den größten Theil der Wirthschaft sorgen, und übergab ihnen die Erziehung der Kinder; und die zwo Beschäfftigungen waren weitläuftig genug, sie von der gelehrten Neugierde abzuhalten. Da in neuern Zeiten die meisten unsrer Weiber auf den bequemen Einfall kamen, die Last der Wirthschaft, und der Kinderzucht auf ihre niedrigsten Bedienten zu legen: so waren die Männer so sinnreich, ihnen Tonnen vorzuwerfen, mit denen sie sich bey ihrem Müßiggange beschäfftigen sollten. Man gab ihnen bunte Karten in die Hände, und war so glücklich, ihnen diesen Zeitvertreib so angenehm zu machen, daß sie gar keine Bücher weiter, als diese, verlangten, und daß viele von ihnen ganz ausser Stande waren, bey einer andern Gelegenheit, als beym Spielen, zu denken. Durch eine übertriebene Schmeicheley über ihre Schönheit, brachte man ihnen von ihrer ersten Jugend an die eiteln Begriffe bey, daß ihr ganzer Werth nur in der Schönheit bestehe. Die Folge davon war natürlich: ihre Bemühung zog sich von allen andern Beschäfftigungen ganz ab, und gieng bloß auf die Erhaltung dieses Vorzugs. Weil aber doch die Mannspersonen nicht im Stande waren, bey allen Frauenzimmern die Begierde zu schönen Wissenschaften zu unterdrücken; so fiel man auf ein sehr boshaftes Mittel. So bald ein Frauenzimmer nur ein wenig mehr verstund, als man wollte, daß ein Frauenzimmer von der Gelehrsamkeit verstehen sollte; so machte man sie durch übertriebne Lobsprüche schwindlicht, und beredete ihre Eigenliebe, welche schon vorhin geneigt genug war, es sich bereden zu lassen, daß sie das witzigste,

gelehrteste, vollkommenste Frauenzimmer, und wo nicht gar Minerva, doch zum wenigsten eine zehnte Muse sey. Dadurch benahm man ihr den Gedanken, weiter zu gehen, welches sie bey ihrer Vollkommenheit nunmehr für überflüssig hielt. Sie blieb an dem Fusse des Parnasses stehen, beschäfftigte sich mit witzigen Tandeleyen, und wurde von dem verrätherischen Lobe der Mannspersonen trunken. So ist es Kallisten gegangen. Habe ich also etwas unrechtes gesagt, wenn ich behauptete, daß ihr pedantischen Stolz ein Fehler der Mannspersonen sey? Verstünde Kalliste diese Sprache unsrer Schmeicheley, so würde sie darüber sehr kleinmüthig werden. Man erstaunt, daß sie ein wenig von Gelehrsamkeit, und wohl gar Verse plaudern kan: So wie man einen Papagey bewundert, welcher menschliche Töne nachplaudern kann, ungeachtet ihn die Natur nur zu einem Papagey erschuf. Könnte für Kallistens Stolz wohl etwas demüthigender seyn, als dieser beleidigende Beyfall?

* * *

Daß ich behauptet habe, eine Frau aus der grossen Welt zu heirathen, sey für viele ein gewisser Schritt zum Hospitale; das ist das Wenigste, was ich von den Ehen Nachtheiliges gesagt habe. Aber doch erkenne ich mein Unrecht. Und damit ich die Welt von meiner Reue recht nachdrücklich überzeuge, so will ich mir öffentlich alles das Böse vorhalten, das ich, von den Ehen zu sagen, die Verwegenheit gehabt habe. Ich habe über Männer gespottet, welche, weder nach Verstande, noch Tugend, noch Erziehung zu fragen, sich auf ewig mit Frauenzimmern, bloß wegen ihrer Schönheit verbanden, von welchen sie wissen konnten, daß sie nach einem Jahre nicht mehr, wenigstens für sie nicht mehr reizend seyn würden. Aber Greif ließ sich von keiner Schönheit blenden. Zwar Verstand, und

Tugend,

Tugend, und Erziehung waren das auch nicht, was er verlangte: er suchte Geld; und doch hielt ich ihn für einen Thoren. Ein Mann, der, zu dem gemeinen Besten, in seinem funfzigsten Jahre ein feuriges Mädchen von funfzehn Jahren heirathet, war vor meinem Spotte eben so wenig sicher, als eine Frau von funfzig Jahren, welche sich einbildet, daß die Schmeicheleyen ihres jungen Bräutigams ihr, und nicht ihrem Gelde gemacht werden. Ich hatte angemerkt, daß Frauenzimmer, so bald sie ihrem Manne die ewige Treue zugeschworen, sich mit einem male von dem jungfräulichen Zwange des Wohlstandes losrissen, und ohne Vorsicht alle Ausschweifungen begiengen, die sie vorhin nur im Stillen gewünscht, oder mit der größten Behutsamkeit begangen hatten. Zuweilen stellte ich sehr erbauliche Betrachtungen an, wie es kommen müsse, daß wir Mannspersonen allen Frauenzimmern mit aller nur ersinnlicher Höflichkeit begegnen, und allen offenbare Schmeicheleyen sagen, nur unsern Weibern nicht: und ich glaubte, gefunden zu haben, daß sich Mann und Frau vornehmlich um deßwillen so kaltsinnig begegnen, weil es unter ihnen eine heilige Pflicht ist, sich zu lieben. Der Aufwand, den heut zu Tage der Wohlstand, oder welches einerley ist, der Hochmuth vieler Weiber erfodert, schien mir eine sehr gegründete, und beynahe die vornehmste Ursache zu seyn, daß die ansehnlichsten Häuser am meisten in Schulden stecken. Eine Frau von dieser Art zu heirathen, war in meinem Augen der deutlichste Beruf, bankerutt zu werden. Ich zittere, wenn ich die Verwegenheit überdenke, die ich gehabt habe, so viele Bitterkeiten von den Frauenzimmern, und von der Ehe zu sagen! Es würde sich entschuldigen lassen, ja gewisser massen wäre es meine Pflicht gewesen, dergleichen zu sagen, wenn es Frauenzimmer von dieser Art in der Welt gäbe. Aber da bekannt ist, daß kein Frauenzimmer, welches schön ist, nicht auch zugleich Verstand, und Tugend, und Erzie-

hung habe; daß eine Frau, welche ihren Mann reich macht, ihn auch durch Bescheidenheit, und anständige Wirthschaft glücklich mache; daß ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, welches einen abgelebten Mann heirathet, den Wohlstand, und ihre Pflicht niemals vergißt; daß eine alte Wittwe ihren jungen Bräutigam nicht aus Wollust, sondern nur aus Freundschaft liebt; daß unsre Frauenzimmer, so bald sie verheirathet sind, beynahe noch vorsichtiger und tugendhafter leben, als vorher, da sie wohl wissen, daß eine unbedachtsame Aufführung nicht allein die schändlichsten Vorwürfe über ihr ganzes Haus bringt, sondern auch ihren eignen Anbetern verächtlich ist; da es bekannt, wenigstens bey uns ausgemacht ist, daß die Weiber durch eine gefällige Freundlichkeit sich nur ihrer Männer Liebe und Hochachtung zu erhalten suchen, ohne um den Beyfall anderer Mannspersonen zu buhlen; daß in vornehmen Häusern die Weiber bey ihrem Aufwande niemals vergessen, was sie dem ehrlichen Namen ihrer Männer, und dem künftigen Wohle ihrer Kinder schuldig sind; Da alles dieses bekannt ist, da man nicht ein einziges Exempel anführen kann, welches meine Vorwürfe und Spottereyen rechtfertigen könnte: so weis ich meine Verleumdung mit gar nichts zu entschuldigen; ich habe nicht einmal das Herz, um Vergebung zu bitten.

* * *

Gewiß, Gurda, sie hätten keinen vortheilhaftern Augenblick, als diesen, erwarten können, eine Abbitte und Ehrenerklärung von mir darüber zu verlangen, daß ich sie für eine Thörinn erklärt habe, weil sie noch so eitel sind, ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen. Ich bin itzo so zerknirscht, und niedergeschlagen, daß ich nicht einmal diese Wahrheit zu vertheidigen Muth genug habe. Ich will es ihnen abbitten. Ich will sagen, daß

ihre

ihre dürren Hände die Wolle, den Schnee, und ich weis selbst nicht was, übertreffen; daß die Blicke ihrer Augen noch eben so reizend und gefährlich sind, wie sie vor vierzig Jahren gewesen seyn mögen; daß ihr alter Mund bezaubert, wenn er lächelt, daß . . . mit einem Worte, ich will sie so unverschämt loben, daß sie es selbst für eine Unwahrheit halten sollen, so groß auch sonst ihre Eigenliebe ist. Können sie wohl mehr von mir verlangen?

* * *

Sehen sie, Madame, ich habe mein Wort redlich gehalten. Sind sie mit diesen Abbitten und Ehrenerklärungen zufrieden? Mich dünkt, sie können es wohl seyn. Ich will noch mehr thun, damit ich mich mit ihnen, und ihren Freundinnen ganz aussöhne. Der fünfte Theil meiner satirischen Schriften soll von nichts, als von dem Lobe der Frauensversonen handeln: Aber ich ersuche sie, Madame, die Gütigkeit zu haben, und ihre Freundinnen dahin zu vermögen, daß mir eine jede von ihnen ein ausführliches Verzeichniß ihrer Tugenden und Vollkommenheiten einsende, weil ich vielleicht selbst nicht scharfsichtig genug seyn möchte, solche bey allen wahrzunehmen, und weil ich weis, daß viele von ihren eignen Vorzügen weit mehr überzeugt sind, als sich ein Fremder davon überzeugen kann. Madame, ich küsse ihnen die Hände!

* * *

Daß in meinen Augen die Heuchler so abscheuliche Creaturen waren, daran ist niemand Schuld, als meine fromme Mutter, welche mir immer vorsagte, daß in einem Heuchler der Stoff zu einer jeden Art von Schelmen liege. Ich danke es dem Umgange mit der grossen Welt, daß

daß ich itzt billiger von den Heuchlern urtheile. Und warum soll ich nicht billiger urtheilen, da ein Heuchler nichts thut, als was alle diejenigen zu ihrem guten Nutzen, und mit grossem Beyfalle thun, die zu leben wissen? Sie verstellen sich, sie halten eine Maske vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, sie wollen die Welt bereden, daß sie gewisse Vollkommenheiten besitzen, die ihnen wirklich fehlen; das thun die Heuchler, es ist wahr: aber sind sie um deßwillen so verabscheuungswürdig? Dort vor dem Zimmer des Prinzen umarmen sich zween vornehme Freunde. Sie versprechen einander eine Freundschaft, dergleichen man seit den Zeiten des Orest nicht gehört hat; sie werden diesen Mittag mit einander trinken, und sich küssen, und ewige Treue schwören: und morgen wird einer von ihnen den andern stürzen. Thut ein Heuchler mehr, als diese thun? Der Mann, der nur von Tonnen Goldes spricht, dessen fürstliche Pracht der Pöbel bewundert, und sein Gläubiger beseufzet, dieser Mann hat die grosse Absicht, noch mehrere zu betrügen, und alsdenn mit einer guten Art Bankerutt zu machen: hat man wohl viel Exempel von Heuchelern, die ihre Gläubiger auf diese Art betrügen? Und was soll ich von der Verstellung derjenigen Gelehrten sagen, die ihre Dummheit unter einer weisen Miene verbergen? Soll ich von den Großsprechern etwas gedenken, die den Hut trotzig in die Augen drücken, und zittern? Wie gefährlich heuchelt ein Geliebter! Wie verführend ist die Heucheley einer ungetreuen Frau, die ihren Mann mit zärtlichen Liebkosungen einschläfern will! Und alle diese Laster, alle diese Thorheiten entschuldigt man, oder belacht sie wohl gar: aber unerbittlich verdammt man den frommen Heuchler, der Almosen giebt, mit bußfertiger Miene durch die Gassen schleicht, knieend und mit Thränen vor dem Angesichte der Gemeine betet, und ein Schelm ist. Macht ihn vielleicht nur das vor andern so verhaßt, daß

er

er mit der Religion spottet? Das will ich doch nimmermehr hoffen! Vielleicht möchte es vor hundert Jahren die Ursache gewesen seyn: aber itzt denkt unsre aufgeklärte Welt schon anders, und man weis besser, als damals, zu welchem Ende die Religion erdacht ist. Man bewundert ja diejenigen, als starke Geister, die mit der Religion spotten: ist es wohl billig, daß man diejenigen, als Schandflecke der Natur verabscheut, die mit der Religion heucheln?

* * *

Unglückliche Leute noch mehr zu kränken, ist gewiß eine der grausamsten Ungerechtigkeiten, die ein Mensch begehen kann. Und doch - - ich schäme mich es zu gestehn! - - Und doch habe ich diese Ungerechtigkeit begangen, und zwar habe ich sie an den erbarmenswürdigen, unglücklichen, und elenden Menschen begangen, die man Freygeister nennt. Dieses sind die mitleidenswürdigen Menschen, welche, um zwanzig Jahre lang von wenigen wegen ihres scharfen Verstandes bewundert zu werden, von den übrigen verabscheuet, und ewig unglücklich werden wollen. Sie wenden viele Mühe an, sich eine Hoffnung auszureden, von welcher sich ein vernünftiger Mann, ich will gar nicht sagen, ein Christ, mit so vieler Mühe zu überzeugen sucht. Sie haben beständig mit den innerlichen Widersprüchen ihres eignen Gewissens zu kämpfen, welches sie zu ihrem grossen Verdrusse immer daran erinnert, daß sie vernünftige Geschöpfe sind. Sie haben Ehrgeiz genug, in der Welt eine Rolle spielen zu wollen, die bemerkt wird: weil es ihnen aber am Verstande und Willen fehlt, so rasen sie, um starke Geister zu heissen. Die Ausschweifungen ihrer Jugend sind mit nichts zu entschuldigen: sie gerathen

rathen alſo auf den albernen Einfall: ſich und andere zu bereden, daß es keine höhern Geſetze gebe, welche dieſe Ausſchweifungen verdammen; und bey dieſem Einfalle haben ſie eben die ſichere Beruhigung, die ein Dieb haben mag, welcher ſich zu bereden ſucht, daß keine Geſetze ſind, die den Diebſtahl verbieten, und welcher dieſen Unſinn gegen andere ſo lange behauptet, bis er unter dem Galgen ſteht. Gemeiniglich iſt eine ſchimpfliche Armuth die Folge ihrer jugendlichen Ausſchweifungen; und alsdenn ſind dieſe ſtarken Geiſter, welche ſo ſtolz von ihrem Witze denken, doch niederträchtig genug, Schmarozer zu werden, und ſich durch ihren witzigen Unſinn an die Tafel junger reicher Thoren zu drängen. Dieſe Elende, welche Verzweiflung und Hunger zu Narren macht, habe ich ſo oft verſpottet: wie ungerecht, und lieblos habe ich gehandelt! Wäre es mein Ernſt geweſen, ſie zu retten, und hätte ich es wirklich gut mit ihnen gemeynt: ſo hätte ich die Barmherzigkeit an ihnen erzeigen, und ſie in das Tollhaus einkaufen ſollen.

* * *

Die Abbitte und Ehrenerklärung, die ich hier den ſtarken Geiſtern thue, bringt mich ganz natürlich auf ihre Antipoden, die abergläubiſchen Seelen. Auch an dieſen habe ich mich verſündigt: denn Abergläubiſche zu verſpotten, iſt eben ſo unrecht, als einen Wahnwitzigen zu verſpotten, der immer Geſpenſter ſieht. Dieſe Unglückliche werden ohnedem ſchon unbarmherzig genug von gewiſſen Tyrannen gepeinigt, deren Eigennutz, unter dem frommen Vorwande, die heiligen Pflichten ihres Amtes zu erfüllen,

sie immer mit neuen Larven schreckt, und ihnen immer den Verstand verdächtig macht, damit sie ihr Joch nicht fühlen; welche sich und der Religion zu Ehren, diese Milzsüchtigen in einer andächtigen Dummheit erhalten; mit einem Worte, welche eher nicht ruhen, als bis sie aus einem vernünftigen Wesen ein betendes Vieh gemacht haben. Es wäre billiger von mir gewesen, wenn ich diesen elenden Sclaven Muth gemacht hätte, sich von ihren Banden loszureissen; an statt daß ich ihres Aberglaubens spottete. Sie dauren mich, so oft ich an sie denke. Alles Vergnügen der Welt ist ihnen ein Abscheu. Der Frühling ist ihnen schrecklich, weil im Frühlinge die erwachende Natur lächelt, und den Menschen von neuen belebt: nur der Winter ist ihnen noch erträglich, und dieses blos wegen seiner langen und traurigen Nächte. Sie stehen seufzend von ihrem Bette auf, wachen den Tag über mit Angst, mit Thränen legen sie sich nieder, und ihr schwarzes Geblüte macht ihnen auch die Träume schrecklich. Das einzige wahre, und beruhigende Vergnügen, welches sie empfinden, ist dieses, wenn sie andere verdammen. Verdienten diese Abergläubische mein Mitleiden nicht?

* * *

So weit geht die Probe der versprochenen Abbitte und Ehrenerklärung! Ich werde nicht einen Augenblick versäumen, die Fortsetzung bekannt zu machen, wenn ich finde, daß sich durch diese Probe diejenigen versöhnen lassen, die ich im Vorstehenden genannt habe; und daß

diejes

diejenigen, welche ich hier noch nicht genennet, eine Abbitte und Ehrenerklärung von dieſer Art verlangen.

E N D E

des vierten und letzten Theils.

VALEAT: RES. LVDICRA. SI. ME
PALMA. NEGATA. MACRVM. DONATA.
REDVCIT. OPIMVM

Horat.

Verzeichniß

der

in diesem vierten und letzten Theil enthaltenen Stücke.

Vorbericht.

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern

Zueignungsschrift an des grossen Sancho Panßa grossen Esel S. 3-16

Abhandlung über das Sprüchwort: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; nebst einem Vorberichte 19-37

Kleider machen Leute 38-46

Ehrlich währt am längsten; nebst einem Vorberichte 46-73

Alte Liebe rostet nicht 73-88

Eine Hand wäscht die andere 88-97

Jung gewohnt, alt gethan 98-141

Gut macht Muth 141-149

Ehen

Verzeichniß.

Ehen werden im Himmel geschlossen S. 149-182

Gedanken sind zollfrey 182-276

Beweis, daß die Begierde Böses zu reden weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre; an die königliche Academie zu Pau in Bearn 277-310

Das dazu gehörige, von dem Verleger verfertigte Realregister 311-328

Das Märchen vom ersten April; aus dem Holländischen in das Hochdeutsche übersetzt

Art Beuzelaars von Saerdam Zuschrift an seine liebe Amme 331-332

Erstes Buch; enthält das Märchen vom ersten April 333-356

Zweytes Buch; enthält sieben mal sieben Wahrsagungen vom ersten April 357-398

Drittes Buch; enthält den Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen, nebst der versprochenen Fortsetzung 399-410

Abbitte und Ehrenerklärung 411-444